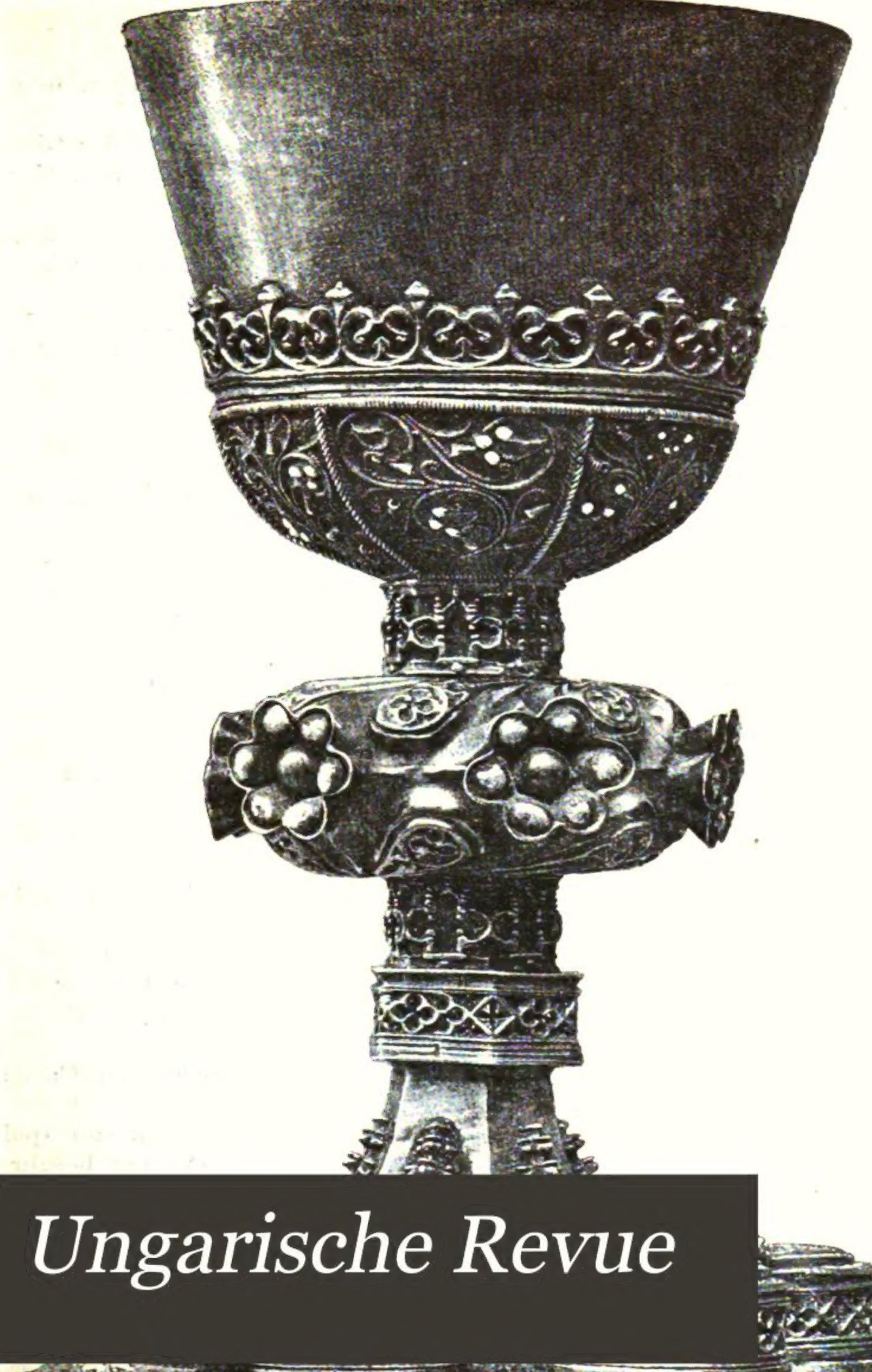


Ungarische Revue

UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTÜTZUNG

DER

UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY UND GUSTAV HEINRICH

1888.

8

ACHTER JAHRGANG.

BUDAPEST,

FRIEDRICH KILIAN

K. UNG. UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG

1888.

INHALTSVERZEICHNISS.

I. ABHANDLUNGEN.

Seite

Das Arany-Denkmal. Bericht der Jury über die Concurrenz-Entwürfe 338
Bostel F., Hieronymus Laski 428
Darvai Moriz, Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft 198
Franz Deák's Reden, III. Band 795
Falk Max, Zur Erinnerung an August Trefort 633
Fináczy Ernst, Die Geschichte der ungarischen Journalistik 56
Fraknói Wilhelm, Denkrede auf Arnold Ipolyi 500
— — Andreas Pannonius 231
— — Generalsecretär-Bericht... 548
— — Stefan Szántó, Ein ungar. Jesuit des XVII. Jahrhunderts... ... 821
Gyulai Paul, Zur Erinnerung an Karl Kisfaludy 242
Hajnik Emerich, Die Erbobergespanschaft in ihrer verfassungsgeschichtlichen Entwickelung 473
Hampel Josef, Das mittelalterliche Draht-Email. Mit XXIII Tafeln Illustrationen 1
Hieronymi Karl, Die Theissregulirung 554
Hunfalvy Paul, Die Völker des Ural und ihre Sprachen 385
I. Geschichtliche Einleitung ... ... —
II. Die Syrjenen, Permier, Wotjaken 406
III. Wogulen, Ostjaken 756
Kelemen Bela, Alexander Balázs. Mit Porträt 816
Keleti Gustav, Die Wandgemälde und die künstlerische Decoration des Prunksaales der Akademie... 533
Kúnos Ignaz, Osmanische Volksmärchen 328, 435
Kuzsinszky Valentin, Ausgrabungen in Aquincum 1887 737
Majláth Bela, Ein ungarisches Loosbuch aus dem XVI. Jahrhundert 478
Peczely Ludwig, Die Entstehung der rumänischen Sprache und Nation 46
Randa Anton, Der Entwurf des ungarischen Erbrechtes 143

Seite

Schmidt Wilhelm, Báthory und Bethlen in ihrem Verhältnisse zur Krone Polens ... 257
I. Gabriel Báthory ... —
II. Gabriel Bethlen ... 442
Schwicker Joh. Heinr., Susanne Forgách. Mit Illustrationen ... 285
— — Treforts Reden und Briefe ... 663
Sturm Albert, Johann Arany's Nachlass ... 416
— — Czenstochova ... 483
Szász Karl, August Trefort. Mit Porträt ... 609
Szendrei Johann, Albrecht Dürers Abstammung und Kunst ... 779
Szily Koloman, Ungarische Naturforscher vor hundert Jahren ... 524
Trefort August, Eröffnungsrede in der volkswirtschaftlichen Commission 169
— — Vorrede zu den «Reden und Briefen» ... 375
— — Eröffnungsrede in der Jahresversammlung der Akademie der Wissenschaften ... 497
— — Zur Lösung der ungarischen Frage ... 655
Vámbéry Hermann, Christentum und Islam im Orient ... 149
Wertheimer Eduard, Zur neueren Geschichte des Handels und der Industrie in Ungarn ... 118
Wosinsky Moriz, Das præhistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner. Mit XXIV Tafeln Illustr. 81. 210. 343
Zur Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes. Drei Artikel 177. 307. 687

II. KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Acsády Ignaz, Die Volkszahl der Hörigen in Ungarn nach der Schlacht von Mohács ... 828
Ágai Adolf, Ueber das Altwerden ... 249
Asbóth Johann, Die Alfölder Ueberschwemmungen ... 600
Bánóczi Josef, Bericht über den Karátsonyi-Dramen-Preis ... 372
Bartalus Stefan, Die ungarische Palotás-Musik ... 828
Beöthy Zoltán, Bericht über den Péczely-Dramen-Preis ... 723
Berczik Árpád, Bericht über den Kóczán-Dramen-Preis ... 830
Berecz Anton, Lingg's Erdprofil ... 599
Budenz Josef, Die sprachwissenschaftlichen Forschungen B. Munkácsi's im Lande der Vogulen ... 723
Csiky Gregor, Bericht über den Teleki-Dramen-Preis ... 372
Domanovszky Andr. Dante als politischer Schriftsteller ... 168
— — Des Marsilius von Padua Lehre vom Staate und von der Kirche 171
Erődi Béla, Ein Ausflug in das Una-Velebit-Gebiet ... 726
Goldziher Ignaz, Denkrede auf H. L. Fleischer ... 724
Gyulai Paul, Bericht über den Farkas-Raskó-Preis ... 488

Seite

Hajnald Ludwig, Denkrede auf Pet. Edm. Boissier ... 829
Hampel Josef, Die Aravisker und ihre Denkmäler ... 726
Haraszti Jul., Die Poesie A. Cheniers ... 829
Havas Ludwig, Bibliotheca Geographica Hungarica ... 489
Heinrich Gustav, Das Toldi-Drama des Andr. Dugonics ... 490
Horváth Eugen, Zur Biographie des Feldmarschalls Franz Nádasdy ... 251
Jakab Alexius, Die Nationalfarben Siebenbürgens ... 251
Jankó Johann, Reise an den Nordküsten Egyptens ... 727
Körösi Jos., Der Einfluss des Alters der Eltern auf die Lebenskraft der Kinder 831
Láng Ludw., Ungarns Populations-Bewegung 1880—85 ... 371
Némethy Géza, Euhemeri reliquiæ ... 724
Orbán Blasius, Der Ursprung und die Institutionen der Székler ... 371
Péterfy Eugen, Johann Arany's epische Fragmente ... 250
Pikler Julius, Die Psychologie des Glaubens an das objective Sein ... 371
Pulszky August, Die Aufgaben der Rechts- und Staatsphilosophie ... 370
Pulszky Franz, Die Denkmäler aus der Zeit der Gothen und Attila's ... 725
Réthy Ladislaus, Hunnisch-avarisch-magyarische Continuität ... 253
Rudnyánszky Julius, Epistel an einen Theaterdirector ... 250
Schvarcz Julius, Wissenschaft und Gesellschaft ... 487
— — Die ungarische Gesellschaft ... 830
Simonyi Sigm. Combinirte Wortbildung ... 724
Sturm Albert, Denkrede auf Mich. Ring ... 832
Szádeczky Ludw., Isabella und Johann Sigmund in Polen 1552—56 ... 370
Szász Karl, Gedichte aus meiner Reisemappe ... 835
Szilágyi Alexander, Die Siebenbürger Landtage von 1657—1661 ... 79
— — Georg II. Rákóczy und die Siebenbürger Sachsen ... 828
Téglás Gabriel, Die Krasznaer Goldbarren und ihre Stempel ... 172
Télfy Johann, Drei französische Hellenisten und das Volapük ... 372
Thewrewk Emil, Die Zigeuner-Grammatik des Erzherzog Josef ... 368
Thirring Gustav, Zu Lad. Magyars Biographie ... 374
Tolnai Ludwig, Der Ballcomité-Präses. Novelle ... 490
Tóth Adolf, Eine neue Projection des geographischen Gradnetzes ... 600
Tóth Lorenz, Die Gefangenen-Arbeit und die damit zusammenhängenden Hauptfragen ... 171
— — Denkrede auf Gedeon Tanárky ... 487
Vámbéry H., Bericht über die geograph. Fortschritte im Jahre 1887 ... 173
Vargha Julius, Auf einem Dorfkirchhofe ... 249
Vértesi Arnold, Das hässliche Mädchen. Novelle ... 835
Weiss Berthold, Ungarns handelsgeographische Mission ... 374
Wlassics Julius, Lehre vom Beweis im Strafverfahren ... 79
Zichy Anton, Grossmannssucht, Satire ... 249
— — Franz Széchenyi's Ermahnungen an seinen Sohn Stefan ... 252
Zsilinszky Michael, Zur Geschichte des Pressburger Reichstages 1708 489

III. BESPROCHENE BÜCHER.*

Seite

*Alte ungarische Sprachdenkmäler ... 384
**Ballagi Aladár*, Wallfahrtsorte in Russland ... 483
**Deák Franz*, Gedächtniss ... 494
**Dugonits Andreas*, Nikolaus Toldi. Drama, 1794 ... 490
**Fehér Ipoly*. Das bairische Mittelschulwesen ... 494
**Ferenczy Josef*, Geschichte der ungar. Journalistik von 1780 bis 1867 56
**Görgei Stefan*, Aus den Jahren 1848 und 1849 ... 177. 307
**Grünwald Béla*, Das alte Ungarn ... 382
**Hajnik Emerich*, Die Erbobergespanschaft in ihrer verfassungsgeschichtlichen Entwickelung ... 473
**Heinrich Gustav*, Ungarische Ausgabe von Lessings »Minna von Barhelm« 607
**Jakab Elexius*, Geschichte Klausenburgs ... 838
**Jókai Maurus*, Graf Mor. Benyovszky ... 602
Kertbeny-Petrik, Ungarns deutsche Bibliographie 1801—1860 ... 379
**Kónyi Emanuel*. Franz Deáks Reden ... 795
*Literarhistorische Denkmäler I. ... 231
**Majláth Béla*, Ein ungarisches Loosbuch aus dem XVI. Jahrhundert 478
**Pesty Friedrich*, Die Ortsnamen Ungarns ... 384
**Prém Josef*, Cseress Gábor, Roman ... 838
**Réthy Ladislaus*, Die Entstehung der rumänischen Sprache und Nation 46
**Szana Tamás*, Ungarische Künstler ... 383
**Székely Georg*, Bürger's Einfluss auf Csokonai ... 736
**Trefort August*, Reden und Briefe ... 663
Salamon Franz, Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft ... 198
Vay Johanna, Briefe ... 837
**Vécsey Thomas*, Geschichte und Institutionen des römischen Rechts 838
**Wohl Stefanie*, Eva, Novellen und Skizzen ... 496

IV. ÜBERSETZTE DICHTUNGEN.

Berzsenyi Dániel, Die Tänze, von Gust. Legerlotz ... 735
Madách Emerich, Die Tragödie des Menschen, ins Lateinische übersetzt von Stefan Tamasko ... 68
Petőfi Alexander, Und wär' ich auch . . . von Jak. Lichtner ... 367
— — Ich spräche . . . von demselben ... 368
Der Pferdesohn, türkisches Volksmärchen, von Ignaz Kúnos ... 159
Vörösmarty Michael, Auf eines Kindes Tod, von Jak. Lichtner ... 734

* Die mit einem Stern bezeichneten Bücher sind nur in ungarischer Sprache erschienen.

V. VERMISCHTES.

Seite
Graf Moriz Benyovszky 602
Die Dispensation von dem Ehehindernisse der Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft bei den ung. Protestanten 253
Geographische Gesellschaft, Jahresversammlung 172
Historische Gesellschaft, Jahresversammlung 252
Joannes Fiorentinus 80
Jahresversammlung der ung. Akademie der Wissenschaften 497
Baron Gabriel Kemény, 1830—88 727
Kisfaludy-Gesellschaft, Jahresversammlung 242
Johann Kriesch, 1834—88 730
Josef Lenhossék, 1818—1880 835
Lessings Minna von Barnhelm in Ungarn 607
Schulsparkassen in Ungarn 1886—87 492
Seminarien an der Budapester Universität 165
Statistisches Jahrbuch 172
Tamasko Stefan 1801—1881 78
Tanárky Gedeon, 1815—1887 173
Ungarns deutsche Bibliographie 1801—1860 279
Ungarische Journalistik im Jahre 1888 380
Die ungarische Volksschule im Jahre 1885—86 731
Ungarische Bibliographie 80. 176. 254. 381. 494. 606. 736. 837

EIN ABSCHNITT UNGARISCHER KUNSTGESCHICHTE.

(Das mittelalterliche Drahtemail.)

Ein deutscher Forscher, Franz Bock, entdeckte im Jahre 1859 auf einer seiner ungarischen Reisen im Graner Domschatze Emailwerke des Mittelalters [1], deren Technik ihm so originell erschien, dass er dieselben keiner bekannten Classe von Emailwerken zuteilen konnte. Etwas später wurden ähnliche ungarische Emailwerke auch andern Kunstforschern, wie Weiss und Falke bekannt und dieselben teilten Bock's Ansicht über eine Ungarn eigentümliche Emailtechnik, das Drahtemail. Seitdem sind Jahrzehnte verflossen, es erschienen in der französischen und deutschen Literatur Compendien über die Geschichte des Emails in Europa und ausser Europa; doch kaum wurde in denselben diese ungarische Drahtemailtechnik gehöriger Aufmerksamkeit gewürdigt; man sprach ihr den eigentümlichen Charakter ab, ein anderes Mal verwechselte man sie mit ähnlichen Emailarten und häufig ignorirte man sie ganz, weil man sie gar nicht kannte. Weder Labarte, noch Lasteyrie oder De Linas, Bucher oder Schultz liessen es sich angelegen sein die Bock'sche Entdeckung näher zu prüfen oder sich wenigstens eine richtige Anschauung solcher ungarischen Drahtemailwerke zu verschaffen, so dass in der ausländischen Literatur das interessante ungarische Drahtemail des Mittelalters weniger bekannt ist, als manche sehr primitive Kunstübung irgend eines Naturvolkes des östlichsten Polynesiens. Die gleichsam insulare Lage der ungarischen Fachliteratur ist wohl eine der Hauptursachen solcher Unkenntniss. In der ungarischen Fachliteratur selbst ist nämlich seit Ipolyi's erster Abhandlung [2] (1863) die Frage des Drahtemails nicht von der Tagesordnung verschwunden. Man forschte, sammelte und publizirte und gab sich Mühe den Erfindungsgeist und guten Geschmack unserer einheimischen Gold- und Silberarbeiter des XV. Jahrhunderts ins

[1] Jahrb. der k. k. Centralcomm. 1859. III. 107—146.

[2] In der Abhandlung über die ungarischen Reliquiare. Archæologiai Közlemények 1863. III. 67—125.

rechte Licht zu setzen [1] und dieses Bestreben erhielt wiederholt durch allgemeine historische oder Specialausstellungen reichliche Unterstützung.

So gaben Anlass und Gelegenheit zum Studium der Frage: die Amateurabteilung der Weltausstellung in Wien (1873), die historische und Kunstausstellung in Budapest (1876), ferner die Budapester historische Goldschmiedeausstellung (1884), sowie die viel spärlicher beschickte historische Abteilung der Landesausstellung in Budapest (1885). Mit Ausnahme etwa der letzteren, haben alle diese Ausstellungen auch auf die einheimische Fachliteratur fördernd gewirkt und wenn auch die photographischen Aufnahmen und anderweitigen Reproductionen, zu welchen sie Anlass gaben, in Sachen des ungarischen Drahtemails nicht so viel Material enthalten, als möglich gewesen wäre anzusammeln, so wurden wir doch erst durch diese Vereinigung grösserer Denkmälerreihen in den Stand gesetzt, diese kunstgeschichtliche Frage auf breiterer Basis zu behandeln, als es bisher möglich war. Bock hatte seiner Zeit nur von fünf Kelchen Kenntniss, an welchen er das Drahtemail studirte [2], Ipolyi kannte im Jahre 1876 bereits siebzehn in ähnlicher Weise verzierte Goldschmiedewerke [3], Karl Pulszky's Verzeichniss (1879) führt vierundzwanzig an [4] und zur Zeit sind bereits über sechzig Monumente bekannt, auf welche sich unsere Untersuchung stützen kann. Aus diesem zum Teile ganz neuen, zum Teile bekannten aber eingehender benützten Materiale liessen sich manche neue Momente für die Kenntniss der Entstehung, Verbreitung und Chronologie des mittelalterlichen Drahtemails gewinnen.

1. Die Haupteigentümlichkeit des ungarischen Drahtemails im Mittelalter besteht darin, dass nicht wie beim Grubenschmelze die vertiefte Fläche als Recipient der Emailmasse benützt wird, auch nicht, wie beim byzantinischen Zellenschmelze die Stegumrahmung als Einfassung dient, sondern dass einfacher, gedrehter oder gekerbter Silberdraht Recipient der Emailmasse und Contour des dargestellten Ornamentes ist. Bucher hat diese Emailart altgriechischem Email verglichen, welches hin und wieder an Schmucksachen aus Südrussland in der Petersburger Eremitage zu sehen ist. Der Vergleich ist zutreffend, wenn wir nur das hier vorangestellte technische Moment berücksichtigen. In der Tat ist hier wie dort der Draht Recipient

[1] Eine Uebersicht der einschlägigen Fachliteratur hat zusammengestellt Ballagi in seinem Werke Kecskeméti W. Péter Ötvöskönyve (Das Goldschmiedebuch des Vitéz Péter von Kecskemét) Budapest 1884. S. 183—184. Seither erschienen noch Aufsätze über das Drahtemail vom Schreiber dieser Zeilen im Arch. Értesítő 1887 und Művészeti Ipar 1887. Diese beiden Arbeiten liegen der vorliegenden Abhandlung zu Grunde, sind jedoch durch neuere Forschungen und Denkmäler mehrfach ergänzt.

[2] Bock l. c. [3] Ipolyi «Századok» 1876. [4] K. Pulszky Arch. Értesítő XIV. Band, S. 19.

und Contour. Doch es ist sowohl in der Emailmasse als auch in den Mustern und vornehmlich in der Art der Verwendung ein Unterschied wahrzunehmen. Die zierlichen Emailblümchen auf griechischen Schmucksachen mit dickaufgetragener opak-blauer Emailmasse bilden auf der glänzenden Goldfläche nur ein sehr zartwirkendes Farbenelement. Das ungarische Draht-



I. Kelch des Georg Rong im Ung. National-Museum. Siebenbürger Arbeit.

email wird nicht in vereinzelten Blümchen verwendet, sondern füllt grössere Flächen, und tritt in bunten Farbenverbindungen als dominirendes Element auf.

Man hat das mittelalterliche Drahtemail nicht selten »Filigranemail« genannt und verwechselte es mit jenem Email, das etwa im XVII. Jahrhunderte in mehreren Ländern, auch in Ungarn beliebt war; dieses mit Filigran combinirte Email, welches meist am Kleiderschmucke zur Verwendung kam,

hat mit dem Drahtemail kaum etwas gemein, denn durch die Farben sowohl als vermöge der Zeichnung und hauptsächlich durch den technischen Charakter ist es von jenem gänzlich verschieden. In dem Filigranemail sind die Drahtcontouren durch Stege ersetzt und das Filigran selbst ist nur Begleitornament, es enthält kein Email. Wohl an das «Filigranemail» des XVII. Jahrhunderts mag Bucher gedacht haben, wenn er in seinem Capitel über das Champlevéemail die ungarische Emailindustrie kurz abfertigt.[1]

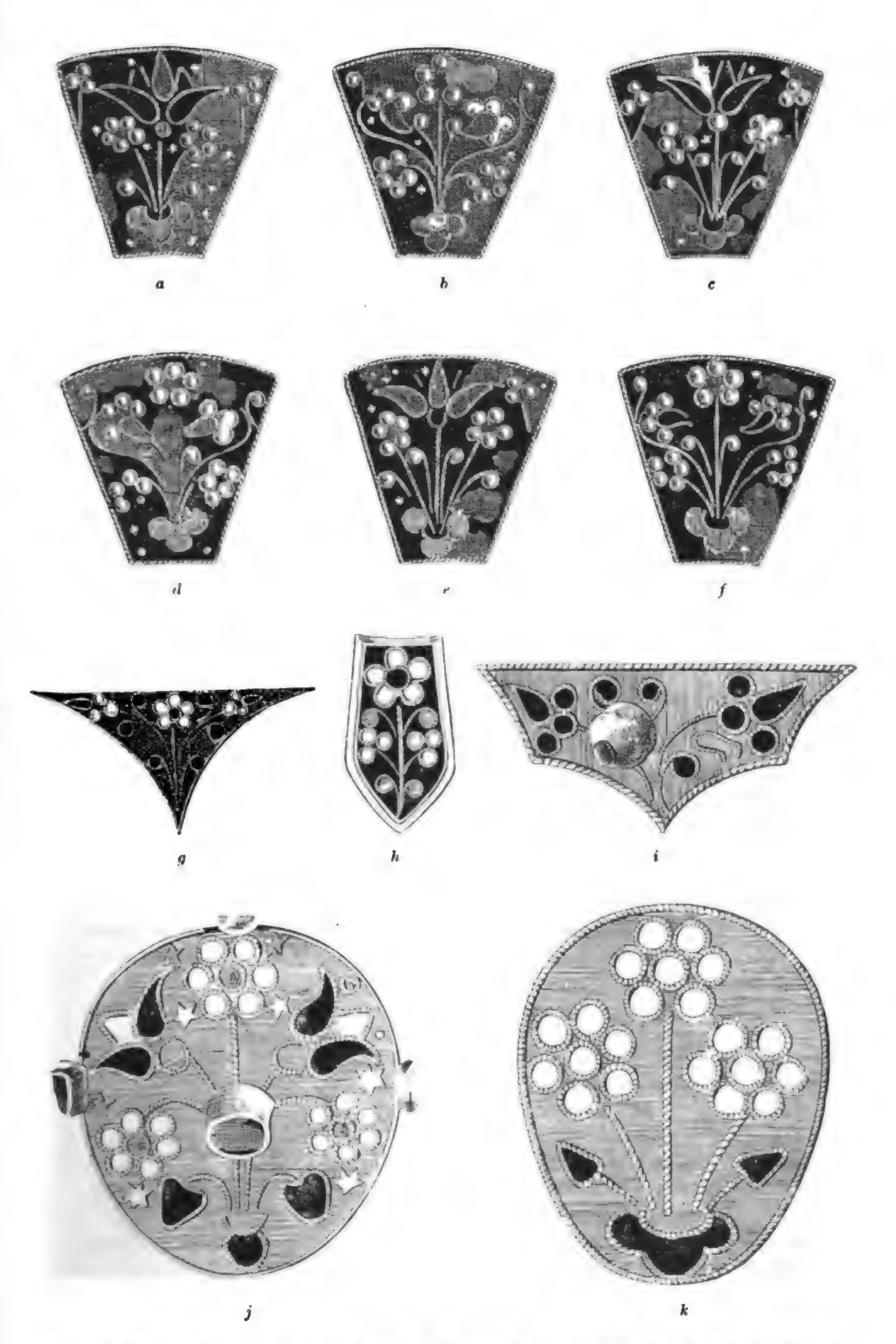
Nicht diesem gilt unsere Untersuchung, sondern einer früheren Technik, über deren Wesen nach der oben gegebenen kurzen Bestimmung durch die hier beigefügten zahlreichen Abbildungen wohl Jedermann zur Klarheit kommen wird.

II. Da als Grundlage einer solchen Untersuchung bei der Spärlichkeit literarischer Quellen vor Allem die Denkmäler selbst zu dienen haben, so ist es geboten vor Allem eine Uebersicht der mit Drahtemail verzierten Objecte zu geben. In einer solchen Zusammenstellung empfiehlt sich mehr als jede andere Reihenfolge die Aufzählung nach Orten, da besonders bei kirchlichen Schätzen, wenn nicht das Gegenteil erweisbar ist, die Vermutung möglich ist, dass die Entstehung mit dem Aufbewahrungsort zusammentrifft oder erstere nicht weit von letzterem entfernt liegt.

In Ungarn sind folgende Objecte bekannt:

1. *Bars-Szent-Kereszt.* Kelch vom Ende des XV. Jahrhunderts im Kirchenschatze; erwähnt von Ipolyi in der Zeitschrift Századok 1876. S. 517 und 545; ferner erwähnt von Karl v. Pulszky in der Zeitschrift Archæologiai Értesitö Bd. XIV. S. 18., beschrieben von K. Pulszky im Catalog der Goldschmiedeausstellung vom Jahre 1884. II. Abteilung Seite 77 Nr. 44. In Farbendruck publicirt in dem Werke: Molinier, Pulszky et Radisics Chefs d'oeuvre d'orfévrerie hongr. S. 65—66. — Hier geben wir Tafel XIII. *a. b. c.* drei Details in Abbildung.
2. *Beszterczebánya.* Kelch in der Pfarrkirche; erwähnt von Ipolyi in Századok 1876. 517 und 545; K. Pulszky im Arch. Ért. XIV. 18; beschrieben im Catalog der Goldschmiedeausstellung l. c. 103—104. S. Nr. 102.
3. *Beszterczebánya* Crucifix. Nur der untere Teil des Fusses ist emaillirt. Erwähnt von Ipolyi Századok 1876. 518; von Pulszky Arch. Ért. XIV. 17; beschrieben im Catalog II. Abth. S. 65. Nr. 14.
4. *Budapest* National-Museum. Kelch mit dem Wappen des Paul Nyáry XV. Jahrh.; beschrieben von K. Pulszky Arch. Ért. XIV. 11—15 mit Abbildungen auf Taf. II.—IV.; erwahnt im Cat. S. 91. wo dieselben Abbildungen wiederholt sind; beschrieben in Chefs d'oeuvre d'orfévrerie etc. S. 123—124 mit Heliogravure. — Ein Detail vom Fusse folgt hier Figur Tafel X. *d.*
5. *Budapest* National-Museum. Kelch des Georg Rong vom Ende des XV. Jahrh.; beschrieben von K. Pulszky Arch. Ért. XIV. 18—19. S. mit zwei Detailzeichnungen; die Umschrift gelesen und erklärt von F. F. Rómer Arch. Ért.

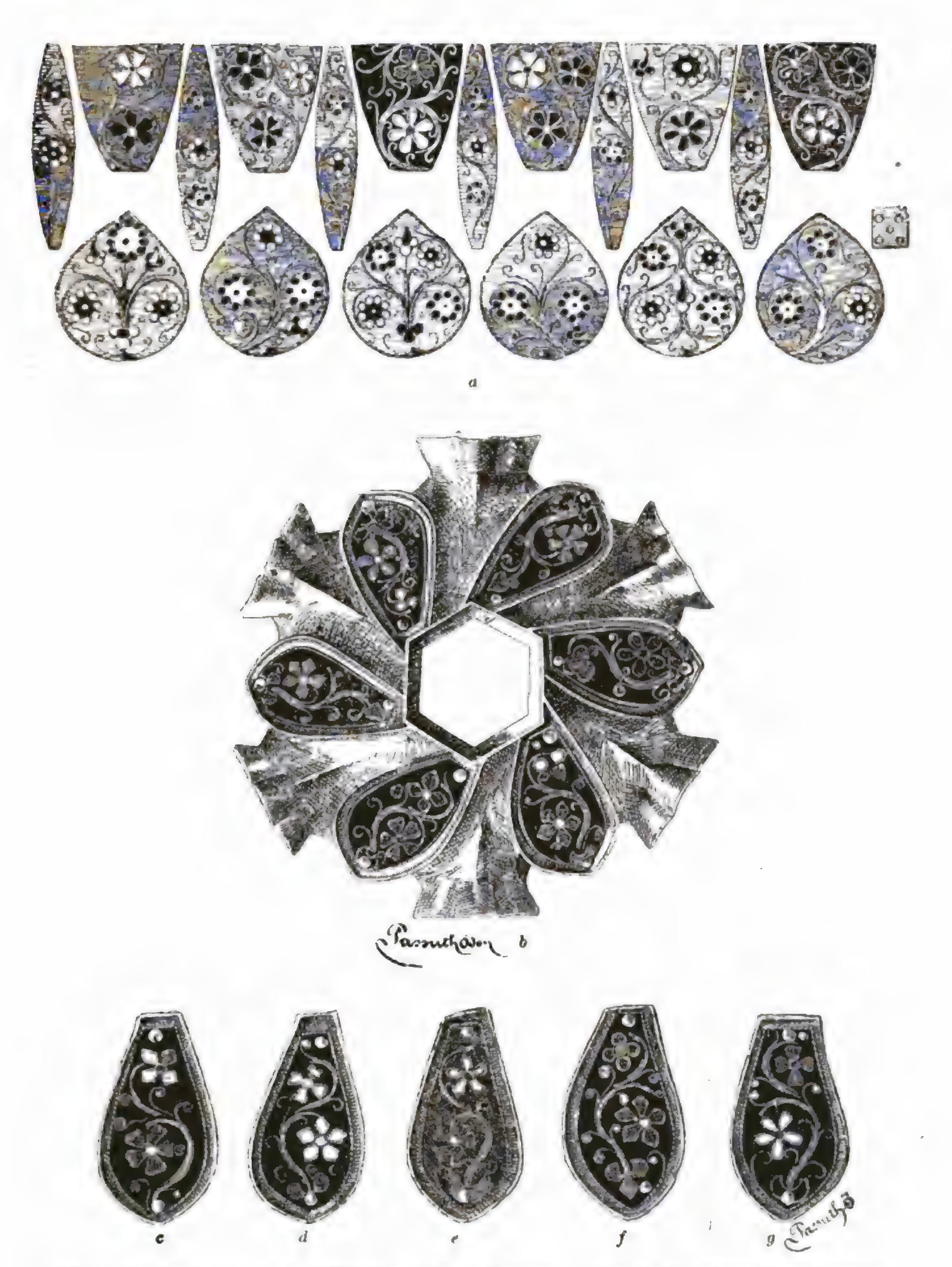
[1] Bucher Gesch. der techn. Künste I. Bd. 30. S.



II. *a—f.* Drahtemailmuster an dem Kelche des Georg Rong; *g—h* an dem Kelche des Súky in Esztergom; *i—j* an einem Kelche in Gyulafejérvár; *k* an einem andern Kelche ebendaselbst.

XIV. 221—224; beschrieben im Cat. II. Abth. 87. S. Nummer 65; beschrieben nebst Heliogravure in Chefs d'oeuvre 123—124. S. — Die sämmtlichen Details des Fusses sind hier beigefügt Tafel II. *a—f* und die Gesammtansicht Tafel I.

6. *Budapest* National-Museum. Kelchnodus; erwähnt von K. Pulszky Arch. Ért, XIV. 19. und Cat. 92, S. 81. N. Beigefügt sind die Details sämmtlicher Flächen III. *b*, *c—g*. Die Farben des Emails sind: weiss, schwarz (?), rot, grün, dunkelviolett, türkissblau.
7. *Budapest* National-Museum. Brust-Heftel vom Anfange des XVI. Jahrhunderts; siebenbürger Arbeit. Der Rand ist mit Guirlandornament verziert, das Email ist blau und weiss. Die Abbildung beigefügt Tafel XXIII.
8. *Cserépfalva*. Kelch XV. Jahrh.; beschrieben von Béla Czobor Arch. Ért. N. Folge VII. 163—165. Abbildung folgt hierbei IV. und V. *a—h*.
9. *Esztergom* (Gran) Kelch des Súky Benedek in der Schatzkammer der Metropolitankirche XV. Jahrh.; beschrieben unter falscher Bezeichnung von Bock im Jahrbuch der k. k. Centralcomm. Wien III. Bd. 110. S.; ferner von Henszlmann Magyarországi Rég. Emlékek III. Bd. II. Teil, S. 184; von Ipolyi Századok 1876. S. 511 und S. 548; erwähnt von K. Pulszky Arch. Ért. XIV. S. 17. beschrieben von Danko in »Schatz der Graner Metropolitankirche» S. — mit photographischer Abbildung. Am ausführlichsten beschrieben von Béla Czobor in Egyházművészeti Lapok II. 1881. 180—184, 246—250, 278—281, und von demselben in Trésors de l'eglise métr. de Gran S. 6—8. mit Photographie. Nach dieser Aufnahme sind die Detailzeichnungen II. *g*. und *h*. angefertigt.
10. *Esztergom* (Gran). Kelch des Széchy Dénes (1440—1465) im Schatz der Metropolitankirche. Beschrieben von Bock im Jahrb. d. k. k. Centr. Com. III. Bd. 144. S. mit Kupferstich (ungenau) und Holzschnitt (ungenau); Henszlmann wiederholt beide Abbildungen Magy. Rég. Emlékek III. Bd. II. T. S. 184; erwähnt von Ipolyi Budapesti Szemle V. Bd. S. 234 und Századok 1876. 511 und 547; ferner von K. Pulszky Arch. Ért. XIV. 17; beschrieben von Danko »Der Schatz etc.» S. — mit Photographie; ferner von Béla Czobor Egyházmüv. Lap. IV. Bd. 1883. 304—310 und 353—358 in Begleitung des Bock-schen Holzschnittes. Eine Abbildung nach guter Photographie folgt unter Tafel VIII.
11. *Esztergom* (Gran). Der Kelch von Szakolcza im Schatz der Metropolitankirche; erwähnt von Ipolyi Századok 1876. 511 und 547; ferner von Pulszky Arch. Ért. XIV. 17; beschrieben von Danko »Der Schatz etc. — mit Photographie; dieselbe Photographie liegt der Beschreibung Czobor's bei in dessen Trésor etc. S. 20. — Die Abbildung des Korbes folgt unter V, *i*.
12. *Galgócz* Kelch des Bakocs in der gräfl. Erdődy'schen Schatzkammer; beschrieben im Cat. II. Abth. S. 77. N. 45 mit der Abbildung des Wappens; ferner publicirt in Chefs d'oeuvre etc. IX. Heft S. 3 und 4 mit Heliogravure. Details vom Korbe und Stiele folgen IX. *a—f*.
13. *Gyalakut* (Comitat Marosszék). Emaillirter Kelch (?) erwähnt von Wolfgang Deák Arch. Ért. XI. S. 191.
14. *Győr* (Raab). Ladislausherme in der Domkirche. Beschrieben von Ipolyi »Arch. Közlemények» III. Bd. 70—99 mit Lithographie von demselben



III. a Achtzehn Details vom Kelche des Pethe in Pozsony; b Knauf mit Drahtemailverzierungen im Ung. Nat. Museum obere Ansicht; c—g Details von der unteren Seite desselben Knaufes.

erwähnt Századok 1876 S. 543; ferner erwähnt von K. Pulszky Arch. Értesitő XIV. Bd. S. 17; beschrieben von demselben im Cat. II. Abt. S. 42. N. 15 mit zwei Abbildungen; publicirt mit Heliogravure in Chefs d'oeuvre S. —.

15. *Győr* (Raab). Kelch der Telegdy-Czapi in der Domkirche; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 84, N. 58 mit Wappenbild; ferner in chefs. d'oeuvre d'orf. S. 93—94., mit Heliogravure.

16. *Győr* (Raab). Kelch im Domschatze; erwähnt von Ipolyi Századok 1876. 515; von K. Pulszky im Cat. II. Abt. S. 82, N. 54, und von Czobor in Egyházmüv. Lap. VI. Bd. S. 397, N. 55.

17. *Gyulafehérvár* (Karlsburg). Kelch aus dem Schatz von Besztercze XV. Jahrh., im Domschatze; beschrieben von Pulszky im Cat. II. Abt. S. 100—101, N. 95.

18. *Gyulafejérvár* (Karlsburg). Kelch aus dem Schatze von Besztercze XV. Jahrh., im Schatze der Domkirche; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 102, Nr. 99. Eine Detailzeichnung folgt unter II. *k*.

19. *Gyulafehérvár* (Karlsburg). Kelch aus dem Schatze von Besztercze, XV. Jahrh. im Schatz der Domkirche; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 101, N. 96.

20. *Gyulafehérvár* (Karlsburg). Kelch aus dem XV. Jahrh. mit Umgestaltungen aus dem XVII. Jahrh.; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 83, N. 55; ferner beschrieben von Czobor Egyházmüv. Lap VI. Bd. S. 272, N. 15. Detailzeichnungen unter II. *i. j*.

21. *Gyulafehérvár* (Karlsburg), Bildeinrahmung eines Heiligenbildes des Anastasius Bischofs von Vad 1531; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 59, N. 3.

22. *Karácsonfalva* Nyárád Com. Marosszék; emaillirter Kelch (?) erwähnt von Wolfgang Deák im Arch. Ért. Bd. XI. S. 191.

23. *Karlócza* (Karlovitz). Becher im Besitz des Patriarchen German Angyelics, beschrieben im Cat. III. Abt. S. 22, N. 2. In der Mitte der Becherwand ein emaillirter Gürtel, von welchem wir unter XIII. *e*. und *f*. zwei Details geben.

24. *Kassa* (Kaschau). Kelch XV. Jahrh. in der Domkirche; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 82, N. 53.

25. *Mákó*. Kelch der ref. Kirche 1482. Schwache Ueberreste von Drahtemail auf dem Nodus und dem Korbe; beschrieben von Czobor Egyházmüv. Lap VI. Bd. S. 298—299, N. 43.

26. *Maros-Vásárhely*. Kelch der grösseren ref. Kirche XV. Jahrh.; zuerst erwähnt von Wolfgang Deák im Arch. Ért. 1877 XI. Bd. S. 190; beschrieben von Pulszky Arch. Ért. XIII. Bd. S. 259; ein Holzschnitt davon erschien im Arch. Ért. XIV. Bd. S. 12; ferner beschrieben im Cat. II. Abt. S. 87, N. 66.

27. *Nagy-Szeben* (Hermannstadt). Kelch XV. Jahrh. in der ev. Hauptkirche; beschrieben von Reissenberger in »Die evang. Pfarrkirche A. B. in Hermannstadt« S. 50.

28. *Nagy-Szeben* (Hermannstadt). Kelch XV. Jahrh. ebendort; beschrieben von Reissenberger ibidem S. 50.

29. *Nagy-Szeben* (Hermannstadt). Kelch XV. Jahrh. ebendort; beschrieben von Reissenberger ibidem S. 50 und 51 mit Holzschnitt.

30. *Nagy-Ekemező* (Grosspropstdorf); nach Prof. Reissenbergers gefälliger Mitteilung befindet sich in der Kirche ein Kelch mit Drahtemailornament.

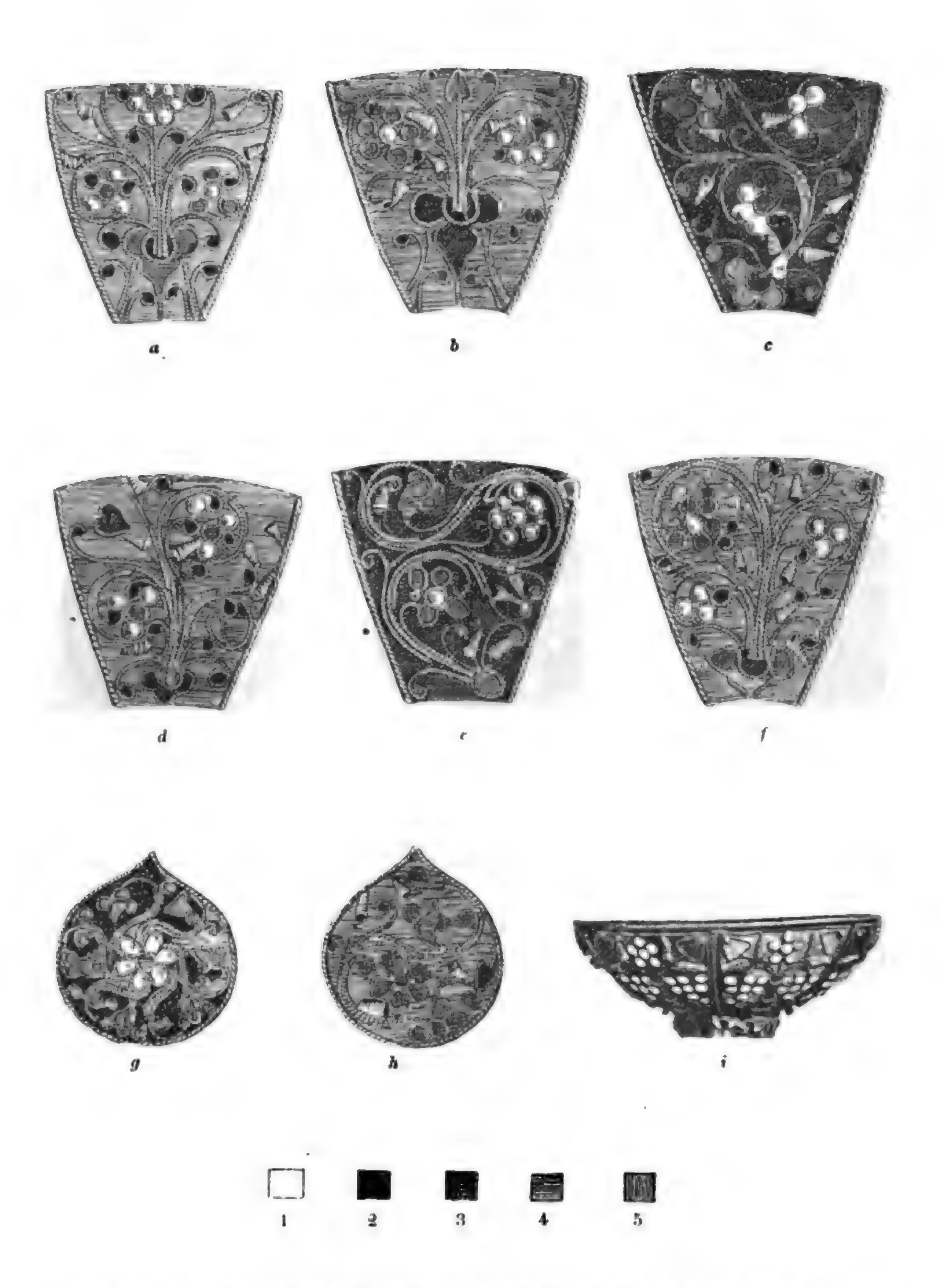
31. *Nyitra* (Neutra). Evangelisterium mit zwei Drahtemailplaques auf dem



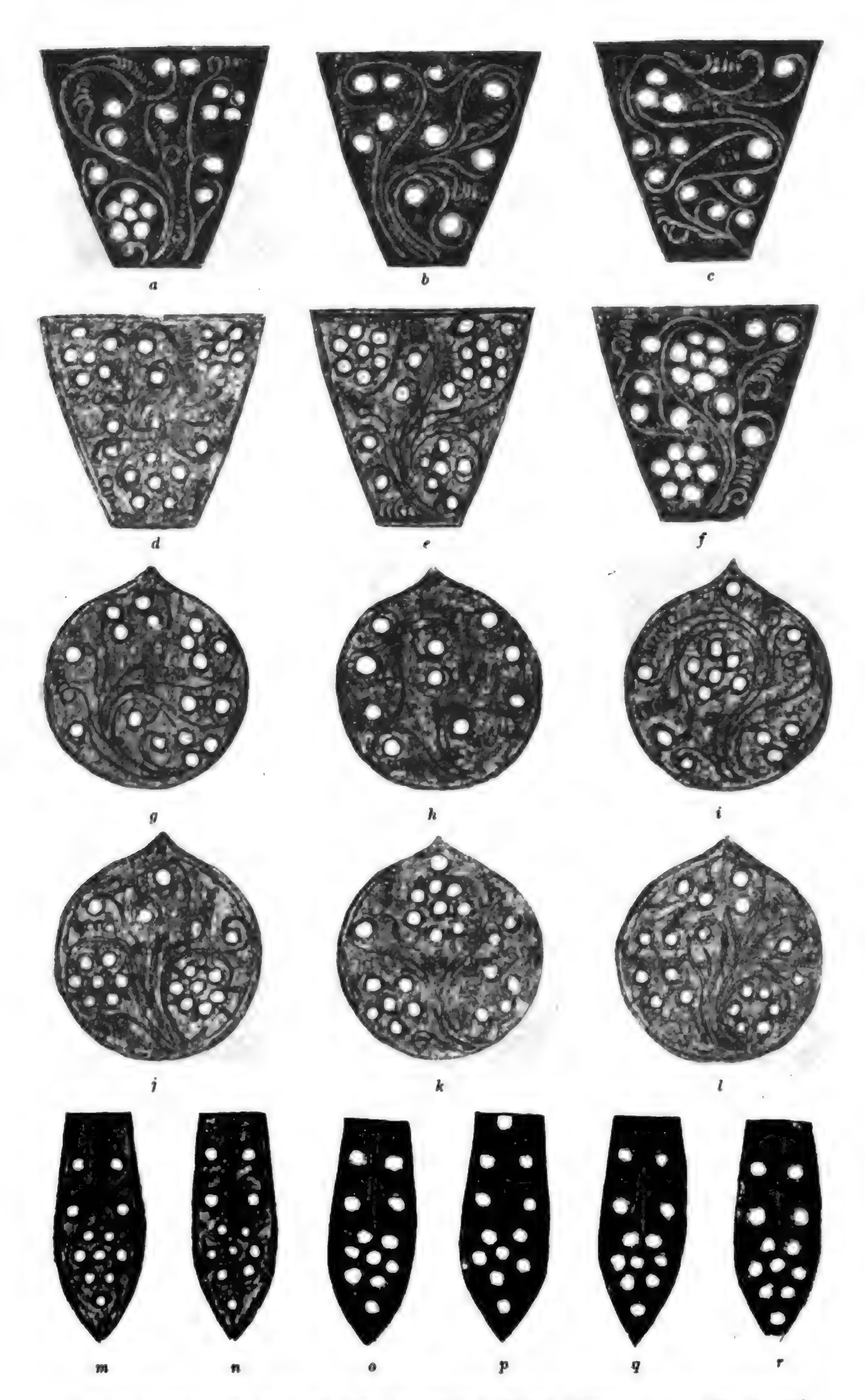
IV. Kelch des XV. Jahrh. mit Drahtemailverzierungen im Besitze der ref. Gemeinde von Cserépfalva.

Deckel; beschrieben Cat. II. Abt. S. 34, N. 1. Die Detailabbildungen folgen unter X. *a* und *b, c.*

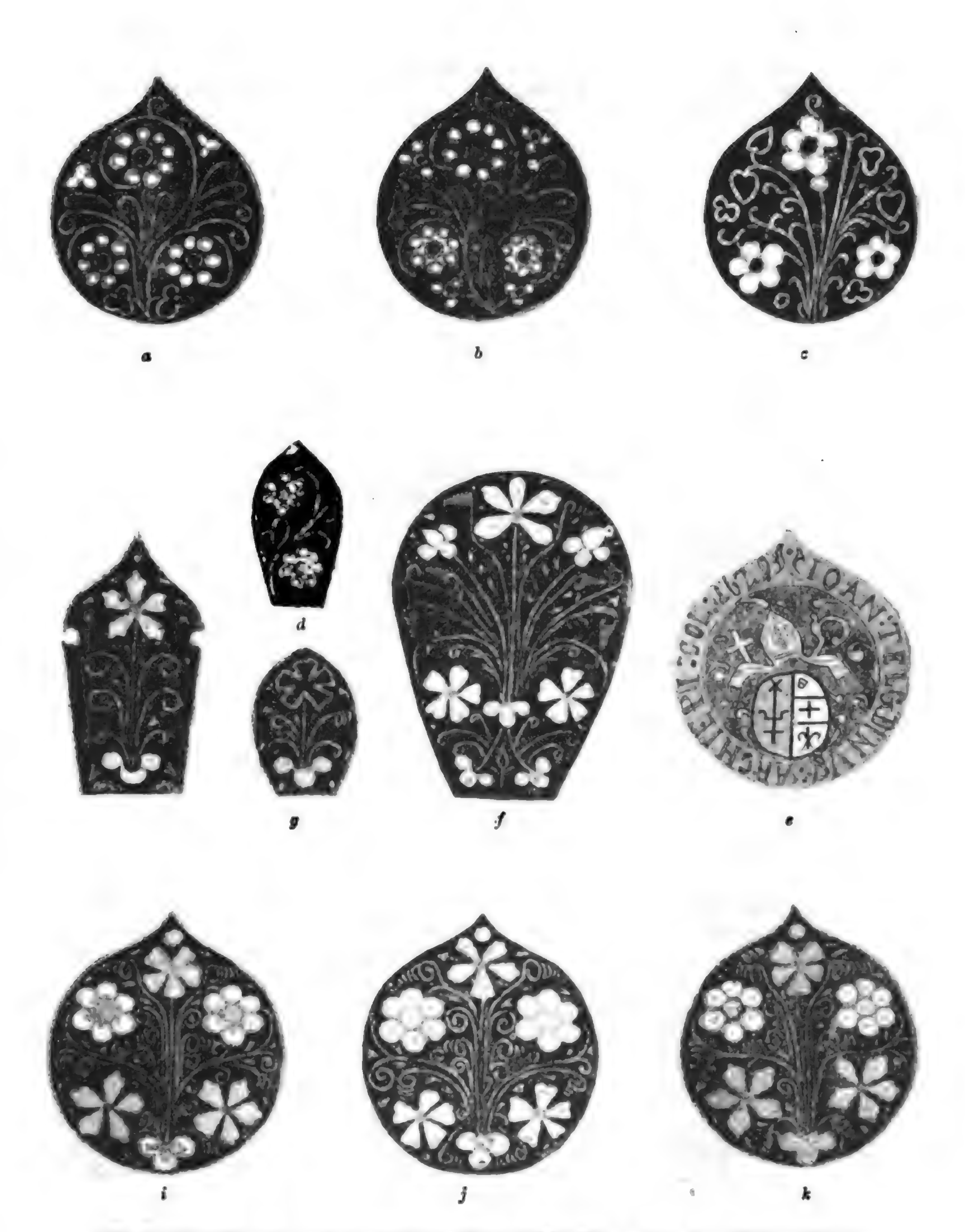
32. *Nyitra* (Neutra). Goldkelch des Abstemius in dem Kirchenschatz der Diöcesankirche; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 71, N. 35. Detail vom Korb, Knauf und Fusse in Abbildung hier beigefügt Nr. IX. *d, e.*
33. *Nyitra* (?) Kelch XV. Jahrh. restaurirt im Jahre 1882, im Besitz des Domherrn Franz Wenczell; beschrieben Cat. II. Abt. S. 99, N. 92 mit der Abbildung des darauf befindlichen Meisterwappens.
34. *Poprád.* Kelch XVI. Jahrh. in der S. Egidikirche; erwähnt von Ipolyi Századok 1876. S. 514 und 545; von Pulszky Arch. Ért. Bd. XIV. S. 18; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 89, N. 71 mit der Abbildung der Knaufinschrift. Abbildung des Korbes folgt XIII. *b.*
35. *Pozsony* (Pressburg). Der Kelch von Erlau des Geschlechtes der Aba (?) XV. Jahrh.; beschrieben Cat. II. Abt. S. 75, N. 39 mit der Abbildung der Inschrift am Knaufe; beschrieben von Czobor in Egyházmüv. Lap. VI. Bd. S. 299—300, N. 45. Details nach Prof. Könyöki's Aquarellen folgen VII. *a—d.*
36. *Pozsony* (Pressburg). Der Kelch des Pethe László 1516, in dem Schatze der P. P. Franziscaner; erwähnt von Ipolyi Századok 1876 S. 520 und 548; von Pulszky Arch. Ért. Bd. XIV. S. 18; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 106—107, N. 110; publicirt in Chefs d'oeuvre etc. S. 5—6, in Farbendruck. Hier fügen wir die aus dem Cat. übernommenen Detailabbildungen bei; III. *a.*
37. *Pozsony* (Pressburg). Der Kelch des Telegdy János im Schatze der P. P. Franziscaner; erwähnt von Ipolyi Századok 1876 S. 519 und 547; auch Bpesti Szemle V. Bd. S. 234; von Pulszky Arch. Ért. Bd. XIV. S. 18. Details folgen VII. *e—k.*
38. *Pozsony* (Pressburg). Kelch XV. Jahrh. im Domschatze des Collegialcapitel; beschrieben Cat. II. Abt. S. 96—97; N. 87. Details nach Prof. Könyöki's Aquarellen VI. *a—r.*
39. *Szász-Ivánfalva* (Eibesdorf). Nach Prof. Reissenberger's gef. Mitteilung befindet sich in der Kirche ein emaillirter Kelch.
40. *Szatmár.* Kelch XV. Jahrh. r. k. Pfarrkirche; beschrieben Cat. II. Abt. S. 90—91, N. 76; publicirt in Chefs d'oeuvre etc. S. 93—94 mit Heliogravure.
41. *Szent-Király* (Maros-); emaillirter Kelch (?) erwähnt von Wolfgang Deák im Arch. Ért. XI. 190.
42. *Szent-Márton* (Martinsberg); restaurirter Kelch; kurz beschrieben Cat. II. Abt. S. 109. N. 110.
43. *Szepesváralja*; restaurirter Kelch der Diöcesankirche; erwähnt von Ipolyi Századok 1876. S. 514 und 518; von Pulszky Arch. Ért. XIV. 18; beschrieben Cat. II. Abt. S. 97. N. 89.
44. *Szepesváralja* XV. Jahrh. Kelch des Pethe Márton in der Diœcesankirche; erwähnt von Ipolyi Századok 1876. S. 514 und 518; von Pulszky Arch. Ért. XIV. S. 18; beschrieben im Cat. II. Abt. S. 81—82, N. 52. mit Abbildung des Wappens und der Inschrift.
45. *Szepesváralja,* Kelch vom Anfange des XVI. Jahrh. in der Diöcesankirche; erwähnt von Ipolyi Századok 1876. S. 514 und 518; von Pulszky Arch. Ért. XIV. Bd. S. 18; beschrieben Cat. S. 73—74, N. 37; publicirt in Chef. d'oeuvres etc. S. 105—106 mit Chromolithographie. Abbildung folgt IX. *b, c.*



V. *a—h*. Details vom Kelche in Cserépfalva; die Farbenbezeichnungen: 1. weiss, 2. grün, 3. rot, 4. dunkelviolett oder braun, 5. unbestimmt dunkel. *i*. Vorderansicht des Kelchkorbes an dem Kelche von Szakolcza im Graner Metropolitanschatze.



VI. Drahtemailmuster an dem Kelche des Collegialcapitels in Pozsony; nach den Aquarellen des Prof. J. Könyöki. Die weiss gebliebenen Kreise enthalten weisses opakes Email; der Hintergrund ist in zehn Fällen dunkelblau (*d, e, g–l, m, q*), in vier Fällen grün (*a, f, n, p*) und in vier Fällen braun (*b–c, o, r*).



VII. Drahtemailmuster nach Aquarellen des Prof. J. Könyöki. *a—d.* an dem «Erlauer Kelche» in dem Schatze der Franciscaner in Pozsony; *f—k.* an dem Kelche des Telegdy ebendaselbst; e. Wappen des Stifters Telegdy an demselben Kelche.

46. *Trencsén*. Kelch XV. Jahrh. r. k. Pfarrkirche; beschrieben Cat. II. Abt. S. 90, N. 71 mit der Abbildung des Wappens. Abbildung folgt Tafel XIX.
47. *Trencsén*. Kelch XV. Jahrh., r. k. Pfarrkirche; beschrieben Cat. II. Abt. S. 89, N. 72. mit der Abbildung des Wappens.
48. *Zágráb*. Kelch im Domschatze; erwähnt von Karl Weiss Mitt. der k. k. Centralcom. VI. Bd. S. 46.
49. *Zólyom*. Kelch angeblich vom König Mathias, r. k. Pfarrkirche; nach Dr. Tergina's mündlicher Mitteilung.

Ausserhalb Ungarns sind mir bisher folgende in diese Gruppe gehörige Goldschmiedearbeiten bekannt.

1. *Aachen*. Kelch XV. Jahrh.; erwähnt von Bock in «Karls des Grossen Pfalzkapelle» beschrieben Cat. II. Abt. S. 86—87, N. 64.
2. *Breslau*. Krone der Dorotheaherme im Museum für schles. Altert. XV. Jahrh.; erwähnt von K. Pulszky Arch. Ért. Bd. XIV. S. 17; ungenügend abgebildet in: Kalesse Führer durch die Sammlungen des Mus. Schles. Altert. 1883. S. 17; hier folgen Detailabbildungen Tafel IX. *b*, *c*, *d*.
3. *Breslau*. Kelch des Bischofs Thurzó im Domschatze (1506—1526); erwähnt von Lutsch die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau S. 173, N. 1; beschrieben von M. Zimmer im Arch. Ért. Neue Folge Bd. VII. S. 421—422. Gesammtansicht folgt hier Fig. XIV.
4. *Breslau*. Mess-Kelch im Domschatze, XV. Jahrh.: erwähnt von Lutsch: Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau 1886. S. 173, N. 2; beschrieben von M. Zimmer Arch. Ért. Neue Folge VII. Bd. S. 422. Gesammtansicht Fig. XV
5. *Breslau*. Kelch des Weihbischofes im Domschatze, 1518; erwähnt von Lutsch ibidem S. 173, N. 4; beschrieben von M. Zimmer Arch. Ért. N. F. VII. Bd S. 423—424. Abbildung hier beigeschlossen Fig. XVI.
6. *Breslau*. Kelch aus dem Jahre 1524, im Domschatze; beschrieben von M. Zimmer Arch Ért. N. F. Bd. VII. S. 424—425. Die Abbildung schliessen wir hier bei Fig. XVII.
7. *Dresden*. Schwertscheide, deren obere Fläche mit Drahtemail verziert; erwähnt von Wolfgang Deák 1880. Századok S. 670—677. Auf dem Knopfe des darin befindlichen Schwertes einerseits der böhmische Löwe, andererseits der polnische Adler, was auf Wladislaw II. † 1516 deuten würde. Hier folgt IX. *a*. eine Abbildung nach der Originalphotographie.
8. *Ebenfurt*. Kelch XV. Jahrh.; beschrieben von Weiss Mitt. der k. k. Centralcomm. VI. Bd. S. 46; erwähnt von Pulszky Arch. Ért. XIV. Bd. S. 19.
9. *Grosslobming*. Kelch XV. Jahrh.; erwähnt von Weiss Mitt. der k. k. Centralcomm. VI. Bd. S. 270; ferner von K. Pulszky Arch. Ért. XIV. Bd. S. 19.
10. *Klosterneuburg*. Kelch XV. in der Probstei; beschrieben von Weiss Mitt. der k. k. Centralcomm. VI. Bd. S. 270, mit Holzschnitt; erwähnt von K. Pulszky Arch. Ért. XIV. Bd. S. 19; ferner von Otte Handbuch 1868. S. 173, mit Abbildung N. 69, ferner erwähnt in: Illustrirter Catalog der Ausstellung kirchl. Kunstgegenstände Wien 1887; S. 75, N. 643; publicirt von Czobor Egyházmüv. Lap S. 188. Bereits Ipolyi constatirte 1876. Századok S. 545, die Aehnlichkeit des Kelches mit dem von Bars-Szentkereszt. Die Abbildung nach den Mitt. der k. k. Centralcomm. fügen wir hier bei; Tafel XII.



VIII Der Kelch des Dionisius Széchy im Metropolitanschatze zu Gran (1440—1465).

11. *Krakau.* Kelch XVI. Jahrh. im Schatze des Domes, vermutlich in neuerer Zeit stark restaurirt.
12, 13. *Krakau.* Zwei Kelche mit Drahtemailverzierung; erwähnt Essenwein in seinem Werke über die Baudenkmale von Krakau.
14. *Prag.* Kelch XV. Jahrh.; gefunden 1871. 18. März in Prag beim Dombau, seither modernisirt, im Domschatze zu St. Veit; beschrieben von Benesch Mitt. der k. k. Centralcomm. XVII. Bd. S. III und IV; erwähnt von Pulszky Arch. Ért. XIV. Bd. S. 19; zuletzt ausgestellt in Wien und erwähnt in dem Catalog der Ausstellung kirch. Kunstgegenstände. S. 74; neuerdings besprochen von Radisics im Arch. Ért. N. F. Bd. VII. S. 400 mit Detailabbildungen.
15. *Wiener-Neustadt.* Der Pokal des Mathias Corvinus; Prachtwerk des XV. Jahrh.; beschrieben von Lind Mitt. der k. k. Centralcomm. 1873. XVIII. Bd. S. 159, mit unzureichendem Holzschnitte. Einige Details nach einer Photographie folgen hier Tafel XI.

III. Diese Denkmälerstatistik in Begleitung der beigegebenen Illustrationen mag geeignet sein, uns einen allgemeinen Begriff von dem ungarischen Drahtemail des späteren Mittelalters zu geben.

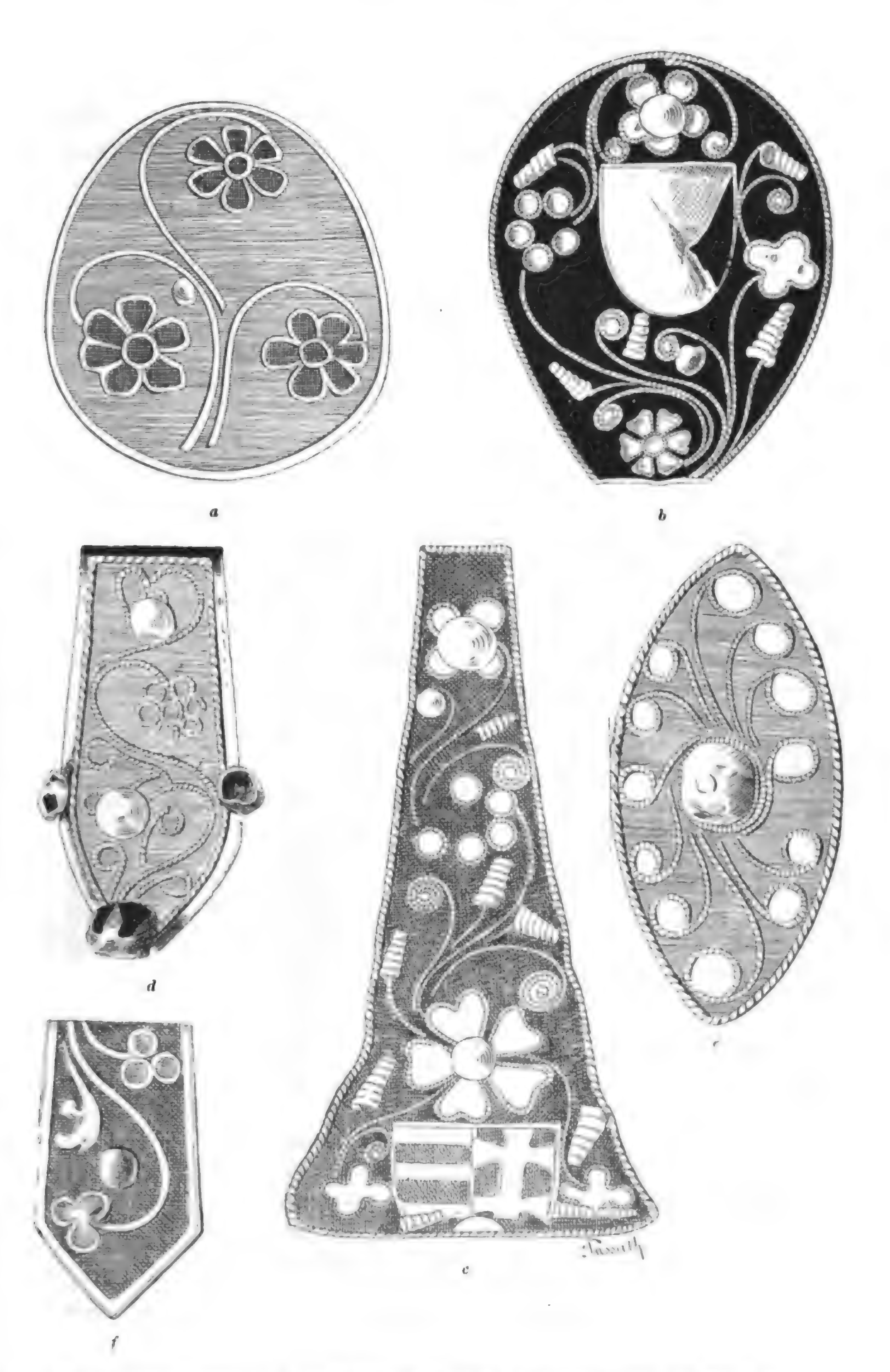
Die erste Frage, welche nun auftaucht, ist wohl die nach dem Ursprung dieser interessanten Technik. Karl Pulszky war bisher der einzige, welcher diese Frage etwas eingehender behandelte.[1] In seinen Erwägungen darüber kam er zu dem Schlusse, dass der Ursprung des Drahtemails auf Byzanz zurückzuführen sei.

Wohl scheint diese Lösung die natürlichste und einfachste zu sein, weil für den Uebergang mannigfacher Techniken aus Byzanz nach dem übrigen Europa zahlreiche Analogien bekannt sind; auch wird sich mit der Zeit vielleicht der genetische Faden, welcher das Drahtemail des XV. Jahrhunderts durch verschiedene Zwischenglieder mit Byzanz verbindet, finden lassen; jedoch zur Stunde fehlen uns noch diese Zwischenglieder. Wir werden uns also zufrieden geben müssen, wenn es uns gelingt, näherliegende Anlässe zur Entstehung dieser Technik zu constatiren.

Zu weitausgreifenden Hypothesen ist zunächst schon deshalb kein Grund vorhanden, weil von den erwähnten 64 Denkmälern, die für uns die Drahtemailtechnik repräsentiren, kein einziges auf südliche italienische oder byzantinische Entstehung hindeutet; alle sind sie auf dem Gebiete angefertigt, in dessen Umkreise wir sie heute finden.

Einige davon tragen die Beweise für diese Annahme an sich. Wappen und Inschriften deuten auf den ehemaligen Fundator oder Besitzer. So konnten wir den Kelch des Primas Bakocs, des Domherrn Suky, des Paul Nyáry, des Doctor Georg Rong, des Bischofs Telegdy und des Geschlechtes der Aba anführen. Bei den meisten Werken, die solcher genauen Anhaltspunkte ihrer Provenienz entbehren, zeugt für den einheimischen Ursprung

[1] Arch. Ért. XIV. Bd. S. 11—19.



IX. **Drahtemailmuster** *a*, *f*. vom Kelche in Galgócz; *b*, *c*. vom Kelche in Szepesváralja; *d*, *e*. vom Abstemiuskelche in Neutra.

der Umstand, dass sie sich seit ihrer Entstehung im inventarischen Besitzstande von einheimischen Kirchen, Klöstern und grossen Familien des Landes befinden. Eine kleinere Anzahl vagirender Objecte, die solcher Ursprungszeugnisse entbehren, lässt sich stylistisch den beiden andern Gruppen anreihen und so bleibt zuletzt eine kleine Anzahl von Werken, welchen wohl ausländischer, aber gewiss nicht byzantinischer Ursprung zugeschrieben werden kann.

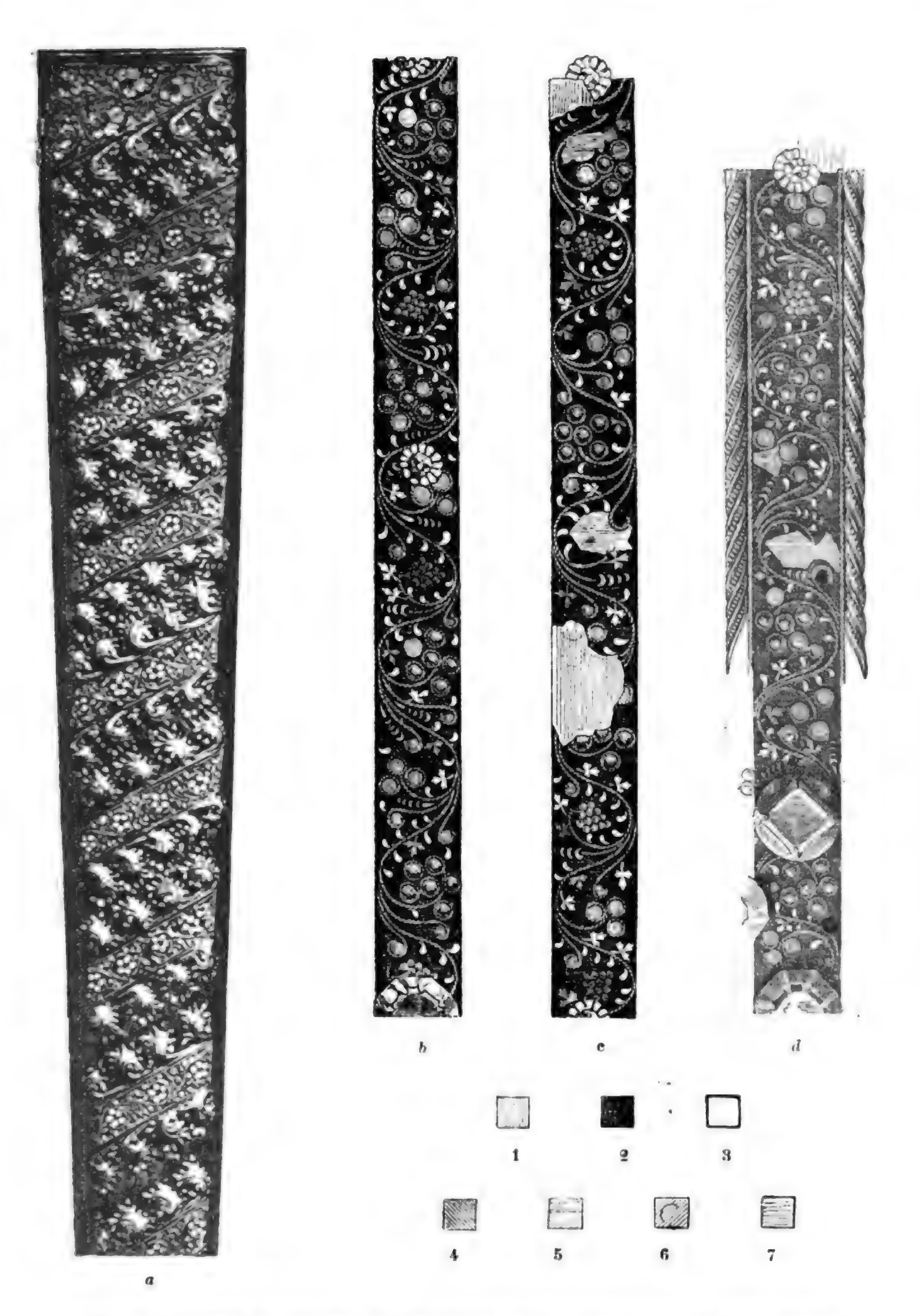
Die Geschichte des späteren byzantinischen Emails ist noch ziemlich dunkel; doch soweit sie uns bekannt ist, kann man behaupten, dass kein einziges der in unserer Statistik angeführten Werke sich byzantinischen Vorbildern anschliesst.

Zwischen dem Beginne der Drahtemailtechnik und dem schliesslichen Verschwinden des byzantinischen Cloisonemails erscheint eine klaffende Lücke, welche wir nicht zu überbrücken vermögen. In Byzanz ist das beginnende XIV. Jahrhundert die äusserste Zeitgrenze für die Ausübung des daselbst im X. und XI. Jahrhunderte blühenden Cloisonemails. Wohl ein Jahrhundert trennt somit das erst im XV. Jahrhunderte auftretende ungarische Drahtemail von jener damals schon abgestorbenen byzantinischen Technik. Unter den oben angeführten Werken ist nämlich kein einziges, dessen Emailornamentik über das XV. Jahrhundert hinaufgeht. Ipolyi's Annahme von einem früheren Beginne des ungarischen Drahtemails, welche er mit der emaillirten St. Ladislausherme in Raab begründete, liess sich nicht aufrechthalten.

Trotz all dem verglich man das Drahtemail oft mit dem byzantinischen Cloisonemail, indem man davon wie von einer ganz ähnlichen Technik sprach. Und doch muss uns eine etwas eingehendere Untersuchung davon überzeugen, dass die beiden Emailarten sehr verschieden sind. Nicht nur die Emailmasse und die Herstellung des Recipienten, auch die Verwendung der beiden Decorationsweisen ist eine verschiedene und die ornamentalen Muster sind andere in beiden Stylen. Es findet sogar zwischen den zwei Stylarten gleichsam ein principieller Gegensatz statt; denn während das byzantinische Cloisonemail als Flachornament wirkt und sich darin etwa dem Mosaik am meisten nähert, wirken bei unserer Technik die erhöhten Drahtcontouren gleichsam als Relief und kommen darin den aufgenähten Textilverzierungen am nächsten.

Für den byzantinischen Ursprung des ungarischen Drahtemails scheint der Umstand zu sprechen, dass in mehreren Nachbarländern, vornehmlich in den Ländern des griechisch-orthodoxen Glaubens, welche den Einfluss und die Nachwirkung byzantinischer Kunstübung am intensivsten empfanden, eine ähnliche Drahtemailtechnik zu finden ist.

Es kommen uns von den Balkanländern häufig auf Athos geschnitzte Kreuze zu, welche mit Drahtemaileinrahmung verziert sind; weiter unten



IX. Zwei Drahtemailguirlanden. *a*: auf der obern Seite einer Schwertscheide im hist. Museum in Dresden: *b*, *c*, *d*. an der Krone der Dorotheaherme im Breslauer Museum. Farbenbezeichnungen 1. Gold; 2. dunkelblau; 3. Flächen ausgebrochenen Emails, 4. rot; 5. weiss, stark erhöht; 6. grün; 7. rötlich.

fügen wir aus der reichen Sammlung des ung. Nationalmuseums einige Beispiele (Taf. XXI) bei. Eine ähnliche Technik war auch in Russland verbreitet, wo man sie Phinipt[1] nennt. Diese Technik dient meist dazu, die Einrahmung von Heiligenbildern zu verzieren und ich sah deren in Petersburger und Moskauer Sammlungen und Kirchenschätzen eine ziemlich grosse Menge. Doch ist zu bemerken, dass alle diese Kreuze, Einrahmungen, etc. nicht über das XVI. Jahrhundert hinaufreichen, sondern zum grossen Teile dem XVII. Jahrhundert angehören, also für die Ableitung und den Ursprung unseres ungarischen Drahtemails keine massgebenden Anhaltspunkte bieten.

Ferner soll gleich hier bemerkt werden, dass alle diese Phiniptarbeiten in Technik, Charakter, Colorit und Musterung von den Arbeiten, welche im Cap. II angeführt sind, sich wesentlich unterscheiden.

Ein französischer Gelehrter, Herr Darcel, hat das ungarische «Filigranemail» (l'art d'emaillerie filigranée) von Persien hergeleitet. Was Darcel mit dieser Benennung bezeichnet, ist ungarisches Email des XVII. Jahrhunderts, wovon er bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung im Jahre 1867 unter den dort ausgestellten Denkmälern des ung. National-Museums interessante Proben sehen konnte. Von näherer Verwandtschaft dieses späteren Emails mit persischer Kunstübung kann sehr wohl die Rede sein, doch lässt sich Darcel's Bemerkung nicht für das Drahtemail des ungarischen Mittelalters verwerten, das ihm und den meisten Fachgenossen offenbar nur dem Namen nach, vielen nicht einmal dem Namen nach bekannt ist.

Auch Bucher sieht (mit mehreren anderen Forschern) in unserer localen Kunstübung «die Verbindung von Filigran und Email, welche sich auch an russischen Arbeiten findet und welche offenbar uralt orientalisch ist».[2] Ursprünglich gehen wohl die meisten europäischen Techniken auf den «Orient» zurück. Doch genügt diese etwas zu unbestimmte Erklärung heutzutage, wo man auch in der Geschichte der Kunstgewerbe über locale Erscheinungen von gewisser Wichtigkeit nach näherliegenden Erklärungsgründen forscht, nicht mehr und es ist der oft erwähnte «orientalische» Ursprung und Einfluss in jeder einzelnen europäischen Technik genetisch festzustellen.

Was die Rolle des Filigrans bei Entstehung des Drahtemails betrifft, so sah bereits Ipolyi im Jahre 1876 in dem Drahtemail die «Vereinigung von Filigran und Email», doch fand auch er es für nötig zu bemerken, dass in dieser Vereinigung «das Filigran seiner eigentümlichen Natur entkleidet sei».

Andere betrachteten das zähe Fortleben des Filigrans im Osten unseres Erdteiles als Anlass zur Entstehung des «Filigranemails.» Nach dieser Erklärungsweise hätte im Occident die auftretende Gothik das Filigran

[1] Nach Prof. Kondákow's gefälliger Mitteilung.
[2] Gesch. der Tech. Künste 1886 II. Bd. S. 339.

a



b *d* *c*

X. *a*. Der Deckel des Evangelisteriums im Domschatze zu Neutra; *b*, *c*. zwei Vierpässe mit Drahtemail an demselben Deckel zu oberst; *d*. Scheibe mit Drahtemailornament an dem Nyáryschen Kelche im Ung. Nat.-Museum.

verdrängt und damit wäre der Anlass zur Entstehung des Drahtemails geschwunden. Dagegen hätte sich im Osten des Erdteiles das Filigran erhalten und Anlass zur Entstehung der Drahtemailtechnik gegeben.

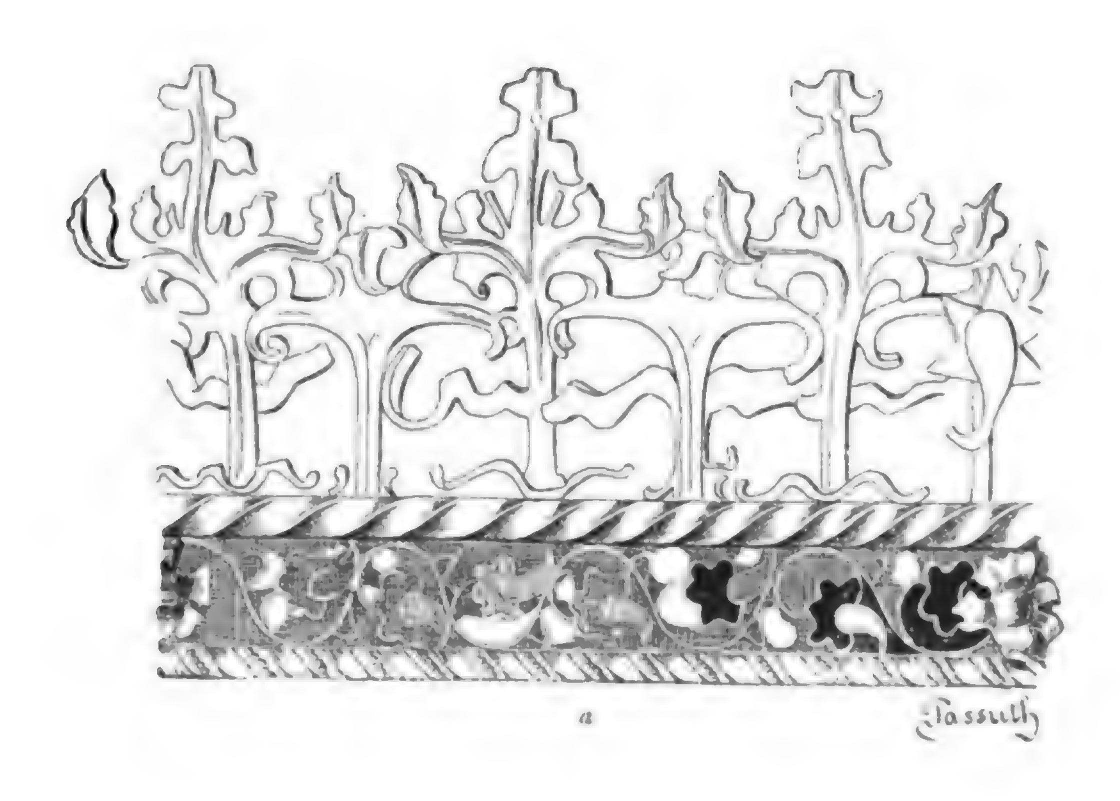
Diese Hypothese leidet an manchen Mängeln. Einer ist der, dass sie das Drahtemail ohne rechte Begründung aus einer ihm ursprünglich fremden Technik, dem Filigran ableitet. Die beiden Techniken haben in der Tat nur den Silberdraht gemein, welcher hier wie dort zur Anwendung kömmt, doch in beiden Techniken stets in anderer Weise, wie das weiter unten noch näher erörtert werden wird.

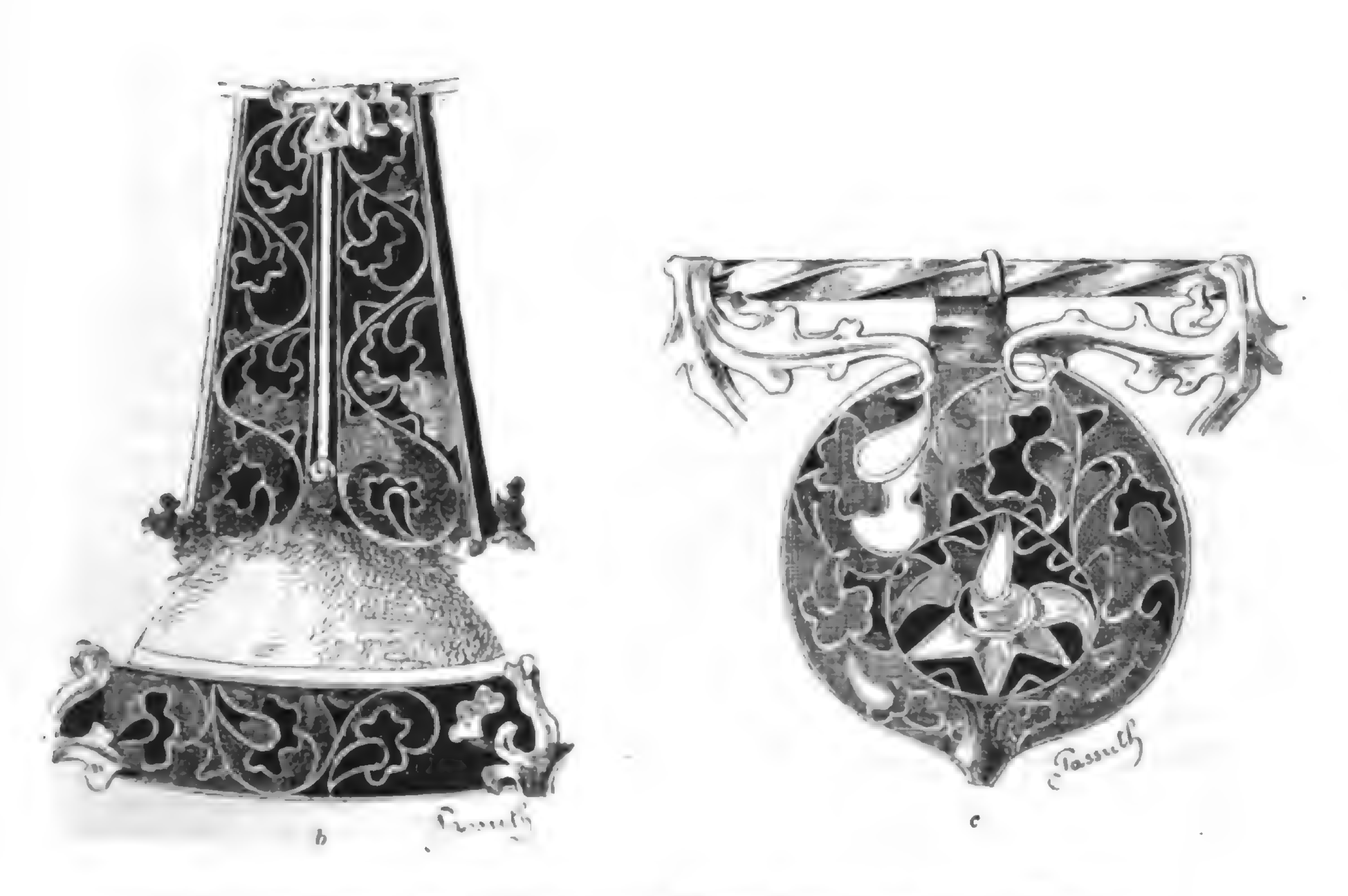
Ferner ist in Betreff des Filigrans zur Genüge bekannt, dass sich das Filigran nicht nur im Osten über das Mittelalter herab erhielt, sondern dass diese Technik in Venedig, Genua und im skandinavischen Norden sich bis auf unsere Tage erhalten hat, ohne dass es im Mittelalter daselbst zur Entstehung von Drahtemail Anlass gegeben hätte.

Ueber den Beginn und die mittelalterliche Geschichte des Filigrans in Ungarn haben wir noch nicht so viel Licht, dass dasselbe auch die Anfänge unserer localen Drahtemailtechnik klar stellen könnte.

Wir haben in einheimischen Schatzkammern und Kunstsammlungen mittelalterliche Filigranwerke des XI—XIV. Jahrhunderts byzantinischer und italienischer Provenienz; dieselben sind seit alten Zeiten im Lande und es ist deshalb anzunehmen, dass einheimische Goldschmiede die Technik schon frühzeitig kannten. Doch dass sie dieselbe auch ausübten, das können wir für die Zeit vor dem XV. Jahrhunderte kaum sicherstellen. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, dass durch die nähere Verbindung mit Italien, speciell durch unser Verhältniss zu Venedig und Ragusa seit dem XIV. Jahrhunderte die Filigrantechnik hier zu Lande bekannt und beliebt wurde und schliesslich heimisch ward. An beiden Orten war das Filigran so sehr in Uebung, dass man das Venetianer Filigran in Frankreich und Italien kurzweg «Venetianer Arbeit» nannte. Ebenso hiess bei uns das Filigran einfach «opus raguzanum» Ragusaner Arbeit.

Im XV. Jahrhunderte ist das Filigran hier zu Lande bereits heimisch. Dieses bezeugen die gothischen Kelche einheimischen Ursprungs, an welchen das Filigran bereits ziemlich häufig angewendet erscheint. Gleichzeitig blühte damals auch das Drahtemaii und nicht selten kommen beide Decorationsweisen an einem und demselben Stücke nebeneinander zur Anwendung. Jede ist nach ihrer Art und Eigentümlichkeit behandelt. Der Goldschmied des Mittelalters war sich dessen sehr wohl bewusst, was nicht allen modernen Kunstgelehrten klar geworden, dass das Filigran mit Email nicht zu verquikken sei, und dass er mit dem Drahtemail anderen Effekten nachstrebe, als er mit dem Filigran erreichen könne. Es ist mir auch aus dem Mittelalter kein Fall bekannt, in welchem ein Filigranmuster zur Einbettung von Email benützt wäre. Solcher Mangel an richtigem Stylgefühle lässt sich erst





XI. Drahtemailmuster vom Mathiaskelche in Wiener-Neustadt: *a.* von dem Deckelrande; *b.* vom Fusse; *c.* von der Cupa.

im XVII. Jahrhunderte constatiren. Man hatte eben im Mittelalter und in der Renaissancezeit die richtige Empfindung, dass die gitterartigen Filigranmuster, deren Drähte an den Enden sowohl als an den Kreuzungen mit Kügelchen reichlich besetzt sind, die darunter liegende Fläche in genügender Weise beleben und durch farbige Zutat nicht überladet werden dürfen; auch lag bei geometrischen Figuren überhaupt keine Ursache zur Colorirung vor.

Das Drahtemail war demnach durchaus nicht in solchem Zusammenhange mit der Filigranornamentik, wie man angenommen, seine Entstehung musste einen andern Anlass haben, als etwa den, dass möglicher Weise die Filigranmuster zur Einbettung von Email hätten dienen können.

Welcher Anlass die neue Technik zum Leben erweckte und ihr Berechtigung gab, das lehren uns wohl am besten die bunten Blumen- und Blättermotive, welche sie darstellt.

Es sind dies Motive mittelalterlicher Weberei und Stickerei, welche farbig, wie sie in der Textilkunst zur Anwendung kamen, von den ungarischen Goldschmieden im Laufe des XV. Jahrhunderts als effectvolle coloristische Muster in ihre Kunst übernommen wurden.

Weshalb das Aufgreifen einheimischer Textilmotive durch das Goldschmiedehandwerk eben im Laufe des XV. Jahrhunderts geschah, erklärt sich wohl in genügender Weise dadurch, dass dieses edle Kunstgewerbe bei uns erst im Spätmittelalter ein landesübliches, vielgeübtes Handwerk wurde, welches etwa seit den Dreissiger Jahren des XV. Jahrhunderts so viele einheimische Kräfte an sich zog, dass an zahlreichen Orten im Lande die Errichtung von Gold- und Silberarbeiterzünften möglich und notwendig wurde.

Warum dieses Handwerk in jener Zeit so rasch und allgemein emporkam, ist leicht zu erkennen. Das XV. Jahrhundert ist bei uns die Epoche der grossen städtischen Kirchenbauten. Allerorten gehen die Bürgergemeinden daran, Kirchen neu zu bauen oder umzugestalten. Die grossen Unternehmungen führen allen damit zusammenhängenden Gewerben reichlichen Erwerb zu. Dieser Aufschwung dauert mehrere Generationen hindurch fort, etwa bis gegen die Mitte des XVI. Jahrhunderts, als zwei grimmige Feinde der kirchlichen Kunst, der Türkeneinbruch und die Reformation, weiterer Blüte Eintrag taten.

Diese hundert und einige dreissig Jahre sind in Ungarn die goldene Zeit der verschiedenen Kleinkünste. Einige Generationen genügen zur Entfaltung eigentümlicher Charakterzüge und selbst die sonst universelle kirchliche Kunst nimmt hier einen prächtigen, das Färbige liebenden Charakter an. Dass das Draht-Email, welches eine eigentümliche Erscheinung dieser Kunstblüte war, auch einer der Kunstzweige gewesen, welcher vorzüglich mit dem des Kirchbauwesens zusammenhing, ist in die Augen fallend. Es kann

kein Zufall sein, dass unter 64 derlei Emailwerken 60 kirchlichem Zwecke dienten. Unsere Goldschmiede erfanden eine neue und reizende Technik, indem sie die Pflanzenmotive, welche sie in Kirche und Haus an



XII. Kelch in der Schatzkammer des Stiftes von Klosterneuburg.

den Altartüchern, Pölstern, Tischtüchern und anderen Stickereien vor sich sahen, mit den Mitteln ihrer Kunst auf Kelche und andere Kirchengeräte übertrugen. Die Mittel selbst waren keine andern, als man sie zum Teile seit Jahrhunderten im Lande und ausser Landes kannte und übte. Die einfachen

Emails auf den Knäufen romanischer Kelche, später das Gruben- und Translucideemail waren seit Langem landläufig bekannte Techniken; der Venetianer und Ragusaner Handel brachte für diese Emails ebenso wie für die Drahtemails das farbige Rohmaterial in's Land. Ebenso war den einheimischen Meistern bereits das Drahtziehen und was damit zusammenhängt geläufig. So war denn in der neuen Technik eigentlich nur die Anwendung bisher in derselben unbenützter Motive und deren Uebertragung in die Technik der Metallkunst das entscheidende Moment.

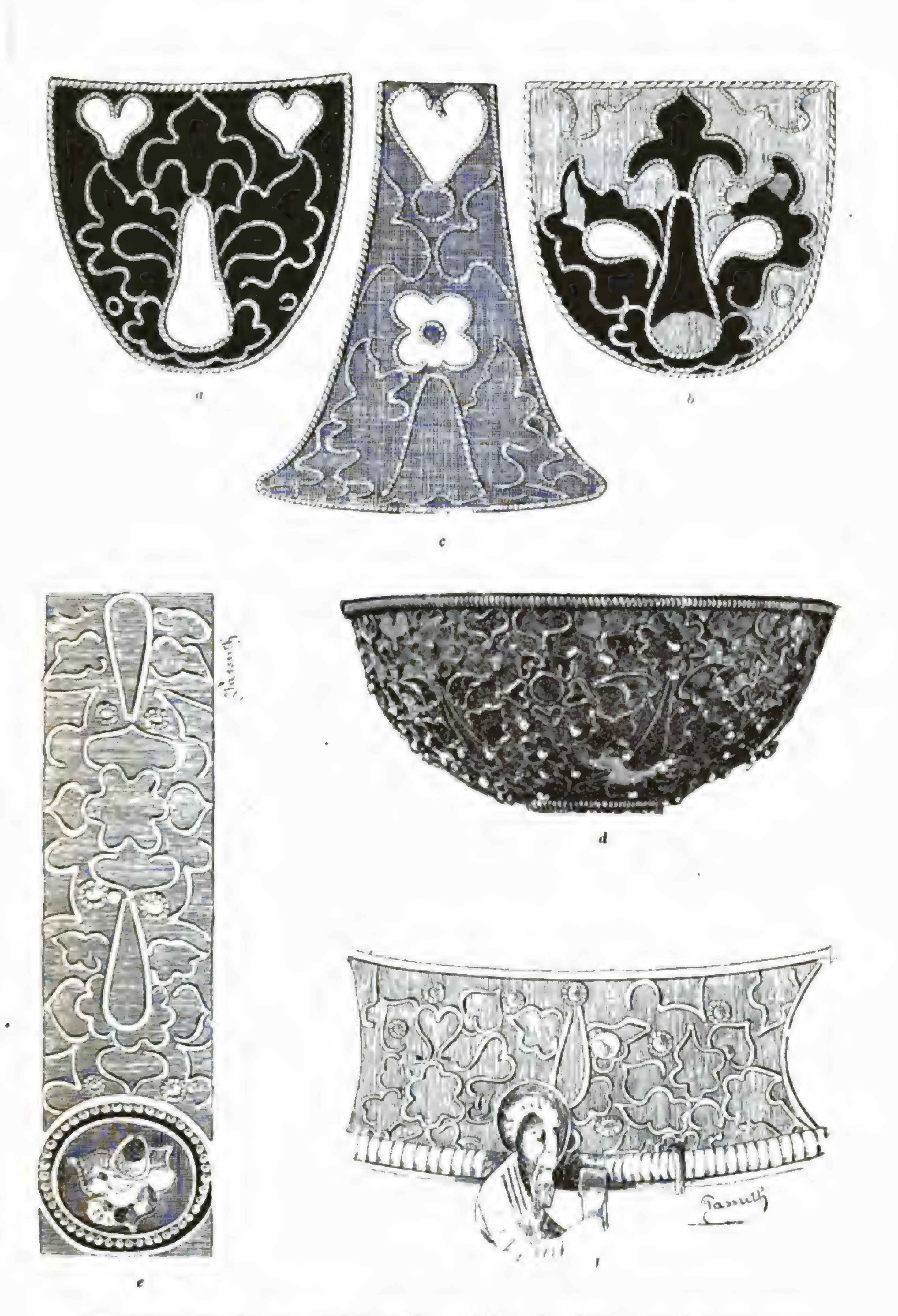
Die wichtige Rolle, welche den Ornamentmotiven in der Drahtemailtechnik zukam, erscheint am klarsten, wenn man dieselben in grossen Reihen zusammenstellt. Dieses ist eine Aufgabe, zu welcher die oberwähnten retropectiven Ausstellungen reichliches Material geliefert haben würden, und welche bei solchen Gelegenheiten relativ leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre. Jetzt ist dieselbe Aufgabe viel umständlicher; doch wurde sie, wie die hier beigelegten Abbildungen zeigen, begonnen und wird im Laufe einiger Jahre nach Möglichkeit zu Stande gebracht werden.

IV. Bereits vor mehr als einem Jahrzehnte, als das Material zu einer stylgeschichtlichen Würdigung dieser Emailtechnik noch ziemlich spärlich vorlag, versuchte Ipolyi eine Gruppirung der Monumente nach localen und chronologischen Gesichtspunkten. Der Versuch war ein verfehlter und die Untersuchung musste auf erweiterter Grundlage von neuem aufgenommen werden. Das Hauptgewicht muss bei einem solchen Versuche auf die stylistische Zusammengehörigkeit oder Verschiedenheit der Monumente gelegt werden. Besonders bei der localen Gruppirung wird dieses Moment von hervorragender Bedeutung sein; denn von den Meistern des Mittelalters gilt die Regel, dass Zunftgenossen derselben Gegend nach ähnlichen Motiven arbeiteten. So wird es wohl möglich werden, auch ohne den Behelf von Meister- und Zunft- und Stadtzeichen, die auf unsern mittelalterlichen Goldschmiedewerken fehlen, aber mit Zuhilfenahme anderer Indicien, wie Provenienznachweise und Wappen, auf Grund der stylistischen Gruppirung die Localisirung gewisser Schulen zu versuchen.

Eine allgemeine Analyse der zur Verwendung gelangten Ornamente zeigt, dass dieselben bei aller Verschiedenheit und Abwechslung im Einzelnen, doch im Grunde auf eine verhältnissmässig geringe Anzal von Elementen zurückzuführen sind. Sie entstehen aus Blumen, Blättern und Ranken, deren bedeutendere Abweichungen in dem folgenden Schema vereinigt sind:



A. *Blumen. a)* Sehr häufig ist eine Blume, welche aus drei, vier, fünf oder noch mehr einfach kreisrunden Blättern gebildet ist.



XIII. Drahtemailmuster oberungarischen Styles: *a*, *b*, *c*, **an dem Kelche in Bars-Szent-Kereszt;** *d*, **an dem St. Egidiuskelche in Poprád;** *e*, *f*, **an dem Becher in Karlócza.**

b) Beliebt ist eine Blume mit stark entwickeltem Stempel, dessen Axe gerade oder gekrümmt ist; an der Basis sitzt ein gekerbtes Blatt; es sind

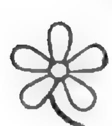
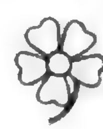
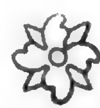
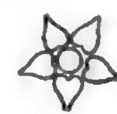
      

daselbst manchmal drei kreisrunde Blätter verbunden, oder es umfasst den Stempel ein Blatt an dessen Contour mehrere spitze Blätter anstehen.

c) Eine Tulpe (?) aus drei freistehenden spitzzulaufenden Blättern; den Kelch vertritt ein kreisrundes Blatt



d) Rosettenartige Blumen, wovon sieben Hauptvarietäten hier folgen.

B. *Blätter.* *a)* Herz oder- lanzettförmige

b) Flügelartig an den Stiel gelegt *c)* den Stiel umfassend *d)* zackigen Randes und sich erweiternd.

C. Ranken und andere Nebentriebe *a)* mit geringeltem Ende *b)* mit spiraligem Ende *c)* Nachahmungen von Spiralen *d)* Trauben.

Also etwa zwanzig verschiedene Blumen, neun Blätterformen und einige Gattungen Nebentriebe sind der gesammte ornamentale Besitz unserer Drahtemailarbeiter des XV. Jahrhunderts. Manche Formen sind seltener, die meisten jedoch kommen *allgemein* vor, woraus schon im Voraus ersichtlich ist, dass, wenn es innerhalb dieses Ornamentkreises locale Schulen gibt, diese nur in den von einander abweichenden Combinationen jener allgemeinen und einfachen Motive als Schulverschiedenheiten aufzufassen sind.

Je zusammengesetzter nun die Compositionen sind, welche innerhalb einzelner Schulen zur Verzierung grösserer Flächen benützt wurden, desto mehr fallen solche Eigentümlichkeiten ins Auge.

Bisher lassen sich mit Wahrscheinlichkeit drei grössere Stylgruppen unterscheiden.

a) In der ersten dieser Gruppen haben wir es mit streng stylisirten Blumensträussen zu tun. Die Sträusse bestehen aus drei oder fünf Blumen und mit starker Betonung der Mittelaxe laufen deren Stiele aus einem zusammenfassenden Kelchblatte aus; die Seitenglieder weichen streng symmetrisch nach beiden Seiten ab, in ihren Stellungen ist wenig Abwechslung; freie Gestaltung mit öfteren Verschlingungen und Windungen ist beinahe ganz ausgeschlossen. Aermliche Phantasie und beinahe monotoner Schematismus sind die auffallendsten Merkmale dieses Schulkreises. Sieben Kelche deuten uns ziemlich sicher die Heimat dieses etwas trockenen Ornamentstyles an: es sind der Kelch des Georgius Rong im Nationalmuseum, der Súky-Kelch in Gran, vier Kelche im Domschatz zu Gyulafehérvár, und der Kelch von Marosvásárhely. Sie sind alle Repräsentanten derselben Schule, welche vor der Hand, bis eine genauere Umgrenzung nach Städten möglich sein wird, die siebenbürgische Gruppe genannt sein mag. Unter den aufgezählten Kelchen gibt es einige, wie z. B. den Súky'schen, welche, was die plastischen Ornamente und die Feinheit des Gusses und der Ciselirung anbetrifft, zu den schönsten Erzeugnissen der einheimischen Goldschmiedekunst gehören. Wir müssen also annehmen, dass die Meister dieses Kreises viel mehr Sinn für plastische Wirkung, als für flache Decoration besassen.

b) Im Gegensatze zu den Monumenten dieses ersten Gebietes, gibt es eine sehr zahlreiche Gruppe, deren gemeinsames Merkmal ist, dass die Blumensträusse beinahe nie eine gerade Linie aufweisen; auch sind dieselben, gleichviel ob sie einen runden oder oblongen Raum füllen, nie um eine gerade Axe, sondern entweder um einen oder mehrere Mittelpunkte oder um eine Wellenlinie componirt. Dadurch kömmt viel Abwechslung in das Ornament und häufig werden reizende Effecte erzielt; besonders wenn die schwungvollen Linien in feingeformte Blätter oder Blüten auslaufen. Die schönsten Vertreter dieser Gruppe stammen aus den westlichen Gegenden des Landes. Der Kelch des Pethe Márton, sowie der Telegdy'sche Kelch, beide in Pressburg im Besitze der Franciskaner, gehören wohl zu unseren schönsten Proben mittelalterlichen Drahtemails. Daran reihen sich der Kelchknauf des Nat. Museums sowie der Kelch von Cserépfalva und andere. Weniger Grazie und Compositionstalent zeigen die ähnlichen Muster an den Kelchen von Szakolcza und dem Széchy'schen Kelche im Graner Domschatze, mit welchen wohl der Kelch in Galgócz und der Neutraer Abstemiuskelch gleichen Ursprunges sind. In engem Zusammenhange untereinander stehen die Ornamente an dem Nyáry'schen Kelche des National-Museums und dem



XIV. Kelch des Thurzó (1506—1526) im Domschatze zu Breslau.



XV. Kelch aus dem XV. Jahrh. im Domschatze zu Breslau.



XVI. Kelch aus dem Jahre 1518 im Breslauer Domschatze.



XVII. Kelch aus dem Jahre 1524 im Breslauer Domschatze.

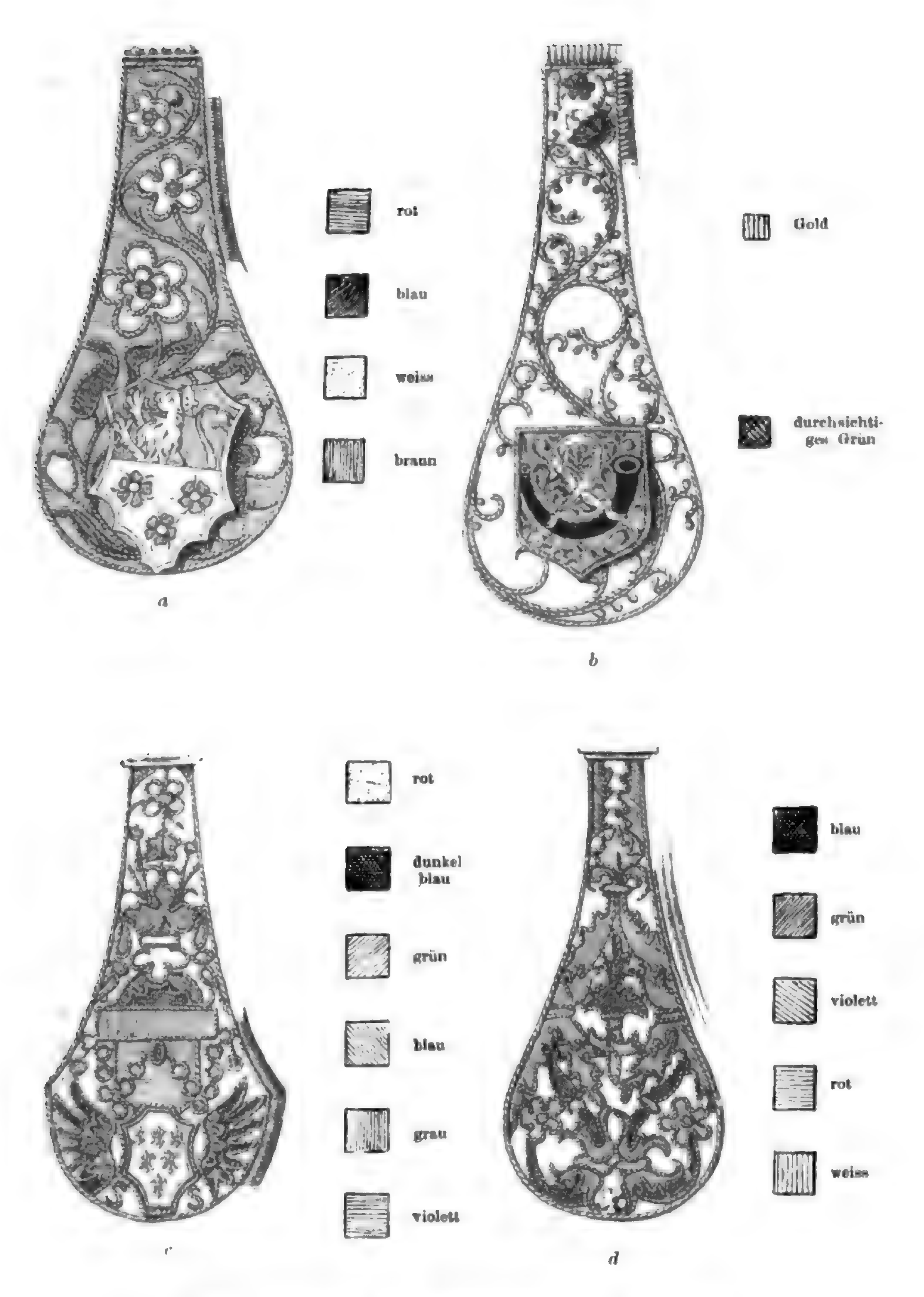
Evangelisterium in Neutra, während die Blüten und Ranken des Kelches in Szepesváralja sich mehr der Guirlande an der Breslauer Krone nähern.

Um diese stylistischen Aehnlichkeiten, welche sich nicht genau beschreiben lassen, zu verdeutlichen, fügten wir einige Tafeln bei, auf welchen die Ornamente dieser Stylgruppen veranschaulicht sind. Um derselben interimistisch eine Bezeichnung zu geben, bis es gelingen wird die Heimat des gemeinsamen Musterbuches nachzuweisen, wollen wir sie westungarische Gruppe nennen, weil mehrere der besten Werke auf Pressburg, als ein Hauptcentrum dieser Schule hinweisen.

Dass im XV. Jahrhunderte im Osten und im Westen des Landes zwei durch charakteristische Eigentümlichkeiten gekennzeichnete von einander verschiedene Schulen sich entwickeln konnten, ist leicht begreiflich, wenn wir erwägen, dass der Verkehr der Meister und Gesellen von Stadt zu Stadt im ersten Jahrhunderte der Innungen bei weitem nicht so lebhaft war, wie in den späteren Jahrhunderten, der Verbreitung der Musterbücher also damals engere Grenzen gezogen waren als später. Dieselbe Beschränkung und Abgeschlossenheit betraf auch die Quellen, aus welchen die Meister des Westens und des Ostens schöpften. Wir kennen die Muster der Stickereien des XIV. und XV. Jahrhunderts, welche im Westen den Pressburger, Tyrnauer, Neutraer Meistern als Quellen dienten, aus denen sie ihre Musterbücher stetig ergänzten, nicht genügend, doch werden sie, wie noch heute, sich vielfach von den siebenbürgischen unterschieden haben. Der verhältnissmässig geringere Vorrat an Mustern in Siebenbürgen lässt sich vielleicht daraus erklären, dass dieser Landesteil von den Culturcentren der übrigen Welt namentlich des Westens, ferner abseits liegt, als die westlichen Städte des Landes, deren Meister durch die von dem nahen Wien oder aus Augsburg oder Nürnberg zuwandernden Gewerbegenossen mannigfachere Anregung erhielten. Daher ihre feinere Empfindung in der Linienführung, das geschmackvollere Anordnen der Ornamente, grösserer Reichtum der Blumen- und Blätterformen hier als im ferneren Osten.

c) Es scheint dass neben den beiden hier kurz geschilderten Schulen wenigstens noch eine dritte, im Norden des Landes bestanden hat, was sich einesteils aus der reichen und mannigfach selbstständigen Blüte des Goldschmiedehandwerks in der Zips und den Nachbarstädten Trencsén, Eperjes und Kassa, sowie daraus erklärt, dass diese Städte zum Teil mit Breslau, Prag und Krakau, zum Teil auch nach Galizien zu, mehr und engere Verbindungen hatten als die beiden anderen Landesgebiete.

Die Ornamentik des Kelches von Bars-Szentkereszt, der beiden Trencséner Kelche, des Egidi-Kelches in Poprád und anderer derselben Gruppe angehörigen Werke, unterscheidet sich in manchem Betrachte von derjenigen die wir an den Erzeugnissen der andern beiden Schulen kennen gelernt. Eine besonders wichtige Rolle spielt in diesem Formenkreise eine offene



XVIII. Details der vier Kelche im Breslauer Domschatze.

Blume mit starkentwickeltem, manchmal unmässig hervortretendem Pistill. Auch ist der Blumenkelch, oft ein einziges grosses Blatt mit wellenförmigem Rande, sehr charakteristisch. Aus der Blume wird manchmal förmlich eine heraldische Figur, über welcher noch obenhin ohne organische Verbindung ein anderes Blatt schwebt. Dieses Motiv ist am deutlichsten zu sehen an den Kelchen von Poprád und Bars-Szentkereszt und an dem sehr ähnlichen Kelche von Klosterneuburg. Diesen zunächst stehen die etwas confusen Ornamente an dem Becher von Karlócza und vielleicht noch verschwommener kehrt dasselbe Motiv an den beiden Trencséner Kelchen wieder, in Gemeinschaft mit einer eigentümlichen Rosette. Diese Rosette am Knaufe des Trencséner Kelches ist das einzige Motiv, durch welches die berühmte Ladislausherme von Raab mit den übrigen einheimischen Drahtemailarbeiten zusammenhängt. An dem Brustkorbe der Herme ist es noch strenger stylisirt,[1] vermutlich weil die Herme ein älteres Werk ist, etwa aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts, doch lässt sich aus dem Fortbestehen dieses Motives eben in der oberungarischen Schule vielleicht auf oberungarischen Ursprung der Ladislausherme schliessen. Von den auswärtigen Werken, deren Motive mit den oberungarischen sehr verwandt sind, ist das schönste der Pokal des Mathias Corvinus in Wiener-Neustadt, von welchem wir einige Motive in charakteristischer Auswahl beigefügt haben. Besonders die Blattformen haben ähnlichen Charakter, während andererseits die eleganten Motive der Blumen mit schwungvoll geformtem Pistill, denselben gleichsam mit der Pressburger Schule, etwa mit dem schönen Telegdy'schen Kelche in Verwandtschaft bringen.

Vor der Hand muss es dabei sein Bewenden haben, dass diese drei localen Hauptgruppen constatirt sind. Natürlich ist hier der Begriff der «Schule» manchmal etwas weit gefasst, man wird mit der Zeit denselben enger fassen können. Hier konnte erst etwas über die Hälfte der Drahtemail-Ornamente bekannter Kelche der Gruppeneinteilung als Unterlage dienen. Die Sammlung der Ornamentmuster ist fortzusetzen und je reicheres Material sich daraus ergibt, desto leichter werden sich für die Benützung gewisser Musterbücher immer engere und engere Kreise bestimmen lassen, bis es vielleicht schliesslich gelingen wird die Stylverschiedenheiten auch nach Städten zu sondern. In der Special-Untersuchung bis zur Erforschung einzelner Meister zu gelangen, das werden wir aus Mangel genügender archivalischen Quellen für die fragliche Epoche wohl nie erreichen.

[1] Es scheint dasselbe Sternmuster zu sein, welches bereits in einer früheren Epoche im XIII. Jahrhunderte beliebt ist. Vergl. Gay Glossaire S. 679. Étole; mit Abbildung eines solchen Musters «XIII. Siècle Ornement d'étole. Porche meridional de la cathédrale de Chartres.

V. Im Vorhergehenden machten wir den Versuch einer Sonderung der Drahtemailmuster nach ihrer localen Verwendung und Verbreitung; dabei zogen wir einzig und allein die formale Seite derselben in Betracht;



XIX. Kelch mit Drahtemailornamenten in der Burgkirche in Trencsén.

vor der Hand abstrahirten wir von dem Email selbst und dessen coloristischen und andern Eigentümlichkeiten.

Wenn wir nun dieselben Emailwerke nicht vom Standpunkte localer

Zuteilung, sondern in chronologischer Beziehung zu untersuchen haben, so wird der bisherige beschränktere Gesichtspunkt nicht genügen. Eine Untersuchung auf dieser rein formalen Grundlage wäre ein unfruchtbares Unternehmen. Denn dasselbe Musterbuch vererbte sich oft von Generation zu Generation und manche Muster aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts überdauerten nicht selten dieses Jahrhundert und verschwanden erst im folgenden, als die Drahtemailtechnik aufhörte oder neuen Techniken das Feld räumte, in welche neue Muster eindrangen.

Bieten demnach die Muster an sich kaum genügende Anhaltspunkte zu chronologischen Bestimmungen der Denkmäler, so sind dagegen unserer Erfahrung nach die coloristischen Merkmale um so geeigneter bei dem Versuche zeitlicher Gruppirung als Stütze zu dienen.

Betrachten wir nämlich die Drahtemailwerke vom Standpunkte der Farbenstimmung, so finden wir, dass nicht blinder Zufall, sondern eine gewisse Gesetzmässigkeit den Geschmack der Meister verschiedener Generationen in der Farbenzusammenstellung leitete und dass sich die Monumente in der Hauptsache nach zwei Farbenskalen aufreihen lassen.

Diese beiden Skalen sind folgende:

I. *a)* rot, *b)* weiss, *c)* grün, *d)* blau, *e)* violett, *f)* braun, *g)* schwarz
II. *a)* (gelb) *b)* « « « « « «

Wie wir sehen ist der Hauptunterschied zwischen den beiden Skalen der, dass in der ersten das Rote mitspielt, in der zweiten jedoch fehlt. In seltenen Fällen tritt zur zweiten Reihe das Gelbe hinzu.

Die Verwendung oder Abwesenheit des roten Emails bietet einen wichtigen Anhaltspunkt für die Chronologie. Dagegen ist es von geringerer Wichtigkeit, ob die einzelnen Emails mehr oder weniger durchsichtig und ob sie etwas dünkler oder heller sind. Das rote, weisse, braune und schwarze (?) Email pflegt überhaupt nicht durchsichtig zu sein, nur sind deren Schattirungen verschieden.

Solche geringe Verschiedenheiten in der coloristischen Wirkung scheinen weder für die chronologische Bestimmung eines Werkes noch als Charakteristik für locale Schulen von Wichtigkeit. Sie bezeichnen meistens einen geringeren oder höheren Grad individueller Geschicklichkeit im Zubereiten und im Schmelzen der Emailpasten; deshalb können sie bei einem Versuche, chronologische Gruppen festzustellen, vorerst keine Rolle spielen. Wichtiger für die Zeitbestimmung ist das sogenannte «Luminiren» d. h. das Auftragen verschiedenfärbigen Emails auf eine Emailunterlage, da diese Erscheinung nicht gleich am Anfange der Drahtemailtechnik vorkömmt. Eher eine locale als eine zeitbestimmende Eigentümlichkeit scheint es zu sein, wenn die Emailfläche durch eingesetzte kleine Metallsternchen oder Nägelchen belebt wird.

Immer steht jedoch, von diesen geringeren Abweichungen abgesehen,

als Haupteinteilungsgrund die obenerwähnte Beobachtung fest, dass sich die Monumente ohne Unterschied ihres Entstehungsortes nach der warmen oder kalten Farbenskala in zwei grosse Gruppen teilen. Und zwar ist es ziemlich sicher, dass die warme Skala früher dominirte und dass man erst später,



XX. Goldkelch mit Drahtemailornamenten; russische Arbeit (?) aus dem XVII. Jahrhunderte im Ung. Nat.-Museum.

wahrscheinlich erst im XVI. Jahrhunderte, zur kalten Skala überging. Auch ist Ursache vorhanden, anzunehmen, dass das gelbe Email, welches im XV. Jahrhunderte ganz fehlte, auch im XVI. Jahrhunderte erst kurz vor dem Ableben dieser Technik auftrat und von da an so lange im Gebrauche war, als

überhaupt Email angefertigt wurde. Sehr charakteristisch sind in dieser Beziehung einzelne Kelche des XV. Jahrhunderts, welche in späteren Jahrhunderten teilweise restaurirt wurden, wie z. B. der Kelch von Szatmár. Andere Kelche, wie der Egidi-Kelch von Poprád und der Kelch des Bakocs, auf welchen wir auch gelbes Email finden, gehören alle dem XVI. Jahrhunderte an. Unter den vielen Kelchen des XVI. Jahrhunderts, welche die unter II. vorgeführte Denkmälerreihe aufweist, ist ein einziger, an welchem auch noch in so später Zeit rotes Drahtemail vorkömmt; auch dieses ist vielmehr braun als rot. Gelbes Email finden wir unter sämmtlichen übrigen Denkmälern nur noch an der Ladislausherme, welche einige Emails der kalten Skala, darunter auch gelb aufweist und deshalb zu den nach dem XV. Jahrhunderte restaurirten Emailwerken zu rechnen ist.

Es ist zur Stunde unmöglich, genau die Zeitgrenze anzugeben, bis zu welcher die warme Farbenskala herrschte und wann die kalte begann; doch scheint es, dass die zweite Epoche am Anfange des XVI. Jahrhunderts eintrat. Welchen Ursachen eine solche Geschmacksveränderung zuzuschreiben sei, ist natürlich mit voller Sicherheit nicht zu begründen. Die ältere Kunstübung liebte die Combination von Rot mit andern Farben; es sind dieselben lebhaften Farbenwirkungen, welchen wir am mittelalterlichen Grubenemail beinahe allgemein begegnen. Speciell bei uns zu Lande mag der seit den Anjous beliebte Farbendreiklang: rot, weiss, grün auch auf die Farbenstimmung der Emails von Einfluss gewesen sein.

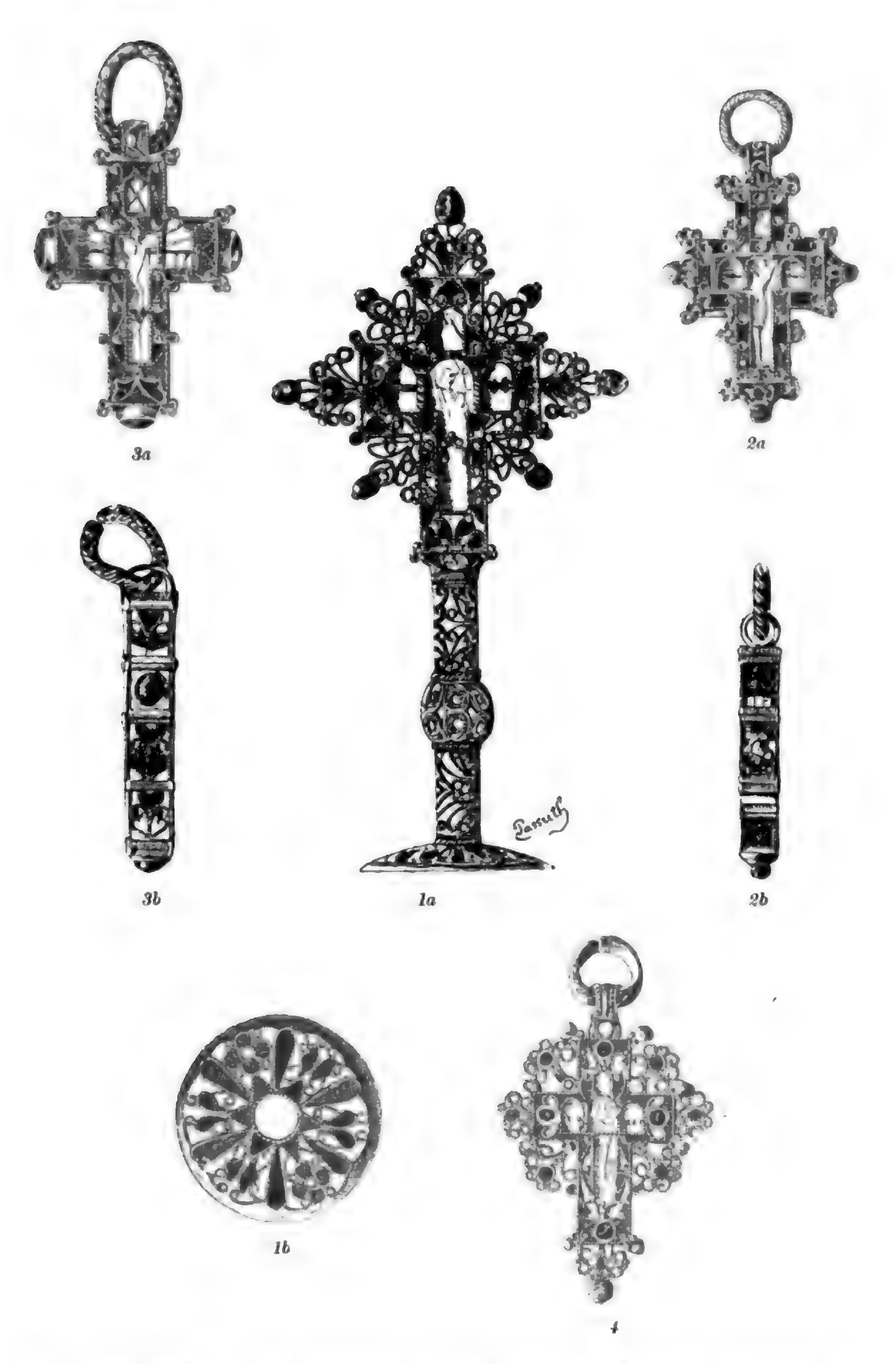
Der Uebergang zu der kalten Farbenskala wäre sodann wenigstens zum Teile mit dem Eindringen des Renaissancegeschmackes ins ungarische Kunstgewerbe zu erklären.

Denn auch in einigen andern, mit dem Email verwandten Techniken z. B. in den Majolicas vom Anfange des XVI. Jahrhunderts, ferner in dem gleichzeitigen Limogesemail, später in den Palissyschen Werken, verschwinden die einfachen kräftigen Farbenwirkungen, das kräftige Rot bleibt be Seite und man verwendet mit umso grösserer Vorliebe gelb, blau und grün in mannigfachen Abtönungen. Die flandrische Gobelinweberei liebt am Anfange des XVI. Jahrhunderts eine ähnliche stumpfere Farbenskala.

Wir erwähnen hier diese einzelnen Erscheinungen, weil sie möglicher Weise mit der Aenderung des Farbengeschmacks hier zu Lande im Zusammenhange stehen.

Andererseits ist es jedoch bezeichnend, dass auch die Drahtemail Werke des Styles, welchen man ganz allgemein spät-byzantinisch nennen könnte und für welchen wir nicht nur in Russland, sondern auch hier im Lande charakteristische, aus dem XVI. und XVII. Jahrhunderte stammende Beispiele kennen, der kalten Farbenskala angehören, nicht der warmen.

Jene Drahtemailgehäuse der Holzkreuzchen vom Athos, jene emaillirten Heiligenscheine russischer Heiligenbilder und was wir überhaupt aus



XXI. 1—4 Kreuzchen mit Drahtemail verziert. Arbeit unbestimmter Provenienz des XVII. Jahrhunderts.

dieser Zeit und diesem Style kennen, zeigt Grün und Blau, oder Grün, Blau und Gelb, aber nie Rot.

Es schliessen sich also diese verwandten Emails der zweiten Phase unseres mittelalterlichen Drahtemails an, was noch deutlicher wird, wenn man sich überzeugt, dass einige charakteristische Ornamentmotive von einheimischen Arbeiten dieser Zeit mit Mustern von Emails orthodoxen Styles übereinstim-



XXII. Kronstädter Heftel aus dem XVI. Jahrhunderte mit Drahtemailbordüre; im Ung. Nat.-Museum.

men. Um dieses klar zu stellen, fügen wir hier die Abbildung eines Kelches vermutlich russischer Provenienz aus der ehemaligen gr. Keglevich'schen Sammlung, jetzt im Nationalmuseum bei Fig. XX. Derselbe ist mit grünem, blauem und gelbem Drahtemail verziert und die Hauptfigur der Ornamentik ist jener gleichsam zur selbständigen heraldischen Figur gewordene Blumenpistill, welchen wir an dem mit orthodoxen Heiligenbildern verzier-



XXIII. Sct. Ladislaus-Herme im Raaber Dome.

ten Becher von Karlócza, ferner an dem Bars-Szentkereszter und dem Popráder Kelche beobachteten. Das Colorit all dieser Emailwerke gehört der kalten Farbenskala an und somit stimmt Zeit und Styl dieser »oberungarischen« Schule mit der orthodoxen Stylrichtung überein. Eine solche Uebereinstimmung ist wohl nicht blosser Zufall; doch wird die historische Erklärung dieser stylgeschichtlich interessanten Erscheinung jedenfalls einige Zeit auf sich warten lassen.

Wir wissen eben heute noch zu wenig über den genaueren genetischen Zusammenhang dieser orthodoxen Kunstübung mit ihrer ursprünglichen Quelle, mit Byzanz, um aus deren Verbreitung Folgerungen zu ziehen. Es ist abzuwarten, dass die Geschichte des Emails auf dem Balkan, in Russland und in Polen geschrieben werde, dann werden solche Fragen deutlicher zu formuliren und sicherer zu beantworten sein. Zu dem Materiale, welches dabei die Grundlage bildet, wird auch die reiche slavische Emailsammlung des Nationalmuseums manches nennenswerte Datum beitragen, so wie dabei die reichen Schätze der Klöster von Fruska Gora nicht zu übergehen sind.

Bereits in frühen Zeiten hat das byzantinische Griechentum, etwas später das orthodoxe Slaventum in Ungarn Etappen gehabt, welche spät-byzantinische Kunstübung im Handel sowohl als im einheimischen Gewerbe vermittelten; am stärksten waren diese Etappen, wozu Klöster, Kaufmannschaften, Innungen gehören, im XVI. und XVII. Jahrhunderte und dieses ist auch die Epoche, aus welcher beinahe sämmtliche orthodoxe Emails, die wir kennen, stammen.

Zum Teil sind sie im Lande angefertigt, wie das Bild des Bischofs Anastasius, der Becher von Karlócza u. s. w. und dann erfahren sie in Farbe und Muster den Einfluss der Kunstübung, die sie umgiebt. Oder sie kommen von fernher, aus den untern Donauländern, aus Dalmatien etc. Dann fallen sie unter andere Gesichtspunkte, zu deren Erörterung hier nicht der Ort ist.

So ist seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts Ungarn der Schauplatz und Vereinigungspunkt verschiedenartiger Kunstströmungen, die von allen Richtungen der Windrose auf dasselbe einwirken. Auch politische, nationale, ethnische und religiöse Momente wirken zusammen und beeinflussen mannigfaltig Künste und Gewerbe. Vor Allem ist die Glaubensneuerung hervorzuheben, welche vom Westen kommend ganze Kunstzweige tödtet oder sie in andere Richtungen drängt: der kirchlichen Goldschmiedekunst versetzt sie oft tödtliche Schläge oder drängt die Meister in weltliche Richtungen.

Auch im Email ist mittelbar diese Laicisirung zu verspüren; es wird mehr und mehr von seiner bisherigen kirchlichen Basis abgelenkt, und dient besonders in Siebenbürgen meist nur zu Schmuck und Prunk. In der Folge nimmt es auch andere Motive, andere Farben, andere Technik an und

nur hin und wieder ist uns ein Laienschmuck der neuen Zeit erhalten, welcher noch die alte Kunstweise des Drahtemails (in übel verstandener Weise) zeigt, so z. B. das Kronstädter Heftel im Nat. Museum, dessen Abbildung hier beifolgt. Fig. XXII.

Doch die Reformation hat auch andere Wirkungen. Sie bringt ein Gehen und Kommen zwischen dem Westen und unserem Lande mit sich, wie es früher den mittleren Classen im Allgemeinen, besonders aber den Handwerkern unbekannt war. Jetzt wandern die Lehrlinge in fremde Länder, nach Augsburg und Nürnberg, manche auch nach Holland und Belgien und bringen westeuropäischen Geschmack und Technik in ihre Heimat. Dieses taten besonders die Goldschmiede Oberungarns und auch die von Siebenbürgen. Im übrigen Teile des Landes waren einheimische Kunst und Gewerbe ohnehin so gut wie ausgestorben; denn sie waren seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts in Türkenhand. Im Anschluss an die eingewanderten neuen Beherrscher kamen orientalische Gewerbsleute.

Siebenbürgen hatte wohl auch unter der Invasion zu leiden, doch wurde Kronstadt noch in höherem Maasse, was es schon seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts gewesen, die Einbruchstation für massenhafte Einfuhr orientalischer Artikel. Unter diesen standen orientalische Teppiche, Waffen, Sättel und Schmucksachen nicht an letzter Stelle. So kamen die von der Wanderschaft im Westen heimgekehrten Meister in unmittelbarsten Contact mit orientalischen Mustern und Farben und unter dem Einflusse all dieser Anregungen kam eine Kunstindustrie zu Stande, die nicht ausgesprochen occidentalisch und auch nicht ganz orientalisch, und doch beides zugleich war. Auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst zeigt sich der neue Geschmack in dem sogenannten «Siebenbürger Email» oder besser «Filigranemail», einer prunkhaften Decorationsweise, die mit der älteren bescheideneren Drahtemailtechnik nur mehr wenig gemein hat. Diese Technik liegt bereits ausserhalb des Rahmens unserer Untersuchung.

Budapest, im December 1887.

JOSEF HAMPEL.

DIE ENTSTEHUNG DER RUMÄNISCHEN SPRACHE UND NATION.

Die Untersuchungen über die Herkunft des rumänischen Volkes, die bei uns von Paul Hunfalvy mit der grössten Sachkenntniss und mit wahrhaft wissenschaftlicher Methode angeregt worden sind, hat neuerdings Dr. Ladislaus Réthy, ein jüngerer Gelehrter, der sich schon mehrfach an der Lösung verwandter Fragen versucht hat, wieder aufgenommen. Es liegt von ihm ein umfangreicheres, dem Andenken Kopitars und Roeslers gewidmetes Werk * vor, dessen Gegenstand eben die Untersuchung jenes noch immer nicht endgiltig gelösten Problems von dem Ursprunge der rumänischen Sprache und Nation bildet.

Bonfinius, der Gelehrte der Renaissance, der am Hofe König Mathias' lebte, war der erste, welcher über die Herkunft der Rumänen eine wissenschaftliche Ansicht geäussert hat. Er hatte ihre römische Abstammung erkannt und hielt sie für die Nachkommen der dacischen Colonisten Trajans.

Die Ansicht des Bonfinius vererbte sich von einem Historiker auf den andern, bis sie am Anfange unseres Jahrhunderts auch in weitere Kreise drang. Im Jahre 1812 erschien eine Geschichte der Rumänen, verfasst von einem siebenbürgischen Pfarrer, Peter Major. Major führte den Gedanken Bonfinius' weiter aus: Die rumänische Sprache ist die Sprache Roms, die von Italien nach Siebenbürgen verpflanzt worden war; römisches Volkstum und römische Sprache hatten auf siebenbürgischem Boden auch nach dem Falle Daciens ungebrochen fortgelebt.

Diese Ideen wirkten begeisternd und berauschend auf die Stammesgenossen Majors: es war ja die Zeit, in welcher die Nationalitätsidee allüberall anfieng festere Wurzeln zu schlagen, wo Dichter, Geschichtschreiber und Politiker mit vereinten Kräften dahin wirkten, das Stammesbewusstsein der Völker zu wecken und zu nähren.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seitdem verflossen, aber die Lehren Bonfins und Majors sind für das rumänische Volk auch heute noch kein überwundener Standpunkt. Rumänische Dichter, wie Vulcan, Marginean, Macedonschi, Alessandri, Densusianu besingen die Taten der dacischen Vorfahren und suchen die siebenbürgischen Nachkommen zu begeistern; Historiker, wie Cogalniceanu, Laurianu, Xenopol, Maniu verkünden die ununterbrochene Continuität (continuitate neintrerupta) der Legionisten Trajans und der heutigen rumänischen Pakuraren.

* *Az oláh nyelv és nemzet megalakulása* írta Dr. Réthy László. Budapest 1887. Pallas, 269 S.

Diesen Schriftstellern zufolge hätten die dacischen Colonisten, — nachdem sie sich auf die Gipfel der Berge Daciens geflüchtet hatten — alle Stürme der Völkerwanderungen ruhig mitangesehen, bis die »Invasion der Magyaren« ihre Rechte und Institutionen mit einem Schlage vernichtete.

Aber nicht blos rumänische Schriftsteller sind es, die die Hypothese von der dacisch-rumänischen Continuität als lautere Wahrheit verkünden, auch die grossen Namen eines Gibbon und Thierry, eines Mommsen und Ranke sind mit ihr verknüpft.

Diesen Lehren gegenüber sucht sich eine andere Auffassung Bahn zu brechen, welche die Beweise der rumänischen Continuität für unzulänglich und lückenhaft, das Resultat jener Ausführungen für übertrieben erklärt. Sulzer, Kopitar, Miklosich, Goos, Roesler, Paul Hunfalvy und Tomaschek sind die hervorragendsten Vertreter dieser skeptischeren Richtung: sie stützen sich in erster Reihe auf die Zeugnisse der Sprache und halten die Balkanhalbinsel für die Wiege des rumänischen Volkes. Von dort ausgehend habe es, und zwar erst gegen Ende des Mittelalters, die diesseits der Donau gelegenen Gebiete erreicht und sich da numerisch verstärkt.

Der Streit der Parteien ist auch heute noch unentschieden, ja nicht einmal betreffs der Methode, die bei der Behandlung des interessanten Problems zu befolgen ist, konnte bislang eine Einigung erzielt werden.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, der die Balkanvölker aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, sucht der Frage mit neuem sprachlichem, ethnographischem und historischem Material beizukommen. Die Beantwortung derselben fällt bei ihm im Sinne der Roesler-Hunfalvy-schen Theorie aus.

* * *

Schon Thunmann hat in seinen *Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europ. Völker* (Leipzig 1774) darauf hingewiesen, dass die Sprache der dacischen Rumänen auch in *Macedonien* gesprochen werde, und spätere ethnographische Studien führten zu der Erkenntniss, dass auch die Insel *Istria* einen rumänischen Stamm beherberge.

Von diesem wichtigen Umstande geht Réthy in seinen Untersuchungen aus, getreu dem Grundsatze, dass in ethnologischen Fragen die *Sprache* der berufenste und glaubwürdigste Zeuge sei. Er führt vor Allem den Beweis, dass die Sprache der ungarisch-siebenbürgischen Rumänen identisch sei mit dem Idiome der in Albanien, Macedonien und der Gegend des Pindus wohnenden rumänischen Stämme, sowie auch mit der Mundart, die in einigen Ortschaften Istriens (um Pola herum) gesprochen wird. Uebereinstimmende phonetische Eigentümlichkeiten, wie der Wandel von lat. *c*, *qu* zu *p* (quatuor: patru, nox noctem: năpte, lac: lapte), der Uebergang eines lat. *d* vor *i* und *e* zu *z* (decem: zeče, zace, zétzi), von *l* zu *r* (sal: sare, felix: feriče) weisen

darauf hin, dass die erwähnten drei Dialecte in organischem Zusammenhange stehen. Dasselbe beweist die innere Structur jener Dialecte, gewisse syntaktische Eigenheiten, die weder das Lateinische, noch eine der romanischen Töchtersprachen aufweist, während sie für die rumänischen Dialecte charakteristische Merkmale sind. Solche Eigentümlichkeiten finden wir beim Gebrauche des Artikels, bei der Comparation der Adjectiva, der Bildung der Zahlwörter, in der Umschreibung des Infinitivs u. A. Auch der Wortschatz und die Bedeutungsentwickelung weist in allen drei Dialecten übereinstimmende Züge auf. Es ist also gar nicht zu bezweifeln, dass die drei rumänischen Mundarten einen einheitlichen Ursprung haben und von *einem* Orte ihren Ausgang genommen haben müssen.

Den einheitlichen Entstehungsort nimmt nun auch die Continuitätstheorie an, sie findet denselben eben auf dem Boden Siebenbürgens. Dacien wurde im Jahre 107 eine römische Provinz. Auf dem Territorium des heutigen Siebenbürgens hat damals, so meint man, römisches Leben Wurzel gefasst, in der ganzen Provinz wurde die lateinische Sprache die Amtssprache und die rechtlichen Institutionen verknüpften die alte und die neue Einwohnerschaft Daciens zu einem einheitlichen Ganzen. Jedes Gebiet, das innerhalb der Grenzen des gewaltigen römischen Reiches lag, lag ja zugleich im Zauberkreise des Romanismus, überall assimilirten sich die barbarischen Idiome an die römische Sprache und auf diese Weise entstanden immer wieder neue Sprachschattirungen. Auch in Dacien habe sich eine lateinische Provinzsprache herausgebildet, diese sei in ihrer weiteren Entwicklung nichts anderes als die rumänische Sprache.

Aber die dacische Provinz war nur von kurzer Lebensdauer, schon nach anderthalb hundert Jahren trat eine Katastrophe ein. Am Ende des III. Jahrhunderts erscheinen die Goten an den Grenzen Daciens und werden von den hinter ihnen vorwärts stürmenden Hunnen nach Dacien hineingedrängt. Die römischen Krieger und Bürger verlassen das Land, die bereits romanisirte Ureinwohnerschaft aber weicht nicht von dem erbgesessenen Gebiete, sondern zieht sich vor den germanischen Eindringlingen auf die Höhen der Berge und in das Dunkel der Wälder zurück. Den Goten folgen Hunnen, Gepiden, Avaren, — das romanisirte autochthone Volk aber kommt mit ihnen nicht in Berührung, sondern bildet eine abgeschlossene Gesellschaft, in den unnahbaren Schlupfwinkeln Viehzucht treibend und die alten Feste feiernd. Deshalb ist denn auch die dacisch-römische Sprache frei geblieben von allen germanischen Elementen. Ein neues Barbarenvolk tritt das Erbe der Germanen und Hunnen an: am Ende des IX. Jahrhunderts erscheinen die Ungarn und erobern die karpatischen Länder. Sie machen sich die Träger der römischen Cultur dienstbar, die Rechtsinstitutionen derselben werden einfach vernichtet. Aber am Ende des XIV. Jahrhunderts treten die Nachkommen der römischen Legionisten wieder auf, gründen

Wojwodschaften und sichern dem römischen Stamme auf dem von Trajan eroberten Boden politische Bedeutung.

Das ist in grossen Zügen die Theorie von der Continuität des römisch-rumänischen Volkes in Dacien. Sie ist, wie Réthy (S. 30 f.) ausführt, von zwei Punkten aus angreifbar.

Erstens: In Dacien gab es keinen Romanismus, denn die *coloni* des Landes sprachen die *lingua rustica* nicht als ihre Muttersprache, sie brachten sie höchstens als eine erlernte Sprache nach Dacien. Die Provinz war ja unter den östlichen Provinzen Roms als die letzte gegründet worden, zu der Zeit als das römische Reich schon ein kosmopolitisches Reich geworden war. Die Amtssprache Daciens war wohl die römische, die Colonisten des Landes selbst aber waren nicht italischer Abstammung. Schriftsteller und epigraphische Denkmäler liefern uns den Beweis, dass die Einwohnerschaft hauptsächlich aus orientalischen, asiatischen Elementen bestanden hatte. Die dacischen Eingeborenen — wahrscheinlich ein iranischer Volksstamm — bildeten den Grundstock, dann gab es in grosser Anzahl Griechen, Semiten und andere asiatische Völkerschaften. Wenn sich dort eine neue Sprache gebildet hätte, so würde diese syrischen oder griechischen, unmöglich aber römischen Charakter gehabt haben.

Zudem hörte ja das römische Leben in Dacien gar bald auf, jede Erinnerung an dasselbe, selbst die lateinischen Städtenamen verschwinden spurlos und in späteren Jahrhunderten weiss Niemand von den in Dacien existirenden Resten einer römischen Einwohnerschaft. Slavische Völker sind es, die nach dem Verfalle der römischen Provinz auf dacischem Boden Zeugen der geschichtlichen Ereignisse sind.

Zweitens: Wenn das rumänische Volk die unmittelbare Nachkommenschaft der römischen Colonisten Trajans wäre, so müssten wir die Sprache des Volkes an die Sprache jener Zeit, an die des II. und III. Jahrhunderts direct anknüpfen können. Wir müssten in der Sprache archaische Formen finden und die Spuren jener Elemente, aus denen sich das dacische Colonistenvolk selbst zusammengesetzt hatte: dacische und asiatische (iranische, semitische) Wörter, Erinnerungen an das dacisch-römische Leben, sagenhafte Traditionen u. dergl. Wir finden dagegen, dass die rumänische Sprache nur zu einer Zeit entstanden sein kann, als Dacien längst aufgehört hatte ein Glied des römischen Reiches zu sein: frühestens im VI. Jahrhudert nach Chr. G. Der Organismus der verschiedenen romanischen Sprachen, die sich aus der *lingua rustica* entwickelt haben, hat sich nach den gleichen Gesetzen gestaltet, der Wortschatz ist im Grossen und Ganzen derselbe, lautliche und flexivische Eigentümlichkeiten dieselben. Alle diese Uebereinstimmungen finden ihre Erklärung in dem Umstand, dass jene Töchtersprachen der *lingua rustica* auch später noch ein räumlich zusammenhängendes Ganze gebildet haben. Dieselben Eigentümlichkeiten nun, die für jene Sprachen charakteristisch sind, weist auch das Rumänische auf, während

dieses doch *in Dacien* mit den romanischen Schwestersprachen in gar keinem Zusammenhange hätte sein können. Der Entstehungsort dieser Sprache muss *auf der Balkanhalbinsel, an den Ufern der Adria* gesucht werden, dort nur konnte sie mit dem lateinischen Sprachgebiete, vor Allem *mit dem Italienischen,* bis ins VII.—VIII. Jahrhundert hinein in stetem Zusammenhange bleiben, dorthin weist auch einer der rumänischen Dialecte, das Macedonische, hin.

Die dalmatinischen Gestade waren schon im Jahre 146 v. Chr. römisch geworden.

In der Cäsarenzeit greift die Colonisation immer mehr um sich und im I—II. Jahrhundert finden wir schon auf der ganzen Linie blühende Pflanzstätten römischen Lebens. Auf den Inseln und Ufergegenden ist der römische Einfluss der vorwiegende, im Innern des Continents aber kann er sich mit dem griechischen nicht messen. Nur auf den westlichen Rändern der Balkanhalbinsel, wo die *lingua rustica* die Sprache dichtgesäeter Colonien war, dürfen wir auch die Spuren des Romanismus suchen: *die Heimat des balkanischen Romanismus ist Illyricum.*

Die rumänische Sprache ist das interessanteste Denkmal jener Völkergestaltungen, die sich auf dem Gebiete des einstigen römischen Reiches vollzogen haben. Sie ist ganz anderer Natur, wie der Romanismus des Westens, Hispaniens und Galliens. Der Sprachstoff ist romanisch, aber in der Structur der rumänischen Sprache findet sich vieles, was von der Construction der westlichen Schwestersprachen abweicht. Die westlich-romanischen Völker sind aus der Verschmelzung der römischen Colonisten mit den barbarischen Ureinwohnern entstanden. In Dalmatien aber hat eine Blutsvermischung der Römer und der Autochthonen niemals stattgefunden.

Dalmatien und der grösste Teil der Balkanhalbinsel wurde damals von *Albanesen* bewohnt. Der Verkehr der Römer mit den Barbaren drückte auch der Volkssprache römischen Stempel auf. Wie man heute bei der Erlernung einer fremden Sprache sich vor Allem den Sprachstoff einprägt und nur mit Mühe in die der Sprache eigentümliche Constructionsweise, in den Geist der Sprache eindringt, so haben sich, meint Réthy, auch jene albanesischen Hirtenvölker die römische Sprache angeeignet. Das Sprachmaterial ist romanisch, genauer italienisch, aber das System der Sprache ist noch immer das alte illyrische.

Die rumänischen Dialecte haben *einen* Artikel wie die westlichen romanischen Sprachen, aber während in diesen der Artikel dem Hauptworte vorangeht, (ital. *il uomo, i uomi*), steht er im Rumänischen am Ende des Wortes *(omu-l, ămeň-i)*, eine Eigentümlichkeit, die das Albanesische ganz ebenso aufweist, — der Artikel *(lu, le)* ist also italienischen Stoffes, aber in der Anwendung desselben äussert sich der albanesische Sprachgeist. Dasselbe ist der Fall bei gewissen Zahlwörtern. Die Zahlen 11, 12 u. s. w. drückt der

Italiener durch *undieci, duodieci* . . . aus, der Rumäne gebraucht dabei ein Hilfswort *sprä* (=*supra*): *un-sprä-zeče, doj-sprä-zeče* u. s. w. Dieselbe Construction findet sich auch im Albanesischen, dem rumänischen *sprä* entspricht hier *mbe, m'* (*një-mbe-djëtë, dhi-mbe-djëtë*). Die Bildung der Ordinalzahlen und der Possessivpronomina mit Hilfe des Artikels, wie wir sie im Rumänischen finden, ist auch eine albanesische Eigentümlichkeit; die Comparation der Adjectiva hat in dieser Sprache ebenfalls Parallelen. Der Rumäne hat keinen eigentlichen Infinitiv, sondern muss sich mit Umschreibungen behelfen (*sehen* drückt er durch die Verbindung *dass ich sehe* aus), ebenso auch der Albanese. Die Bildung des Futurums mittels des Verbums *wollen* ist gleichfalls sowohl dem Albanesischen wie auch dem Rumänischen eigentümlich.

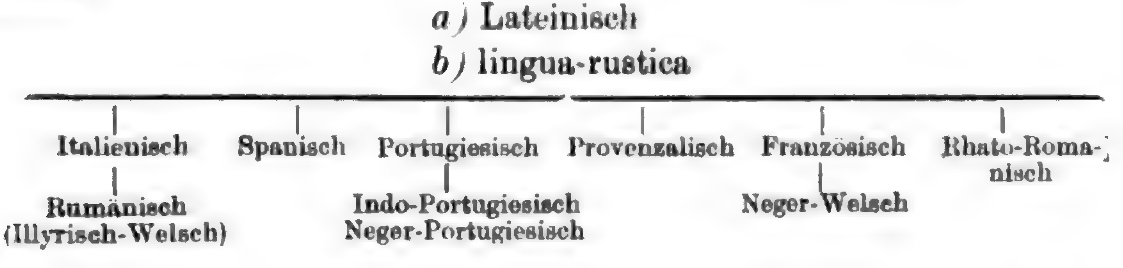
In all diesen Punkten haben wir es nach Réthy nicht mit Einflüssen des Illyrischen auf das Rumänische zu tun; umgekehrt, der illyrische Sprachgeist spricht aus dem später angeeigneten italischen Sprachstoff. Selbst auf phonetischem Gebiete sollen sich noch illyrische Eigentümlichkeiten bewahrt haben: jener unbestimmte Vocal, der sich als *ë, ä* sowohl im Rumänischen als auch im Albanesischen findet, ferner der Uebergang von *lv, rv* in *lb, rb*, sowie der Lautwandel von *d* zu *z* würden auch davon Zeugniss ablegen, dass das Albanesische und das Rumänische sich unter den gleichen Bedingungen entwickelt haben.

Ein Teil der Macedo-Rumänen legt sich auch den Namen *armën* =Arbanen, Albanen bei.

Zu bemerken ist noch, dass das Rumänische einige specielle Uebereinstimmungen mit dem Friaulisch-Italienischen aufweist, mit jenem Dialecte, welcher auf dem Gebiete zwischen Venedig und Istrien gesprochen wird, ein Beweis dafür, dass in der römischen Zeit von Venedig angefangen bis hinunter nach Dalmatien sprachlicher Zusammenhang bestanden hat.

Réthy meint demnach, die Stellung, welche die rumänische Sprache den romanischen Sprachen, speciell dem Italienischen gegenüber einnimmt, sei etwa mit dem Verhältnisse zu vergleichen, welches zwischen dem Indo-Portugiesischen und dem Portugiesischen oder zwischen dem Neger-Welsch der Insel Mauritius und dem Französischen besteht. Das Rumänische wäre also seinem Wesen nach als *Illyrisch-Welsch* zu bezeichnen und ein Stammbaum der romanischen Sprachfamilie müsste in dieser Gestalt construirt werden:

a) Lateinisch
b) lingua-rustica



Das Albanesische für sich allein kann demnach ebenso viel und ebenso wenig Rechtsansprüche auf das Rumänische erheben, wie die romanische Sprachengruppe. Wie die moderne Anthropologie, sagt Réthy, keine isolirten Racen mehr kennt, sondern in jedem Volksindividuum eine Combination mehrerer Stämme sieht, so hat auch die Sprachforschung mit ähnlichen Sprachindividuen zu rechnen, die ihr Dasein der Verschmelzung zweier oder mehrerer Einzelsprachen verdanken.

Um welche Zeit nun ist das rumänische Volkstum und die rumänische Sprache entstanden?

Réthy führt in einem besonderen Capitel (S. 97 f.) aus, dass sich beides erst im VI—VII. Jahrhundert ausgebildet haben konnte. Die Einwohnerschaft Illyricums nahm zwar schon im I—V. Jahrhund., teil an dem römischen Leben und entlehnte der römischen Sprache manche Elemente, aber der Romanismus konnte damals auf den dalmatinischen Ufern noch keine festen Wurzeln schlagen. Die rumänische Sprache entstand erst, nachdem die italienische feste Formen angenommen hatte, erst als das Christentum in das Balkangebirge eindrang. Das Christentum, dessen erste Spuren auf dem dalmatinischen Küstengebiete im IV. Jahrh. nachweisbar sind, brachte den Illyren dem Römer näher, mit ihm zugleich hielt auch der Romanismus seinen Einzug in Illyricum. Im Soldatenleben, in den Conventen, auf den Märkten hatte dieser nur schwache Wirkung auszuüben vermocht, nun verlieh ihm die christliche Mission feste Gestalt. Die Liturgie war lateinisch, die Auslegung italienisch; auf lateinischen Ursprung weist der grösste Teil der christlichen Terminologie im Rumänischen hin, auf dieselbe Quelle gehen die Namen der Tage und einige Cultuswörter zurück.

Wir haben aber auch noch andere Mittel, um die Zeit der Entstehung des rumänischen Volkes und seiner Sprache zu bestimmen.

Schon zu Trajans Zeiten finden wir in Dacien Spuren von slavischen Völkern. Im III—IV. Jahrhundert überschreiten einzelne slavische Volksstämme die Donau, es ist das der Beginn einer langsamen aber ununterbrochenen Einwanderung in die Balkanländer. Bis in das Herz Hellas' dringt die slavische Vorhut. Diese Slaven lernen alsbald auch die italienischen Colonisten des dalmatinischen Küstengebietes und das in der Entstehung begriffene rumänische Volkstum kennen. Sie benennen das neue Volk mit einem von den Germanen entlehnten Worte *Wlachen* = Romanen, Italiener. Nun tritt zu den beiden gestaltenden Momenten des rumänischen Volkstums, dem des Illyrismus und Romanismus, ein drittes, das des Slavismus hinzu. Slavische Elemente verschmelzen in grosser Zahl mit dem rumänischen Volke, zugleich weist die damals noch sehr empfängliche Sprache zahlreiche Spuren slavischen Einflusses auf. Die Sprache, die noch eine so beträchtliche Masse fremden Materials in sich aufnehmen konnte, muss zweifelsohne noch ein ziemlich lockeres Gefüge gehabt haben, muss noch auf einer recht nied-

rigen Stufe der Entwicklung gestanden haben — ein Grund mehr, die Ausbildung der rumänischen Sprache erst in das VI. Jahrhundert zu setzen.

Der Einfluss des Slavischen auf das Rumänische wird mit der Zeit, besonders seit das lateinisch-italienische Element auf der Balkanhalbinsel immer mehr an Boden verliert, ein immer grösserer. Die romanischen Quellen der Sprache versiegen, das Rumänische ist auf die slavische Civilisation angewiesen: im Laufe des IX—X. Jahrhunderts wird das Altslavische die Kirchensprache der Rumänen. So findet der Umstand seine Erklärung, dass der grösste Teil des heutigen rumänischen Sprachstoffes (3/5) slavischen und nur ein verhältnissmässig geringer Teil (2/5) lateinischen Ursprungs ist.

Slaven und Rumänen verschmelzen im Laufe der Zeit zu einem Volke und auch das Bewusstsein eines Unterschiedes zwischen den beiden Stämmen verschwindet. So kommt es, dass auch der Name *Wlach*, der ursprünglich Romanen und romanisirte Illyrier bezeichnete, mit der Zeit in ganz anderer Bedeutung gebraucht wird. Er bezeichnet nun kein selbstständiges Volk mehr, sondern die bergbewohnenden Hirtenvölker, die nomadische Bevölkerung der Balkanhalbinsel. So wird der Name *Wlach* in serbischen Gesetzen und Urkunden des Mittelalters, wie auch in serbischen Volksliedern einfach in der Bedeutung *Hirte, Nomade* angewendet; in demselben Sinne findet sich der Name auch in den byzantinischen Chroniken. Ein weiterer Bedeutungswandel ist es, wenn die katholischen Südslaven den Namen der *Wlachen* auf die Griechen und auf die Anhänger der griechischen Kirche übertragen. Die Griechen nannten sich, als Byzanz ein griechischer Staat geworden war, selbst *Römer* und so wurde *Wlach*, das Synonymum für *Römer, Romane*, auch ihr Name. Und als später die Türken in Europa eindringen und sich die slavischen Völker der Balkanhalbinsel dienstbar machen, und ein Teil der bosnischen Slaven sich dem Islam zuwendet, da werden die christlichen Bosniaken von ihren mohammedanischen Stammesgenossen wiederum *Wlachen* genannt. Der südslavische Sprachgebrauch kennt überall diese Bedeutung des Namens, in vielen Volksliedern dient der Name *vlach* einfach zur Bezeichnung der Christen im Allgemeinen.

Die Balkanhalbinsel, noch genauer Illyricum, ist also die Wiege des rumänischen Stammes; von da aus verbreitet er sich nordwärts und besiedelt Gegenden, wo er für seine Weiterentwicklung günstigere Bedingungen vorfand. Unser erhöhtes Interesse darf namentlich die Einwanderung der Rumänen in Siebenbürgen beanspruchen.

Das balkanische Hirtenvolk fand Siebenbürgen bereits als einen integrirenden Teil Ungarns vor, als einen ausgebildeten staatlichen Organismus, mit ungarischer, széklerischer und sächsischer Bevölkerung. Von dem Verhältnisse der eingewanderten Rumänen zu den erbangesessenen Ungarn legen die gegenseitigen Entlehnungen aus dem Wortschatze der beiden

Sprachen ein unwiderlegliches Zeugniss ab. Die Rumänen entlehnten der ungarischen Sprache Culturwörter, Bezeichnungen für Begriffe aus dem Kreise des Staats- und Stadtlebens und des Gewerbes; das Széklerische hingegen hat dem Rumänischen solche Elemente entnommen, die nur aus der Sprache eines *Nomadenstammes* in die eines *ackerbautreibenden Volkes* übergegangen sein konnten.

Die ersten Urkunden, die der Rumänen Erwähnung tun, stammen aus den Jahren 1210—1230. Aus diesen Schriftstücken geht hervor, dass die Rumänen damals nur noch die südlichen Teile des Landes besiedelt hatten. Von da aus verbreiteten sie sich dann in der Richtung der Gebirgszüge Siebenbürgens. Viehzucht bildet auch hier ihre Hauptbeschäftigung, hie und da finden sich unter ihnen auch Kalk- und Kohlenbrenner. Mit den rumänischen Hirten zugleich dringen auch ackerbautreibende Völkerschaften slavischen Ursprungs ein, sie alle werden aber unterschiedslos Walachen genannt.

Etwa im XV. Jahrhundert bildet sich das rumänische Volk zu einer compacten Nation heraus, von dieser Zeit an beginnt auch die Literatur sich mit demselben zu beschäftigen. (Bonfinius). Die Kirche aber, die rumänische und slavische Elemente in sich vereinigte, bleibt noch geraume Zeit hindurch slavisch. Das erste rumänische Buch erscheint erst im Zeitalter der Reformation (Homilien, 1580) und nur allmälig wird auch die Liturgie rumänisch. Die hierarchische Einheit blieb aber noch bis auf unsere Tage unangetastet, erst 1864 trennten sich die serbischen und die rumänischen Gemeinden der griechisch-orientalischen Kirche.

Aber nicht nur slavische Stämme gingen im rumänischen Volke auf, auch ungarische und sächsische Bewohner Siebenbürgens verfielen demselben Schicksale und sind noch heute der Gefahr der Rumänisirung ausgesetzt. Der Ungar und Sachse erlernt mit Leichtigkeit das Rumänische, während der Rumäne sich das Ungarische nur mit Mühe, die sächsische Mundart überhaupt nicht aneignet. Hunderte von ungarischen und sächsischen Ortschaften sind im Laufe der Jahrhunderte rumänisirt worden, nur die Namen derselben zeugen noch von ihrem nichtrumänischen Ursprunge.

Werfen wir nun einen Blick auf dem selbstständigen rumänischen Staat, der sich jenseits der Karpaten entwickelt hatte. Auf dem Gebiete des Reiches der Stefanskrone bilden die Rumänen nur einen ethnographischen Begriff, einen integrirenden Teil der ungarischen Nation; jenseits der Karpaten ist ihnen eine Rolle von grösserer Bedeutung zugefallen.

Im XII—XIII. Jahrhundert reicht Ungarn bis an den Fluss Olt, von da angefangen führt alles Land bis zur Halbinsel Krim den Namen *Cumanien*. Dieses grosse Gebiet war aber nur geographisch ein einheitlicher Begriff, in ethnologischer Beziehung zerfällt Cumanien in drei Bestandteile. Am zahlreichsten war das autochthone *slavische Element*: Ruthenen, Bulgaren

und Serben, vertreten, neben ihnen finden wir die *Jazygen*, die ein dem Ungarischen verwandtes Idiom sprachen, und schliesslich die eigentlichen *Cumanen* türkisch-persischer Abkunft.

Zu König Béla's IV. Zeiten ziehen ungarische Dominikaner in die Moldau hinaus, um die Cumanen zu bekehren, und auf Grund ihrer erfolgreichen Wirksamkeit legt sich Béla IV. den Titel Rex Cumaniæ bei. Stürmische Ereignisse unterbrechen den Gang der Civilisationsbestrebungen Béla's und seiner Sendlinge in Cumanien; die mongolischen Horden des Ostens stürmen heran, Kuthen der König der Cumanen flüchtet mit seiner Familie nach Ungarn. Nach dem Vorübergehen des Sturmes erwacht neues Leben auf dem Boden Cumaniens; ruthenische, bulgarische, serbische und rumänische Völkerstämme besiedeln denselben und vermischen sich mit den in der Heimat gebliebenen Jazygen und Cumanen. Das alte Cumanien zerfällt in zwei politische Einheiten.

Auf dem Gebiete der Olt-Ardžis-Dimbrovitzaer Tiefebene entsteht die walachische, den Nordwesten Cumaniens nimmt die moldauische Wojwodschaft ein.

Die Walachei *(Ungrovlachia* oder *Transalpina)* der ersten Jahrhunderte war, wie Réthy des weiteren ausführt, kein rumänisches Reich. Unter dem Namen *vlach* ist auch hier jenes balkanische Völkergemisch zu verstehen, welches unter der Führung bulgarischer und serbischer Elemente aus Rumänen, Griechen und Albanesen bestand. Die ungarischen Könige machen auf dem Gebiete des einstigen Cumaniens auch fernerhin Schenkungen und erteilen noch in der Mitte des XIII. Jahrhunderts Privilegien. Aber nach einem Jahrhunderte finden wir bereits andere Erscheinungen vor. Schon unter der Regierung Robert Karls zeigen sich Unabhängigkeitsbestrebungen im walachischen Volke, in der Mitte des XIV. Jahrhunderts nehmen sie festere Gestalt an: ein Wojwode Namens Bazaráth oder Bassaraba verweigert den Tribut und geht auch aus dem Kampfe, den er mit dem Könige zu bestehen hat, als Sieger hervor. (1330.)

Die *moldauische Wojwodschaft* ist im XIV. Jahrhundert aus Elementen heterogenen Ursprungs entstanden. Die Moldau war ein slavisches Land und blieb es noch ein paar Jahrhunderte hindurch; der erste Hospodar der Moldau, Georg Koriatovics, entstammte einem lithauischen Fürstengeschlechte. Während die Walachei unter ungarischer Botmässigkeit stand, macht sich hier von Anfang an polnischer Einfluss geltend, selbst noch in den Zeiten der Türkenherrschaft. Die Mehrzahl der Bojaren ist gleichfalls slavischer Abkunft, wir finden unter ihnen Lithauer, Polen, Ruthenen, Serben und Croaten, allerdings auch schon Rumänen in nicht geringer Zahl.

Die wachsende türkische Macht liess natürlich auch die beiden Wojwodschaften nicht unberührt. Nach der Schlacht bei Mohács, 1526, wird die ungarische Grenze einfach verwischt, ein grosser Teil Ungarns wird zum

osmanischen Reich geschlagen und auch die Walachei wird ein türkischer Vasallenstaat. Zu dieser Zeit erhält das rumänische Element unter den übrigen Bestandteilen jenes Völkerconglomerats das Uebergewicht, das Rumänische wird die Sprache des gesammten Verkehrs und dringt auch in die höheren Schichten des Volkes. Auch der Hof rechnet mit den veränderten Verhältnissen und 1600 erscheint die erste Urkunde in rumänischer Sprache. Von da an gewinnt das rumänische Volk und seine Sprache immer grössere Bedeutung, nicht unberührt von fremden, namentlich ungarischen Einflüssen, deren Spuren sich trotz der heissen Bemühungen der rumänischen Patrioten nicht so leicht werden verwischen lassen — wusste es seine Selbstständigkeit erfolgreich zu behaupten: an die Stelle der beiden Wojwodschaften ist in der neuesten Zeit der einheitliche rumänische Staat, das Königreich Rumänien getreten. LUDWIG PÉCZELY.

DIE GESCHICHTE DER UNGARISCHEN JOURNALISTIK.

Wenn es in unserer schreiblustigen Zeit schon schwer hält, die Geschichte einer modernen Buchliteratur zu entwerfen und die leitende Idee einer ganzen Epoche aus einem Buche ins andere, von einem Autor zum anderen zu verfolgen, um wie vieles schwerer mag uns die Aufgabe erscheinen, den ewig beweglichen Fluss der sogenannten ephemären Literatur, der Journalistik nämlich, für einige kurze Augenblicke zu fixiren und aus dem bunten Gewirre, welches durch das Zusammenarbeiten so vieler Individualitäten entsteht, das Bleibende und Bezeichnende herauszuheben. Nehmen wir jedes beliebige Erzeugniss der Tagesliteratur zur Hand, so werden wir die politische, sociale, culturelle Richtung, deren Interessen das Blatt vertritt, bald gewahr werden. Ein Anderes jedoch ist es um den Gesammteindruck: diesen in seinem Endresultate zu beurteilen, dazu gehört vor allem Anderen die Gabe, die zeitliche Nacheinanderfolge zum örtlichen Nebeneinander umzugestalten, das Zerstreute mit einem zusammenfassenden Blicke zu übersehen und mit Hilfe einiger Phantasie alles auf einmal und zwar von erhöhtem Standpunkte zu schauen. Nur zu oft bewahrheitet sich hier das Sprichwort von den vielen Bäumen, vor denen man den Wald nicht sieht, und zu mindestens ist es nötig, die auffallendsten dieser Bäume sich wohl zu merken, damit uns eine Rückkehr nicht ausgeschlossen sei.

Der Schriftführer des kön. ung. Unterrichtsrates, Josef von Ferenczy, hat in einem kürzlich erschienenen Buche eine Geschichte der ungarischen Journalistik entworfen.* Die Aufgabe war, abgesehen von dem Obengesag-

* *A magyar hírlapirodalom története.* (Geschichte der ungarischen Journalistik von 1780 bis 1867. Von der ungarischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift von JOSEF FERENCZY. Budapest 1887, W. Lauffer, VIII, 510 S.).

ten, schon aus dem Grunde nicht leicht, da uns ausser den allgemeinen Lehrbüchern und grösseren Werken literargeschichtlichen Inhaltes, — in denen die Tagespresse naturgemäss nur beiläufige Erwähnung findet — bisher keine zusammenfassende Arbeit auf diesem Felde zu Gebote steht und auch die im Auslande veröffentlichten einschlägigen Werke, wie für das Englische Grant's Buch, für das französische Hatin's Bibliographie, für das Deutsche Prutz' Geschichte des deutschen Journalismus, keine methodisch aufgearbeiteten Werke genannt werden können.

Bei der Neuheit des Gegenstandes und bei der überwältigenden Masse der stofflichen Elemente soll gleich hier bereitwilligst zugestanden werden, dass der Verfasser ein hartes Stück Arbeit zu bewältigen hatte und dass sein Buch in culturhistorischer Hinsicht viel Interessantes bietet. Das zu grosse Eingehen ins Détail, das starke Hervorheben einzelner, minder wichtiger Begebenheiten müssen wir wohl dem Umstande zu Gute halten, dass dem Verfasser sein Quellenmaterial, das meist auf archivalischen Forschungen beruht, in verzeihlicher Weise liebgeworden ist. Noch eines soll hier bemerkt werden. Die Geschichtswissenschaft hat es noch nicht als ihre Aufgabe erkannt, über jene bewegten Ereignisse der vormärzlichen Zeit, deren Träger noch grössten Teils in unserer Mitte weilen, ein apodiktisches Urteil zu fällen und die zahlreichen strittigen Fragen, die sich an jenen Kampf der Ideen und Taten anknüpfen, endgiltig zu lösen. So mag auch im vorliegenden Werke die anerkannte journalistische Grösse Kossuth's gewiss absichtslos dazu beigetragen haben, dass z. B. die Gestalt des Politikers in einem, alles Andere verdunkelnden Lichte erscheint, und die angedeuteten zwei Gesichtspunkte hier wie an einigen anderen Punkten in einander überfliessen.......

Vom Erscheinen der ersten ungarischen Zeitung (1780) bis zu Beginn der eigentlichen Publicistik mussten viele Hindernisse überwunden werden, die ihre Schatten noch weit in unser Jahrhundert herüberwerfen. Die erste und hauptsächlichste Schwierigkeit bot die Sprache selbst. Jahrhunderte lang aus ihren Rechten verdrängt und durch ein todtes Idiom vertreten, konnte sich diese unermessliche Schätze bergende Sprache nicht weiter entwickeln. Die Zeit mit ihren rasch wechselnden Bedürfnissen und neuen Anforderungen liess sie dort stehen, wo die sogenannte allgemeine Bildung noch wie ein Traumgebilde in weiter Ferne schweifte. Die Sprache, die hiedurch zur vollständigen Bewegungslosigkeit verurteilt wurde, erschien daher späterhin ungelenk, schwerfällig, arm, und musste erst allmälig durch die wackere Arbeit einiger patriotischer Dichter und Denker den Bedürfnissen der vorgeschrittenen Zeit dienstbar gemacht werden. Das zweite Hinderniss lag in den Zeitverhältnissen. Die Anfänge der ungarischen Journalistik fielen in die ersten Jahre der Regierung Franz des Ersten. Es war eine Zeit des dumpfen Hinbrütens, des reactionären Druckes, bei dem auch die leiseste freiheitliche Regung zur Unmöglichkeit ward. Wurden ja doch die

Redacteure bei jedesmaliger Erteilung der Concession aufs Strengste angewiesen, die ausländischen politischen Nachrichten gänzlich auszuschliessen und sich überhaupt jeder Politik sorgsam zu enthalten. Die Censur waltete mit schonungsloser Strenge ihres Amtes, und Tatsache ist, dass man dem Redacteur des «Magyar Kurir» (Ungarischer Courier) im Jahre 1793 das Privilegium nur aus dem Grunde entzog, weil er das deutsche Fürwort «Sie» (in einem Zwiegespräche an den König angewendet) mit *kegyelmed*, statt mit *kegyed* übersetzte (beides s. v. a. «Sie»), eine unnütze Aengstlichkeit und plumpe Augendienerei, durch die der Zeitgeist zur Genüge charakterisirt wird. Derselbe Redacteur (Szacsvay) hatte überhaupt viel Händel mit dem Censor; er war ein liberal denkender, heller Kopf, und der erste in Ungarn, der das Zeug zur Journalistik besass. Ein anderes nennenswertes Blatt war damals der «Bécsi Magyar Merkurius» (Wiener Ungarischer Merkur) durch Daniel Pánczél redigirt, der seine Sache ebenfalls mit würdigem Ernst vertrat, die selbstgesteckten hohen Ziele jedoch trotz allem Eifer seiner Mitarbeiter noch keineswegs erreichen konnte.

Und es gehörte dazumal viel Selbstlosigkeit dazu, die Bahn der Schriftstellerei zu betreten. Bei der geringen Anzahl der Leser und Pränumeranten war von einem Honorare überhaupt keine Rede. Jeder arbeitete aus Patriotismus, durch das heilige Feuer der Vaterlandsliebe beseelt, jedweden Hindernissen trotzend und alle möglichen Entbehrungen erleidend. Es musste ja erst das Terrain erobert, ein Publikum erzogen werden, in welcher Hinsicht das durch Kazinczy begründete «Magyar Muzeum» (Ungarisches Museum) und der durch ihn redigirte «Orpheus», beide belletristische Zeitschriften, in erster Linie zu erwähnen sind. Um beide gruppirten sich die tüchtigsten Kräfte, beiden Zeitschriften gelang es, die literarischen Verhältnisse im Allgemeinen dadurch zu verbessern, dass wenigstens auf dem Gebiete der schönen Literatur eine selbständigere Wirksamkeit sich geltend machte.

Bezeichnend für die Verhältnisse der Journalistik ist die Tatsache, dass bis zum Jahre 1830 strenge genommen blos zwei politische Blätter erschienen sind — ein deutlicher Beweis des schwunghaft betriebenen Polizeisystemes. Und auch diese konnten bei der herrschenden Spionage ihr sehr harmloses Wesen nicht verleugnen. Es war die lammfrommste, ungefährlichste Politik, die je getrieben wurde. Nachrichten wurden registrirt, die schon kaum mehr wahr zu nennen waren, kurze, ausländischen Blättern entnommene Auszüge wurden mitgeteilt, die schon ursprünglich sehr trocken gehalten, noch ausserdem deutliche Spuren des Censorgriffels an sich trugen. Von einem Charakter, einer Tendenz, von einem ausgesprochenen Principe konnte unter solchen Umständen wahrlich keine Rede sein, denn der Fluch einer literarischen Bevormundung liegt ja bekanntlich darin, dass das Deleatur der controlirenden Macht den Autor schon bei seiner Arbeit

wie ein böses Gespenst umgarnt und ein freies Schaffen von vorhinein nicht aufkommen lässt. Eines dieser farblosen Blätter waren Kulcsár's «Hazai Tudósitások» (Vaterländische Nachrichten), das andere der «Erdélyi Hiradó» (Siebenbürger Bote), von Méhes redigirt; immerhin erwarben sich beide nicht geringe Verdienste um die Verbreitung und Cultivirung der ungarischen Sprache und in dieser Hinsicht verdienen dieselben eine ehrenvolle Erwähnung.

Der ungesunde reactionäre Geist (denn es giebt eine Reaction, durch deren Einfluss die schönsten Fähigkeiten wachgerufen werden) legte sich auch auf die wissenschaftlichen Bestrebungen wie ein schwerlastender Alp. Kein Schaffen, nur kümmerliches Recipiren sehen wir zu Beginn dieses Jahrhunderts und einzig die Sprachwissenschaft war es, die durch die geniale Methode Révay's zur ungeahnten Höhe gedieh, ja in gewisser Beziehung dem Auslande vorgriff. Später war es Döbrentei, der im «Erdélyi Muzeum» (Siebenbürgisches Museum) ein achtbares, leider nur kurzlebiges Organ für ungarische Literaturhistorische Forschungen schuf. Dies waren aber nur vereinzelte Erscheinungen. Die Zeit für systematische Fachzeitschriften war eben noch nicht gekommen. Denn die selbständige Einzelforschung kann nur dort erstehen, wo die allgemeinen Gesichtspunkte geklärt erscheinen, wo die Methoden des Denkprocesses das gemeinschaftliche Bewusstsein durchdrungen haben und der Geist des gesellschaftlichen Ganzen theoretisch geschult ist. Eine gemeinverständliche und durch die Totalität erzeugte Grundlegung reift erst aus den Massen das Genie heraus, das alsdann seine eigenen Bahnen wandelt und doch so enge an das Product der gemeinsamen Arbeit anknüpfen muss.

Das Jahr 1825 brachte den ersten schwachen Strahl einer heranbrechenden Morgenröte. Ueberall fängt es an sich zu regen: anfangs leise und verstohlen, wurden endlich in der dumpfen Stille vernehmliche Stimmen laut, naive Stimmen der zum Durchbruch gelangten Selbständigkeit, jetzt noch vereinzelt, später sich immer enger verbindend, um verstärkt weiter zu dringen. Den ersten Impuls zu diesem langsamen Erwachen gab seinem Volke Graf Stephan Széchenyi. Um seinen hoch concipirten Plan von einem reichen und gebildeten Ungarn verwirklichen zu können, bedurfte er natürlich eines Organes, das seine Ideen verbreitete und für seine weitausgehenden nationalökonomischen Projecte eintrat. Es war dies Helmeczy's «Jelenkor» (Gegenwart), ein Journal, dem erst durch Széchenyi's Mitarbeiterschaft zu grösserem Ansehen verholfen wurde. Hier war es, wo Széchenyi seine Reisen beschrieb und seine Ideen, bei besonderen Anlässen, entwickelte, wo Tréfort schon damals auf die Notwendigkeit eines Kunstvereines hinwies; auch wurden in diesem Blatte alle wirtschaftlichen Fragen von Belang besprochen, wurde die Angelegenheit einer stehenden Brücke ventilirt, wurden Theaterdebatten gepflogen u. s. w.

Der freiere Geist, den der Reichstag vom Jahre 1825 inaugurirte, äusserte sich auch in belletristischer Richtung. Der Anlauf, den Kazinczy's «Orpheus» seiner Zeit genommen, erwies sich von sehr kurzer Dauer: das Uebrige, was unmittelbar folgte, ist schon längst der Vergessenheit anheimgefallen. Die vielen belletristischen Beiblätter, die damals schaarenweise entstanden sind, die Aspasia's, Laura's etc., und wie die harmlosen Dinger alle hiessen, haben keine nachhaltigen Spuren zurückgelassen, wie es anders bei dem gänzlichen Mangel journalistischer Begabung seitens ihrer Redacteure kaum zu erwarten war.

Eine literarische Tat von grosser Tragweite hingegen war Karl Kisfaludy's «Aurora» Das hohe dichterische Talent des Redacteurs und seine dem Romanticismus huldigende, damals sehr populäre Richtung gewannen dem Unternehmen die bedeutendsten Männer der Zeit (Kölcsey, Vörösmarty, Bajza, Czuczor), durch deren Teilnahme besonders die volkstümlichen Elemente der Dichtung zur Geltung gebracht wurden. Einen weiteren viel wichtigeren Fortschritt auf dem Gebiete des belletristischen und literarhistorischen Zeitschriften-Wesens brachten Bajza's kritische Blätter (Kritikai lapok). Jenes patriarchalische Zeitalter nämlich, wo das blosse Schreiben für ein grosses Verdienst gegolten und die Beurteilung nach irgend einem Masstabe nicht zeitgemäss und auch wohl nicht möglich war, jenes Zeitalter war nunmehr mit Vörösmarty's und Kisfaludy's Auftreten vorüber. An Stelle des harmlosen Empfangens, des seichten Geniessens musste ein denkendes Ueberkommen, eine gesunde Kritik treten.

Es war dies eine ganz geeignete Aufgabe für das eigenartige Temperament Bajza's. Scharf und schneidig trat er in die Schranken, und forderte durch seine Unerschrockenheit die heftigsten Angriffe der literarischen Kleingeister heraus. Wenn die Geschosse seiner Gegner hageldicht auf ihn niederfallen, schüttelt er sie insgesammt mit einer einzigen Bewegung herunter und schwingt seine Geissel und freut sich darob. Die langwierigsten Fehden focht er mit kühler Vornehmheit aus, und legte dadurch den Grund zur ernsten, objectiven Kritik. Die Begründung eines höheren kritischen Standpunktes, der Hinweis auf die Berechtigung und Notwendigkeit eines schonungslosen Urteilspruches, die Errichtung eines Masstabes, der dem herandrängenden Dilettantismus ein energisches Halt geboten, — dies Alles wird diesem Blatte für immer als ungeschmälertes Verdienst erhalten bleiben. Auf einer nicht minder hohen Stufe finden wir ein unter der Aegide des literarischen Triumvirates Bajza, Vörösmarty und Toldy erscheinendes periodisches Blatt von grossem Ansehen, das «Athenaeum». Grössere Unmittelbarkeit zwischen Publikum und Verfasser anstrebend, schwang es sich allmälig zum bedeutenden Forum des Geschmackes und der Kritik empor, und die darin erschienenen Arbeiten stammen sämmtlich aus der Feder der berühmtesten Dichter und Literaten jener Tage (Tompa, Petőfi, Vörös-

marty, Bajza, Eötvös, Erdélyi). Besonders die Theaterkritiken waren seinerzeit sehr berühmt, und mit Recht, da dieselben nicht mit der schablonmässigen Nomenclatur unserer heutigen Theaterrecencenten verfertigt wurden, sondern objectiv gehaltene, denkend erzeugte Urteile über das Stück, über Darsteller, Scenerie etc. enthielten, weder durch die leidige Interessengemeinschaft, noch durch die gedungene Claque beeinflusst.

Wenn aber die schöne Literatur zahlreiche, frisch aufkeimende Triebe erzeugte, so fehlte der Journalistik immer noch Vieles zur gänzlichen Entwickelung. Die grösseren Artikel der Blätter waren doch nur meistens Einzelstimmen, dem Herzen einiger Wohlunterrichteten entsprungen, ohne direkte Fühlung mit dem Körper der ganzen Nation. Es fehlte noch die rasche Circulation der Ideen; es fehlte der Journalistik noch jener, Stimmungen erzeugende Einfluss auf die Gemeinschaft, jene Macht, die nicht nur Gegebenes mitteilt, sondern dasselbe ummodelt und in dem Lichte verschiedener Auffassungen umgestaltet. Die Hauptursache dieses Zurückbleibens lag darin, dass jene Körperschaft, die den Willen der Nation repräsentiren sollte, der Reichstag, für die Aussenwelt abgeschlossen dastand und seine Verhandlungen der Oeffentlichkeit vorenthalten wurden. Auf solche Weise wurde natürlich die Tätigkeit der Legislative dem öffentlichen Urteil gänzlich entrückt und an den angenommenen Beschlüssen liess sich weiter nichts ändern. Johann v. Prónay war es, der im Jahre 1833 im Unterhause die Sache zur Sprache brachte und den Antrag stellte, dass sämmtliche Reden und Verhandlungen dem Wortlaute nach veröffentlicht werden sollten. Viele schlossen sich dem Antrage freudig an; es gab aber auch welche, die erklärten, «sie hielten die öffentliche Meinung nicht für competent in der Beurteilung des Vorgehens der Ablegaten», und die eine solche Zeitung schon aus dem Grunde heftig bekämpften, «da ja unsere Vorfahren achthundert Jahre lang ohne Zeitungen im Stande waren, die ererbte Verfassung aufrecht zu erhalten.» Mehrere Male wurde in Angelegenheit des diesbezüglich eingebrachten Gesetzentwurfes ein Notenwechsel zwischen Unter- und Oberhaus gepflogen, der jedoch zu keinem Resultate führte, und so wurde die Frage vor der Hand gänzlich fallen gelassen.

Der vorwärts drängende Geist der Zeit liess sich aber in seinem Laufe nicht beirren. Das gedruckte Wort war verboten; — die Schrift unmöglich zu machen, dazu gab es kein Mittel. Unter den Ablegaten befand sich ein Mann, der beschloss, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen. Ludwig Kossuth, so hiess er, legte sich ein Journal an, in welches er an Ort und Stelle den kurzen Inhalt der Reden und einzelne Stichworte eintrug, und zu Hause angelangt, reproducirte er die Reden mit Hilfe seines Journals und ausgezeichneten Gedächtnisses, und sorgte dafür, dass sämmtliche Verhandlungen schriftlich vervielfältigt wurden. Die Wirkung, die durch dieses Verfahren erzielt wurde, lässt sich kaum beschreiben. Ein ganz neues Gefühl

bemächtigte sich aller Welt, das Bewusstsein der allgemeinen Gedankenfreiheit. Die Aeusserungen der Redner wurden commentirt und kritisirt, belobt und bekämpft; Parteien bildeten sich, die eine dem Fortschritt huldigend, die andere zäh am Hergebrachten hängend. Und alles dies ausschliesslich durch die allerdings geistreiche, aber immerhin einfache Reproducirung des Gesagten, durch die Aussicht einer, wenn auch nur beschränkt erfolgenden Gemeinsamkeit der Meinungen. Kossuth verstand es dabei meisterhaft, zwischen den Zeilen lesen zu lassen, die seiner Ansicht nach wichtigen (meist oppositionellen) Stellen durch Anordnung des Stoffes, Wortstellung und fein pointirte Stylisirung ins gehörige Licht zu stellen, und dadurch auf die Gemüter zu wirken. Zum ersten Male kamen politische Ideen und Principien in Umlauf, zum ersten Male las man über Verteidigung der nationalen Rechte und Gesetze, über die gegen Constitution und Gesetzlichkeit gerichteten Angriffe, über Staats-Administration, öffentliche Controle, Legislative und Staatsgebahrung.

Dies alles machte die Regierung stutzen. Sie musste mit Schrecken erfahren, dass sich trotz der wachsamen Controle und dem fürsorglichen Fernhalten freiheitlicher Ideen ein gefährlicher Geist der unabhängigen Kritik zu regen begann. Man erklärte daher den Reichstag im Jahre 1836 für geschlossen, wodurch aber der entzündete Funke nicht nur nicht gedämpft, sondern noch mehr entfacht wurde, indem sich nun der oppositionelle Geist in die Comitatsversammlungen, diese hundertjährigen Schutzdämme der ungarischen constitutionellen Rechte, flüchtete. Kossuth ging nun daran, die Comitatsverhandlungen zu reproduciren, wozu man ihn allerseits aufs Eifrigste aufmunterte. Die Regierung verstärkte ihre Massregeln; ein ganzes Netz geheimpolizeilicher Fäden wurde angelegt, um das Unternehmen, wenn auch nicht gänzlich zu unterdrücken, doch möglichst zu erschweren. Sogar die Postämter wurden angewiesen, die ihnen zugekommenen Exemplare nicht zu expediren, worauf die Comitate beschlossen, sich dieselben durch ihre berittenen Hayducken übermitteln zu lassen und in ihren Congregationen gegen die unerhörte Tyrannei der Regierung feierlich Verwahrung einlegten. Als Kossuth's geschriebene »Nachrichten« trotz alledem erschienen und sich immer mehr verbreiteten, griff die Regierung zu einem verzweifelten Act der Gewalttätigkeit und liess Kossuth sammt den beim Copiren beteiligten Juraten (absolvirten Rechtshörern) gefangen nehmen.

Gar bald musste sich jedoch die Regierung eingestehen, dass sie ein gefährliches Spiel begonnen, und dass nunmehr, wo die Sache auf die Spitze getrieben war, ein kluges Einlenken hoch an der Zeit sei. Sie fing an, die enorme Strenge der Censur herabzumildern, und der Politik einen freieren Lauf zu lassen. Die Erbitterung wich langsam aus den Gemütern, die politische Journalistik begann ihre Macht wirken zu lassen, und das grosse Bild der vollständigen Neugestaltung Ungarns, vorläufig nur auf geistigem

und culturellem Gebiete, begann sich vor den Zeitgenossen langsam zu entrollen.

Es folgte nun der folgenschwerste Zeitabschnitt dieses Jahrhunderts — eine Zeit, die mit Brennstoffen geschwängert, weltgeschichtliche Ereignisse in ihrem Schosse barg, und zu jener radikalen Action führte, die Kossuth mit Freuden erhoffte, Széchenyi aber mit prophetischem Geiste schmerzerfüllt voraussah. Der eigentliche Anlauf dieser Ereignisse knüpft sich an Kossuth's journalistische Tätigkeit, die mit der Vernunftpolitik seines grossen Gegners bald in Gegensatz geriet.

Kossuth's »*Pesti Hirlap*« (Pester Zeitung) war das erste Blatt in Ungarn, an welches wir mit wirklich publicistischem Masstabe herantreten können. Es war der im Geiste vorauseilende Dolmetsch der öffentlichen Stimmung, gleichzeitig aber auch ein Organ, das zündete, reformirte und umgestaltete, mit einem Worte aus der passiven Zuschauerstellung heraustrat. Daher die beispiellose Popularität dieses Blattes, daher die schwärmerische Begeisterung, die sich beim Erscheinen jeder Nummer kundgegeben. Schon in seinem Programme sehen wir, wie Kossuth die damalige Aufgabe eines Blattes beurteilte. »Inmitten unserer vielen täglichen Bedürfnisse gibt es wohl kein dringenderes, als ein Journal, in dem sich das Leben der Nation treu abspiegelt, und durch welches jeder freudigen oder schmerzlichen Regung, jedem Gefühle der Treue und der Gesetzlichkeit der Charakter der Oeffentlichkeit und des nationalen Zusammenlebens aufgedrückt wird«. Diese Aufgabe wurde durch Kossuth's Blatt in vollem Maasse gelöst. Anfangs nur auf innere Angelegenheiten beschränkt, erweiterte es den Kreis seiner Gegenstände immer mehr, und behandelte zuletzt alle hochwichtigen Fragen des staatlichen und öffentlichen Lebens, manchmal auch wohl schwierige theoretische Probleme aus dem Kreise der Speculation. Schule und Theater, Religion und Nationalität, die Wichtigkeit des ungarischen Litorale, die Rechtspflege, die öffentliche Gerichtsbarkeit, die Judenfrage und unzählige damals acute Fragen wurden von bisher unbekannten Seiten und von Männern, wie Kossuth, Franz Pulszky, Graf Johann Pejacsevics, Stefan Bezerédy jun., Fáy, Tréfort, Gorove u. A. beleuchtet. Besonders die Comitatsverwaltung war es, für die sich Kossuth am meisten erwärmen konnte. Mit heiliger Pietät hing er an diesem »Bollwerk der Verfassung« und redete ihm mit überschwänglicher Begeisterung das Wort, indem er behauptete, es gäbe keine einzige Form des ungarischen staatlichen Lebens, welche so zahlreiche Resultate aufweisen könne, — ein Conservativismus, dem freilich das richtige Maass fehlt, der aber in Kossuth's ganzer Erziehung und Jugend seine Erklärung findet. Und welche Form war es, in die Kossuth seine Gedanken kleidete, und durch die er in Ungarn der Begründer des Leitartikels wurde! Es war nicht der kalte, nüchterne Styl, der uns heute imponirt, der Styl der unumstösslichen Logik und der reinen Vernunft; es war aber

auch nicht der Styl, wie er Anfangs der dreissiger Jahre in unseren öffentlichen Blättern dahinschleicht, arm und dürftig, zopfisch und charakterlos. Es war der Styl eines überfluthenden Herzens, der dem Gefühle entsprang und zum Gefühle sprach, der rührend und ergreifend wirkte, und mit den reichlich angewandten rhetorischen Elementen der Sprache den Leser hinriss, wenn auch nicht immer überzeugte.

Die Wirkung dieses Blattes war unberechenbar, und in den Augen des Grafen Széchenyi verderblich. Um den Erfolg des Pesti Hirlap zu paralysiren, schrieb er sein berühmtes «*Kelet népe*» (das Volk des Orients) betiteltes Buch. Er wagte inmitten des masslosen Jubels der Mehrheit (der Gesammtheit könnte man sagen) mit der Unerschrockenheit der tiefen Ueberzeugung das grosse Wort auszusprechen, dass der Ton und die Taktik dieses Blattes zum Aufruhr führe; dass die Nation einer Gefahr entgegengehe, dass es aber noch Zeit sei zum energischen Eingreifen. Er anerkenne das Gute, das durch diese Zeitung inaugurirt werde; es stehe ihm ferne, an der Aufrichtigkeit und an den wahren Intentionen des Redacteurs zu zweifeln; trotzdem aber mache ihn der Ton, der in diesem Blatte herrscht, besorgt, die darin eingeschlagene Richtung führe zum Bruche, zur Entzweiung mit dem Wiener Hofe, zur Vernichtung alles Bestehenden. Ein furchtbarer Irrtum sei es, wenn ein Politiker der Stimme seines Herzens folgen zu müssen glaubt, wie der Redacteur des «Pesti Hirlap», der «nicht mit kalten Zahlen, sondern mit den Waffen der Einbildungen und der Leidenschaften kämpft».

Das Buch, mit der ganzen Unmittelbarkeit einer genialen Natur geschrieben, verfehlte nicht, einen wahren Sturm des Widerspruches zu entfesseln. Alles sprach von Széchenyi's Buche, — meist mit unverholener Missbilligung. Ein Mann erkühnte sich den schön gewobenen Traum zu stören, die glänzende Diction des gefeierten, bejubelten, in seiner Art einzigen Publicisten als Wallungen des Blutes zu kennzeichnen, die schmeichelnde Musik seiner Worte, die wie ein elektrischer Strom die Massen durchtobten, anzugreifen! Kossuth mochte wohl fühlen, dass gehandelt werden müsse und zwar bald, um sich auf der Höhe der Situation zu erhalten. Er antwortete seinem Gegner ebenfalls mit einem Buche, einer sehr geschickten Leistung, die das Gleichgewicht sehr bald zu seinen Gunsten herstellte. Er bekundet darin seine grosse Achtung, die er für den grössten Ungarn hege, gibt seinem Schmerze darüber Ausdruck, dass er gezwungen sei, entgegengesetzter Ansicht zu sein. Zum Schutze seiner so hart angegriffenen Taktik führt er den Gegenstand auf das Feld der allgemeinen Gesichtspunkte, indem er behauptet, Aufgabe der Blätter sei eher Gedanken zu erwecken und Principien aufzustellen, als «alle kleinen Einzelheiten einer systematischen Lehre mit zunftmässiger Haarspalterei zu seciren», besonders in einer Zeit, die mit fieberhafter Eile zu immer neuen Reformen drängt, und in der die consequente Durchführung der Gedanken und eine

bis ins Detail gehende Anpassung nicht zweckmässig seien. Kossuth gelang es vor der öffentlichen Meinung einen vollständigen Sieg zu erringen, umsomehr, da Széchenyi's Popularität von Tag zu Tag abnahm, besonders in Folge seiner über die Nationalitätenfrage gehaltenen akademischen Eröffnungsrede, die nicht geeignet war, seinen Bestrebungen die äussere Anerkennung zu sichern.

Es ist merkwürdig, inmitten all dieser Aufregung auch eine kältere Stimme zu vernehmen. Wir meinen den Grafen Aurel Dessewffy und das durch ihn redigirte Journal «Világ» (Welt), das Organ der sogenannten Conservativen. Dessewffy stellt sich über beide kämpfende Teile, indem er keines ihrer Systeme vollauf billigt: Széchenyi lasse den wichtigen Factor der autonomen Entwickelung bei Seite, während Kossuth den Rechtskreis der staatlichen Obergewalt vernachlässige — ein Urteil, das freilich nur darum erbracht zu sein scheint, um die eigene Theorie eines Regierungssystems als plausibel erscheinen zu lassen. Dessewffy und sein Blatt waren die verkörperte Ordnung und Gesetzmäsigkeit. «Ich scheue mich nicht zu sagen», so schreibt er, «dass ich ein Regierungsmann bin. Ein solcher bin ich aber in jener Bedeutung des Wortes, dass ich eine jede Tätigkeit, ein jedes Princip verdamme, durch die eine wirksame und erfolgreiche Regierung unmöglich gemacht wird. Meiner Ansicht nach bedürfen die Nationen, um glücklich zu werden, keiner nominalen, sondern einer wirkungsvollen Regierung, Staatsmänner und keine Anwälte sind vonnöten. Vor allem Andern und über Alles andere jedoch bin ich ein Ungar, ein Sohn dieses geliebten Vaterlandes; wichtiger als Alles andere ist mir die Wohlfahrt dieses Landes, die Entwickelung seiner Interessen auf Grund des nationalen und constitutionellen Princips». Dessewffy war eine durchaus klare Natur: dies zeigt sich auch in seiner Schreibart, die wir als schmucklos und doch vornehm kennzeichnen können, während Kossuth's Perioden in üppiger Fülle und überschwellender Pracht vorüberrauschen. Anders schrieb Széchenyi, dessen Styl eigenartig und fast einzig dasteht. Mit grenzenloser Missachtung jedweder Kunstregel wirft er mit seinen Sätzen und Ausdrücken herum, die sich dann wie rohgekeilte polygone Blöcke aneinanderreihen. Der innere Durchdringungsprocess äussert sich bei ihm zugleich mit dem geschriebenen Worte, und sein Styl entdeckt uns so recht die Tiefen seiner grossen Seele, den harten inneren Kampf seiner Gewissenhaftigkeit und den grossen Reichtum an Gedanken, unter deren Last die Werkzeuge des Styls zusammenzubrechen drohen. Es ist die Glut eines rastlos arbeitenden Gehirnes, die intensive Kraft einer souveränen Geistesmacht.

Széchenyi's Bedeutung liegt bekanntlich nicht in seiner journalistischen Tätigkeit. Wenn man seiner dennoch in einer Geschichte der Journalistik gedenken zu müssen glaubt, so geschieht dies aus dem Grunde, weil die Zeitungsliteratur überhaupt seiner aussergewöhnlichen Wirksam-

keit ihren Stoff, ihre Kraft, ihren Geist auf indirectem Wege verdankte. Schon seine isolirte Stellung und die Macht seiner eisernen Consequenz wirkte befruchtend auf das Emporblühen der Journalistik zurück und erweckte allenthalben Antwort und Wiederhall. Er selbst war ein sehr unregelmässiger Mitarbeiter seines Blattes «Jelenkor»; wenn er aber die Feder ergriff, war es immer eine akute Streitfrage, die er verfocht. Besonders die Interessen der Hauptstadt lagen ihm am Herzen und wo es galt für diese einzutreten, tat er es mit der ganzen Wärme der Ueberzeugung und auf Grund seiner in den Metropolen des Westens gesammelten reichen Erfahrungen.

Während somit die Journalistik im eigentlichen Ungarn in kurzer Zeit ein ansehnliches Niveau erreichte (die minderen Blätter und Journalisten mögen hier übergangen werden), zeigte sich im Schwesterlande, in Siebenbürgen, ebenfalls ein erfreulicher Fortschritt. Der «Erdélyi Hiradó» (Siebenbürger Bote), mit Sigismund Kemény und Ludwig Kovács als Mitarbeitern, gehört mit zu den eminentesten publicistischen Organen der Zeit. Besonders Kemény, der, wie wir noch unten sehen werden, eine publicistische Grösse ersten Ranges war, verlieh diesem Blatte grosses Ansehen und die Anerkennung aller Gebildeten.

Kemény's Persönlichkeit führt uns wieder nach dem Mutterlande zurück, zu dem Kreis der sogenannten *Centralisten* (auch *Doctrinäre* genannt), die ja später auch Kemény zu den Ihren zählten. Einige klardenkende Männer nämlich, die ihr Augenmerk von Anfang an auf die grossen culturellen und staatlichen Fortschritte des Westens gerichtet hatten, waren von der Ueberzeugung durchdrungen, dass die Nichtbeachtung der politischen Theorie und die Unkenntniss der im Westen propagirten Ideen auf staatlichem und besonders national-ökonomischem Gebiete ein grosses Hinderniss des Fortschrittes in Ungarn sei. Diesem Mangel einer theoretischen Schulung und Durchbildung sollte gesteuert werden, um an Stelle des vagen Experimentirens ein zielbewusstes Vorgehen zu setzen. Sie planten zu diesem Zwecke ein Journal, und es kam ihnen sehr gelegen, als Kossuth von der Redaction des «Pesti Hirlap» im Jahre 1844 zurücktrat und man ihnen das Blatt anbot. Der Geschichtschreiber Ladislaus Szalay übernahm die Redaction. Der politische Teil wurde durch Eötvös vertreten, der auf die geordnete Administration der westlichen Staaten hinweisend, mit ganzer Seele für die Idee der Centralisirung eintrat und die Comitatsverwaltung als unzureichend und veraltet bekämpfte. Referent für volkswirtschaftliche Angelegenheiten war August Trefort, Ungarns jetziger Unterrichtsminister. Ueber Verkehrswesen und Creditverhältnisse, über demokratische Verfassung, über Steuern und Zölle, über Export und Import, über Fabriksindustrie und Wasserregulirung schrieb er in seiner geistreichen Weise, meistens die Initiative ergreifend und aus dem reichen Schatze seiner Studien schöpfend. Seit

1845 unter Anton Csengery's Leitung, zählte das Blatt auch Kemény zu seinen Mitarbeitern, diesen eminenten Kritiker und ideenreichen Schriftsteller, der mit unumstösslicher Logik in der Interessengemeinschaft der Monarchie die beste Gewähr für das Gedeihen der ungarischen Sache erblickte.

Als hervorragenderes Blatt der conservativen Richtung soll hier noch der «Budapesti Hiradó» erwähnt werden, ein Journal, das die wirtschaftlichen Fragen ebenfalls mit vieler Sachkenntniss behandelte. Der Redacteur, Graf Emil Dessewffy, dessen praktische Ratschläge in national-ökonomischen Fragen allerseits geschätzt wurden, entwickelte in diesem Blatte ein ganzes System selbstständiger ungarischer Finanzpolitik, indem er auf die Notwendigkeit geregelter Steuereinkünfte und der bis dahin unbekannten Investitionen hinwies. Der Leistungsunfähigkeit in Betreff der Zahlung soll seiner Meinung nach nicht durch Herabminderung der Lasten, sondern durch erhöhtes Erproben der Kräfte abgeholfen werden, damit die Bürde leichter zu ertragen sei. Wohlhabend kann nur jenes Land werden, dessen Regierungsmittel den Dienst nicht versagen und das vor der fortwährenden Verbesserung und Vervollkommnung des Bestehenden nicht zurückschrickt. Die hierauf verwendeten Kosten werden durch die Zinsen reichlich aufgewogen. Die Einnahmsquellen müssen vermehrt, die Zollfrage geregelt, die Regierung aber in Allem unterstützt werden: denn nur vereinte Kräfte, feste Eintracht können zum Ziele führen.

Durch all diese vitalen Interessen wurde die allgemeine Stimmung so sehr in Anspruch genommen, dass sich die schöne Literatur auf dem Felde des Journalismus anfangs nur sehr bescheidener Fortschritte rühmen konnte. Das «Pesti Divatlap» (Pester Modeblatt) von Vahot und Erdélyi, sowie auch Frankenburgs «Életképek» (Lebensbilder) bezeichnen die ersten Producte eines geschulten Redacteurtalentes und höher gestellter Anforderungen. Besonders das letztere Blatt wurde bald der Sammelplatz aller, später zur Berühmtheit gelangter Schriftsteller. Eine Zeitschrift von schöpferischem Gepräge, aber sehr kurzer Dauer, war Johann Erdélyi's «Magyar szépirodalmi szemle» (Ungarische belletristische Revue), herausgegeben auf Kosten der Kisfaludy-Gesellschaft. Dies Blatt steckte sich folgende Ziele: 1. Den literarischen Geschmack zu bilden. 2. Die ästhetischen Kunsttheorieen zu cultiviren. 3. Die ausländische Literatur bekannt zu machen. Der Redacteur Erdélyi, von Haus aus ein Hegelianer, veröffentlichte wirklich wertvolle Essays, in denen er die literarischen Fragen mit feiner Analyse behandelte und, der Methode seines grossen Meisters getreu, sein besonderes Augenmerk auf das Herausfinden aller individuellen Züge richtete: zu diesem Behufe zieht er die bisher fast gänzlich unbekannte Volksdichtung der Magyaren in den Kreis seiner Betrachtungen und Studien. Es war dies in Ungarn die erste sogenannte Revue, ein Organ, das vermöge seines gewähl-

ten Inhaltes und der Anwendung eines wirklich rigorosen Masstabes der späteren «Budapester Revue» (Budapesti Szemle) zum Vorbild diente.

Das Jahr 1848 fegte auch dieses Unternehmen vom Schauplatze weg, und gab Anlass zu den merkwürdigsten journalistischen Erzeugnissen. Wie Pilze schossen die Blätter in dieser abwechslungsreichen Epoche aus der Erde, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. An Stelle der grossen principiellen Kämpfe trat jetzt phrasenhafte Leerheit oder drängende Hast. Es zuckte jede Fiber in dem Körper der Nation, und die gährende Masse der Leidenschaften brachte hie und da glänzende Stücke publicistischen Inhaltes zu Tage, meistens aber wurde recht unerquickliches Zeug durch den reissenden Strom an die Oberfläche geworfen. Die Zeit des idealen Standpunktes war vorüber: demagogisches Geschrei ertönte in den Spalten der meisten Tagesblätter.

Wir wollen dem Verfasser nicht weiter in seinen Ausführungen folgen, und schliessen unsere Uebersicht mit dem Jahre 1848 ab. Können wir ja doch auch von dieser Grenzmark zurückblickend den Aufstieg übersehen, den die ungarische Journalistik, gewiss schneller als anderswo, erklommen. Was folgte, ist nicht neuer Stoff und neue Methode; es ist meist nur breitere Aufarbeitung des mit vieler Mühe Errungenen. Den specifisch magyarischen Charakter erhielt die ungarische (politische) Journalistik *vor* dem bezeichneten Jahre: die Zeiten, wo man *nur* für Principien kämpft, wiederholen sich leider nicht so bald im Laufe der geschichtlichen Ereignisse.

Dr. E. Fináczy.

EX EMERICI MADÁCHII «HOMINIS TRAGOEDIA.»

Tentavit quoque rem si digne vertere posset. *Hor.*

Scena XIII.

Vacuum. Procul conspicitur terræ nostræ pars resecta, quæ assidue deminuitur, dum stella apparet, ceteris stellis se immiscens.

Scenæ, quæ primo lumine incerte collustratur, paulatim spississima nox offunditur. Adamus senex et Lucifer volantes in scenam prodeunt.

Adamus.

Volatus ingens, dic, feret quanam via?

Lucifer.

Terræ solutus nonne turpi pondere
Ferri altius mentesque pari origine
Audire velles, recte si te intelligo?

Adamus.

Est ita, sed adeo iusto plus tristem viam
Haud ego putaram calcandam nobis fore,
Est hæc inaccessa, informis, peraspera,
Ut sacrilegum solum deceat ingredi.
Diversa cogitatio mentem affligit:
Quod primum inanis sit hic planetæ globus,
Et quod coarctet mentem alte cum nititur,
Tristemque reddat me extrusum esse hoc circulo.
At quæso Lucifer, nostram terram adspice!
Quorsum abdidere prata se virentia,
Silvæque densæ nitescentes frondibus,
Sedesque notæ et arvorum iucunditas?
Nunc æquor referunt orbatum dulcedine,
Quod suave fuerat in vanum iam recidit.
Rupemne cernis vilem induentem glebam?
Hæc fulminosa nubes nostro sub pede,
Cuius tonantis vox terret plebeculam,
Ad quam pusillam concrevit nubeculam!
Sed oceanus fremens, cui littus deest,
Quonam recessit? Pannus velut expanditur
Densus in globo terræ, at is devolvitur
Consociatus mille astrorum gregibus. —
Verum, o Lucifer, illa est, illa relicta. —

Lucifer.

Frustra gemiscis supremo in isto loco.
Quidquid volupe est sensibus, hic peribit.
Dein amplitudo manebit residuum,
Nostros in usus præter mathesin nihil.

Adamus.

Et astra post tergum iam cesserunt retro
Nec quo nitamur, nec quid obstet sentio.
Amare si non possim, nec contendere,
Tunc vita quid est? — Sed frigeo, Lucifer!

Lucifer.

Vis heroica si ultra non extenditur,
Tunc redeamus nugaturi in pulvere.

Adamus.

Siccine reris? Quin perge quanto ocius!
Addoluit omne, dum tandem dirumpitur
Nodi ligamen, quod nos adstringit humo —

At, at quid est, quod respirare me inhibet?
Languescit omne corpus, mens excutitur.
Antæus ergo non est iners fabula,
Qui vixit usque dum contigisset humum.

Terræ genii loquuntur.

Sic est et in re latitat plus quam fabula,
Tu vero genium terræ iam cognoveras:
Et ipse spiro tuis in pulmonibus.
Nunc ecce, limen apparet regni mei!
Vives reversus, actum est, cum transgrederis,
Ludentis instar in gutta vermiculi:
Et gutta talis est terræ moles tibi.

Adamus.

Contemno minas ac me frustra territas.
Sit sane corpus tuum, in animam ius meum est.
Arcana quoque mens rimari non desinet,
Mundi est tui farragine longe prior.

Terræ genius loquitur.

Quam vanus es vir! Tenta et cades turpiter.
Num fragrat odor prius, quam rosæ virent?
Priorne forma est quam corpus, quam sol iubar?
O, si videres animam in solitudine
Interminata tristem vagari tuam
Mundum per incognitum, intelligentiam
Frustra legentem, scrutando res abditas,
Nil ultra sentientem, videntem nihil:
Horresceres. Nam quidquid mente concipis,
Sensum quod animorum acrius exstimulat,
Effulget e massæ scintillantis glomo.
Terræque facies subito si versa foret
Nec esset eadem plus nec tu simul,
Quod turpe, quod pulchrum, orcove dignum aut bonum
Id omne traxisti ab dæmonio meo,
Quod parvulam domum perlustravit tuam,
Oh, quod videtur nunc æterna veritas
Inepta forte res trans est hos circulos,
Et quod repugnat naturæ, illic convenit.
Nec pondus adest, torpor vivos occupat,
Quod nobis aër, illic fors mentis opus,
Quod nobis est lux, ibi fors sonum indicat,
Et forte fit crystallus, quod plantæ genus.

Adamus.

Non fluctuabo, sursum vero usque ferar.

Terræ genius loquitur.

Adame, Adame, adest tempus novissimum!
Reverte, in orbe magnus fieri potes;
Sin universarum ex hoc rerum circulo
Audebis egredi non permittet deus
Ut adpropinques teque mox comminuet.

Adamus.

Quid fiet enim? Alioquin mors me manet.

Terræ genius loquitur.

e profer, oh ne profer hoc mendacium
Inane, antiquum nefas spatio in hoc sacro:
Natura tota tantum abhorreret malum,
Sanctum sigillum hoc servavit sibi deus,
omum scientiæ non queat effringere
Utcunque magna vis.

Adamus.

Atqui ego refregero.

Porro volant. Adamus exclamans obstupescit.

Adamus.

— — Perii!

Lucifer (in cachinnum effusus).

Viciten. vetus mendacium!

(Adamum repellens)

Oberret igitur per vastum hic pictus deus
Aëra, pererrabundus cœlum modo:
Nascetur in rem nova vita exin fors meam.

Terræ genius loquitur.

Gaudes nimis præmature alieno malo,
Non strinxit altiores mundos, Lucifer!
Haud parva res est hoc regnum perrumpere:
Vox patris accersit: «mi fili ad te redi.»

Adamus suae mentis compos.

Vitam recepi, quia sentio quid sit dolor,
Est vel doloris quædam dulcedo mihi.
Horrenda res est penitus ut fias nihil.
Amabo Lucifer, duc in terram meam,
Si multa, quamquam sine fructu pugnaveram,
Pugnabo rursus, at fortunatus magis.

Lucifer.

Frustrata numerosa tamen post certamina
Annon novatam fore pugnam irritam putas?

Aut quod petes eventurum ? Sane arduus,
Infantilis qui decuit mortales labor!

Adamus.

Me non movebit species hæc tam stolida
Metamque non consequar centes'ma vice
At quid nocebit ? Presse quid metam facit ?
Et gloriosi terminus certaminis
Quo tendis, est mors. At vita est pugnæ locus
Et ipsa pugna est, quam desiderat homo.

Lucifer.

Magnum profecto solamen, tantummodo
Concepta imago pugnæ esset eximia:
Sed quod propugnas hodie, cras forsan rides:
Ludicra res fraudatam mentem incenderat.
Chæroneæ annon fluxit sanguis et tuus,
Interituræ libertatis vindicis,
Iunctusque Constantino annon pugnaveras,
Orbis uti regnum firmum fundares ei,
Non periistine tanquam testatus fidem ?
Itemque posthæc non telis scientiæ
Adversus insurrexti sacra dogmata ?

Adamus.

Concedo, verum est, læva mens cepit dolis;
Attamen inflammavit et in sublime extulit,
Elata mens in altum specie sancti fuerat.
Fuerit aut crux, libertas aut scientia,
Res rediit eodem, quidquid me exacuerit.
Ah, quæso, reduc in terram ad pugnam novam.

Lucifer.

Oblitus es iam vocem docti illam viri,
Qui supputando invenit millenis quatuor
Annis gelu absumi mundum, pugnæ locum ?

Adamus.

Esto. Scientiam oppugnaturam puto:
Pugnabit namque contra, quod certe scio.

Lucifer.

Quidnam deinde ? An pugnam, vim, potentiam
Hic artefactus mundus, quem theoria
Ex arte struxit solers machinabitur,
Idem ille, quem oculis paulo antea spectaveras ?

Adamus.

Conservet utinam terræ molem, at peribit
Omne creatum, si, quod iniunctum est sibi
Confecit, iterum mox resuscitabitur,
Mens alta vitamque afflabit rebus novam.
Nunc modo reducas, flagro iam cupidine
Videre liberandam novis legibus
Terram atque spirare elatus.

Lucifer.

— Redi igitur.

Scena XIV.

Regio nivibus obruta. Adamus vir summa senectute confectus in scenam prodit.

Adamus.

Nivosa regna cur perambulabimus,
Mors ubi cavato nos adspectat lumine?
Vix una phoca clamosa aquis mergitur
Propulsa timida nostris gravibus gressibus.
Hic planta iam languet nec vult prorepere,
Virgulta tristes marcent inter lichenes,
Nec luna facie rubra nebulas penetrat,
Sed lampadis sepulcralis instar favet.
Palmæ virentes ubi odores cum solibus
Continuo vivunt, hominis mens ad se redit
Et prorsus effingit sese, illo duc age!

Lucifer.

Atqui ibi sumus. Stat hic sol tibi sanguineus,
Sub pedibus amplus nunc terræ æquator iacet:
Necdum superior fato est nunc scientia.

Adamus.

Mundum oh malignum! moriendi tutum locum!
Quod hic relinquo, nunquam dolendum est mihi.
Lucifer, quondam ah, qui cunis adstiteram
Idem ipse nati mortalis, qui videram
Res quanta libraretur reposta in iis,
Qui tot acerbas pugnas depugnaveram
Primus in hoc mundo, pariterque extremus homo,
Hoc in sepulcro ingenti, velo lugubri
Natura quod texit, ego scrutabar diu,
Curiosus unde nostra gens prolapsa sit

Contentione nobili virtuteve,
An misere ætatibus sensim peioribus,
Non celsa nec dignatis merita lacrimis.

Lucifer.

Ehem, tuo si inflatus es ingenio
Magno et hoc placet exornare vim nomine,
Fervore vim, quæ compellit sanguinem
Pectusque iuvenis magna spe rerum imbuit:
Adstare testis nevelis ad stragulum
Mortis tuæmet, momentum mirabile,
Quo calculum ducis — caupo sed non adest —
Nervosa febris absterret imagines
Omnes febriculæ coruscantes impetus:
Postremo, quis scit, fuerit quænam verior?
Suspirium novissimum e certamine,
Certaminis vitæque fit irrisio.

Adamus.

Cur non peribam potius in sublimibus
Constantis animi humanitatis conscius,
Epitaphium quam mea auris attingeret.
A qualibet natura et mente frigide
Enunciatum, quoniam peregrina fuit,
Nec dimicavit, nec obiit iuxta me.

Lucifer.

Qua stirpe sis ortus, produnt hæ lacrimæ,
Quæ comitantur, dum integer evigilas
Sub luce clara dulcibus e somniis.
At sis bono animo, superstes est stirps tua.
Viden' ibidem casam, quam struxit homo,
Idemque nunc progreditur ipse e ianua.

Squimosius quidam casa egreditur omnibus rebus ornatus atque instructus ad phocas venandas.

Adamus.

Deforme corpus staturaque illepida!
Hoc ergo magni sit nostri hæres nominis?
Cur, Lucifer, hanc faciem spectandam iubes?
Solatium peius est, luctus quam fuit.

Squimosius.

Profecto vivunt superi immortales dii!
Coram meo se nunc obtutui exhibent;
Sed quæritur, boni di sint isti an mali?
Cavere ab illis tutissima res erit.

Lucifer.

Paucis volo te —

Squimosius.

Domine, mi parcas precor,
Quam cepero primam, Dive, phocam obtulerim.

Lucifer.

Quo iure legis hanc in phocam sic ages ?
Vita ut redimere illius pervelis tuam ?

Squimosius.

Subest meæ vi, nec me videntem fugit.
Ut devoraverit vermem piscis edax,
Et phoca piscem, phocam postremo egomet.

Lucifer.

Magnusque spiritus carne pascitur tua.

Squimosius.

Probe, prob' intelligo, per tempus breve
Benigne quod largitur, moveri ut liceat
Sacrificali redimo dono sanguinis.

Adamus.

Quam ignava ratio est!

Lucifer.

Aliter tune feceras ?
Hac unica re distatis contrarii:
Phocam ille, tu vero hominem victimam dabas
Divo, quem propriam finxisti ad imaginem,
Ut ille similem confinxit deum sibi.

Squimosius.

Irasceris, nec causa quæ sit me fugit :
In rebus arctis audebam solis opem
Divi benigni implorare, aventis dare
Vel non rogati. Quondam regnaverat hic
Ut fama fert vetusta. At ignosce precor,
Damnabo vanam rem —

Adamus.

Numen vere potens,
Huc verte visum erubescens, quod tam miser
Bellissimum operum, quæ creaveras, homo.

Squimosius.

An torquet iratum etiam fames comitem ?

Lucifer.

Quin imo bilem nulla exacerbat fames.

Adamus.

Ut ludis salibus insulsis acerbius!

Lucifer.

Non salibus utar, venter plenus disputat
Non aliter ac tu, socii cum ventriculus
Philosophatur prout esurientem decet.
Causis haud unquam superatis vos invicem:
Consentietis simul, alter famelicus
Alter refectus fuerit sat largo cibo.
Sic est profecto, mente quodvis concipe:
Ubique primo se animal obtrudit loco,
Illius ubi desiderata expleveris,
Ad te redis, superbe ut contemnas, homo,
Quæ res palmaris tibi veræque est indolis.

Adamus.

Te digna, Lucifer, est hæc oratio:
Quodcunque sanctum detorques in pulveres
Malignus. Ergo celsum nil, nil nobile est
Factum, culinæ quod non producat vapor,
Vel talis eventus causa non aptior,
Quem nuda quædam lex materiæ
Servat ligatum proque arbitrio movet.

Lucifer.

An est secus ? An existimas Leonidam
Ad Thermopylas moriturum unquam fuisse
Si iusculi fusci nigrescentis loco
Cum bellicoso sine pecunia grege
Luculleis in villis epulas Asiæ
Dulces ligurivisset vinique decus ?
An interesset Brutus suam ad Portiam
Domum reversus pugnæ post discrimina
Ad mensam opimam restauratis viribus ?
Ortum unde vitium est, recti unde est nobilitas ?
Non aëris *id*, vel vitæ est iniquitas ?
Non solis ardor *hæc* ? Sensus liberrimus,
Qui propagatur seros usque ad posteros,
Et corporum forma et mentis festivitas ?

Dixere multi: desperata est res mea,
Suspendium moliti celsa in arbore,
Nodo soluto per non accitas manus,
Vitam recentem cito quum persentiscerent,
Invasit actæ vitæ mentem oblivio.
Magnus Hunyadi si non digno in populo
Vidisset almam vitam, si in tentorio
Sarassini umbræ texissent cunabula:
Quis fieret heros primus Christi nominis?
Aut si Lutherus papæ occuparet locum et
Doctoris inter doctos Teutonas Leo,
Quid, si reformare urgeret sanctus Leo —
An ille fulmen iaceret audacem in virum?
Napoleon quid esset, superbam viam
Si gentium non æquavisset sanguine?
In putida iam langueret forsan casa.

Adamus Lucifero os opprimit.

Ne plura! Quod disputavisti modo
Simplex videtur pura veri oratio
Utique: sed per hoc perniciosior.
Commenta cœcant stulta insanum, qui neque
Vim mentis intelligit, quæ inter nos viget.
*Agnosceret, quod melior, fratrem si sua
*Doctrina macris numeris non occideret.

Lucifer.

Idciro socium adpella, nec quidquam nocet
Audire quasdam noscendi sui scholas.

Adamus.

Multine vitam regno in isto trahitis?

Squimosius.

Multi profecto, quos nec per articulos
Signare possim meos. Vicinos sane
Occideram cunctos iam. Sed quid me iuvat?
Semper novi succedunt, phocarum genus
Decrescit. Imploro, si deus es, effice ut
Sit minus hominum at phocarum maius genus.

Adamus.

Lucifer, auferamus hinc nos, sat, sat est.

Lucifer.

Saltem viri uxorem salutemus brevi.

** Hi duo versus quid sibi velint, me nescire fateor.

Adamus.

Videre nolo, nam si vir defecerit,
Est triste nobis visendum spectaculum,
Solummodo animis nostris contemtum parit:
Sed mulier, tam subtile quid, spectabile
Poëma, si deficiat, fit terriculum
Horrore natum — sed abito, ne videam.

Dum haec geruntur, Lucifer Adamum in casam versus traxit, tum ianuam pedibus effringit. Eva, Squimonii uxor, conspicitur, Adamus in limine stat, magno oppressus stupore.

Lucifer.

Priscam ergo non agnoscis in hac virginem?
Amplectere, etenim huic honestissimo
Mortiferum vulnus infligeres viro,
Humanitatem si uxori negaveris.

Adamus.

Hanc mene complecti? Qui quondam Aspasiam
In bracchiis tenebam: in hac quiddam nitet
Splendoris in vultu sic, ut sub osculo
In bestiam sit versa. . .

Squimosius.

Uxor, en hospites
Adsunt, quos humaniter ut salutes volo.

Hunc Eva, cervicem eius manibus amplexa, in casam trahit.

Eva.

Sis salvus hospes, hic iam quietem cape!

Adamus.

Lucifer, esto auxilio, da fugam, fugam:
Duc me ex futuris praesentes in res retro:
Iam fugio posthac conspicere sortem meam,
Frustra ut oppugnem. Deliberabo probe,
Utrum resistam legi conditae a Deo.

Lucifer.

Adam, evigila, finis ponitur somnio.

Posonii 1878.

Latine vertit

Stephanus Tamaskó.

Der Verfasser dieser Uebersetzung, Stefan Tamaskó, ist am 15. Februar 1801 in Pressburg geboren, studierte in seiner Vaterstadt, in Wien und in Göttingen

Theologie und wirkte seit 1838 als Professor am evangelischen Lyceum in Pressburg. Er starb hier am 27. Januar 1881.

Tamaskó war schon im Jahre 1831 mit einer Abhandlung: *Dissertatio de causis linguæ sanscriticæ* (im Anhange die lateinische Uebersetzung eines Bruchstückes aus dem Mahabharata) hervorgetreten, ohne im In- oder Auslande Beachtung zu finden. Dieser ersten Arbeit folgten lateinische Uebersetzungen einiger (neun) Veda-Hymnen: *Hymni aliquot Vêdici ex textu potissimum sanscritico Bœthlingki et Lassenii legibus metricis in Latinum translati* (im Programm des evangelischen Lyceums zu Pressburg 1860). Endlich: lateinische Uebersetzungen ausgewählter Oden und Hymnen des ungarischen Dichters Daniel Berzsenyi: *Danielis Bersenii poetae eclogae latinis versibus redditae*, Budapest, 1880*), und die ebenfalls lateinische Uebersetzung von Mich. Vörösmarty's «Szózat» (Aufruf), Pressburg 1880.

In seinem Nachlasse fanden sich ungarische Uebersetzungen des Hitopadesa und Dammapadam, ein sanskritisch-deutsches Wörterbuch und die lateinische Uebertragung der obigen beiden Scenen aus Emerich Madách' dramatischer Dichtung «Die Tragödie des Menschen.» Die glänzende Uebersetzung dieser beiden Scenen lässt lebhaft bedauern, dass es dem gelehrten Verfasser nicht vergönnt war, das ganze Werk zu vollenden.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Akademie der Wissenschaften. In der Sitzung der zweiten Classe am 5. December 1887 las Julius Wlassics eine Abhandlung über *die Lehre vom Beweis im Strafverfahren*. Dieselbe bildet die Einleitung einer umfangreicheren Monographie, welche sich auf das ganze Gebiet des Beweisrechts erstreckt. Vortragender beginnt mit der philosophischen Erörterung der juristischen Gewissheit und der abstrakten Gewissheit, gruppirt und kritisirt die rechtsgeschichtlichen Daten und untersucht dann vornehmlich die Ursachen, welche vom XIII. Jahrhundert angefangen bis zur Gegenwart die Einbürgerung der Lehre von der gesetzlichen Beweisführung zur Folge gehabt haben. Er behandelt eingehend die französische Gesetzgebung, welche auf dem Continent zuerst die Theorie der gesetzlichen Beweisführung beseitigte, und betrachtet darauf die Entwicklungsphasen des deutschen und englischen Rechtes mit Hervorhebung der charakteristischen Abweichungen. Eingehend betrachtet er dann die Frage vom Gesichtspunkte der vaterländischen Rechtsgeschichte, indem er die Entwicklung des Beweisrechtes bei uns auf Grund eigener Quellenstudien beleuchtet. Hierauf unterzieht er das System der freien Würdigung der Beweismomente einer gründlichen Kritik. Zum Schluss beschäftigt er sich mit der wichtigen Frage der Beweispflicht, und empfiehlt dasjenige System, welches die Pflicht der Beweisführung der Anklage zuschiebt und den Richter nicht zur Passivität verdammt.

Der zweite Vortragende, Alexander Szilágyi, meldete seine Abhandlung über

* Siehe *Ungarische Revue*, 1881, S. 273.

die revolutionären Siebenbürger Landtage von 1657—1661 nur mit wenigen Worten an, da dieselbe schon demnächst im Druck erscheinen wird. Wir werden sie in einem unserer folgenden Hefte in vollständiger Uebersetzung mitteilen.

VERMISCHTES.

— **Joannes Fiorentinus.** Im Decemberhefte des vorigen Jahrganges der historischen Zeitschrift «Századok» erschienen aus der Feder Bunyitay's interessante Mitteilungen über den Architecten und Bildhauer Johannes v. Firenze, der in den ersten Decennien des XVI. Jahrhunderts im Biharer und Szilágyer Comitate den Renaissancestyl einbürgerte. Von ihm existirt noch ein hübscher, für die Kirche zu Menyő im Jahre 1515 gearbeiteter Weihbrunnen, den Alexander Bölönyi jun. erstanden und dem Museum des Grosswardeiner Bischofs zum Geschenke gemacht hat. Bunyitay ist der Meinung, dass eben derselbe Meister Johannes nach dem Bauernkriege im Jahre 1514 auch die aus rotem Marmor gearbeitete Pforte der Kirche zu Menyő erbaut habe. Die Pforte sowohl wie den Weihbrunnen liess — laut Inschrift — Michael Désházy de Menyő aufführen. Désházy war nämlich seit 1511 Vicarius des Primas Thomas Bakács, hatte daher Gelegenheit, zu Gran die Bildhauerkunst des Andreas Ferucci von Fiesole an der Bakácscapelle zu bewundern, die in Ungarn noch heut zu Tage eines der wertvollsten Denkmäler aus dem Zeitalter der Renaissance ist. Noch sind in der Kirche zu Menyő zwei Architecturstücke von rotem Marmor zu sehen, wovon das eine einem Altare anzugehören, während das andere vom Gesimse eines Tabernakels herzurühren scheint. Der Artikel Bunyitay's erstreckt sich auch auf die Frage, von woher denn der Florentinische Meister nach Menyő geriet? Darauf hat er die Antwort, dass die in der Grosswardeiner Festungsmauer erhaltenen Bruchstücke sowohl wie der Grabstein Sigismund Thurzós ebenfalls auf die Hand Johanns von Firenze schliessen lassen, welcher daher aus Grosswardein, das seit Vitéz der Mittelpunkt regen künstlerischen Schaffens war, nach Menyő gekommen sei; hieher mag ihn vielleicht noch der kunstsinnige Grosswardeiner Bischof Sigismund Thurzó (1506—1512) berufen haben.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Abonyi L., Az utolsó kurucsvilág. (Die letzten Kurutzen. Historischer Roman von Ludwig Abonyi.) Budapest, 1888. Révai, 3 Bde. 184, 204, 162 S.

Apáthy István, Magyar Csődjog. (System des ungarischen Concursrechtes. I. Theil. Materielles Concursrecht von Prof. Dr. Stefan Apáthy.) Budapest, 1887. Eggenberger, 231 S.

Bogdánovics Gy., Az én kis világom. (Meine kleine Welt. Skizzen von Georg Bogdanovics. Mit einer Einleitung von Koloman Mikszáth.) Budapest. 1887. Mehner, 208 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

DAS PRÄHISTORISCHE SCHANZWERK VON LENGYEL SEINE ERBAUER UND BEWOHNER.

«Multi transeunt per viam et nemo percipit corde.»
Ex liturgia hebdomadæ sacræ.

I.

Auf der Lengyeler Besitzung des Grafen Alex. Apponyi, an der Poststrasse zwischen Lengyel und Kurd liegt eine durch Menschenhand zur Fortification umgewandelte Anhöhe, welche unter dem Namen «Türkenschanze» bekannt ist. Das Volk pflegt die Monumente des grauen Altertums mit Geschehnissen der jüngeren Zeit in Zusammenhang zu bringen und so haftet auch hierzulande den meisten Altertümern die Bezeichnung «türkisch» an.

Teils diese die Aufmerksamkeit erregende Benennung, noch mehr aber die Form der Schanze, deren præhistorischen Ursprung man schon früher ahnte, — bewogen den Grafen Alex. Apponyi dortselbst Nachgrabungen in grösserem Maasstabe vornehmen zu lassen, um handgreifliche Beweise über die Richtigkeit seiner Vermutungen liefern zu können. Hiezu kam noch der Umstand, dass in einer Grenzbeschreibung vom J. 1722 des gräfl. Archives zu Högyész über den zur Schanze führenden Weg Folgendes zu lesen ist: «welchen die alten Magyaren das eiserne Tor nannten.» Die zu den (bei uns so häufigen) Heidenfesten führenden Wege werden wirklich auch jetzt noch als «eiserne Tore» bezeichnet, welche altertümliche Benennung ab und zu auch von den Türken beibehalten und mit démir-kopu übersetzt wurde.

Bekanntlich sind die vorgeschichtlichen Bollwerke stets in Material und Form nach Massgabe der topographischen Verhältnisse verschieden. Aus rauhem oder behauenem Stein ausgeführte, ringmauerförmige Befestigungen, sowie an den Aussenseiten geschmolzene, sogenannte Glasburgen aus præhistorischer Zeit fehlen in Ungarn gänzlich. Es finden sich zwar auch bei uns Erdfesten, deren Ränder zu verwitternden roten Klötzen gebrannt sind, doch unterscheiden sich diese wesentlich von den vorerwähnten und sind diese nichts anderes, als die «Ringe» der schon in historische Zeit fallenden Avaren.* In der Tiefebene zwischen der Donau und der Theiss finden sich zwar an sumpfigen Stellen künstlich hergestellte, mit Wasser

* Nach Dr. M. Much's brieflichen Mitteilungen kommen in Niederösterreich teilweise gebrannte Erdwälle vor, die entschieden vorgeschichtlich sind.

umgebene Befestigungen, ähnlich den italienischen «Terramare», doch nur in sehr geringer Zahl. Am häufigsten sind bei uns mit Schanzgräben flankirte Erdwerke. Die Form dieser Erdwerke bestimmte die ursprüngliche Figur des natürlichen Berges oder Hügels, indem man einfach ringförmige Schanzen um den Gipfel der Anhöhe zog. Wenn man nicht eine freistehende Bergspitze, sondern ins Tal sich erstreckende Landzungen zu Befestigungen umgestaltete, so pflegte man sich ausser den im Tale befindlichen Ringschanzen vom trockenen Lande auch noch durch Gräben zu isoliren. Auffallend ist es aber, dass man, obschon Wasserläufe mit Vorliebe gesucht wurden, sich dennoch von grösseren Flüssen und Haupttälern möglichst ferne hielt und lieber sich auf kleinere Flüsse, abseitige und schwer zugängliche enge Täler zurückzog, wo man sicherere Zufluchtstätten und ausgiebigere Verteidigungsmittel zu finden hoffte.

Wenn wir die topografische Lage der alten Schanzwerke Ungarns * betrachten, werden wir leicht Beweise für das Gesagte finden. Längs der grossen Donau finden wir nur bei Rád, Ercsi, Bolondvár, Baracs, Adony, Dunapentele, Dunaföldvár, D.-Sz.-György, Báta, Sarengrad, Siszek und Cserevicz, also kaum an 12 Punkten vorgeschichtliche Schanzwerke. An der Theiss gibt es deren ausser Alpár und Tiszarév kaum sonst wo. Ebensowenig finden wir solche — mit Ausnahme von Zákány — an der Drau. Dagegen reicht die Zahl solcher Werke an den kleineren Flüssen: Kapos, Sió, Sárviz, Koppány, Raab, Rábcza, Eipel, Gran, Waag, Maros, Körös, sowie in deren Seitentälern an die hundert, ja oft berühren einander diese alten Fortificationen. Daher kommt es, dass auch bei uns im Tolnaer Comitat præhistorische Schanzwerke nur an den Seitenarmen der Donau, am Kapos, Sió, Koppány und Sárviz und den angrenzenden Tälern zu finden sind. So finden wir dort im Kapostale die mehrere Joche umfassende Dombovárer Inselschanze, bei Kurd eine, sich dem Flusse zuwendende Schanze mit doppelten Ringen, in deren nächster Nachbarschaft in dem vom Kapos abzweigenden Seitentale die den Gegenstand dieser Blätter bildende, $^{254}/_{10}$ Joch umfassende Lengyeler Schanze; talaufwärts am selben Flusse die ebenfalls mit zweifachem Ringe versehene Regölyer Schanze, die eine Fläche von 50 Joch bedeckt, und endlich nahe dem Vereinigungspunkte des Kapos mit dem Sió ein grösseres Erdwerk bei Gyánt. An einem Nebenflüsschen des Koppány die Erdwerke von Pogányvár, Dalmand und Kocsola. Teils in unmittelbarer Nähe des Sió und Sárviz, teils in deren Seitentälern befindet sich die bei Ozora von Schanzlinien flankirte Erdzunge, ferner Erdschanzen bei Rácz-Egres mit 20 Joch, bei Hidvég mit 15 Joch, sowie mehr oder weniger beträchtliche bei Nyanya, Leányvár, Batívár und Belacz. Unmittel-

* Vergl. Dr. Flr. Rómer, «Résultats généraux du mouvement archæologique èn Hongrie» Les camps barbares fortifiés. 99 u. s. w.

bar an der grossen Donau liegt nur die Földvárer Schanze auf dem hohen Vorsprunge des neben der Stadt befindlichen Unterberges, so dass sie von drei Seiten durch natürliche Felsenabhänge geschützt ist, während sie von der vierten Seite ein tiefer Graben vom Bergrücken trennt. Vom grossen Donaubecken landeinwärts liegen die mit noch guterhaltenen Schanzgräben versehenen Kömlöder und D.-Szt.-Györgyer Schanzen. An der kleinen Donau befinden sich Erdwerke von Várdomb und Báta.

An den hierländischen Schanzen wurden Dämme überhaupt nicht aufgeworfen, dagegen zog man um das Lager die leichter herstellbaren Schanzgräben u. zw. gewöhnlich in eins-, zwei-, bisweilen aber selbst in vierfachen Ringen. Die Ein- und Ausgänge der Schanzen bestimmte in der Regel die Lage der jeweilig befestigten Hügel oder Berge; wo aber die Wahl des Ausganges dem Belieben überlassen war, dort brachte man sie an der einem Angriffe am wenigsten ausgesetzten Stelle an. Ein- und Ausgänge waren gemeiniglich auf das knappste bemessen und an den Seiten durch höhere Erdanwürfe befestigt.

Unter den vorerwähnten præhistorischen Erdwerken nimmt die Lengyeler Schanze wegen der aussergewöhnlich reichen Funde die erste Stelle ein. Die topografische Lage dieser uralten Befestigung ist aus der Tafel I. ersichtlich,* auf welcher das breite Kapostal, der Kapos-Kanal, die die Talsohle durchschneidende Budapest-Fünfkirchner Bahn, die gegen Lengyel führende Abzweigung des Haupttales, die Poststrasse zwischen Lengyel und der Station Kurd-Csibrák und die Lengyeler Schanze oberhalb der Strasse, sowie deren Umgebung gekennzeichnet sind. Ein Bild derselben Gegend im Zusammenhange mit der Schanze bietet die Tafel IV.

I.

Das weite und breite Kapostal war — noch nach der Karte über die 1811 begonnenen Kanalisirungsarbeiten — fast überall voll von Sumpfwässern. In den Zeiten vor den Römern, wo man kaum Kanalisirungen bei uns vermuten kann, hatte das Wasser gewiss noch einen hohen Stand und musste jedenfalls auch den unmittelbar an das Haupttal grenzenden Teil der Abzweigung überfluten, oberhalb dessen die Lengyeler Schanze liegt. Dass die Ufer dieses einstigen Flusses einen Lieblingsaufenthalt jener præhistorischen autochtonen Völker bildeten, zeigen die längs des Tales zahlreich vorkommenden uralten Schanzen. Dieser Fluss diente noch späteren, in historische Zeit fallenden Völkern als Verkehrsstrasse; dies beweist der Umstand, dass in dem nicht weit von unserer Schanze liegenden Kapostale, im Sandbette jenes urweltlichen Flusses der bedeutende etruskische Fund gemacht wurde, der aus 14 prächtigen Cista und den darin vorfindlichen Bronzekesseln besteht.** Auch die Römer kannten diese Strasse, da sie

IV.

* Die ersten fünf Tafeln s. am Schlusse des Heftes.

** M. Wosinsky «Etruskische Bronze-Gefässe in Kurd» Separatabdruck aus der «Ungarischen Revue» IV. Heft. VI. Jahrgang.

die sich unmittelbar in den Fluss erstreckende und daher ihren strategischen Zwecken sehr entsprechende Regölyer Schanze occupirten und wie dies viele Funde erweisen, auch längere Zeit besetzt hielten. Uebrigens finden wir auch sonst noch Spuren der Römer im Kapostale, namentlich bei Kurd und Pinczehely; sogar eine römische Strasse führt hier nordwärts gegen Aquincum.

Die erwähnten Nebenumstände beweisen also nur, dass die Ufergegenden des sich vom Haupttale auch noch in die Seitentäler ausbreitenden Kaposflusses in den ältesten Zeiten sowohl, als auch in späteren Jahrhunderten beliebte Lagerplätze der verschiedenen Wandervölker waren; und dass unsere Lengyeler Schanze nicht auch von den Römern und noch späteren Völkern occupirt wurde, ist nur in ihrer von Natur aus versteckten Lage begründet, welche weder den Zwecken eines kriegerischen Volkes entsprach, noch aber
II. in den Weg einer handeltreibenden Nation fiel. Die Tafel II bietet den Plan der Lengyeler Schanze, deren Flächenraum $1464^{06}/_{100}$ Are misst. — Die Zeichen *a'*, *b'*, *c'*, *d'*, *e'*, *f'* geben die Kronenbreite der Schanzen an. Die natürlichen Ränder der Schanze werden ausserhalb einer 8—12 M. breiten, mässig steilen Böschung durch cca 3 M. breite, mit den Kronenrändern der Schanzen parallel laufende Schanzgräben begrenzt. Dieser Schanzgraben läuft, vollkommen gut erhalten, zwischen den Punkten *a, b, c, d, e, f, g, h, i, k.* — Die Schanze ist von allen Seiten freistehend, d. h. von Taleinschnitten grösserer oder geringerer Breite umgeben und nur gegen Norden und Südwesten durch eine Landzunge mit der Gebirgskette verbunden und eben an diesen Punkten befindet sich der Ein- und Ausgang. An diesen beiden Seiten war die Schanze am leichtesten zugänglich und aus diesem Grunde befestigte man auch den nordwestlichen und südwestlichen Teil besser als die übrigen; deshalb auch zog man hier die doppelten, mit *e-d, i-c, b-a, h-g* bezeichneten Schanzgräben. Auffallend ist es, dass der Schanzgraben, der sonst in seiner vollen Breite erhalten und intact ist, bei Punkt *f* spurlos verschwindet. Es widerstrebt mir anzunehmen, dass die Punkte *k* und *f* einst durch denselben Schanzgraben verbunden gewesen seien und dass sich der riesige Wasserriss bei *F* und *F'* erst später unter Wegspülung des dazwischen fallenden Plateaus einen Weg gebahnt habe. Viel wahrscheinlicher ist dagegen, dass dieser Wasserriss — obzwar ein solcher in gebirgiger Gegend sehr rasch entsteht und bedeutende Dimensionen annimmt, — schon in jener Zeit bestanden habe, als man diesen Berg zur Fortification umgestaltete; denn die Linie zwischen *d'* und *f* ist so steil, dass eine Ersteigung derselben fast unmöglich und es scheint sehr wahrscheinlich, dass Menschenhände sie so steil gemacht haben, um so den, einem gleichen Zwecke dienenden Schanzgraben zu ersetzen; des weiteren ist am Ostabhange der Linie *e'-f'* noch Schanzarbeit zu sehen, wenn auch viel unvollkommener als an den übrigen Punkten, welche jedoch, da gegen

diese der ganze Westabhang der Schanze abfiel, zum grössten Teile vom Wasser weggespült war, weshalb sie auch in die Planskizze nicht aufgenommen wurde. Das sich zwischen *F*, *F'*, *F''* ausdehnende Tal, welches anfangs schmal, sich immer mehr verbreitert, bildet heute einen verschlammten Wiesengrund, welcher mit den sumpfreichen Wiesen des grossen Papder Tales in Verbindung steht und wahrscheinlich drangen die Fluten des Papder Gewässers einst auch bisher. Diesemnach mag das bei *e'*, *d'* beginnende, sich abbiegende Tal als Abstieg zu dem die Schanze unmittelbar bespülenden Sumpfwasser gedient haben. Die ganze Westseite der Schanze ist gegen das vom Kapos-Haupttale sich abzweigende Seitental gewendet. Jedenfalls stand auch dieses Seitental unter Wasser, aber doch nicht in dem Maasse, dass es den südlichen Fuss des Schanzberges erreicht hätte, da das Becken des Seitentales sich erst in grösserer Entfernung vom Fusse des Schanzberges abwärts ausdehnt. — Gegen Papd, östlich und südöstlich, waren also die Schanzen unmittelbar vom Wasser begrenzt; an der Westseite dagegen wenngleich nur tiefer unten vom Kaposflusse bespült, so dass die Erhöhung bei Jägerhütte *G*, welche mit dem Lengyeler Plateau in Verbindung steht, tatsächlich eine Wasserscheide bildet.

Das zweite Ausgangstor der Schanze ist bei *H*, wo dieselbe ebenfalls durch eine schmale Anhöhe mit dem sich gegen *T*, ausdehnenden grossen Plateau verbunden ist, das nach Mucsi führt. Wo also heute eine Fahrstrasse in die Schanze und aus derselben führt, dort befanden sich auch einstmals Ein- und Ausgang. Dafür spricht schon der Umstand, dass sich an beiden Toren auffallend hohe, die Eingänge wohl schützende Hügel befinden, anderseits aber war die Schanze nur an diesen Punkten in Berührung mit Plateaus und daher nur hier die Communication bequem; auch finden wir sonst nirgends Spuren eines Schanzausganges.

Die Linien *A-P* und *K-L* bezeichnen einige, die heutige Bewaldung der Schanze durchschneidende, breite, ausgerodete Alleen. Die die Schanze in ihrer Länge durchziehende Linie *G-E-H* bedeutet die Fahrstrasse zwischen den Gemeinden Mekenyes, und Mucsi. Auf dem hohen Hügel bei Tor *G* steht heute eine Jagdhütte.

Die Tafel III zeigt das Längenprofil der Schanze von *A-P*, die Form des Berges aus der Perspective und den Querschnitt des Schanzgrabens bei Punkt 30. Am Längenprofil ist die gegenwärtige Humusschichte und unter derselben die Urschichte kenntlich gemacht. *III.*

Aus dem Längenprofil sehen wir, dass sich das Plateau der Schanze von Westen nach Osten stetig erhält und bei dem höchsten Punkte *K* finden wir den Friedhof. So hoch auch, wie üblich, die Hügel aufgeworfen wurden, schwemmte doch das Wasser in den Jahrtausenden die obersten Schichten gegen den Abhang hinunter. Daher kommt es, dass heute diese uralten Gerippe eine kaum 70—80 Cm. dicke Humusschichte bedeckt.

Aus dem Querschnitte des Schanzgrabens bei Punkt 30 ist ersichtlich, auf welche Weise man den natürlichen Berg zur Fortification umschuf. Die Punkte *a* und *b* der Urschichte waren nämlich verbunden und dies gab die natürliche Form des Berges. Der Graben, dessen Tiefe die Punkte *a-c* und *d-e* zeigen, zieht sich um den ganzen Bergabhang, aus diesem bestand die ganze einfache Befestigungsarbeit und in diesem Graben verteidigte man das Lager gegen äussere Angriffe. Auch hinter dem Plateau der Schanze finden wir grössere, jetzt verschlemmte Vertiefungen, welche aber, nach den gefundenen Gegenständen und Feuerherden zu schliessen, teilweise ihre wohlbefestigten Wohnstätten bildeten.

V. Die Tafel V bietet ein Bild über die Form der Schanze bei dem gegen Mucsi liegenden Schanztore.

Die ersten Probegrabungen begann ich im Herbste 1882 und zw. an jener Stelle des Haupt-Rodeweges *(A-P)*, wo sich die Friedhofanhöhe abzusenken beginnt. Indem ich jede Grube mit fortlaufenden arabischen Zahlen versehe, beginne ich die Aufzählung der Funde bei Grube Nr. 1.

Nr. 1. Noch hatten wir den Probegraben nicht weit gezogen, als wir schon auf Thonscherben und folgende unversehrte Gefässe stiessen:

Zwei kleine Schüsseln, höchst primitive, grobe Arbeit. Die Ränder der Schüsseln krümmen sich einwärts, von Verzierungen keine Spur; schwach gebrannt, an der Bruchstelle aussen rot, innen schwärzlich. Am Fusse sehr schmal, mit nur 4 Cm. Durchmesser, wogegen der Durchmesser des oberen *VI. 1.* offenen Teiles 10·5 Cm. beträgt.

Ein anderes, ebenfalls sehr primitiv gearbeitetes, aber hübsch geformtes Gefässchen. Die Umrisse gehen vom oberen Rande und vom Fusse schief auswärts und treffen sich unter einem Winkel an der concaven Stelle des Gefässes. An dieser concaven Stelle, an zwei entgegengesetzten Seiten des Gefässes befinden sich zwei als Henkel dienende Griffe. Höhe des Gefässes 7 Cm., Durchmesser an der concaven Stelle 8 Cm., am *VI. 2.* Boden 4 Cm.

Zwei andere Gefässchen, in Form und Grösse dem vorigen gleich, mit dem Unterschiede jedoch, dass die am Bauche angebrachten Griffe schon in hohem Bogen gehende Henkel bilden, welche über den Rand des Gefässes ragen und sowohl am Bauche als am Rande befestigt sind.

Wieder ein anderes, dem vorigen ähnliches Gefässchen, dessen Boden kleiner, der Bauch aber concaver ist, als bei den früheren, jedoch weder Henkel noch Handgriffe hat. Der Durchmesser hat am Boden 3 Cm., an der bauchigsten Stelle 10 Cm., am oberen offenen Teile hat es weder Hals noch Ranft, sondern nur eine runde Oeffnung, deren Durchmesser 4·5 Cm. An dem bauchigen, sowie an dem offenen Teile sind je vier Buckeln regelmässig an den entgegengesetzten Seiten angebracht. Die vier oberen Buckeln sind *VI. 3.* horizontal durchbohrt.

Solche Gefässe kommen häufig vor, nicht nur an der hiesigen Schanze, sondern an vielen præhistorischen Ansiedlungen unseres Vaterlandes.

Die Spur dieser Gefässe führte zu einem in unmittelbarer Nähe befindlichen kreisförmigen Feuerherde, in einer Tiefe von ca. 3 M. Der mehrfach übereinander hergestellte Herd befand sich in durchwühltem, zerstörtem Zustande. Die Höhlung desselben war mit bedeutenden Mengen gebrannten Lehmanwurfes, grosser massiver Lehmklötze, noch mehr Thonscherben, drei aus Lehm erzeugten Löffeln, mit Tierknochen gemengten Küchenabfällen und massenhafter Asche gefüllt. Die gebrannten Thonklötze und der Lehmanwurf sind mit Spreu gemengt. Auf unser Ansiedlung ist dies die erste Spur des Ackerbaues. *VI. 4, 5, 6, 7.*

Der Thon der im Herdloche gefundenen Scherben war bei einigen mit feinem Kalksand und Quarzkörnern gemengt, in Farbe schwarz, blos getrocknet und daher sehr morsch; in grösseren Mengen fand sich hier ferner auch mit weissen oder lichtgrünen Körnchen gemengter roter Thon, der schon gut gebrannt und hinreichend hart ist; endlich auch ungemengter schlecht geschlämmter roter Thon, fingerdick, schwach gebrannt, an den Bruchstellen aussen rot, innen schwarz. Alle diese sind ohne Scheibe verfertigt und bis auf die mit weissen Körnchen gemengten Thonstücke gänzlich schmucklos. An diesen letzteren, matt roten Gefässen wurde die Verzierung in grell roter Malerei ausgeführt. Zumeist wurden zwischen 1·5 Cm. breiten Maeander-artigen Streifen, feine, 2 Mm. breite Spirallinien gemalt. Verschiedene und recht bunte Malerei kommt zwar an den sogenannten Lausitzer Gefässen häufig vor, doch ist die vorliegende Art der Malerei und Verzierung von Gefässen im nördlicheren Teile Europas nirgends zu finden. Auffallend war unter diesen Massen primitiver Scherben ein in der Tiefe des Herdes gefundenes, unversehrtes, von geschickter Technik zeugendes Schöpfgefäss, welches aus reinem geschlämten Thon verfertigt und schwach gebrannt war. Aussen ist dasselbe schwarz und glänzend, wenngleich nicht mit Graphit überzogen. In der Form ähnelt das Gefäss einer flachen Schale, die an einer Seite mit einem bogenförmigen, über den Ranft ragenden, 6 Cm. hohen Henkel versehen ist. Damit es leichter stehe, drückte man den convexen Boden vor dem Brennen mit dem Finger ein. Ein ganz ähnliches Gefäss wurde in Mykenae * gefunden. An diesem Herde fand sich keinerlei Stein- oder Beingerät. *VI. 8, 9, 10.* *VII. 11.*

Nr. 2. Indem wir den vorerwähnten Graben einige Klafter gegen Westen hinab zogen, stiessen wir gerade bei der Kreuzung der Waldwege auf einen abgeglätteten und abgebrannten Feuerherd. Hier fanden wir alle Variationen der vorerwähnten Gefässe wieder, mit Ausnahme der mit weissen Körnchen gemengten roten Thongefässe. Eine neue Art der Verzie- *VII. 12, 13, 14, 15, 16.*

* Dr. Heinrich Schliemann, «Mykenae» Seite 57 Fig. 23.

TAFEL VI.

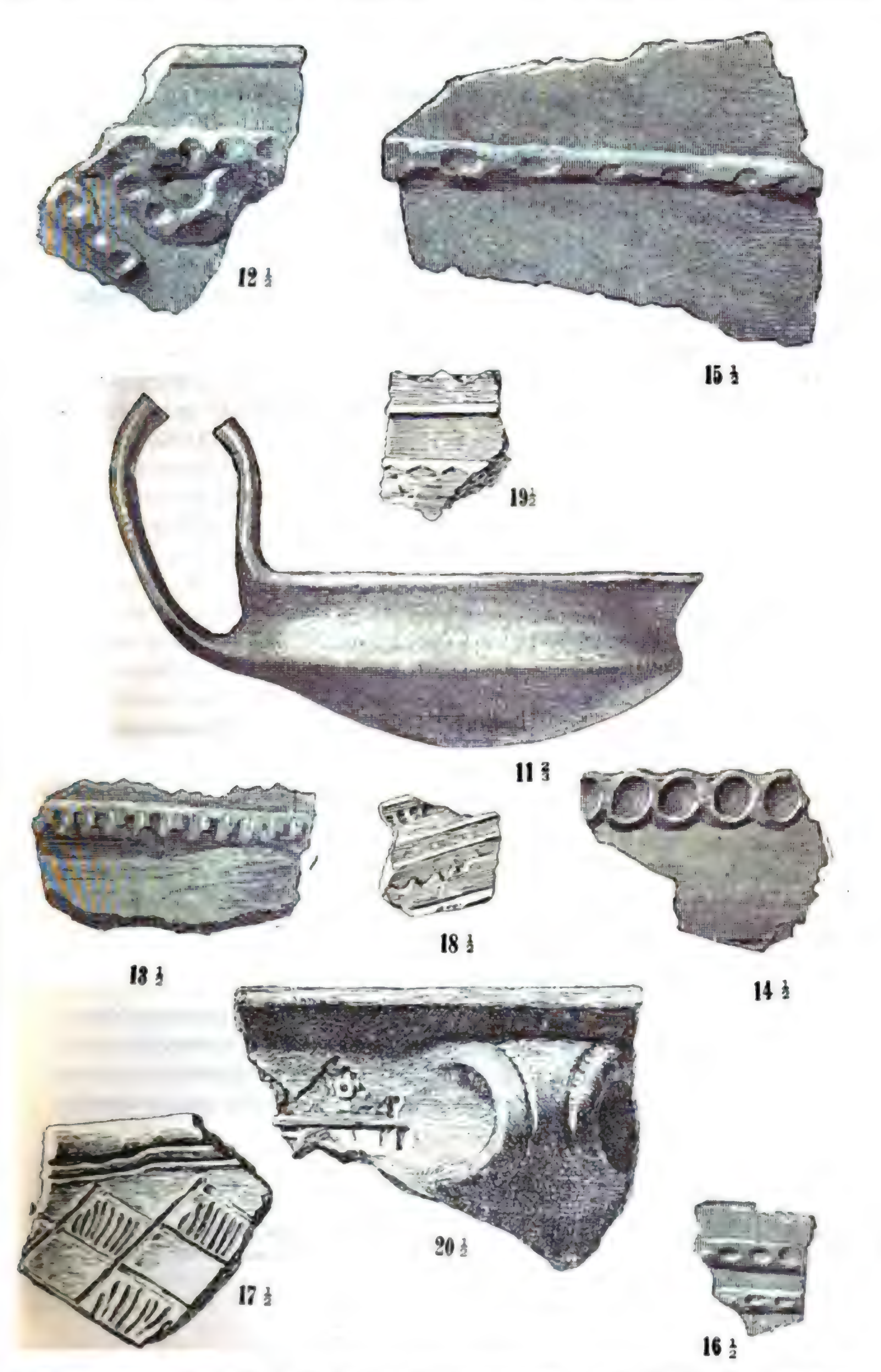
NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern



1. 2. 3. Thongefässe — 4. 5. 6. 7. Gebrannte Lehmklötze. — 8. 9. 10. Bruchstücke von rotbemalten Gefässen.

TAFEL VII.

B. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



11. Thongefäss. — 12. 13. 14. 15. 16. Erhabene Gefässverzierungen. — 17. Vertiefte Verzierung eines Tellers. — 18. 19. 20. Mit Kreide eingelegte Verzierungen.

rung fand sich hier an starken, bauchigen, grossen Gefässen, an denen
VII. 17. man am Bauche Fingereindrücke als Verzierung anbrachte. Hier fand sich noch ein Fragment eines glänzenden, schwarzen Tellers, an dessen Innerseite Quadrate vertieft eingezeichnet waren, deren einzelne Felder nach Art der Schachbretter wechselweise mit schrägen Linien schraffirt sind. Analogien Würfelornamentik sah ich in der ältesten Thonindustrie auf Kypern und sehr häufig in den österreichischen Pfahlbauten. Gemalte Würfelornamente finden wir in den Gefässen aus den alten Gräbern am Rhein. Ein mit solchen Quadraten vertieft eingezeichnetes Gefäss befindet sich im Breslauer und Sevreser Museum.[1] Ausserdem finden sich an mehreren Bruchstücken aus parallelen Linien, und zickzacklinigen Kammzieraten ziemlich abwechslungsreich combinirte Verzierungen, wo der unverzierte Teil eingedrückt und mit Kalk- oder Kreidestoff ausgefüllt ist, was auf roten oder schwarzen Gefässen sehr
VII. 18, 19, 20. auffallend und recht geschmackvoll hervorsticht. Solche kalkverzierte Ge-
VIII. 21—32. fässe kommen in den Comitaten Tolna, Baranya, Pest und Komorn häufig mit Bronzgegenständen vor. Für diese, im Inlande so häufigen, kreideverzierten Gefässe wurde bei uns allgemein die Bezeichnung «pannonische» acceptirt, was aber nur teilweise Berechtigung hat. Es ist zwar richtig, dass sie nirgends in solcher Menge vorkommen, wie in Pannonien, aber wir finden sie dennoch beinahe in jedem Teile Europas. Häufiger kommen sie vor in den Pfahlbauten Oberösterreichs[2] und der Schweiz.[3] Ich habe solche Gefässe mit Kreideeinlagen, wenngleich als Seltenheiten im «märkischen Museum» zu Berlin, in den Museen zu Prag, Breslau, Kopenhagen und Stockholm gesehen. Zwischen derartigen Verzierungen der in unserem Vaterlande und jenen der im Auslande gefundenen Gefässe ist aber ein auffallender Unterschied. In den nördlichen Gegenden bildete man die mit Kreide auszufüllenden Formen durch Punkte, gebrochene Linien oder rohe und tiefe Furchen. Hier stehen die so mannigfach combinirten Formen frei heraus und die dieselben umgebenden Teile sind eingedrückt und mit Kreide gefüllt; oder aber wenn die Verzierung aus Ritzen besteht und diese mit Kreide ausgefüllt sind, so bilden diese sehr feine, gerade, symmetrische Linien von nur ganz geringer Tiefe.

Um den Herd wurden gefunden: Knochenabfälle in grösserer Menge. Ein irdener, gebrannter, kegelförmiger und senkrecht durchbohrter Spinnwirtl.
IX. 33a, 33b. Durchmesser am Fusse 5 Cm. Höhe 2·5 Cm. Diese Spinnwirteln kommen häufig vor und finden sich fast ohne Ausnahme in allen præhistorischen Ansiedlungen Europa's.

[1] Mortillet, «Musée préhistorique» XCI, 1104.

[2] Dr. Much's Privatsammlung aus den Pfahlbauten im Mondsee.

[3] Das Berliner «Nordisches Museum» besitzt auch einige Stücke aus den Pfahlbauten in Robenhausen.

Eine grobe, einfache, schmucklose Bronzenadel. Einzelne Bruchstücke *IX. 34.* eines Mahlsteines aus rotem Sandstein.

Nr. 3. In diesem Graben wurden folgende Gegenstände zerstreut in der oberen Humusschichte gefunden:

Die Hälfte eines dünnen, mit parallel schiefen Linien verzierten Bronze-Armbandes. *IX. 35.*

Eine 14 Cm. lange Bronzenadel, deren Kopf zwischen parallelen Linien eine fischgrätenartige Verzierung zeigt. *IX. 36.*

Eine glatt polirte runde Bein-Pfrieme.

Ein, unbekannten Zwecken dienender, gebrannter und durchbohrter Thongegenstand. Durchmesser am oberen runden Teile 3·5 Cm., Höhe 3 Cm. *IX. 37.*

Ein aus Thon geformtes, rot gebranntes Rad. Durchmesser 7·5 Cm. Die Länge des Rades hat 4·5Cm. mit 4 Speichen gegen die Radsohle. Räder *IX. 38a, 38b.* aus Bein, Horn und Bronze kommen häufig als Verzierung in Pfahlbauten vor; so unter anderen ein Bronzerad als pendeloque in den Bourgeser Pfahlbauten.[1] Kleinere Thonräder, welche an die Seitenwände oder den Boden von Gefässen gefügt wurden und als erhabene Verzierung dienten, finden sich im Urnenfriedhofe zu Uebigau,[2] in Urnen aus Niederösterreich,[3] im Berliner märkischen Museum aus dem Kottbuser Kreise, ferner in den Museen zu Breslau und Prag. Vollständig ausgearbeitete und alleinstehende Räder habe ich zwei im Breslauer Museum gesehen, welche mit Bronzegeräten in Mondschütz (Kreis Mohlau) gefunden wurden. Die Grösse derselben entspricht beiläufig den Rädern der kleinen Bronzwagen in den Museen zu Prag, Berlin, Breslau, Göteborg und Stockholm. Das Museum zu Saint-Germain besitzt zwei ebenfalls aus Thon verfertigte Räder von den Bourgeser Pfahlbauten[4] u. z. ist das eine ganz massiv, nur in der Mitte durchgelöchert, das andere hat 4 Speichen.

Ein 7-zackiger Bronze-Kamm von 4 Cm. Länge und Breite, welcher ausser dem Ringe am oberen Ende und zwei Schneckenverzierungen an beiden Seiten, noch mit sechs convexen Punkten verziert ist. Beinkämme kommen *IX. 39.* in alten Ansiedlungen oft vor, aus Holz fand man solche in den Pfahlbauten der Schweiz[5] auch im Kopenhagener Museum sah ich einen solchen, aber ein so winziger, kaum zu gebrauchender Bronze-Kamm zählt zu den Seltenheiten. Im Stockholmer Museum befindet sich ein Bronze-Kamm von derselben Grösse, diesen fand man in Halland. Die obere Verzierung an diesem ist aber nicht schnecken-, sondern ringförmig. Einen ähnlichen 9-zackigen,

[1] Mortillet, »Musée préhistorique« LXXXVI, 989.

[2] Dr. J. V. Deichmüller, »Ueber Urnenfunde in Uebigau bei Dresden« 1884.

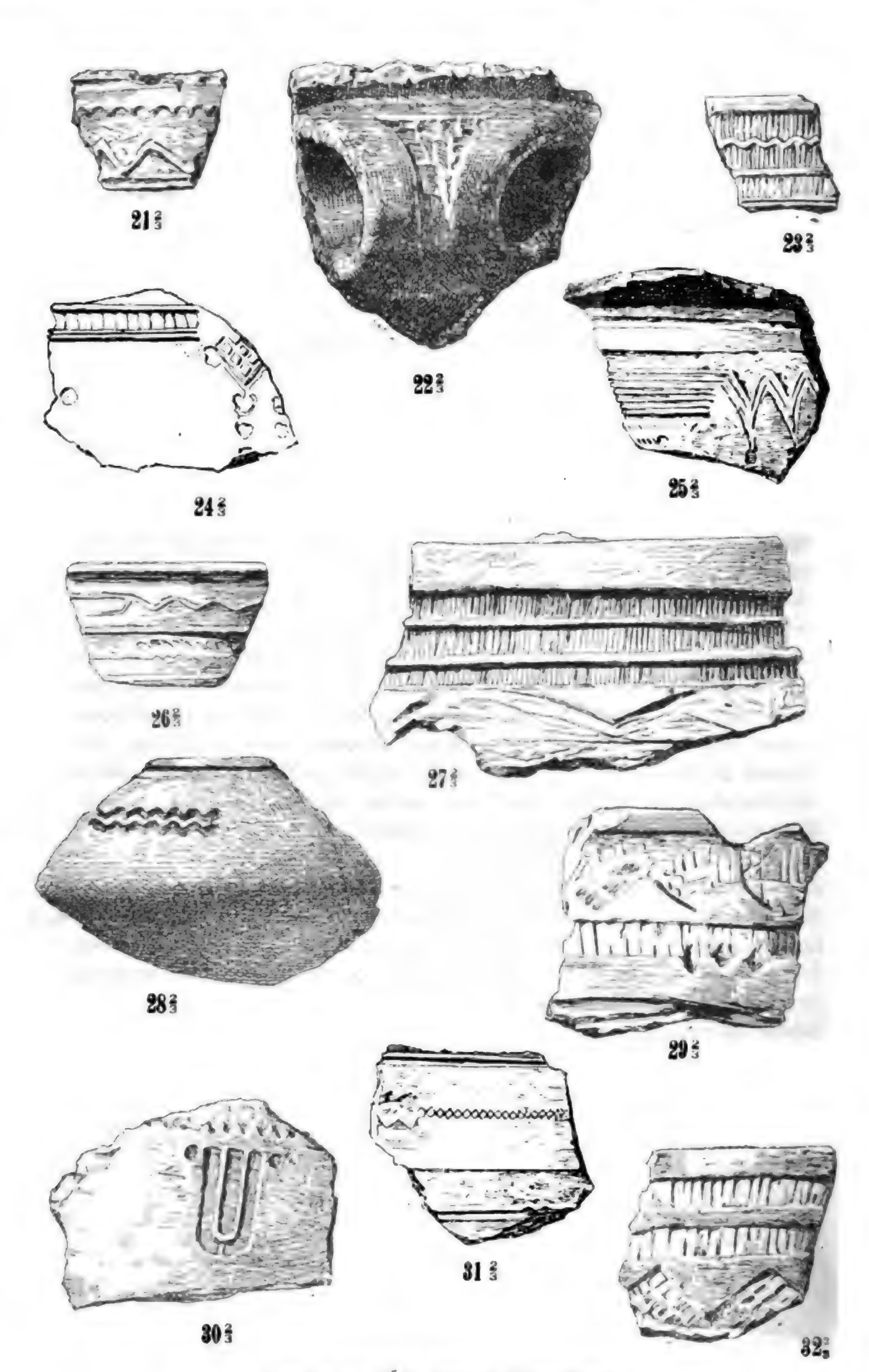
[3] Dr. Much's Privatsammlung in Wien.

[4] Mortillet A. a. O. S. XCI. 1110.

[5] Mortillet A. a. o. S. LXIII, 610.

TAFEL VIII.

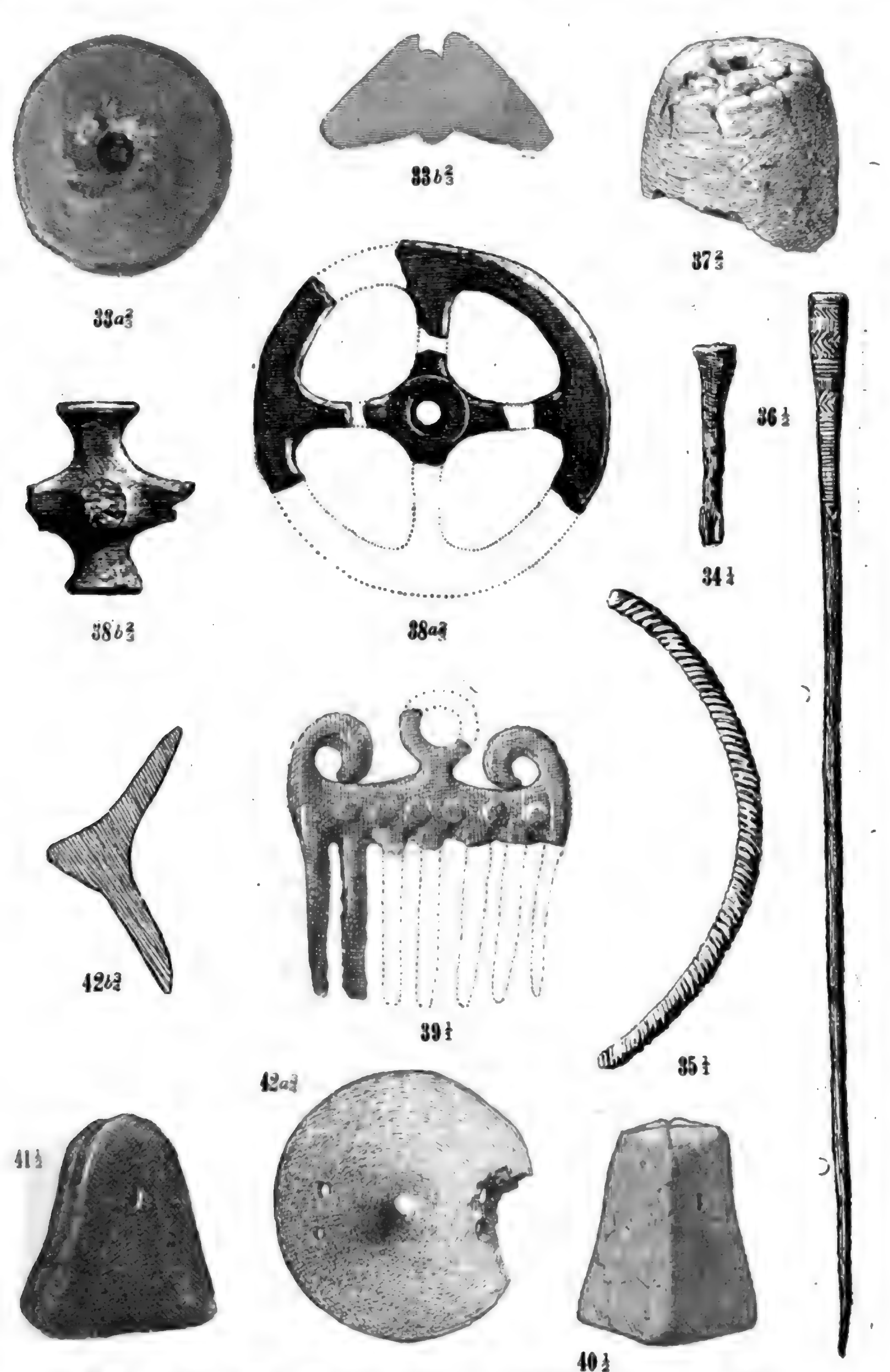
*NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



21—32. Mit Kreide eingelegte Verzierungen.

TAFEL IX.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



34. 35. 36. 39. Bronzgeräte. — 33. 37. 38. 40. 41. 42. Verschiedene Gegenstände aus Thon.

am oberen Teile mit einem Ring versehenen kleinen Bronze-Kamm besitzt das Saint-Germain-er * Museum.

Nr. 4. Unter dem in eine grosse Höhlung geworfenen Humus:

3 Stück irdene, rotgebrannte und am oberen Ende durchbohrte Pyramiden. Es existirt kaum eine Urniederlassung, wo solche Pyramiden nicht in grösserer Menge gefunden worden wären. Das eine Exemplar ist 6 Cm. hoch, von flacher Keilform, an deren Rändern kleine Vertiefungen wahrnehmbar sind. Auf diese lässt sich absolut nichts stellen, da sie auch selbst nur schwer stehen bleibt, auch als Gewicht kann sie kaum verwendet werden, da sie sehr leicht ist. Aehnliche Thongegenstände sind auch in den præhistorischen Schichten der Ausgrabungen bei Troja ** sehr häufig.

IX. 40. *IX. 41.*

Ein grob ausgeführtes rotgebranntes Gefässchen. Höhe 4 Cm., Bodendurchmesser 2 Cm., Durchmesser der Oeffnung 5·5 Cm.

Ein an der Oberfläche geglätteter Gefässdeckel aus gebranntem Thon, welcher in der Mitte spitz endet. Er ist an zwei entgegengesetzten Stellen durchlöchert, um ihn mit Hilfe eines durchgezogenen Fadens leichter heben zu können.

IX. 42a, 42b.

Ein dicker, schwarz gebrannter Thonring, auf den man die so häufigen, bauchigen Gefässe von geringer Basis stellte. Durchmesser 12 Cm., Stärke des Thonringes 4 Cm. Häufig sind diese Thonringe in den Schweizer Pfahlbauten und den italienischen Terramaren.

IX. 43.

Einige Bruchstücke von Geschirr, deren grösster Teil verziert ist. Die Verzierungen brachte man an den erhabenen Stellen durch Fingereindrücke oder Ritzen mit ziemlicher Abwechslung an.

X. 44–48.

X. 49. Zwei grössere ,rotgebrannte Wirteln, aus geschlämmtem Thon.

Ein schalenförmiges rundes Gefäss, dessen voluminöser Henkel einen über den Rand ragenden Bogen bildet.

X. 50.

Nr. 5. Diese Höhlung umfasst einen runden Feuerherd mit einem Durchmesser von 250 Cm., dessen Tiefe cca 3 M. beträgt. Die Humusschicht war 43 Cm. tief. Der Herd bestand aus drei übereinander befindlichen 30—50 Cm. hohen Aschenschichten, welche oben glatte und unten gekerbte Herdstücke und grössere gebrannte Thonklötze von einander trennten. In der dicken Aschenschichte wurden folgende Gegenstände gefunden:

Ein 11 Cm. langer, röhrenförmiger, gebrannter Thongegenstand, dessen eines Ende hohl, das andere massiv. Die Masse ist 3 Cm. dick und hat an der offenen Seite einen Durchmesser von 5 Cm. Verzierung: zwischen breiten roten Bändern auf schwarzem Grunde rote Spiralen.

XI. 51a, 51b.

15 St. Silexmesser verschiedener Grösse.

2 schwarze Obsidian-Splitter.

* Mortillet A. a. O. S. LXXXVI. 993.

** Schliemann, «Ilios» 624.

7 St. Beinpfriemen, so verschieden, dass nicht zwei von gleicher Form sind. Es gibt darunter an beiden Enden zugespitzte, sowie an einem Ende gespitzte, am anderen Ende rund abgeschliffene; zumeist spitzte man sie an einem Ende zu, während man am anderen Ende die ursprüngliche Form liess. Der mittlere Teil blieb entweder in der ursprünglichen Form, oder wurde flach geschliffen, doch gibt es auch viereckig bearbeitete und nur eine einzige ist am Kopfende durchbohrt, welche man aber auch nicht zum Nähen gebrauchen konnte. Die Länge der Pfriemen variirt zwischen 8—12 Cm. Aus dem Umstande, dass keine einzige derselben in der Mitte rund geschliffen ist, lässt sich folgern, dass diese bei Anfertigung der Kleidungsstücke nur zum Durchlöchern der Tierfelle dienten, während man den starken Heftfaden mit freier Hand durchzog, wozu namentlich auch Darmschnüre dienen mochten. Unter den Höhlenfunden bei Menton,[1] finden sich alle diese Formen der Pfriemen.

XI. 52—61.

Vier Thonlöffel, welche aus mit groben Körnern gemengtem Thon verfertigt sind und sich in der Form völlig gleichen. Ausser dem zur Aufnahme der Flüssigkeit bestimmten runden Teile besitzt jeder Löffel an dem oberen Rande einen kurzen durchlöcherten Ansatz, in den man als Griff ein rundes Stück Holz steckte. Als ältester Löffel diente jedenfalls die gewöhnliche Süsswassermuschel, die man in das Ende eines Zweiges klemmte, dieser bildete den Stiel. Die ersten Tonlöffel waren ebenfalls nur Nachahmungen des Muschelgehäuses, man verfertigte nur den Schöpfer und fand für diesen leicht in jedem Baumzweige den nötigen Stiel. Aus späterer Zeit und mehr vervollkommnet sind schon jene Thonlöffel, bei denen Schöpfer und massiver Stiel ein Ganzes bildeten. Dass Löffel ohne Stiel gebräuchlich waren, mag auch darin seine praktische Seite haben, dass diese weniger Platz einnahmen und daher leichter transportabel waren. Diese in Urniederlassungen[2] häufig vorkommenden Löffel hielt man mitunter teils für Dochtlampen,[3] teils für Schmelztiegel. In der Form gleichen sie allerdings den Dochtlampen, bei denen der Schöpfer zur Aufnahme der Flüssigkeit, der kurze durchbohrte Stiel aber für den Docht bestimmt war. Die Durchbohrung des kurzen Stieles ist aber vollständig horizontal und trifft nicht in schiefer Richtung den Boden des Gefässes. Wenn diese Thongegenstände wirklich als Lampen gedient hätten, so berührte der Docht in dem horizon-

XII. 62, 63.

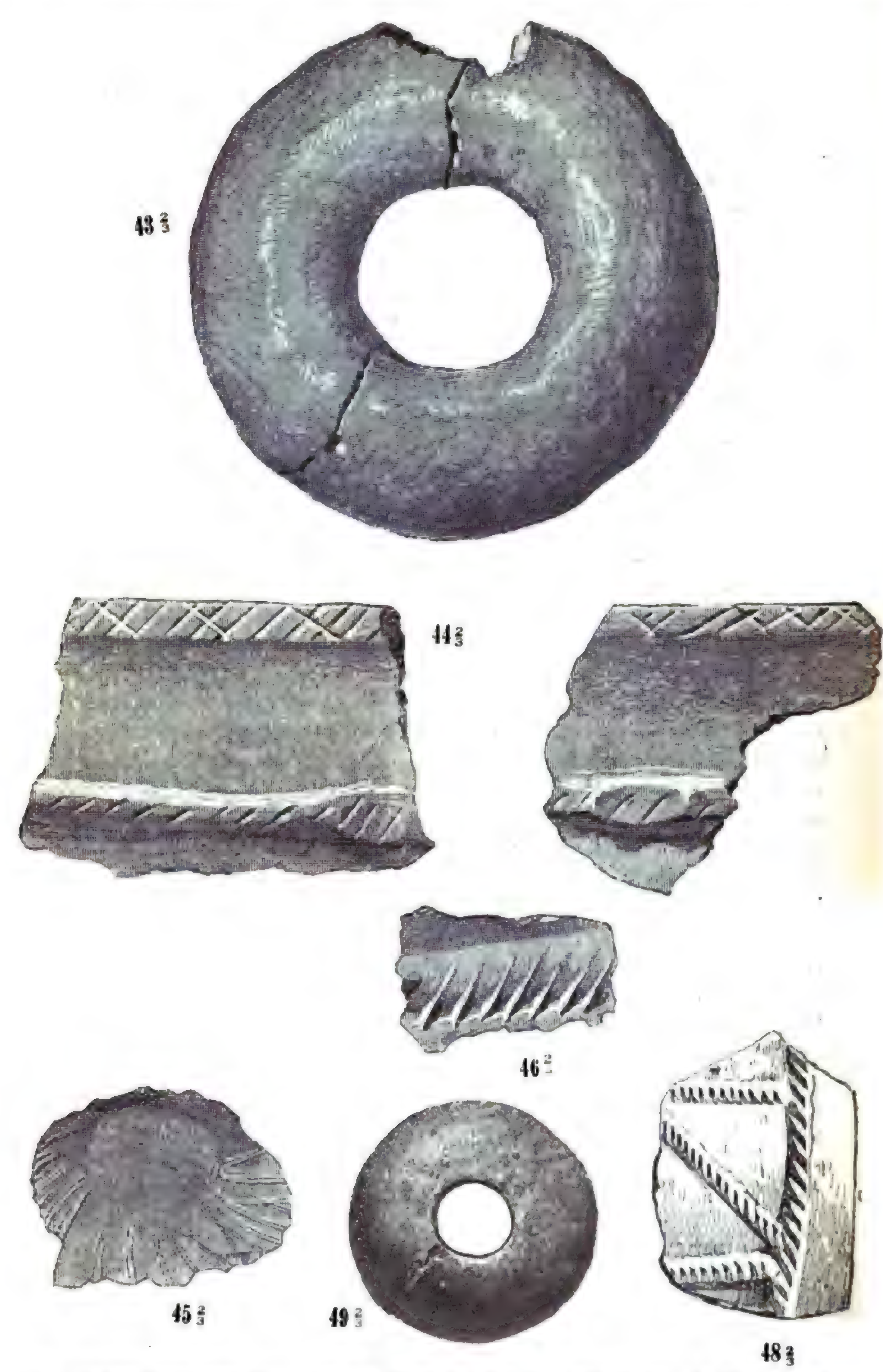
[1] Emil Rivière «Découvert d'un squelette humain de l'époque paleolithique dans les cavernes dites Grottes de Menton», und E. Rivière «L'antiquité de l'homme dans les Alpes-Maritimes.»

[2] In Süd-Ungarn bei Deutsch-Bogsán fand man unlängst mehrere solche Löffel mit Stein-, Bein- und Kupfergeräten (Archæologiai Értesitö 1887 VII R. 50 S.)

[3] G. Graf v. Wurmbrand (Fund-Notizen S. 6. Separatabdruck aus Nr. 5, Bnd III der «Mitteil. der anthropolog. Gesellsch. in Wien) bezweifelt, dass diese als Löffel gedient hätten, und hält sie entschieden für Lampen.

TAFEL X.

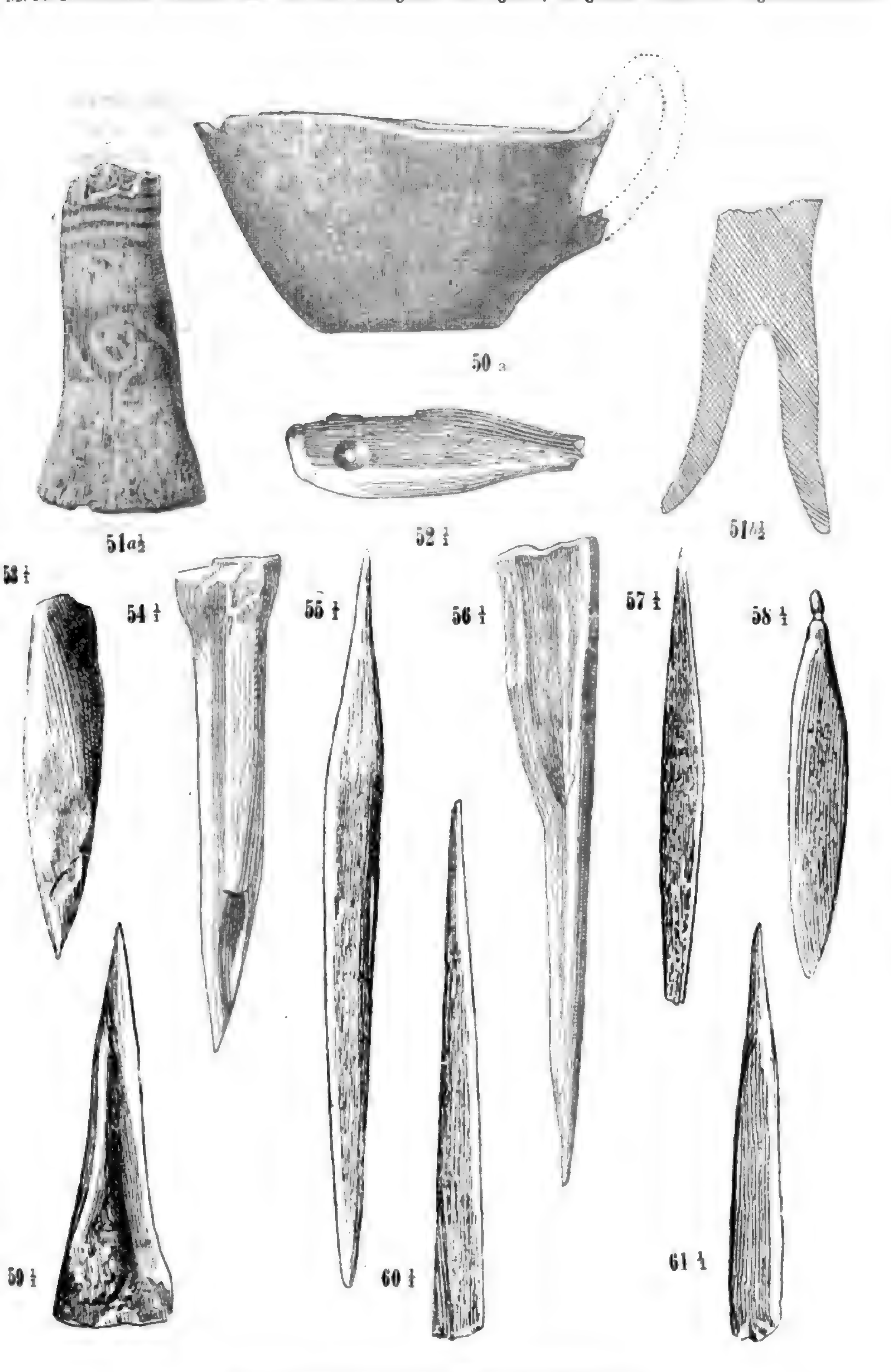
NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern



43. Gefässhaltender Thonring. — 44—48. Geritzte und erhabene Verzierungen. 49. Wirtel aus Thon.

TAFEL XI.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



50. 51. Thongeräte. 52—61. Polierte Bein-Pfriemen.

talen Loche des kurzen Stieles nur dann den Fettstoff ganz nahe, wenn der Schöpfer ganz mit Fett gefüllt ist; sowie aber der Fettstoff abfiel, musste auch die Flamme erlöschen. Ferner ist bei den in hiesiger Niederlassung in grosser Anzahl gefundenen Löffel der tiefe Teil des Schöpfers ausnahmslos so rund, dass er nur dann stehen würde, wenn man ihn in Sand steckte. Der grösste Nachteil eines Leuchtapparates ist unzweifelhaft, wenn man denselben weder aufhängen, noch beliebig aufstellen kann. Ein Volk, welches seinen irdenen Gefässen und Geräten stets, wo es notwendig war, eine sichere Basis und breiten flachen Boden zu geben wusste, hat gewiss auch seine Lampen nicht so ungeschickt verfertigt, dass sie fast unbrauchbar gewesen wären.* Ausserdem wurden diese Löffel stets in der Nähe von Feuerstellen in grösserer Anzahl gefunden, wie denn auch in der besprochenen Höhle 4 Stück vorfindlich waren. Gewiss wäre auch eine Lampe ihrem Zwecke entsprechend, und daher ist anzunehmen, dass die gefundenen Gegenstände eher Löffel waren, als Lampen. Schliesslich dürfte es wahrscheinlicher sein, dass diese Urvölker, welche keineswegs Ueberfluss an an Fettstoffen hatten, mit diesen weniger ihre Lampendochte, als vielmehr ihre eigenen Mägen speisten, und sich zum Zwecke der Beleuchtung nicht der kostbaren Fette, sondern bescheidener der harzigen Hölzer bedienten, — deren russige Flamme noch heute, im Zeitalter der electrischen Glühlampen, in den Lehmhütten der Armen flackert. In Slavonien kann man noch heute recht häufig diese rauchenden Kerzenspäne antreffen. Das arme Volk in Schweden, namentlich in den Dünen der südlichen Provinz Schonen bereitet sich seine »Kerzen« aus gespaltenen Birkenästen, über welchen ein Blechtrichter angebracht wird, der einesteils einen stärkeren Luftzug verursacht und so der Flamme mehr Sauerstoff zuführt, anderenteils aber auch den lästigen Qualm ableitet. Einige halten diese Löffel auch für Schmelztiegel. Ich selbst habe unter den niederösterreichischen Funden solche Schmelztiegel gesehen, in der Form diesen kleinen Schöpflöffel sehr ähnlich und nur in Grösse und Material abweichend. Diese bedeutend grösseren Metall-Schmelztiegel sind meist viereckig, da Ecken beim Ausleeren des geschmolzenen Erzes ungleich vorteilhafter; dieselben sind ebenfalls mit einem weit durchbohrten Stielansatze versehen, durch den man einen

* Wohl könnte man — wie es auch Graf Wurmband tat — dieser Frage eine andere entgegenstellen, warum man nämlich so häufig auch Gefässe von so kleiner Basis verfertigte, welche ebenfalls kaum stehen können? Wie man also für Gefässe Thonringe verfertigte, so konnten diese Ringe auch zu den Lampen gedient haben. Es ist wohl wahr, dass diese Lampen sich sehr gut auf den Thonringen stellen lassen, doch sprechen Tatsachen gegen die Möglichkeit, indem wir lampenförmige Löffeln auf Thonringen niemals gefunden haben und Thonringe haben wir bisher nur 5 Stück, während die erwähnten lampenförmigen Löffel über 100 Stück gefunden.

dickeren und längeren Holzstiel steckte, um den Tiegel über das Feuer halten zu können. An den Innenteilen dieser Tiegel sind zumeist noch Metallteile wahrnehmbar. Die kleineren runden Schöpflöffel hingegen sind durchwegs aus groben, mit Steinteilen gemengtem Thon verfertigt, welches Material zum Schmelzen von Metallen bei grösserem Feuer absolut unverwendbar wäre.

Dr. M. Much war so freundlich mir über diesen Gegenstand Folgendes mitzuteilen: «Grosse Thonlöffel mit hohlem Griffe sind im Museum zu Emden (deutsches Reich), der Hohlraum ist auch bei diesen zur Aufnahme eines hölzernen Stieles bestimmt, offenbar um eine heisse Flüssigkeit, etwa siedendes Wasser, Milch und dgl. aus einem grösseren Gefässe schöpfen zu können; bemerkenswert ist, dass bei einigen der Hohlraum des Griffes nach innen offen, wie bei den Lengyeler Löffeln, *bei anderen aber geschlossen ist.* Im Museum zu Guben und im Museum zu Posen befinden sich gleichfalls Thonlöffel kleinerer Art mit durchbohrtem Stiele, doch ist einerseits das Loch so klein, dass kaum ein Holzstiel eingeführt werden kann, andrerseits ist die Neigung des Löffels, wenn man ihn hinstellt, so, dass alles Fett ausfliessen und die Flamme ersticken musste, wenn es Lampen wären. Im Allgemeinen genügte den Leuten das Herdfeuer.»

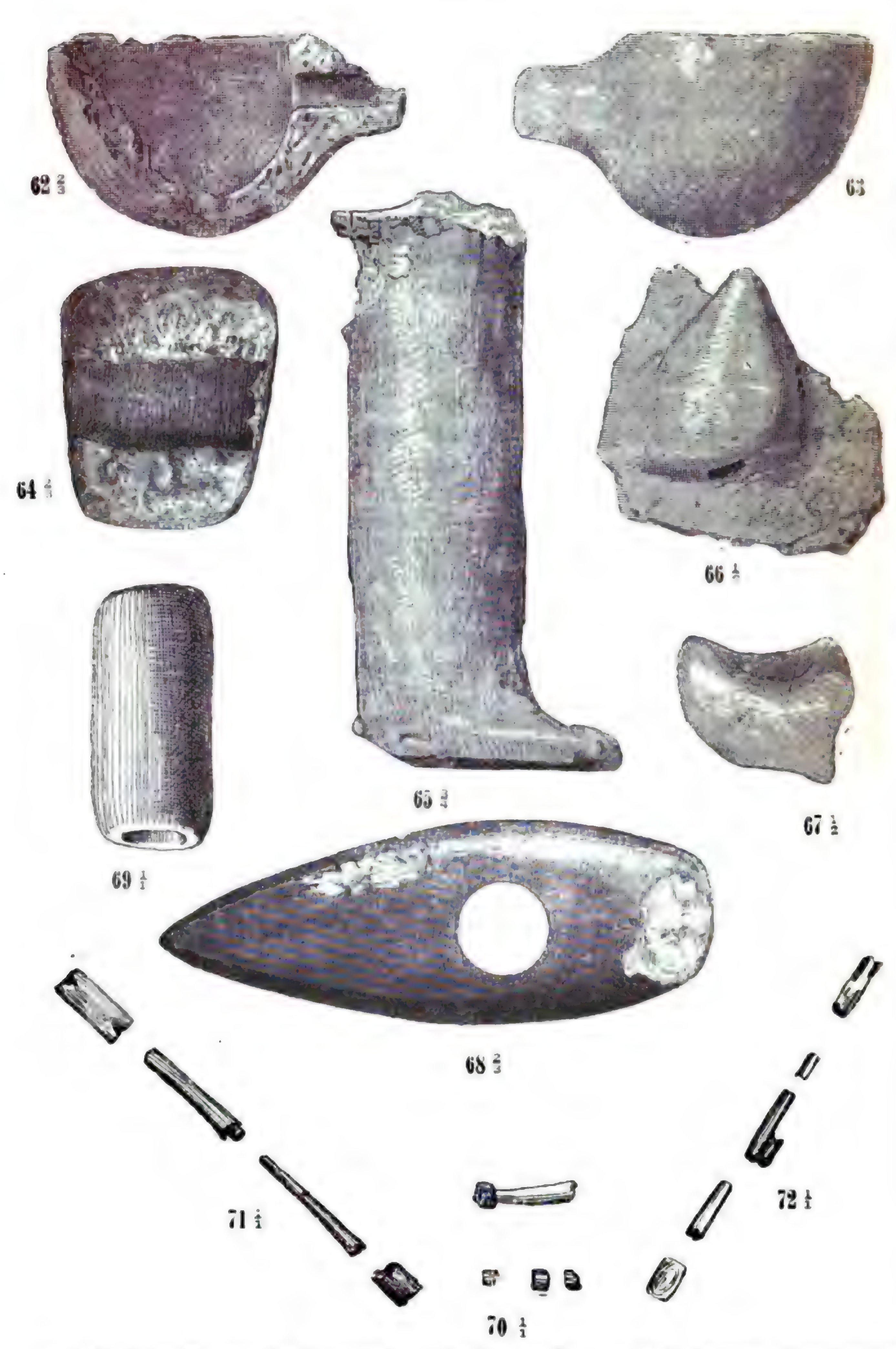
Ein an der Bohrstelle entzwei gebrochenes starkes Steinbeil, dessen stumpfen glatten Rückenteil man nach dem Zerbrechen zum Farbenreiben *XII. 64.* verwendete. Noch jetzt sieht man Spuren von grellroter Eisenoxyd-Farbe an dieser Stelle. Dies ist die erste indirecte Spur der bei den præhistorischen Völkern so sehr beliebten Tätowirung, welche ich in der Lengyeler Ansiedlung fand.

In den Höhlen bei Menton,* wo die Funde mit den unserigen vollkommen analog sind, ja sogar die Leichen in derselben sehr besonderen Lage bestattet sind wie in Lengyel — fand man zu wiederholten Malen runde Steine und Bachkiesel, welche man zum Farbenreiben verwendete und an welchen noch immer die Eisenoxyd-Farbe anklebt. Selbst von den dort gefundenen ganz kleinen und äusserst spitzigen Silex-Splittern glaubt E. Rivière,** dass sie bei der Tätowirung gebraucht wurden. Dr. Much ist der Meinung: dass wir noch nicht genug Belege für die Tätowirung haben; dagegen wäre das Eisenoxyd oftmals zum Färben der Thongefässe, der Kleider, des Pelzwerkes auf der Lederseite, und der Schmuckgegenstände verwendet worden sein. Unzweifelhaft wird das Eisenoxyd mehrfache Verwendung gefunden haben, aber directere Belege für die Tätowirung dürften wir in præhistorischen Ansiedlungen überhaupt nicht gewinnen können. Auffallend ist es gewiss, dass wir in Lengyel häufig bei den Skeletten diese

* Emile Rivière «L'antiquité de l'homme dans les Alpes-Maritimes» S. 126.
** Emile Rivière A. a. O. S. 93.

TAFEL XII.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



62. 63. Löffel aus Thon. — 64. 68. Steinbeile. — 65. Fuss aus Thon. — 66. 67. Gespitzte röhrenformige Henkel. — 69. Perle aus Muschelschale. — 70. Perlen aus Kupfer. — 71. 72. Dentalien-Schmuck.

Farbenstücke finden, welche unbedingt nur zum persönlichen Gebrauch dem Todten beigelegt waren.

Am Grunde des Herdes Teile einer Süsswassermuschel.

Knochenabfälle, unter welchen die Mark enthaltenden Knochen durchgehends gespalten waren. An den unbearbeiteten, ungeglätteten Knochen hatte sich Knochenbreccie gebildet, die selbst einem scharfen Messer widersteht.

Bein- und Thonwirteln; letztere in ziemlicher Grösse.

Ein aus weisskörnig gemengtem, rotem Thon gut gebrannter Fuss, von der Sohle bis zur Kniebeuge; dieser kann zwar einem Tongötzen angehört haben, ich neige mich jedoch der Ansicht zu, dass es der Fuss eines Gefässes gewesen sein dürfte. Länge 11 Cm. Auch unter den Piliner[1] Funden kommt ein solcher Thonfuss vor, doch bildet derselbe, nach der Zeichnung zu schliessen, an dem oberen Ende ein abgeschlossenes Ganzes und kein Bruchstück, wie der hiesige. *XII. 65.*

Unter verschiedenen schwach und gut gebrannten, fingerdicken Thonscherben einige Bruchstücke von winzigen, sehr dünn gearbeiteten, gut gebrannten Ziergefässchen, an welchen als Verzierung auf schwarzem Grunde hellrote Malerei angebracht war. Die Figuren der Malerei sind an den Stückchen nicht zu erkennen.

Die an den grösseren, primitiven Gefässen als Handhaben angebrachten Henkel sind meist hornförmig, gehen vom Seitenteile des Gefässes senkrecht aufwärts, endigen in eine scharfe Spitze und auch die für einen Finger bestimmte Durchbohrung ist vertikal angebracht. Die bei Cervetri[2] (Ober-Italien) im alten Caere gefundene grosse Urne hat auch solche hornförmige Henkel. Diese Henkel sind den bei den Ausgrabungen Schliemanns bei Troja[3] vorkommenden senkrechten, röhrenförmigen Henkeln sehr ähnlich, von welchen betont wird, dass sie in den dortigen præhistorischen fünf Städten zu Tausenden gefunden werden, sonst aber ausser Hissarlik sehr selten sind. Schliemann fand sie später in Mykenae[4] und in Tiryns[5] auch. Diese in der Lengyeler Ansiedlung vorkommenden Henkel bilden ebenfalls eine mit vertikaler Bohrung versehene Röhre, nur mit dem Unterschiede, dass der oberste Teil derselben in eine hornartige Spitze endigt. Auffallend ist, dass die Basis der abgebrochenen Henkel oft an der Bruchstelle rund und glatt geschliffen erscheint. Aufangs glaubte ich, dass diese hübschen, hornförmigen Henkel, wenn sie abgebrochen waren, an der Bruchstelle geschliffen und als Kinderspielzeug verwendet *XII. 66.*

[1] Dr. J. Hampel «Catalogue de l'exposition préhistorique» fig. 85.

[2] Mortillet «Musée préhistorique» XCIX.

[3] Dr. Schliemann, «Ilios» 254.

[4] Dr. Schliemann, «Mykenae» Seite 378 fig. 527.

[5] Dr. Schliemann, «Tiryns» Seite. 70.

wurden. Ich sah jedoch im nördlichen Preussen, dass man zu Fischnetzen als Senkel nicht nur Steine und gebrannte Thonstücke, sondern auch gebrochene Henkelteile verwendete, welche man durch das Bohrloch sehr leicht an das Netz befestigen konnte. Jeder bruchige Teil dieser Gefässstücke wurde nun durch den im Wassergrunde befindlichen Sand und Schotter so glatt polirt, dass man denselben auch absichtlich nicht regelrechter und glatter hätte abschleifen können. Diese alten schweren und grossen, an der Bruchstelle geschliffenen Henkel waren demnach nichts anderes, als Netzbeschwerer. Dass der Schliff nicht absichtlich geschah, erhellt schon daraus, dass die durch längere Zeit in Gebrauch gestandenen Stücke nicht nur an der Bruchstelle unregelmässig abgeschliffen, sondern auch an der hornförmigen Spitze ganz abgestumpft sind.

***

Den interessantesten Teil der Ausgrabungen bot uns die Auffindung der Begräbnissstätte. Bekannt ist, dass die Ureinwohner ihre Todten auf in der Nähe der Schanzen befindlichen Hügeln zu bestatten pflegten. Schon lange hatte ich den in die Nähe der Schanze reichenden Teil des Kapostales, sowie jede Anhöhe auf der entgegengesetzten Seite durchwandert, in jeder Wellenbildung Grabstätten suchend. — Ich liess auch verschiedene Nachgrabungen an zahlreichen Punkten der Schanzgrenze und ausserhalb derselben vornehmen. An diesen Stellen fand ich häufig einzelne zerstreute Stein-, Knochen- und Thongeräte, wie ich solche schon oben beschrieben, doch sehe ich von einer detaillirten Besprechung derselben ab. All' mein Suchen jedoch vermochte mich zu keinem Resultate zu führen, so dass ich endlich die Hoffnung, die Gräber zu finden, aufgab, mich ganz dem Zufalle überlassend, dem wir ja auch sonst die meisten arhæologischen Funde zu danken haben. Wie ich hoffte, so geschah es auch; kurz darauf führten mich die Ausgrabungen in der Mitte der Schanze zum Auffinden der Begräbnissstätte, welche ich überall sonst, nur nicht im Centrum der bewohnten Schanze in unmittelbarer Nähe der Herdstellen vermutet hätte.

Wir finden nicht nur im Auslande, sondern auch bei uns sehr verschiedene Arten der Todtenbestattung in der Vorzeit. Den alten Hebräern war eine Versenkung der Leichen in den Schoss der Erde unbekannt, dagegen bestatteten sie dieselben früher in natürliche, später in künstliche Felsenhöhlen. Die später in Gebrauch gekommenen Steingräber sind ebenfalls nur künstliche Felsenhöhlen. Grösseren Pomp entfalteten die Egypter und Etrusker, deren Todten in wirklichen Felsensälen und Gängen ruhen. Im Norden Europa's, stossen wir häufig auf Dolmengräber aus mächtigen Steinplatten. Später gab man die Asche der verbrannten Leichen in Urnen. In den Urzeiten war es auch gebräuchlich, die Todten in die Erde zu vergraben und hohe Hügel (tumulus) darüber aufzuwerfen.

Bezüglich der Lage und Stellung der Skelette finden wir, dass dieselben in der ältesten Zeit zusammengekrümmt, liegend, sitzend und hockend oder kauernd bestattet wurden. Letztere finden wir in Höhlen, in den Dolmen, in Grabhügeln, in Gruben und über alten Herdstätten. So kennen wir kauernde Skelette aus der Höhle von Equehen auf dem Plateau, welches sich im Osten von Boulogne längs des Meeres hinzieht;[1] aus der Grotte von Cravanche bei Belfort; und aus der Höhle zu Orrouy. Kauernde Skelette in Grabhügeln fand man zu wiederholten Malen in Ungarn, so unter anderem bei Szelevény,[2] in Ober-Italien bei Remedello[3] und in Süd-Frankreich in der Gegend von Vence im Departement Alpes-Maritimes.[4] Kauernde Skelette in einer Grube fand man zu Choisy-au-Bac, und über einer alten Herdstätte bei Soissons. Am häufigsten, fast allgemein ist diese kauernde Stellung in den Dolmen.

Sitzende Stellung constatirte Lindenschmidt[5] am Hinkelstein bei Monsheim, wo er einen aus mehreren hundert Gräbern bestehenden Friedhof durchforschte, in welchem die mit geschliffenen Steingeräten bestatteten Gerippe in sitzender Stellung, gegen Osten gewendet in blosser Erde begraben vorgefunden wurden.

In Ungarn, wo Urnengräber sehr häufig, dagegen Höhlengräber selten und Dolmen unbekannt, ist am bemerkenswertesten der riesige, vorgeschichtliche Friedhof auf der Csepelinsel,[6] wo die Todten in sitzender Stellung, mit zur Brust herabhängendem Kopfe und an den Leib geschmiegten ausgestreckten Armen in die blosse Erde vergraben gefunden wurden. Als Beigabe fand man nur Gefässe mit Kalkeinlagen. Aehnliche Gräber fand man auf der Puszta Kis-Kártal zwischen Aszód und Puszta Varsány (Pester Comitat),[7] zu Tápió-Tormás und Csep (Komorner Comitat)[8] ohne jede Beigabe.

Ganz verschieden von der eben erwähnten sitzenden, hockenden oder kauernden Stellung ist die zusammengekrümmte *liegende* Bestattung in der Lengyeler Schanze, wo wir die Gerippe ebenfalls gegen Osten gewendet, aber in zusammengezogener und liegender Haltung finden. Siehe Tafel XXIV.

Hier muss ich bemerken, dass ein ganz kurz bezeichnender Ausdruck

[1] Nadaillac «Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten» S. 417.

[2] Dr. Fl. Rómer «Résultats généraux du mouvement archéologique en Hongrie» Les terramares en Hongrie. S. 36.

[3] G. Chierici «I sepolcri di Remedello nel Bresciano e i Pelasgi in Italia.» Estratto dal Bulletino di Palentologia Italiana. Anno X fasc. 9e 10, 1884.

[4] Nadaillac A. a. O. S. 417.

[5] Archiv für Antropologie III. 101—125. (Das Grabfeld am Hinkelstein bei Monsheim).

[6] Archæologiai Értesítő. XIII. 50. S.

[7] Arch. Ért. VI. S. 45.

[8] Arch. Ért. II. S. 22.

dieser Lage manche Schwierigkeit verursacht. Seit einigen Jahren wird im Allgemeinen der Ausdruck «liegende Hocker» gebraucht. Ganz richtig bemerkte Dr. Much, dass ihm dieser Ausdruck nicht gefallen hat, weil er denselben Widerspruch enthält, wie etwa der Ausdruck «liegende Sitzer,» da Hocken nur eine besondere Art des Sitzens ist; und er hatte den Ausdruck «in kauernder Lage bestattete Leiche» oder die einfache conventionelle Bezeichnung «Schläfer» vorgeschlagen, da man durch diese besondere Art der Bestattung doch offenbar den Todten als schlafend darstellen wollte. Was den Ausdruck «in kauernder Lage bestattete Leiche» anbelangt, ist dieser für die Lengyeler Art der Bestattung keinesfalls passend, weil «in kauernder Lage» die ganz specielle Bestattung der Dolmen-Skelette gemeint wird, welche Bestattung übrigens wie oben erwähnt auch in der blossen Erde vorkommt. Der einzige Unterschied zwischen den Dolmen Skeletten und den Lengyeler Leichen ist der, dass letztere ohne Ausnahme liegen. Wenn man aber zur «kauernden Lage» das hier so charakteristische «Liegen» dazu nimmt, so hat man denselben Widerspruch, wie in dem Ausdruck «liegende Hocker». Eben deswegen muss man beide Ausdrücke «Kauern» sowohl wie «Hocken» vermeiden, weil beide dem «Liegen» widersprechen. Was den zweiten conventionellen Ausdruck «Schläfer» anbelangt, so bezeigt auch dieser nicht genügend die Lage der Bestattung, denn schlafen kann man mit gestreckten Beinen ebenso wie mit zusammengezogenen. Ausserdem könnte man dadurch zu jener irrtümlichen Meinung gelangen, als wären jene Menschen im Momente des Schlafens vom Tode überrascht, wie es wirklich Rivière von den Skeletten bei Menton behauptete, indem er von dem ersten Skelette sagt:[1] «Son attitude était celle du repos, celle d'un homme qu'une mort subite et sans aucune agonie violente aurait surpris pendant le sommeil.» Und von einem zweiten Skelette wieder:[2] «il semble que cette homme, de même que celui de la caverne du Cavillou, avait été inhumé ou mieux laissé ou déposé sur le sol, tel qu'il avait succombé.»

In Ungarn kennen wir nur einen einzigen Ort, wo man Todte in liegender Stellung mit aufgezogenen Beinen begrub und auch diesen verdanken wir dem Bahnbrecher der vaterländischen Archæologie, dem unermüdlichen Dr. Florian Rómer,[3] und dies ist das Gräberfeld zwischen Kis-Várda und Anarcs (Szabolcser Comitat), wo Rómer selbst die Nachgrabungen leitete und in zwölf Reihen liegende Gräber öffnen liess. «Hier», sagt er, «sind zwar einzelne Verschiedenheiten wahrzunehmen, doch im

[1] Emile Rivière «Découverte d'un squelette humain de l'époque paleolitique» 26. S.

[2] Emil Riviere «L'antiquité de l'homme dans les Alpes-Maritimes» S. 201.

[3] Archaeologiai Értesitő III. Bd. 221—223 S.

Allgemeinen liegen sie auf der Seite, so, als ob sie mit aufgezogenen Beinen, sich auf die Hände stützend schlafen würden.»

Eine Abweichung zwischen der Lage der Gerippe in Anarcs und Lengyel finden wir nur insoferne, als in Lengyel der Kopf der Gerippe südwärts, die Füsse nordwärts gerichtet sind und sie auf der rechten Seite liegen; in Anarcs dagegen lagen die Leichen mit dem Kopfe gegen Nordosten, mit den Füssen gegen Südwesten und auf der linken Seite. Die Beigaben der Anarcser Gerippe bestanden blos aus irdenen Gefässen.

Im Auslande finden wir eine Analogie der im Lengyeler Grabfelde beobachteten Begräbnissart in der Paläolithepoche. Bisher kennen wir kaum 4—5 vollständige Gerippe, welche die Archæologen als aus der Paläolithepoche stammend halten. Das erste fand man zu Laugerie-Basse (Dordogne) in einer Lehmschichte, seitwärts liegend, in kauernder Stellung, mit bearbeiteten Renntierknochen als Beigabe. Das zweite Exemplar fand Rivière [1] im Jahre 1872 in der Mentoner Höhle (Frankreich) [2] zwischen Bein- und Steingeräten und seine Lage glich der eines Menschen, welcher auf der linken Seite im Schlafe liegend vom Tode überrascht wurde. Eine Menge durchbohrte Muscheln und Hirschzähne bedeckten seinen Kopf. Seither fan[d] man ebendort noch ein solches [3] Skelett in gleicher Lage. In dem viel späteren so berühmten Hallstädter [4] Grabfelde fand man unter 993 Gräbern nur in einem einzigen ein Skelett in halbkauernder Lage, aber auch dieses scheint durch zufällige Umstände verursacht worden zu sein. Schliemann [5] fand in den Ausgrabungen zu Hissarlik im untersten Teile der prähistorischen Schichte ebenfalls in zusammengekrümmter Lage bestattete Leichen, nur dass diese mit dem Gesichte abwärts und die Köpfe in westlicher Richtung lagen. Auf dem Congress zu Brüssel berichtete Lejeune über die prähistorischen Gräber, die man am Cap Blanc-Nez bei Escalles im Pas de Calais [6] aufgedeckt hat, wo vier Skelette in zusammengekrümmter Stellung, mit gekreuzten Armen und auf die Schultern gelegten Händen auf der rechten Seite liegend bestattet waren.

Ein ähnliches liegend mit zusammengezogenen Beinen bestattetes Skelett finden wir, ohne jede weitere Analogie in den Höhlengräbern zu Roundway Hill in England. Neuestens fand man in der Uckermark (Nord-

[1] Emil Rivière «Découverte d'un squelette humain de l'époque paleolitique» 26.

[2] N. Joly «Der Mensch vor der Zeit der Metalle» 98 etc.

[3] Emile Rivière «L'antiquité de l'homme dans les Alpes-Maritimes» S. 201.

[4] V. Sacken «Das Grabfeld von Hallstadt»

[5] Dr. Schliemann «Ilios» 789. S.

[6] Marquis de Nadaillac «Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten» 416. S. und «Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques» Bruxelles 1892 M. E. Le Jeune: Sur les sépultures préhistoriques et sur un atelier de silex ourés, découverts sur le Cap Blanc Nez, à Escalles (Pas de Calais.)

preussen) solche Gerippe und zw. zu Oderberg im Mark in einzelnen Exemplaren auf höheren Bergen und zu Prenzlau in gleicher Lage, mit Steingestattet bereits in Reihengräbern. — Hier ist zu bemerken, dass die letztgenannten beiden Orte nicht als verlässliche Quellen dienen können, da der Fund gelegentlich der Feldarbeiten durch Laienhände ans Tageslicht gefördert wurde. Auch bei Bernburg (Anhalt) * am rechten Ufer der Saale gelegenen Dorfe Gröna in dem mächtigen Stockhof genannten Erdhügel fand man ein Skelett «zusammengebogen und auf der Seite liegend.»

Diese Lage der Gerippe ruft uns unwillkürlich das im Schosse der Mutter ruhende Kind ins Gedächtniss. Im Uebrigen ist es die natürliche Lage des Embryo im Mutterleibe und auch der im Kampfe mit den Elementen Sterbende wird zumeist in dieser Lage vom Tode erstarrt.

Bei der in historischer Zeit üblichen Bestattungsart in gestreckter Rückenlage stimmt also mit den obangeführten Variationen nur die Richtung nach Osten. Es erscheint sehr einleuchtend, dass ein primitives Volk, dessen ganzes Leben im engsten Contact mit der Natur und deren ersten Lebensfactor, der Sonne, war, die von dieser gebotenen Vorteile mit besonderer Pietät hochschätzte. Mit dem Laufe der Sonne brachte es seine Wanderungen, oft auch sein Heim und seine Niederlassungen in Zusammenhang; und so legte man auch den Todten bei Beginn seines überirdischen Daseins in die Richtung der aufgehenden Sonne, damit der Wanderer sicheren Weges das Jenseits erreiche, von welchem jene Völker wenn auch keinen reinen Begriff, jedenfalls aber eine Ahnung hatten. Zahlreiche, bei diesen uralten Grabstätten hervortretende Tatsachen und Umstände zeugen von dem Glauben jener Völker an ein Jenseits.

***

Nr. 6. und *7.* Das erste aufgefundene Grab enthielt zwei Gerippe, das einer Frau mit dem eines über ihrem Kopfe liegenden Kindes. Das Gerippe lag mit aufgezogenen Beinen, mit unter dem Kopfe gelegten Händen, auf der rechten Seite nach Osten gewendet, mit dem Kopfe gen Süden, mit den Füssen gen Norden.

Am Auffindungstage fanden wir neben dem Gerippe keinerlei Gegenstand, der als Basis für die Bestimmung des Alters hätte dienen können. Meine ungeduldigen Arbeiter suchten am anderen Tage nach einem ergiebigeren Grabe und stiessen unmittelbar neben dem ersten abermals auf ein Gerippe, doch war ich nun schon so vorsichtig, die harte Erdkruste, eine Breccia-Bildung, eigenhändig mit dem Messer zu entfernen. Auch hier

* Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Juli 1884.

befand sich das Gerippe mit stark aufgezogenen Beinen, auf der rechten Seite liegend, und zwar in derselben Richtung wie das erste.

Folgende Gegenstände bildeten die Beigabe des Gerippes:

Links vom Gerippe in gleichem Niveau neben dem Halswirbel ein 10 Cm. langes 2 Cm. breites Jaspismesser, der Länge nach zweifarbig, halb graugrün, halb rotbraun.

Ein an beiden Enden spitz bearbeitetes, in der Mitte für den Stiel regelrecht durchbohrtes, wenig gebrauchtes Steinbeil. *XII. 68.*

An der rechten Seite des Körpers ein kleines, getrocknetes, körniges, ganz verwittertes Gefäss und eine polirte Beinpfrieme. *XII. 69.*

Bei den Füssen zwei grössere, aus Muschelgehäusen geschnitzte Perlen. Diese Muscheln hielt ich für fossil nicht im Wege des Handels erworben, sondern an der Wohnstelle aus den tertiären Schichten gesammelt. Ich übersandte sie jedoch zur genaueren Prüfung Herrn Dr. Much nach Wien, der die Güte hatte diesbezüglich folgende Mitteilung zu machen: «Vorliegende Gegenstände zeigen organisches Gefüge, und sind offenbar aus Muscheln und zwar mit aller Wahrscheinlichkeit aus dicken Schalen von der Tridacna gigas gemacht. Dieser Umstand spricht gegen die fossile Herkunft, da nach Quenstedt (Petrefaktenkunde) Tridacna in Europa nicht fossil vorkommt (auch Hauer, Heer, Fraas, Mohr und andere Geologen, die ich durchgesehen habe, wissen nichts von einem fossilen Vorkommen dieser Muschel). Es ist also kaum zu zweifeln, dass die fraglichen Gegenstände aus recenten Schalen erzeugt worden sind. Das wurde mir im hiesigen Hofmuseum vom Herrn Custos Dr. Fuchs und Assistent Dr. Wähner mit Rücksicht auf den Erhaltungszustand bestätiget. Tridacna gigas lebt in roten Meere, die grossen Arten im indischen Meere. Mit diesen Schmucksachen wäre somit ein Seitenstück zu einigen anderen Funden gegeben, welche ebenfalls auf Beziehungen zu den Gegenden des roten Meeres verweisen.»

In der Halsgegend Patinastückchen von kleinen, sehr fein durchbohrten compacten Kupfer-Perlchen, welche Form und Bohrung einer flachen Scheibe behielten, aber vom Metall nur wenige Spuren zeigen. An einzelnen Stellen lagen sie in kaum wahrnehmbaren Körnchen um den Hals, oder hatten die anliegenden Knochenteile ein wenig gefärbt. Die Perlen wurden durch Herrn Josef Loczka Chemiker des Budapester National-Museums analysirt; da sie aber durch patina fast gänzlich durchgefressen waren, so konnte man sie quantitative nicht bestimmen, qualitative aber fand er in denselben: Kohlensäure, Kupfer, Eisen, Carbolsäure und Phosphor. Zwischen den Patinaperlen lagen kleine, runde und längliche Schnecken, welche Herr E. Friedl, Director des Berliner «Märkischen» Museums *XII. 70—72.* entschieden als fossile u. z. tertiäre Dentalien erkannte. Dagegen meint Dr. Much: «Dentalium kommt zwar sehr häufig fossil in Europa vor, doch ist bei der Zartheit der Schale kaum anzunehmen, dass man fossile,

also sehr leicht gebrechliche Stücke verwendet haben sollte; auch bei diesen spricht der Erhaltungszustand der vorliegenden Stücke gegen die fossile Natur. Auch Dentalium lebt im roten Meere, findet sich aber auch an der Küste von Frankreich.» Diese Schnecken sind selbst noch unter den wilden Völkern der Gegenwart sehr beliebt. Im Nordwesten Amerikas dienen sie als Geld und hängt ihr Wert von der Länge ab. — Dentalien werden auch von den Feuerländern als Schmuck verwendet.

Vom Kopfe 30 Cm. entfernt ein ganz flacher Teller mit 32 Cm. Durchmesser; als wir aber die Umgebung des Tellers abwärts reinigten, zeigte sich, dass derselbe das trichterförmige Ende einer cca 37 Cm. langen Tonröhre bildete. Am unteren, ebenfalls offenen Ende der Röhre befanden sich kleine vorstehende Buckeln. Dieses pilzförmige Gefäss, dessen Basis eine hohe Röhre bildet ist bisher nur äusserst selten gefunden worden.

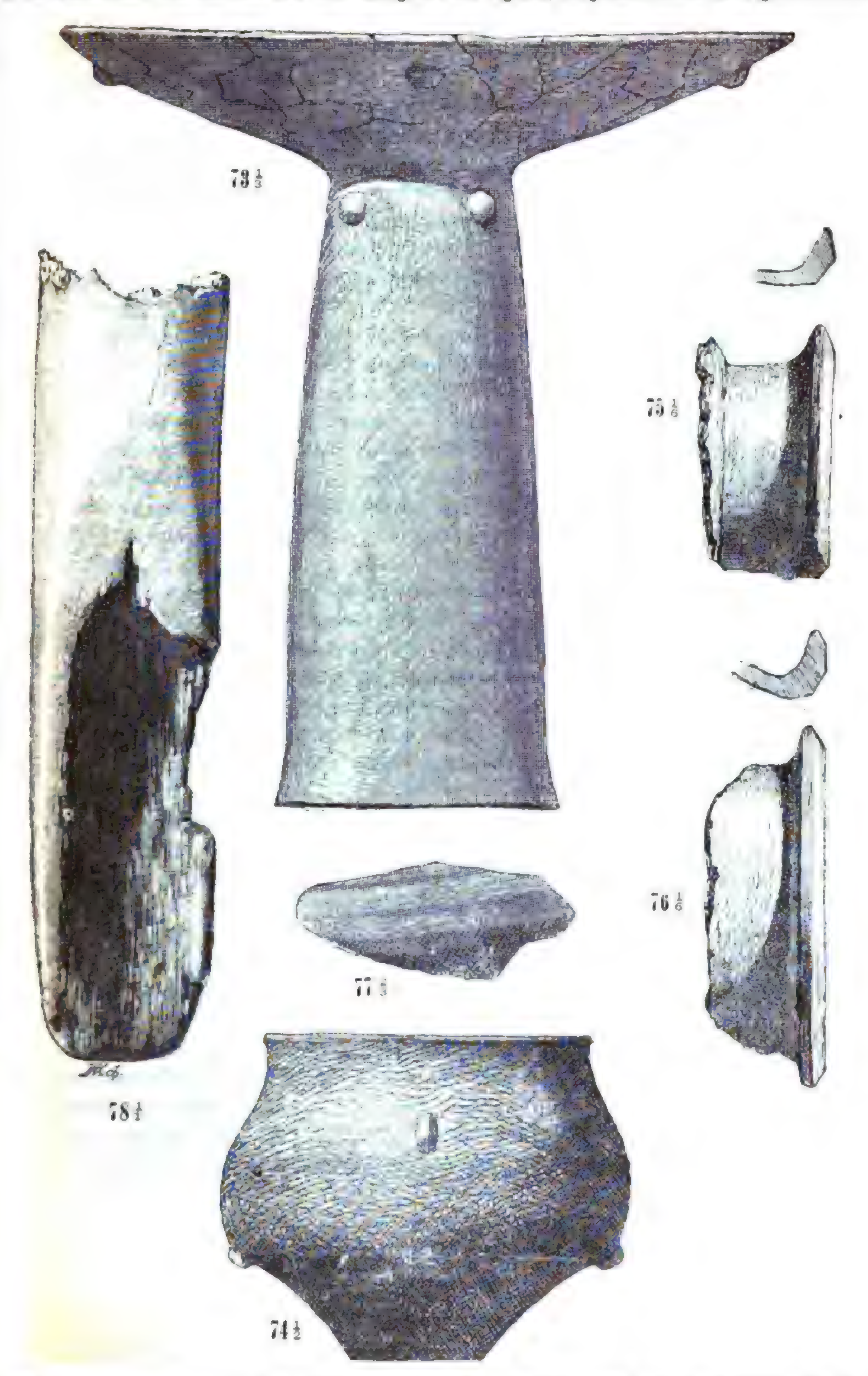
XIII. 73

Aller Wahrscheinlichkeit nach dienten diese Gefässe als Leuchtapparate für Holzverbrennung, als Fackelhälter. Schon bei Grube Nr. 5 habe ich erwähnt, dass den Urvölkern als Leuchtstoffe wahrscheinlich nicht tierische Fette, sondern harzige Holzarten gedient haben dürften. Die in den Dichtungen Homers* erwähnten «δαΐδες» waren harzige Holzscheite, von «δαΐς», d. i. Kienholz; auch das spätere «δᾶς», welches wir bei Thukydides, Polyainos, Plutarch etc. für «Fackel» finden, ist von δαΐς abgeleitet. Schliemann fand in den Grabungen bei Troja in den unteren Schichten aus prähistorischer Zeit keine einzige Tran- oder Oellampe. Homer kannte nur λαμπτῆρες d. i. Feuergeschirre. Drei solche standen in der grossen Vorhalle des Palastes des Odysseus. Es waren dies Pfannen auf hohen Metall- oder Thon-Postamenten, in welchen δαΐς, Kienholz brannte. Auf dem flachen Teller mit hohem Thongestelle war Platz genug zum Brennen der Harzfackeln. Bisweilen sind die Thonröhren-Postamente dieser Gefässe mit viereckigen oder ovalen Löchern versehen, ausserdem hat auch mitunter der flache Boden des Tellers ein fingerdickes Loch. Die Durchbrüche der Seitenwände konnten nicht zwecklos sein; auch war dies keine blosse Verzierung, denn solche wusste man in anderer Weise in genügender Mannigfaltigkeit herzustellen. Vielleicht dienten sie dazu, um das von der Flamme erhitzte Gefäss mittelst durchgesteckter Holzstäbe hin und her zu schieben, oder um selbe zum Ausleeren der gesammelten Asche umzulegen. Wenn auch noch der Boden des Rohrpostamentes durchlöchert war, so deutete dies bereits auf eine höhere Vervollkommnung im Beleuchtungsverfahren. Die kleineren Glut- und Aschenteile fielen von selbst durch das Loch hinab und reinigten hiedurch die Lampe. Durch die Löcher in den Seitenwänden der Röhre und im Boden des Tellers entstand ein Luftzug, hiedurch wurde der

* Schliemann, «Ilios» 692. S.

TAFEL XIII.

B. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



. Todtenleuchte aus Thon. — 74. Thongefäss. — 75. 76. 77. Gefässrand. — 78. Polier-Instrument aus Bein.

Flamme eine grössere Menge Sauerstoff zugeführt und so ihre Leuchtkraft wesentlich erhöht.

Es mochte also selbsttätige Aschenentleerung und Lichtverstärkung der Zweck der Durchlöcherungen an den Wänden der Röhre und am Boden der Schüssel sein. Diese wichtige Erfindung, zu welcher unsere Altvordern gewiss nur durch einen glücklichen Zufall geleitet wurden, erwies sich in ihren auffallenden Resultaten als sehr zweckmässig und später vermehrte man noch die Durchbrüche der Röhrenwände und brachte sie in 2, ja selbst 3-fachen Reihen übereinander an.

Diese primitivste Art der Fackelträger, wie sie in der Lengyeler Ansiedlung vorkommt, mit glatter Schüssel auf ziemlich hoher Röhre wurde im Auslande überhaupt nirgends gefunden und auch in Ungarn kenne ich nur einzelne Exemplare und zw. in der Sammlung des Herrn A. Vizsolyi im Tolnaer Comitate, und unlängst fand ich dieselben bei den Ausgrabungen in Simontornya (Tolnaer Comitat). Um ein Weniges vervollkommnete Formen sind jedoch im Budapester National-Museum und zw. aus Szegedin, Lucska, Pilin, Tököly (Pester Comitat), Puszta Mohi und Berettyó Ujfalu. Bei all diesen sind zumeist die Seitenwände nur mit vier grossen Löchern durchbrochen. Auffallend ist, dass Seitenstücke derselben, bei welchen die Röhre ebenfalls nur 3—4 grosse Löcher aufweist, in den prähistorischen Städten bei Troja häufig vorkommen und wenn wir die Illustrationen 48, 49, 50, 480, 1321 und 1428 in Schliemanns «Ilios» vergleichen, finden wir jene mit den heimischen Funden völlig identisch. Wie lange Zeit hindurch diese Feuergefässe (λαμπτηρες) in Mode waren, sehen wir auch daraus, dass sie nicht nur in allen prähistorischen Städten der Trojer Ausgrabungen gefunden wurden, sondern auch in Novum Ilium, wo sie neben den schon bekannten Oellämpchen noch immer in Verwendung standen. In Schliemanns «Ilios» finden wir unter Nr. 1473 die Abbildung einer in Novum Ilium gefundenen griechischen Oellampe, deren Untergestelle eine den Lengyeler Funden ähnliche glatte Röhre bildete.

Dr. H. Schliemann fand auch in Tiryns einen den unserigen ganz ähnlichen Fackelträger aus Thon. Die in seinem Werke «Tiryns» erwähnte drei Fackelträger von den untersten Schuttschichten der Akropolis zu Athen sah ich ebenfalls im Museum der Acropolis. Höchst wichtig ist diesbezüglich folgende Bemerkung H. Schliemann's: * «Professor Charles I. Newton vom British Museum macht mich auf Tafel IL unter Nr. 6 in Mionnet's «Recueil des Planches» aufmerksam, wo ein sehr ähnlicher Fackelträger mit brennender Fackel auf einer Münze von Amphipolis dargestellt ist. Es geht daraus hervor, dass ähnliche Fackelträger auch noch in classischer Zeit in

* Dr. Heinrich Schliemann, «Tiryns» 160 S.

Gebrauch waren, jedoch sind meines Wissens die drei in der Athener Acropolis und der eine in Tiryns die einzigen Exemplaren, die je gefunden sind.»

Gleichgeformte und viel vollkommenere Exemplare, bei welchen nicht nur die Röhrenwände durchbrochen, sondern auch der Boden offen, manchmal auf Thonkuchen stehend gefunden — sah ich im Prager Museum; aus Carolath (Kreis Freistadt) im Breslauer Museum; aus Teschen (Kreis Kalau), aus Senftenburg bei Stettin, aus Friedersdorf (Kreis Sorau), aus den Gräbern von Zaborowo, der Lausitz und Posens im Berliner Museum. Sonderbarerweise finden sie sich meist nur in Gräbern, wie sie auch in der Lengyeler Colonie in keinem Grabe fehlen, während sie sonst nur selten vorkommen; gerade als ob sie andeuten wollten, dass sie der Todte im dunklen Grabe nötiger habe als die Lebenden.

Wenn es bei den classischen Völkern allgemeine Sitte war, die Todten für ihre lange Wanderung in den finsteren Gründen der Unterwelt auszurüsten und man nie versäumte, ihnen auch Beleuchtungsapparate beizugeben, so stammte diese Sitte sicherlich von den Ahnen aus vorhistorischer Zeit, ebenso, wie dieser Usus sich bei den Barbaren noch bis ins 5—6. Säculum n. Chr. hielt.

Ja wenn wir die noch heute bei Beerdigungen üblichen rauchenden Fackeln, sowie die Gebräuche der Landleute betrachten, wo die den Todten begleitenden Frauenschaaren Kerzen brennen und man solche unter die Leidtragenden verteilt, müssen wir nachdenklich werden und uns füglich fragen, ob wenn im christlichen Sinne die brennende Kerze das verlöschende und im Jenseits ewig leuchtend winkende Leben andeuten soll, jene bei den Todten einst angezündeten und ihnen beigegebenen, rauchgeschwärzten Fackelhälter nicht auch auf die dunkeln Begriffe der Altvorderen über eine Wanderschaft im dunklen Jenseits hindeuten und einen schwachen Glaubensfunken an ein ewiges Leben bei denselben wahrnehmbar machen?

Es gibt wohl in manchen prähistorischen Ansiedlungen Schüsseln und Urnen mit Röhrenfuss, wie unter anderem in Rabensburg und Watsch, und zwar manchmal mit sehr entwickeltem, bis zu 15 Cm. hohem Fusse, welche aber zu ganz anderen Zwecken gedient haben. In Tiryns,* Mykenae,** wiewohl in Troja kommen die mit Röhrenfuss versehene Becher unendlich häufig vor. Die Lengyeler Abart ist aber bisher einzig; und weil sie beiden Todten niemals fehlen, sonst aber äusserst selten, und dann auch nur in unbrauchbaren Bruchstücken vorkommen — so können wir sie mit vollem Rechte «Todtenleuchte» nennen.

Indem wir das Tags vorher gefundene Doppelgrab tiefer gruben, fanden wir auch dort zwei Todtenleuchte und zwar bei dem grösseren

* Dr. H. Schliemann, «Tiryns» 84 S.

** Dr. H. Schliemann, «Mykenae» 180 S.

Skelette eine grössere und bei dem Kinde eine ganz kleine. In der Umgebung dieses Doppelgrabes fanden wir auch Messerklingen aus Jaspis.

Nr. 8. Eine weitere interessante Grabstelle fanden wir in der Nähe der vorigen, welche übereinander dem Anscheine nach zwei verschiedene Begräbnissarten erkennen liess. 33 Centm. tief in der recenten Humusschichte befanden sich nämlich vier Schädel, ohne weitere Knochenteile, welche an mehreren Stellen verkohlte Brandspuren zeigten. 30 Cm. tiefer fanden wir in einer harten, dunkelbraunen Humusschichte eine grössere Masse Asche und Kohlenteile, welche aus gebrannten Schädelteilen gleichsam zusammengeschmolzen schien; von sonstigen Körperteilen stammende Knochenstücke waren nur sehr wenige übrig geblieben. Die inneren Teile der Schädelstücke zeigten eine schimmernde, bläulichgraue Glasur, so dass man sie beim ersten Anblick, abgesehen von den Knochenporen, eher für glasirte Gefässteile, als für Schädelstücke halten würde.

In dem Raume zwischen den oberen vier Schädeln und der tiefer gelegenen gebrannten Schädelteilen, jedoch etwas seitwärts, befand sich ein grosses kesselförmiges, sehr vermodertes, grobkörniges, schwarzes, rötlich geflecktes Gefäss von 68 Cm. Durchmesser, in demselben ein aus grauem, sandfreiem Tegel verfertigtes kleineres Gefäss und unter demselben einige Menschenknochen. Noch tiefer grabend stiessen wir in einer Tiefe von 96 Cm. abermals auf vier mit aufgezogenen Beinen auf der rechten Seite liegend bestattete Skelette. Die Hände waren abermals unter die rechte Schläfe gelegt, das Gesicht gegen Osten gewendet, so dass der Kopf gen Süden, die Füsse gen Norden lagen. Das eine ziemlich grosse Skelett war bis auf eine Länge von 58 Cm. gekrümmt, so dass die Knie und Ellbogen sich fast berührten. Westlich vom Kopfe lag eine grobkörnige, schmucklose, schwach gebrannte Schüssel von 47 Cm. Durchmesser, unter welcher sich Teile eines Kindesschädels vorfanden. Neben letzteren war ein kleiner silex nucleus und ein kurzes breites retouchirtes Jaspismesser; neben dem Kopfe des grösseren Skelettes dagegen befand sich ein polirtes Hirschgeweihe und eine 11 Cm. lange 2·5 Cm. breite, bläulichgraue Silexklinge. Oestlich von diesem Skelette, kaum 1 M. abseits fand sich ein kleineres mit etwas erhobenem Schädel; genau in derselben Lage und Richtung wie die bisherigen. Neben demselben fanden wir nur zwei kleinere graue, sandfreie Thongefässe, deren eines wir an der Sonne durch Trocknen zu erhalten vermochten.

XIII. 74.

Zwischen beiden Skeletten befand sich ein grosses Gefäss in der Form des bei Grube Nr. 1 beschriebenen, welches jedoch nicht zu erhalten war.

Die oberhalb, der mit unversehrten Steingeräten versehenen und zusammengekrümmten Skelette gefundenen verbrannten Leichenteile hätten uns im ersten Augenblicke in Zweifel zu bringen vermocht; da aber die Brandspuren nur an einer Seite der Schädel- und Knochenteile wahrnehmbar waren und sich auch sonst in der ganzen Schanze keine Spur von

Leichenverbrennung zeigte, auch um die Knochenteile herum keine Aschenurnen waren, so dürfte es am wahrscheinlichsten sein, dass sie in späterer Zeit, etwa durch Waldschlag teilweise ans Tageslicht gerieten und zufällig oder absichtlich jene Brandspuren erhielten. Ein Causalnexus zwischen den in der oberen Schichte gefundenen angebrannten Knochenteilen und dem Bestattungs-Feuerherde, wie etwa bei jenen in Solutrè,* — ist gänzlich ausgeschlossen.

Nr. 9. Unmittelbar neben dem vorerwähnten Begräbnissplatze im oberen Teile der cca 2 M. tiefen Grube fanden wir um die Wurzel des dort gestandenen Baumes herum einzelne Knochen, unterhalb eine schöne Jaspis- und eine Silexklinge und ein grosses, zur Hälfte unversehrtes gebranntes Gefäss mit Fingereindruckverzierungen.

Ein mächtiger Feuerherd bildete den unteren Teil dieser Grube, wo wir grosse sehr schlecht gebrannte Gefässe gemengt mit rotgebrannten Schüsseln fanden, charakterisirt durch die Fingereindruckverzierungen. Die meisten hatten stumpfwinkelige, parallele Abplattungen auf dem teils einwärts, teils auswärts geschweiften Ranfte des Gefässes. *XIII. 75, 76, 77*

Am Grunde des mit Asche gefüllten Feuerherdes befand sich ein vermorschtes, körniges Gefäss von 79 Cm. Diameter und zw. derart in den harten Boden vergraben, dass das Niveau des Letzteren mit dem Rande des verwitterten Gefässes zusammenfiel. Es schien blos getrocknet zu sein, doch spricht die schwarze Farbe für ein Brennen in einer Art Kohlenmeiler. Die gut gebrannten, dickwandigen Gefässe waren, wie wir aus den Bruchstücken sehen, ebenfalls sehr gross und bauchig. Das eine dieser flachrandigen, mit Fingereindrücken verzierten Gefässe hatte am offenen Teile einen Durchmesser von 29 Cm., während der bauchige Teil bedeutend weiter war.

Zwischen den Knochenabfällen, Kohlen- und Aschengemengsel um den Herd fanden wir noch folgende Gegenstände:

Einige, an einem Ende zu 4 und 6 Spitzen ausgearbeitete Knochen, welche wahrscheinlich zur Geschirrverzierung dienten. Die Winkel wurden durch Quersägen hervorgebracht. Der eine Knochen zeigt an seinem ausgesägten Teile eine dunkelbraune Färbung, wahrscheinlich in Folge Anbrennens.

Zu unterst bei den gebrannten Gefässen drei Flusskiesel und ein kleineres Beinmesser. Eben solches aus Beinsplitter verfertigtes Messer fand man auch in den Höhlen bei Menton. **

Ein grosser, 13 Cm. langer, dicker, zum Poliren verwendeter Beinknochen, an der zum Poliren dienenden Stelle in Folge langen Gebrauches *XIII. 78.*

* Les Fouilles de Solutrè. S. 2.

** Emile Rivière «L'antiquité de l'homme dans les Alpes-Maritimes» S. 90.

abgeschliffen und an der Spitze halbrund abgearbeitet. Unter den archæologischen Funden Norwegens trifft man ähnliche, teilweise ebenfalls zum Poliren gebrauchte Renntierknochen, wie auch in den Höhlenfunden bei Menton.[1]

Gebrannte Süsswassermuscheln, welche vielleicht mit einem Holzstiele versehen als Löffel dienten.

XIV. 79. Ein nur roh gearbeitetes, unpolirtes Steinbeil.

Ein in Arbeit genommenes, jedoch nur am oberen Ende polirtes Steinstück, mit welchem man rote Farbe rieb und an dessen einer Seite auch noch rote Farbe klebte.

Drei Stück nur an einem Ende spitz geschliffene Beinpfriemen.

XIV. 80. Ein breites, an einem Ende breit geschliffenes Beingerät. Diese breiten und ziemlich scharfen, meisselförmigen Beingeräte benützte man wahrscheinlich zum Glätten der Naht auf den Kleidungsstücken wie auch zum Glätten der Thongefässe. Besonders häufig findet man solche in den schweizerischen[2] und oberösterreichischen[3] Pfahlbauten, doch habe ich sie auch unter den dänischen[4] Funden gesehen. Sie fehlen auch in den Höhlen bei Menton nicht.[5]

Eine rauhe, mit der Hand geformte kleine Schüssel mit Deckel. Durchlochte Deckel findet man häufig in alten Ansiedelungen. Bezüglich der Durchlochung sind Einige der Ansicht, dass man selbe behufs leichterer Dampfentweichung angebracht habe. An unseren Exemplaren wurden sie entschieden zum Zwecke des Abhebens gebohrt, da diese entweder ganz rund sind, oder in eine solche Spitze endigen, an welcher sie nicht gefasst und emporgehoben werden können.

Drei Jaspisklingen und ein am oberen Ende sorgsam ausgekerbtes Jaspis-Schabemesser.

Zwei Silexstücke, welche in ihrer graulichweissen Farbe und ihrem unregelmässigen Bruch Feuerspuren zeigen.

Ein Wildschwein-Hauer von ungewöhnlicher Grösse.

Ganz am Grunde des Herdes zwei kleine geschmiedete Bronzegegenstände und zw. ein glatt gehämmerter Ring und ein an den Seiten rohrförmig zusammengebogenes Bronzeblättchen. *XIV. 81, 82.*

Der Herd befand sich kaum einen Schritt von der Grabstätte Nr. 8 entfernt, aber um cca 1 M. tiefer. Nach den gefundenen um vieles vollkommeneren Gefässen, und der geschmiedeten Bronze zu schliessen, ist

[1] Emil Rivière A. a. O. S. 188.

[2] Aus den Pfahlbauten bei Robenhausen im Berliner kön. Museum.

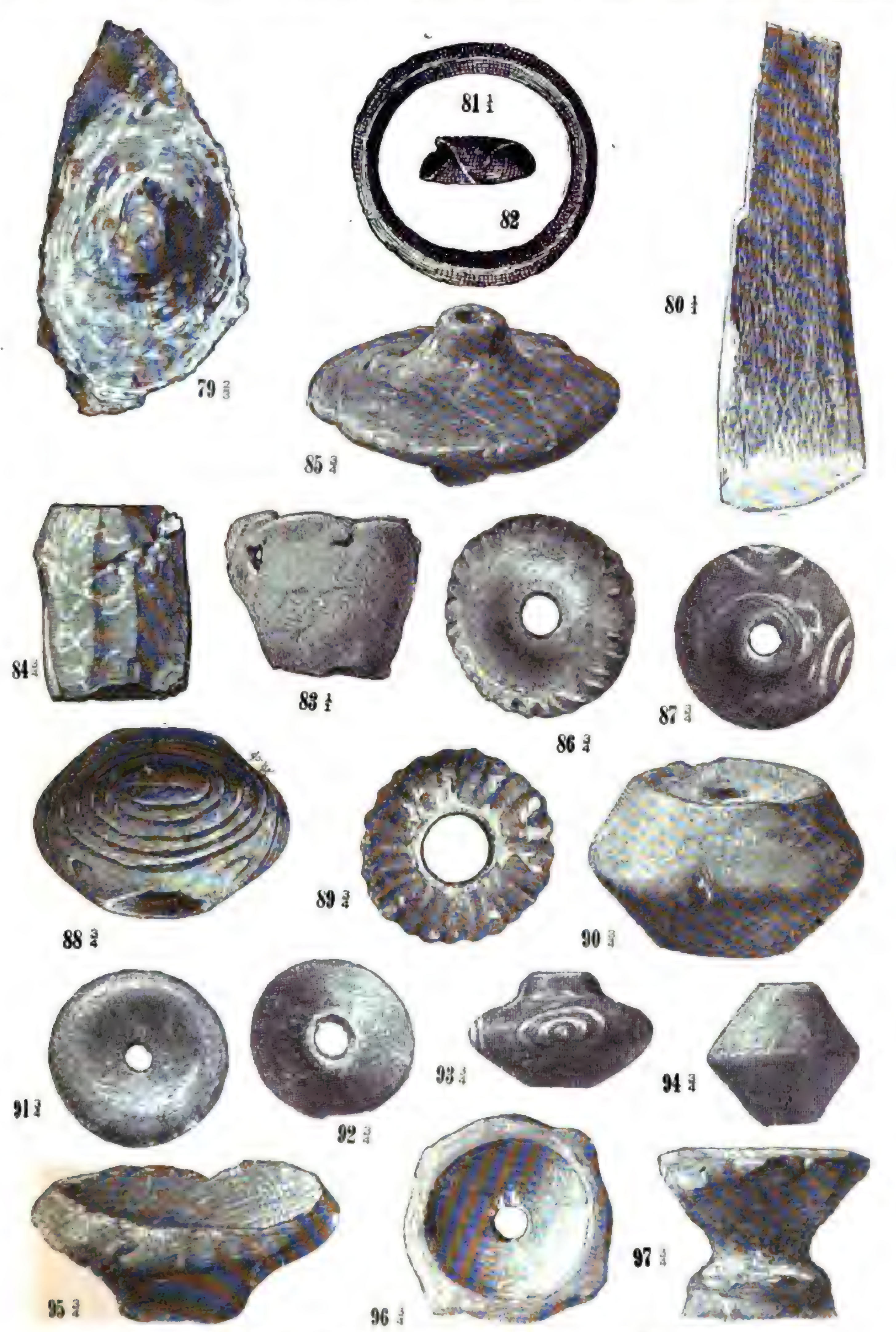
[3] Dr. Much's Privatsammlung in Wien.

[4] Im «Nordischen Museum» in Kopenhagen.

[5] E. Rivière «Découverte d'un squelette humain de l'époque paleolitique dans les cavernes dites Grottes de Menton.»

TAFEL XIV.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Theil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



79. Roh ausgehauenes Steinbeil. — 80. Glättinstrument aus Bein. — 81. 82. Bronzegegenstände. — 83. Thongefäss. — 84. Nucleus. — 85—97. Wirteln.

anzunehmen, dass der grosse Herd zufällig in die Nähe jener älteren Gräber geraten sein dürfte; man constatirte zwar mehrfach Todten-Herde neben den Begräbnissplätzen, doch sind diese wesentlich verschieden von den viel grösseren und besser ausgestatteten Kochherden.

Nr. 10. Um die Ausdehnung des Grabfeldes bestimmen zu können, begannen wir einige Klafter weiter südlich von den gefundenen Gebeinen zu graben und fanden in dem Löss-Grunde unter der Humusschichte eine grössere, mit schwarzer Erde gefüllte Grube. Die von dem Löss-Grunde ganz verschiedene schwarze Erde zeigte zur Genüge die Grösse der Grube, die wir vollständig reinigten. In derselben wurden folgende Gegenstände gefunden:

Ein grosses, bauchiges, mit Fingereindrücken verziertes, gut gebranntes Gefäss und neben demselben Bruchstücke grosser, bauchiger getrockneter Gefässe.

Ein kleines 3·5 Cm. hohes 3 Cm. breites, gut gebranntes, schlecht geformtes Gefässchen, an dessen einer Seite nahe dem Rande ein flacher, nach dem Brennen durchlochter Ansatz den Henkel bildete. Der Rauminhalt ist so gering, dass es nur als Spielzeug dienen konnte. Diese nussgrossen, ordinären Gefässchen kommen häufig in den schweizerischen und ober-

XIV. 83. österreichischen Pfahlbauten, in den nördlichen Teilen Preussens, namentlich in Bielendorf vor; mehrere befinden sich im Breslauer Museum; am sonderbarsten erscheint es, dass sie auch in Dänemark und Schweden vorkommen, wo sonst Thongefässe aus dieser Epoche sehr selten sind; so besitzen auch die Museen von Kopenhagen und Göteburg einige Exemplare.

XIV. 84. Kleine, lichtgraue Silexnuclei, von welchen man an allen Seiten sehr schmale Späne abgesplittert hatte.

Ohne natürlichen Zusammenhang herumliegende menschliche Beinknochen, zwei Rippen und ein menschlicher Unterkiefer.

Ein grösseres, aus Bein gespaltenes und geschliffenes Messer. Derartige Messer fand ich auch im Göteborger Museum, durch Nordensköld aus Grönland acquirirt.

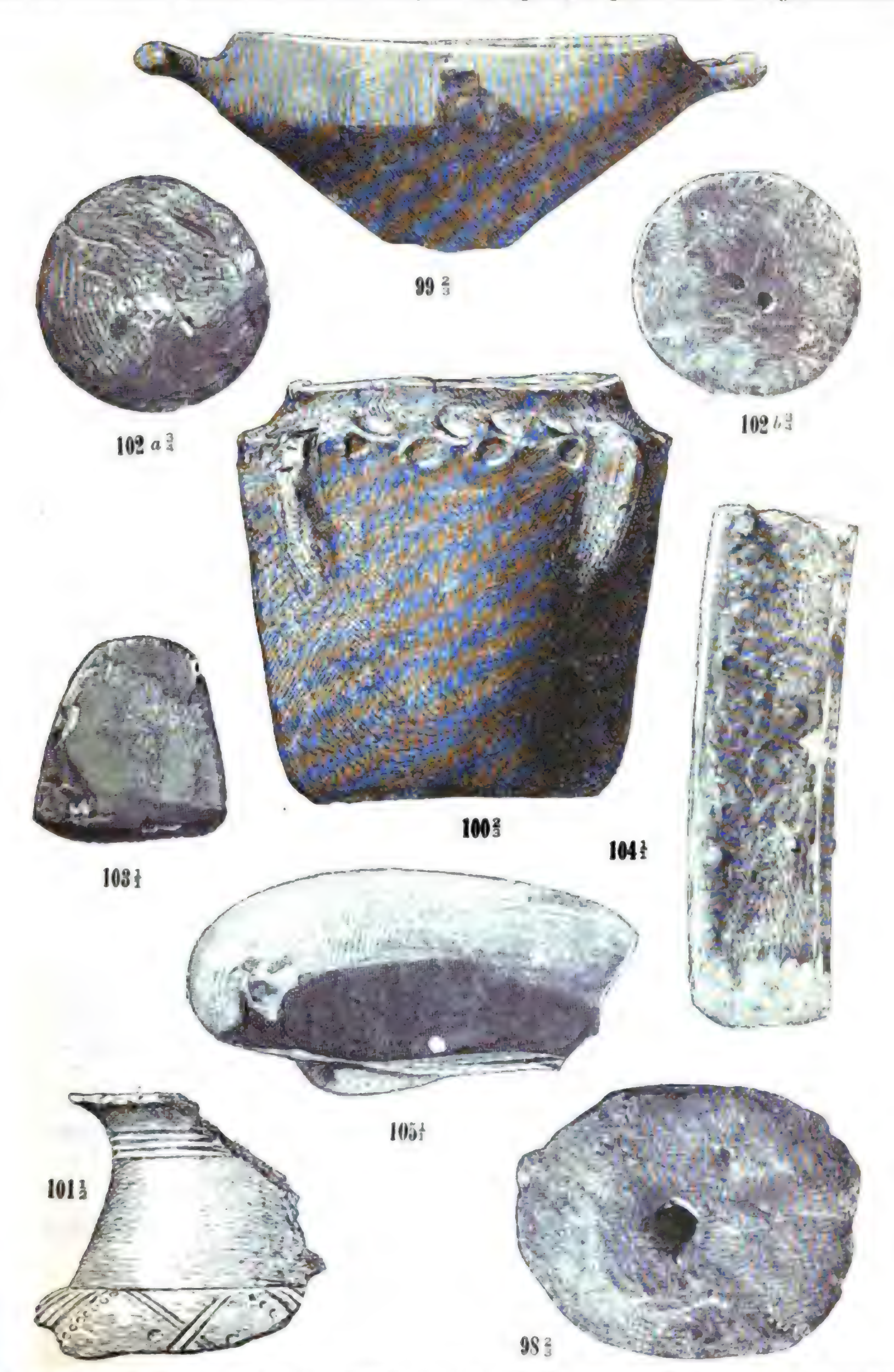
Ein rotgebranntes, grösseres Wirtl. Diese fehlen in den prähistorischen Ansiedlungen nirgends und sind in ihrer Form höchst verschieden. Den unserigen gleichgeformte und verzierte fand nicht nur Schliemann in den Ausgrabungen bei Hissarlik, sondern man traf sie auch im Kaukasus und Ural und in allen Urniederlassungen Europas.

Ihre Grössenverschiedenheit deutet darauf, dass sie jedenfalls zu

XIV. 85—97. verschiedenen Zwecken dienten. Mehrfach ist man der Meinung, dass sie auch als Beschwerer zur Bildung von Kleiderfalten, oder an Schnurenden befestigt als Knöpfe verwendet wurden, doch widerspricht dem der Umstand, dass sie neben den hiesigen unversehrten Gerippen nur ein einzigesmal bei Nr. 11 zu finden waren, daher auch keine Kleiderbe-

TAFEL XV.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Theil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



98. Netzbeschwerer aus Thon. — 99. 100. Thongefäss. — 101. Verzierter Gefässscherben. — 102. *a)* *b)* Beinknopf mit subcutaner Bohrung. — 103. Polierter Steinmeissel. — 104. Glättinstrument aus einer Rippe. — 105. Muschelschmuck.

standteile sein konnten. Auch ist auffallend, dass dieselben, obwohl häufig vorkommend, dennoch nirgends in genügender Menge beisammen gefunden wurden, um eine Schnur bilden zu können. Dies beweist, dass sie als Hals- oder sonstiger Schmuck in ganzen Perlschnüren nicht getragen wurden.

XV. 98. Ein grosser, schwerer, vielleicht als Wurfstein verwendeter, gebrannter Thonblock, dessen Durchbohrung an beiden Seiten nach dem Brennen begonnen, aber nicht vollendet wurde.

Ein thönerner, schwarz gebrannter, flacher Gefäss-Tragring.

Einige grössere Arbeitssteine und zahlreiche, unten gekerbte, oben glatte Feuerbankstücke.

Die einzelnen Funde zeigen, dass wir es hier weder mit einem unversehrten Feuerherde noch mit einer Grabstätte zu tun hatten sondern, dass die Stätte offenbar mehrfach durchwühlt worden war.

(Fortsetzung folgt.) MAURITIUS WOSINSKY.

ZUR NEUEREN GESCHICHTE DES HANDELS UND DER INDUSTRIE IN UNGARN.*

Auf Grundlage ungedruckter Acten versuchen wir es eine geschichtliche Skizze des Handels und der Industrie in Ungarn zu entwerfen, wie sie sich zur Zeit Maria Theresia's, beeinflusst durch das Verhältniss zu den benachbarten Erbländern,** gestalteten. Nach den officiellen Zeugnissen sollen einerseits die Ansichten der Wiener Commerzbehörden über diesen Gegenstand, und anderseits die Stellungnahme der ungarischen Hofkanzlei und Hofkammer hiezu gekennzeichnet werden. Man wird daraus ersehen, dass unsere vaterländischen Behörden voll Eifer und Verständniss für Gewährung der Handelsfreiheit eintraten.

Die Schwierigkeit des Gegenstandes wird es erklären, wenn es uns nicht gelungen, denselben, unseren eigenen Wünschen entsprechend, in genügender Weise darzustellen. Wir beabsichtigten aber auch nur einen Beitrag und keine erschöpfende Geschichte des Handels und der Industrie in Ungarn zu liefern.

Für die in liberalster Weise gestattete Benützung der hier verwendeten Quellen, die teils dem ungarischen Staats-Archive, teils den verschiede-

* Nach ungedruckten Quellen.

** Nach dem damaligen Sprachgebrauche verstehen wir darunter die österreichischen und böhmischen Länder.

nen Wiener Archiven entnommen sind, sagen wir den Vorständen derselben wie auch den Herren Beamten unseren wärmsten Dank.

***

Von jeher haben Fremde wie Einheimische den Reichtum gerühmt, mit dem Ungarn von Natur aus bedacht sei. Mit Staunen erzählten Alle von dem daselbst herrschenden Ueberfluss an Tieren, Früchten, Weinen und edlen Metallen.

«Es soll» — heisst es z. B. in etwas drastischer Weise in einer Denkschrift aus dem Jahre 1753 — «die gütige Natur diesem Königreich Ungarn so viel unterirdische Schätze mitgeteilt haben, dass manchmal in dem Umpflügen der Aecker mit der Pflugschar ganze Stücke gediegenen Goldes aufgeworfen oder gar an den Weinstöcken güldene Trauben gefunden werden.» [1]

In keinem Verhältnisse zu diesem natürlichen Reichtum stand aber die Verwertung desselben durch den Handel. Wiederholt wurde den Ungarn der Vorwurf gemacht, dass sie mehr «dem Kriege als der Kaufmannschaft obzuliegen Belieben tragen.» [2] Allerdings, so lange das Land gegen die Türken verteidigt werden musste, oder aber innere Parteikämpfe dasselbe in ein fortwährendes Waffenlager verwandelten, ist nicht viel von besonderer Vorliebe oder Vorsorge für Handel und Industrie zu merken. Doch wäre es irrtümlich behaupten zu wollen, dass den ungarischen Ständen das Verständniss hiefür auch in neuerer Zeit gemangelt habe.[3] Gerade seit Maria Theresia's Regierung bemerken wir das lebhafteste Bestreben, dem Handel grössere Erweiterung und Blüte zu verschaffen. Auf dem Reichstage von 1741 und 1751 baten die Stände, die Ausfuhr der Producte ins Ausland zu begünstigen. «Und man lebet» — so apostrophirt die ung. Hofkanzlei die Kaiserin — «dies treugehorsamsten Orts der schmeichelhaftesten Zuversicht, dass Ew. Majestät dem unermässlichen Maasse höchstdero grossmütigsten Wohltaten auch noch jene: dass nämlich das hungarische Commerz glücklicher und blühend werde, allergnädigst beyzulegen geruhen werden.» [4] Zugleich aber mehren sich die Klagen, dass Ungarn ohne Handel zu Grunde gehen müsse; und ganz direkt wird die Beschuldigung erhoben, dass die Wiener Regierung sich ausschliesslich von der Absicht leiten lasse, Ungarns Industrie zu unterdrücken, um dadurch die deutschen Erbländer zu berei-

[1] Memoire vom 10. März 1753. Reichs-Finanz-Archiv.

[2] Ibid.

[3] Ueber die Bestrebungen unter Carl III. (VI.) siehe: Horváth, Az ipar és kereskedés története p. 157. in: Kisebb történelmi munkák.

[4] Vortrag der ung. Hofkanzlei, Wien 17. März 1780. Reichs-Finanz-Archiv.

chern.[1] Diese Anklage hat sich bis auf unsere Tage erhalten; es scheint daher nötig, sie auf ihre innere Stichhältigkeit zu prüfen. Unleugbar bestand in Wien die Tendenz, Ungarns commercielle Entwicklung zu Gunsten der deutschen Erblande zurückzuhalten. Geschah dies aber aus Hass und Eifersucht gegen den ungarischen Nachbar, oder lagen dieser Absicht andere, weit wichtigere Momente zu Grunde? Wir besitzen von Seite der Wiener Staatsmänner Gutachten, die ihre Haltung erklären und diese in einem weit weniger gehässigen Lichte erscheinen lassen, als dies sonst der Fall sein würde. Gestützt auf den amtlichen Ausweis, dass von Ungarn im Vereine mit Siebenbürgen und dem Banat an Contribution und Auflagen kaum sieben Millionen, von den deutschen Erbländern aber gegen 22 Millionen Gulden in die Staatscasse fliessen, hatte 1768 der «Commercien-Hofrat» erklärt: «Wenn man der arithmetischen Proportion folgen wollte, so könnte auf die gesammte hungarische Lande nicht mehr als ohngefähr der zehnte oder zwölfte Teil von der in der ganzen Monarchie möglichen Industrie fallen.» [2] Dieser geringere Beitrag zu den Staatsausgaben wurde der Steuerfreiheit des ungarischen Adels und Clerus zugeschrieben, und daraus die Berechtigung zur Begünstigung des erbländischen Handels gegen Ungarn hergeleitet.[3] Die ungarische Hofkanzlei bestreitet dies Argument. Sie behauptet, dass der Adel, indem er von seinen Gütern zuerst die rohen Materialien nach Oesterreich verkauft und die aus denselben verfertigten Fabrikate wieder zurückkauft, zu den allgemeinen Auflagen der deutschen Erbländer und ausserdem zur Erhaltung vieler Tausend deutscher Einwohner beiträgt. Sie kann nicht einsehen, weshalb die Steuerfreiheit des Adels die Handhabe zur Benachteiligung desselben gegenüber dem erbländischen Adel bieten soll.[4] Noch weniger aber kann sie es

[1] In einem für Kaiser Josef und an seine Adresse gelangten Vortrag über die «Dreissigst-Verfassung in Hungarn bis auf den Zeitpunkt des 1. Dec. 1784», heisst es: «Wenn man sowohl die in dem Tarif von 1754 vorgeschriebenen Zollgebühren als auch die diesfällige nach der Zeit erlassene Normalien genau beurteilt, so siehet man deutlich, dass man gegen Hungarn folgende zwey Endzwecke auszuführen sich vorgesetzt habe: *a)* den hung. Handel von den deutschen Erbländern abhängig zu machen, *b)* zu verhindern, dass in Hungarn keine Fabriken entstehen.» Ungarisches Staats-Archiv. (Geheimes Palatinal-Archiv.)

[2] Vortrag des Commercienrates, Wien. 30. Juni 1768. Reichs-Finanz-Archiv.

[3] Aus eben dieser Rücksicht wollte man auch nicht 1774 die zwischen Ungarn, Siebenbürgen und dem Banate bestehenden Zölle aufheben, «da in den beyden erstern Ländern der Adel und der Clerus zu den allgemeinen Staats-Erfordernissen sehr wenig beyträgt und durch die Aufhebung dieser reciprocirlichen Zölle auch von jener Abgabs-Rubrik entlassen würde, wodurch er gleichwohlen einigermassen und zuweilen in das schuldige allgemeine Mitleiden gezogen worden und die unter einer andern Gestalt von demselben nicht leicht wiederum zu erhohlen.» Beiliegend dem Vortrage Kollowraths vom 16. Juni 1774. Reichs-Finanz-Archiv.

[4] Separatvotum der ung. Hofkanzlei vom 12. April 1781. Reichs-Finanz-Archiv.

fassen, dass deswegen der ungarische Bürger und Bauer, die doch nicht die Steuerfreiheit des Adels geniessen, höhere Zölle als ihre Standesgenossen in Oesterreich zahlen sollen.[1] Wie dem auch immer sei, in den Wiener Regierungskreisen bestand die Anschauung, dass die Steuerfreiheit des ungarischen Adels und Clerus es erwünschlich machen, den deutschen Ländern, die fast alle Lasten zu tragen haben,[2] die Vorteile des Handels zu sichern. «Weil in Hungarn» — erklärte 1775 der Commercien-Hofrat — «der Adel keine Contribution zahle, so sey dieses Königreich in Rücksicht auf die deutschen Erblande viel zu wenig belegt, und man müsse daher durch andere Auflagen und durch Hemmung des Handels und der Industrie die Sache ins Gleichgewicht zu setzen suchen.» [3] Und 1807 sagte Graf Kollowrath, der Minister des Innern: «So lange zwischen den Güterbesitzern in Hungarn und den übrigen Erbländern ein so grosser Unterschied bestehet, ist es unmöglich, die Hungarn in Commerz- und Zollwesen eben so wie die Deutschen zu begünstigen».[4]

Allein nicht immer beherrschten solche Ansichten die Wiener Regierung. Vor allem war es Josef II., der, wie in all seinen Handlungen von der Tendenz rascher Umgestaltungen geleitet, auch auf diesem Gebiete durch Aufhebung aller Zölle in seinen Staaten, Ungarn die weitgehendste Handelsfreiheit gewähren wollte — allerdings gegen Besteuerung des Grund und Bodens der privilegirten Classen.[5] 1781 trat Graf Carl Zinzendorf, der sich noch 1773 gegen jede Begünstigung geäussert, für Zollfreiheit zwischen Ungarn und Oesterreich ein.[6] Im Anfange dieses Jahrhunderts plaidirte er

«Wann er (der ung. Adel) nun überdies auch noch durch eine mit 4% höher bestimmende Consummo Dreissigst bey allem dem, was er aus der Fremde unentbährlich brauchet, mehr beytragen sollte als der Adel der teutschen Erbländer, so müsste notwendiger Weiss die Billanz vorausgehen, welche ausweisete, was der hungarische und teutsch-erbländische Adel in Proventen von seinen Gütern nach dem hung. und teutsch-erbl. Urbario und nach den beederseitigen Preisen der Erzeugnissen beziehe, und ob die Onera des teutsch-erbl. Adels in Vergleich mit seinen Proventen in jener Verhältnuss sich befinden, dass die Vortheile der Freyheit des hung. Adels dieselbe mit so viel übersteige als die mit 4% höher angetragene hung. Consummo Belegung ausmachen würde.»

[1] Separatvotum der ung. Hofkanzlei, Wien 12. April 1781. Reichs-Finanz-Archiv.

[2] Ueber diesen Punkt sagt der venetianische Gesandte Tron 1751: Si sentono poi certe voci sparse universalmente che il regno di Ungheria poco o nulla contribuisce alli pesi del principato, e che tutto cade sull' Austria, sulla Boemia, sulla Moravia et sugli altri stati ereditarii. Bei Arneth: Maria Theresia, Bd. IV. p. 524.

[3] Vortrag des Commerz-Hofrathes, 27. Dez. 1775. Reichs-Finanz-Archiv. Da heisst es noch ausdrücklich, dieser Grundsatz sei ein «althergebrachtes Principium.»

[4] Votum zum Vortrag des Palatins Erzh. Josef, 24. Mai 1807. Staats-Raths-Akten (Wiener St.-Archiv).

[5] Berzeviczy, Ungarns Industrie und Commerz p. 55.

[6] Protocoll der Commission in hung. und siebenbürgischen Tarifseinrichtungs-

neuerdings für die Anwendung liberalerer Grundsätze. Das Motiv zu dieser Aenderung seiner Anschauungen bildete jetzt die Erwägung, dass nur allein die Freigebung des Handels einen blühenden Zustand der Cultur bewirken könne; und dass dessen unmittelbare Folge die Beseitigung der Feudalrechte und Privilegien in Ungarn sein werde.* Wenn jedoch Zinzendorf derartige Ansichten noch immer mit einiger Reserve aussprach, so bekannte sich Staatsrat Graf Chorinsky ohne Rückhalt zu denselben. Schon aus politischen Rücksichten ist er für die Beseitigung jeder Ungleichheit zwischen Ungarn und den Erblanden. So lange diese bestehe, werden die Ungarn, «welche ohnedies den Gedanken am schwersten fassen, ein Teil, eine Provinz eines grössern Reiches zu seyn», sich nie als integrirende Mitglieder der Monarchie fühlen. Weiter hofft er, dass gerade durch die Freiheit des Handels jenes Argument hinfällig werde, weswegen man haupteächlich die Erbländer begünstige. Gleich Zinzendorf erwartet auch er vom freien Handel jene Höhe der Cultur, welche die privilegirten Stände Ungarns zum freiwilligen Entsagen der Steuerfreiheit nötigen werde.** «Ungarn» — so schliesst er seine Ausführungen — «muss dann dem Beispiel des übrigen Europas folgen, und der Adel selbst wird dankbar für die Wohltat, wieder in den ungehinderten Besitz der dem Lande von dem Schöpfer der Natur mit der freigebigsten Hand ausgespendeten Vorteile gesetzt zu sein, sein Interesse nicht ferner von jenem des Königs trennen, sondern vielmehr durch die aufgehobenen Beschränkungen bereichert, sich enger an den Tron anschmiegen, williger die Steuerpflicht mit dem Bürger und Bauer teilen, und das ganze Königreich würde, seiner Constitution unbeschadet, obwohl ein Ganzes für sich, doch als Teil eines noch grösseren Ganzen, des österreichischen Kaiserstaates, zu dem höheren Staatszwecke entsprechender hinwirken, wenn es in den deutschen Erbländern nicht mehr vorzüglich begün-

Angelegenheiten. 1781. Reichs-Finanz-Archiv. Zinzendorf, damals Gouverneur von Triest, sagt da, dass Aufhebung der Zölle für beide Teile von grossen Vorteilen sein würden, «nachdem die wechselseitige Handlung durch diese Zollfreyheit vergrössert, dadurch die Circulation des Geldes vermehrt, die Unterthanen bereichert, und aus diesem die Folge erwachsen würde, dass jenes, was den Gefällen durch Aufhebung dieser Zölle entginge, durch andere Wege den Finanzen wieder zufliessen müsste.»

* Vortrag des Palatins. 24. Mai 1807.

** Chorinsky sagt: «Ich bin weiter der festen Ueberzeugung, dass die Gewährung der ständischen Desiderien diese ungerechte Verteilung der Steuerlast am frühesten heben und das Land Ungarn bald zu der Einträglichkeit der teutschen Erbländer emporheben würde, denn bald müsste es sich auf diesem Wege zu einer ansehnlichen Höhe in der Cultur hinanschwingen, mit welcher das gegenwärtige noch in der ganzen Rohheit des Mittelalters bestehende Feudalsystem nicht länger bestehen könnte.» Zum Vortrage des Palatins vom 24. Mai 1807. Staats-Rats-Akten.

stigte, sondern ganz gleich gehaltene Schwester-Staaten erblicken wird».* Ebenso nachdrucksvoll trat dann einige Jahre später kein Geringerer als Erzherzog Rainer für volle Begünstigung des ungarischen Handels ein. Er, dem Franz in den inneren Angelegenheiten der Monarchie bedeutenden Einfluss gewährte, erblickte nach der Niederlage von 1809 in der Förderung des ungarischen Handelsgeistes eine Quelle zur Wiedererstarkung der stark geschädigten Kräfte. «Dieser Artikel» — sagt er in einer Zuschrift an Franz — «ist nun von grosser Wichtigkeit. Nun, da Oesterreichs Monarchie ganz vom Meere abgeschnitten, und daher dessen Handel einen empfindlichen Stoss erlitten hat, muss die Staatsverwaltung, ohne Rücksicht auf Begünstigung der einen oder andern Provinz, alle in ihrer Macht stehenden Mittel anwenden, um dem Handel wieder emporzuhelfen.» Als das wichtigste Mittel hiezu erscheint ihm die Beseitigung aller Hindernisse und die Aufhebung der Dreissigstämter an den Grenzen der deutschen Erblande. «Dadurch, wenn der Handel mit den so wichtigen Producten jenes Landes Freiheit erhält und sich, nach den Umständen, ohne Hemmung zu erleiden, den für ihn vorteilhaftesten Ausweg wählen kann, wird er zur vollkommenen Blüte gelangen und den Verlust der Meeresküste weniger empfindlich machen.» «Aber noch von einer anderen Seite betrachtet» — fährt Erzherzog Rainer fort — «ist die Aufhebung dieser Hindernisse wichtig, indem sie ein Mittel mit sein kann, um den Adel zur Beisteuer zu den öffentlichen Lasten zu vermögen.» Seiner Meinung nach dürfte man nur auf dem nächsten Landtage die Aufhebung der Zölle gegen das Zugeständniss bewilligen, dass der Adel als Entschädigung für die Finanzen jährlich eine bestimmte Summe zahle, die von den Ständen auf die einzelnen Comitate zu verteilen wäre. «Ich bin überzeugt» — lauten die Worte des Erzherzogs — «dass Alles diesen Vertrag mit Vergnügen eingehen und eine namhafte Summe dafür zu zahlen sich anheischig machen würde.» **

Wie man sieht, bildet die Steuerfreiheit der privilegirten Stände den Mittelpunkt aller Erwägungen. Die Einen wollen deswegen überhaupt nichts von Handelsfreiheit in Ungarn wissen, die Andern hingegen hoffen gerade auf diesem Wege die Vorrechte zu Fall zu bringen. Die Letzteren waren in der Minorität; und die Majorität führte ihre Grundsätze auch practisch durch. Ohne Zweifel waren es irrige Grundsätze; aber man darf nie übersehen, dass zu denselben unsere eigenen Zustände den ersten Anlass boten. Die Steuerfreiheit der privilegirten Stände war eben eine Klippe, die schwer zu umschiffen war, deren Umgehung mehr Geist, Einsicht und Mut erforderten, als in den Kreisen des «Commerzdirectoriums» und des «Commerzien-

* Zum Vortrage des Palatins vom 24. Mai 1807. Staats-Rats-Acten.

** Votum des Erzherzogs Rainer vom 31. Oct. 1809 über den Vortrag der ung. Hofkanzlei vom 24. Oct. 1809. Staats-Rats-Akten.

Hofrates» vorhanden war. Unter dem Druck der Irrtümer hat Ungarn gelitten und ist lange genug im Zustande der Armut und geringer Cultur festgehalten worden. Die Blüte dieser irrigen Grundsätze fällt hauptsächlich in die Zeit Maria Theresia's, unter deren Regierung zum ersten Male in auffallenderer Weise versucht wird, die Kräfte der Monarchie dem Staate dienstbar zu machen.

Maria Theresia's Vorgänger betrachteten Ungarn als das Absatzgebiet der deutschen Erbländer, wie es denn ausdrücklich heisst: «dass man zu allen Zeiten die Herbeybringung des hungarischen Commercii für das erste Principium angesehen, denen Erbländern aufzuhelfen.» [1] Merkwürdiger Weise traf man jedoch solche Massregeln, die das entgegengesetzte Resultat zur Folge hatten und die ungarischen Kaufleute von den österreichischen Märkten förmlich vertrieben. Teils um den Luxus mit fremden Waaren hintanzuhalten, teils um die erbländischen Fabriken zu fördern, hatte man 1726 die Mautabgaben erhöht und 1728 Verbote gegen die Einfuhr wollener Artikel aus dem Auslande erlassen. Die bei den verschiedenen Mauten zu erlegenden Gebühren waren so hoch, dass sie oft die Hälfte des eigentlichen Wertes der Waare überstiegen. «Wie sollte hernach» — heisst es in einer amtlichen Darlegung dieser Verhältnisse — «einem hungarischen Kaufmanne zugemutet werden, dergleichen hoch, ja jezuweilen doppelt verzollte Waaren aus denen Erblanden zu holen?» [2] Die inländischen Fabriken hingegen, erzeugten einige Sorten von Tuch entweder gar nicht, oder so schlecht, dass sie gar nicht zu gebrauchen waren. Schon 1732 klagten daher die Wiener, dass die ungarischen Kaufleute jährlich mehr als drei Millionen Gulden nach Sachsen tragen.[3] Unter Maria Theresia wurde die Klage noch dringender, «dass das Übel schon auf das Höchste gekommen und bey längerem Nachwarthen unheilbar werden dürfte.» [4]

Maria Theresia, die dem Handel grosse Aufmerksamkeit zuwandte,[5] setzte eine eigene «Hof-Commission» ein, die die vorhandenen Uebel erforschen und Mittel zu deren Beseitigung vorschlagen sollte. Es wurde der Antrag gestellt, die Verordnungen, welche den ungarischen Kaufmann von Wien vertrieben, zu beseitigen und wieder den Zustand herzustellen, der vor 1726 bestanden; kurz, es sollten die hohen Mäute und die strengen Verbote

[1] Vortrag, die Einleitung des hungarischen Commercii betreffend. Ohne Datum. Reichs-Finanz-Archiv.

[2] An die Commerchofcommission. Ohne Datum. Reichs-Finanz-Archiv.

[3] Referat, Wien 14. Oct. 1732. Archiv des Ministeriums des Innern in Wien. Hier verspricht auch die Regierung dafür zu sorgen, «dass die Hungarn und Siebenbürger wie vor Alters die hiesige auch andere Märkt in den Erblanden widerum zu frequentiren Ursach haben werden.»

[4] An die Commerzhofcommission. Ohne Datum. Reichs-Finanz-Archiv.

[5] Siehe hierüber Arneth, Maria Theresia, 9. Bd. 447.

abgestellt werden. Wie sich jedoch unter Maria Theresia in jeder Beziehung ein ganz neuer Zustand herausbildete, so beschränkte sie sich auch hier nicht auf die blosse Herstellung alter Verhältnisse. Die erschöpfte Lage des Staates liess es wünschenswert erscheinen, auch Ungarns Kräfte in grösserem Masstabe zu entwickeln. Mit Maria Theresia beginnt für Handel und Industrie Ungarns eine neue Periode. Allein, obwohl sie den besten Willen hatte, den ungarischen Handel zu fördern,[1] so erzielte sie doch die entgegengesetzte Wirkung. Denn auch ihre Verfügungen gehen zunächst davon aus, dass in erster Linie das Wohl der Erbländer berücksichtigt und diese in keinem Falle geschädigt werden. «Das Wohl des Staates erheischet» — lauten die Worte der Kaiserin — «dass die Anlegung deren Manufacturen in Hungarn nicht behindert, sondern dazu vielmehr beygewürket werde, wobey aber das vorzügliche Augenmerkt dahin zu richten ist, dass nur allein solche Fabricaturen in dem ernannten Königreiche angerichtet werden, welche Meinen teutschen Erblanden nicht schädlich sind oder seyn könnten, dahero dann jene Fabricaturen nach Hungarn geleithet werden müssen, mit deren Erzeigung man in den teutschen Erblanden auf die erforderliche Wohlfeiligkeit in denen Preisen nicht kommen kann oder deren Erforderniss so gross ist, dass zu solchen die Arbeiter in denen teutschen Erblanden ermangeln.»[2] Maria Theresia bezeichnete auch jene Artikel, deren Verfertigung sie in Ungarn wünschte, wie Segeltuch, Gespinst der Baumwolle zu Cattonfabriken, gestrickte baumwollene Strümpfe, Hauben, Pferdedecken und aus Baumwolle erzeugte Mäntel, dergleichen die Kroaten und Grenzer tragen.[3] Einige Monate später verlangte die Kaiserin ein Gutachten darüber, wie «dem Königreich Hungarn einiger Nuzen und Vortheil verschaffet werden könnte.»[4]

In Folge dieses Befehles legten die Mitglieder der betreffenden Commission ihre Voten vor. Alle sind einig darin, dass durch die Förderung der Industrie in Ungarn den deutschen Erbländern kein Schaden zugefügt werden dürfe.[5] Uebrigens weichen die Ansichten vielfach von einander ab.

[1] Vortrag der ung. Hofkanzlei 30. Juli 1779. Reichs-Finanz-Archiv — — «je bekannter es ist, dass es I. w. Majestät allerhöchste Intention wäre, den Handel in Hungarn in den blühendsten Stand zu setzen.»

[2] Maria Theresia an Graf Andler 28. Juni 1763. Reichs-Finanz-Archiv.

[3] ibid.

[4] Maria Theresia an Graf Andler 3. Aug. 1763. Reichs-Finanz-Archiv.

[5] Votum des Freiherrn von Reischach: «Es scheinet mir ein unwidersprechlicher Grundsatz zu seyn, dass bey Erhebung der Industrie in dem Königreich Hungarn allezeit das Augenmerk dahin gerichtet werden solle, dass dadurch denen teutschen Erblanden sowohl in Erhaltung ihrer Landes-Productorum in dem gehörigen Werth als Anbringung ihrer Fabricatorum in sothanem Königreich kein Abbruch geschehe.» Beiliegend dem Schreiben Maria Theresia's vom 3. Aug. 1763. Reichs-Finanz-Archiv.

Einige sind dafür, dass vor allem das Augenmerk auf Vermehrung der Bevölkerung zu richten sei. «Sollte» — sagte Doblhoff — «das Königreich Hungarn so glücklich seyn, dass es nach dem Beyspiel derer teutschen Erbländer ohne Benachtheiligung der Viehzucht nach und nach mehrers impopuliret würde, so kann es nicht fehlen, dass es in kurzen Jahren zu einem blühenden Wohlstand gelange.» [1] Nun sollen nicht blos Landleute auf den Gütern, sondern auch Professionisten und «Artisten» in den Städten angesiedelt werden, um die Industrie daselbst zu entwickeln. Die Concurrenz derselben wird nicht gefürchtet, denn «durch sothane Anzieglung wird denen teutschen Erblanden kein Abbruch geschehen, indem die Artefacta, so den Pracht betreffen und einigen Geschmack erfordern, in diesen Städten nicht aufkommen, sondern ferner aus der hiesigen (Wiener) Residenz-Stadt oder aus der Fremde werden genommen.» [2] Unter anderem sollen Viehzucht,[3] Weinbau, Webereien, Seidenbau, Tabak, Papiermühlen, Wollstoffe für die Tracht des gemeinen Mannes, Hutmacherei, Hanfleinwand gepflegt werden, kurz solche Artikel, die im Lande verfertigt werden können und wofür sonst viel Geld in die Fremde wandert. Doblhoff ist auch für Förderung des Handels ins Ausland.[4] Allein so lange es in Ungarn an guten Handelsstrassen fehle, sei nichts zu hoffen. Doblhoff plaidirt daher für Einsetzung eines eigenen «Commercial-Concessum» in Ungarn.[5] Von allen Mitgliedern der Commission äusserte sich nur Einer allein — er heisst Mygind — in entgegengesetztem Sinne. Ungarn — sagte er — fehlt es nicht an Reichtum, sondern an der gedeihlichen Verteilung desselben zwischen Bürger- und Bauerstand. So lange die Ursache davon nicht beseitigt ist, wird Ungarn «allezeit einem Körper ähnlich sehen, dessen einige Theile aufgeschwollen, andere aber u. z. die Haupt-Theile der Abzehrung unterworfen sind.» Seiner Ansicht nach beruhen der allgemeine Wohlstand, die grössere Macht und bessere Cultur dieses Landes auf einer anderen Grundlage als auf Handel und Industrie; deshalb könne er sich für Herstellung vieler Manufacturen in Ungarn nicht mehr begeistern als die ungarische Nation selbst.[6]

Maria Theresia's Beifall fanden die Vorschläge jener Räte, die, abweichend von Mygind, Handel und Industrie in Ungarn zu fördern wünschten. Ja, die Kaiserin bezeichnete selbst noch einige Artikel, die sie gleichfalls der

[1] Votum Doblhoff's. Beiliegend dem Schreiben Maria Theresia's vom 3. Aug. 1763. Reichs-Finanz-Archiv.

[2] Votum Reischach's.

[3] Votum Doblhoff's. «Wer immer die Laage von Hungarn kennet, wird ohnschwer begreiffen, dass die Vieh-Zucht sich noch mercklich verbreiten liesse.»

[4] ibid.

[5] Votum Doblhoff's.

[6] Votum Mygind's vom 8. Nov. 1763. Beiliegend dem Schreiben Maria Theresia's vom 3. August 1763. Reichs-Finanz-Archiv.

Aufmerksamkeit der Commission empfahl. Da sie jedoch voraussah, dass die Stände auf dem für das Jahr 1764 einzuberufenden Reichstage die Förderung des Handels betreiben werden, so beauftragte sie den Rat Degelmann nach den Vorschlägen der Commission ein Gutachten auszuarbeiten. Er sollte sich zu diesem Zwecke mit dem ungarischen Hofkanzler in Verbindung setzen, der ja am besten wissen müsse, wie die Sachen anzufassen wären, «um der ungarischen Nation eine Impression zu machen.» [1]

Dies war nicht so leicht; denn die Ungarn erwarteten grosse Vorteile von dem Absatz ihrer Erzeugnisse in den Erblanden, und wollten diese Art Handel gerne befördert sehen. Gerade von diesem Verlangen sollten aber die Stände abgebracht und überzeugt werden, dass dies für ihr Land von keinem wahren Nutzen sei. Nach Degelmann war derselbe in ganz anderen Unternehmungen zu suchen. Nach ihm bestanden die «wahren Principia» eines vorteilhaftesten Handels für Ungarn «in Vermehrung der eigenen Consumtion, in der Exportation ad extra und in Erhebung der Industrie.» [2] Allein, alle diese Beratungen hatten nicht den gewünschten Erfolg. Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der gesammten Monarchie hatte die massgebende Behörde die grössere Entwicklung der Manufacturen für verfrüht erklärt. «Ich erkenne zwar» — resolvirte darauf die Kaiserin — «die dermalige Nothwendigkeit, diejenigen Manufacturen in Hungarn so viel thunlich hindanzuhalten, welche der Aufnahme und dem Debit der teutschen erbländischen schädlich fallen können. Dahingegen aber bin Ich ebenso sehr von der ohnumgänglichen Nothwendigkeit überzeugt, dem Volke in Hungarn durch Verbreitung einer der teutsch erbländischen unschädlichen Industrie einen mehreren Nahrungs-Verdienst zuzuwenden.» [3] Wie diese Entscheidung für die ungarische Industrie nicht besonders günstig lautete, ebensowenig war eine andere geeignet, den Handel zu fördern. «Es wäre» — bestimmte die Kaiserin am 22. März 1765 — «keine Erleichterung denen hungarischen Productis oder Waaren zu gestatten, sondern Alles zu lassen, wie es vor dem Landtag wäre.» [4] Diese Verfügung ist erst recht zu verstehen, wenn man die Dreissigst-Verfassung ins Auge fasst, wie sie in Ungarn bestand.[5]

Bei Errichtung des Dreissigstgefälles daselbst, erhob man von jeder Waare, die nach oder aus Ungarn geführt wurde, den dreissigsten Teil des

[1] Maria Theresia an Graf Andler 27. Juni 1764. Reichs-Finanz-Archiv.

[2] Votum Degelmann's. Reichs-Finanz-Archiv.

[3] Resolution Maria Theresia's vom 1. Juni 1765. Reichs-Finanz-Archiv.

[4] Resolution vom 22. März 1765. ibid.

[5] Siehe hierüber auch: Berzeviczy, Ungarns Industrie und Commerz, (deutsche Ausgabe, 1802). 6. Capitel, Dreissigst-System. Ferner: Fechner, «Die handelspolit. Beziehungen Preussens zu Oesterreich» VI. Capitel: «Die Begründung des österr. Prohibitiv-Systems.»

Wertes derselben. Mit Beginn des XVII. Jahrhunderts wurde diese Abgabe mit einem halben Dreissigst vermehrt, woraus dann der 5%-ige Zollsatz entstand. Diese Anordnung erhielt sich bis 1754.

1754 wurde das ungarische Dreissigstgefälle zum erstenmale «commercialisch» eingerichtet. Es wurden nämlich die Zölle bei den aus Ungarn gehenden (essitirend) Waaren um 2%, bei den durch dieses Land ziehenden (transitirend) um 1% erleichtert. Dagegen aber belegte man alle *fremden* Artikel, die in Ungarn selbst verbraucht wurden, mit einem höheren Consummozoll, u. z. Waaren *ausländischen* Ursprungs mit 20%, solche, die aus den *Erblanden* kamen, mit 5%. Dabei blieb es jedoch nicht. Schon nach einiger Zeit — am 4. Januar 1755 — erhöhte der «Commerzien-Hofrat» den Zoll für ausländische Fabrikate auf 30%, während er für einige erbländische nur 3% betrug. Erhielt demnach der erbländische Kaufmann gegen den ausländischen im Handel mit Ungarn schon bei der ersten Einrichtung einen Vorteil von 15%, so stieg dieser bei der Erhöhung von 30% auf 25—27%.* Die natürlichste Folge dieses Vorganges war, dass der ungarische Handelsmann auf fremden Märkten nicht mehr kaufen konnte. Der Tarif von 1754 oder vielmehr dessen allmählig nachfolgende Zusätze erschwerten aber nicht nur den Einkauf in der Fremde; sie verhinderten auch die selbstständige Entwicklung der Manufacturen in Ungarn und deren Handel mit dem Auslande. Man hatte nämlich bei den Zollbestimmungen keinen Unterschied gemacht zwischen Luxusartikeln und den unbedingt nötigen Waaren. Beide Arten wurden mit 30% belegt. Der Zweck dieser Einrichtung wird offen eingestanden. «Dreyssig Percent» — sagt Commercienrat Degelmann — «auf ein primum materiale oder auf Fabrikenwerkzeuge würde noch befremdender scheinen, wenn man den angenommenen Grundsatz nicht wüsste, dass man in den ungarischen Landen keine Fabriken aufkommen lassen soll.» ** Kaufte jetzt z. B. der Ungar Farbwaaren auf einem deutschen Markte, so haftete darauf ausser dem erwähnten Zoll noch die deutsche Ausfuhrgebühr und der ungarische Consum mit 5%. Es zeigte sich auch sehr bald, dass die wenigen Artikel, die noch von einigen Meistern in Ungarn verfertigt wurden, mit den erbländischen Erzeugnissen, wegen dieser Besteuerungen, in Hinsicht des Preises nicht concurriren konnten. Damit waren aber die Hindernisse für den Absatz noch nicht erschöpft. Ein Beispiel wird dies am deutlichsten veranschaulichen. Man denke: Ein ungarischer Kaufmann bringt auf die Wiener Messe Tuch im Werte von fl. 1000; eine gleiche Quantität dieses Artikels verführt ein österreichischer Handelsmann nach Pressburg. Welche Zölle haben nun Beide zu

* Erinnerungen der ung. Hofkanzlei etc. 1779. Reichs-Finanz-Archiv.

** Maut-Verfügungen in den deutschen Erblanden gegen Hungarn. 27. Dez 1775. Reichs-Finanz-Archiv.

erlegen? Der Ungar hat 2% Essito, 10% Consum, im Ganzen fl. 120 zu zahlen; der Oesterreicher hingegen $^{5}/_{12}$% Essito und 3% Consumo, folglich nur 34 fl. 10 kr. Mithin hat also der ungarische Kaufmann bei einem ganz gleichen Handel um 85 fl. 50 kr. mehr zu bezahlen. Unter solchen Umständen konnte von einer Concurrenz keine Rede sein; tatsächlich sah man bald auf den ungarischen Märkten eine Menge von erbländischen Verschleissern, während die Wiener Messe fast von keinem ungarischen Fabrikanten besucht wurde.

Trotz der erwähnten Hindernisse erhielt sich anfangs doch der directe Handel, weil der Ankauf aus erster Hand noch immer mehr Vorteil brachte, als die hohen Zollsätze Schaden zufügten. Sobald man dies merkte, wurden Verfügungen getroffen, die dem directen Handel Ungarns mit dem Auslande den Todesstreich versetzten. Es wurden für die Hauptwaaren wie Kaffee, Cacao, Chocolade, Tücher etc. auf den grössten Märkten der deutschen Provinzen, Wien, Prag, Brünn, Graz und Laibach, sogenannte *Rückzolle* eingeführt. Waren nämlich für diese Artikel in den erwähnten Städten die Consumgebühren entrichtet worden, so erhielten diejenigen, welche jene Artikel nach Ungarn versendeten oder sie abnahmen, einen Teil der Zölle wieder zurück. In Folge dessen musste jetzt der Ungar auf den erbländischen Plätzen seine Einkäufe besorgen; es war ihm nicht mehr möglich, direct von Leipzig sein Lager zu beziehen, denn in diesem Falle hätte er, ohne Hoffnung auf Rückbezahlung, die ganze 30%-ige Gebühr erlegen müssen. Bald begnügte man sich auch nicht mehr mit dieser Anordnung; sondern es wurde ganz direct geboten, dass nur von Wien, Prag, Brünn, Troppau und Laibach aus fremde Waaren bezogen werden dürfen.

Nach all dem muss man gestehen, dass die Dreissigstverfassung von 1754 für Ungarn nicht von heilsamen Wirkungen war. Wenn sie Bevorzugung der deutsch-erbländischen Industrie gegen die fremde, und ferner Förderung des ungarischen Handels mit dem Auslande beabsichtigte, so wurde das Ziel nur nach der ersteren Richtung hin erreicht. Die ursprüngliche gute Tendenz wurde durch mannigfaltige Veränderungen gänzlich vereitelt. «Man darf nur» — sagt die ungarische Hofkanzlei — «den Verlauf deren ab anno 1754 nachgefolgten Abänderungen mit einem Blick durchsehen, so wird man sich überweisen, dass durch die bisherige Commercialregie lediglich auf die Emporbringung der deutsch-erbländischen Fabriken und Bereicherung der diesseitigen Negotianten getrachtet worden. Der zweyte Endzweck aber, nemlich die Emporbringung des hung. Handels und Aufmunterung der dasigen inländischen Industrie nicht nur nicht erfüllet, sondern vielmehr demselben gerade entgegen gearbeitet worden, fürwahr mit ein empfindsamen Schaden nicht nur der hungarischen Erbländer, sondern der ganzen Monarchie.» *

* Erinnerungen der Hofkanzlei 1779. Reichs-Finanz-Archiv.

In diesem Zustand befand sich Ungarns Handel, als, ganz einseitig, 1775 für die deutschen Erbländer eine neue Zollordnung erlassen wurde. Die vielfachen, nach einander erlassenen Verfügungen hatten den ungarischen Zolltarif von 1754 derart umgestaltet, dass er nicht mehr zu erkennen war. Eine Anordnung hatte die andere aufgehoben, so dass es 1775 keinen Beamten in Ungarn gab, der sich rühmen hätte können, alle seit 1754 erlassenen Zoll-Ordnungen zu kennen.[1] Auch für Ungarn wäre daher eine Regulirung der Zölle nötig gewesen. Vergeblich forderte die ungarische Hofkammer eine solche.[2]

Mit dem neuen Dreissigstsystem für die deutschen Erbländer hörte die Tätigkeit des bisherigen «Commerzien-Hofrates» auf. An seiner Stelle übernahm die «Ministerial-Banco-Deputation» die Leitung der erbländischen Handelsangelegenheiten.[3] Es zeigte sich jedoch sehr bald, dass diese Aenderung für Ungarn nichts Gutes bedeutete, «ja vielmehr, dass das hungarische Commercium aufs neue erschweret worden.»[4] Zwar wurden durch die neue Zollordnung die Rückzölle, da sie zur Benachteiligung der Gefälle führten und nur einige grosse Unternehmer bereicherten, aufgehoben.[5] Dadurch schien eine Besserung einzutreten: der ungarische Kaufmann wurde mit seinem Nachbar gleichgestellt und mithin von dem Zwang befreit, «ein Sklav des deutsch-erbländischen Handelsmanns zu seyn.»[6] Allein das war nur eine Täuschung. Man sorgte alsbald auf andere Weise für Aufrechterhaltung der bisherigen Abhängigkeit. Die nunmehr aufgehobenen «Rückzollsplätze» wurden in «Legstädte» verwandelt. Hier konnten die deutscherbländischen Kaufleute alle zum Transito bestimmten Waaren als Consummo erklären und alsdann per Essito nach Ungarn versenden. Sie hatten dadurch den Vorteil, die fremden Artikel, für die der Ungar 30% Zoll bezahlen musste, mit einem Aufschlag von nur 20% zu erhalten. Der Essitozoll, den

[1] Vortrag der ung. Hofkammer, Pressburg 27. Sept. 1775. Reichs-Finanz-Archiv.

[2] ibid.

[3] Erinnerungen der Hofkanzlei 1779. Reichs-Finanz-Archiv. Nach Arneth Bd. 9, p. 466 war es Josef, der den Antrag zur Beseitigung des seit 1762 amtirenden «Commerzien-Hofrates» machte.

[4] ibid.

[5] Der Commerzienrat Georg Freiherr v. Mannagetta sagt, die Gerechtigkeit erfordere, «dass der Hungar von dieser Privat-Contribution endlich einmal entlediget und das Transito-Commercium durch die deutschen Erblande mit einer durchaus gleichen Belegung der Willkühr und Speculation freygestellet wird, ohne ein ganzes Land und noch dazu zu Schaden des allerh. Ärarii an wenige hiesige nothgedrungene Monopolisten zu binden, welche nur in der billigen Maass an ihrem bis anhero gezogenen Gewinn verkürzet werden können, als selber einem andern k. k. Unterthan, für seine Mühe und Gefahr zu Theil werden.» Opinio des Mannagetta. Wien 28. Dez. 1775. Reichs-Finanz-Archiv.

[6] Grundzüge etc. Ung. Staats-Archiv.

sie bei der Ausfuhr nach Ungarn erlegten, betrug nur 25 kr. pro Cento. Diese Einrichtung machte den directen Handel zwischen Ungarn und dem Ausland vollends unmöglich, wie aus folgendem Beispiel zu ersehen.[1] Im Tarif von 1775 ist der Zoll vom Ctr. Zucker auf 20 fl. herabgesetzt; wollte ihn aber der ungarische Kaufmann direct beziehen, so musste er dafür, wegen der für Ungarn belassenen Gebühren, 25 fl. 36 kr. bezahlen. Aehnlich war es rücksichtlich des Kaffees.[2] Diese Massregeln äusserten aber auch in anderer Hinsicht ihre üblen Wirkungen. Sie vernichteten jede Möglichkeit, auf der sogenannten «Karolinenstrasse» einen lebhafteren Frachtenverkehr nach Fiume herzustellen.

Dieser Hafen, der früher unter Leitung der österreichischen Behörden stand, wurde 1776 wieder mit Ungarn vereint. Ein Gouverneur leitete die Geschäfte daselbst. Diese Aenderung erfolgte auf Anregung Josefs.[3] Wenn nun die Absicht gewesen, Fiume zu einem Hafen wie Triest zu machen, so hätte auch die Möglichkeit zu einem lebhafteren Verkehre gegeben werden müssen.

Indem aber auf alle Weise der directe Bezug fremder Waaren gehindert wurde, so konnte man auch nicht in Fiume aus erster Hand Zucker und Kaffee kaufen. Man führte wohl Waaren von Karlstadt nach diesem Hafen, aber keine von da zurück, wodurch natürlicher Weise sich der Frachtlohn verdoppelte und der ungarische Exporthandel aufhörte. Ein Bericht des Gouverneurs von Fiume bezeichnet geradezu die erhöhte ungarische Dreissigstgebühr als die einzige Ursache dieser Erscheinung.[4] Dieser Umstand bewog die Kaufleute, es zu unterlassen, ihre Waaren direct von Fiume nach Karlstadt zu senden. Sie kamen viel billiger weg, wenn sie den Umweg über Triest wählten. Von hier aus, wo sie den Consummozoll erlegten, verfrachteten sie die Waaren nach Laibach, Graz oder Wien. Hier bewarben sie sich dann um die zur Ausfuhr nötigen Essito-Bolleten und schickten die Artikel nach Ungarn. Natürlich musste dadurch sowohl Fiume als auch Karlstadt leiden. Die Fiumaner sagten, dass sie eine weit grössere Menge von Waaren und Producten von Karlstadt kommen lassen könnten, wenn sie der hohe Zoll nicht an der Rücksendung ihrer Artikel hindern würde. So zeigte es sich denn allenthalben, dass der grosse Unterschied in den Mautgebühren zwischen Ungarn und den Erblanden den ungarischen Handel niederdrücke und auch schwer auf der Entwicklung Fiume's laste.[5] Mit Recht hiess es daher, dass

[1] Erinnerungen der Hofkanzlei. 1779.
[2] Grundsätze etc.
[3] Arneth, Maria Theresia 9. Bd. p. 129. Am 21. Okt. 1776 übernahm Majláth als erster Gouverneur Fiume für Ungarn.
[4] Vortrag der ung. Hofkanzlei vom 30. Juli 1779. Reichs-Finanz-Archiv.
[5] Ibid.

der Speculation überall Schranken gesetzt, die Industrie nicht nur nicht ermuntert, sondern durch alle möglichen Mittel auch indirect unterdrückt werde.[1]

Kann es da Wunder nehmen, wenn die ungarische Hofkanzlei immer von Neuem auf Abstellung dieser, Industrie und Handel bedrückenden Fesseln dringt? Offen erklärt sie, dass alle gegen den Handel gerichteten Massregeln «die nicht ungegründete Mutmassung erwecken, als ob zu dessen Untergang und gänzlicher Unterdrückung vorsetzlich wäre gearbeitet und alle Kräfte angewendet worden.»[2] Ausschliesslich in diesen Verfügungen erblickt sie die Ursache der geringen Cultur und der wenigen Arbeitslust der Ungarn. Es ist nicht wahr, dass diese arbeitsscheu seien.[3] Wie sollte man sich denn mit der Pflege des Bodens, der Industrie und des Handels beschäftigen, wenn aller Tätigkeit die Aussicht auf Belohnung benommen sei? Wen kann es wundern, wenn die fruchtlos angewendete Bemühung einen Zustand der «Trägheit und Untätigkeit» erzeuge? Allein der geringste Schimmer von Hoffnung auf Erfolg habe sofort den Fleiss angeregt.[4] «Es ist weltbekannt» — sagt die Hofkanzlei — «dass Ungarn in der ganzen Monarchie das fruchtbarste Land sey, dass dessen Himmelsstrich der mildeste, zudem der Geist der Inwohner sehr aufgeweckt sey; was ist also erforderlich, um das Land im höchsten Grade blühend zu machen, als die Gelegenheit des Handels und die Ermunterung der Industrie zu verschaffen?»[5] Als Beweis dafür, wie rasch derartige Bemühungen von Erfolg begleitet sein würden, konnte angeführt werden, dass ungeachtet aller Hindernisse die Cultur in Ungarn seit den letzten 40 Jahren Fortschritte gemacht, die Landesproducte sich verbessert, der Wert der Güter gestiegen, und die Bevölkerung selbst sich vermehrt habe.[6] Seit 1723 hatte sich die Einwohnerzahl

[1] Grundsätze etc. Budapester Staats-Archiv.

[2] Vortrag der ung. Hofkanzlei 17. März 1780. Reichs-Finanz-Archiv.

[3] Ibid. «Man will zwar fast durch die ganze Welt jene Meinung verbreitet wissen, dass die hungarische Nazion weniger arbeitsam sey und auf ihre Wirthschafts-Gegenstände jenen vorzüglichen Fleiss, mit welchem andere auf ihre Vortheile mehr aufmerksame Völker die ihrigen betreiben, nicht verwende.»

[4] Vortrag der ung. Hofkanzlei vom 17. März 1780. «Kaum erblickte man zur ein- und andern Zeit günstigere Aussichten für den Verschleiss der Erd- und Naturerzeugnissen, als sogleich auf dem Felde der Fleiss verdoplet wurde.» — Auch der venetianische Gesandte bemerkt, die Ungarn seien nachlässig, «weil sie ihre Produkte nicht zu verwerten im Stande sind.» Arneth, Bd. 4, p. 78.

[5] Erinnerungen der ung. Hofkanzlei 1779. Reichs-Finanz-Archiv. — Siehe hierüber auch Graf Johann Szapáry's Schrift: «Der unthätige Reichthum Hungarns wie zu gebrauchen.» Nürnberg 1784.

[6] Vortrag vom 15. Jänner 1785. Der Verfasser ist nicht genannt. Geheimes Palatinal-Archiv. Comitialia von 1811. (Budapester Staats-Archiv.) «Dass aber ohngeachtet aller vorhergehenden Betrachtungen die Cultur und Industrie auch in Hungarn, für so gering man sie auch achtet, seit ohngefähr 40 Jahren ausserordentlich zuge-

in Ungarn allein um 2 Millionen Menschen vermehrt;[1] und seit 1761 betrugen — was ja für den erhöhten Wert der Güter zeugt — die Kameraleinkünfte um 2 Millionen Gulden mehr als vor dieser Zeit.[2] Welche reiche Hilfsquelle hätte erst Ungarn bieten können, wenn man dessen Entwicklung nicht gehemmt, sondern gefördert hätte! Es will Geld aus der Fremde ziehen: dies verlange ja auch das Interesse der gesammten Monarchie.[3] Aus diesem Grunde konnte die ung. Hofkanzlei nicht einsehen, von welchem Vorteile es für die deutschen Erbländer sei, wenn Ungarn in der «gegenwärtigen Untätigkeit» noch ferner verbleibe. Sie war vielmehr überzeugt, dass die Monarchie und deren einzelne Teile viel glücklicher sein würden, «wann Hungarn nicht nur so reich, wie dieselben, (nämlich die deutschen Erbländer), sondern noch reicher seyn sollte.»[4] Mit einiger Berechtigung konnte sie darauf verweisen, dass alle bisherigen einseitigen Bemühungen im Interesse der deutschen Provinzen nicht das gewünschte Resultat erzielt hatten. Selbst die österreichische Tuchfabrikation, auf die man die meiste Sorgfalt verwendete, entsprach weder in Hinsicht der Qualität noch der Quantität. 1779 musste sich die Armeeverwaltung zum Antrage entschliessen, für 2 Millionen Gulden Tuch im Auslande zu bestellen.[5]

Wenn nun die ungarischen Behörden dieser entschiedenen Bevorzugung des Nachbars den Krieg erklären, so darf man wohl fragen, worin bestanden eigentlich ihre Forderungen. Die ungarische Hofkanzlei, die hier als Dolmetsch der Wünsche des Landes angesehen werden darf, erklärte von vorneherein, dass sie keinesfalls eine Begünstigung Ungarns auf Kosten der benachbarten Erbländer verlange; noch weniger, dass diese in ihrem Handel Schaden erleiden sollen. Dafür aber forderte sie die Beseitigung des «schädlichen Handlungszwanges,» und «dass einem jeden Lande jene Vorteile unbenommen bleiben, die demselben die Vorsicht des Allerhöchsten und die wohltätige Natur zu seiner Selbsterhaltung, dann besserer Benützung seiner Producten und Emporbringung seiner Kunsterzeugnisse an

nommen hat, zeiget die Vermehrung und Verbesserung der Landesprodukten, der unglaublich gestiegene Wert der Güter selbst.»

[1] «Läge die Schuld an der Constitution des Landes, so hätte selbes auch durch die kurze Zeitfrist, als es Ruhe hat, und jeder sein gesichertes Eigenthum freudig anerkennet, nicht so augenscheinlich an Bevölkerung, an Cultur und manchen Zweigen der Industrie, für welche der Ausweg nicht unmöglich gemacht wurde, zugenommen. In manchen Gegenden steigt die Bevölkerung so hoch, dass sie die Erde nicht mehr nähren kann, sondern Viele gezwungen sind, ihr Brod sich anderwärts zu verdienen.» Vortrag vom Januar 1785.

[2] Ibid.

[3] Erinnerungen der ung. Hofkanzlei 1779.

[4] Ibid.

[5] Erinnerungen der ung. Hofkanzlei 1779. Reichs-Finanz-Archiv.

Gemächlichkeiten, Kräften und Einsichten verliehen hat.[1] Sie wollte das Princip der Gleichberechtigung zwischen Ungarn und Oesterreich;[2] und demgemäss sollten die Zollsätze des erbländischen Tarifes von 1775 auch in Ungarn Geltung haben.[3] Ausserdem befürwortete sie die Instandhaltung der Karolinenstrasse, die von der Meeresküste gerade nach Ungarn geht, ohne die deutschen Provinzen zu berühren.[4] Die glänzendsten Folgen versprach sich die ung. Hofkanzlei von der Realisirung ihrer Wünsche. Vor allem sieht sie die Nation voll Zutrauen zu den leitenden Finanz- und Handelsbehörden; den Verkehr zwischen den Kaufleuten der benachbarten Länder vom besten Einvernehmen beseelt und in Folge dessen den Credit nach Innen und Aussen gehoben. Die Fabriken werden blühen; die Städte reicher werden. Der wachsende Handel wird die Schiffahrt auf den inländischen Flüssen und auf dem Meere fördern; jeder Fortschritt auf der See aber zugleich zur Bildung der Seemacht führen. Aber nicht nur Oesterreich und Ungarn mit Siebenbürgen und dem Banat werden diese glücklichen Wirkungen empfinden. Auch die Militärgrenze wird davon nicht unberührt bleiben.[5]

Fürwahr ein glänzendes Bild, das die ung. Hofkanzlei von der Zukunft entwirft. Die Verwirklichung auch nur eines Teiles ihrer Profezeiungen hätte der Regierung Ehre und Ruhm gesichert. Aber es blieb Alles beim Alten. Man behauptete fort, Ungarn ziehe bedeutende Summen aus den Erblanden und müsse deswegen die bisherige Zollpolitik aufrechterhalten, die allein das richtige Verhältniss wieder herstelle und das Geld zurückfliessen mache. Man wehrte sich fort gegen jede Aenderung, weil man besorgte, dass nach Aufhebung der Zölle die ungarische Industrie die Erbländer überschwemmen werde; aber man befürchtete auch, dass, nachdem alle hemmenden Schranken gefallen, die erbländischen Fabrikanten sich nach Ungarn ziehen würden, um dort, frei von Abgaben, mit grösserem Nutzen arbeiten zu können.[6]

Die Furcht vor gänzlicher Umwälzung der Geldcirculation und des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn liess die drückenden Anordnun-

[1] Erinnerungen 1779.

[2] Ibid. — — «dass die hung. und deutschen Erbländer gegen die fremden Staaten gleich, gegen einander aber reciproque behandelt werden sollen.»

[3] Ibid. Die ung. Hofkanzlei verwarf demgemäss jene Grundsätze, nach denen die Hofkammer und Ministerial-Banco-Deputation 1776 das ungarische Zollsystem reguliren wollten. Sie sagt, dass dadurch jenes Land in Untätigkeit versetzt würde, «welches in der Monarchie das grösste und vielleicht das einzige ist, aus welchem dieselbe annoch neue und grosse Kräften erwarten kann.»

[4] Ibid.

[5] Erinnerungen der ung. Hofkanzlei 1779. Reichs-Finanz-Archiv.

[6] Actenstück über die Frage der Zollaufhebung. 1781. Reichs-Finanz-Archiv.

gen noch ferner bestehen, die jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft vernichteten. Dafür aber bot sich ein Bild der Verwüstung, wie es dieses System fast auf jedem einzelnen Gebiete des Handels und der Industrie in Ungarn anrichtete.

Fast unglaublich klingt es heute, dass dem Weinhandel, der ja in Ungarn eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums bildet, die grössten Schwierigkeiten bereitet wurden. Und doch stand es damit 1780 derart, dass zu besorgen war, die ungarischen Weine werden «nach kurzer Zeit keinen andern Nutzen abwerfen, als dass sie blos ihren Erzeugern zum eigenen Consummo dienen.»[1] Man hatte eben alles unterlassen, was zu deren Betrieb nötig war. Sie hatten wohl früh die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen;[2] ja, der preussische Leibarzt Dr. Friedrich Hoffmann soll sie als das der Gesundheit zuträglichste Getränk bezeichnet haben.[3] Sehr gesucht war insbesondere der Tokajer, «weil heutiges Tages fast aller angränzenden Potentaten Tafeln, sonderlich aber der polnischen Magnaten mit solchem Tokajer Wein überflüssig wollen versehen sein.»[4] Kaum aber war Galizien Oesterreich einverleibt worden, als man sofort die ungarischen Weine mit hohen Zöllen belegte. Die Polen wollten diese nicht bezahlen, und mit Umgehung der ungarischen Weine gewöhnten sie sich an die französischen. Anstatt Tokajer tranken jetzt die vornehmen Polen Champagner und Burgunder.

Nicht minder schwer lasteten die hohen Zölle auf dem Verkehre mit Weinen minderer Gattung. Gewöhnlich kaufte der Händler ein Fass zu $2^1/_2$ Eimer Wein um fl. 10. Bis er es aber an Ort und Stelle nach Polen verfrachtete, musste er an Dreissigstgebühren allein 20 fl. bezahlen. Ausser den hohen Zöllen erschwerte die Manipulation bei den Mauten den Handel. Das Dreissigstamt hatte die Qualität der Weine zu bestimmen. Da nämlich die Ansage des Händlers nicht genügte, war es Aufgabe der Beamten die anlangenden Sendungen zu prüfen. Dadurch wurden die Parteien oft mehrere Tage lang mit Leuten und Pferden aufgehalten, was die Kosten neuerdings vermehrte. Keinen geringen Schaden verursachte auch das öftere Oeffnen

[1] Vortrag der ung. Hofkanzlei vom 17. März 1780. Reichs-Finanz-Archiv.

[2] Brief des Grafen Bentinck an Mr. Dominique Pallairet, Weinhändler im Haag. Wien, 4. Febr. 1750. Reichs-Finanz-Archiv. Il m'est venu ici une idée d'établir en Hollande le débit des vins de Hongrie. Il y en a quantité de sortes dont on n'a point d'idée ni de connoisance chez nous qui sont d'une qualité excellente et très-bien faisants, que les plus fins connoisseurs boiroient pour d'excellent Volnay, Beaune, Hermitage etc. etc. que je ne ferois pas scrupule de vendre pour tels si j'étois marchand de vin parceque ceux que je tromperois dans le nom y trouveroient leur compte pour leur bourse et pour leur santé.

[3] Brief Wilhelm Haselingers, Wien, 8. Mai 1749. Reichs-Finanz-Archiv.

[4] Mémoire vom 10. März 1753. Reichs-Finanz-Archiv.

der Fässer, indem dadurch auf dem weitern Wege die Weine verrauchten und sich in der Qualität verschlimmerten.[1] Besonders böse gestalteten sich diese Verhältnisse für Oberungarn, für welches Polen die einzige Abzugsquelle war. Schon hatte König Stanislaus auch seinerseits die Zölle auf ungarische Weine erhöht in der Absicht, dadurch die Einfuhr französischer Weine zu begünstigen. Gelangen diese Bestrebungen, dann war Oberungarn zur Armut verurteilt, da der Weinbau den Hauptenährungszweig dieses Landesstriches bildete.[2] Man veranschlagte den dadurch entstehenden Entgang jährlich auf 1 Million Gulden, »ein Verlust, welcher dem Königreich Hungarn und der ganzen Monarchie fast nicht mehr, auch mit Anspannung aller Kräften zu ersetzen sein wird.«[3] Bis 1751 bezog Schlesien aus der Oedenburger und benachbarten Gegend jährlich gegen 25,000 Eimer. Der Zollkrieg zwischen Oesterreich und Preussen vernichtete diesen Handel.[4] 1780 gingen dahin nur einige hundert Eimer. Ebenso erlitt auch die Ausfuhr von Weinen aus dem Pressburger Comitat bedeutenden Schaden. Die drückendste Massregel war aber folgende. In früheren Zeiten durfte der ungarische Wein zu Wasser über Haimburg, auch gegen was immer für eine Bezahlung, nicht verführt werden. 1775 wurde dann als Begünstigung festgesetzt, dass die ungarischen Weine bis Wolfstal zu Schiffe, und von da zu Lande versendet werden können, aber nur unter der Bedingung, dass der ungarische Händler seiner Ladung stets eine gleiche Anzahl von österreichischen Eimern Wein beifüge.[5] Wenn also ein Unternehmer 1000 Eimer ungarischen Weines ins Ausland versenden wollte, so war er gehalten, ein gleiches Quantum österreichischen Weines auszuführen. Dadurch wurde der ungarische Weinexport in den früheren Schranken erhalten. Denn der Fremde, der die österreichischen Weine nicht mochte und wegen der obwaltenden Schwierigkeiten den

[1] Vortrag der ung. Hofkammer, Pressburg, 4. August. 1775. Reichs-Finanz-Archiv.

[2] Bericht der ung. Hofkammer, Pressburg, 30. Nov. 1773. Reichs-Finanz-Archiv.

[3] Vortrag der ung. Hofkanzlei 17. März 1780.

[4] Fechner, Die handelspolitischen Beziehungen Preussens zu Oesterreich, p. 298.

[5] Patente vom 15. Juli und 19. Oct. 1775. Betreff des ung. Weinhandels sei hier noch Folgendes erwähnt: In frühern Zeiten erhoben die n. ö. Stände von den ungarischen Weinen durch eigene an den Grenzen aufgestellte Aemter einen Aufschlag, der in die ständische Casse floss. Wollte Jemand mehr als zwei Eimer nach den deutschen Erblanden einführen, so musste er zu diesem Behufe um einen Pass bei den Ständen ansuchen. Durch diese Einrichtung war es in der Gewalt der Stände, die Ein- und Ausfuhr der ungarischen Weine nach Belieben zu erschweren oder zu erleichtern. 1764 übernahm das Banco-Amt dieses Gefäll zur Verwaltung von den Ständen; damit entfiel das lästige Ansuchen um Pässe. Aber erst 1775 wurde der Zwang, Pässe zu verlangen, gesetzlich aufgehoben.

ungarischen nicht kaufen wollte, wandte sich an andere Staaten, die die Ausfuhr beförderten und nicht erschwerten.[1] Man begreift, dass mit Rücksicht auf diese Verhältnisse, die Hofkanzlei sich zum Organ der allgemeinen Stimmung in Ungarn machte und um Abhilfe bat. «Da nun» — heisst es in dem Vortrage derselben — «der Weinartikel im Königreich Hungarn einer deren vornehmsten und massgebigsten ist, so kann keineswegs in Zweifel gesetzet werden, dass wenn samentliche diesfalls fürwaltende und lediglich aus einem hergebrachten Vorurtheil entstehende Hindernisse und Beschwernisse aus dem Weeg geräumet würden, der bishero davon bezogene Nutzen, ohne dabey den deutschen Erblanden nur den mindesten Schaden zuzufügen, leichtlich verdoppelt und anstatt einer Million, so dermalen berechnet wird, wenigstens zwey Millionen Gulden fremdes Geld, welches sonst keine andere Provinz für ein ihriges Landesprodukten theilhaft werden kann, zum Besten der ganzen Monarchie ins Land gezogen werden könnten.»[2]

Wie man die Ausfuhr mit Weinen hinderte, ebenso störte man auch den Handel mit Knoppern. Eine vernünftige Staatsverwaltung hätte diesen Handelszweig mit allen Kräften fördern und beschützen müssen. Die Knoppern finden sich in Ungarn als rohes Naturprodukt in grosser Menge; das Sammeln derselben in den Wäldern wird für die bedürftigen Classen zu einer ergiebigen Quelle des Erwerbes. Aber um einesteils die Knoppern den österreichischen Lederfabrikanten zu einem billigen Preise zu verschaffen, anderseits sie den fremden Fabrikanten nicht zukommen zu lassen, wurde die Ausfuhr derselben verboten. Ungarn war daher genötigt, diese Frucht um einen billigen Preis an die Oesterreicher zu verkaufen, auch wenn man dafür vom Ausland das Doppelte hätte erlangen können. Die fremden Kaufleute aber wandten sich wegen Erhalt dieses unentbehrlichen Produktes nach der Levante «und mit betrübten Augen hat Hungarn zusehen müssen, dass selbes den Zufluss eines Geldes aus der Fremde verloren hat, den selbes leicht hätte erhalten können.»[3] Das Ausfuhrverbot aber hatte die Folge, dass viele Tausend Metzen unbenützt verfaulten. Die armen Leute verloren dadurch die Lust zum Sammeln und bald stellte sich Teuerung ein[4] — also gerade eine Erscheinung, die man doch vermeiden wollte.

Ebenso schädlich wirkten die Anordnungen rücksichtlich der Ausfuhr des ungarischen Viehes. «Die Viehzucht von allerley Gattung» — sagt die Hofkanzlei — «wäre für das Königreich Hungarn immer ein activer und ansehnlicher Handlungszweig, wenn nicht auch diesfalls öfters Hindernisse in Weg geleget würden.»[5] Stieg der Preis nur ein wenig, so drängten die

[1] Vortrag der Hofkanzlei vom 17. März 1780; und: Grundrisse.
[2] Vortrag der ung. Hofkanzlei 17. März 1780.
[3] Grundsätze etc.
[4] Ibid.
[5] Vortrag der ung. Hofkanzlei 17. März 1780. Reichs-Finanz-Archiv.

Wiener Fleischhauer sofort auf ein Viehausfuhrverbot, «um die für die Stadt Wien festgesetzte Fleischsatzung beyzubehalten.»[1] Die Möglichkeit, dass in jedem Momente ein derartiges Verbot erlassen werden konnte, machte alle Speculation unsicher. Jeden Augenblick mussten die ungarischen Handelsleute in Angst sein, den Viehaustrieb eingestellt zu sehen. Deswegen wollten aber auch die Fremden sich in keine weitere Verbindung mit den ungarischen Viehhändlern einlassen. Früher hatten Genua, Venedig und auch der päpstliche Staat ihren Vorrat aus Ungarn bezogen; da sie aber durch die plötzlich erlassenen Verbote oft in Verlegenheit gerieten, gaben sie den Handel mit Ungarn auf und suchten die Bedeckung ihrer Bedürfnisse dort, wo ihnen mehr Sicherheit geboten wurde.[2] Leicht begreiflich, dass solche Hemmnisse die Lust zur Pflege der Viehzucht rauben mussten und die ungarische Hofkanzlei konnte mit Recht sagen: «Wenn dahero der Viehhandel solchergestalt nicht auf einen festeren und sichern Fuss gesetzet wird, so ist nicht ohne Grund zu befürchten, dass — — — in Zukunft aller Fleiss und Eifer zu einer mehreren Viehzucht gänzlich erlösche.»[3]

Wenn Ungarn, Siebenbürgen und das Banat auch von Natur aus mit reichen Mitteln gesegnet waren, so hatte doch die Handelspolitik, wie wir sie geschildert, einen Zustand der Verarmung erzeugt.[4] In Ungarn ertönte die Klage, wie «man fast täglich sehen kann, dass weder die Familien emporsteigen und in ihren Reichthümern zunehmen, noch die Handelsleute sich vieler Habseeligkeiten rühmen können, wohl aber, dass die ersteren zu Grunde gehen und die letzteren abwirtschaften und Falimenter machen.»[5]

Und in Siebenbürgen hiess es, die nächste Folge des bisherigen Systemes sei, «dass die Cultur und Industrie ersticket, die Circulation des Geldes gestockt, die Naturerzeugnisse ausser allen Verhältnissen des Werthes gesetzet, das Land von der Baarschaft entblösset werden und endlichen in den gänzlichen Verfall gerathen müsse.»[6]

Dahin hatte es jenes System gebracht, das von der Ansicht ausging, nur allein die hohen Zölle können die deutschen Erbländer zum Sitze von Kunst und Industrie und Handel und — Ungarn zum Absatzgebiet derselben machen. Die traurigen Folgen dieser Regierungsmethode offenbarten sich

[1] Vortrag der ung. Hofkanzlei 17. März 1780. Finanz-Reichs-Archiv.

[2] Ibid.

[3] Ibid.

[4] Vortrag der ung. Hofkanzlei 17. März 1780. — — «dass all mögliche Natur- und Erderzeugnissen in grossen Ueberfluss vorhanden sind, jedermann aber die betrübtesten Klagen mit Grunde vorbringet, dass nichts an Mann gebracht werden könne, nachdem auf allen Seiten die überspanten Zölle mit der dem allgemeinen Weesen widrigen Handlungs-Einrichtung im Weege stehen.»

[5] Ibid.

[6] Votum der siebenbürg. Hofkanzlei. Reichs-Finanz-Archiv.

jedoch in zu drastischer Weise, als dass man stets dagegen blind hätte bleiben können. Die Verarmung des Landes barg doch zu grosse Gefahren für die Finanzen der Monarchie in sich. Und gerade die Finanzbehörde war es, die deswegen auch den Stab über das bisherige System brach. Sie musste zuerst fühlen, dass es in Ungarn an baarem Gelde fehle; und ganz richtig erkannte sie als die Ursache davon den Abgang jeder Handelstätigkeit. «Da nun» — sagt sie — «die Zollsätze der Leitfaden des Commercii sind, so fliesset hieraus — — dass jene Grundsätze, auf welchen bishero das Dreissigstsystem beruhet, ihrem Endzweck, nämlich der Aufnahm des Commercii und der Industrie unmöglich zusagend seyn können, und dahero um diesen Theil der Monarchie in eine glücklichere und der allgemeinen Wohlfahrt des Staates angemessene Lage zu setzen, die Einführung einer neuen Zollverfassung unumgänglich nothwendig sey.» [1]

Maria Theresia, auf die die dringenden Vorstellungen der Hofkanzlei tiefen Eindruck gemacht,[2] hatte tatsächlich die Absicht, eine Umgestaltung der bestehenden Zustände herbeizuführen. Noch am 22. Mai 1780 ordnete sie eine «sorgfältige Berathung» über den Vortrag der ungarischen Hofkanzlei an; sie wollte Ungarn alle jene Vorteile sichern, die nur wie immer mit dem Interesse der ganzen Monarchie vereinbar seien.[3] Aber die Kaiserin erlebte nicht mehr den Zusammentritt dieser Commission. Erst unter Josef II. begannen die Beratungen über diesen wichtigen Gegenstand. Nach den Intentionen des neuen Herrschers geben sie auch Zeugniss von einer neuen Richtung, mit deren Charakteristik wir uns bei anderer Gelegenheit beschäftigen wollen.

EDUARD WERTHEIMER.

[1] Tarifs-Elaborat der Finanzstellen.

[2] Vortrag der ung. Hofkanzlei 17. März 1780. Reichs-Finanz-Archiv. «Mit Eröffnung der Ausweege für die hungarischen Naturalien wird die Industrie geschärfet, alle Gattungen der Natur- und Erderzeugnisse vermehret, diese leichtlich an Mann gebracht, dafür fremde Baarschaften oder Waaren, welche dermalen insgesammt für baares Geld zu stehen kommen, eingewechslet werden, zudeme wird man aus dem häufigen Zusammenfluss selbst der Erzeugnisse mit anderen in Concurrenz kommen und mit auswärtigen Völkerschaften, welche eine Aushilfe an Naturalien nöthig haben, näher bekannt werden, und diese selbst werden nach Verlauf einer kurzen Zeit aus eigenem Eifer auf die Art und Weise aufmerksam seyn, auf welche ein Handel mit Hungarn fest und auf das stärkste betrieben werden könne.»

[3] Handschreiben Maria Theresia's an die b. ö. Hofkanzlei, 22. Mai 1780. Reichs-Finanz-Archiv.

DER ENTWURF DES UNGARISCHEN ERBRECHTES.

Der in der Ueberschrift genannte von Dr. Teleszky verfasste Entwurf des ungarischen Erbrechtes wurde im Auftrag des kön. ung. Justizministeriums von Dr. Theodor Kern ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen mit dem Wunsche der Oeffentlichkeit übergeben, dass die Kritik auch des Auslandes sich in reger Weise an der Besprechung des Entwurfes beteiligen möge. Diesem löblichen Wunsche der ungarischen Justizverwaltung und der Aufforderung des geehrten Herrn Redacteurs Dr. Dárdai* entsprechend, gestatte ich mir, einzelne Bemerkungen über den in Rede stehenden Entwurf in diesen Blättern zu veröffentlichen. Die österreichischen Juristen dürfen sich, scheint mir, der literarischen Beurteilung und Förderung der ungarischen Codification schon wegen der Interessengemeinschaft nicht entschlagen, welche beide Reichshälften in Folge hundertjähriger geschichtlicher Entwicklung, staatsrechtlicher, wirtschaftlicher und dynastischer Bande aufs engste verbindet. Es ist bekannt, dass die vollständige Umgestaltung des älteren ungarischen Erbrechtes in Folge der Aufhebung der Aviticität und der totalen Umwälzung der staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse Ungarns, wie selbe in Folge der Ereignisse des Jahres 1848 eintrat, unabweisbar geboten war. Diese Notwendigkeit machte sich nach der Reactivirung der ungarischen Verfassung umso dringender geltend, als das österreichische Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch, welches in Ungarn mit dem kaiserlichen Patent vom 29. November 1852 eingeführt worden war, in Folge der Beschlüsse der Judex-Curial-Conferenz 1861 nach fast zehnjähriger Geltung wieder beseitigt wurde, — mit einziger Ausnahme jener allerdings sehr zahlreichen Bestimmungen, welche mit dem im Jahre 1855 in Ungarn eingeführten österreichischen Grundbuchsystem in Verbindung stehen und sich auf den Erwerb, die Aenderung und Aufhebung grundbücherlicher Rechte beziehen. Ob es nicht klüger gewesen wäre, das im Ganzen vorzügliche österreichische Gesetzbuch bis zur Erlassung einer neuen Codification in gewissen Modificationen in Geltung zu belassen, lassen wir dahingestellt. Der Einfluss grosser politischer Strömungen ist eben regelmässig mächtiger als die ruhige juristische Erwägung.

Seitdem — insbesondere seit dem Jahre 1867 — wurde an der Reform des in Ungarn geltenden Rechtes wacker gearbeitet. In kurzen Zeiträumen folgten die neue Civilprocess-Ordnung mit einem Anhange des Verlassenschaftsverfahrens, das Vormundschaftsgesetz, das Handelsgesetz, die Wechsel- und Concurs-Ordnung, das Strafgesetz, die neue Executions-Ord-

* Dieser Artikel erschien zuerst in der von Dr. Dárdai herausgegebenen vortrefflichen Fachzeitschrift *Jogtudományi Közlöny*.

nung — von anderen wichtigen, in das Privatrecht einschlagenden Gesetzen: wie jenem über die Expropriation, über das Wasserrecht etc. ganz abgesehen. Im Ganzen verdient die neuere ungarische Gesetzgebung die Anerkennung, dass sie in verhältnissmässig kurzer Zeit eine Reihe tüchtiger Gesetze geschaffen, beziehentlich bei der Reception und Accommodirung der ausländischen, insbesondere der österreichischen Legislation (wie des Handels- und Wechselgesetzes) mit unläugbarem Tact und grossem practischen Geschick das Richtige getroffen hat. Dies gilt beispielsweise namentlich von dem ungarischen Handelsgesetzbuch, sowohl was die Hinweglassung minder bewährter oder minder practischer Institute, als was die Einfügung neuer Gebilde (z. B. des Genossenschaftsrechtes etc.) und die Ergänzung des leider ziemlich lückenhaften deutsch-österreichischen Handelsgesetzbuches betrifft.

Langsamer schreitet begreiflicherweise die Codification des allgemeinen bürgerlichen Rechtes vorwärts. Das zögernde Tempo wird indess gerade hier gewiss der Sache selbst nur zum Vorteile dienen! Der Entwurf des allgemeinen Teils war schon 1871 fertiggestellt; derzeit ist — wie wir aus der Einleitung des Entwurfs ersehen — auch schon das Sachenrecht und das Obligationenrecht mit Motiven in Druck erschienen. Das Erbrecht liegt uns in der eingangs erwähnten deutschen Bearbeitung vor. Mit Recht hat die Justizverwaltung zunächst den letztgenannten Teil-Entwurf dem Parlamente abgesondert zur Beschlussfassung vorgelegt, da einerseits die Beendigung des ganzen Gesetzbuches noch Jahre in Anspruch nehmen dürfte, andererseits gerade auf diesem Gebiete sich in der Praxis »die Rechtsunsicherheit... am fühlbarsten geltend macht» (Einl. IV), — übrigens bei der selbstständigen Gestaltung des Erbrechtes trotz seiner unleugbaren Wechselbeziehungen zu anderen Teilen des Privatrechtes eine separate legislative Normirung keinem triftigen Bedenken begegnen kann. Auch in den österreichischen Ländern war ja in ähnlicher, aber noch beschränkter Weise das sogenannte Erbfolge-Patent vom Jahre 1786 der Vorläufer der späteren umfangreichen Codification des gesammten Privatrechtes.

Ziehen wir nun den vorliegenden Erbrechts Entwurf in Betracht, so können wir auch diesem legislativen Versuche trotz seiner Reformbedürftigkeit die Anerkennung nicht versagen, die wir vorhin im Allgemeinen ausgesprochen haben. Dass sich der Entwurf in vielen Beziehungen vorzugsweise dem österreichischen und sächsischen Gesetzbuche anschliesst und an der historischen Continuität des Rechtes tunlichst festhält, gereicht ihm nur zum Vorteil. Nicht selten geht derselbe aber seine eigenen Wege oder ergänzt oder modificirt das überkommene Rechtsmaterial in oft sehr beachtenswerter Weise, z. B. bei der Modificirung des Princips der Parentelen-Erbfolge, bei der Regelung des gesetzlichen Erbrechtes der Ehegatten, des Erbrechtes der unehelichen Kinder etc. Weniger gelungen scheinen mir die Bestimmungen über den Erbvertrag, über den Erwerb der Erbschaft, über die Haftung der

Erben, über die Regelung der gerichtlichen Erbslegitimation, — Fragen, über die ich meine Ansicht in meiner Monographie: «Erwerb der Erbschaft» (1867) ausgesprochen habe. Die systematische Anordnung des Stoffes weicht von jener des österreichischen und sächsischen bürgerlichen Gesetzbuches mehrfach ab. Für nicht unzweckmässig erachten wir, vom practischen Gesichtspunkte besehen, dass im Anschluss an den Mommsen'schen Entwurf nach Voraussendung der allgemeinen Bestimmungen (im zweiten Abschnitt) zunächst nicht die testamentarische, sondern die gesetzliche Erbfolge geregelt wird, worauf im dritten Abschnitt das Pflichtteilsrecht und erst im vierten Abschnitt die testamentarische und Vertragserbfolge normirt wird, da die Intestatsuccession erfahrungsmässig im wirklichen Leben die Regel bildet und da ferner das Pflichtteilsrecht die Schranken der Testirfreiheit des Erblassers in unüberschreitbarer Weise normirt.

Im Gegensatz zum bisherigen ungarischen und in Uebereinstimmung mit dem heutigen österreichischen, und wir dürfen wohl sagen: mit dem modernen Rechte, wird die gesetzliche Erbfolge ohne Rücksicht auf die Provenienz des Nachlassvermögens geordnet. Der derzeit in Ungarn geltende entgegengesetzte Grundsatz: «paterna paternis, materna maternis» war bekanntlich auch manchen deutschrechtlichen Rechtsquellen und insbesondere einzelnen älteren österreichischen Provinzialrechten (insbesondere Tirols) nicht fremd; aber schon Kaiser Karl VI. tadelt und verwirft mit Recht in den für mehrere innerösterreichische Länder erlassenen (meist conformen) Erbfolge-Patenten den zu ewigem Streit und kostspieligen Processen führenden erbrechtlichen Grundsatz: paterna paternis etc. Wir begreifen nur schwer, dass in Ungarn heute noch der in Oesterreich längst abgetane Streit um die Beibehaltung oder Beseitigung des Princips des Rückfallsrechts bei der Erbfolge der Ascendenten und Seitenverwandten eine Rolle spielt. Mit Recht betont die Einleitung, dass das Rückfallsrecht in jedem einzelnen Falle die Untersuchung des Ursprungs des Nachlassvermögens notwendig macht, was bei verzweigten Erbteilungen, bei der Anrechnung von gewissen Erbschaftsschulden, bei Veräusserungen, Umgestaltungen und Ameliorationen eine nie versiegende Quelle von Processen ist.

Mit grossem Interesse erfüllte uns die Regelung der Intestat-Erbfolge. Dass der Entwurf nicht zu den Grundsätzen des römischen Rechtes zurückkehrte, welche unseren Anschauungen widerstreben, bedarf keiner Erklärung. Auch die vermittelnde Stellung des sächsischen und des züricherischen B. G.-B., sowie der Uebergangs-Standpunkt des französischen Rechtes wurden mit Recht abgelehnt. Fraglich konnte wohl nur sein, wie sich der ungarische Entwurf zu dem im österreichischen A. B. G.-B. zur consequenten Durchführung gelangten System der Parentelen-Erbfolge stellen würde, demzufolge alle Verwandten, welche mit dem Erblasser den nächsten gemeinsamen Stammvater (Stammmutter) haben, eine Linie bilden und nach wel-

chem die nähere Linie die entferntere ausschliesst. Dass die Parentelen-Erbfolge nicht als die gemeine Erbfolge des deutschen Rechtes angesehen werden könne, welches letztere sich vielfach der Lineal-Gradual-Erbfolge anschmiegt, im Uebrigen aber die buntesten Verschiedenheiten aufweist, wird in neuerer Zeit immer mehr anerkannt. (So neuestens auch Stobbe, der der Wissenschaft leider zu früh entrissen wurde, und Pfaff-Hofmann.) Die Aufnahme des Princips der Parentelen-Erbfolge in das A. B. G.-B. hat, wie die neuesten rechtsgeschichtlichen Forschungen (vergl. bes. die von Harrasowsky edirten Vorarbeiten: Codex Theres., Horten's und Martini's Entwurf), keine historischen Grundlagen und Anknüpfungspunkte, sondern beruht vielmehr auf aprioristischer Deduction, — auf naturrechtlicher Ratiocination. Ein Blick auf die älteren österreichischen Particularrechte und auf Horten's Begründung (bei Harrasowsky IV. S. 248 Note) lässt hierüber nicht den geringsten Zweifel.

Dass nun die Parentelen-Erbfolge des österreichischen Rechtes mit ihrem durchgreifenden Repräsentations-System eine höchst einfache, klare, alle Fälle in unzweifelhafter Weise lösende Regelung der Erbfolge darbietet, bedarf keines Beweises, und die Erfahrung, welche der beste Prüfstein für die Richtigkeit von Rechtswahrheiten ist, stellt der Vorzüglichkeit dieses Systems das beste Zeugniss aus. Eine andere Frage ist es, ob es gerechtfertigt ist, das Intestat-Erbrecht bis auf die fünfte und sechste Linie — die Nachkommen der Eltern und Grosseltern, der Urgrosseltern des Erblassers — auszudehnen, in welchen Linien das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit unter den Seitenverwandten in der Regel gar nicht mehr vorhanden ist, und ob nicht in der vierten Linie ein Gradesvorzug der näheren Verwandten zur Anerkennung gelangen sollte. Durch die Streichung der fünften und sechsten Linie und die letztgedachte Verfügung würden die Haupteinwürfe behoben, welche gegen die Parentelen-Erbfolge des A. B. G.-B. erhoben wurden, nämlich die Schwierigkeit der Ermittlung der Verwandten in den entfernten Linien, zumal sich diese Verwandten in der Regel selbst wechselseitig nicht mehr kennen, sodann die übermässige, zu schwierigen Erbteilungen führende Zersplitterung (Pulverisirung) der Nachlassmasse.

Während nun der Mommsen'sche Entwurf die Parentelen-Erbfolge des österreich. Rechts rundweg acceptirt, nimmt der ungar. sche Entwurf eine Mittelstellung ein, welche sich im wirklichen Leben bewähren dürfte und welche dem Motiv der Verwandtenliebe genügend Rechnung trägt..

Von der Erwägung ausgehend, dass die Parentelen-Ordnung in den ersten drei Linien (Descendenten, Eltern und Grosseltern sammt deren Nachkommen) dem Gefühle der Intimität und Zusammengehörigkeit der Familienglieder vollkommen entspricht, während dieselbe Ordnung bei den entfernteren Verwandten (nämlich bis zu den Grosseltern der Urgrosseltern und deren Nachkommen) »nicht nur zu offenbar unbilligen unproportionirten Erbteilungen, sondern auch zu einer masslosen Zersplitterung des Nach-

lasses führen würde», vermittelt der Entwurf in der Weise, dass unter den Verwandten der ersten drei Linien die Erbfolge nach der reinen Parentelen-Erbfolge stattfinden, hingegen unter den Verwandten der entfernteren drei Linien die Gradesnähe den Vorzug geben solle. Die Sache verhält sich also im ungarischen Entwurfe anders als im züricherischen Gesetzbuch, nach welchem die Parentelen-Erbfolge innerhalb der vier zur Erbfolge zugelassenen Linien in der dritten und vierten Linie zu Gunsten der näher Verwandten modificirt ist, und auch anders als nach dem sächsischen B. G.-B., welches die Gradualordnung in allen Linien zur Durchführung bringt. Auf diese Weise glaubt der Entwurf die Vorzüge des österreichischen Gesetzbuches, insbesondere der einfachen und klaren Ordnung der Erbfolge zu verwerten, ohne in dessen Fehler: die übermässige Zersplitterung des Nachlasses in den entfernteren Linien zu verfallen. Und wir glauben, dass dieser Mittelweg — wenn auch nicht die bestmögliche —, so doch ein den Postulaten des wirklichen Lebens entsprechende Lösung dieser principiellen Frage bietet!

Sehr lobenswert finden wir die Aenderungen, welche der ungarische Entwurf gegenüber dem österreichischen bürgerlichen Rechte in Rücksicht des gesetzlichen Erbrechtes des überlebenden Ehegatten und der unehelichen Kinder getroffen hat. Denn es ist kein Zweifel, dass der überlebende Gatte durch die Bestimmungen der §§. 757—759 des A. B. G.-B. gegenüber den Ascendenten und Seitenverwandten des Erblassers viel zu ungünstig behandelt wird, ja dass selbst bei Vorhandensein von weniger als drei Kindern sein Genussteil recht stiefmütterlich beschnitten erscheint. Oder ist es etwa billig, dass der überlebende Ehegatte, der in zwanzig- und vierzigjähriger Ehe Freud und Leid mit dem Erblasser geteilt und ihm in wirtschaftlicher Beziehung aufopferungsvoll zur Seite gestanden, blos ein Viertteil des Nachlasses erhält, während irgend welche entfernte Verwandte der fünften oder sechsten Linie, welche von dem Erblasser nie etwas hörten und mit ihm etwa im zehnten Grade verwandt sind, drei Viertteile des Nachlasses empfangen? Wer denkt da nicht an die «lachenden Erben»?

Aber auch das bisherige ungarische Erbrecht des überlebenden Ehegatten war unannehmbar, weil — wie die Einleitung zu dem Entwurfe richtig hervorhebt — der Unterschied zwischen ererbtem und erworbenem Vermögen unhaltbar erscheint, weil es unbillig ist, der überlebenden Witwe namhaft grössere Erbrechte zu gewähren, als dem überlebenden Gatten, weil ferner die bisher übliche Teilung nicht nur wirtschaftlich nachteilig wirkt, sondern auch einen moralisch schädlichen Widerstreit der Interessen zwischen den verschwägerten Erben schafft. Der Entwurf stellt daher das Erbrecht des Ehegatten auf eine neue, breitere und gerechtere Basis: indem er demselben, wenn Kinder vorhanden sind, an einem je nach der Anzahl der Kinder (3, 2, 1) von einem Viertel bis zur Hälfte des Nachlasses sich

steigernden Teile des Nachlasses (1/4, 1/3, 1/2) den Nutzgenuss und ausserdem an dem Erbteile der eigenen Kinder bis zu deren Grossjährigkeit den Fruchtgenuss einräumt.* Beim Abgang von Descendenten und Zusammentreffen des Gatten mit Ascendenten und Seitenverwandten des Erblassers erhält dieser einen Erbteil zum Eigentum, und zwar unterscheidet der Entwurf nahe, entfernte und entfernteste Verwandte und bedenkt hienach im Geiste des geltenden ungarischen Rechts und im Anschluss an das italienische Gesetzbuch die überlebenden Gatten in billiger Weise. Es erhält nämlich der überlebende Ehegatte *a)* in Concurrenz mit den Eltern oder deren Abstämmlingen die Hälfte der Erbschaft, *b)* in Concurrenz mit den Grosseltern oder ihren Nachkommen zwei Dritteile des Nachlasses und ausserdem das Hausgeräte und die Einrichtung. (In Concurrenz mit dem Adoptirten oder dessen Abstämmlingen fällt die Erbschaft beiden Teilen je zur Hälfte zu). *c)* Sind keine der erwähnten Erben vorhanden, so erhält der überlebende Gatte die ganze Erbschaft. Hienach gebührt dem Letzteren ab intestato der Vorzug vor den Verwandten der vierten und der weiteren Parentelen. Dies ist nur zu billigen, und der ungarische Entwurf bezeichnet in dieser practisch wichtigen Frage einen grossen Vorzug vor dem gemeinen und dem österreichischen Recht.

Nicht minder lobenswert ist, dass im Entwurf (§§. 95 ff.) abweichend vom österreichischen bürgerlichen Rechte, dem überlebenden Ehegatten auch ein Pflichtteilsrecht gewährt wird und zwar in Concurrenz mit den Kindern des Verstorbenen der Nutzgenuss eines Viertteils (der Zusatz: »beziehungsweise des das gemeinschaftlich erworbene Vermögen übersteigenden Nachlasses« scheint mir nach dem oben Gesagten inconsequent und bedenklich), in Concurrenz mit der zweiten und dritten Parentel die Hälfte des gesetzlichen Erbteils, in Concurrenz mit den entfernteren Parentelen nur ein Dritteil des gesetzlichen Erbteils. (Warum in letzterem Falle nicht auch die Hälfte des Intestatteils? will uns nicht einleuchten.)

Ungerechtfertigt und unbillig ist es aber unseres Erachtens, dass das Pflichtteilsrecht, welches den Abkömmlingen, Eltern und dem überlebenden Ehegatten in zweckmässigem Ausmaass gewährt wird, den Grosseltern (abweichend vom österreichischen Recht) unbedingt versagt wird. Was die Motive pag. X zur Begründung dieser ethisch verwerflichen Bestimmung anführen, beruht auf einem juristischen Irrtum. Es heisst nämlich: »Da im Sinne der durch den Entwurf... acceptirten Parentelen-Ordnung die

* Nicht verständlich ist, warum im Falle der Gemeinschaft des während der Ehe erworbenen Vermögens der Nutzgenuss des §. 33 sich blos auf den entsprechenden Anteil des das gemeinschaftliche Vermögen übersteigenden Nachlasses beschränken soll. Denn die Hälfte dieses Vermögens gehört unbedingt in den Nachlass und die andere Hälfte ist selbst nicht Gegenstand der Einrechnung.

Geschwister des Erblassers den Grosseltern desselben vorangehen und nachdem der Pflichtteil auf dem gesetzlichen Erbfolgerecht beruht, so erforderte es die logische Consequenz, dass auch die Grosseltern keinen Pflichtteil erhalten.» Allein die logische Consequenz fordert nur, dass den Grosseltern dann kein Pflichtsrecht zuerkannt wird, wenn ihnen kein gesetzliches Erbrecht gebührt, also wenn Verwandte der zweiten Parentel (Eltern, Geschwister oder deren Nachkommen) vorhanden sind (vgl. §. 763 des österreichischen Gesetzbuches); aber eben diese logische Consequenz fordert, dass ihnen das Pflichtteilsrecht dann nicht versagt wird, wenn ihnen (bei Abgang von erbfähigen Verwandten der 1. und 2. Parentel) das gesetzliche Erbrecht gebühren, m. a. W. wenn für sie das Recht und die Ordnung der gesetzlichen Erbfolge eintreten würde. Ausserdem erhebt sich gegen jene harte, unserer Volksüberzeugung widerstrebende Bestimmung des Entwurfs sofort der Einwand, dass durch dieselbe die Reciprocität des Pflichtteilsrechtes verletzt werde. Zwar glauben die Motive diesen Einwand mit der Bemerkung zu beseitigen, dass die Grosseltern gewöhnlich mit innigerer Hingebung an den Enkeln, als diese an den Grosseltern hängen, und dass die Enkel das gesetzliche Erbrecht und in Folge dessen den Pflichtteil aus dem Grunde haben, weil sie bei dem grosselterlichen Nachlasse an die Stelle ihrer vorverstorbenen Eltern treten, während die Grosseltern nicht in die Rechte der Eltern treten. Allein die erstere Erwägung dient meines Erachtens viel mehr zur Begründung, als zur Versagung des Pflichtteilrechtes der Grosseltern; ja eher würde jenes Argument zur Begründung der Ausschliessung der Enkel vom Pflichtteil nach den Grosseltern benützt werden können. Was aber die Argumentation mit der Stellvertretung der Descendenten betrifft, so beruht dieselbe augenscheinlich auf der heutzutage als irrig anerkannten Auffassung des sogenannten Repräsentationsrechtes. Denn auch die entfernteren Descendenten erben aus eigenem Rechte, und nur soweit es sich um die Teilung des Nachlasses nach Stämmen handelt, ist der Gesichtspunkt der Repräsentation des Vorfahren durch dessen Abstämmlinge berechtigt. Und der ungarische Entwurf selbst geht (gleichwie — nach richtiger Auslegung — das österreichische A. B. G.-B.) von der ganz korrekten Auffassung des Repräsentationsrechtes aus, indem der §. 8 ausdrücklich bestimmt, dass im Falle der Erbunfähigkeit und Erbunwürdigkeit angenommen wird, dass der Unfähige oder Unwürdige vor dem Erblasser gestorben ist. Es wird also dem unfähigen (unwürdigen) Parens gar nicht deferirt und erben somit die Descendenten desselben aus eigenem Rechte.

In neuester Zeit ist für das Geltungsgebiet des österreichischen Civilrechtes den §§. 757, 758 G.-B. von illustrer Seite (Pfaff-Hofmann) der Sinn beigelegt worden, dass dem überlebenden Ehegatten beim Vorhandensein von Kindern nicht etwa (wie dies fast allgemein und mit Recht angenommen worden ist), ein blosses Nutzniessungsrecht an dem Viertelteil, beziehungsweise an dem bezüglichen Kopfteil (der Virilportion) des Nachlasses

des vorverstorbenen Ehegatten, sondern das — durch die gesetzliche (bedingte) fideicommissarische Substitution der im Momente des Ablebens des zweiten Gatten vorhandenen Kinder — beschränkte Eigentumsrecht an dem Viertteil, beziehungsweise an der Virilportion zustehe.

Zu dieser Auslegung führten die genannten Commentatoren zunächst — nicht etwa ein theoretisches Bedenken, sondern die angebliche practische Unmöglichkeit der herrschenden Auslegung des §. 757. Davon überzeuge uns die (angebliche) Künstlichkeit ihrer Resultate. Der Erblasser hinterlasse z. B. nebst dem Gatten sechs Kinder. Sofort wird eine zweifache Teilung nötig: jedes Kind erhalte ein Sechstel als Erbteil, aber es erhalte nur ein Siebentel zum sofortigen Genuss; der Gatte bekomme den Genuss von einem Siebentel. Wo aber existire dies Siebentel? Es gäbe nur sechs gleiche Erbteile, also stehe dem Gatten an jedem Sechstel Erbteil ein usus fructus zu ein Siebentel zu, also sechsmaliger usus fructus an je $^1/_{42}$ des Nachlasses. Jedes Kind habe plenum dominium an ein Siebentel und nuda proprietas an $^1/_{42}$ des Nachlasses; erst durch den Tod des Gatten consolidire sich letzteres. «Welche Künstelei von Anfang»! So Pfaff-Hofmann. Wenn die eben gedachten, aus der angeblichen practischen Unmöglichkeit der herrschenden Interpretation des §. 767 A. B. G.-B. entnommenen Erwägungen stichhaltig wären, würden sie offenbar ebenso gut gegen die unzweideutige Bestimmung des §. 33 des ungarischen Entwurfes sprechen, der zufolge dem Ehegatten beim Vorhandensein von Kindern nur der usus fructus an einem Viertel, Drittel oder der Hälfte des Nachlasses gebührt; denn der Unterschied zwischen §. 757 A. B. G.-B. und dem § 33 Entwurf ist eben nur ein quantitativer.

Indess halten wir die vorhin aufgeworfenen Bedenken gegen die «practische Unmöglichkeit» einer derartigen Bestimmung für ungerechtfertigt. Stutzig muss uns schon der Umstand machen, dass die fünfundsiebzigjährige Praxis des österreichischen A. B. G.-B., welche die herrschende Interpretation seit jeher geteilt hat, niemals zu Klagen über die «practische Unmöglichkeit» jener Bestimmung Anlass gefunden hat. Schreiber dieses war selbst längere Zeit in der Praxis und hat eine nette Anzahl von Verlassenschaften gerichtlich abgehandelt; allein ein Anstand ergab sich ihm in der obgedachten Richtung niemals! Und ebenso wenig ergibt sich ein Anstand, wenn ein solcher usus fructus letztwillig vermacht wird. Allerdings haben die oben genannten Commentatoren Recht, wenn sie behaupten, dass im obigen Falle im Grunde ein sechsmaliger usus fructus an je $^1/_{42}$ des Nachlasses platzgreife. Allein dies ist nichts Auffälliges und practisch Bedenkliches. Gewöhnlich erfolgt in der Praxis die Einantwortung des Nachlasses in der Form, dass den Kindern die Erbteile (hier 6) zugewiesen werden unter Vorbehalt des Nutzniessungsrechtes an einem Kopfteil (für des 7. Teiles) des Nachlasses; richtiger sollte gesagt werden: unter Vorbehalt des Nutzniessungsrechtes zu $^1/_7$ eines jeden Erbanteiles. Und in letzterem Sinne erfolgt auch

regelmässig die Einverleibung des Nutzgenusses in den öffentlichen Büchern. Practisch macht sich aber jener Vorbehalt des Nutzniessungsrechtes darum fast gar nicht fühlbar, weil der usus fructus meist in nicht sehr langer Zeit in Folge des Todes des überlebenden Ehegatten aufhört und das beschränkte Eigentum ipso facto consolidirt, beziehentlich darum, weil — wenn der eine Ehegatte in jüngeren Jahren stirbt — der überlebende (wirkliche) Parens als Vater oder Mitvormund der Kinder die Verwaltung des ganzen Nachlasses führt. Ganz richtig bemerken daher die citirten Commentatoren selbst, dass die Widersprüche (?) der anderen (unserer) Theorie im Leben weniger oder gar nicht zum Vorschein kommen, wenn der überlebende Parens (wie dies die Regel ist) der wirkliche Parens der miterbenden Kinder ist.

Nebenbei gesagt, halte ich die entgegengesetzte Auslegung des §. 757 A. B. G.-B. historisch und dogmatisch für unstichhaltig. Denn ganz abgesehen von der historischen Continuität, die denn doch keine blos äusserliche ist, sagt der Schlusssatz des §. 757 ausdrücklich: «das Eigentum daran (sc. an dem Erbteil, respective am Viertteil des Nachlasses) bleibt den Kindern.» Das Eigentum — gehört ihnen also («bleibt» ihnen) von Anfang an. Wenn die Gegner zu jenem Schlusssatze «hinzudenken»: (bleibt) vorbehalten, weil sonst das Gesetz gesagt hätte: «es gebührt, gehört»: so acceptiren wir das Zugeständniss, dass dies «hinzugedacht» wird. Gesagt ist es im Gesetze nicht, dass die Kinder das Eigentum an dem bezüglichen Teil erst nach dem Tode des anderen Ehegatten erhalten und ein zwingender Grund zu einem solchen, den Sinn des Gesetzes vollständig ändernden Zusatze liegt nicht vor. Denn wenn es im folgenden §. 758 A. B. G.-B. heisst: «Ist kein Kind .... vorhanden, so erhält der überlebende Ehegatte «das unbeschränkte Eigentum» auf den vierten Teil der Verlassenschaft», so ist daraus ein Schluss a contrario auf das «beschränkte Eigentum» des Ehegatten im Falle des §. 757 (welcher Schluss an sich schon bedenklich wäre) darum völlig ausgeschlossen, weil der leitende Gedanke des §. 758 — wie a die citirten Commentatoren S. 749, 750 selbst ganz richtig bemerken — vielmehr folgender ist: «Das Eigentum (des Ehegatten) ist zwar qualitativ unbeschränkt, quantitativ aber durch die Einrechnungen (etc. des Schlusssatzes desselben §. 758) eingeschränkt.» Die Worte «unbeschränktes Eigentum» haben daher nur auf den Schlussatz des §. 758, nicht aber auf den vorstehenden §. 757 Bezug.

In practischer Beziehung und de lege ferenda aber wäre meines Erachtens die Annahme einer gesetzlichen fideicommissarischen Substitution zu Gunsten der zur Zeit des Ablebens des zweiten Ehegatten vorhandenen erbfähigen Kinder in Rücksicht des dem Ehegatten eigentümlich zufallenden Teiles schon darum nicht empfehlenswert, weil alsdann die nochmalige Abhandlung des Fiduciavermögens unvermeidlich wäre.

Obgleich nun nach dem Wortlaut des §. 33 des ungarischen Entwur-

fes nicht wohl bezweifelt werden kann, dass der überlebende Ehegatte bei Concurrenz mit den Kindern des Erblassers nur den Nutzgenuss — und nicht etwa das fideicommissarisch beschränkte Eigentum — eines Quotienten des Nachlasses erhält, so dürfte es sich nichtsdestoweniger zur Vermeidung eventueller Controversen, wie selbe die Fassung des §. 757 des A. B. G.-B. hervorgerufen hat, dringend empfehlen, noch den Beisatz hinzuzufügen: «Das Eigentum daran gebührt stets den Kindern.»

PROF. DR. RANDA in Prag.

CHRISTENTUM UND ISLAM IM ORIENT.*

In der Jahressitzung der Ungarischen Geographischen Gesellschaft erstattete der Vicepräsident derselben, Professor Vámbéry, Bericht über die Tätigkeit auf dem Gebiete der Geographie im abgelaufenen Jahre 1887. Den grössten Teil dieses Berichtes bildet die Erörterung des Einflusses, den Christenthum und Islam im Orient ausüben, beziehungsweise der Frage, welche dieser beiden Religionen mehr civilisatorische Kraft für den Osten besitzt. In Folgendem teilen wir den in vieler Hinsicht hochinteressanten Vortrag des berühmten Orientalisten seinem ganzen Wortlaute nach mit:

Nach dem durch fachmännische Gründlichkeit sich auszeichnenden Vortrage, den unser Präsident im vergangenen Jahre über die geographischen Entdeckungen gehalten, wird es keine leichte Aufgabe sein, Ihre Aufmerksamkeit heute fesseln zu können. Glücklicherweise befasst sich unsere Gesellschaft nicht nur mit der Beschreibung der Erde, sondern auch mit den Bewohnern derselben und wenn unser gelehrter Präsident sich den ersten Teil auserkoren, bin ich noch immer in der angenehmen Lage, mir den zweiten zu wählen.

Gestatten Sie mir daher, dass ich auf die geographischen Tatsachen einen flüchtigen Blick werfe, um dann desto eingehender die ethnographischen Momente würdigen zu können. Drei Weltteile sind es, auf welchen sich im vergangenen Jahre geographische Tatsachen von gewisser Bedeutung zugetragen haben. In Australien hat Herr Theodor Bevan drei schiffbare Ströme entdeckt, und ein ausführlicher Bericht über diese Entdeckung liegt in der Oktober-Nummer der «Proceedings of the Royal Geographical Society» vor. Gleichfalls in Australien haben die Herren Hunter und Hartmann jene Gebirgskette, welche sich der südöstlichen Hälfte der Halbinsel

* Gelesen in der Jahresversammlung der Ungarischen Geographischen Gesellschaft am 26. Januar 1888.

entlang hinzieht, und von welcher der Berg Owen Stanley die höchste Spitze bildet, nach vielen bisher vergeblichen Versuchen glücklich bestiegen. Das vorläufige Resultat dieses hochtouristischen Kunststückes ist die Entdeckung eines weiten offenen Gebietes, wo sich die Weiterforschung viel leichter gestalten wird, als durch die dichtbewaldeten, zum Meer hinabgleitenden Abhänge. Australien ist im Allgemeinen der Erdteil, auf welchem die europäische Colonisation zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Im letzten Jahrzehnte hat die Bevölkerung sich zehnfach vergrössert und angesichts der in Amerika ins Stocken geratenen Einwanderung wird sie sich noch in grösserer Proportion vermehren.

In Afrika war die grosse Begebenheit des Jahres die von Herrn Stanley unternommene Befreiungsreise nach Wadelai, um den dort befindlichen Dr. Schnitzler aus einer mutmasslichen Verlegenheit zu retten. Eine Befreiungsreise, wo Niemand befreit werden will, ist allerdings ein sonderbares Unternehmen, doch der Weg den Kongo aufwärts, über die Stromschnellen des Aruwimi, ins Innere eines geographisch kaum gekannten Continents, muss jedenfalls reiche geographische Ausbeute bieten, und die Ungeduld auf die baldige Rückkehr des kühnen amerikanischen Forschers ist in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Nicht minder interessant ist die geographische Heldentat des Dr. Hans Mayer, der den höchsten Berggipfel des dunklen Erdteils, nämlich den 19,000 Fuss hohen Kilima-njaro, namentlich dessen Gipfel Kibo, glücklich erstiegen. Eine 150 Fuss hohe Gletscherwand war die Ursache, dass er nur den Kraterrand des Kibo erreichte, doch er war unter allen seinen Vorgängern am höchsten vorgedrungen und die Orographie Afrikas wird sich an seinem kühnen Wagestücke jedenfalls bereichern. In Afrika weilt zur Stunde auch ein Landsmann von uns, nämlich Graf S. Teleki, ein Sportsman von echtem Schrot und Korn, der sich die noch immer interessante Aufgabe gestellt, den dunklen Weltteil vom Osten nach dem Westen zu durchschreiten. Wir hoffen, dass es dem kühnen Jäger, der eben durch Dr. Mayer Privatnachrichten nach Europa geschickt hat, gelingen wird, durch Betretung unbekannter Pfade und Wege der Geographie Afrikas Dienste zu leisten; von ungarisch-nationalem Standpunkte wünschen wir dies sogar innigst, obwohl wir andererseits unser Bedauern nicht unterdrücken können, dass es eben ein Ungar ist, der unsere Gesellschaft ignorirt. Ungarische Forschung auf ungarischem Canale der wissenschaftlichen Welt zugeführt, würde ihm keinen Schaden, uns aber nur Nutzen bringen.

In Asien ist die geographische Ausbeute des vergangenen Jahres auch nicht viel reicher ausgefallen. In erster Reihe möchten wir die glückliche Vollendung des Ueberlandweges, den die Franzosen Bonvalot, Capus und Pepin von der russischen Provinz Fergana aus nach Kaschmir unternommen, erwähnen. Es war allerdings ein hartes Stück Arbeit, das hohe Plateau des Pamirs in seinem westlichen Ende mitten im Winter zu durchschreiten.

Die Franzosen hatten einen schweren Kampf mit den Elementen und mit der misstrauischen Bevölkerung zu bestehen, es gelang ihnen aber dennoch ihr Vorhaben zu Ende zu führen, und das Resultat ihres Wagestückes wird mehr der Geographie und Archäologie, als der Ethnographie zu Statten kommen. Weiter im Osten Centralasiens ist es die Reise des Herrn A. D. Carey, die unsere Aufmerksamkeit in vollem Maasse verdient. Dieser subalterne Beamte im anglo-indischen Staatsdienste wollte seinen Urlaub auf nützliche Weise verwenden und hat aus eigenem Antriebe und mit eigenen Mitteln die Reise von Klein-Tibet aus angetreten, um den urbaren Teil Ost-Turkestans entlang durch die Gobi-Steppe das nördliche Tibet zu durchforschen. Allerdings ist es ihm nur gelungen, bis zu dem Chorlu- und Thosu-See vorzudringen, doch die Irrfahrten dieses merkwürdigen und beherzten Mannes sind von ganz aussergewöhnlicher Wichtigkeit für die Geographie dieses nur wenig bekannten Teiles Inner-Asiens. Der von der Altum-Gebirgskette in südöstlicher Richtung bis zum Kuen-Lun und von da durch den Makaai und den Sirthang-District zurückgelegte Weg ist ein ganz neues Stück Arbeit, während die übrigen Teile der Forschungsreise die Entdeckungen Prshewalski's ergänzen, vielleicht auch corrigiren werden, wie von gewisser Seite angenommen wird. Der um die Wissenschaft geführte edle Wettkampf wird der Geographie nur Nutzen bringen; allerdings nur der Geographie, denn weder Carey, noch Prshewalski waren dermassen vorbereitet, um die äusserst wichtigen ethnographischen Probleme dieser Gegend lösen zu können. Last but not least muss ich mit Genugtuung und mit Freude des nützlichen alpinen Ausfluges erwähnen, den unser Mitglied M. Déchy in Begleitung des Herrn Douglas Freshfield, des Secretärs der englischen königl. geographischen Gesellschaft, in die Alpenregionen des Kaukasus unternommen. Trotzdem die Russen daselbst seit mehreren Jahrzehnten zuhause sind, ist die grossartige Gletscherwelt dieser Scheidewand zwischen Europa und Asien bisher nur noch wenig erforscht und wenig beschrieben worden. Und so wie es ein Ungar gewesen, der vor mehr als einem halben Jahrhundert zu den Ersten gehörte, die den Elbrus erklommen, so ist es jetzt wieder ein Ungar, der durch sein kühnes Unternehmen in die Dunkelheit der orographischen Verhältnisse dieser Gegend ein wohltuendes Licht bringt.

Dieses sind die hervorragenden Momente der geographischen Entdeckungen des verflossenen Jahres. Wenn ich nun die anfangs gemachten Versprechungen einlösend, Ihnen von den durch das Wirken der Geographie auf die ethnographischen Verhältnisse der Welt ausgeübten Veränderungen oder hervorgebrachten Cultureinflüsse berichten will, so muss ich in erster Reihe von Afrika sprechen, als von jenem Weltteile, der in dem letzten Jahrzehnte fortwährend auf der Tagesordnung steht, der von unseren Kaufleuten, Industriellen, sport- und abenteuersüchtigen Reisenden in aller Richtung,

in allen Ecken und Winkeln in Angriff genommen und bestürmt wird, ja der beinahe zum Mittelpunkte europäischer Ambition geworden ist. Heute, wo die fremdartigst lautenden topographischen Namen Afrikas schon allenthalben landläufig geworden und wo Bücher, wie der «Zauberer von Kilimanjaro» von Falkenhorst im Rahmen der Jugendliteratur Eingang gefunden; heute, wo die Kirchenmänner, Diplomaten, ja selbst unsere Frauen sich mit dem dunklen Erdteile fortwährend beschäftigen, heute ist die Frage schon gestattet: was wird wohl aus Afrika werden, wird es sich zu einem zweiten Amerika oder Australien umgestalten, und wird es dem rastlos drängenden Geiste des XIX. Jahrhunderts gelingen, in den Ebenen und Tälern dieser seltsamen Welt das Licht der modernen Cultur zu verbreiten und die dortige auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehende Menschheit einer besseren Zukunft entgegenzuführen? Auf diese Frage, die den Ungar in solcher Weise interessiren muss, wie den Franzosen, Engländer und Deutschen, möchte ich gern mit einem entschiedenen «Ja» antworten. Gern möchte ich dem Heroismus, der aufopfernden Begeisterung, der Menschenliebe und den riesigen Leiden und Entbehrungen vergangener Forscher ein solches Resultat prognosticiren. Aber leider ist das Gesammtbild unserer bisherigen Erfahrungen, mit den Wirkungen abendländischen Strebens in anderen Weltteilen verglichen, nicht von solcher Natur, um für Afrika schon heute ein lachendes Bild der Zukunft entwerfen zu können. Afrika, mit Ausnahme des Nordens und des Südens, wird sich schwerlich oder nie zur europäischen Colonisation eignen. Das mörderische Klima der Küstenstriche, die sengende Hitze des Inlandes wird für das Physikum des Abendländers immer eine unübersteigbare Barrière bilden, wir werden daselbst nur Factoreien, aber keine Colonien gründen. Die Hoffnung, die Flut der europäischen Uebervölkerung nach Afrika leiten zu können, ist daher vorderhand ein eitles Trugbild, und selbst die erstrebte Verbreitung unseres Handels und unserer Industrie kann nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn wir bei unserem Unvermögen auf afrikanischem Boden dem Menschen Afrikas selbst besser zu Leibe gehen können, als dies bis heute geschehen. Es geschieht im Hinblick auf dieses wünschenswerte Ziel, dass man in neuester Zeit mit den Mitteln der Civilisirung des Afrikaners sich eingehend beschäftigt und die Frage aufgeworfen hat, ob Christentum oder Islam hiezu das günstigere Werkzeug wäre. Sie werden sich wundern, wenn wir angesichts der glänzenden Siege und der grossen Uebermacht des Christentums über den ganzen Erdball diese Frage noch heute im Allgemeinen aufwerfen, und noch mehr werden Sie sich wundern, wenn ich Ihnen sage, dass es ein Diener der Kirche, nämlich der Canonicus Isaak Taylor gewesen, der auf dem Kirchencongresse zu Wolwerhampton am 7. October v. J. zur grossen Verwunderung und auch zum Entsetzen seiner Hörerschaft in die Erörterung der Frage sich einliess: ob man nicht schon endlich zur Einsicht gelan-

gen sollte, dass das Christentum kein Civilisationsmedium für Afrika sei, und dass der Islam als Civilisator der dunklen Menschheit weit vorzuziehen sei. In England, in der Heimat der grossen, kühnen und freien Gedanken darf selbst ein Kirchendiener solche Kritik üben, und der Mann hatte mit seinen Argumenten und Beweisen auch so ziemlich Recht. Die Erfahrung hat uns gelehrt, dass der Islam, welcher von Marokko bis nach Java und von Zanzibar bis nach China gleich im Beginn Boden gefasst, im Laufe der Neuzeit über ganz Afrika mit Riesenschritten vorschreitet. Wir finden ihn am Kongo und am Zambezi, während Uganda, der mächtigste der Negerstaaten, erst in der Neuzeit die Religion des arabischen Profeten angenommen hat. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung Afrikas bekennt sich heute zu diesem Glauben, und die Frage, wie es gekommen, dass die christliche Menschheit mit ihrer materiellen Uebermacht, mit den vielen, auf Missionszwecke ausgegebenen Millionen und mit dem edlen Eifer unserer Bekehrer sich überall ohnmächtig erwiesen und überall den Boden verliert, verdient mit Recht unsere volle Aufmerksamkeit. In England, wo die Presse wochenlang ihre Spalten der hierauf bezüglichen Discussion geöffnet, ist so Manches erörtert und betont worden, was ich selbst auf meinen jahrelangen Wanderungen unter den Völkern des Islams wahrgenommen und in meinen Schriften wiederholt hervorgehoben habe. Der Satz, den ich in meiner culturgeschichtlichen Studie, betitelt «Der Islam im neunzehnten Jahrhundert» 1875 als Schluss des ganzen Werkes angeführt, nämlich: «Wir sind noch nicht berechtigt, eine halbe Welt — die mohammedanische — dem unrettbaren Verfall preiszugeben und über eine nach Millionen zählende Gesellschaft das Prognostikon des Unterganges auszusprechen!», scheint nun auch weiteren Kreisen einleuchten zu wollen. Was ich sagte, galt natürlich nur Asien, doch bricht nun heute auch die Ueberzeugung sich Bahn, dass sich dieser Satz in Bezug auf Afrika noch viel mehr bewahrheitet, und dass sich der Islam unter den Negern als das passendste Werkzeug der Civilisation bewährt hat. Dort, wo die Bibel ihren Einzug gehalten, wird der Afrikaner ein Trunkenbold, ein Hazardspieler, ein Faullenzer, ein Lügner, ein verworfener und verächtlicher Mensch, während der Koran mit seinem Eintritt zur Mässigkeit, Reinlichkeit, Keuschheit, Gastfreundschaft und Resignation mahnt. Wohl wird der Islam, sowie auch das Christentum in gleicher Weise von Angehörigen einer fremden Race, die der Afrikaner Wa-scherzi (wilder Mann) nennt, auf den dunklen Erdteil importirt. Doch der arabische Kaufmann, der mit den Eingebornen in unmittelbarer Berührung steht und in Folge seiner Sitten, Gewohnheiten und Gesichtsfarbe nicht so sehr absticht, wie der europäische Missionär, findet ein weit willigeres Ohr und kann auf die Sittenwelt des Afrikaners einen besseren und leichteren Einfluss ausüben, als der Europäer dies zu tun im Stande ist. Das Christentum steht geistig viel zu erhaben und seine Religionssätze bewegen sich in einer sol-

chen Sphäre, die von den Menschen einer mehr niederen Culturstufe nur schwer begriffen werden kann, während der Islam barbarischen Stämmen sich vorzüglich adoptirt und durch Beseitigung des Teufelcultus, Fetischismus, Kannibalismus, der Zauberkraft und Menschenopfer wesentliche Dienste leistet. Mit seinem Eintritt in den Bereich des Islams wird der bisher verachtete Neger sofort zum geehrten Mitglied einer hundertfünfzig Millionen starken Bruderschaft, während derselbe Neger nach Annahme der Taufe nur als schwarzfärbiger Christ betrachtet und von seinen weissen Glaubensgenossen noch lange Zeit von oben herab angesehen wird. Der Islam hat den Satz aufgestellt «Kulli Islam horra», d. h. alle Mohammedaner sind freie Männer, während Jahrhunderte lang neben dem christlichen Missionär christliche Sklavenhändler ihr abscheuliches Handwerk trieben und die Kinder Afrikas zu Hunderttausenden, ja zu Millionen in die Zuckerplantagen Amerikas hinüberschifften.

Es würde über den Rahmen eines geo- oder ethnographischen Jahresberichtes weit hinausgehen, wollte ich auf alle jene Ursachen und Folgen reflectiren, die das Fehlschlagen der christlichen Missionen und die erwiesene Nutzlosigkeit unserer bisherigen Bestrebungen im Interesse der europäischen Cultur mit sich führen. Das Factum, dass die christlichen Bekehrten in Afrika nach Tausenden, die mohammedanischen Bekehrten hingegen nach Millionen gezählt werden, ist allerdings äusserst betrübend für den um das Schicksal des dunklen Erdteiles sich interessirenden Menschenfreund. Die Mittel, die man zur Heilung dieses Uebelstandes vorgeschlagen, als: das Anvertrauen des Missionswerkes an amerikanische Neger, in der Hoffnung, dass diese auf ihre Brüder besser zu wirken im Stande sind, oder der Versuch, die Lehren des Christentums zu vereinfachen, um dieselben dem afrikanischen Menschenmund gerechter zu machen, werden leider wenig frommen und versprechen auch für die Zukunft kein glänzenderes Resultat. Das Christentum ist die Religion des unter europäischem Klima lebenden und in der auf griechisch-römische Cultur gegründeten westlichen Bildungswelt erzogenen Menschen, es ist daher nicht und kann auch nicht zur herrschenden Religion des Asiaten und Afrikaners werden. Hier wird die Lehre Christi noch lange gegen den Glauben Mohammed's vergebens kämpfen, was umsomehr zu bedauern ist, da der Islam bei all seinen Vorzügen dem heutigen Christentum diametral gegenübersteht und weil die Mohammedanisirung des schwarzen Continents höchstens einen Uebergang vom nackten Barbarismus zu einem gewissen Grade von geordneten Culturzuständen bedeutet, die eigentliche Europäisirung aber noch in solch ferne Zeit hinausrückt, wie dies seitens der Nomaden und Sesshaften Central-Asiens der Fall ist. Meine Ansicht geht daher in Uebereinstimmung mit der der leitenden Autoritäten auf dem Gebiete Afrikas dahin, wir sollten das Werk der Missionen auch fürderhin unterstützen, aber umso grössere Auf-

merksamkeit auf das Tun und Treiben unserer Handelsfactoreien wenden. Nicht mit Hinterladern, nicht mit Rum- und Ginflaschen, nicht mit Kartenspiel und Nachäffung europäischen Culturgeflitters, sondern mit den Wundern unserer Industrie, mit rein humanitären Absichten, mit innerlicher brüderlicher Zuneigung und mit wirklicher Schutznahme und Hilfeleistung werden wir uns die Sympathien des schwarzen Menschen erobern und denselben dem Lichte unserer modernen Bildung zugänglich machen. Mit unseren Panzerschiffen, mit unseren stolz flatternden bunten Flaggen und Fahnen und mit den sogenannten, von den einzelnen europäischen Staaten unterstützten «Handelsgesellschaften», diesen eigentlichen Vorboten europäischer Eroberung und Aggression, wird dieses Ziel keinesfalls erreicht werden können.

In Asien ist es mit unseren Culturbestrebungen schon etwas besser bestellt, insofern an einigen Punkten das Licht der modernen Bildung schon die vorstehenden Spitzen der Gesellschaft beleuchtet, und da die aufgehende Sonne erst auf die Gipfel der Berge und dann in die tiefer liegenden Täler und Schluchten ihre Strahlen sendet, so ist es zu erwarten, dass das Licht der europäischen Cultur von den Spitzen auch in die untere Schichte der Gesellschaft dringt und dass es schliesslich doch einmal Licht werden wird. Auf dem alten Muttererdteile dauert die Arbeit schon seit Jahrhunderten ununterbrochen fort; sie wurde durch den Umstand erschwert, dass wir daselbst eine ziemlich alte, heimische Cultur über den Haufen zu werfen hatten, um auf den Ruinen derselben den Samen einer besseren Gesittung auszustreuen. Die ehrwürdigen Vedas, der Koran, die Avestas, das Buch Konfutze's und viele andere heilige Bücher standen und stehen uns felsenfest im Kampfe gegenüber; es sind daher nicht so sehr deren Satzungen, als die Vorurteile und der stramme Conservativismus der mit denselben genährten Geister, die wir zu besiegen haben und gewissermassen auch schon zu besiegen beginnen. Im alten Zipangu lodert schon das Licht der Bildung in ganz auffallenden Flammen, im fabelhaften Chatay tauchen bedeutende Lichtfunken auf, während das wunderreiche Indien und das lang verhüllt gebliebene Centralasien mit Riesenschritten einer Modernisirung entgegeneilen. Von dem nähergelegenen Persien, Kaukasus und der Türkei ist es selbstverständlich, dass der unausgesetzte und intensivere Verkehr mit dem Abendlande trotz der Halsstarrigkeit und Sprödigkeit des Islams schon bedeutende Culturveränderungen hervorgerufen hat. Es kann an dieser Stelle nicht unsere Absicht sein, auf die staatlichen und gesellschaftlichen Umgestaltungen im alten Muttererdteile im Einzelnen einzugehen; nur die grossen und allgemeinen Züge des Gesammtbildes wollen wir entwerfen, nur die Natur und Beschaffenheit der von unserer Ingerenz hervorgerufenen Wirkungen wollen wir hervorheben, um einerseits das gegenwärtige Bild der allerdings chaotisch scheinenden Uebergangsperiode zu veranschauli-

chen, andererseits aber, um aus den einzelnen Zügen auf die späteren Folgen schliessen zu können.

Der Versuch, das Licht des neunzehnten Jahrhunderts durch Christianisirung im moslimischen und buddhistischen Osten einführen zu können, ist — wie Ihnen wohl bekannt sein wird — gänzlich misslungen. Unsere Bibel-Gesellschaften, unsere reich dotirten Missionen und die frommen Bestrebungen der englischen, amerikanischen, schweizerischen und deutschen Privaten werden wohl bald zu der Erkenntniss gelangen, dass ihr, wenn auch noch so sehr lobenswerter Eifer von dem harten Granit des asiatischen Conservativismus nutzlos abprallen muss. Als Europa macht- und kraftlos in den Banden der Ignoranz und Sklaverei darniederlag, da hatte das Missionswerk in China, in der Tartarei und anderswo noch schöne Erfolge aufzuweisen, doch von dem gefürchteten, in seiner materiellen Uebermacht schrecklich gewordenen Europa nimmt Asien keine Religionslehren an. Man hasst und fürchtet uns und will von unserer Lehrerschaft in Religionsdingen gar nichts wissen. In der geistigen Abwehr kämpft die alte Welt mit Erfolg, doch im politischen und gesellschaftlichen Leben ist der Widerstand vergebens und hier hat sie sich, wollend oder nichtwollend, Formen aufdrängen lassen müssen. Mit diesen aufgedrungenen Floskeln europäischer Gesittung schreitet Asien allerdings nur noch langsam und schwerfällig einher und nur dem buddhistischen Teile desselben kann das Prognostikon eines glücklichen Erfolges und einer staatlichen Wiederbelebung mit viel Zuversicht gestellt werden. Vom moslimischen Teile Asiens lässt sich dieses aber keinesfalls behaupten. Hier hat der Samen unserer Culturbestrebungen als zersetzendes Gift gewirkt. Einzelne Staatsgebäude stürzten nach einander zusammen und von den mehr als hundertvierzig Millionen Moslimen Asiens ist es nur noch ein verschwindend kleiner Teil, der sich einer problematischen politischen Freiheit erfreut. Im Blumenreich der Mitte zählt man zwölf Millionen und im indischen Kaiserreiche fünfzig Millionen Mohammedaner, das kleine Holland herrscht über nahezu fünfundzwanzig Millionen, Russland über fast ebenso viel, Frankreich in Afrika und Oesterreich-Ungarn auf der Balkan-Halbinsel sind gleichfalls zu Beherrschern der Rechtgläubigen geworden und der unbedeutende Rest von unabhängigen Mohammedanern, die sich heute unter der Herrschaft der Ottomanen, Persiens und Afghanistans befinden, kann kaum in Betracht gezogen werden.

Bei der engen Verkettung des Staatslebens mit dem religiösen im moslimischen Osten hat der Erfolg unseres Einwirkens auch wohl nicht anders ausfallen können, die Reformen waren ein aufgedrungenes und unliebsames Kleid, das den Träger zu Boden geworfen, und nach der heutigen Sachlage zu urteilen, wird es kaum einige Jahrzehnte brauchen, um die politische Unabhängigkeit der Moslimen Asiens gänzlich verschwinden zu

machen. An diesem Misserfolge ist natürlich auch teilweise die Habsucht und die Eroberungswut unserer europäischen Staaten schuld, doch der Lauf des Darwin'schen Gesetzes lässt sich schwer hemmen, der Schwache muss dem Mächtigen weichen und Europa wird bald ganz Herr des moslimischen Asien werden. Nur unter unmittelbarer politischer Leitung des christlichen Westens wird der moslimische Osten einer Regeneration entgegenziehen. Hiefür spricht die unverkennbare Bewegung im Kreise der moslimischen Gesellschaft, wo einzelne Individuen, vom hohen Ernst der Lage durchdrungen, solche Zeichen einer inneren Revolution verraten, die uns zu einer Hoffnung auf Besserung berechtigen. In meinem langen und engen Verkehr mit verschiedenen Völkern der mohammedanischen Welt habe ich im Laufe des letzten Jahrzehnts mehr als eine hierauf bezügliche interessante Erfahrung gemacht. Es liegen mir Briefe indischer Gelehrten und Fürsten vor, die in einem mustergiltig geschriebenen Englisch über religiöse und politische Probleme mit einer merkwürdigen Geistesschärfe sich äussern, urwüchsige Mohammedaner, die nicht nur Shakespeare, sondern Tacitus, Plato und andere Autoren des classischen Altertums in der Originalsprache citiren und die ein ganz klares Bild von der Zukunft ihres Volkes und Landes besitzen. Ein Kirgise am unteren Laufe des Jaxartes schildert mir in seiner Muttersprache das Entzücken, welches er beim Studium unserer Philosophen empfunden. Schopenhauer ist sein Ideal und der Pessimismus des Frankfurter Denkers dünkt ihm am meisten congenial mit dem Nirvana der asiatischen Weltanschauung. Wir haben es ja schon erlebt, dass ein hoher chinesischer Würdenträger, ich meine den Marquis Tseng, der sich heute an der Spitze der äusseren Angelegenheiten in Peking befindet, einen Leitartikel für eine englische Zeitschrift geschrieben, und eben im vergangenen Jahre haben wir es gesehen, dass ein japanesischer Diplomat in ganz correctem Deutsch die Arbeit eines deutschen Gelehrten über Japan kritisirte und richtigstellte. Ja der Samen unseres nahezu hundertjährigen Wirkens in Asien schiesst schon in hoffnungversprechenden Keimen auf; es wird und muss anders werden in der alten Welt, das betrübende Bild Jahrtausende alter Vorurteile, Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit muss und wird allenthalben allmälig weichen, und was uns bei diesen Betrachtungen am meisten betrüben kann, das ist, dass unser Einfluss auf den uns näherliegenden moslimischen Osten noch lange nicht von jener wohltuenden Wirkung sein und von keiner so durchdringenden Umgestaltung werden kann, wie auf den von uns ferner liegenden buddhistischen Teil Asiens.

Es ist leider eben dieser politische Verfall des Islams, der unserem Abendlande bedeutende Verlegenheit bereitet und arge, verhängnissvolle Verwicklungen nach sich zieht. So wie das allzu rasche Schmelzen des Schnees in den Bergen die Flüsse und Bäche plötzlich anschwellen macht und durch die verheerende Flut die nahegelegenen Täler und Ebenen in

Gefahr versetzt, ebenso hat der rasche politische Niedergang der Moslimenwelt den angrenzenden Staaten der Christenheit nur Unheil gebracht, indem er die Begehr nach Eroberungen gesteigert, die Flamme der Zwietracht angefacht und durch das Gift der Rivalität sowohl die gedeihliche Entfaltung der Dinge in Asien erschwert, als auch den Frieden und die Eintracht in Europa gestört. Ich ziele hiemit auf die Feindseligkeit, welche das Streben und Trachten einer nordischen, halb europäischen, halb asiatischen Grossmacht in ihrem Verhältnisse zu anderen europäischen Staaten hervorgerufen. Diese Grossmacht, im Laufe der Jahrhunderte von einem unbedeutenden Schneeflocken zu einer riesigen Lawine herangewachsen, stürzt und wälzt sich mit der ganzen Wucht des gigantischen Körpers auf die südlichen Länder und Meere der asiatischen Welt zu. Im Osten und in der Mitte des genannten Erdteiles ist diese Macht mit Chinesen und Briten in Collision geraten, es trennen vielleicht nur Monde und Jahre die beiden Kämpen von der grossen Action des Zusammenstosses; und da dieser Moment von hoher geschichtlicher Bedeutung von mir schon seit Jahren an anderen Orten ausführlich besprochen und beschrieben wurde, so will ich mich über diesen Gegenstand hier auch schon deshalb nicht weiter auslassen, da meine diesbezüglichen Ansichten sowohl Ihnen, als der Welt im Allgemeinen zur Genüge bekannt sind. Umso mehr finde ich es aber zeitgemäss, heute und an dieser Stelle auf jene Verlegenheiten zu reflectiren, die durch das rastlose Vordringen besagter nordischer Macht im südwestlichen Teile Asiens für die Geschicke und die geschichtlichen Umgestaltungen des südöstlichen Europas von imminenter Gefahr sind. Da ich einen ethnographischen Jahresbericht, und keinen politischen Leitartikel schreibe, so kann ich nicht umhin, hervorzuheben, dass die uns heute drohende kritische Lage eben durch die von politischen Umständen gehemmte Entfaltung der ethnischen Elemente unseres eigenen Landes und durch Vernachlässigung der von der Natur gebotenen Tendenzen unseres eigenen Volksgeistes entstanden ist.

Wenn von orientalischem Ursprung und orientalischen Volkseigenheiten oder von jener Vergütigung der Unbill und der Verheerungen die Rede sein kann, die ein Christenvolk von der sich gegen Westen drängenden Moslimenflut erlitten, so müsste in erster Reihe Ungarn und nicht Russland die Erbschaft des Halbmondes antreten, und es ist jedenfalls eine bittere Ironie des Schicksals, dass wir, ehedem der steinerne Wall gegen den Erzfeind, nun nach glücklicher Besiegung desselben, anstatt der Vorteile für erlittenen Schaden, mit neuen und noch grösseren Gefahren bedroht sind. Doch in den Wechselfällen der Weltgeschichte waltet nicht immer das Tribunal der Gerechtigkeit, und anstatt der sehnlichst erwarteten und wohlverdienten Ruhe zu fröhnen, sind wir leider wieder berufen, dem Abendlande, wie ehedem gegen buddhistische und moslimische, nun gegen slavisirte christliche Tataren als abwehrender Damm zu dienen.

Sie sehen daher, meine Herren, dass der nahe Osten von politischem, wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Standpunkte aus in gleicher Weise unsere volle und ungeteilte Aufmerksamkeit verdient. Die Vorgänge im nahen Asien berühren uns in der innersten Fiber unserer nationalen Existenz und es ist wahrlich höchste Zeit, dass alle Schichten unserer Gesellschaft für die culturelle Entfaltung, für die politischen Umgestaltungen und für die wirtschaftlichen Bewegungen Asiens ein gehöriges Interesse bekunden mögen. Unsere Gesellschaft hat nicht die Mittel, um grossartige Forschungen in den noch unbekannten Ländern zu bewerkstelligen, doch ist es uns noch immerhin möglich, mittelst Unterstützung wohlgeschulter und unternehmungslustiger Reisenden die industriellen und commerciellen Interessen unseres eigenen Landes zu fördern. Was unsere Schwestergesellschaften von Manchester, Bordeaux, Neapel und anderer Orte in dieser Beziehung tun und getan, das kann uns als genügende Ermunterung dienen, während andererseits der redliche Wille auf diesem Gebiete uns die Teilnahme und Sympathien des ungarischen Publicums sichern werden. Mit diesem anspruchslosen Vorschlag will ich meinen Jahresbericht schliessen.

HERMANN VÁMBÉRY.

DER PFERDESOHN.

Ein türkisches Volksmärchen.

Es war einmal ein Sultan, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Eines Tages aber wurde er sterbenskrank und er liess deshalb seine Söhne um sein Lager kommen und sprach also zu ihnen: «Bald werde ich sterben und der Aelteste von Euch soll nach mir König sein. Meine Tochter jedoch, die sollt Ihr demjenigen zum Gemahle geben, der nach meinem Tode kommen und sie zur Frau begehren wird.» Nachdem er dies gesagt hatte, starb der Sultan und der Aelteste der Söhne bestieg den Tron. Es währte auch nicht lange, da kam ein Derwisch und verlangte die Königstochter für seinen Harem. Der junge Sultan lachte aber und gab ihm seine Schwester nicht. — Am andern Tage kam der Derwisch wiederum in das Seraj und verlangte die Königstochter zur Gemahlin. Da wurde der Sultan und seine Brüder zornig, und sie wiesen dem Derwisch die Thüre. Des dritten Tages aber kam ein *Däw* (Teufel), und wollte das Mädchen heimführen, aber auch ihm gab man die Prinzessin nicht, sondern die Brüder warfen ihn auf die Strasse. Nur der Jüngste unter ihnen sprach: «Es ist doch nicht recht von uns, dass wir unseres Vaters Befehle nicht gehorchen.» Die andern aber lachten und sagten zu ihm: «Was verstehst du von solchen Sachen; du bist ja auch viel zu jung dazu!» Es begab sich aber, dass sich das Mädchen kurze Zeit darnach in dem Garten befand, welcher den Sultanspalast umgab. Da rauschte es plötzlich in den Lüften und ehe sich's die Prinzessin versah, stand der Däw vor ihr, nahm sie auf seine

Arme und trug sie durch die Lüfte davon. Als die Königssöhne den Verlust ihrer Schwester bemerkten, wurden sie gar traurig und sie begannen dem Aeltesten bittere Vorwürfe zu machen, dass er das Mädchen nicht dem Derwische zur Frau gegeben, so wie es ihr verstorbener Vater befohlen hatte. Hierüber aber kränkte sich der Sultan selbst am meisten, so dass er sich entschloss auszuziehen, um die geraubte Prinzessin aufzusuchen. Er setzte deshalb seinen zweiten Bruder zum Könige ein und übergab ihm einen Ring, indem er ihm sagte: «Stecke diesen Ring an deinen Finger, und wenn er dich drückt, so wisse, dass ich mich in Gefahr befinde, dann komm schnell, um mir beizustehen.» Nach diesen Worten zog er in die Ferne. In einiger Zeit nun verspürte der neue Sultan einen starken Schmerz an seinem Ringfinger, und er erfuhr daraus, dass sein Bruder in Gefahr sei. Deshalb übergab er die Krone und den Wunderring seinem jüngeren Bruder, bewaffnete sich und zog dem Aeltesten nach. Aber auch der Dritte spürte bald das Drücken des Ringes und ging in die Ferne, so dass nur noch die alte Mutter, die *Walide* zu Hause zurück blieb. Als aber nach vielen Monaten kein einziger ihrer Söhne zurück kam, da fühlte sie sich entsetzlich vereinsamt und sie sagte zu sich: «Was soll ich alte Frau hier allein machen? alle meine Kinder sind verschwunden, Ich werde gleichfalls hinaus in die Welt ziehen, und sie entweder finden oder sterben.» Hiermit ging sie in den Stall. Dort stand seit langen Zeiten ein altes schlechtes Pferd, das nahm sie und ritt traurig davon. Und sie ritt Tag und Nacht, über Fels und Stein, und durch Sturm und Nebel, bis sie sich in einem tiefen Felsthal verirrt hatte, aus dem kein Weg wieder ins Freie führte. Sie hatte Nichts mehr zu essen und zu trinken und litt daher furchtbaren Hunger und Durst, so dass sie, um nicht zu verdursten, das Wasser ihres Pferdes trinken musste. Kaum aber hatte sie davon genossen, so spürte sie, dass eine Veränderung in ihr vorging und sie sah auch, wie sich ein Saumpfad vor ihren Augen öffnete. Sie zog denselben entlang und — siehe da! in wenigen Stunden befand sie sich wieder in der Hauptstadt ihres Landes, wo sie bald nach ihrer Rückkunft einen Sohn gebar und den nannte sie *Atolu* oder *Pferdesohn*.

Der Knabe schoss in die Höhe und überragte in einigen Jahren alle seine Gefährten und Spielgenossen an Grösse und Kraft. Als sie aber eines Tages mit dem *Dschizid* (Lanzenwerfen) beschäftigt waren, da ärgerten sich die anderen Kinder, dass er sie alle in diesem Spiele übertraf und sie spotteten über ihn und schimpften ihn: «Vaterloser.» Darüber wurde Atolu ärgerlich und er lief zu seiner Mutter, und beklagte sich, dass ihn seine Kameraden einen «Vaterlosen» geschimpft hätten. Die Sultanin versuchte ihn zu trösten, aber Atolu drang so lange in sie und bedrohte sie sogar mit dem Tode, bis sie ihm das Schicksal seiner Brüder und das Geheimniss seiner Geburt enthüllt hatte. «Wenn sich das so verhält», entgegnete darauf der Vaterlose, «so will auch ich ausziehen, um meine Brüder und meine Schwester aufzusuchen und zu befreien,» und nachdem er von seiner Mutter Abschied genommen hatte, setzte er sich auf ein Pferd und ritt davon.

Nach langen Kreuz- und Querzügen, auf welchen er viele Länder, Flüsse und Berge übersetzt hatte, gelangte er an einem Abende zu einem einsamen Kiosk, in welchem er drei verwundete Männer antraf und ein junges, schönes Mädchen, welches den drei Männern die Wunden verband und sie pflegte. Da sah

er, dass er am richtigen Orte sei, und er trat in den Kiosk ein und sagte: «Ich bin Atolu, euer jüngster Bruder!» — Sie aber glaubten ihm nicht und erwiederten: «Wir haben keinen andern Bruder mehr.» — «Aber unsere Mutter hat noch einen Sohn,» gab Atolu zur Antwort, und wies ihnen den Ring, den ihm die Königin zum Erkennungszeichen für seine Geschwister mit auf den Weg gegeben hatte. Daran erkannten sie, dass er wirklich ihrer Mutter Sohn sei, und nun erzählten ihm die Brüder, wie der Däw jeden von ihnen zum Zweikampfe um ihre Schwester herausgefordert und verwundet habe. Kaum aber waren sie mit ihrer Erzählung zu Ende, da erzitterte der Kiosk in allen seinen Fugen, es rauschte in den Lüften und der Däw erschien. Er begrüsste den neuen Ankömmling auf das freundschaftlichste, Atolu liess sich aber dadurch in seinem Vorhaben nicht irre machen, sondern er zwang den Däw mit ihm um die Freiheit seiner Schwester und seiner Brüder zu kämpfen. Schon der erste Lanzenwurf des Pferdesohns streckte den Teufel schwer verletzt zu Boden. «Wenn du ein Mann bist, so wirf mir noch einen zweiten Speer in die Seite!» rief er ihm zu. Aber Atolu antwortete: «Meine Mutter hat mich auch nur *einmal* geboren» und er willfahrte dem Wunsche des Däws nicht, wusste er doch sehr gut, dass ein zweiter Lanzenstoss den Teufel wieder auf die Beine bringen würde. So aber musste der Däw elendlich sterben.

Die drei Sultanssöhne und ihre Schwester waren nun befreit, und sie beschlossen ihren jüngsten Bruder Atolu, welcher unter ihnen der grösste *Peliwan* war, zum Sultan zu ernennen. Atolu lehnte dieses jedoch ab, und sagte zu ihnen: «Zieht ruhig und in Frieden zu unserer Mutter. Ich aber will gehen und die beiden Brüder des Däws aufsuchen und sie tödten,» und nachdem er herzlichen Abschied von seinen Geschwistern genommen hatte, ritt er wieder davon.

Und Atolu zog über Berg und Höh'
Er trank Tschibuk und rauchte Kaffee,
Er pflückte die Veilchen von den Bäumen
Und zertrat die Eichen im Gehen und Träumen.
Als er aber hinter sich einmal geblickt,
Da sah er, dass er nicht weiter gerückt,
Als ein blinder Maulwurf gegangen war
In einer Stunde und einem Jahr.

Er griff deshalb stärker aus und traf denn auch bald auf Einen, der die grössten Bäume des Waldes ausriss und sie zu einem hohen Walle zusammen schichtete. Er erkannte daran, dass dies ein Bruder des Däws sei, und ging auf ihn zu und fragte ihn: «Was thust du denn da?» Jener antwortete: «Ich errichte mir einen Wall. Ein gewisser Atolu hat schon meinen Bruder getödtet und ist nun ausgezogen, um mich gleichfalls zu tödten.» — «Kennst du denn den, vor dem du dich so fürchtest?» prüfte der Pferdesohn weiter, und als dies der Däw verneinte, packte ihn Atolu bei der Nase, und mit den Worten: «Den Atolu so anfasst, dem macht er es so!» reisst er seinem Gegner die Nase aus dem Gesichte. Nun wusste auch der Däw, wen er vor sich habe, und begann zu jammern und um sein Leben zu bitten. «Ich werde dir bis an's Ende der Welt ein Bruder sein,» flehte er zu Atolu, so dass ihm dieser, von Mitleid erfasst, das Leben schenkte und ihn als Gefährten annahm.

Hierauf zogen sie zusammen weiter:

Und Atolu schritt durch Wälder und Au'n
Er küsste sein Pferd und spornte die Frau'n,
Und lauschte entzückt des Schakals Geheule
Erschlug die Drosseln mit seiner Keule.
Auf einem Berg aber blieb er stehn
Um rückwärts auf seinen Weg zu sehn,
Da sah er, dass er nicht weiter gegangen
Als ein Vogel, der im Käfig gefangen.

Und er sagte zu dem «Naselosen»: «Gehen wir etwas schneller!» Da gingen sie schneller und begegneten Einem, der schleppte die grössten Felsblöcke herbei und legte sie wie Backsteine auf einander. Und der Pferdesohn fragte Jenen: «Was beginnst du da?» Und der Steinschlepper sagte: «Ich baue mir eine Burg. Ein gewisser Atolu hat schon meinen Bruder erschlagen, und ist nun auf dem Wege, um auch mich umzubringen.» Nun verstand der Pferdesohn, dass er den vor sich hatte, welchen er suchte und er begann von Neuem: «Aber kennst du denn Atolu?» — «Nein!» sagte der Steinschlepper. Da schlug ihn Atolu mit der Hand, so wie von ungefähr, auf die Schulter, dass dem Riesen die Knochen im Leibe knackten, und er sein Lebenlang von dem Schlage krumm blieb. «Wen Atolu angreift, dem macht er es so,» und da sich der Steinschlepper für überwunden erklären musste, bat er um sein Leben, und auch er wurde der Reisegefährte des Pferdesohns.

Die Dreie zogen nun weiter, um neue Abenteuer zu suchen. Da kamen sie eines Abends zu einem Berge, auf dem eine Schafheerde weidete. Aber weit und breit war kein Hirt zu erblicken. Selbst als es zu dunkeln anfing, verliess die Heerde ruhig und still, wie wenn sie von Unsichtbaren getrieben würde, die Weide, und die drei Helden beschlossen ihr nach zu gehen. So gelangten sie mit den Schafen in eine grosse mächtige Höhle, in welcher sie allerhand Haus- und Küchengerät vorfanden, aber keine menschliche Seele. Da sie aber Hunger hatten, so schlachteten sie sich ein Lamm und verzehrten es zum Nachtmahle. Am anderen Morgen blieb der Naselose zu Hause, um wieder ein Schaf zum Essen zu bereiten, während Atolu und der Krumme sich mit der Heerde auf der Weide befanden. Das Schaf war schon ziemlich gar gebraten, da trat plötzlich eine Dschadi zu dem Naselosen. Die Augen der alten Hexe waren grün und eines schaute nach dem anderen, während ihre lange Nase wackelnd, wie ein Pferdeschweif, über ihrem zahnlosen Munde herunter hing. «Gieb mir ein Stückchen Fleisch von deinem Fleische», sagte sie zu dem Däw, und als derselbe ging, um ein Messer zu holen und ein Stück Gebratenes abzuschneiden, nahm sie das ganze Schaf und verschwand damit, so dass sich Atolu und seine Gefährten diesen Abend hungrig niederlegen mussten. Den nächsten Tag hiess Atolu den Krummen zu Hause bleiben, aber ihm ging es genau so, wie dem Naselosen. Wieder erschien die Hexe und stahl den ganzen Braten, weshalb sich der Pferdesohn entschloss, am dritten Tage selbst die Rolle des Kochs zu übernehmen. Als aber die Alte erschien und auch von ihm ein Stück Fleisch begehrte, da bat er sie, das Schaf zu halten, damit er ihr mit dem Messer ein Stück herunter schneiden könnte. Statt dessen aber hieb er ihr mit dem Messer den Kopf vom Rumpfe. Wie erstaunte aber der Pferdesohn, als der zu Boden gefallene Kopf mit einem Male zu rollen anfing und, eine breite Blutspur zurücklassend, aus der Höhle hinaus in den

Wald kollerte, wo er in einen Brunnen fiel. Atolu merkte sich die Stelle und als seine Gefährten von der Weide zurück kehrten, ging er mit langen Stricken ausgerüstet mit den beiden Däws nach der Cisterne, um den Kopf wieder heraus zu holen. Er band den Naselosen an ein Seil und liess ihn in den Brunnen hinunter. Kaum war aber derselbe einige Ellen tief, als er schon jämmerlich zu schreien begann, dass er am ganzen Körper brenne, und man ihn schnell herausziehen möge. Dem Krummen erging es nicht viel besser. Da liess sich Atolu selbst in den Brunnen hinab. Am Grunde angelangt, fand er sich zu seiner Verwunderung in einem prächtigen Garten. Unbekannte Bäume dufteten so berauschend wie Moschus und Ingber, und in den Zweigen der Bäume sangen goldglänzende Vögel so schön, wie die Huris im Paradiese. Inmitten des Gartens aber bemerkte er ein reizendes Mädchen, welches an einer Stickerei arbeitete. Als die Schöne ihn erblickte, frug sie ihn, was er hier suche. Atolu erzählte ihr nun den seltsamen Vorfall mit der Hexe, und dass er gekommen sei, um deren Kopf wieder zu finden. Darauf griff das Mädchen mit seiner milchweissen Hand unter den Tisch und zog den blutigen Kopf der Hexe hervor. »Sie war unsere Mutter, die meine und die meiner beiden Schwestern.« — »Um so besser«, antwortete der Pferdesohn, »wenn du auch Schwestern hast, ich habe noch Brüder«; und darnach gingen sie die beiden Schwestern zu finden, von denen ihn namentlich die Jüngste durch ihre überirdische Schönheit entzückte. Er gab darauf den Däws ein Zeichen, und sie zogen nach einander die drei Schwestern aus dem Brunnen in die Höhe. Als aber die dritte auf der Erde angekommen war, verabredeten sich der Naselose und der Krumme und sie beschlossen, Atolu im Brunnen zu lassen und ihm die drei Jungfrauen zu rauben. Vergebens rief der Pferdesohn ihnen zu, sie möchten ihm ein Seil zuwerfen, damit er wieder an die Erdoberfläche kommen könne, sie waren schon über alle Berge. So, von seinen Gefährten verraten, kehrte er wieder in den Garten zurück. Da erblickte er in einem Granatenbusche ein Vogelnest mit sieben jungen Vögeln, die ängstlich flatterten und piepten, weil sich ihnen eine grosse, hässliche Schlange genähert hatte und sie züngelnd bedrohte. Rasch entschlossen, ergriff er seinen Handschar und tödtete das Ungethüm. Darauf legte er sich ermüdet unter dem Busche nieder und schlief ein. Wenige Zeit war verflossen, da kehrte der Smaragdvogel, der mächtige König der Feen, von einem Ausfluge zu seinem Neste zurück, und als er den Schläfer erblickte, schoss er zornig auf ihn los, denn er glaubte, dass dies der böse Feind sei, der ihm in jedem Jahre seine Jungen auffresse. Die Vögel im Neste aber riefen ihm zu, dass dies ihr Freund wäre, welcher sie soeben vom Tode errettet habe. Als der Smaragdvogel solches vernahm, breitete er seine Flügel über den Schläfer aus, um sein Angesicht vor den glühenden Sonnenstrahlen zu beschützen, damit er ruhig und sicher weiter schlummern könne.

Gegen Abend erwachte Atolu erquickt aus seinem Schlafe und nachdem ihn der Smaragdvogel noch mit den besten Früchten und Getränken erquickt hatte, trug er den Pferdesohn auf seinem Rücken auf die Erde zurück.

Hier angekommen schritt der junge Held seines Weges weiter.

Und Atolu ging durch Felder und Grün
Sah Tulpen singen und Amseln blühn,

Er trank begierig der Felsen Gestein
Und stiess mit dem Fuss an manch' Wässerlein.
So kam er an eine Wiese bethaut,
Von der er sich seinen Weg beschaut,
Da sah er, dass er nicht schneller gekommen
Als ein Thunfisch, der im Trocknen geschwommen.

Der Pferdesohn beschleunigte deshalb seine Schritte, und begegnete nach Kurzem einer alten Frau, von welcher er sich ein Nachtlager erbat. «Ich habe nur eine kleine Kammer, und wenn ich mich niederlege, sind meine Füsse und mein Kopf auch im Grünen.» Atolu gab ihr aber eine Handvoll Gold und so nahm sie ihn dann mit in ihr Haus. Kaum hatte er sich dort niedergelassen, als er von einer Seite herzzerreissendes Weinen und von der andern Seite lustige Musik und fröhliches Lachen vernahm. Er frug, was das zu bedeuten habe, und die Alte erzählte ihm, dass es im ganzen Lande nur einen einzigen Brunnen, und dass dieser auch nur einmal im Jahre Wasser gäbe. Es käme nämlich in jedem Jahre ein grässlich ungestalteter Drache ins Land und lege sich vor den Brunnen und so lange er dort ruhe, gäbe der Brunnen Wasser. Als Entlohnung hiefür beanspruche aber der Drache jedesmal die schönste Jungfrau im Lande zur Beute, und in diesem Jahre sei die Reihe an die Tochter des Padischah's gekommen, und deshalb höre er so viel Weinen und Jammern. «Was bedeutet dann aber die Lustigkeit auf der anderen Seite?» frug Atolu weiter. «Dort gibt es eine Hochzeit,» sagte die Alte. «Es sind nämlich vor einigen Tagen ein Naseloser und ein Krummer mit drei lieblichen Mädchen in der Stadt angekommen, und die wollen heute ihre Hochzeit feiern.» — Als der Pferdesohn dieses hörte, zog er den Zauberring von seinem Finger und befahl seiner Wirtin ihn anzustecken und dann zu der jüngsten von den drei Mädchen zu gehen, und wenn diese ihr — wie es die Sitte erheische — die Hand küssen wolle, so solle sie zu ihr sagen: «Küss' mir nicht die Hand, damit mich nicht mein Ring drücke.» Die Alte that, wie ihr geheissen und als ihr das junge Mädchen die Hand küssen wollte, bemerkte es den kostbaren Ring daran, und frug die Frau, woher sie denselben habe. Diese erwiederte: «Er gehört einem jungen Helden, der sich in meinem Hause befindet.» Nun erkannte die Jungfrau den Ring Atolus und begab sich in's Haus der Alten.

Atolu war aber inzwischen ausgegangen, und zu einem prachtvoll geschmückten Zelte gelangt, demselben, in welchem man die Königstochter für den Drachen aussetzen wollte. Dieselbe wurde auch bald, in Tränen aufgelöst, auf einem reich aufgeschirrten Pferde dorthin gebracht, und nachdem sie den jungen Helden erblickt hatte, bat sie ihn, zu fliehen, damit ihn der Drache nicht ebenfalls in Stücke reisse. Atolu sagte ihr jedoch, dass sie sich nicht fürchten solle, und in demselben Augenblicke kam auch schon das siebenköpfige Scheusal angekrochen. Schnell riss der Pferdesohn sein Schwert aus der Scheide, tödtete den Drachen und führte die Prinzessin wieder in den Palast ihres Vaters zurück. Er selbst aber eilte nach dem ärmlichen Hause der alten Frau, wo er schon, zu seiner grossen Freude, die jüngste der drei Perimädchen vorfand, welche er aus dem Brunnen befreit hatte. Sie berichtete ihm über alles, was sich inzwischen zugetragen und der Pferdesohn suchte nun seine verräterischen Gefährten, die beiden Däws auf, und tödtete sie gleichfalls. — Es ereignete sich aber, dass der Sultan

den jungen Helden, der ihm seine Tochter wiedergegeben, sehen wollte, jedoch Niemand meldete sich als den Drachentödter. Man suchte lange umher, er schien aber von der Erde verschwunden zu sein. Da erblickte ihn die Prinzessin von den Fenstern ihres Harems aus, und sie rief den Padischah herbei, der nun Atolu zu ihm zu führen befahl. Und er sprach also zu ihm: «Du hast zwar meine Tochter aus den Klauen des Drachens errettet, aber was sollen wir nun tun, da der einzige Brunnen im ganzen Lande für immer versiegt ist. Alles wird nun vertrocknen und verdorren.» Da antwortete der Pferdesohn: «Befiehl nur deinen Leuten, dass man den todten Drachen in der Nähe des Brunnens begrabe, und sein Wasser wird wieder fliessen.» So geschah es auch und der Brunnen gab nun Wasser in solcher Fülle, dass sich Fruchtbarkeit und Wohlstand im ganzen Lande verbreitete und er auch bis auf den heutigen Tag «die Quelle des Drachens» genannt wird. Atolu aber erhielt die schöne Prinzessin zum Geschenke und er zog mit ihr und den drei Perimädchen in seine Heimat zurück. Zwei von den Feen gab er seinen Brüdern zu Frauen, wer aber *sein* Ikbâl geworden ist, die jüngste der drei Schwestern oder die reizende Königstochter — darüber darf nichts verraten werden.

Deutsch von Dr. Ignaz Kúnos.

SEMINARIEN AN DER BUDAPESTER UNIVERSITÄT.

Der königl. ungarische Minister für Cultus und Unterricht hat bereits in seiner am 6. Juni 1886 an den Senat der Budapester Universität gerichteten Verordnung seine Bereitwilligkeit erklärt, an dieser Hochschule, mit Rücksicht auf die beschränkten Localitäten und finanziellen Mittel, vorläufig drei Seminarien — ein historisches, ein klassisch-philologisches und ein modern-philologisches — zu errichten und gleichzeitig zum Director des historischen Seminars Professor Dr. Franz Salamon, zu leitenden Professoren an demselben die Privatdocenten Dr. Ladislaus Fehérpataky und Heinrich Marczali, zum Director des klassisch-philologischen Seminars Professor Dr. Emil Thewrewk, zum leitenden Professor an demselben Dr. Eugen Ábel, endlich zum Director des modern-philologischen Seminars Professor Dr. Paul Gyulai, zu leitenden Professoren an demselben Dr. Josef Budenz und Dr. Gustav Heinrich ernannt. Gleichzeitig wurde dieser Lehrkörper beauftragt, bezüglich der Organisation der einzelnen Seminarien ein motivirtes Gutachten auszuarbeiten.

Der Organisations-Entwurf des Lehrkörpers wurde vom Unterrichtsminister mit einigen nicht wesentlichen Modificationen gebilligt und in der Verordnung vom 11. October 1887 in folgender Gestalt publicirt:

I. Aufgabe der Seminarien.

1. Die Seminarien haben die Aufgabe, ihre Mitglieder durch fortwährenden Verkehr und unausgesetzte Anleitung und Uebung in die Wissenschaft und die Methoden der einzelnen Wissenschaften so weit einzuführen, dass dieselben mit der Zeit befähigt würden, entweder als Mittelschul-Professoren, denen die Mitteilung und Verbreitung der Wissenschaft obliegt, oder als Forscher, die die

Wissenschaft mit eigenen Untersuchungen zu fördern bestrebt sind, eine erfolgreiche Wirksamkeit zu entfalten.

2. Der Lösung dieser Aufgabe dienen:

a) die seminaristischen Vorträge und Uebungen, Conversationen, Interpretationen, Disputationen und sonstige Arbeiten;

b) die mit Bibliotheken und anderweitigen wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Arbeitslokalitäten, welche den Mitgliedern jedes einzelnen Seminars zur Verfügung stehen.

II. Die Professoren der Seminarien.

3. An der Spitze jedes Seminars steht ein Director und den Umständen gemäss ein oder auch mehrere Professoren.

4. Der Director ist unmittelbar dem königl. ung. Unterrichtsministerium untergeordnet und vertritt die Anstalt gegenüber den Behörden; er leitet die Administration des Seminars und unterbreitet seine Berichte durch Vermittlung des Decanats der philosophischen Facultät dem Unterrichtsministerium. Falls seine Unterbreitung als dringend bezeichnet wird, kann dieselbe weder in der Facultät noch im Universitäts-Senat zum Gegenstande der Berathung gemacht werden.

5. Der Director nimmt ferner die Mitglieder des Seminars auf, u. zw.:

a) jene Lehramts-Candidaten, die die Grundprüfung bereits mit Erfolg abgelegt haben, durch einfache Inscription;

b) jene Aspiranten, die sich nicht auf die Lehrer-Laufbahn vorbereiten, sondern blos das ernste Studium einer Fachwissenschaft betreiben, auf eigene Verantwortung und nach persönlicher Einsicht, jedoch mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten und Lehrmittel;

c) endlich unterbreitet er die um ein Stipendium sich bewerbenden Hörer im Einverständniss mit dem leitenden Professor (respective Professoren) dem Unterrichtsministerium.

6. Der Director bestimmt, im Einvernehmen mit dem leitenden Professor (resp. Professoren), die Gegenstände der seminaristischen Collegien, die Reihenfolge der gemeinschaftlichen Uebungen und, mit Rücksicht auf die Individualität und die Leistungsfähigkeit der Seminar-Mitglieder, die Themen der halbjährlich abzuliefernden schriftlichen Arbeiten.

7. In allen übrigen Agenden sind die leitenden Professoren unabhängig und gehen nach eigener Auffassung vor.

8. Die leitenden Professoren haben auch das Recht, in ihre seminaristischen Collegien ausserordentliche Hörer (§. 14) aufzunehmen, die sie aber dem Director zu nachträglicher Bestätigung anzumelden haben.

9. Alle Agenden der Disciplin und der Hausordnung dagegen gehören in den Rechtskreis des Directors. Diese Agenden regelt ein eigenes Statut. (Dasselbe ist bereits ausgearbeitet und in Wirksamkeit).

III. Die Mitglieder der Seminarien.

10. Mitglieder der Seminarien können sein:

a) jene ordentlichen Universitätshörer, die sich für die Lehrerlaufbahn vorbereiten (Lehramts-Candidaten);

b) solche Hörer, die sich mit einer bestimmten Fachwissenschaft befassen, ohne auf eine Wirksamkeit an einer Mittelschule zu reflectiren;

11. Die Mitglieder der Seminarien sind entweder ordentliche oder ausserordentliche.

12. Ordentliche Mitglieder sind zunächst jene Mitglieder des bestehenden Mittelschullehrer-Seminars, die die Fundamental-Prüfung bereits mit Erfolg abgelegt haben, oder solche Universitätshörer, die sich mit einem Zweige der Fachwissenschaft des betreffenden Seminars befassen, ohne sich auf die Lehrerlaufbahn vorzubereiten.

13. Die ordentlichen Mitglieder sind wieder entweder Stipendisten oder solche, die kein Stipendium beziehen. Die Ersteren ernennt der Unterrichtsminister auf Grund einer Unterbreitung des Seminar-Directors und der Seminar-Professoren; jene Mitglieder, die kein Stipendium beziehen, nimmt der Director des Seminars nach eigener Entschliessung auf.

14. Ausserordentliche Mitglieder sind solche Universitätshörer, respective ihre akademischen Studien bereits absolvirte junge Fachmänner, die von den einzelnen Professoren nach persönlicher Einsicht zu den Seminar-Collegien zugelassen wurden.

15. Die ordentlichen Mitglieder sind verpflichtet, an den Seminar-Uebungen thatkräftig teilzunehmen und halbjährlich wenigstens eine schriftliche Arbeit einzureichen.

16. Die ausserordentlichen Mitglieder sind verpflichtet, an allen Uebungen und Arbeiten des Seminars teilzunehmen.

17. Jeder Universitätshörer kann nur einem Seminar als ordentliches Mitglied angehören; doch darf derselbe ausserordentliches Mitglied eines andern Seminars sein.

18. Die Gesammtzahl der ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder eines Seminars wird vorläufig auf fünfzehn stipulirt.

19. Jeder Seminarist kann die Arbeits-Localität des Seminars, dessen Mitglied er ist, bei pünktlicher Befolgung der Bestimmungen der für jedes einzelne Seminar separat stipulirten Hausordnung von Morgens 8 Uhr bis Abends 9 Uhr in Anspruch nehmen. Zu diesem Zwecke hat jeder Seminarist einen eigenen Schlüssel zu dieser Localität.

20. Jedes ordentliche und, soweit möglich, auch jedes ausserordentliche Mitglied des Seminars hat in der Arbeits-Localität des Seminars seinen eigenen Platz und seine separate Tischlade.

21. Die Mitglieder des Seminars sind berechtigt, die Sammlungen des Seminars zu benützen. Die genauen Bestimmungen bezüglich dieser Benützung der Lehrmittel umfasst ein eigenes Bibliotheks-Statut, das jeder Director für das seiner Leitung anvertraute Seminar zu erlassen hat.

Auf Grund dieses Statuts sind die genannten drei Seminarien an der Budapester Universität bereits im November des oben verflossenen Jahres ins Leben getreten und haben ihre Wirksamkeit begonnen, allerdings, in Folge der beschränkten Localitäten, nur in beschränkterem Umfange, aber trotzdem mit bereits unleugbarem Erfolge. Auch die materiellen Mittel, welche der Staat den neuen Instituten zur Zeit zuzuwenden vermag, sind trotz dem Eifer, den der für die

Hebung unseres höheren Unterrichtswesens unermüdlich tätige Unterrichts-Minister AUGUST TRÉFORT den Seminarien zuteil werden lässt, bisher sehr bescheiden. Nichtsdestoweniger stehen den Mitgliedern der Seminarien, in erster Reihe durch die tatkräftige Opferwilligkeit der an den jungen Instituten wirkenden Universitäts-Professoren, bereits ansehnliche Büchersammlungen und eine Anzahl der wichtigsten wissenschaftlichen Zeitschriften zur Verfügung. Die Seminaristen machen sich die Vorteile der neuen Anstalten mit Eifer zunutze, so dass gar nicht daran zu zweifeln ist, dass die allerseits, von der Regierung wie von den Professoren und Hörern, sehnlichst herbeigewünschten Seminarien den an sie geknüpften Erwartungen entsprechen werden, und dies umsomehr, da ihnen, bei dem nunmehr durch die Legislative bereits gesicherten Ausbau wenigstens eines Theiles des alten Universitätsgebäudes, bequemere und zweckentsprechendere Localitäten in bestimmter Aussicht stehen.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der zweiten Classe am 5. December 1887 (s. oben S. 79) las noch Andreas Domanovsky über *Dante als politischer Schriftsteller.* Das Mittelalter dachte sich das Verhältniss zwischen Kirche oder Papst und Staat oder weltlicher Macht derart, dass jener als Repräsentant des Geistigen diesem als Repräsentanten des Leiblichen gebiete. Der Erste, der die Unrichtigkeit dieses Verhältnisses mit Gründen nachwies, war Dante. Er tat dies in seinem Werke «De monarchia», dessen Kern der Beweis bildet, dass die weltliche Herrschaft von der päpstlichen Macht unabhängig ist. Dante sagt: Der Staat erhält seinen Wirkungskreis nicht von der Kirche; damit ist die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche begründet. Die Kirche lehrt den Staat nicht, wie er seine Angelegenheiten, z. B. Kriegswesen, Finanzwesen leiten solle; der Staat lernt dies aus der eigenen Erkenntniss dieser Angelegenheiten. Kirche und Staat hat jedes sein eigenes Fundament. Das Fundament der Kirche ist Christus, dasjenige des Staates ist das menschliche Recht, welchem selbst der Staat nicht zuwiderhandeln darf. Kaiser Konstantin konnte nichts vergeben, was des Staates war, die Kirche aber konnte nicht annehmen, was nicht ihr gehörte, da Niemand gegen seine Pflicht handeln darf. Der Kaiser konnte nicht mit Schädigung der Rechte des Reiches die Macht des Papstes vermehren, er konnte nicht Rom dem Papste geben und dieser kann Rom nicht beanspruchen. Das mächtige Wort, dass die weltliche Herrschaft über Rom dem Papste nicht zukommt, hat Dante zuerst ausgesprochen und der Nachwelt zur Verwirklichung hinterlassen. Er hat damit auch die Einigung Italiens vorbereitet. Dante verlangt, dass sich der Papst nur um die Religion kümmere und nur in kirchlichen Dingen herrsche; die Beschäftigung mit der weltlichen Herrschaft hindere ihn in der Erfüllung seines erhabenen geistlichen Berufes. Mit wahrhaft grossartiger Selbstständigkeit weist Dante das Recht als das Fundament der menschlichen Gesellschaft und des Staates nach. Das Recht ist unabhängig, selbstständig, göttlich.

Also ist auch die Macht des Staates von Gott und hängt nicht vom Papste ab. Indem Dante die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche ausspricht, lehrt er zugleich die volle Berechtigung derselben, indem er auch in ihr die Spur des Göttlichen findet. Mit dieser Lehre erhebt sich Dante bereits über die Denkweise des Mittelalters.

— Die Sitzungen der *volkswirtschaftlichen Commission* der ungarischen Akademie der Wissenschaften eröffnete der Präsident, Unterrichtsminister August Trefort, am 13. December 1887 mit der folgenden Ansprache:

In vorgeschrittenem Alter, da wir uns mehr nach der verdienten Ruhe als nach der Lösung neuer Probleme sehnen, denn mit verbitterter Stimmung zu kämpfen haben wir weder Lust noch Kraft, bleiben wir gern unseren alten Gewohnheiten treu; so will ich auch jetzt, der vorjährigen Gewohnheit treu, den neuen Cyclus der Vorlesungen der volkswirtschaftlichen Commission mit einer kurzen Darlegung einleiten und vor Allem die Constellationen berühren, unter denen die Vorträge beginnen. Die politischen Verhältnisse Europas bilden immer einen bedeutsamen Factor der volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Im Herbste des vorigen Jahres hat die allgemeine Stimmung überall Pulver gerochen und die Welt glaubte, dass wir an der Schwelle eines Krieges stehen. Ich wagte dennoch zu glauben, trotzdem ich nie klüger sein will, als die Welt, dass es keinen Krieg geben werde. In diesem Jahre war man vor einigen Wochen hinsichtlich der Sicherheit des Friedens vertrauensselig. Niemand wünscht den Frieden wärmer, als ich, doch verdienen die entgegengesetzten Gerüchte Aufmerksamkeit und man kann nicht ausser Berechnung stellen, dass wir mit der Pariser — ich sage nicht der französischen — Demokratie und dem russischen Panslavismus unberechenbaren Factoren gegenüberstehen. Doch ist in volkswirthschaftlicher Hinsicht auch schon der Glaube wichtig, dass der Friede aufrechterhalten werden kann, und in dieser Hinsicht liegt eine grosse Gewähr in der Tripel-Allianz, deren Tragweite maulwurfsartige Tätigkeit und Intriguen nicht beeinträchtigen werden. Das ist jedenfalls ein Vorteil für unsere wirtschaftlichen Verhältnisse, ein Nachteil ist es jedoch, dass wir unsere gute Ernte nicht zu verwerten vermögen, dass die schutzzöllnerische Richtung bezüglich der Rohproducte und Stoffe immer grössere Dimensionen annimmt. Dieser Nachteil trifft namentlich unser Vieh, unsere Weine und unsere Spiritus-Industrie, denn der Getreide- und Mehlexport leidet nicht unter den Zöllen, sondern unter der massenhaften überseeischen Production: die amerikanischen Vereinigten Staaten, Canada, Australien, Indien und wenn in den afrikanischen Ländern einige Cultur sich festsetzt, auch diese werden massenhaft Rohproducte erzeugen und mit den europäischen Staaten concurriren. Es ist eine bekannte Tatsache, dass aus Australien frisches Fleisch in grosser Menge nach England transportirt wird und dass der Grundbesitz und die Landwirtschaft Grossbritanniens sich in ernster Krise befinden. Aus all' diesen Erscheinungen ergibt sich, dass man durch den Export von Rohstoffen und Producten weder eine höhere Stufe des Wohlstandes, noch der Cultur erreichen kann. Man hat dies in Russland, in den Vereinigten Staaten, in Canada, ja sogar in Australien, eingesehen, nur bei uns will man das nicht erkennen. Ungarn ist aber in jenes Stadium der politischen, culturellen und wirtschaftlichen Entwicklung gelangt,

worin es die Industrie nicht mehr entbehren kann, da es nur bei einer industriellen Bevölkerung Consumenten und Käufer für seine Rohproducte finden wird.

Die erste Aufgabe unserer Vorlesungen besteht, meiner Ansicht nach, darin, die öffentliche Meinung in dieser Beziehung aufzuklären und zu stimuliren. Hinsichtlich der Industrie und des heimischen Erzeugnisses gibt es bei uns keinen Gemeingeist, dieser muss geschaffen werden und wir werden eine Industrie haben. Unsere zweite Aufgabe besteht darin, richtige Ansichten auf volkswirtschaftlichem Gebiete zu verbreiten. In dieser Beziehung ist die Schule das erste Forum. Es genügt nicht, dass die Rechtshörer Nationalökonomie lernen; es bedarf deren auch der Arzt, der Geistliche, der Techniker, der Kaufmann, der Industrielle, ja selbst die Frau, die im Allgemeinen in der Volkswirtschaft eine grosse Rolle spielt und darum muss Volkswirtschaft im Gymnasium, in der Realschule, in der Gewerbe- und Bürgerschule, in den Lehrerseminarien, ja selbst in den höheren Mädchenschulen gelehrt werden. Es ist eigentümlich, dass man die griechischen und lateinischen Sagen lernt, aber nichts von der wirtschaftlichen Welt weiss, in der man lebt; es ist eigentümlich, dass die gnädige Frau nicht weiss, dass es nicht einerlei ist, ob die Möbel ihres Salons in Paris oder in Budapest verfertigt werden, ebenso wenig wie der Sportsman weiss, dass es ebenfalls nicht einerlei ist, ob er den Rotfrack und die Jagdstiefel hier oder in London bestellt. Es ist bemerkenswert, dass es Philologen aus der alten Schule gibt, denen mein Vorschlag nicht gefällt, da sie glauben, es genüge, wenn die Jugend von Ceres, Mercur oder Vulkan lernt. Aus diesen Worten folgere aber Niemand, dass ich die antike Cultur nicht zu würdigen weiss; ohne die griechische Literatur und Kunst, welche die Grundlage der heutigen Cultur sind, hätte sich Europa nicht aus der Barbarei emporringen können. Aber ich getraue mich zu behaupten, dass eine der Hauptursachen unserer finanziellen und wirtschaftlichen Uebel darin liegt, dass wir, als die Constitution hergestellt ward und wir Herren der Situation wurden, in den volkswirtschaftlichen Fragen nicht genügend informirt waren; — auf diesem Wege sind wir in jene widerspruchsvolle Lage gelangt, dass wir, indem wir bei den Einnahmen, also bei der Bedeckung des agrikolen Landes blieben, diesen die Erfordernisse und Ausgaben des wirtschaftlich weit mehr entwickelten Landes gegenüberstellten. Damals, zu Beginn der neuen Wirtschaft, hätten wir darüber ins Reine kommen müssen, ob wir ein agrikoles Land bleiben wollen oder nicht und damals hätten wir vielen Bedürfnissen und höheren Ansprüchen entsagen müssen; wenn wir aber diesen Ansprüchen nicht entsagen wollten, wenn wir anerkannten, dass man im Interesse des ungarischen Staates und der ungarischen Cultur diesen Ansprüchen nicht entsagen könne, nicht entsagen dürfe, dann hätten wir alle legislatorischen, socialen und moralischen Bestrebungen dahin richten müssen, die rohen Materialien zum grossen Teile zuhause aufzuarbeiten, kurz: eine Industrie zu schaffen. Ich glaube, dass unsere Vorlesungen in dieser Beziehung ein nützliches Resultat haben werden. In dieser Hoffnung schliesse ich diese Einleitung mit den Worten, welche ich schon oft gebraucht habe: dass Ungarn nicht blos einen politischen, sondern auch einen culturellen und volkswirtschaftlichen Patriotismus und öffentlichen Geist braucht.

— **Akademie der Wissenschaften.** Die Ungarische Akademie hielt am 9. Januar zuerst eine kurze Plenarsitzung unter dem Vorsitze des Akademie-Präsidenten August Tréfort, anlässlich des Ablebens des Directionsrats-Mitgliedes Paul von Sennyey. Der Präsident gibt dem Schmerz der Akademie über den Verlust des illustren Directionsrats-Mitgliedes Ausdruck und meldet, dass er auf die Kunde von dem Tode desselben den Directionsrat zusammenberief, welcher beschloss, im Namen der Akademie einen Kranz auf die Bahre des Verewigten niederzulegen, welcher Beschluss auch ausgeführt wurde. Sodann beantragt er, dass seitens der Akademie ein Condolenzschreiben an die Witwe des Verewigten gesendet und sein Andenken durch eine Denkrede gefeiert werden soll. Beide Anträge wurden angenommen und hiemit war die Tagesordnung der Plenarsitzung erschöpft.

Es folgte die Fachsitzung der II. Classe unter dem Vorsitze des Classenpräsidenten Franz Pulszky. Den ersten Programmpunkt bildete ein Vortrag des ordentlichen Mitgliedes Lorenz Tóth, Senatspräsidenten an der königl. Curie, über *Die Gefangenen-Arbeit und die damit zusammenhängenden Hauptfragen.* Vortragender erörtert in längerer Studie eingehend besonders folgende wichtige Fragen: 1. Ob bezüglich der Arbeit in den Strafanstalten das Regie- oder das Entreprise-System sowohl in sittlicher als auch in finanzieller Hinsicht vorteilhafter sei? 2. Ob und inwiefern die Gefangenenarbeit als Concurrenz für das freie Gewerbe nachteilig sei und wie dieselbe ohne Benachteiligung des letzteren organisirt werden könnte? 3. Ob und inwiefern der Gefangene am Ertrag seiner Arbeit beteiligt werden solle? Aus dieser umfangreichen Studie teilte Vortragender einige Partien mit. Er betont die sittliche und materielle Notwendigkeit der Beschäftigung der Gefangenen mit zweckmässiger Arbeit, und erklärt sich entschieden für das Regie-System. Bezüglich der zweiten Frage erklärte Vortragender, dass die seitens des freien Gewerbes gegen die Concurrenz der Strafhausarbeit erhobenen Klagen grösstenteils grundlos seien und wo sie Grund haben, der gute Wille der Regierung durch entsprechende Bestimmung, eventuell Aenderung der Strafhausarbeiten und der Preise der Erzeugnisse dem Nachteil steuern könne. Indessen betont Vortragender, dass die moralischen Gesichtspunkte allezeit wichtiger seien, als die materiellen und den letzteren nie aufgeopfert werden dürfen. Die gehaltvolle Abhandlung schlägt besonders in der Einleitung und in der Conclusion einen wärmeren, vom Geiste des Humanismus durchwehten Ton an.

Hierauf hielt das correspondirende Mitglied Andreas Domanovsky einen Vortrag über des *Marsilius von Padua Lehre vom Staate und von der Kirche.* Dante und Marsilius v. Padua sind die Begründer jener selbstständigen politischen Wissenschaft, welche der theologischen Schule gegenüberstand. Dante's Hauptstreben war, zu beweisen, dass der Staat von der Kirche unabhängig sei. Marsilius beweist der theologischen Schule gegenüber, dass die Freiheit des Menschen neben dem Willen Gottes bestehen könne und demnach der Staat das Werk der menschlichen Freiheit sei. So wurde eine unabhängige politische Wissenschaft möglich. Marsilius handelt in seinem, 1327 vollendeten Werke «Defensor pacis» vom Staate, von der Kirche und von den Verhältnissen beider zu einander. Die übertriebenen Ansprüche der Geistlichkeit, der Missbrauch mit ihrer privilegirten Stellung bewirkten, dass Marsilius die Kirche ganz dem Staate unterordnen will, ohne

jedoch die ewigen Wahrheiten der Religion einem äusseren Tribunal zu unterwerfen. Marsilius eilte durch seine neuen, kühnen Ideen, durch seine reine und freie Auffassung des Christentums seiner Zeit weit voraus. Seine Ideen verkünden eine schönere Zukunft. Vortragender gab zum Schlusse eine eingehende Analyse des historisch merkwürdigen Werkes.

Zwischen beiden Vorträgen legte das correspondirende Mitglied Josef Körösi das mit Unterstützung der statistischen und national-ökonomischen Commission herausgegebene *statistische Jahrbuch* vor. Das Forterscheinen dieses gemeinnützigen Werkes wurde bei den kargen Mitteln der Commission nur dadurch ermöglicht, dass das ordentliche Mitglied Karl Keleti auf Ansuchen der Commission gestattete, dass dasselbe im statistischen Landes-Bureau durch Josef Jekelfalussy und Julius Vargha redigirt werde, so dass der diesjährige inhalt- und umfangreiche Band (36 Bogen) die Akademie nur mit 300 fl. belastet. Die Sitzung votirt dem ordentlichen Mitgliede Ministerialrat Karl Keleti, dem ausgezeichneten Director des statistischen Landes-Bureaus, ihren Dank hiefür.

Zum Schluss legte der Classen-Präsident Franz Pulszky eine Abhandlung des Dévaer Realschul-Directors Gabriel Téglás über *Die Krasznaer Goldbarren und ihre Stempel* vor und empfahl dieselbe zur Herausgabe in den Abhandlungen der Akademie.

— **Ungarische Geographische Gesellschaft.** Die Jahresversammlung dieser Gesellschaft fand am 26. Januar statt. Nachdem der Präsident Johann Hunfalvy die Sitzung eröffnet, las der zweite Secretär Dr. Gustav Thirring seinen «Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft im Jahre 1887», den wir in Folgendem kurz resumiren. Die Zeitschrift der Gesellschaft, «Geographische Mitteilungen» (Földrajzi Közlemények) umfasste im letzten (16.) Jahrgange über 50 Bogen, wovon 45 auf den ungarischen Text und 5 auf das fremdsprachige Abrégé entfielen, und brachte 27 selbstständige Abhandlungen, 46 Bücheranzeigen und 86 kleinere Mitteilungen. Die Gesellschaft hielt in diesem Jahre 1 Generalversammlung und 9 Vortragssitzungen, in welchen zusammen 12 Vortragende 15 Vorträge hielten. Die Gesellschaft wurde auf dem Wiener hygienischen und demographischen Congress durch ihr Ausschussmitglied Moriz Déchy vertreten. Dem wegen Entfernung von der Hauptstadt ausgetretenen Ausschussmitgliede General Vincenz Jelencsik wurde für sein eifriges Wirken Dank votirt. Zu den 15 Bänden der «Geographischen Mitteilungen» wurde durch den berichterstattenden Secretär ein Namens- und Sachregister angefertigt. Der Ausschuss übersandte dem Unterrichts-Ministerium 337 Bände seiner älteren Publicationen zur Verteilung an Volksschullehrer. Die Gesellschaft zählte Ende 1887 599 ordentliche, 29 gründende, 45 Ehren-, 33 correspondirende, zusammen 706 Mitglieder. Mit dem Tode des Professors Hugo Lojka, der sich nicht nur als Botaniker, sondern auch als geographischer Reisender einen glänzenden Namen erworben, erlitt nicht nur die ungarische geographische Gesellschaft, sondern die vaterländische Wissenschaft überhaupt einen schweren Verlust. An Unterstützungen erhielt die Gesellschaft auch in diesem Jahre von der Regierung 1000 fl., von der Akademie 500 fl., von der Ersten Ungarischen Allgemeinen Versicherungsgesellschaft 100 fl. Die Mitgliedsbeiträge zahlten für dieses Jahr blos 486 (= 81 %) Mitglieder; die 113

(= 19 %) Rückständigen werden ersucht, ihrer Pflicht nachzukommen. Die Bibliothek, welche 15 Jahre hindurch im Postpalais untergebracht gewesen, übersiedelte in diesem Jahre in den Akademie palast und ist vom berichterstattenden Secretär auch vollständig geordnet worden. Die Büchersammlung umfasste Ende 1887 982 Werke in 1746 Bänden, welche zur Hälfte der Zeitschriften-Literatur angehören. Die Kartensammlung umfasst 280 Kartenwerke in 1160 Stücken. Beide Sammlungen zusammen umfassen 1262 Werke in 2906 Bänden, respective Stücken, Die Vermehrung dieser Sammlungen durch Tausch, Geschenke und Kauf war im Vorjahre besonders stark. Von den 74 in- und ausländischen Vereinen und Anstalten, mit welchen die Gesellschaft Tauschverkehr unterhält, liefen 70 Bände, ausserdem an Schenkungen 278 Werke in 286 Bänden ein und zum Ankaufe von Büchern wurden 352 fl. verwendet. Der letztjährige Gesammtzuwachs betrug 318 Werke und 100 Karten, zusammen 418 Stücke. Da die Gesellschaft über geringe Mittel verfügt, bewegte sich ihre Tätigkeit auch in engerem Kreise, doch der Vergleich der Tätigkeit dieses letzten sechzehnten Jahres mit den früheren 15 Jahren ist beruhigend.

Hierauf verlas der Generalsecretär Anton Berecz den Kostenvoranschlag für 1888, den Vermögensstand der Gesellschaft Ende 1887 und die Einnahmen und Ausgaben des Jahres 1887. Die Hauptsummen sind folgende: Kostenvoranschlag für 1888. Einnahmen-Ausgaben: 4882 fl. 89 kr., Vermögenstand Ende 1887: 5050 fl., Einnahmen von 1887: 5125 fl. 16 kr., Ausgaben von 1887: 5032 fl. 27 kr., Rest: 92 fl. 89 kr. Nachdem die Rechnungs-Revisionscommission die Rechnungen in voller Ordnung befunden, wurde dem Cassier Dr. Heinrich Floch das Absolutorium erteilt und Dank votirt.

Hierauf fand in suspendirter Sitzung die Neuwahl des 24-gliedrigen Ausschusses mittelst Listen statt.

Während des Scrutiniums las der zweite Präsident Hermann Vámbéry seinen hochinteressanten *Bericht über die geographischen Fortschritte im Jahre 1887*, welchen wir oben vollständig mitteilen. Nach diesem mit gespanntem Interesse angehörten Bericht verkündete Aladár György als Obmann der Scrutiniums-Commission das Wahlresultat, wonach die gewesenen 23 Mitglieder des Ausschusses wiedergewählt und an Stelle des ausgetretenen Mitgliedes General v. Jelencsik Prof. Dr. Alexander Márki gewählt erschien.

VERMISCHTES.

— **Gedeon Tanárky.** Der erst vor Kurzem in den Ruhestand getretene Staatssecretär des ungarischen Ministeriums für Cultus und Unterricht ist am 23. Nov. 1887 plötzlich gestorben. Kaum sechs Monate, nachdem er sich, begleitet von der Anerkennung des Königs, die in der Verleihung des St.-Stefan-Ordens zum Ausdruck kam, und von den Sympathien der öffentlichen Meinung ohne Unterschied der Partei, ins Privatleben zurückgezogen, hat er seine stille, wenn auch an Arbeit, Mühen und Erfolgen reiche Lebensbahn beschlossen. Einer Familie entstammend, die seit undenklichen Zeiten das Vaterland mit «Honoratioren» beschenkte und zu dem geistigen Optimatentum der Nation gehörte, fiel

es dem jungen Tanárky, der sich für die politische Laufbahn entschieden, nicht schwer, durch seine Intelligenz die damalige Landtagsjugend zu überragen. Als Mitglied des achtundvierziger Reichstages bis über Debreczin hinaus blieb auch ihm das bittere Loos nicht erspart, welches die Reaction den «compromittirten» Patrioten bereitete, während die Würde und Charakterstärke, mit welcher er diese trübe Epoche überdauerte, ihm nach Anbruch der neuen constitutionellen Aera den damals so angesehenen Posten eines Obernotärs des Pester Comitats verschaffte. Von seiner Vaterstadt Nagy-Kőrös in den denkwürdigen 1861er Reichstag entsendet, schloss er sich der Beschlusspartei an, zu deren beredtesten Wortführern er zählte; doch schon in der Programmrede, mit welcher er für den 1865er Reichstag candidirte, bekundete er den Mut der Ueberzeugung, sich, obgleich er wohl wusste, dass er angesichts der oppositionellen Wählerschaft hiedurch sein Mandat gefährde, offen zu den Principien Franz Deák's zu bekennen, und er gehörte von nun an zu jener illustren Garde der alten Deákpartei, die heute bereits im Aussterben begriffen, zwei Jahrzehnte hindurch die geistige Potenz Ungarns repräsentirte. Er war es denn auch, den Baron Josef Eötvös zu seinem nächsten Mitarbeiter ausersah, als er daran ging, den Schulunterricht in Ungarn zu organisiren, was im Jahre 1867 mit einer neuen Schöpfung gleichbedeutend war, und er hat auf seinem leitenden Posten seinen redlichen und hervorragenden Anteil an dieser neuen Schöpfung genommen, wie er bis dahin wacker teilgenommen an den Kämpfen, deren Preis die Wiederherstellung der Verfassung seines Vaterlandes war. Bis zum Schlusse des letzten Reichstages Mitglied des Abgeordnetenhauses, suchte der greise Staatssecretär gleichwohl nur selten die Gelegenheit, in der Oeffentlichkeit sein gewichtiges Wort zu erheben; er beschränkte sich in der Regel auf die notgedrungene Verteidigung seines wichtigen Ressorts, in welchem sein Lebensabend förmlich aufging. Als der Zweiundsiebzigjährige freiwillig aus dem Amte und Parlament schied, um jüngeren nachstrebenden Kräften Raum zu schaffen, da hoffte man, dass der körperlich und geistig in gleicher Weise rüstige Staatsmann die Musse seines Alters dazu benützen werde, um seine literarische Tätigkeit dort wieder aufzunehmen, wo er sie zwanzig Jahre vorher mit seinem Werke über «die Stellung Ungarns im europäischen Concerte» abgebrochen und dass er die reichen Erfahrungen seines Lebens den Nachfahren zur Belehrung mitteilen werde. Allein kaum hatte er sich in die neue Lebensordnung hineingefunden, als er plötzlich aus der Reihe der Lebenden abberufen wurde, zum schmerzlichen Bedauern nicht nur seiner Familie, der er ein liebendes und zärtliches Oberhaupt gewesen, nicht nur der reformirten Kirche, deren Wohl und Wehe ihm allezeit vornehmlich am Herzen lag, sondern auch der ganzen Nation, in deren geistiger Hebung er sich ein unvergängliches Denkmal errichtet.

Gedeon Tanárky wurde am 26. October 1815 in Nagy-Kőrös geboren, wo sein Vater als Arzt tätig war und trotz seiner ausgebreiteten Praxis noch Zeit fand, sich mit Literatur zu beschäftigen. Gedeon absolvirte seine Studien in seiner Vaterstadt und in Pest. Als er im Jahre 1836 seine juridischen Studien beendigt hatte, kam er zum Vicegespan des Pester Comitats Gabriel Földváry als Patvarist; später war er Jurat beim Personal Grafen Pancratius Somssich und Secretär bei Johann Lónyay. Im Jahre 1840 bereiste er Siebenbürgen und ver-

öffentlichte seine Reiseeindrücke in einem Journal (Társalkodó). Am Pressburger Landtag nahm er als «absentium legatus» teil und sendete von dort mehreren Magnaten Berichte. Nach dem Ableben seines Vaters kehrte er nach Nagy-Kőrös zurück, woselbst er im Jahre 1842 zum Obernotär gewählt wurde. Dieses Amt bekleidete er sechs Jahre lang. Im Jahre 1848 wurde er zum Deputirten seiner Vaterstadt gewählt und als solcher folgte er der Regierung nach Debreczin, woselbst er an der denkwürdigen 1849er Reichstagssitzung teilnahm. Nach der Revolution wurde er vor das Kriegsgericht gestellt, und als er internirt wurde, beschränkte er seine Tätigkeit blos auf das Gebiet der protestantischen Kirche und Schule. Im Jahre 1861 wurde er in Nagy-Kőrös wieder zum Abgeordneten gewählt. Auf dem 1861er Reichstage gehörte Tanárky anfangs zur Beschlusspartei, wie er denn auch in einer am 25. Mai 1861 gehaltenen Rede den Beschlussantrag unterstützte; doch schon in der Frage der provisorischen Regelung des Justizwesens stimmte er mit Franz Deák. Nach Auflösung des 1861er Reichstages zog er sich in das Privatleben zurück und beteiligte sich sehr rege an kirchlichen und Schulangelegenheiten; so bekleidete er namentlich seit vielen Jahren die Stelle eines weltlichen Consistorial-Assessors des ref. Donau-Kirchendistricts. Im Jahre 1865 schloss sich Tanárky offen der Deák-Partei an, doch wurde er damals nicht in den Reichstag gewählt. In jener Zeit schrieb er seine Studie «Ungarns Stellung in der europäischen Staatengruppe». Im Jahre 1867 wurde er vom Minister Baron Eötvös als Staatssecretär ins Cultusministerium berufen. Das vom 18. März 1867 datirte Ernennungsdecret fand ihn in der Stellung eines Obernotärs des Pester Comitats. Tanárky wirkte volle zwanzig Jahre als Staatssecretär und war der Einzige seit der Wiederherstellung der Verfassung, der so lange Zeit das Amt eines Staatssecretärs bekleidete. Unter Eötvös entwickelte Tanárky eine rege Tätigkeit; auch im Parlament vertrat er wiederholt den Minister und hatte insbesondere das Budget zu verteidigen. Unter Tréfort hatte er seltener Gelegenheit, im Parlamente hervorzutreten. Er concentrirte seine Tätigkeit auf seine amtlichen Agenden im Ministerium; seine Ruhe, seine Besonnenheit und weise Einsicht waren Eigenschaften, welche dem Staatssecretär die Hochschätzung des Beamtencorps sicherten. In den letzten zehn Jahren leitete er sämmtliche Bauangelegenheiten, die Kirchen- und Schulangelegenheiten der protestantischen Kirche, die Angelegenheiten der gr.-kath. und der jüdischen Kirche, die Agenden des Volksschullehrer-Pensionsfonds. Im Juli laufenden Jahres trat Tanárky in den wohlverdienten Ruhestand, bei welcher Gelegenheit ihm Se. Majestät das Kleinkreuz des Stefansordens verlieh. Für die edle Denkweise des Verblichenen zeugt seine letzte Tat im Ministerium. Dieselbe bestand in einer Tausend-Gulden-Stiftung zu Gunsten armer, kranker Beamten des Ministeriums. Eine Bestimmung der Stiftungs-Urkunde besagt ausdrücklich, dass Gesuche um Unterstützung aus diesem Fond nicht mit Zeugnissen belegt zu sein brauchen, weil nicht vorausgesetzt werden kann, dass Jemand in doloser Weise eine solche Unterstützung erlangen wolle. Tanárky war correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften und hat in dieser Eigenschaft unter Anderem seinerzeit die Denkrede auf Aladár Molnár gehalten. Seit Tanárky aus seinem Amte geschieden, bemächtigte sich eine gewisse Melancholie seines ganzen Wesens. Der Mangel seiner langgewohnten Tätigkeit schien auf sein Gemüt eingewirkt zu

haben. Den letzten Sommer verbrachte er auf seiner Besitzung in Nagy-Körös, seit drei Wochen war er mit seiner Familie nach der Hauptstadt zurückgekehrt; seither klagte er fortwährend über Unwohlsein, doch wollte seine Umgebung an eine ernste Krankheit nicht glauben. Am 23. November nach Mitternacht trat in Folge eines Blutergusses in die Lungen der Tod ein. Tanárky hat viele Jahre den Bezirk Besztercze-Naszód, im letzten Reichstage den Bezirk Ilyefalva vertreten. In der Entwickelungs-Geschichte des modernen Ungarn ist ihm ein hervorragender Platz gesichert.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Ballagi M. és György A., Kereskedelmi Szótár. (Merkantiles Wörterbuch, unter Mitwirkung der von der ungar. Akademie der Wissenschaften entsendeten Fachcommission bearbeitet von Moritz Ballagi und Aladár György.) Budapest, 1887. Akademie, 2 Bde. I. Band: Deutsch-Ungarischer Theil, 382 S. — II. Band: Ungarisch-Deutscher Theil, 389 S.

Budenz J., Emlékbeszéd Benfey T. fölött. (Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie Theodor Benfey, von Josef Budenz.) Budapest, 1887. Akademie, 18 S.

Dugonics András, Bátori Mária. (Maria Bátori, Drama in fünf Aufzügen von Andreas Dugonics. Dritte Auflage, von *Gustav Heinrich.*) Budapest, 1887. Franklin, 346 S. — Das Trauerspiel, das lange Zeit ein Lieblingsstück der Schauspieler und des Publikums war, erschien zum ersten Male 1795 im Druck. Der Herausgeber dieser dritten Auflage weist nun eingehend nach, dass «Maria Bátori» eine im allgemeinen, besonders was die dramatische Handlung betrifft, getreue, aber auf ungarisch-historische Verhältnisse gewendete Uebersetzung von Graf Julius Sodens Trauerspiele «Inez de Castro» (zuerst 1784) ist.

Hermann Ottó, A magyar halászat könyve. (Die ungarische Fischerei, im Auftrage der kön. ung. naturwissenschaftlichen Gesellschaft, von Otto Hermann.) Budapest, 1887, Kilian, XV. 860 S., 300 Illustrationen im Text, 12 Kunstbeilagen und 21 Tabellen.

Ipolyi Arnold, Rimai Janos államiratai és levelezése. (Die Staatsschriften und der Briefwechsel des Johann Rimai von Alsó-Sztregova und Rima, im Auftrage der histor. Commission der ungar. Akademie herausgegeben von Arnold Ipolyi.) Budapest, 1887, Akademie, XII. 422 S.

Ipolyi Arnold kisebb munkái IV. (Arnold Ipolyi's kleinere Schriften. IV. Band: Kunsthistorische Studien, im Auftrage des Verfassers, nach dessen Tode herausgegeben von Vincenz Bunyitay.) Budapest, 1887. Franklin, 566 S. und zwei Grundrisse.

Jeszerniczky J., Az alsó Duna mint magyar piacz. (Die untere Donau als ungarischer Markt. Von der ung. Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift von J. Jeszerniczky.) Budapest, 1887. Kilian, 217 S.

Komáromy Andr., Liszti L. élete. (Ladislaus Listi's Leben. Literarhistorische Untersuchung von Andreas Komáromy.) Budapest, 1887, Pfeifer, 62 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

ZUR GESCHICHTE DES UNGARISCHEN FREIHEITSKAMPFES IM JAHRE 1849.

Es ist ein sehr bemerkenswertes Buch,* mit dem wir es hier zu tun haben — und merkwürdig sind die Einzelheiten und Aufschlüsse, die es uns bringt.

Wenn die mitteleuropäische Friedens-Allianz heute einem europäischen Bedürfnisse entspricht und wenn *diese* Friedens-Allianz ohne eine in sich selbst erstarkte verlässliche österreichisch-ungarische Monarchie heute gewiss nicht bestünde, — *was* aber dann an ihre Stelle getreten wäre, ganz ungewiss ist; wenn die heute bereits bewährte Erstarkung der genannten Monarchie dem inneren, durch den Monarchen mit seinem ungarischen Volke unter Franz Deák's Auspicien gemachten Frieden zu danken ist: so dürfte von diesem Gesichtspunkte aus das obgenannte Buch, ausser dem ungarischen, wohl auch das deutsche Publikum, nicht blos das österreichische, interessiren, indem es unter Anderm unternimmt, den Causal-Zusammenhang zwischen den Geschehnissen der Jahre 1848/9 in Ungarn und dem 1867-er Durchbruch und Sieg des dualistischen Reconstructions-Gedankens der Habsburger Monarchie nachzuweisen.

Und noch aus einem zweiten Grunde dürften die Ausführungen des Buches gerade heute auch den deutschen Leserkreis interessiren. So oft man seit dem Bestand des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses diese Jahre her in Mittel-Europa die Gefahr eines Krieges mit Russland gewittert, ist wiederholt in der österreichischen und in der ausländischen Presse, mehr oder weniger gehässig, die ungarische öffentliche Meinung des Revanche-Gelüstes «für Világos» Russland gegenüber verdächtigt oder geradezu angeschuldigt worden. So auch gerade neuestens. Unser Buch führt aber den unumstösslichen Nachweis der Hohlheit solcher Rede.

* *1848 és 1849-ből. Élmények és benyomások, okiratok és ezek magyarázata. Irta Id. Görgey István.* (Aus den Jahren 1848 und 1849. Erlebnisse und Eindrücke, Urkunden und deren Erläuterung. Studien und historische Kritik. Von Stefan Görgey sen.) Budapest, 1885—88. Drei Bände.

Der obige Artikel befasst sich zunächst mit dem ersten Bande dieses bedeutenden Werkes.

Deshalb schon finden wir eine Studie gerechtfertigt, die den Zweck verfolgt, das obgenannte dreibändige Quellenwerk in gedrängtem Auszug dem weiten deutschen Leserkreise näher zu bringen.

Gleichwohl wollen wir sofort bemerken, dass die soeben hervorgehobenen Gesichtspunkte augenblicklicher Actualität durchaus nicht den Ausgangspunkt oder das Leitmotiv der die Arbeit von nahezu zwei Jahrzehenten enthaltenden geschichtlichen Forschungen des Verfassers bilden. Die treibende Idee hierbei war, nebst der mit Wärme aber ohne Gepränge hervorleuchtenden Liebe zum Vaterlande, die Liebe zur Wahrheit, und nebenbei die Liebe zum — Bruder und Freund, dem vielverlästerten und bestverleumdeten letzten Führer der ungarischen nationalen Armee — Arthur Görgey. Sie war: auf dem viel und hart verstampften Boden des letzten ungarischen Freiheitskrieges, aus Schutt und Trümmern und dem überwuchernden Gewirr falscher Angaben und Vorstellungen, geflissentlicher Mystificationen, künstlich grossgezogener Vorurteile und darüber hingrünender natürlich entstandener volkstümlicher Romantik, zuerst die nackten, aller Zutaten entkleideten Tatsachen hervorzuholen, dann deren unbekannte innere Motive zu ergründen, und so ein wahrheitsgetreues ungetrübtes Bild von den Vorgängen und handelnden Personen jener Epoche dem Leser vor Augen zu führen.

Diese leitende Idee trieb den Verfasser, seit nahezu vier Decennien Material an verstreuten geschichtlichen Urkunden aus den verschiedensten Händen in seinen Besitz zu bringen, welches er demnächst dem Budapester National-Museum abzutreten und so jedem Forscher zugänglich zu machen verspricht. Und wir wollen ihm gerne glauben, dass diese zuhauf getragene Urkunden-Sammlung ihm nebst unverdrossener Mühe auch manch schönes Stück Geld gekostet haben mag — wiewohl, wie wir aus seinem öffentlichen Dank entnehmen, er von manchem Freund und einstmaligen Waffengefährten (standhaften Verehrern Arthur Görgey's) auf das wirksamste unterstützt worden ist.

An tausend Stück Documenteseiner eigenen Sammlung, mehrere ihm zur Verfügung gestellte zeitgenössische Tagebücher und Handschriften (mit wenigen Ausnahmen bisher unveröffentlicht), nebst der ziemlich bändereichen einschlägigen Literatur bilden die breite Grundlage seiner Ausführungen und zumeist scharfsinnigen, immer klaren Combinationen.

Die zumeist wörtlich veröffentlichten massenhaften Urkunden und ausführlichen Citate eben machen sein Werk zu einem so umfangreichen (der I. Band 323 Seiten; der II. Band 698 Seiten; der III. Band über 730 Seiten), zugleich aber auch zu einem höchst wertvollen für die erst noch kommende Geschichtschreibung jener Tage, welcher gegenüber der Verfasser seinen Standpunkt in unzweideutiger Bescheidenheit selbst dahin fixirt, dass er derselben lediglich fleissig geordneten echten und reichen Stoff zur selbstständi-

gen Behandlung an die Hand zu geben beabsichtigt. Seine eigene sehr eingehende kritische Aufarbeitung bietet er ausdrücklich blos als seine *subjective* Ueberzeugung, einer berufeneren Geschichtschreibung à laisser ou à prendre an.

Von einer Parteischrift im actuellen Sinne des Wortes kann hier nicht die Rede sein. Arthur Görgey hat seit dem 13. August 1849 keine politische Partei hinter sich. Seine Persönlichkeit hat an jenem Tage bereits ihre ganze Actualität verloren. Er verfiel der Geschichte und bleibt ihr verfallen. Allein eben vom Standpunkte der Geschichte ist das gehaltvolle Werk seines jüngeren Bruders in jenen Teilen, die sich speciell auf die Person und Individualität des ungarischen Heerführers beziehen, allerdings «eine Streitschrift im besten Sinne des Wortes», wie sich eine der mehrfachen, in hervorragenden Budapester Tagblättern und Monatschriften bisher erschienenen anerkennenden Kritiken zutreffend äussert.

Der Verfasser erzählt uns freimütig, wie ihn sein nahes Verhältniss zu dem Manne, den er als Bruder und Freund und als seinen einstigen Vorgesetzten liebt und verehrt, lange Zeit abgehalten habe, mit seiner Leistung vor ein vom Vorurteil und dem Argwohn der Parteilichkeit seinerseits, voraussichtlich voreingenommenes Publikum zu treten — doch nur so lange abgehalten habe, bis die mächtigere Anziehungskraft des ehrlich vorgesteckten Zieles die falsche Bescheidenheit in ihm und alle seine Bedenken besiegte. Und wir sehen es ihm auch ohne dieses offene Bekenntniss an jeder Zeile seines Buches an; vor allem an dem Eifer, womit er *sein persönliches* Interesse am Verdrängen gewisser landläufiger Meinungen über Handlungen und Motive seines Bruders, geradezu betont. Hierbei scheint uns, als wäre es ihm eben durch dies freimütige Geständniss, und nicht zum kleinsten Teil durch die natürliche Wärme des Gedankens und Ausdruckes geradezu gelungen, dem Vorurteile, als könne er schon seines Namens halber gar nicht anders als parteilich schreiben, — die Spitze abzubrechen.

Wir gewinnen, um es nur gleich herauszusagen, aus diesem Buch ein zusammenhängendes und vollständiges Bild jenes Teiles der Ereignisse, welche Verfasser erzählt und zumeist urkundlich erhärtet. Und zugleich eine wesentlich andere, neue Anschauung von Personen und Handlungen, — indem uns gründliche Kenntniss des Details, auf jedem Schritt und Tritt Berichtigung falscher Daten, und lichter Einblick in die geheimen oder mindestens bisher nicht gekannten Motive zu Teil wird.

Der Rahmen, innerhalb dessen der Verfasser uns sein reiches Material und seine treffenden Urteile bietet, ist eigentlich eine von Schwechat bis Világos und in die russische Kriegsgefangenschaft reichende Monographie speciell des durch Arthur Görgey befehligten und geführten Teiles der ungarischen Armee — der tapfersten von allen, wie Kossuth in den Tagen des Zusammenbruches, August 1849, in seinem Brief an General Bem erklärt.

Sie war aber auch, diese »Armee von der Oberen Donau«, unter Görgey — sie und ihre Feldzüge und Erlebnisse — zugleich das Rückgrat der kriegerischen Ereignisse überhaupt, und da hat denn auch der Verfasser es nicht unterlassen, auf seinem graden Wege aufmerksam nach rechts und nach links zu blicken und synchronistisch den Zusammenhang mit den Haupt-Geschehnissen auf anderen Kriegsschauplätzen herzustellen und das Wichtigste kurz zu markiren, so dass eventuell andere Monographien sich diesem Werke leicht anreihen liessen.

Kossuth's das Ganze umfassende Politik, deren ohnehin Ein hervorragender Gegenstand immer Arthur Görgey's Person gewesen, läuft in diesem Werke begreiflicherweise fortwährend mit unter oder vielmehr sie nimmt in der Sorgfalt unseres Verfassers die erste Stelle ein.

An seiner Hand sehen wir Kossuth — nachdem er Görgey's Talent und Entschlossenheit frühzeitig erkannt und ihm das Ober-Commando an der oberen Donau (Pressburg, November 1848) anvertraut hatte — bereits im Jänner 1849 nach der notgedrungenen Räumung der Hauptstädte, — im engsten Kreise seiner Vertrauten den Stab über ihn brechen. Die oberflächlich allbekannte Veranlassung hiezu ist Görgey's Proclamation von Waitzen, 5. Jänner 1849. Mit Unrecht. Denn die Waitzner Proclamation an seine Truppen war niemals ein spanisches Pronunciamento, war keine Auflehnung wider, oder Abfall von der Landes-Verfassung, auf welche die Armee den Schwur geleistet. Im Gegenteil, die Proclamation gipfelte gerade in der Erklärung, dass die Armee von der oberen Donau und ihr Führer »treu ihrem Schwur, für die Aufrechthaltung der von König Ferdinand V. sanctionirten Constitution des Königreiches Ungarn *gegen jeden äusseren Feind* entschieden kämpfen, — mit derselben Entschiedenheit aber auch allen Jenen entgegentreten werden, welche durch unzeitige *republikanische Umtriebe im Inneren* des Landes das *constitutionelle Königtum zu stürzen* versuchen wollten.« Wenn also, wie vorausgesetzt werden musste, Kossuth nichts anderes im Sinn und Herzen trug, als die Aufrechthaltung und Verteidigung der in Wien durch Machtwort cassirten ungarischen Landes-Verfassung, auf welche Kossuth selbst beeidet war: so konnte *ihn* jener gegen republikanische Umtriebe und den von dieser Seite etwa beabsichtigten Umsturz der gesetzlichen Verfassung gerichtete Passus der Proclamation nimmer anfechten. Kossuth konnte höchstens Veranlassung finden, Görgey neugierig zu fragen, was ihn denn bewogen, *Selbstverständliches* so unerwarteter Weise, ohne früheres Einvernehmen mit der provisorischen Regierung, gewissermassen aus dem Stegreif so feierlich zu proclamiren und dadurch Aufsehen, Neugierde und Beunruhigung zu erregen? Und Görgey hätte ihm wahrheitsgemäss sofort erschöpfende Aufklärung gegeben.

Die Waitzner Proclamation war in der Tat kein Kind einer Laune, sondern erpresst durch eine sehr ernste Notwendigkeit. Das Armeecorps

schien auf dem Punkte angelangt, sich aufzulösen. Hievon gibt uns das vorliegende Werk in einer Reihe gut skizzirter Bilder und Scenen einen gründlichen Begriff.

Wir sehen ein Husaren-Regiment, eines von den alten, (dasselbe, welches noch wenige Stunden vorher bei Tétény die nachdrängende Avantgarde des Ban von Croatien Baron Jellacsics in offener Attaque so energisch zurückgeschlagen hatte, dass das ganze österreichische I. Armeecorps unmittelbar in Folge dessen eine rückgängige Bewegung machte) in Pest in der Strasse vor dem Hotel zur Königin von England abmarschbereit gestellt; und wir sehen blos 4 Offiziere, deren ältester ein Second-Rittmeister, in der Front; dagegen die übrigen alle bereits abgefallen und sich eben anschickend, durch Beispiel und Wort den Abfall des ganzen Regimentes in Scene zu setzen... Von Arthur Görgey's Untergebenen erklären ihm ein General und ein Dutzend Stabs- und Oberoffiziere, darunter Regiments-Commandanten: die ungarische Sache sei ihrer Ueberzeugung nach militärisch verloren, durch Kossuth's und des Reichstages grosssprecherische Flucht nach Debreczin politisch compromittirt, jedenfalls schlecht beraten; und sie selbst seien entschlossen, nicht weiter mit dem Säbel in der Faust zu dienen. Zwei Grafen Zichy, Stabsoffiziere, beschworen Görgey im Interesse seiner Ehre und Reputation als Heerführer, ihrem Beispiele zu folgen und nicht weiter einer zweideutig gewordenen Sache zu dienen, die schon deshalb verloren sei, weil sie an massgebendster Spitze nicht aufrichtig geleitet und Görgey und die Armee nur zu Zwecken persönlicher Ambitionen missbraucht werden. Der Ideengang der aufgeregten Offiziere, wie er aus verstreuten Aeusserungen erkennbar, damals in den Gemütern gährte, war folgender: Kossuth gelobte soeben erst öffentlich, er werde sich im äussersten Falle einer verlorenen Entscheidungsschlacht, welche am rechten Donauufer vor Ofen geschlagen werden soll, unter den Trümmern von Ofen begraben lassen; der Reichstag aber unter seiner Führung sende eine Deputation an FM. Fürst Windischgrätz: und beide, Kossuth und der Reichstag, retten sich nun vorzeitig nach Debreczin! Beide behaupteten die vom gekrönten König sanctionirte monarchische Landes-Verfassung zu verteidigen und nichts Anderes zu wollen: und ihre Handlungsweise und die unbekannte Mission an Windischgrätz errege den ernstesten Argwohn der kämpfenden Armee; dass alle öffentlichen Erklärungen unverlässlich, unglaubwürdig seien, und Kossuth, indem er den Reichstag mit sich fortreisst, unter der Maske des reinsten Patriotismus und dynastisch-constitutioneller Loyalität nur ein leichtfertiges Glücksspiel treibe, dessen Ziele wechseln und nur persönlichem Ehrgeiz dienen dürften, — dessen erstes Opfer unvermeidlich die Armee sein werde — vielleicht schon in den nächsten Stunden, wofern die Deputation dem kaiserl. Feldmarschall die Unterwerfung anbietet, oder falls die von ihr angebotenen Ausgleichsbedingnisse nicht angenommen werden. Windischgrätz werde ohne Zweifel die Auslieferung der ungarischen

Armee zur ersten, unerlässlichen Bedingniss machen. . . Die Regierung (der Landesverteidigungs-Ausschuss mit dem Präsidenten Kossuth an der Spitze) habe das Vertrauen der Armee schon die letzten Wochen her auch dadurch erschüttert, dass sie einerseits antidynastische und republikanische Agitationen der Presse geduldet, ja begünstigt hat, andernteils sich seit Nov. 1848 laienhaft-anmassenderweise eine autoritative Einmengung ins Detail der strategischen Kriegführung erlaubte und hiedurch eine vernünftige Heeresleitung dem übermächtigen Feinde gegenüber unmöglich gemacht, alle bisherigen Chancen vereitelt und die stets opferwillige Armee zu fortwährenden Misserfolgen verurteilt hat. Die Offiziere der alten, vormals kaiserlichen ungarischen Regimenter hätten sich auf dem Rückzuge gegenseitig das Wort gegeben, getreu dem geleisteten constitutionellen Eide am rechten Donauufer mit voller Selbstaufopferung zu kämpfen — bis an die Donau vor Ofen — doch nicht weiter! Auf das linke Ufer hinüber gedrängt — thäten sie nicht mit! Interessant ist auch, welche Tragweite diese erbitterten Soldaten der formellen Tatsache beimassen, dass das Gesetz ausdrücklich und ausschliesslich die Stadt Pest als Sitz des Reichstages bestimmt. «Von Pest an einen anderen Ort verlegt: hört der Reichstag schon aus diesem Umstande allein auf, gesetzlich zu sein» — eiferten die Offiziere.

Offenbar war unter ihnen auch die Anschauung verbreitet: ihre so erfolgende Rückkehr zur kaiserlichen Fahne und Selbststellung en masse, — wiewohl im Hinblick auf die im October erlassene Aufforderung des Fürsten Windischgrätz verspätet, — würde noch immer in billige Berücksichtigung gezogen und sie in Ehren wieder aufgenommen werden. (Die in Pest zur Jahreswende programmässig factisch zurückgebliebenen haben sich dann, wie männiglich bekannt, bitter getäuscht; sie wurden kriegsgerichtlich cassirt und zu schweren Festungsstrafen verurteilt.)

Die in den ersten Tagen des neuen Jahres 1849 zu Pest vor dem Hotel zur Königin von England dem Ausbruche nahe Meuterei nun hat die besonnene Energie Görgey's und der treuen Offiziere momentan erstickt, lediglich durch rasche Absonderung von den abgefallenen Offizieren und schleunigen Abmarsch nach Waitzen.

Nachdem so die erste Gruppe der malcontenten höheren Offiziere ausgeschieden war — gährten die eben gekennzeichneten Ideen unter den Treugebliebenen, auf dem Marsch nach Waitzen, fort.

Im Lager zu Waitzen wieder vereinigt, traten die Offiziere der Armee zusammen, wählten einhellig — auch jene der neu ersterrichteten Honvéd-Bataillone — eine aus allen Truppenkörpern zusammengesetzte Deputation an Arthur Görgey und überraschten denselben mit der dienstlich ehrerbietig, dabei aber entschlossen gestellten Frage: Was nun?! und mit der positiven Erklärung: so wie bisher könne es nicht weiter gehen; und im äussersten Falle sei es die letzte Pflicht der Regiments- und sonstigen Abtheilungs-

Commandanten, für den Bestand und die Zukunft ihrer respectiven Truppenkörper Sorge zu tragen, für die sie verantwortlich seien.

Dies kurz die Genesis der Waitzner Proclamation — und zugleich die vollgiltige Entschuldigung für das Erlassen derselben, Kossuth und dessen Regierung gegenüber, falls es für das darüber Gesagte einer Entschuldigung bedurfte; falls der ganze Act oder irgend Etwas darin unmotivirt, unvermittelt oder gar verdächtig befunden ward, und deshalb, nach reiflichem Ueberlegen, Grund vorzuliegen schien, Görgey zur Verantwortung zu ziehen.

Die Proclamation von Waitzen war ein rasches Auskunftsmittel in einer flagranten Krise. Eine notwendig gewordene Arznei einem nach längerem Ansammeln des Krankheitsstoffes plötzlich akut gewordenen und mit tödtlichem Ausgang drohenden Uebel gegenüber.

Und wie die Folge lehrte, war sie eine wirksame Arznei.

Es galt das Armeecorps von der oberen Donau der Sache des Vaterlandes zu erhalten.

Hiezu waren erforderlich: richtige, genaue Diagnose, klare Erkenntniss und Wahl des indicirten Heilmittels und rasches, entschlossenes Eingreifen.

Es galt daher im Detail: einerseits den constitutionell-monarchischen, andererseits den dynastischen Gefühlen der Armee Genugtuung, ihrer diesbezüglichen Aufregung Beruhigung zu verschaffen — in dem offenen politischen Glaubensbekenntniss des interpellirten Ober-Commandanten, dass die vom gekrönten Könige Ferdinand V. sanctionirte Verfassung es sei, welche er jedem äusseren Feinde gegenüber — aber auch ebenso entschieden jedwelchen republikanischen Umtrieben im Inneren gegenüber zu verteidigen entschlossen ist.

Allein es galt auch das Vertrauen in die militärische Führung und Befähigung dieses Ober-Commandanten selbst, welches durch den ununterbrochenen Rückzug von Pressburg bis Waitzen ebenfalls starke Erschütterung erlitten hatte, neu zu festigen. Dies nun suchte Arthur Görgey durch die Verkündigung der beschlossenen Diversion gegen eine Nebenmacht des Feindes und durch die Aussicht auf günstigere Chancen, welche er dem Armeecorps auf dieser Linie eröffnete, herzustellen und überhaupt das gesunkene Selbstbewusstsein im Armeecorps hauptsächlich dadurch zu heben, dass er über das, was bereits geschehen, wie über das, was seinerseits ferner zu geschehen hat, offen und ehrlich sein Urteil, seine Ueberzeugung ausspricht. (Wir werden in der Folge sehen, dass es Arthur Görgey durch seinen berühmten Winter-Feldzug in der Tat gelungen ist, das Vertrauen in seine Heerführung zu befestigen.)

Doch es galt noch Eines: nämlich jene Kluft, so gut es eben gehen wollte, zu überbrücken, welche im Augenblick unleugbar zwischen den Gefühlen der Görgey'schen Armee und den nach Debreczin geflüchteten

provisorischen Regierungsgewalten klaffte; das der ungarischen Sache erhaltene Armeecorps auch dem Landesverteidigungs-Ausschuss botmässig zu erhalten. Gelingt es Arthur Görgey zugleich das Band des ununterbrochenen Zusammenhanges mit dem unstreitig bereits revolutionären Landesverteidigungs-Ausschuss, als der anerkannten Not-Regierung des zum Notwehrkampf gedrängten Landes, durch irgend eine glückliche Formel zu retten, welche die zürnende Armee selbst im dermaligen Zustand der Aufregung der Gemüter acceptabel findet: dann erst ist Görgey sein schwieriges Erhaltungswerk gelungen, — hat er seine augenblickliche Aufgabe vollständig gelöst.

Zu diesem Zwecke nun blieb Görgey keine Wahl und schlechterdings nichts anderes übrig, als den letzten aufrechten Rest des abgetretenen legalen Ministeriums Batthyányi, den kön. ung. Landesverteidigungsminister General Mészáros, welcher zum Glück noch immer nicht abgedankt hatte, und dermalen an der Spitze des I. ung. Armeecorps in der oberen Theiss gegen den über Kaschau ins Land eingebrochenen kaiserlichen General Graf Schlick im Felde stand, «beim selben Zopf» zur Function heranzuziehen, welchen Zopfes wegen zeither gerade Görgey den alten unbeholfenen Pedanten blos für einen Hemmschuh in der brennenden Tätigkeit der Heeresorganisirung erklärt und mittels directen Verkehrs mit dem Präsidenten Kossuth, wo nur immer möglich, umgangen hatte.

Deshalb lautete der vorletzte Punkt der Waitzner Proclamation folgendermassen: «*3.* Aus dem Begriffe der constitutionellen Monarchie, für welche das Armeecorps an der oberen Donau bis auf den letzten Mann einsteht, folgt von selbst, dass es einzig und allein nur jenen Befehlen folgen dürfe und wolle, welche ihm vom verantwortlichen königlich ungarischen Kriegsminister oder dessen durch ihn selbst ernannten Stellvertreter, gegenwärtig General Vetter, in gesetzlicher Form zukommen.»

Merkwürdigerweise hat Kossuth und sein intimster Anhang gerade wegen *dieses* Punktes Görgey des Vaterlandsverrates geziehen, — seine gegen Görgey beabsichtigten und so oft tunlich, in Angriff genommenen feindseligen, auf dessen Trennung von der ihm anhänglichen Armee und seine Beseitigung abzielenden Schritte mit *diesem* Punkte motivirt. Das ihm zugekommene *Actenstück selbst* (Görgey liess es in starker Auflage durch seinen mitgeführten Armee-Lithografen vervielfältigen und nach allen Winden verteilen) oder den *echten Wortlaut* desselben liess Kossuth niemals veröffentlichen, weder im Parlament, noch in der Presse; so verurteilten denn die Menschen Görgey wegen einer Proclamation, die sie selbst nie gelesen!

Kossuth aber tat im Interesse seiner dazumal noch kaum von Wenigen geahnten Ziele klug daran, den Wortlaut der Proclamation von Waitzen so consequent der selbständigen Beurteilung der Volksvertreter wie der Presse zu entziehen. Es hätte sich unter mehreren Menschen leicht einer

finden können, der in seiner Unschuld mittels hausbackenen Menschenverstandes in der Proclamation von Waitzen statt des angedichteten Landesverrates die ehrliche wahre Absicht Görgey's entdeckt und naiver Weise, auch Kossuth belehrend, nachgewiesen hätte: dass nämlich gerade jenen meist inkriminirten auf den Kriegsminister bezüglichen Punkt wohl allenfalls Görgey's *Armeecorps* (falls es gegen Kossuth und den Landesverteidigungs-Ausschuss absolut unversöhnlich) übel nehmen konnte: niemals aber Kossuth, Regierung, Reichstag! Weiss doch Jedermann in Debreczin, dass der so pomphaft als einzige legale Autorität hingestellte kön. ung. Kriegsminister General Mészáros derzeit factisch Kossuths Minister, — sein gefügiges Werkzeug ohne Widerrede sei! Dies ebenfalls wohl wissend, habe also Görgey eigentlich beabsichtigt und sei es ihm auch — so scheint es — ganz gelungen, die in einer fatalen Krise befindliche, gegen Kossuth momentan aufgebrachte Armee durch das Bindeglied des noch von König Ferdinand V. ernannten Kriegsministers *unauffällig* gerade dem Landesverteidigungs-Ausschuss, somit ihm, Kossuth, selbst auch fürder gehorsam zu erhalten. Es brauche blos Kossuth in Hinkunft seine Befehle an Görgey stets durch General Mészáros, respective dessen Stellvertreter, General Vetter absenden zu lassen.

So erscheint denn an der Hand des vorliegenden Werkes die besagte Proclamation von Waitzen geradezu als ein kleines Meisterstück von kaltblütiger Besonnenheit bei warmherzigem Patriotismus, — von Voraussicht oder Inspiration und männlichem Freimut; ein klug diplomatisches Auskunftsmittel, ohne eben zu täuschen. Man kann die Bedeutung dieses Actenstückes für den Verlauf des ungarischen Freiheitskampfes, wie den Moment, der es mit Naturnotwendigkeit geboren, nicht ernst genug würdigen. Je mehr man dem Gedankenzug unseres Commentators nachgeht: desto klarer wird es, dass diese Proclamation sowohl in ihrem wahren Sinn, wie ihr Verfasser sie gedacht, als auch dadurch, wie sie teils missverstanden, teils geflissentlich missdeutet worden, eine epochale war und in ihrer Doppelwirkung auf die nächste Phase des Verteidigungskrieges eine entscheidende Wirkung machen musste.

Ihre erste, unmittelbare, ihre beabsichtigte und glückliche Wirkung war, dass das ungarische Armeecorps von der oberen Donau sofort im Inneren beruhigt, seinem Führer vertrauend, ein gut gefügter, streng disciniplirter Körper ward, von internen Krisen fürder unangefochten und schlagfertig. Mit diesem Armeecorps führte Görgey sodann seinen in der Kriegsgeschichte als meisterhaft anerkannten Winterfeldzug durch die Bergstädte und die Täler der Gran, Waag, Poprád, Hernád und Tarcza aus, — aus einer kampfreichen Defensive mittels des Sieges am Berg Branyiszko in die Offensive übergehend und die Vereinigung mit den ungarischen Streitkräften an der oberen Theiss Mitte Februar 1849 zu Kaschau herstellend.

Hier aber stossen wir auch schon auf die sichtlichen Folgen jener *anderen*, fatalen Wirkung der Waitzner Proclamation: der entschlossenen feindseligen Gesinnung Kossuths und derer in seinem Banne, — gegen Arthur Görgey.

Dieser — mit seinem kampflustigen und von Siegeszuversicht beseelten Corps Eines Sinnes — sieht sich in der Morgendämmerung seines angehofften Kriegsglückes plötzlich seinem Verhängniss gegenüber. Dieses tritt ihm leibhaftig entgegen — vorerst in der Person des polnischen Generals Graf Heinrich Dembinsky, welcher laut seiner eigenen Worte aus Paris hergeeilt ist, um dieses arme Land zu retten.

Wenn man das Werk Stefan Görgey's zu Ende gelesen hat, empfängt man den frappanten Eindruck der grössten Wahrscheinlichkeit des causalen Zusammenhanges zwischen der Wirkung der Waitzner Proclamation auf Kossuth und der neuesten Ober-Commandeurschaft Dembinsky's. Und wenn man die Zeugenschaft des Debrecziner Parlaments-Mitgliedes Ludwig Kovács (ehedem Staatssecretär im kön. Ministerium des Grafen Stefan Széchenyi) in Betracht zieht, wonach der alte Ladislaus Csányi, der spätere Minister Kossuths während der Unabhängigkeits-Epoche, im Juli 1849 ihm (Kovács) in böser Stunde die Mitteilung gemacht: «Wir sind verloren! Kossuth hat es so eben ausgesprochen — Alles was an Kriegsmacht in Görgey's Händen, sei verloren für die Regierung; nur das ist unser, was wir ihm noch zu entziehen im Stande sind»: so geht man unwillkührlich noch um einen Schritt weiter als unser Verfasser und gelangt zu der Ueberzeugung, dass was Kossuth im Juli vor Csányi ausgesprochen, in seiner Seele bereits während Görgey's excentrischen Winterfeldzuges im Jänner und Feber desselben Jahres 1849 feststehende Meinung und Beschluss gewesen.

Dembinsky, der neue Obercommandant sämmtlicher ungarischen Streitkräfte — ausschliesslich Bems in Siebenbürgen, — erscheint auf der Bildfläche anfangs Febers an der oberen Theiss, in dem interessanten Momente, wo das kaiserliche Armeecorps des Grafen Schlick, bei 10,000 Mann, auf seiner lang ausgedehnten Linie einerseits durch den ungarischen Obersten Klapka von Tokay her nordwärts, andererseits durch Görgey vom Norden her südwärts gegen Kaschau zusammengedrängt, auf dem Punkte war, zwischen zwei Feuer genommen und aufgerieben zu werden. Anstatt die so vorgefundene höchst günstige Situation aufzufassen und zweckmässig auszubeuten, äussert Dembinsky schlechterdings kein Verständniss für die momentan gegebene strategische Situation und benützt vielmehr die ihm übertragene Autorität eines Oberst-Commandirenden dazu, ganz andere, nebensächliche, nichtsnutzige Ziele zu verfolgen. Er führt ganz Anderes im verdeckten Schilde. Gleichwie in Heine's drastischer Romanze vom sterbenden König David dem Salomo der jüdische Feldherr Joab — so ward von Kossuth in Debreczin dem neu employirten Dembinsky hauptsächlich Gör-

gey, und wahrscheinlich auch vom Kriegsminister Mészáros der diesem unsympathische andere Corps-Commandant Klapka eindringlich empfohlen! Und es erweisen die nächstkommenden Ereignisse, dass die Ziele, welche Dembinsky's Feldherrntalent in erster Linie in Anspruch nahmen, folgende gewesen: die Selbstständigkeit der Corps-Commandanten, vor Allem Görgey's zu vernichten, die für factiös gehaltene Anhänglichkeit der Corps an ihre bisherigen Führer rasch unwirksam zu machen und gleichzeitig eine Autorität und ein blindes Vertrauen in seine Unfehlbarkeit protzig zu erzwingen, welche ein Feldherr in diesem Maasse nur durch Zeit, Verdienst und Liebe mühsam erwerben, doch niemals anbefehlen kann; endlich: das *nicht bedrohte*, vom Schwerpunkte der augenblicklichen strategischen Sachlage weit abseits gelegene Miskolcz zu schützen — weil der blöde Mann hiedurch sich die ihm ebenfalls wertvoll scheinende Protection Szemere's zu sichern hoffte, indem Letzterer ihm beim Abschied von Debreczin den Schutz seiner Vaterstadt besonders anempfohlen hatte!

So sehen wir denn die activen Kräfte des Verteidigungskampfes sich sehr bald verhängnissvoll je nach den persönlichen Sympathien und Antipathien gegen Eine Persönlichkeit — Arthur Görgey — gruppiren und hiedurch spalten! und es wird der ganze Verlauf des Krieges consequent bis zu Ende lehren, dass derjenige Teil, welchen der Druck der Gefahr und der Gang der Ereignisse dem hervorragenden ungarischen Feldherrn zur Verfügung stellte, consequent in Sieg und Missgeschick der active, positive gewesen und geblieben, der andere Teil, all jene Kräfte, welche die Antipathie gegen seine Persönlichkeit von ihm abzuleiten wusste, blos negativ, oft hemmend und paralysirend wirksam, und für die Sache des Verteidigungskrieges und sein eventuell mögliches Gelingen von allem Anfang an so recht eigentlich verloren waren.

Im Momente der Vereinigung Görgey's mit Klapka und noch einem dritten ungarischen Armeecorps (General Répássy) und deren Unterordnung unter den Oberbefehl Dembinsky's gegen Mitte Februar standen in der Tat die Sachen so, dass das österreichische Corps des Grafen Schlick, strategisch schon umringt, sei es zum Strecken der Waffen gezwungen, sei es in die Pfanne gehauen, kurz: für die ganze weitere Folge des Feldzuges unschädlich gemacht werden konnte. Und es ist wohl erlaubt anzunehmen, dass in diesem Fall der Sieg über Schlick im Februar 1849 das erste Glied der zusammenhängenden Kette jenes glänzenden Siegeslaufes gebildet hätte, womit die ungarische Armee *zwei volle Monate später* die Welt in Staunen setzte. Die russische Intervention — der italienische Friedensschluss — lagen noch zwei Monate weit entfernt im Schoosse der Zukunft.... Wenn es überhaupt einen Zeitpunkt und einen Ausgangspunkt gegeben hat, von welchem aus das endliche Obsiegen des ungarischen Verteidigungskrieges um die Aufrechthaltung der ungarischen 1848-er Verfassung möglich gedacht werden

darf, so war dieser Moment: Mitte Februar das rasche Vorgehen gegen Schlick, um ihm jeden Ausweg abzuschneiden und ihn zur Annahme der Schlacht unter den für ihn ungünstigsten Verhältnissen — oder zur Ergebung zu zwingen. Alle Chancen waren hier auf ungarischer Seite.

Dembinsky liess den Moment und Schlick entschlüpfen, indem er sich sehr eifrig strategisch mit der Sicherung des unbedrohten Miskolcz, taktisch mit der Vivisection der Armeecorps Görgey's und Klapka's beschäftigte.

Letzteres griff er so an, indem er *vor* dem Treffen von Kápolna die Einzel-Divisionen und Brigaden Görgey's und Klapka's grundsätzlich diesen Corps-Commandanten aus den Händen nahm und unmittelbar disponirte; sie in unverständliche Cantonnirungen verstreute und in Aufmarsch und Schlachtordnung gleich zwei Spielen Karten untereinander mischte. (Dadurch sollte der schlechte Geist in ihnen getödtet, der Einfluss Görgey's und Klapka's auf selbe gebrochen werden. Im weiteren Verlaufe der Begebenheiten sehen wir wiederholt denselben Geist der Truppen als «schlecht», denselben Einfluss Görgey's auf diese als «verderblich» verpönen und dieselben Massnahmen dawider anstreben.) Vor Görgey und Klapka aber, sowie vor den durch ihn direct hin und her disponirten Divisions- und Brigade-Commandanten verheimlichte Dembinsky auf das sorgfältigste seine Absichten und Pläne. Görgey insbesondere hielt er die ganze Zeit bis zum Abend des ersten Schlachttages ohne persönliche Verwendung, in unklarer Stellung, müssig. Nachdem Dembinsky sich des feindlichen Schlick'schen Corps in seinem Rücken (Norden) auf die einfachste Weise von der Welt entledigt hatte, rückte er gen Südwesten auf der Miskolcz-Gyöngyös-Pester Poststrasse mit fünf Armeedivisionen bis Kápolna und an das Tarna-Flüsschen vor, während, zufolge seiner selbsteigensten Anordnungen, die übrigen drei Divisionen noch ½—1—2 normale Tagmärsche rückwärts in diversen Ortschaften verteilt cantonnirten.

Die Folge von all dem war, ausser der nicht — wie bisher stets — klappenden Verpflegung (Dembinsky's allerschwächste Seite!) und der allgemeinen Unzufriedenheit — dass als Dembinsky's Aufstellung an der Tarna am 26. Februar Nachmittags durch FM. Fürst Windischgrätz angegriffen wurde und Dembinsky's Divisionäre in seiner Abwesenheit die Schlacht annahmen, Görgey bereits seit Stunden im Hauptquartier zu Erlau vergebens der Befehle Dembinsky's harrte; dieser selbst aber vom fernen Kanonendonner im vollen Sinn des Wortes überrascht ward, und, was das Schlimmste, für den zweiten Schlachttag die rückwärtigen Divisionen unmöglich zur rechten Zeit am Schlachtfeld erscheinen konnten, um so unmöglicher, als Dembinsky sich *erst* in Kápolna, wohin er an Görgey's Seite fahrend, bei sinkender Nacht ankam, zum Heranziehen der von dort aus noch entfernteren rückwärtigen Divisionen entschloss.

Am andern Tag (27. Februar) brach dann FML. Graf Schlick mit

seinem Corps — *welches nicht mehr existiren durfte, falls Dembinsky 17 Tage früher seine Schuldigkeit getan!* — aus den Bergen von Norden hervor, vereinigte sich während des Gefechtes mit Windischgrätz, nahm diesen ins Schlepptau und entschied den Tag.

Nachdem Görgey den geordneten Rückzug Dembinsky's ermöglichte, indem er denselben von der dominirenden Höhe des Szólláther Hügels aus in heissem Arrièregardekampf deckte; und nachdem auch der Feind das Treffen abgebrochen, Dembinsky aber ins Nachtquartier nach Maklár abgeritten war, wurde Görgey von der, forcirten Marsches eben erst angekommenen letzten Reserve-Division, Oberst-Lieutenant Kmety und dessen Offizieren beschworen, das Commando an sich zu reissen und die Schlacht sofort herzustellen. «Noch sei die Sonne am Himmel; wir müssten noch siegen!» Selbstverständlich folgte Görgey der Aufforderung diesmal nicht.

Tags darauf vereinigte Dembinsky die ganze Armee mittels concentrischen Rückmarsches an Einem Orte vor Mező-Kövesd. Nach einem kurzen brillanten, siegreichen Gefecht hierselbst gegen die feindliche Verfolgung, retirirte Dembinsky am 1. März von der Mező-Kövesder Landstrasse in unverständlicher Richtung südwestwärts gegen die Theiss und zwar so, dass er Görgey's vier Armee-Divisionen in 4—5 Ortschaften, die durch ½—2 Meilen weite unpraktikable Wege, Sümpfe und das Thauwetter von einander getrennt waren, zur Cantonnirung verteilte, — während auf der gen Poroszló-Tiszafüred abzweigenden Strasse Klapka's Corps den Rückzug decken sollte. Bis hieher leistete Görgey zähneknirschend Folge. Kaum war Görgey in die anbefohlenen Cantonnirungen eingerückt: ward vorne Klapka heftig angegriffen. Wird er auf Poroszló hart an der Theiss zurückgeworfen: so sind Görgey's Einzeldivisionen abgeschnitten und das Uebrige zeigt sich. Da riss der von Klapka herüberschallende heftige Kanonendonner endlich dem General Görgey den überspannten Faden der Geduld entzwei! und er führte eigenmächtig in selber Nacht, mittels eines unbeschreiblichen Marsches durch Sumpf und Finsterniss bei Fackelschein seine vier Divisionen concentrisch nach Poroszló, wo er selbe am 2. März vom Morgen bis Mittag mit Klapka's Corps vereinigte. Hier im Lager erklärten die drei Divisionäre Klapka's, von diesem geführt, vor Görgey, dass sie entschlossen seien, fürder nur solchen schriftlichen Befehlen Dembinsky's Folge zu leisten, die von General Görgey oder Oberst Klapka contrasignirt sind. Görgey beschwichtigte und vertröstete die Herren bis zum Zeitpunkt des vollendeten Rückzuges hinter die Theiss nach Tiszafüred, welcher seiner Ueberzeugung nach unverweilt angetreten werden müsse, indem den Angriff des Feindes in Poroszló, wo mehrere im Besitz des Feindes befindliche Weglinien concentrisch zusammenlaufen, am diesseitigen Ufer, mit der Theiss und einem stundenlangen schmalen Damm-Defilée im Rücken abzuwarten, gleichbedeutend wäre mit der mutwilligen Preisgebung unserer Armee. Glücklicher-

weise habe Dembinsky dies eingesehen und den sofortigen Beginn des Rückzuges u. z. mit dem Klapka'schen Corps à la tête auch schon angeordnet. Zugleich erklärte Görgey, den Kern des ihm soeben kundgegebenen Entschlusses der Klapka'schen Divisionäre (nicht auch die beantragte Form) zu seiner eigenen Sache zu machen und die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen. Dembinsky, mit Görgey's Einrücken höchst unzufrieden, war nach einer erregten Besprechung mit Görgey und nach erteiltem Rückzugsbefehle voraus nach Tiszafüred abgegangen.

Doch bevor noch die letzten Abteilungen Klapka's abgezogen waren und die Reihe an das Görgey'sche Corps gekommen war, zu folgen: rückte der Feind an. Hierauf stellte Görgey seinen Rückzug ein, meldete den Grund schriftlich an seinen Hintermann General Répássy behufs Weiterbeförderung an den Höchstcommandirenden, und rückte dem Feind entschlossen entgegen. Hierauf machte der Feind eine rückgängige Bewegung und Görgey blieb stehenden Fusses in Gefechtsstellung bis in die sinkende Nacht. Die Fortsetzung des unterbrochenen Rückzuges über die Theiss setzte er für die zweite Stunde nach Mitternacht fest. Da erhielt er noch vor Mitternacht von Dembinsky als Antwort auf seine Meldung den neueren Befehl, mit dem VII. Armeecorps auch den nächsten Tag über in Poroszló zu bleiben und *den Kampf anzunehmen, wenn der Feind angreifen sollte.* (!)

Es hatte ganz den Anschein, als hätte Dembinsky die Absicht, das VII. Corps und seinen Commandanten bei jeder neueren Gelegenheit immer wieder der sicheren Gefahr des Geschlagenwerdens auszusetzen.

Wir glauben von den massenhaften Original-Urkunden gerade an dieser Stelle eine, die folgende, wörtlich mitteilen zu sollen.

Görgey schreibt: »Nr. 6. An den Herrn General-Lieutenant Dembinsky in Tiszafüred. — Datum Poroszló $^{3}/_{3}$. Ein Uhr Früh. — Die Ratlosigkeit, in welcher ich Sie, Herr General-Lieutenant, bei unserer gestern früh stattgehabten Besprechung fand; die noch im letzten Augenblicke abgeänderten, schwankenden, in gar keiner Beziehung entschiedenen Dispositionen, welche mir erst schriftlich, darauf aber zweie in immer wieder verändertem Sinn mündlich gegeben wurden, liessen mich sogar über die bestimmte Wahl Ihres Aufenthaltsortes in Ungewissheit. Ich suchte demnach den geeignetesten Weg, auf welchem ich einen Bericht über das, was sich hier in Poroszló von feindlicher Seite Neues ergeben hat, an den Commandanten der hinter der Theiss stehenden Truppen gelangen zu lassen und machte meine Mitteilung meinem Kameraden (General) Répássy. Meine Dispositionen aber musste ich nach meiner Ueberzeugung treffen und werde sie jederzeit vor einem ungarischen Kriegsgerichte zu rechtfertigen wissen. Auf die Nachricht von diesen Dispositionen schicken Sie mir einen Befehl, der sich eben so wenig klar über das ausspricht, was und in welcher

Art es zu geschehen hat, wie dies die meisten Ihrer bisher erlassenen Befehle taten. Es frägt sich ganz einfach, ob ich Commandant meines Corps bin, oder blos der zeitweilige Führer irgend einer Abteilung, die Sie, Herr General-Lieutenant, unter meine Befehle zu stellen belieben. Bin ich das Erstere (wie dies in jenem Ministerial-Erlasse ziemlich verständlich ausgesprochen war, welcher mich *als Corps-Commandanten* unter Ihre Befehle stellte), so darf ich, ohne unbescheiden zu sein, von Ihnen, Herr General-Lieutenant, erwarten, dass Sie mir den leitenden Grundgedanken Ihrer Operationen wenn auch nicht schriftlich, so doch mündlich, wenigstens unter vier Augen mitteilen; noch mehr aber bin ich berechtigt zu erwarten, dass bei Ausführung aller aus jenem leitenden Grundgedanken consequent hervorgehenden Dispositionen mein Corps, für dessen Erhaltung ich dem Vaterlande verantwortlich bin, unzerstückt unter meinem Befehle bleibe; nicht aber, wie dies leider bereits in den wichtigsten Momenten dieses kurzen unglücklichen Feldzuges der unter Ihre Befehle gestellten sogenannten Mittel-Armee mehrmal geschah, einzelne Teile meines Armee-Corps durch eben solche eines anderen vermischt, abwechselnd unter meinen, und dann wieder unter die Befehle eines anderen Offiziers gestellt werden. — Bin ich aber nicht mehr Armee-Corps-Commandant, sondern nur ein blindes Werkzeug in der Hand dessen, den die Landes-Regierung über mich gestellt hat: so bin ich genötigt, meine bisherige Krieger-Laufbahn als beendet anzusehen, indem ich mich nie dazu werde entschliessen können, mich unbedingt und blind einer Führung anzuvertrauen, über deren Zweckmässigkeit und richtige Consequenz mir leider die allernotwendigsten Beweise fehlen. — In einem so wichtigen Fall, wie der meiner gegenwärtigen Lage hier in Poroszló ist, wo es sich um die Erhaltung eines bedeutenden Teiles der besten ungarischen Truppen handelt, erwarte ich von meinem Commandanten entweder gar keinen, oder einen richtig motivirten, ganz bestimmten Befehl. — In dem Moment, wo der Feind auf zwei Kanonenschussweiten in Schlachtordnung vor mir stand, während feindliche Rauchsignale in Front und beiden Flanken, so wie die Aussage einiger Kriegsgefangenen und die Berichte ausgesandter Kundschafter und Patrouillen die Annäherung sehr starker Umgehungs-Colonnen mit Bestimmtheit andeuteten: musste ein rascher selbstständiger Entschluss gefasst werden. Die Alternative stand einfach: entweder vorwärts oder zurück. Das Erste ist in Folge Ihres Feldzuges, während dessen die Truppen bei höchst mangelhafter Verpflegung bei den angestrengtesten Märschen hartnäckige Gefechte zu bestehen hatten, bereits unmöglich geworden; folglich kann nur das Zweite Platz finden — wenn es nicht allenfalls in Absicht liegt, die hier befindlichen Truppen zwecklos zu opfern. — Ist Poroszló wirklich ein strategisch und tactisch wichtiger Punkt: so bleibt noch immer die Offensive entweder mit frischen, oder wenigstens gut verpflegten Truppen in Aussicht gestellt. — Ich gab soeben den Befehl zum Abmarsch

mit Rückzug hinter die Theiss, welchen die Abteilung des Herrn General Répássy unter Commando des Herrn Oberstlieutenant Hertelendy als Arrière-Garde deckt. Diese Abteilung habe ich angewiesen, die ferneren Befehle ihres Corps-Commandanten, des Herrn General Répássy diesseits der Theiss im Lager der (schlecht) angelegten Verschanzungen abzuwarten. — Ich werde nach geschehenem Rückzuge zu jeder Stunde bereit sein, das was ich hiemit tue, vor einem ungarischen Kriegsgerichte zu rechtfertigen, oder die verdiente Strafe für meine Eigenmächtigkeit im Sinne der Kriegsgesetze hinzunehmen. — Görgey.»*

Der Rückzug hinter die Theiss wurde — bevor ein feindlicher Angriff erfolgte — ohne Unfall bewerkstelligt.

Dembinsky stellte den General Görgey nicht vor ein Kriegsgericht; statt dessen verklagte er ihn bei dem in Tisza-Füred anwesenden Regierungs-Commissär B. v. Szemere mit Vorweisung obigen Briefes. Szemere aber meldete sofort an die Regierung nach Debreczin: Görgey zettle eine Militär-Revolte an, welche dem Ausbruch nahe!

Einige Stunden später traten in Tisza-Füred die Corps-Commandanten der hier im Lager vereinigten Armee, die Generale Görgey und Répássy wie auch Oberst Klapka, dann die Divisionäre Aulich, Gáspár, Kmethy, Dessewffy, Máriássy, Bátori-Schulcz und Szekulics, unter «Vorstand» des durch Görgey zur Leitung der Besprechung eingeladenen obgenannten Regierungs-Commissärs, gehörig entfernt jedwedem lauschenden Ohr, auf offener Wiese zusammen und Szemere willfahrte ohne weiters ihrem einstimmigen motivirten Begehren, den General-Lieutenant Dembinsky in zwar möglichst schonender Weise, doch unverzüglich des Ober-Commandos zu entheben und ihm die Protocolle abzunehmen und an Görgey zu übergeben. Letzterer hatte in der Zusammentretung erklärt, er, als der rangsälteste der drei anwesenden Armee-Corps-Commandanten, unterstelle sich unbedingt welchem immer seiner beiden Kameraden General Répássy oder Oberst Klapka; wogegen diese in Einhelligkeit mit den unterstehenden Divisionären das interimistische Ober-Commando bis zur definitiven Entscheidung durch die Regierung dem General Görgey anzuvertrauen begehrten.

Szemere führte in selbsteigener Person die Deputation der Armee (darunter auch Görgey) zu Dembinsky und kündigte diesem seine Enthebung vom Ober-Commando an. Dembinsky, grotesk und verstockt, wie die ganze Zeit her, verweigerte Auskunft und Protocolle. Und man liess sie ihm schliesslich, überzeugt, daraus keine Weisheit schöpfen zu können, und weit entfernt davon, einen Skandal oder auch nur Eclat provociren zu wollen.

* Präsid. Geheim-Corresp. Protocoll des kön. ung. VII. Armee-Corps. Im Besitze Stefan Görgey's.

Kossuth aber reiste sofort nach Erhalt von Szemere's Meldung (Militär-Revolte) in Gesellschaft des Kriegsministers General Mészáros und des präsumtiven zu ernennenden neuen Ober-Commandanten General Vetter zur Armee ab, indem er in Debreczin zum Abschied die historisch constatirten Worte aussprach: er lasse Görgey erschiessen — was in der Tat vom Gesichtspunkt der Landesverteidigung ein schlechter Ersatz gewesen wäre für die Vergeudung des Monats Februar durch Dembinsky.

Und all' dies Böse hat die fatale Proclamation von Waitzen verbrochen!

Was aber in dieser in so verderblicher Weise auf die Entschliessungen des Präsidenten des Landesverteidigungs-Ausschusses eingewirkt, war keineswegs die affichirte Verletztheit wegen angeblicher Zurücksetzung hinter den kön. Kriegsminister Mészáros, — auch nicht die Drohung, gegen eventuelle republikanische Anschläge auf die monarchische 48-er Verfassung Front machen zu wollen. An eine Republik Ungarn dachte Kossuth nicht; selbst am 14. April nicht — bis er nicht Szemere, dessen Opposition er mit Recht fürchtete, durch die Ministerpräsidentschaft zu neutralisiren sich entschloss und dieser ihm dann den Streich spielte, als Minister Kossuth's ein republikanisches Regierungs-Programm aufzustellen, um hierin allfälligen Dynastie-gründenden Aspirationen Kossuth's, die Szemere ihm zutraute, einen Riegel vorzuschieben.

Schreiber dieses glaubte die Dembinsky'sche Februar-Episode im causalen Zusammenhang mit der Proclamation von Waizen nicht kürzer hervorheben zu können, da selbe den fremden Condottiere, mit dessen Namen und Person der Anfang und das Ende des Unheils im ungarischen Freiheitskampfe organisch zusammenhängt, genügend charakterisirt. Wir werden ihn leider noch auf unserem Wege wiederfinden. (Inzwischen war er auch hinter den Coulissen nicht müssig.) Was er im Februar an der oberen Theiss begonnen und im März unterbrechen musste: er wird es im August an der unteren Theiss zu Ende führen! — Am Tage der eigentlichen Schluss-Katastrophe vor Temesvár, 9. August, nehmen wir Abschied von ihm.

Kossuth — am 3. März in Tisza-Füred angelangt — liess Görgey nicht füsiliren.

Im Gegenteil — er ratificirte die Absetzung Dembinsky's und vertraute Görgey das Ober-Commando über die anwesenden drei Armee-Corps interimistisch an, indem er ihm sogar den definitiven Oberbefehl in der ganzen bisherigen Sphäre Dembinsky's in nächste Aussicht stellte, nachdem er sich mit ihm (Görgey) in einem tête-à-tête auseinandergesetzt und versöhnt hatte.

Er konnte eben nicht anders nach den Ergebnissen der Inquisition, die er sofort nach seiner Ankunft im Hauptquartier unter Assistenz der Generale Mészáros und Vetter mit den Corps-Commandanten und Stabsoffizieren der Armee «aus Leibeskräften» eingeleitet hatte.

Die Versöhnung war eine so vollkommene, dass Arthur Görgey unterm 10. März 1849 von Egyek aus an General Damjanics, den er noch von Angesicht nicht kannte, jenen merkwürdigen Brief schrieb, womit Stefan Görgey seinen I. Band schliesst.

Zu Ende besagten I. Bandes erscheint nämlich auf der Bildfläche eine neue Figur: General Damjanics. Dieser führt sich mit einem glänzenden Sieg (bei Szolnok am 5. März 1849 über die kaiserlichen Brigaden Ottinger und Karger erfochten) bei uns ein. — Bei dieser Gelegenheit überwarfen sich die beiden betheiligten ungarischen Generale Johann Damjanics und Graf Karl Vécsey. Dieser letztere bedenkliche Umstand, so wie andererseits Görgey's Ernennung zum interimistischen Ober-Commandanten dreier ungarischer Corps und sein Wunsch, möglichen Missverständnissen oder gar von dritter Seite her denkbaren geflissentlichen Verhetzungen vorzubeugen, bewogen Arthur Görgey, die Initiative zu folgender Correspondenz zu ergreifen (die ich bei dem Umstande, dass diese Correspondenz deutsch geführt wurde, in der Lage bin, durch Gefälligkeit des Herrn Stefan Görgey hier im deutschen Urtext zu reproduciren).

Arthur Görgey schreibt zuerst an General Damjanics in Szolnok, von Tisza-Füred aus:

«Nr. 3. — Den 6. März 1849. Mit dem freundlichsten Glückwunsche zu Ihrer gestrigen schönen Waffentat eröffne ich unbekannterweise eine Correspondenz, welche den Zweck hat, irrtümlichen Nachrichten zuvorzukommen und Sie zu versichern, dass mir die Regierung blos das Ober-Commando über das I., II. und VII. Armee-Corps, keineswegs aber jenes über das Ihren Befehlen unterstehende III. Armee-Corps übertragen habe, dass es mir also in keiner Beziehung zustehe, Ihnen einen Befehl zu erteilen. Doch mögen mir der Herr General die Freiheit nicht übel nehmen, wenn ich zwei freundliche Bitten Ihnen ans Herz lege. 1. Dass Sie jedem echten Patrioten die Freude machen, zu erfahren, wie Sie, Herr General, im Gefühle Ihrer wahren Verdienste um das Vaterland, sich edel und hochherzig über gewisse persönliche Susceptibilitäten hinauszusetzen wussten und jene Einigkeit zwischen Ihrer und der Person des Herrn General Vécsey wieder herstellten, deren Störung uns hier in tiefe Betrübniss setzte, da wir mit Grund befürchten, ein Zerwürfniss von der Art dürfte von den nachteiligsten Folgen für die Erfolge unserer Waffen werden. 2. Dass Sie, sollten die künftigen Operationen das Corps des Herrn Obersten Klapka auch aus Ihrer unmittelbaren Nähe führen, wenigstens durch wechselweise Mitteilungen sowohl des bereits Geschehenen, als, wo möglich, auch des unmittelbar darauf zu Geschehenden, in ununterbrochener Verbindung mit selbem (dem Corps Klapka) und folglich auch mit mir, bleiben. Ich glaube die Erfüllung beider Bitten liegt zu sehr im Interesse der guten Sache, für welche wir streiten, als dass ich nicht mit Zuversicht darauf rechnen dürfte. Görgey.»

Einen ganz gleichen Brief schrieb Görgey auch an General Grafen Vécsey.

Von Damjanics erhielt Görgey sofort folgendes Antwortschreiben:

»Nr. 97. B. — An Herrn General Görgey in Tisza-Füred. — Datum Szolnok, den 7. März 1849. — Eben im Begriffe Ihnen zu schreiben, erhalte ich Ihren Brief vom 6. März. Ich will offen zu Ihnen sprechen; dies ist meine Gewohnheit. — Sie sind zu sehr Patriot, Herr General, und teilen zu sehr meine Gefühle für unsere gute und wahre Sache, um nicht zu begreifen, dass ich im Interesse des Vaterlandes, für welches zu bluten ich bereit bin, nicht anders gegen Generalen Grafen Vécsey handeln, nicht anders zu ihm sprechen durfte. Vielleicht — ja wahrscheinlich ist es, dass meine Sprache herb klingen kann: aber vom Herzen kommt sie: denn ich liebe die Wahrheit und sie bleibt meine unzertrennliche Gefährtin in Freud und Leid. So kommt es, dass ich, aufgereizt durch das späte Eintreffen Vécsey's am Kampfplatz und durch den Hemmschuh, welchen er gewöhnlich jeder kühneren Bewegung anlegen möchte, meine Worte nicht abwog, — die indess gewiss nicht ungerecht trafen. Ich kenne den sonst edlen Charakter dieses Generalen; ich wertschätze seine patriotischen Gesinnungen, und alle jene Tugenden, die ihn als Menschen zieren: unserer Sache aber wird er schwerlich gute Dienste leisten können, denn sein schwankendes Auftreten, . . . gefährden jede Unternehmung von einiger Bedeutung. — Ich erkenne vollkommen Ihre edle Handlungsweise und kann nur versichern, dass Liebe für mein armes gedrücktes Land mein Herz erwärmt und meine Tatkraft spannt: und so möge man mich denn einiger harter Worte wegen nicht scharf beurtheilen. — Dieselben können die Ueberzeugung hinnehmen, dass ich gewiss thätig sein werde. Ganz bestimmt kann ich für den Augenblick mein Operations-Object nicht angeben; gewiss wird aber jede meiner Bewegungen von den Ihrigen abhängig sein, und vielleicht schon morgen verlasse ich die Theiss-Linie, sobald ich nur von Ihrer Bewegung Gewissheit erlangt habe. Meine Operationen sind einfach: ich suche den Feind, und mit Hilfe meiner braven Truppen hoffe ich zu siegen. — Ich wünsche Ihren Unternehmungen in brüderlicher Weise den besten Erfolg. Meiner kleinen, aber auserlesenen Schaar soll es an Tätigkeit nicht fehlen und Sie können auf wirksame Unterstützung rechnen. Es wird mich freuen, Ihnen oft Nachrichten von meiner Division geben zu können und ich bin immer bereit, einen guten Rat anzunehmen. Es wird daher an gegenseitigen Mitteilungen nicht fehlen. — In meiner Seele ist Ein Gedanke gross gewachsen: die Befreiung unseres Vaterlandes. Reichen wir uns demnach brüderlich die Hände und was Menschen vermögen, werden Menschen leisten. — Damjanics.«

Diesen Brief erhielt Görgey, als er von Debreczin, dem Sitz der Regierung, zur Armee zurückkehrte. Er war nach Debreczin gefahren, um mit Kossuth plötzlich eingetretene Hindernisse im Detail der festgestellten Ope-

rationen zu besprechen. In Kossuth's Wohnung kam er zufällig zu einer grossen Feierlichkeit: *Vetter war mittlerweile zum definitiven Höchstcommandirenden* über die einerseits unter Damjanics bei Szolnok, andererseits unter Görgey bei Tisza-Füred zweigetheilten Streitkräfte ernannt worden und Vetter sowohl, als auch andere Generale (Perczel, Vécsey, Damjanics) sollten decorirt werden. So wurde denn, nebenbei gesagt, aus dem Stegreif auch Görgey decorirt.

Den im Hauptquartier vorgefundenen obigen Brief des General Damjanics beantwortete Görgey sofort wie folgt:

»Nr. 10. — Egyek, den 10. März 1849. — An den Ober-Commandanten des I., III. und IV. Armee-Corps Generalen Damjanics. — Die Sprache Ihres geehrten Schreibens vom 7. d. M. versichert mich der edelsten Denkungsart Ihrer Heldenseele. — Ich nehme die dargebotene Rechte mit Freuden an. — Unser Wahlspruch bleibe: Errettung des Vaterlandes! — Ich halte Sie über jede Suscibilität erhaben, — wie auch Klapka, Aulich und mich selbst. Dies beruhigt mich über die nächste Zukunft, wenn die jüngste Gegenwart, was Gott behüten wolle, ein Hemmschuh unserer guten Absichten werden sollte. — *Der Landtag misstraut dem Heere.* — Der Kriegsminister (Mészáros) ist ein Standbild der Vergangenheit, unfähig die Gegenwart richtig aufzufassen oder auch nur an sie zu glauben. — Vetter, unser Ober-Commandant, hat in kritischer Zeit das Ober-Commando zweimal ausgeschlagen. — *Kossuth allein glaubt an die Umwälzung, an's Heer, an uns* und an sich selbst. Es ist ein antiker reiner Charakter. Schade, dass er nicht Soldat ist! — Das Heer, eigentlich die einzelnen Teile desselben, hängen grösstenteils an ihren Führern: und das Schicksal des Vaterlandes liegt somit in den Händen der Letzteren. Darum tut uns Eins Noth: Einigkeit unter uns selbst und mit dem Präsidenten! — Ich bin fest entschlossen *Diesem Einen* jedes Opfer zu bringen. Und Dies mein Glaubensbekenntniss! — Görgey.«

Am selben Tage schrieb Görgey an Klapka den folgenden Brief:

»Nr. 9. — Egyek, den 10. März 1849. An den Herrn Oberst Klapka, Corps-Commandanten, in Szolnok. — Lieber Freund! — Gestern war ich in Debreczin. Lasse mich schweigen über die mehr als unangenehmen, über die betrübenden Eindrücke, welche ich dort empfing. Wenig echte Patrioten! Ueberall Eigensucht, Eitelkeit, im günstigsten Falle unerschütterlicher Ehrgeiz. — Ich lebe in der festen Ueberzeugung, dass Damjanics, Aulich, Du und ich viel, sehr viel würden ausgerichtet haben, auch wenn wir ohne Ober-Commando blieben. — Vetter ist FML. und Ober-Commandant *aller* ungarischen Truppen. Der Himmel mache seine Brust frei von kleinlichen Rücksichten und erfülle sie mit echter Vaterlandsliebe. Er wird reussiren, wenn er Eueren Rath befolgt und meinen nicht von sich weist. — *Allein* — gibt er sich Irrtümern preis — und der Oesterreicher wird ihn täuschen. — Euer Plan hat meine volle Zustimmung — aber durch Vetter's Ernennung sind

unsere Schritte vorläufig gelähmt und ein gut Teil an Zeit und Gelegenheit verloren! — Ich wollte heute bei Csege über die Theiss — doch der Gott der Ungarn macht einen Fehler, schickt Regen: und siehe da! ich muss dennoch über Tokaj. Wieder ein Tag verloren! — Die Unterabteilung der Truppen machten sie in Debreczin falsch: Damjanics sollte nur das III. und IV., ich dagegen das I., II. und VII. Armee-Corps haben. Ich sagte ihnen, das sei nicht gut, Damjanics müsse mehr, wenigstens eben so viel als ich haben; daher sollte man ihm auch das I., d. i. Dein Armee-Corps zuteilen. Ich glaube in Deinem Sinn gehandelt zu haben. Ich behielt das II. und VII. Dieses commandire ich fortwährend selbst — jenes Aulich, ein sehr braver tüchtiger General. — Aus all' dem siehst Du, dass ich nichts tun kann, als meine Operation über Tokaj fortsetzen und mit Geduld abwarten, was der Ober-Commandant bestimmen wird. — Dein aufrichtiger Freund Arthur.»

Der Verfasser des besprochenen Buches wirft die Frage auf: Woher weiss denn Arthur Görgey im März 1849, dass der Reichstag dem Heere misstraue? und Verfasser kommt zu dem Resultat, dass Görgey dies nur von Kossuth vernommen haben konnte in eben jenem tête-à-tête in Tisza-Füred, wo die Versöhnung zwischen ihnen erfolgte. Vor Görgey's unerwartetem Erscheinen in Debreczin war dieser ausser allem Contact mit den Mitgliedern des Reichstages; und auch am 10. März brachte er *dort* die wenigen Stunden seines Aufenthaltes blos in der Wohnung des Präsidenten zu. Sonst und anderwärts verkehrte er mit Niemand in Debreczin, ausgenommen wenige Höflichkeits- und Dankesworte an den Arzt Dr. Kmethy, in dessen Wohnung er, über Empfehlung seines Divisionärs, des nachmaligen Generals Kmethy, abgestiegen war.

Dass die Versöhnung auf Görgey's Seite eine volle und aufrichtige gewesen, beweist dessen zweiter Brief an Damjanics. Ob dieselbe eben so aufrichtig auch auf Seite Kossuth's gewesen: wird die Folge lehren. Verfasser spricht seine Ueberzeugung offen dahin aus, dass Kossuth seine ganze Liebenswürdigkeit, sein ganzes Bühnentalent Görgey gegenüber aufgeboten haben mag und, wie wir sehen, mit ausgezeichnetem Erfolg. Doch Görgey sollte nur zu bald Gelegenheit bekommen, sein Wort vom antiken Charakter — den Ausspruch eines für warmherzige Eindrücke und edle Auffassung empfänglichen arglosen, man möchte sagen candiden Gemütes — zu bereuen.

* * *

UNGARN IM ZEITALTER DER TÜRKENHERRSCHAFT.

So lange, als die orientalische Frage — ausgesprochen oder latent — einen schwerwiegenden Factor in den europäischen Machtverhältnissen bilden wird, muss das Studium von Geschichtswerken, die sich mit der Darstellung des Aufblühens und Verfalles des türkischen Grossstaates beschäftigen, jedem Politiker dringendst anempfohlen werden. Dieser Umstand verleiht dem Erstlingswerke des ungarischen Historikers, FRANZ SALAMON: «*Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft*» * eine gewisse Actualität, auf die wir eigentlich gar nicht nötig hätten hinzuweisen, da dem genannten Buche, noch weit mehr als der Gegenstand desselben, die gediegene Behandlungsweise das Interesse der Leser sichern muss.

Salamon vertritt in der historischen Literatur seines Vaterlandes eine neue und ganz eigentümliche Richtung. Die Production auf dem Gebiete der Geschichtschreibung war in Ungarn stets eine rege, aber auch einseitige. Man behandelte mit grosser Vorliebe und Ausführlichkeit die politische Geschichte der Nation und liess die Entwickelung der culturellen und socialen Verhältnisse fast gänzlich unberührt. Es mangelte nicht so sehr an Quellen, die freilich nicht in allzureichem Maasse flossen, als an der Fähigkeit, oder dem Willen, dieselben gehörig zu benützen. Es ist das Verdienst Salamons, in letzterer Hinsicht ein glänzendes Beispiel geliefert zu haben, das leider noch immer nicht hinreichend befolgt wird.

Um recht zu verstehen, wie Salamon dazu kam, mit dem alten Schlendrian zu brechen, wird es nicht überflüssig sein, einen Blick auf den eigentümlichen Bildungsgang dieses Historikers zu werfen. Er studirt nach väterlicher Sitte Humaniora und Jurisprudenz, wirft sich aber später, nachdem er als Honvéd am Freiheitskampfe teilgenommen, auf das Studium der Mathematik und Naturwissenschaften, lehrt diese Gegenstände ein Jahr lang am Gymnasium der Stadt Nagy-Körös, wo damals eine Schaar erlesener Geister mit dem Dichter-Genius ARANY an der Spitze wirkte, geht dann als Literat nach Budapest, versucht sich auf dem Gebiete der Aesthetik und Literaturgeschichte, befasst sich — schon 34 Jahre alt — auf Veranlassung ANTON CSENGERY's mit ungarischen Geschichtsquellen, um Revue-Artikel zu schreiben, stösst gleichsam zufällig auf historische Probleme, deren Lösung seinen mathematisch geschulten Geist reizt, vertieft sich in seinen Gegenstand und veröffentlicht endlich 1864 sein erstes Geschichtswerk, dessen Uebersetzung wir hier besprechen. Es erhellt aus dem Gesagten, dass Salamon an die Ausarbeitung seines ersten Werkes nicht nur mit sehr grosser

* Ins Deutsche übertragen von Gustav Jurány. Leipzig H. Haessel 1887.

Reife, sondern auch mit einer nicht gewöhnlichen Vielseitigkeit gehen konnte, die ihn zum Geschichtschreiber im modernen Sinne des Wortes besonders befähigen sollte. Ein Geschichtswerk, das diesen Namen verdient, stellt das ganze mannigfaltige Leben einer Epoche dar, mit einer Fülle und Verschiedenheit der Verhältnisse, schwer zu erfassen und aufzudecken einer einseitigen und sozusagen verknöcherten Intelligenz. Um Salamon mit einer solchen, Wenigen vergönnten Befähigung auszurüsten, waren *alle* Momente des oben berührten Bildungsganges von wesentlichem Einflusse. Selbst die Verteidigung der heiligen Sache des Vaterlandes mit dem Schwerte in der Hand diente zur Schulung des Historikers, schärfte den Sinn desselben für kriegerische Vorkommnisse, befähigte ihn, Schlachten und deren Folgen zu beurteilen. Die juridischen Studien boten bei der Abfassung des ersten Salamon'schen Historienwerkes einen ganz speciellen Nutzen; das Corpus Juris, sonst eine respectable Rumpelkammer, lieferte für die Darstellung der socialen Verhältnisse die schätzenswertesten Anhaltspunkte. Der Abstecher auf das Gebiet der Aesthetik und Belletristik kam nicht blos im Allgemeinen dem Style unseres Verfassers zugute; um gewisse Capitel zu schreiben, welche die Sitten der verschiedenen Nationalitäten, die Berührungen von Musulmanen und Christen darstellen, bedurfte es fast der Schilderungsgabe eines Romanschriftstellers. Was endlich das Studium der Mathematik und Naturwissenschaften betrifft, so verrät sich dasselbe in der *Methode* Salamons. Er sammelt mit der Sorgfalt des Naturforschers die Tatsachen und fahndet mit der Schärfe des Mathematikers nach den Hauptprincipien, aus welchen sich die Ereignisse logisch ableiten lassen. Es ist dies der eigentliche Pragmatismus, der die Geschichte fast in die Reihe der exacten Wissenschaften verweist.

Die Türkenherrschaft in Ungarn nimmt mit der Eroberung der Hauptstadt Buda ihren Anfang und währt bis zur Vertreibung der Türken, welch letztere nach Salamons Auffassung im Wesen eigentlich schon die missglückte Belagerung Wiens besiegelte. Somit sollte das vorliegende Werk blos den Zeitraum von 1541 bis 1683 behandeln. Salamon gibt jedoch überdies in einer sechs Capitel umfassenden Einleitung eine knappe, aber prägnante Schilderung des türkischen Eroberungszuges von Kleinasien an bis zur Entscheidungsschlacht bei Mohács und der Einnahme Ofens; eine Beigabe, die besonders in der Uebersetzung dem in der ungarischen Geschichte minder bewanderten Leser dankenswert erscheinen wird, aber auch sonst durch geistreiche Auffassung, glänzende Aperçus und überraschende Parallelen ihre Berechtigung findet. Die Fortsetzung und den Schluss der in dieser Einleitung in historischer Aufeinanderfolge vorgetragenen Begebenheiten bilden die zwei letzten, in derselben Manier gehaltenen Capitel: XIV und XV. Anfang und Ende des Buches nähern sich also in der Form den gewöhnlichen Geschichtswerken und zeichnen sich blos durch eine gewisse

Virtuosität im Vortrage aus. Den Kern des Werkes aber finden wir in den Capiteln VII—XIII, in welchen unser Verfasser seinen ganz eigenen Weg geht; vielleicht schon aus dem Grunde, weil ihn die Natur des daselbst behandelten Stoffes gleichsam nötigte, von der breitgetretenen Strasse abzuweichen. Er hatte nämlich die Geschichte Ungarns während der Türkenherrschaft zum Vorwurfe. Da musste er sich vor Allem die Frage stellen: Was war in dem erwähnten Zeitabschnitte unter Ungarn zu verstehen? Die zur Krone des heiligen Stefan gehörigen Länder bestanden aus drei Teilen, einem Paschalik im Herzen des Ungarnreiches, einer Wiener Dependenz im Westen und einem halb selbständigen Staatswesen, Rest und letzte Zuflucht der nationalen Staatsidee im Osten. Keiner dieser Theile war Ungarn; Siebenbürgen vielleicht am allerwenigsten, denn schon die Existenz dieses Fürstentums lieferte den Beweis, dass der ungarische Staat als solcher nicht mehr vorhanden war. Disjecti membra (wenn auch nicht poetæ) gab es, aber kein Ganzes. In welchen Gliedmassen pulsirte noch das Leben? wohlverstanden das ungarische Leben? Dies aufzufinden, war die schwere Aufgabe, welche Salamon mit besonderer Geschicklichkeit löste und die zugleich eine eigentümliche originelle Behandlung des Stoffes erforderte.

Selbst in gewöhnlichen Zeitläuften ereignet es sich häufig, dass die hochpolitischen Begebenheiten, diplomatische und auf dem Schlachtfelde ausgetragene Kämpfe der Staatsmänner und Potentaten nicht die Geschichte des Volkes ausmachen, gleichwie das Schäumen und Branden der sich auftürmenden Wellen ganz verschieden ist von dem, was die Tiefen der See darbieten, was nur dann erforscht werden kann, wenn ein Taucher in die Tiefe hinabstiege. Im XVI. und XVII. Jahrhundert kann dieses Gleichniss besonders auf Ungarn angewendet werden. Alle Stürme sind über dem unglücklichen Lande entfesselt. Drei Strömungen kämpfen um die Oberhand, die türkische, die kaiserliche und die siebenbürgische. Ein gewöhnlicher Historiker könnte sich begnügen, diese drei Strömungen zu verfolgen, das heisst, er würde ganz einfach auf der Oberfläche bleiben. Einer tieferen Geschichtsforschung hingegen bilden gerade die äussern Kämpfe dieser Epoche die Nebensache, während das eigentliche Gewicht auf den Entwicklungsgang der Nation gelegt werden muss, und zwar der ungarischen Nation, da es sich um Ungarn handelt. Salamon hat dies sehr fein und richtig erfasst und sehr consequent durchgeführt. Die ungarische Nation lebt und webt während der Stürme der Zeit der Türkenherrschaft von Kämpfen und Bedrängnissen unangefochten weiter und zwar gerade im unterworfenen Teile des Landes, im Paschalik. Ungarische Helden und Staatsmänner, Heerführer und Diplomaten finden wir im Dienste des Kaisers ebensowohl, als auf dem Fürstentrone Siebenbürgens und in der Umgebung des Letzteren; aber ohne Führer und namenlos kämpft die ganze Nation einen heroischen Kampf im unterworfenen Teile Ungarns; nicht durch einzelne Schlachten,

sondern in ununterbrochenem Ringen trägt sie einen herrlicheren Erfolg davon, als alle die ruhmbedeckten, dem Namen nach der Posterität überlieferten sogenannten grossen Männer. Das hundertfünfzigjährige Ringen der Nation hat zum Ziele die Abwehr des Türkentums, nicht der Türkenherrschaft, sondern trotz der Türkenherrschaft die Abwehr des durch die Türken vertretenen asiatischen Geistes. Und es gelingt, die nationale Eigenart, mit ihr aber auch die europäische Gesittung zu erhalten, so dass mit dem Rückzuge des Türkenheeres jeder Rest türkischen Einflusses verschwindet und das Kreuz gleichsam auf die natürlichste Art die Stelle des herabgeworfenen Halbmondes einnehmen kann. Dass nach dem Abprallen des türkischen Eroberungssturmes von den Mauern Wiens die Verjagung des Halbmondes in Ungarn erfolgte, das war ein Werk zufälliger Ereignisse, die sowohl später als auch früher hätten eintreten können. Dass aber die ungarische Nation wie ein Felsen unerschüttert und ohne Abbröckelung die Sturmflut aushielt, ist ein ruhmvolles Zeugniss nationaler Tüchtigkeit, die durch Salamons Schilderung völlig ins Klare gestellt wird.

Eine Art von Unverwüstlichkeit erweist sich während der Türkenherrschaft als Grundzug des Nationalcharakters, eine Fähigkeit des passiven Widerstandes, die wir auch auf einem andern Gebiete bemerken können, wo gewisse absolutistische Bestrebungen der Dynastie an dem intensiven Bewusstsein der althergebrachten Rechte scheiterten. Die Erklärung jener Unverwüstlichkeit liefern zum Teile Verhältnisse allgemeiner Natur, z. B. der Umstand — den Salamon vielleicht nicht genügend hervorgehoben hat, dass Ungarn viel zu sehr von *occidentaler Bildung und Gesittung* durchdrungen war, als die Türken daselbst Boden gewannen, um eine solche Amalgamirung der erobernden und unterdrückten Race zuzulassen, wie sie in den Balkanländern stattgefunden hat, wo sich massenhafte Volksteile zur herrschenden Religion bekehrten. Der Hauptsache nach aber war die abweisende Haltung des ungarischen Elementes gegenüber dem Islam — und der türkischen Sitte überhaupt — im nationalen Charakter und gewissen speciellen Verhältnissen begründet, die wir an der Hand unseres Autors in Kürze darstellen müssen.

Mit den Türken zusammen zu leben, ging nicht gut an. Salamon macht uns, wohl aus zweiter Hand, da ihm die Kenntniss der türkischen Sprache abgeht, aber scharfblickend und eingehend mit musulmanischen Gesetzen und Einrichtungen bekannt, in Folge deren jenes europäisch gewordene Sprichwort keine Uebertreibung ist, dass kein Gras mehr auf jenem Boden wächst, den einmal der Huf eines türkischen Rosses berührt hat. Wenn das mohammedanische Volk ein christliches Land erobert hatte, war es dem Sieger nicht erlaubt, Leben und Religion des unterworfenen, unbewaffneten Volkes anzutasten; er hatte aber ein Recht auf dessen gesammtes Vermögen, das er niederbrennen oder wegnehmen konnte; er

hatte ein Recht an jeden Einzelnen, insofern er ihn in die Sklaverei schleppen konnte.» Wo von diesem horrenden, im Islam begründeten Rechte kein Gebrauch gemacht wurde, erhielten die unterworfenen Christen nur derart Eigentumsrecht, «dass die Steuer, der man sie unterwarf, gleichsam ein Lösegeld ihrer persönlichen Freiheit und ihres Vermögens war». Es genügt diese eine Bemerkung, selbst ohne Kenntniss der detaillirten Steuerverhältnisse im Paschalik, um begreiflich zu finden, dass wegen der Lasten der Besteuerung und zumal des Robotdienstes das Verlassen der Dörfer sehr häufig vorkam, so dass zahlreiche den Türken steuerpflichtig gewesene Dörfer nach dem Abzug der Eroberer neu colonisirt werden mussten. Viel günstiger als in den Dörfern war die Lage der Christen in den grossen Alföld-Städten: Körös, Kecskemét, Czegléd, Jászberény, deren Einkünfte nicht den Spahis zu Gute kamen, sondern in die Khassineh oder Schatzkammer des Sultans flossen, denn die Einwohner dieser Städte waren nicht die persönlichen Leibeigenen irgend eines Grundherrn. Kein Wunder also, dass diese Ortschaften als Zufluchtsstätte der ausgesogenen Landleute dienten und zu volksreichen Centren heranwuchsen, deren compacte Bevölkerung auf dem Gebiete des passiven Widerstandes schon durch die Trägheitskraft besonders erfolgreich wirken musste. Diese Städte gediehen auch und blühten trotz der Türkenherrschaft, während in den von Türken besetzten, befestigten Orten Alles den Zustand des traurigsten Ruins aufwies; denn der Türke liebt es nicht, zu bauen, da er nicht *«ewig leben»* will; und überdies gab es ja in den ungarischen Städten nur türkische Garnisonen, nicht aber Colonien im wahren Sinne des Wortes, so dass die in der Religion begründete Indolenz des Moslims auch durch die Unerfahrenheit der Krieger in den Arbeiten des Friedens gesteigert wurde.

Zwischen dem Moslim und Christen stellen die Gesetze des Korans eine undurchdringliche Scheidewand auf. Der Ungar bekehrte sich nicht zur Religion des erobernden Volkes: somit konnte von einer Verschmelzung der zwei Nationen keine Rede sein. Herrscher und Beherrschte bewahrten den gegenseitigen Hass. Die Türken verharrten in ihrer — den Sitten wilder Tiere ähnlichen — Abgeschlossenheit, die jedweder Propaganda den Weg versperrte. Nur die geraubten Kinder der Christen wurden zu Türken erzogen und bildeten das Janitscharenheer. Erwachsene vermochte oder suchte man so wenig dem Islam zu gewinnen, dass im türkischen Heere christliche Söldner ihren Platz fanden: «Martalócz»-en, grösstenteils dem Arme der Gerechtigkeit entschlüpfte Verbrecher, die besondere Abteilungen unter ihren eigenen Officieren bildeten. Nicht nur die eigentliche Verschmelzung, auch die Annäherung und Anschmiegung verhinderte der türkische Stolz, gepaart mit Unduldsamkeit. War es doch den Christen verboten, weisse und seit 1584 überhaupt Turbans zu tragen! Wenn der Bürger von Nagy-Körös z. B. den gewohnten weissen oder grauen Anzug aus heimischem Tuche,

den statt der Knöpfe Spangen zusammenhielten, und die schwarze Mütze mit der türkischen Tracht vertauschte, wurde diese Kühnheit gebührend bestraft. Das Aufsetzen eines Turbans, selbst im Scherze, zog den erzwungenen Uebertritt zum Islam nach sich. Grüne oder blaue Kleider durfte kein Christ anziehen, sonst schnitt man sie ihm sammt der Haut vom Leibe. Waffen durfte er am allerwenigsten tragen, — und dies hatte zur Folge, dass auf dem Alföld der Gebrauch der Lasso-artigen Peitsche zur Volkssitte wurde.

Nichts befördert so sehr die chemische Verbindung zweier Volksstämme zu einem neuen, als die gemischte Ehe. In dieser Hinsicht fehlte zur Zeit der Türkenherrschaft die Gegenseitigkeit; es fanden sich ungarische Frauen in den Harems, gewiss aber keine türkischen Frauen in ungarischen Häusern. Es kam vor, dass Christinen in Folge ehelicher Zwistigkeiten das Haus des Gatten verliessen und freiwillig in einen Harem traten; meistens aber schleppte man dahin geraubte Frauen und Mädchen. Das weibliche Wesen, welches das Gefallen eines Türken erregte, musste diesem gehören. List, Gewalt, Rabulistik führten den weiberlustigen Türken zum Ziele. Wenn ein Mädchen einen dargereichten Apfel annahm, gehörte es rechtlich dem Schenker des Apfels. Galt es, eine verheiratete Frau zu erlangen, so ging der Türke zum Kadi und erklärte, sich das Leben nehmen zu müssen, wenn *sie* nicht die Seine würde, und sie wurde ihm gerichtlich zugesprochen. Suchte eine Frau dem Leben im Harem durch die Flucht zu entgehen, so nähte man sie in einem Sack, der ins Wasser geworfen wurde. Solcherart waren die «gemischten Ehen» im unterworfenen Gebiete.

Wo zwei Völker *friedlich* zusammenwohnen, ist eine gewisse Ausgleichung in Sprache und Sitten eine unwillkührlich und unabweisbar auftretende Erscheinung. Nun waren in Ungarn keine türkischen Colonien, sondern blos Garnisonen, und wie es mit dem *friedlichen* Zusammenleben beschaffen war, möge aus Folgendem erhellen. Der Türke proclamirte die Religionsfreiheit, die ebenso wie die Sicherheit der Person und des Vermögens durch die entsetzliche Steuerlast teuer genug erkauft war, nichtsdestoweniger nahm er den Christen die Gotteshäuser weg, verbot das Läuten, untersagte den lauten Gottesdienst und alle Processionen. Die Franciskaner wurden z. B. in Jászberény geduldet, aber die protestantischen Geistlichen erlitten Misshandlungen, Erpressungen und Kerkerhaft. Die Sicherheit des Vermögens bestand blos dem Namen nach. Ein türkischer Reiter kam in ein Dorf, quartierte sich im besten Hause ein und schaltete daselbst als Gebieter. Die Hefe der Söldner begab sich aus den Festungen auf Streifzüge in die offenen Ortschaften. Die ungebetenen Gäste taten sich gütlich in den Häusern, nahmen, was dem Auge gefiel, als «Geschenk» mit sich, zerstörten oder machten unbrauchbar, was sie nicht auffressen oder mitnehmen konnten und prügelten zum Schlusse den Hausherrn weidlich durch. Unter solchen Verhältnissen war es natürlich, dass Niemand seine Habe zur Schau

zu tragen liebte und selbst in vermöglichen Familien eine gewisse primitive Einfachheit zur notgedrungenen Sitte ward.

In den vier Ejalets Ungarns (Ofen, Temesvár, Erlau, Kanizsa), an deren Spitze je ein Pascha stand und die im Ganzen in 25 durch Begs verwaltete Sandschaks eingeteilt waren, bestand natürlich die türkische Organisation des Gerichtswesens. Der Scheik ul Islam als Haupt der Muftis, welche durch Fetwahs ihre Meinung abgaben, und die Kadis walteten ihres Amtes in Civil-, kirchlichen und Criminal-Angelegenheiten. Der Kadi entschied auch Scheidungsprocesse der Christen, nahm aber keinen Anstoss daran, wenn die Scheidung durch die Geistlichen der betreffenden Confession ausgesprochen wurde. «In den Ortschaften, welche der Türke nicht bewohnte, übte er die richterliche und Executiv-Gewalt nicht aus, sondern überliess es den christlichen Einwohnern «nach ihrer närrischen Sitte» (ihrem Gesetz) untereinander Recht zu sprechen». War dies Indolenz, Geringschätzung oder Toleranz; jedenfalls lag hierin ein wichtiges Moment, welches die Absonderung aufrechthielt. Im Zusammenhange hiemit müssen wir einer höchst merkwürdigen Erscheinung gedenken, die ausser Ungarn wohl in keinem eroberten Lande der Welt vorgekommen ist, einer doppelten Administration der Sieger und Besiegten.

Von Waitzen bis zur Grenze des Batscher Comitates gehörte Ungarn zum türkischen Gebiete; dess ungeachtet gibt es während der Türkenherrschaft einen Vicegespan und eine Comitatscongregation des Pest-Pilis-Solter Comitats. Die Congregation tagte zu Fülek, also sozusagen extra dominium, dehnte aber ihre Machtsphäre auf das ganze, türkisches Land gewordene Comitat aus. Den unterworfenen Alföld-Städten liessen die Türken das Recht der Steuereinhebung und ein ausgedehntes Jurisdictionsrecht; diese freiwillig zugestandene Selbständigkeit machte es aber möglich, «dass in den unterworfenen Orten Ungarns auch die Jurisdiction der ungarischen Comitate und des Königs von Ungarn bestehen blieb. Sowohl die protestantischen, als die katholischen Gemeinden hingen von den Comitaten ab und gehörten nach Comitaten zu einem und demselben Mittelpunkte. Vergeblich hatte der Türke von der Karte Ungarns die Grenzen der Comitate weggewischt und dafür die der Livas und Ejalets aufgezeichnet.» Das Pester Comitat vereinigte sich gerade unter türkischer Herrschaft mit Solt, Pilis und dem kumanischen Territorium und warf zu Fülek auf die vier Bezirke des vereinigten Comitats regelmässige Steuern aus, welche auch von den unterworfenen grossen Alföld-Städten bezahlt wurden. Noch mehr, «die Comitate verlangten, dass jeder Process und jede Klage in den dem Türken unterworfenen Ortschaften nach ungarischem Gesetze erledigt werde.» Ein neuer, merkwürdiger Begriff entstand, der den Namen törökösség führte. In der vorliegenden Uebersetzung des Salamon'schen Werkes ist dieses ungarische Wort durch «Türkentum» nicht treffend wiedergege-

ben. «Törökösség» war eine Art von Hochverrat, ein Majestätsverbrechen, begangen an den Rechten der Nation. «Schmach und Verrat wars, sich, in welcher Angelegenheit es sei, um Recht an den Türken zu wenden» ; und strenge ahndete das Comitat ein solches Verbrechen. Tótgyörk lag auf türkischem Gebiete ; als sich aber einige Bewohner dieses Dorfes in Rechtstreitigkeiten an den türkischen Richter wandten, verurteilte sie das Comitat zur Todesstrafe, die aber dann gegen ein Lösegeld von 300 Gulden nachgelassen wurde. Stefan Tassi, ein Edelmann, lässt seine Tochter vor dem Kadi von ihrem Manne scheiden. «Törökösség!» In Fülek verurteilt man ihn zum Tode, oder zur Entrichtung von 300 Gulden. Im XIII. Gesetzartikel von 1659 heisst es: «Der Grundherr oder die Comitats-Behörde straft mit Verlust des Kopfes jeden Leibeigenen des unterworfenen Gebietes, der sich in Grenzregulirungs- oder anderen Klage-Angelegenheiten an seinen türkischen Herrn wendet.»

Wir sehen also das Comitat mit seiner Administration extra dominium ein wahres Condominat bilden. Die Continuität der Comitatsverwaltung wurde durch die türkische Herrschaft ganz und gar nicht unterbrochen. Kein Wunder, dass die Congregation des Pester Comitats im April 1664 noch zu Gács tagte, im September aber schon in Pest auf dem alten Sitze die Verhandlungen gerade so fortsetzte, wie wenn der 150-jährige Exodus gar nicht stattgefunden hätte.

Die Leibeigenen des unterworfenen Gebietes bezahlten nicht nur den Türken Steuern, sondern auch den Steuereintreibern des Comitats zu Kriegszwecken gegen die Türken. Das von der Landkarte verwischte aber extra dominium ungehindert bestehende Comitat hielt Söldner in den Grenzfestungen des ungarischen Königs, welche die Türken in Schach zu halten hatten.

Gewiss wundersame Verhältnisse, die durch die Passivität, Indolenz und Unwissenheit der Türken ermöglicht, eigentlich im starken National- und Rechtsbewusstsein und im zähen Lebensgeiste des ungarischen Volkes wurzelten, die moralische Ueberlegenheit des Magyarentums den Osmanen gegenüber aufs Glänzendste dartun. Die Sultane beugten sich vor dieser Ueberlegenheit, indem sie das auf ihrem Gebiete geübte Recht gleichsam anerkannten.

Es muss im Interesse der Wahrheit bemerkt werden, dass die doppelte Steuerzahlung auch auf königlich ungarischem Gebiete bestand. So ist im XXIV. G. A. von 1548 die Rede «de colonis illis qui sub ditione regiæ majestatis existentes Turcis quoque tributa et servitia præstant». Das kam ganz einfach daher, dass die Türken, zumeist aus Mangel an Disciplin, selbst in Friedenszeiten die Grenzen verletzten und einzelne Dörfer besetzten, die vom Defterdar in das Defter oder Steuerprotocoll eingetragen wurden und dann bei Grenzregulirungen als türkische Steuerobjecte belassen werden muss

ten. Es waren diese Fälle unabweisbare Uebergriffe brutaler Gewalt, während die Sultane die unvergänglichen Rechte der ungarischen Nation sanctionirten, wenn sie in den Friedensschlüssen von 1553, 1562, 1564 und 1568 die Besteuerung ihrer Untertanen durch das Comitat völkerrechtlich anerkannten.

Das merkwürdige Phänomen des ungarischen und türkischen Condominats auf türkischem Gebiete, diese vielleicht in der Weltgeschichte unerhörte Institution im unterworfenen Teile des Ungarreiches, entwickelte sich natürlich nicht von selbst, ohne actives Zutun berufener Elemente. Wir haben nun die Frage zu untersuchen, *wem* es zu verdanken war, dass die ungarische Rechtsidee trotz der türkischen Ausbreitungsgelüste und auf türkischem Gebiete selbst auf so eigentümliche Art aufrechterhalten wurde. Zwei Factoren waren in dieser Richtung die Hüter und Verteidiger der heiligen Idee, zwei Factoren, die in modernen Zeiten demokratischer und administrativer Reformen gleichmässig verschrieen und angefeindet wurden. So wahr ist es, dass sich alle Einrichtungen überleben und das, was heute als verrotteter Missbrauch erscheint, seiner Zeit eine hohe Mission erfüllte. Einen Factor lernten wir bereits kennen, das Comitat, den anderen bildete die ungarische Aristokratie.

Zur Zeit des unabhängigen ungarischen Königtums lieferten die streitbaren Bischöfe unter persönlicher Führung Contingente zur Armee und nahmen an der Spitze ihrer Banderien Teil an den Kämpfen gegen die Feinde des Reiches. Schon im Jahre 1521 erhielten Magnaten die Einkünfte vacanter Bischofssitze mit der Pflicht, Banderien zu besolden und Grenzfestungen zu verteidigen. Nach dem Falle Ofens (1541) hörten die Banderien des Königs, der Bischöfe und Bane gänzlich auf. Die türkische Sturmflut hatte alle Dämme durchbrochen, nur einzelne Punkte konnten trocken erhalten werden. Der Türke sass im Herzen des Landes, die Nation gab sich aber noch nicht verloren und suchte zu retten, was noch rettbar war, durch den localisirten Verteidigungskampf in Festungen und Blockhäusern (palánkok). (Beiläufig bemerkt, ist auch dies ein seltenes Phänomen: ein Volk, das sich mit dem Eroberer auf dem Nacken 150 Jahre lang gegen völlige Unterjochung wehrt, bis die Stunde der Erlösung schlägt.) Die localisirte Verteidigung lag gänzlich den Magnaten ob, die ihre bewaffneten Knechte in grössere und kleinere Befestigungen verteilten, ihre Herrschaftssitze in Befestigungen umwandelten. Die Einkünfte eines solchen Herrschaftssitzes wurden natürlich zu Verteidigungszwecken verwendet und endlich kam es dahin, dass fast ganz nach türkischer Art den Söldnern statt des Kriegslohnes Dörfer überlassen wurden. Die Leibeigenen verrichteten unentgeltlich Festungsdienste. Jede Porta oder Bauernbesitzung zahlte Kriegssteuer, an der sich dann auch die Adeligen freiwillig beteiligten, um dem König die Bezahlung des Soldes zu ermöglichen.

Unter den koniglichen Söldnern findet sich eine merkwürdige

Classe: szegény legények, nicht etwa Räuber, zu deren Bezeichnung dieser Ausdruck später diente, sondern Adelige aus dem der Türkei unterworfenen Gebiete, die ihrer Güter beraubt waren und die der König seit 1547 laut Gesetzartikel in seinen Sold nehmen musste. Aber auch die Magnaten erhielten Sold, um Contingente von höchstens 100 Personen stellen zu können. Die Aristokratie war daher die Trägerin der Landesverteidigung. Aber auch das Comitat half treulich mit. Seit 1547 war der gesammte Adel verpflichtet, die militia portalis auf eigene Kosten zu erhalten, sechs Soldaten nach je hundert Leibeigenen zu stellen und mit dieser Miliz jeden Augenblick bereit zu sein, unter Führung des Vicegespans an einer kriegerischen Expedition teilzunehmen. Mit diesem Systeme der Verteidigung standen die Particular-Versammlungen mehrerer Comitate im Zusammenhange. So wie an die Stelle der Landes-Insurrection particuläre Expeditionen traten, hielten einzelne Comitate, z. B. jenseits der Donau oder in Ober-Ungarn, Teillandtage ab, wo die eben erwähnten Expeditionen beschlossen und geplant wurden. Auf diese Art trat an die Stelle des einstigen Oligarchen die Macht des Comitates, der Comitatismus, an die Stelle der Banderien die Miliz. Weder dem Patriotismus, noch dem Heroismus tat diese Verwandlung Abbruch. Im XVI. Jahrhunderte sind heroische und patriotische Taten am relativ häufigsten. Es war eben die damals übliche Art der Landesverteidigung, die reine Particular-Defensive nämlich, die zweckmässigste, billigste, ja einzig mögliche. Sie erhielt sich blos bis zur Zeit der Erstarkung Siebenbürgens und der religiösen Zerwürfnisse.

Die bewaffnete Macht war also nach 1541 in den Händen der Aristokratie; Magnaten besassen Festungen, eigene und bischöfliche sammt dem Zehnten der letzteren, und Magnaten lag ob die Verteidigung der Landesfesten, deren Garnisonen aus besitzlosen emigrirten Adeligen der türkischen Landesteile bestanden. Die Festungs-Commandanten verwandten ihre Leute zur Eintreibung der Steuern im Reiche der Türken. Nicht ohne Widerstand. Die Türken nahmen, wo es anging, die steuereinhebenden Festungssoldaten, Husaren, gefangen oder metzelten sie nieder. Manchmal geschah dies mit vollem Rechte, denn die bewaffneten Steuereintreiber unternahmen häufig Raubzüge. Sowohl um diesem Unwesen ein Ende zu machen, als um Zusammenstössen überhaupt vorzubeugen, forderte Sultan Selim 1568 die Aufhebung der durch seine Untertanen bezahlten Steuer, ohne durchzudringen. Die Expeditionen der aus den Festungen entsandten Soldaten zeigen deutlich, dass das türkische Gebiet gar kein Continuum war, sondern aus sporadischen Besitzungen bestand. Ganz den Türken gehörten nur die von ihnen besetzten Festungen, bis zu deren Toren sich die ungarischen Streifzüge erstreckten. Ueberhaupt variirte die Grenze fortwährend und das Schwert diente als Grenzregulator.

Die Commandanten der königlichen und bischöflichen Festungen waren

an und für sich, als Magnaten, Grossgrundbesitzer und verfügten überdies zu Verteidigungszwecken über sehr grosse Einnahmsquellen, oft eines ganzen Comitates. Sie hatten aber auch Söldner zu bezahlen und verliehen — wie bereits erwähnt — statt des Soldes den Soldaten Dörfer. Durch die Notwendigkeit gezwungen, nahmen sie auf kurze Zeit selbst die Haiduken in ihren Dienst, wahre Räuber, die sich nicht blos den Türken furchtbar machten, und deren Treiben mit Todesstrafe geahndet wurde, wenn man sie nicht — was gesetzlich erlaubt war — gegen die Türken verwendete. Man bediente sich ihrer auch zur Eintreibung der Steuern auf türkischem Gebiete; diese Steuern behob ja jeder Gutsherr, dessen Besitzungen sich auf türkischem Territorium befanden.

Es verdient sehr bemerkt zu werden, dass die Leibeigenen, obwohl sie auch den Türken zahlten, die ungarischerseits geforderten Abgaben ganz freiwillig entrichteten. Nicht gegen sie entbot man Husaren und Haiduken, sondern gegen die Türken. Wohl hätte man auch ihnen gegenüber Zwangsmassregeln ergreifen müssen, wenn in den Grenzfesten deutsche Söldner verwendet worden wären. — Der letzte Leibeigene sah es als moralische und patriotische Pflicht an, durch die doppelte Steuer den Fortbestand der ungarischen Staatsidee zu betätigen.

Die auf solche Art von türkischen Untertanen erhobenen Einkünfte dienten allerdings dazu, um den emigrirten Adeligen den Lebensunterhalt zu sichern. Wir sehen aber, dass mit der Zeit nicht so sehr auf reichliche Einnahmen, als auf die Wahrung des Rechtes Gewicht gelegt wurde. Nur so ist es erklärlich, dass man eine Puszta für ein Paar Csizmen verpachtete. Der Palatin Nicolaus Eszterházy überliess in seiner Eigenschaft als Capitän der Kumanen der Stadt Szegedin kumanische Puszten, wofür die Stadt blos einen Scharlachmantel zu senden hatte als Anerkennung der Palatinal-Jurisdiction. «Der Adelige ist manchmal mit noch weniger zufrieden. Er begnügt sich in späteren Zeiten auf der Comitats-Sitzung, in Form eines Protestes sein Recht an irgend ein Türkengebiets-Besitztum protocollarisch aufrecht zu erhalten», ebenso wie der König von Ungarn das Besitzrecht auf das den Türken unterworfene Gebiet aufrechthielt.

Das grösste Lob gebührt allerdings dem armen Leibeigenen im türkischen Gebiet, der sich 150 Jahre lang seiner Pflichten gegenüber dem ungarischen Grundherrn bewusst bleibt. Es bedurfte hiezu eines mächtigen patriotischen Gefühls. Freilich standen sich nicht mehr der Adelige und Bauer aus der Zeit Dózsa's gegenüber. Nicht nur dass ein Spahi immer ein viel tyrannischerer Grundherr war, als je der ungarische Adelige, sondern es wurde auch die 1514 aufgehobene Freizügigkeit den Leibeigenen schon 1547 wiedergewährt, um, wie es in dem betreffenden G.-A. heisst, «den Schöpfer aller Dinge mit dem so unglücklich gewordenen Lande zu versöhnen.» Die Zeiten der Bedrängniss füllten die Kluft aus, welche der Bauernaufstand zwischen

Adeligen und Leibeigenen gerissen hatte. Die Adeligen nahmen freiwillig Steuern auf sich. Viele Leibeigene des Türkengebietes erwirkten sich im XVII. Jahrhunderte für ein Paar hundert Gulden ungarische Adelsbriefe. Die Annäherung der zwei Schichten der ungarischen Nation war geradezu eine Folge der Türkenherrschaft. Es war aber wieder eine Folge derselben Ursache, dass die Lehenknechtschaft 200 Jahre lang bestehen blieb; denn dieses System ermöglichte am besten die Verteidigung gegen die Türken.

Wir wollen zum Schlusse noch einige Momente hervorheben, aus denen ebenfalls erhellt, wie sehr sich der specifisch ungarische Einfluss auf türkischem Gebiet aufrechterhielt. Dass auch auf letzterem die Räuber durch ungarische Soldaten verfolgt wurden, war blos eine Anwendung des Princips, wonach zwei Hirten die Heerde besser bewachen als einer. Ganz anders aber verhält es sich mit der bereits ausführlich gewürdigten Doppelbesteuerung, die bis zu den serbischen Ansiedelungen reichte. (Letztere zahlten stets *blos* den Türken.) Ganz anders wird man auch die Tatsachen beurteilen, dass ein Wesselényi, ein Kohári in der dem Sultan gehörenden Stadt Kecskemét einen Curator hielt, ohne dessen Mitwirkung kein Rechtsfall erledigt werden konnte; dass N.-Körös, eine nicht blos den Türken unterworfene, sondern noch obendrein protestantische Stadt pünktlich die Arenda entrichtete, welche ursprünglich dem Waitzner Capitel bezahlt wurde, um die Festung Nógrád zu verteidigen; dass ebenfalls N.-Körös Geschenke schickte «Sr. Durchlaucht unserem Herrn Fürsten von Siebenbürgen.» Das Comitat war zu jener Zeit universitas magnatum et nobilium, blieb als solches, wie bereits auseinandergesetzt wurde, auch extra dominium bestehen und verfügte über das den Türken unterworfene Bauerncomitat. In verschiedenen Friedensschlüssen erhielt internationale Geltung der Gebrauch, dass der türkische Grundherr den Ungehorsam seiner Leibeigenen und der Leibeigene die Erpressungen der türkischen Grundherren nach ungarischer Seite einklagte und beiden Parteien die ungarische Behörde Genugtuung gab. Die eroberten Comitate waren so sehr als de jure unabhängig anerkannt, dass zu der 1625-er Friedensunterhandlung nicht nur königlich ungarische und türkische Commissäre, sondern auch die Abgesandten der unterworfenen Comitate erschienen.

«Das Volk des ungarischen Türkengebiets — sagt Salamon — hörte nie auf, sich auch in politischer Beziehung mit der ganzen ungarischen Nation vollkommen eins zu fühlen ... In Türkisch-Ungarn hatte sich das Gemeindeleben stark entwickelt und die Reinheit der Sitten, wie die Religiosität war so gross, dass selbst der bürgerliche Gerichtsstuhl sich einigermassen in ein sittenrichtendes kirchliches Presbyterium verwandelte, wie ja auch das Familienleben in seiner patriarchalischen Einfachheit und Reinheit bestehen blieb. Aber bestehen blieb bei uns noch ... der Patriotismus, das Nationalitätsgefühl. Bei uns schlugen die Pulse des politischen Lebens, wenn auch schwächer, auch im unterworfenen Gebiete fort. Der unterworfene Teil

war kein scheintodter noch schlafender Teil, sondern ein lebendes und handelndes Volk . . . Daher kommt es, dass während in den übrigen Teilen des türkischen Reiches nur Sprache und Volkssitten erhalten blieben, bei uns auch die politischen Institutionen nicht zu Grunde gingen. In den übrigen Teilen des Reiches gab es von einander isolirte Gemeinden, bei uns einne ungarischen Staat, der Türkenherrschaft zum Trotze. Kurz, die Bulgaren, Serben, Griechen, Bosniaken waren nur ebensoviele Nationalitäten, während die Ungarn niemals aufgehört haben, eine Nation zu sein.»

Die Epochen nationaler Grösse decken sich selten mit den Zeiten des nationalen Wohlergehens und Glückes. Dies ist nur dann der Fall, wenn die Grosstaten Werke des Friedens und culturellen Fortschrittes sind, und tritt nie ein, wenn der Ruhm der Nation durch kriegerische Ereignisse erlangt wird. Ein Volk kann aber auch gross im Unglücke sein und die Tüchtigkeit durch Stärke im Missgeschicke bewähren. Einen Beweis für diese Behauptung liefert Ungarn während der Türkenherrschaft. Den Beweis hat Salamon erbracht, indem er uns zeigt, dass Ungarn während der Türkenherrschaft nicht nur tapfere Vaterlandsverteidiger aufweisen konnte, sondern auch das Schauspiel eines Volkes darbot, das zerstückelt und zur Hälfte unterjocht dennoch eine politische Nation blieb und einen eminenten staatsbildenden Geist bewahrte . . . Dank Salamon kann der Ungar mit Stolz auf die Zeit der Türkenherrschaft zurückblicken, ja mit Freude, denn das Verhalten der Nation in jener Periode schwerer Bedrängniss gewährleistet die günstige und stabile staatliche Entwickelung der Zukunft.

Dr. MORIZ DARVAI.

DAS PRÄHISTORISCHE SCHANZWERK VON LENGYEL SEINE ERBAUER UND BEWOHNER.

(Fortsetzung.)

Nr. 11. Wir begannen nun an dem Begräbnissorte einen ziemlich langen und breiten Graben zu ziehen. Die schwarze Humusschichte war 36·5 Cm. tief.

Am Grunde dieser Humusschichte befand sich ein schalenförmiges Gefäss mit einwärts gebogenem Rande; der lichte Durchmesser beträgt 11·5 Cm., die Tiefe 5 Cm., der Bodendurchmesser 4 Cm. Die Henkel an *XV. 99.* beiden Seiten sind zierlich geformt, bestehen aus je drei kleeblattförmigen Gliedern, von denen das mittlere rund und gelocht ist; ausserdem hat es an zwei ebenfalls entgegengesetzten Seiten 1·5 Cm. lange flache Ansätze. Aehnliche Henkel an beiden Seiten hat der im grossem Palaste zu Tiryns *

* Dr. H. Schliemann «Tiryns» S. 192 Fig. 101, 102.

gefundene kleine Bronzeteller, wiewohl eine ebenfalls in Tiryns gefundene kleine Pfanne aus Thon.* Ausser diesen beiden habe ich niemals ähnliche Henkel gesehen. Die einwärts gebogenen Schüsseln sind auch bei Maria Rast, wie in der prähistorischen Höhle bei Byčiskála** (Mähren) und in den grossen Grabhügeln in Niederösterreich häufig. Neben diesem Gefässe befand sich ein zweites cylinderförmiges Gefäss, am oberen Rande einen durch parallele Fingereindrücke hergestellten Kranz und darunter an vier gegenteiligen Seiten angebrachte Ansätze zeigend. Beide sind aus schwarzem, schwach gebrannten Thon verfertigt. Nachdem wir die Erde ringsumher entfernt hatten, um sie dem Einflusse der Sonne und Luft auszusetzen, begannen wir Versuche mit Wasserglas, welches wir bei den kesselförmigen, grossen, schwach gebrannten Gefässen bisher fruchtlos angewendet hatten. Wir bestrichen nämlich mit diesem Wasserglas alle Seiten des kleineren Gefässes und als es getrocknet war, wiederholten wir diese Procedur noch einige Male, und es gelang uns auch, dasselbe unversehrt zu erhalten. Es gelingt dies aber nur bei kleineren Gefässen, bei denen das Gewicht der sie ausfüllenden Erde keinen so grossen Druck auf die Wände ausübt. Nachdem wir die beschriebenen Gefässe herausgenommen, vertieften wir den Graben bis auf 1·25 M. und stiessen hier in hartem Grunde auf vier Gerippe, welche ebenso wie die bisherigen mit dem Angesichte östlich gewendet, mit aufgezogenen Beinen und unter der rechten Schläfe gelegten Händen, auf der rechten Seite lagen. Hier fanden wir auch zahlreiche grosse, sehr schwach gebrannte und eben deswegen nicht erhaltbare Gefässe, dawischen wieder rotes, gut gebranntes, mit Fingereindrücken geziertes Geschirre; ein kleines, wohlerhaltenes, rotgebranntes Gefäss lag in einem grösseren, schwarzen, sehr morschen Gefässe. Unter diesen Gefässen von verschiedenem Material und Verzierung befand sich das Fragment eines auffallend zierlichen Gefässes mit langem Hals, welcher aus winkeligen und parallelen Linien und Punkten combinirte Zierraten zeigte. Die Verzierung hatte man dem Gefässe eingedrückt, doch fand sich keine Kreide- oder Kalkeinlage. Neben den Skeletten fanden sich folgende Gegenstände:

XV. 100.

XV. 101.

Ein 10 Cm. langes, am starken Ende eher gesägtes, als geschnittenes, am spitzen Ende polirtes Hirschgeweihe.

Ein zweifärbiger, oben weisser, unten rotbrauner Nucleus aus Jaspis.

Zwei Steinklingen, deren eine aus sehr schönem zweifärbigem Jaspis gespalten, in Folge des muscheligen Bruches gebogen, 8 Cm. lang und nicht ganz 1·5 Cm. breit. Die zweite ist aus Silex verfertigt, etwas über 3 Cm. breit.

* Dr. H. Schliemann »Tiryns« S. 423, Fig. 172.

** Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für »Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte« XIII. Jahrg. 7 H. 54 S.

Ein am oberen Ende ganz regelmässig halbrund geformter, dicker Jaspisschaber.

XV. 102a) 102b) Ein rund gearbeiteter Beinknopf von 4 Cm. Diameter. Die Oberfläche war mit bräunlicher Masse überzogen; unten ist er flach, oben etwas convex. Am unteren flachen Teile hatte man für den Faden an zwei Stellen schiefe Löcher gebohrt, welche so zusammentreffen, dass der convexe Teil des Knopfes unversehrt ist. Ein Beinknopf wurde auch im Schliebener Burgwall[1] (Sachsen) gefunden, doch durchbricht die in der Mitte desselben angebrachte doppelte Durchbohrung auch den oberen Teil. In den Pfahlbauten im Mondsee[2] fand man etwa 11 St. aus weissem Stein verfertigte Knöpfe, von welchen jedoch einzelne nur halbfertig waren. Sie sind zumeist kegelförmig und ihre Durchbohrung subcutan, wie bei dem Lengyeler Exemplare, d. h. die am Rücken des Knopfes schief zusammentreffenden Löcher lassen die Oberfläche des Knopfes unberührt; ein Exemplar ist nur in der Mitte an einer Stelle durchbohrt; vier Stück sind an den Rändern mit einem Kreise aus vertieften Punkten geziert und sind diese Vertiefungen mit einer braunen harten Masse ausgefüllt, auf welcher sich — wie ich hörte — Spuren eines roten Anstriches zeigten, sobald man sie ans Tageslicht beförderte; das eine Exemplar hat an zwei Seiten doppelte Durchbohrung. Diese beisammen gefundenen und doch so verschieden durchbohrten Knöpfe beweisen, dass man dieselben zu jener Zeit behufs Befestigung in verschiedener Weise durchlöcherte und diese Variationen daher belanglos sind. Bei alledem lassen sie schon auf eine vollkommenere Bekleidung der vorgeschichtlichen Völker schliessen.

Das ungarische Nationalmuseum hat einen sehr schönen, grossen aus Spondylusmuschel verfertigten Knopf, welcher an beiden Seiten gerade so mit schiefgehenden Löchern angebohrt ist, wie der Lengyeler Beinknopf. Dr. Much war so freundlich, mir über den in Lengyel gefundenen Knopf Folgendes mitzuteilen: »Sehr merkwürdig ist, dass auch einzelne Knöpfe aus dem Pfahlbau im Mondsee Spuren einer roten Farbe zeigten und teilweise noch zeigen, wie die Lengyeler. Ausserdem mache ich aufmerksam, dass einzelne einen Kranz von kleinen Grübchen haben,[3] welche zum Teile jetzt noch mit einem braunen, ehemals wahrscheinlich frischfärbigen Harze ausgefüllt waren. Sehr zahlreich sind solche Knöpfe, zum Teile auch derartig verziert, aus Bernstein gemacht worden an der Küste der Ostsee in der Gegend von Königsberg, natürlich ebenfalls in der Steinzeit. (Siehe B. Klebs der Bernsteinschmuck der Steinzeit. Schriften der phisik. ökonom. Gesellsch. in Königsberg 1882)«.

[1] Kön. Museum in Dresden.
[2] Dr. Much's Privatsammlung in Wien.
[3] An den in Lengyel gefundenen Knöpfen sind solche nicht vorhanden.

Ein trapezförmiger, flacher und sehr scharfer Meissel aus Monolithstein, 3·5 Cm. hoch, am unteren geschliffenen Ende 3 Cm., am oberen dicken Ende 2 Cm. breit. *X. 103.*

Drei gebrannte Wirtl. Das eine ist an beiden Seiten der Durchbohrung erhaben; die Durchbohrung kann vermöge ihrer Enge nur für einen Faden bestimmt gewesen sein; an der convexen Seite ist es mit concentrischen Kreisen verziert. Das zweite ist viel grösser, glatt und hat eine Durchbohrung von 1·5 Cm. Durchmesser. Das dritte ist wieder klein und gleicht einem an der Breitseite zusammengesetzten Doppelkegel.

Um den Hals des einen Skelettes, welches durch seinen fingerdicken Schädelknochen auffiel, fanden wir kleine längliche Schnecken, Dentalien, welche teilweise durch die umliegenden Patinastücke grün gefärbt waren. Unter dem morschen Patina waren noch einige längliche cylinderförmige und einige aus schmalen Streifen rund gebogene Kupferperlen unversehrt. Möglich, dass man auf diese länglichen Schnecken einzelne Kupferperlen von der kleineren Gattung steckte und so das ganze Halsgeschmeide herstellte, denn auf der einen Schnecke fanden wir noch die ganz kleine Perle befestigt. Die sehr einfachen und leicht zu verfertigenden Kupferperlen sind wahrscheinlich die ersten Erzeugnisse der Metallurgie. — In den französischen Dolmen [1] wie auch in den Höhlenfunden der Umgebung Nizza's [2] fand man — wenn auch seltener — solche primitive kleine Bronzperlen. Auch im Museum zu Stockholm sah ich unter den prähistorischen Funden kleine Bronzperlen, doch sind diese schon bedeutend kunstvoller, innen hohl und an zwei Stellen durchlöchert. Cylinderförmige Kupferperlen fand Professor R. Virchow in grosser Anzahl im Gräberfelde von Koban (Kaukasus.)

Beide Gattungen der hier gefundenen Perlen liess ich durch Herrn Josef Loczka, Chemiker des Budapester National Museums analysiren. Die vorgenommene chemische Analyse ergab:

I. Bei den auf Dentalien gesteckten Perlen:
Kupfer: 99·93%
Arsen, Eisen } Spuren, und Phosphor.

II. Bei der cylinderförmigen länglichen Perlen:
Kupfer: 99·60%
Eisen, Arsen } Spuren und Phosphor.

Am anderen Tage verlängerten wir den Graben und fanden abermals 2 Skelette. Beide waren genau in derselben Richtung und in derselben Lage mit aufgezogenen Beinen wie alle bisher gefundenen. Da aber die Beigaben

[1] Joly «Der Mensch vor der Zeit der Metalle» 182.
[2] Emile Riviere «L'antiquité de l'homme dans les Alpes-Maritimes» Pl. XXII, 13.

der Todten bisweilen von den Gerippen entfernter lagen, wurde der Graben breiter gemacht und fanden wir die charakteristischen, pilzförmigen Todtenleuchte der letzteren zwei Skelette sowohl, als auch jene der vier oben erwähnten; von diesen gelang es uns einige durch Bestreichen mit Wasserglas und Trocknen beim Feuer wenigstens halbwegs zu erhalten. Die Beigaben der letzten zwei Scelette waren folgende:

Sieben Steinmesser, unter welchen namentlich eines auffallend schön, ganz regelmässig, sehr schmal und lang war; der eine Span war aus Obsidian.

Einige schwach gebrannte, aussen rot gefärbte Gefässe.

Eine ausgearbeitete, zum Poliren verwendete Rippe eines Rindes. Solche *X. 104.* als Polirwerkzeuge verwendete Rippen fand man in Gemeinschaft mit Steinutensilien in: Felső-Dobzsa,[1] Magyarád (Honter Comitat) und Szántó (Zempliner Comitat)[2] in den Höhlen bei Menton[3] wiewohl in Mähren und Niederösterreich.[4]

XV. 105. Eine als Schmuck verwendete, durchbohrte und am Rücken rot gefärbte Süsswassermuschel.

Um den Hals der beiden Skelette die bereits erwähnten kleinen Dentalien und einige Kupferperlen. Die Kupferperlen waren durch die Patina derart zerfressen, dass nur hie und da einzelne Teilchen derselben in der Grösse eines Stecknadelknopfes übrig geblieben waren.

Der Halswirbel war bei beiden Sceletten vom Patina grün gefärbt.

Unmittelbar neben den Gerippen und mit diesen in einem Niveau stissen wir an einen Feuerherd, in welchem wir einige Werksteine und eine am oberen Teile mit dem Zeichen X versehene Pyramide fanden, später jedoch legten wir die Stelle ganz bloss und bildet diese die Grube Nr. 16.

Nr. 12. Diese Grube wurde am Begräbnissplatze begonnen und barg drei Gerippe, welche ebenfalls genau in derselben Lage und derselben Richtung mit aufgezogenen Beinen auf der rechten Seite lagen wie alle bisher gefundenen. Alle drei waren sehr zerfallen. Ihre Beigaben waren folgende:

8 Stück Steinmesser verschiedener Grösse.

XVI. 106. Ein ganz eigentümliches und seltenes, flaches Gefäss, in der Form einem unten spitz endigenden Lederbecher ähnlich. Dasselbe ist 19 Cm. hoch, oben 14 Cm. breit und endigt unten in eine Spitze; so kann es also nicht stehen, sondern höchstens am Henkel getragen werden. Dass es einen solchen besass, sieht man an einer, oberhalb der Verzierung befindlichen unbedeutenden Bruchstelle, doch ist das ganze Gefäss so morsch, dass man

[1] «Archaeologiai Értesítő» IV Bd. 15 S.

[2] Dr. J. Hampel «Catalogue de l'exposition préhistorique».

[3] Emil Riviere A. a. O. S. 185.

[4] Proben davon in Dr. Much's Privatsammlung. Wien.

nicht alle Teile in der Erde auffinden konnte. Der Länge nach umgibt das Gefäss an beiden Seiten ein, wahrscheinlich eine Naht nachahmender Wulst, welcher sich jedoch nur auf dem äusseren Teile erhielt, während die Innenseite flach ist. Am oberen offenen Rande befindet sich eine ebenfalls erhabene Winkelverzierung und ist das ganze Gefäss mit roter Farbe bestrichen. Sehr ähneln diese Gefässe den im Auslande bisweilen vorkommenden hornförmigen, unten geschnäbelten, am oberen Ende mit Henkellöchern versehenen Thonbechern. Ein solches rundes Gefäss sah ich im Breslauer Museum aus Glénau (Kreis Wohlau); im Berliner k. Museum aus der Lausitz, aus Spreewald, endlich aus der schwarzen Elster bei Schlieben; im Berliner Provinzial-Museum aus Belken (Kreis Kalau), aus Bilendorf (Kreis Sorau) und einige aus dem Kotbuser Kreise. Am meisten gleicht das Lengyeler Exemplar einem in den oberösterreichischen Pfahlbauten gefundenen * rot gebrannten, flachen Schnabelgefäss, welches ebenfalls scheinbar die Nachahmung eines Lederbechers ist, da an einem Rande ein nahtähnlicher Wulst angebracht, zum Aufhängen aber am oberen offenen Rande an zwei Stellen mit Löchern anstatt mit Henkeln versehen ist. In den Schweizer Pfahlbauten stiess man ebenfalls auf ein Gefäss in der Form eines Schweines, an welchem auch ganz deutlich jene Nahtverzierung zu bemerken ist. Durch eine freundliche Mitteilung des Herrn Dr. Much wurde ich aufmerksam gemacht, dass derartige mit einer Nachahmung der Naht versehene Gefässe sich häufig im Leibacher Pfahlbau fanden, darunter Figuren, welche offenbar die Aussenseite eines mit bunten Stücken besetzten Pelzes darstellen; das merkwürdigste ist aber daselbst ein Gefäss, welches deutlich einen aus Leder gefertigten Beutel nachahmt. Aus dieser Nahtimitation lässt sich schliessen, dass schon die prähistorischen Völker Tierfelle zum Aufbewahren von Flüssigkeiten verwendeten, wie ja heute noch z. B. im benachbarten Bosnien und Dalmatien der Wein in Lederschläuchen gehalten wird.

Ein sehr hübsches Beil aus polirtem Serpentin, an welchem die Stelle der vorherigen Durchbohrung zu sehen ist. Es war ursprünglich viel länger *XVI. 107.* und da es an der Bohrungsstelle gebrochen war, hatte man es neuerdings durchbohrt, die alte Bruchstelle abpolirt und so wurde ein kleineres Beil daraus.

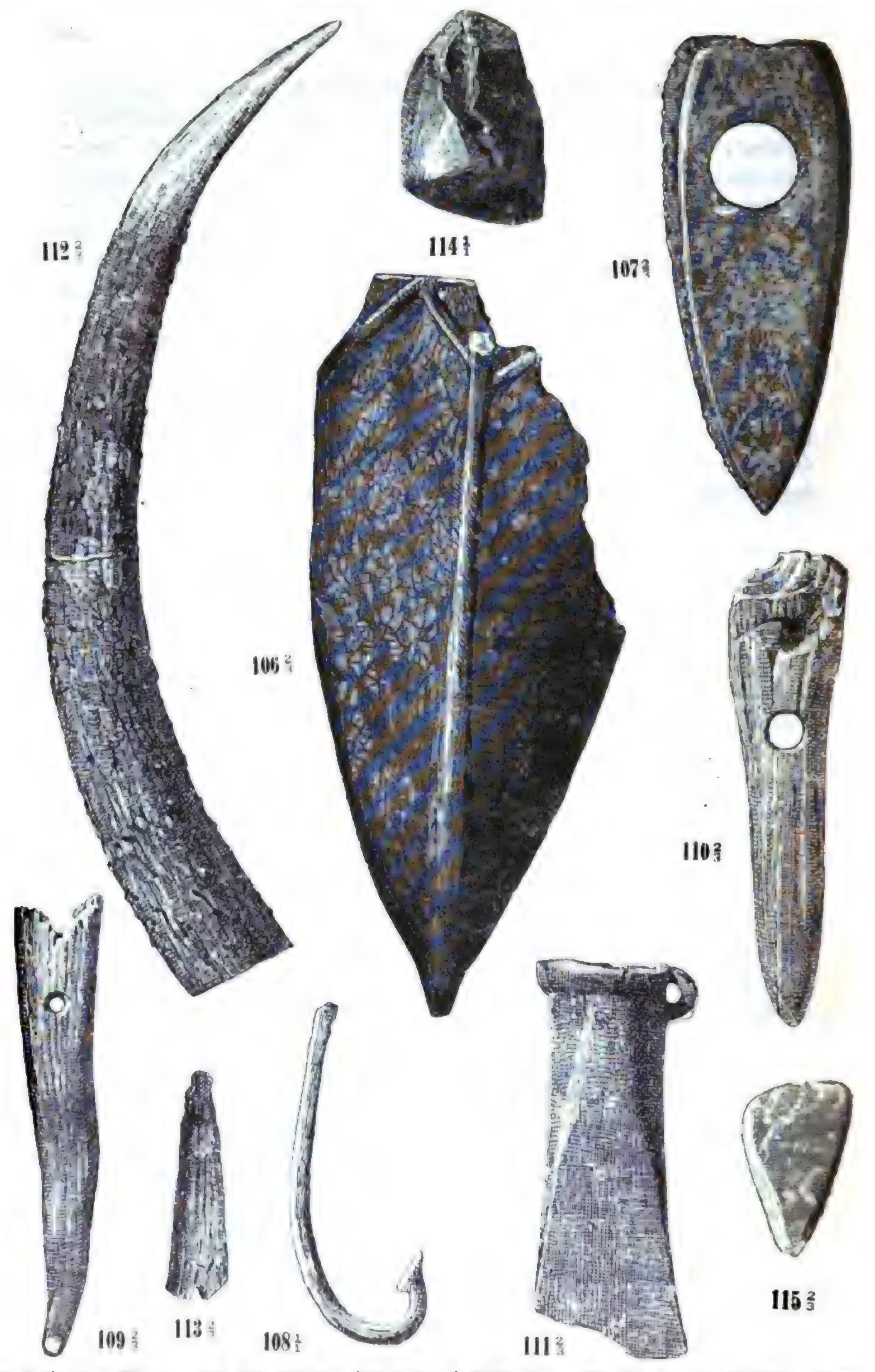
Einige Stück Flusskiesel. Indem die ganze Schanze ein Löss-Berg ist, und in der Löss-Bildung weder Kiesel, noch sonstiges Gestein vorkommen, musste man diese flachen glatten Steine von anderswo weiter gebracht haben und verwendete sie zum Glätten der Gefässe.

Eine mit Widerhaken versehene Bronzeangel, mit schöner lichter *XVI. 108.* Patina überzogen, ganz wohlerhalten und conform den auch heute noch

* In Dr. Much's Privatsammlung. Wien.

TAFEL XVI.

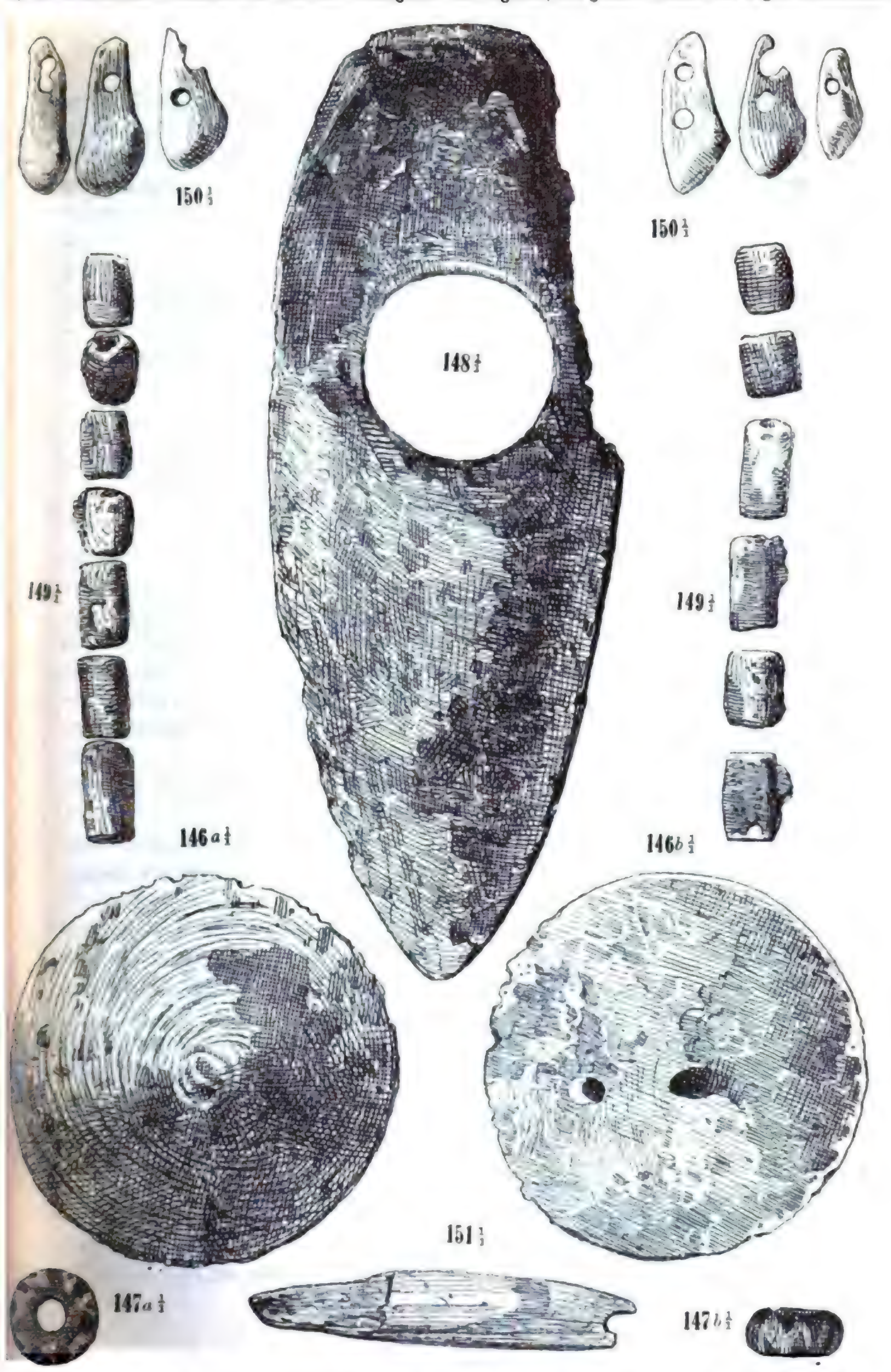
NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



106. Becher aus Thon. — 107. 115. Poliertes Steinbeil und Glättstein. — 108. 111. Angel und Kelt aus Bronze. 114. Eisenoxydfarbe. — 109. 110. 112. 113. Bearbeitetes Hirschgeweih.

TAFEL XIX.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



146. Knopf aus Muschel mit subcutaner Bohrung. — 147. Glasperle. — 148. Steinbeil. — 149. Perlen aus Muschel. — 150. 151. Durchbohrte Zähne.

gekerbt, wie bei uns, sondern besteht der Schaber wie ein Löffel aus Kopf und Stiel. Bisweilen sind diese Stiele kürzer und dann befestigte man sie an eine Handhabe, oft aber sind sie so lang, dass man sie frei verwenden konnte. Die Grösse und Stärke der nordländischen Schaber entspricht der 4—5-fachen jener der unsrigen. Noch gibt es zwei Formen nordländischer Schaber, die ausser Dänemark und Schweden kaum irgendwo vorkommen u. zw. sind selbe stiellos, vollständig halbkreis- oder mondsichelförmig. Diese wurden am runden Teile in der Hand gehalten, während der unregelmässig, sägeförmig ausgekerbte Teil zum Schaben diente; doch dürften diese nur zum Schaben harter Holzgegenstände, nicht aber zur Ausarbeitung von Tierfellen gedient haben.

Einige grössere Flusskiesel mit Brandspuren.

Ein weniger gut erhaltener, geglätteter Pfriemen.

Drei Stück Arbeitssteine und ein trapezförmiger flacher Steinkeil 5 Cm. hoch, oben 3 Cm. unten 4 Cm. breit.

Einige rote, stark gebrannte Bruchstücke besserer Schalen mit einwärts gebogenem Rauft und stumpfwinkelig angebrachter dreifacher Abplattung.

XVIII. 149. Ein halbmondförmiger Gefässhenkel. Helbig[1] gibt die Fundorte dieser Henkel (ansæ lunatæ) sehr genau an; er legt grosses Gewicht auf dieselben und hält sie für charakteristische Wahrzeichen in der Keramik der Italiker der oberitalienischen Pfahlbauten. Aus den Terramaren Ober-Italiens besitzt das Saint-Germainer Museum[2] ein solches Exemplar. Wir finden diese halbmondförmigen Henkel in verschiedenen Variationen aus mehreren Teilen des Landes im ungarischen Nationalmuseum. Sie kommen noch vor:[3] in Rákos-Palota und unter den Hatvaner, Szelevényer, Mohier und Tószeger Gefässen. Im Inlande fand man jedoch noch kein Exemplar, an welchem, wie in den oberitalienischen Terramares der Halbmond am Ende des hohen, freistehenden Henkels angebracht gewesen wäre, sondern es wurde einfach der an der Seite des Gefässes befindliche grössere Knoten mit dem Daumen halbmondförmig gepresst, oder aber knetete man bei hochgebogenen, mit beiden Enden am Gefässe befestigten Henkeln den vom Ranfte vorstehenden Teil in diese Form. Ein den Lengyeler analoges Stück befindet sich im Nationalmuseum, nur ist ersteres nicht durchbohrt.

Zu denselben Typen dürften auch die auf inländischen praehistorischen Ansiedlungen vorkommenden, an den Ranft der Gefässe befestigten einzelnen Hörner oder Ansätze gehören. Auch solche fanden wir in der Lengyeler Schanze (vergl. Taf. XXII Fig. 164), sowie in der Piliner Ansiedlung.[4]

[1] Helbig «Die Italiker in der Po-Ebene» I 19, 25, 59, 88, 136.
[2] Mortillet «Musée préhistorique» XC. 1097.
[3] «Archaeologiai Értesitő XIV. B. 2. Heft 59 S.
[4] Dr. J. Hampel» Catalogue de l'expositions préhistorique» fig. 85.

Auch im Heidenfriedhofe bei Lapujtö * fand man zierliche Thongefässe, von deren Oeffnung in gleicher Entfernung Hörner emporragen. Die primitivsten unter den halbmondförmigen Henkeln sind die aus dicken Knoten geformten, nicht durchbohrten, wie sie in der Lengyeler Ansiedlung vorkommen; von grösserem Fortschritt zeugen die noch immer niedrigen aber schon durchbohrten Exemplare, welche auch im Inlande gefunden werden; in Ober-Italien dagegen entwickelten sie sich sowohl hinsichtlich des Schmuckes, als auch der Zweckmässigkeit zu Meisterwerken der Töpferkunst.

Nr. 18. Nur 2 Meter von dem früheren entfernt fanden wir unter einer Humusschichte einen aus stark gebrannten Erdklötzen bestehenden Feuerherd, welcher in einer grösseren Aschenschichte folgende Gegenstände enthielt:

15 Stück Silex- und Jaspisspäne diverser Grösse.

Zwei sehr kleine, feingearbeitete Obsidianklingen.

Ein lichtgrüner Silex-Schaber mit rundgekerbtem Ende.

Eine in der Mitte ungearbeitete, nur an einem Ende zugespitzte Bein-Pfrieme.

Ein ebensolche, in der Mitte breit und flach, mit einem winzigen Kopfe am oberen Ende, zum Anknüpfen des Fadens.

Ein etwas kalkkörniger, halbgebrannter, durchbohrter Thonring, welcher gewiss als Senkel diente, da der durchgezogene Faden eine senkrechte Furche in den halbgebrannten oder blos beim Feuer getrockneten Ring schnitt.

Ein grünliches Steinstück, an welchem Spuren des begonnenen Polirens wahrnehmbar sind.

Nr. 19. Mehrere Meter südlich von den vorigen Herden fand ich in einer grösseren Grube, 1 Meter unter der schwarzen Humusschichte eine grössere Menge Gefässe, darunter:

Ein kleines, unten bauchiges, oben schlankes, schwarzes, gut gebranntes und mit freier Hand geformtes Gefäss mit hohem Hals. Der bauchige Teil ist nahe am Boden und der lange Hals erweitert sich am Rande wieder. Der am Bauche und am Rande befestigte Bogenhenkel erhebt sich nicht über den Rand des Gefässes. Durchmesser am Boden 4·5 Cm., an der bauchigen Stelle 7·5 Cm., am dünnen Halsteile 4·4 Cm., Höhe 10 Cm. *XVIII. 144*

Ein gleiches in doppelter Grösse. Leider konnte man dieses hübsche Exemplar nur teilweise ausheben, wie auch die übrigen Gefässe in Folge ihrer Verwitterung gänzlich verloren gingen.

Zwei Mahlsteinstücke.

Sieben Stück Silexklingen verschiedener Grösse.

Ein rundes, an der Bohrstelle beiderseits aufgewulstetes, gebranntes Wirtl.

* «Archaeologiai Értesitő» III. B. 5 S.

Ein rotes, gut gebranntes und verziertes Wirtl.

Ein sechseckiger Spaltstein. Mit solchen schlug man die Späne von den Nucleis ab. Wenn sich die Kanten derselben in Folge längeren Gebrauches abstumpften, warf man sie als nutzlos weg. Auch die Kanten des hier gefundenen Exemplares waren ganz abgenützt.

Nr. 20. Im Leichenfelde ein zerwühltes Grab. Unter den durcheinander geworfenen Gebeinen fand sich in der Erde die Hälfte einer der nirgends fehlenden, grossen pilzförmigen Todtenleuchte, welche jedoch beim Ausgraben zerfiel.

Ein anderes kleineres, mit zwei Buckelnreihen geziertes Gefäss, mit winziger Basis, enger Oeffnung, sonst bauchig, wie es bei den Todten öfter vorkam.

XVIII. 145.

Nr. 21. Von den vorigen tiefen Herden etwas einwärts, 1 M. tief, unter schwarzem schlammigem Humus eine 13·5 Cm. lange Bronzenadel, deren Kopf mit eingekratzten Linien verziert war. Auffallend schön ist die bläuliche, glänzende Patina, welche die ganze Nadel überzieht. Da sich in der Grube sonst nichts vorfand, dürfte sich die Nadel nur zufällig dort verloren haben.

XIX. 146a) u. b)

Nr. 22. Im Leichenfelde fand sich neben einem nicht mit aufgezogenen Füssen sondern am Rücken liegenden und gestreckten Gerippe:

Ein runder, unten flacher, kegelförmiger, in eine Spitze endigender aus dicker Muschelschale geschnitzter Knopf mit 5 Cm. Durchmesser. An der Basis ist er für den Faden subcutan durchbohrt, wie jener aus Grube Nr. 11. Auch dieser ist, wie jener, mit brauner Farbe überzogen.

XIX. 147a) u. b)

Eine dunkle, blaue, aus Glasmassa verfertigte, mit grauen Wellenlinien gezierte Perle von 1 Cm. Durchmesser.

Eine 4 Cm. lange, nicht ganz 1·5 Cm. breite, sägeförmig ausgeschartete Jaspisklinge.

Drei kleinere Silexspäne.

Die bekannte pilzförmige Todtenleuchte, deren Röhrenfuss unversehrt auszuheben gelang. Am oberen Teile der Röhre sind vier Buckeln angebracht und zeigen sich überall Spuren eines roten Anstriches. Die Röhre ist 35 Cm. hoch, der Durchmesser des oberen, geschlossenen Teiles beträgt 10 Cm., jener des unteren, offenen Teiles 17 Cm.

XIX. 148.

Eine schwärzliche Steinaxt. Dieselbe ist nicht durch den Gebrauch zerbrochen, denn dann wären Späne abgesprungen, sondern durch den Zahn der Zeit derart angefressen, dass der Stein an einer Seite kaum 0·5 Cm. stark blieb, während die Bohrstelle noch immer unversehrt ist. — An den Kanten befinden sich krummlinige, nahtartige Erhöhungen. An den Steinäxten findet man häufig solche Kantenlinien, welche nichts Anderes sind, als die besser widerstehenden, harten, erzhaltigen Adern des sonst ringsum verwitternden Steines.

Kleinere cylinderförmige aus Muschelschalen geschnitzte Perlen, mit derselben braunen Massa überzogen, welche wir bei den Beinknöpfen wahrnahmen. Für den ersten Moment glaubte ich, dass sie die Farbe von dem rot bemalten Körper annahmen, doch bald überzeugte ich mich, dass dies eine in dünnen Plättchen aufgesetzte Masse sei. Dr. Much bemerkt hierüber in einer freundlichen Privat-Mitteilung: »Ich halte die anhaftende braune Farbe nicht für eine absichtliche, sondern für durch die gelblichbraune Erde, in welcher sich die Gegenstände befunden haben, hervorgebracht. Derlei Infiltration beobachtet man öfter; es wäre auch gar nicht erklärlich, weshalb man diese Schmuckgegenstände mit einer matten unansehnlichen Farbe überdeckt haben sollte, da es ja doch der schöne Perlmutterglanz und die schillernden natürlichen Farben gewesen sind, welche die Aufmerksamkeit und die Freude an denselben erregten.« Die Bemerkung ist vollkommen richtig, aber nur bezüglich der kleinen glatten aus Perlmutter verfertigten Perlen, welche wir in den nächste und späteren Gruben fanden und welche Dr. Much in Lengyel gesehen hat. Die in dieser Grube gefundenen sind aber aus dicker Muschelschale geschnitzt, welche keine schillernde Farbe hatten. Man findet solche nicht nur in vielen Gegenden Europas, sondern auch unter den Trümmern des einstigen Niniveh (heute Korsabad). Unter dem bei Bernburg[1] (Anhalt) gefundenen schönen Muschelschmuck waren auch die Spondylus-Platten an einem Teile ihres Randes intensiv rot gefärbt. Auch das Budapester Museum besitzt Muschelperlen wovon einige einen gelblichbraunen Corticalüberzug haben.

XIX. 149.

Unter den aus Muschelsubstanz geschnittenen Perlen fand ich sechs Stück durchbohrte Hirsch-Augenzähne. Diese bildeten wahrscheinlich einen wertvollen Halsschmuck, da sie sich zwischen Hals und Schulter vorfanden. Vier Exemplare derselben waren an zwei übereinander befindlichen Stellen durchbohrt. Die durchbohrten Zähne kommen als Halsschmuck auch im Auslande nur in den allerältesten Niederlassungen vor. Das in der Höhle bei Menton mit aufgezogenen Beinen liegende Skelett hatte ausser den unzähligen Muscheln am Kopfe, auch 22 durchbohrte Augenzähne von Renntier um die Schläfen herum.[2] Auch im Museum zu Saint-Germain sind einige aufbewahrt.[3] Die Hirsch-Augenzähne, welche auch heute noch einen Lieblingsschmuck der Jäger bilden, findet man nur selten in vorgeschichtlichen Niederlassungen, während Zähne von Bären, Ebern und andern Tieren sehr häufig sind. Z. B. in den Pfahlbauten bei Mondsee in Oberösterreich.[4]

XIX. 150, 151.

[1] Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Juli 1884.

[2] Emile Rivière »Découverte d'un squelette humain de l'époque dans les cavernes dites grottes de Menton« 31 S.

[3] Mortillet »Musée préhistorique« XXIII 162.

[4] Dr. M. Much's Privatsammlung in Wien.

Ein kleines, gut gebranntes Gefässchen aus grauem Thon. Dasselbe hat am Boden 3 Cm., an der bauchigen Mitte 11 Cm., am offenen Rande 8 Cm. Durchmesser. Am Bauche sind oben und unten je zwei Buckeln an den entgegengesetzten Seiten angebracht.

Nr. 23. Im Leichenfelde, 79 Cm. tief, an der Oberfläche des unter der Humusschichte liegenden Löss Bodens fand sich ein den bisherigen vollkommen entsprechendes, mit dem Angesichte östlich gewendetes, und mit sehr aufgezogenen Beinen auf der rechten Seite liegendes Skelett.

Unter meinen archäologischen Nachgrabungen zähle ich die der in Rede stehenden Grube gewidmeten Tage zu den erfreulichsten. Seitdem Graf Alex. Apponyi bei Auffindung des ersten, mit Steingeräten begrabenen Gerippes den Wunsch ausgesprochen hatte, es möge ein Skelett sammt den darum befindlichen Gegenständen, mit der Erde ausgehoben werden, war mir sehr daran gelegen, dies auch durchzuführen. In Ermangelung der geeigneten Werkzeuge hielt ich es lange für unmöglich, weil ich voraussetzte, dass diese zahllosen Zufällen ausgesetzte Arbeit nur dann möglich sei, wenn dem sorgsamen Forscher allerlei chemische Präparate und Hebemaschinen zur Verfügung stehen.

Ich dachte mir jedoch, dass Niemand ohne Versuch einen Erfolg aufweisen könne. Ich liess daher einen starken Holzrahmen von 1 Klafter Länge, 1/2 Klafter Breite und 45 Cm. Höhe, ohne Boden anfertigen. Sobald die Oberfläche des Gerippes sichtbar wurde, liess ich den Rahmen von oben darauf setzen. Von den Aussenseiten des Rahmens wurde die Erde behutsam entfernt, so dass man denselben allmählig hinabdrücken und die ganze Masse mit den darum befindlichen Gegenständen hineinzwängen konnte. Der Rahmen hielt nun die um das Gerippe befindliche Erde bis zu einer Tiefe von 45 Cm. zusammen. Um nun den besonders angefertigten Boden des Rahmens unter den Erdklotz schieben zu können, liess ich an der einen Langseite des Bodens ein pflugscharähnliches scharfes Eisen anbringen. Sodann liess ich in grösserer Entfernung vom Rahmen um denselben herum einen Graben herstellen und zwar so tief, dass der untere Teil des Rahmens den Arbeitern bis zur Brust reichte. Meine Combination liess mich nur insoferne im Stich, als das Durchschneiden der Erde unter dem Gerippe teils wegen der vielen Kalktuffstücke, teils aber wegen der enormen Schwere der Erdmasse absolut nicht gelingen wollte. Es blieb mir nichts übrig, als den im Rahmen befindlichen Erdklotz zur Hälfte mit Schachten zu untergraben, den Boden ebensoweit einzusetzen, sodann die andere Hälfte zu unterminiren und endlich den Erdklotz auf den schief liegenden Boden gleiten zu lassen. Trotzdem Rahmen und Boden aus den stärksten Pfosten hergestellt waren, brach dennoch der Boden in Folge des ungeheuren Gewichtes beim Abgleiten des Erdklotzes entzwei und auch der Rahmen ging aus den Fugen. Die mit grossen Mengen Kalktuff vermischte

Erde war aber so hart, dass die ganze Tafel nur an den Ecken zersprang unter dem Skelette aber ganz blieb. Wir zogen nun starke Eisenspangen dicht neben einander unter die Kiste und befestigten mittelst derselben den Boden an die Seitenwände. Durch geschickt angebrachte Eisenbeschläge wurden nun die Brüche der Kiste ergänzt, so dass doch schon der erste Versuch gelang.

Beigaben des Gerippes:

Die gewöhnliche pilzförmige grosse Todtenleuchte, deren Röhrenfuss auf schwarzem Grunde Spuren roten Anstriches zeigte. Dieselbe war aus sehr schwach gebranntem Thon, ganz morsch und zerfiel daher in Stücke.

Neben der Schulter des Skelettes ein sehr hübsches Gefässchen, vermutlich ein Ziergefäss, da es recht fein gearbeitet und gut gebrannt ist. Dasselbe ist innen und aussen ganz hellrot gefärbt, der Boden innen schwarz, aussen ungefärbt. Am bauchigen Teile, wie am oberen Rande hat es je vier Buckeln, welche regelmässig an vier entgegengesetzten Seiten angebracht sind. Es hat an der Oeffnung 11 Cm., am Bauche 13·5, am Boden 4·5 Cm. Durchmesser.

Ein anderes länglich ovales, sehr rohes und schwach gebranntes Gefäss. *XX. 152.*

Die Hälfte eines 9 Cm. langen Bachkiesels, welcher zum Reiben der roten Eisenoxydfarbe diente, welche dick an allen Seiten klebt.

Am Fussende ein 5 Cm. langer schwarzer Obsidian-Nucleus, von dessen einer Seite man Späne abgeschlagen hatte, während er sonst seine natürliche rauhe Oberfläche hat.

Eine schön conservirte 4 Cm. lange aus Perlmutter verfertigte viereckige Perle.

Das in situ ausgehobene Skelett wurde dem Budapester anthropologischen Landesmuseum geschenkt. MAURITIUS WOSINSKY.

(Schluss folgt.)

ANDREAS PANNONIUS.

Unbekannt, wie seine Werke,[1] ist auch der Name dieses ungarischen Humanisten aus dem XV. Jahrhundert. Weder die Geschichte seines Vaterlandes, welches der Schauplatz seiner Waffentaten war, noch die Jahrbücher jenes Ordens, dem er seine ganze literarische Wirksamkeit widmete, erwähnen seiner. Wollen wir seine Individualität in ihren Haupt-

[1] Dieselben erschienen, herausgegeben von Wilhelm Fraknói, mit dieser Biographie an der Spitze, in dem I. Bande der «Irodalomtörténeti emlékek» (Literarhistorische Denkmäler) Budapest, 1886. Herausgegeben von der literarhistorischen Commission d. ung. Akademie der Wissenschaften. — Derselbe Band enthält auch die Werke des *Nicolaus de Mirabilibus*, herausgegeben von *E. Abel.*

zügen, eine — wenn auch skizzenhafte — Schilderung seiner Lebensverhältnisse geben, so müssen wir seine eigenen Werke heranziehen.

Seinen Familiennamen verschweigt er, und nennt sich consequent Andreas Pannonius. Die Humanisten und Theologen haben unter Pannonia nicht allein das Land jenseits der Donau, die einstige römische Provinz dieses Namens verstanden, — ganz Ungarn, mit Ausschluss Siebenbürgens,[1] war ihnen unter dieser Benennung geläufig. Wir wissen demnach nur so viel, dass unser Schriftsteller ungarischer Herkunft sei. Seine magyarische Abstammung dürfte vielleicht aus dem Umstande gefolgert werden, dass er in den lateinischen Text fast unbewusst magyarische Worte und Sentenzen einflicht,[2] ohne sich darum zu kümmern, dass durch dieses, bei einem Humanisten gänzlich ungewöhnliche Verfahren die Correctheit seines Stiles leidet.

Zu Anfange des dritten Decenniums des XV. Jahrhunderts mag er das Licht der Welt erblickt haben. In seiner Jugend betrat er die militärische Laufbahn, und diente fünf Jahre unter Joannes Hunyadi. Im Jahre 1440, als Mathias geboren wurde, begleitete er den grossen Feldherrn nach Klausenburg, und noch nach Jahren rühmt er sich, bei der Taufe des Königs zugegen gewesen zu sein.[3] Später beteiligte er sich an mehreren Schlachten, möglicherweise auch an jener zu Varna.[4] Dass er sich hiebei tapfer und anhänglich erwiesen hat, können wir daraus schliessen, dass er sich Hunyadi's Wohlwollen in vollem Maasse errang.[5] Mit dem Gefühle dankbarster Pietät bewahrt er sein Andenken und ergreift überall die Gelegenheit, das Feldherrntalent, die ruhmvollen Taten, das makellose Privatleben Hunyadi's zu verherrlichen. Doch am allermächtigsten wirkte auf Andreas der religiöse Sinn seines Herrn. In ergreifenden Worten erzählt er uns, wie der junge Hunyadi im königlichen Lager Sigismunds des Nachts häufig sein Ruhebett verliess und sich in die Kirche begab, um bis zum Tagesanbruch vor dem Crucifixe knieend seine Andacht zu verrichten. Ferner erzählt er, dass Hunyadi auch in den späteren Jahren gewöhnlich früh Morgens zwei Messen auf den Knieen zu Ende hörte.

[1] Die siebenbürgischen Schriftsteller, Mönche und Studenten legen sich die Cognomina «Transsilvanus» oder «Septemcastrensis» bei.

[2] Z. B. «nemabarath szerzethe» (Orden des stummen Mönches), — «Sechesfeyerwar» (Stuhlweissenburg), — «Michepen meghal a nagy wr, azoncheppen meghal az scegen ember» (Es stirbt der Reiche, wie der Arme.)

[3] In einem seiner Werke, welches er im Jahre 1467 schrieb, erwähnt er, dass es schon 22 Jahre her sind, seit er in den Orden aufgenommen ward. An anderer Stelle bemerkt er, dass er fünf Jahre unter Joannes Hunyadi gedient hat. Vielleicht sind diese Dienstjahre (1440—1445) seinem Eintritt in den Orden vorhergegangen. Vgl. p. 66, 130, 193.

[4] Von dieser Schlacht teilt er p. 23 manches Interessante mit.

[5] Wiederholt gedenkt er der genossenen Wohltaten Hunyadi's, so p. 5, 132.

Eine unerwartete Wendung, deren Ursache nicht näher zu bestimmen ist, trat nunmehr in Andreas Lebensverhältnissen ein. Er selbst spricht sich hierüber im Jahre 1467 (p. 66.) in folgender Weise aus: «Nun sind es schon beinahe zwei und zwanzig Jahre, dass ich die Freuden dieser vergänglichen und falschen Welt verachtet und mich in das Karthäuserkloster zurückgezogen habe.» — Unglück oder Täuschungen dürften ihn zu diesem schweren Schritt bewogen haben.

Von allen Orden hat er sich für den strengsten, den Karthäuser-Orden entschieden, dessen Stifter (1086) der heilige Bruno war. Allbekannt ist es, welch strengen Ordensregeln diese Mönche huldigen, und wie sehr sie sich von Welt und Menschen absondern. Trotzdem übte die Strenge des Klosterlebens im Mittelalter einen magischen Einfluss aus, und selbst vornehme und gelehrte Männer fanden sich alsbald in den Häusern des neuen Ordens ein. In Ungarn hatte schon vor der Mongolen-Invasion das Kloster der Karthäuser zu Ercs bestanden.

Die Klöster von Látókő, Lechnicz, Dunajecz, Lövöld und Tárkány entstanden Ende des XIII. und Anfangs des XIV. Jahrhunderts. Und hundert Jahre später, als das religiöse Gefühl in den gebildeten Kreisen in Abnahme begriffen war, und in den Reihen der Geistlichkeit die weltlichen Ideen immer mehr und mehr Anklang fanden: blüht der Orden der Karthäuser noch immer, ja seine Popularität — wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf — wächst noch. In diesem Jahrhundert erfreuen sich auch in Italien die Karthäuser der höchsten Achtung und ihre Klöster und Kirchen zu Ferrara, Venedig und Pavia gehören, was äusseren Glanz anbelangt, zu den bewundernswürdigsten Leistungen der Kunst.

Andreas Pannonius wurde in das Kloster zu Venedig aufgenommen, und verbrachte seitdem wohl den ganzen noch bedeutenden Rest seines Lebens in klösterlicher Andacht und Stille.[1] Er musste sich grossen Ansehens erfreut haben, da sein Beispiel mehrere Patrizier Venedigs in's Kloster zu gehen bewog.[2] Diesen stand er auch als «magister» und «pater spiritualis» vor. Doch bei all seiner Zurückgezogenheit blieb er mit seinen früheren Freunden und Bekannten in steter Verbindung, so z. B. mit dem venezianischen Patrizier Candiano Bolano, dem Befehlshaber der Insel Creta.[3]

[1] Eine Abwechslung bot ihm sein Aufenthalt in Jerusalem (V. p. 36), dessen Zeitpunkt wir näher nicht zu bestimmen vermögen.

[2] Der erste war ein gewisser Georgius de Calordano. (p. 66.)

[3] In der Marciana zu Venedig befindet sich eine vom 14. März 1466 datirte Dedicationsepistel des Werkes Bolano's an Andreas Pannonius: «Nuntius iste tuus letificavit animam meam, cum jam te ex hac vita migrasse ex nonnullorum relatu crederem, quamquam in Christo letus essem, quia te crederem ex hac mortali vita ad supernam illam Hierusalem avolasse. Sed rogo te, ut ores pro me... Librum... super Genesim... tuo nomini dedicatum... ad te mitto.»

Er muss die Ordensregeln streng befolgt haben, da ihn seine Vorgesetzten zum Vicarius des Klosters zu Ferrara beförderten. Dies trug sich zu einer Zeit zu, als in Ferrara der prachtliebende und kunstsinnige Herzog Borzo von Este (1450—1471) regierte, der als geschickter Diplomat die Gunst des Papstes, wie des Kaisers zu erwerben wusste; seine Residenz ward zum Sammelplatze der Gelehrten und Künstler; den Orden der Karthäuser unterstützte er in der freigebigsten Weise, und im Jahre 1461 begann er mit grossem Aufwande ein neues Kloster mit einer Kirche zu bauen.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass Andreas Pannonius seine classische Bildung aus Ungarn mit sich gebracht hat. War doch auch Joannes Hunyadi von dem Hauche der classischen Studien nicht unberührt geblieben, mit deren eifrigstem Vertreter, Joannes Vitéz, auch Andreas Pannonius in Verkehr gestanden hat (p. 87.) Wir können ihn füglich einen Humanisten nennen, da er sich die griechischen und lateinischen Autoren zum Muster nahm. Später, schon als Mönch, machte er sich auch mit der theologischen Literatur vertraut, an der die Karthäuser grossen Anteil hatten. Doch, wie Vitéz und manche andere Kirchenschriftsteller jener Zeit, wusste er den Cultus der Classiker mit den Dogmen und Anschauungen der Kirche in Einklang zu bringen. Davon legen auch seine erhaltenen Werke Zeugniss ab.

Andreas Pannonius hat trotz der Ferne, die ihn von seiner Heimat trennte, Ungarns Ereignisse mit regem Interesse verfolgt. Zunächst hat ihn die Tronbesteigung und glorreiche Regierung des Königs Mathias, des Sohnes seines einstigen Wohltäters, mit Glück und Stolz erfüllt. Sobald er daher in ihm den zu grossen Taten geborenen Herrscher erkannt hatte, fasste er den Entschluss, in einem Buche über die Eigenschaften eines grossen Regenten zu handeln, dieselben zu verherrlichen und mit dem Hinweise auf würdige Muster den König zur Aneignung jener, und zur Nachahmung dieser anzueifern. Der Gedanke war nicht neu. Die Literatur des Mittelalters zeigt uns eine lange Reihe solcher Schriften, welche den Zweck hatten, den Fürsten als Ratgeber zu dienen. Sie führten in der Regel Titel, wie: «De Regimine Principum,» — «Speculum Regum,» — «Regula Regum.» Ihre Autoren waren grösstenteils Mönche. Als Ausgangspunkt dienten gewöhnlich die politischen Schriften des Aristoteles, dessen Unterweisungen eifrig commentirt und mit Citaten aus der Bibel oder aus den Schriften der Kirchenväter, ferner mit Beispielen aus der alten und der neueren Geschichte geschmückt wurden.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Andreas Pannonius diese Werke benützt hat, jedoch nur was den stofflichen Teil seines Buches anbelangt. Die Kennzeichen seiner Individualität treten aller Orten hervor. Und die Aufgabe, die er sich gestellt hat, verliert er nie aus den Augen. Er hat sein

Werk nicht nur Mathias dedicirt, er hat es auch für ihn geschrieben, und wahrlich, es gibt kaum ein Capital, welches nicht auf Ungarn bezügliche Partien enthielte.

In der Dedicationsepistel widmet er dem Andenken Joannes Hunyadis Worte der Dankbarkeit. Und nachdem er dessen Taten hervorgehoben, verweilt er längere Zeit hindurch bei dem Siege zu Belgrad, und erwähnt uns unter Anderem, dass sowohl der Sieg, als auch der nahe Tod Hunyadi's schon von einem, auf einer fernliegenden Insel lebenden Karthäuser prophezeit wurde.

Im ersten Capitel räumt er dem Glauben die hervorragendste Stelle ein unter jenen Tugenden, durch welche gekrönte Häupter ausgezeichnet werden. Nachdem er den Begriff des Glaubens im Sinne des heiligen Paulus definirt hat, zählt er jene Motive auf, welche uns zum Glauben bewegen; diese seien: die Werke Gottes, das Beispiel der Menschen, die Vorteile, die dem Glauben entspringen, und die Gefahren, welche dem Apostaten auf dem Fusse folgen. Der höchste Gegenstand des Glaubens sei Gott. Hierauf wird der Sinn jener Benennungen, die im alten Testamente Gott beigelegt wurden, ferner die auf die heilige Dreifaltigkeit bezügliche Lehre der Christenheit erklärt. Das zweite Capitel handelt von der Ungläubigkeit, dem Glaubensbruche und im Anschluss an den letzteren vom Eide. Hier ermahnt er Mathias, dass er den Eid allezeit gewissenhaft halten solle, und erinnert ihn an den Szegediner Friedensbruch und die daraufolgende Schlacht von Varna, als deren Opfer er auch Pongrácz v. Dengeleg, den Verwandten des Hunyadihauses, und Gregor von Bethlen anführt. Im dritten Capitel spricht er sich über die Hoffnung, im vierten über die Liebe aus. Und indem er die Worte der heiligen Schrift citirt, dass nur wer sich für seine Freunde aufopfert, vollen Anspruch auf die Tugend der Liebe machen könne, — betont er, dass Joannes Hunyadi eben solch ein Mensch gewesen sei, der sein Leben für die Sache seines Vaterlandes unzähligemal in die Schanze geschlagen hat. Während aber Glauben, Liebe und Hoffnung das Fundament unseres religiösen Lebens seien und die einzige Bürgschaft für unser Seelenheil böten, können als Grundpfeiler des gesellschaftlichen Lebens die vier Cardinaltugenden, die prudentia, temperantia, fortitudo und iustitia angesehen werden. (V. Cap.) Nachdem er der Weisheit und der Mässigkeit seinen Tribut gezollt, macht er Mathias aufmerksam, dass den Siegen der heiligen Könige Ungarns laut den Geschichtsbüchern häufig Fasten und Gebete vorhergegangen waren. Auch hier stellt er, dem Zeugnisse Jacob von Fancsika * folgend, Joannes Hunyadi als Beispiel auf. Fancsikai

* Im Texte steht *Jacobus de Fanslacha*, doch ist unzweifelhaft Fancsika zu lesen. Von dieser erloschenen Familie handelt *Ivan Nagy:* Magyarország családai (Die Familien Ungarns) IV. p. 112. Jacob's erwähnt er nicht.

hatte unter Hunyadi gedient, geriet aber später in die Hände der Türken, die ihn nach Babylonien schleppten, von wo er sich in der Verkleidung eines Franziskaners in seine Heimat flüchtete. Unterwegs traf ihn Andreas in Jerusalem. Im Jahre 1467 stand er schon wieder in Mathias' Diensten. (VII. Capitel.) Als Antipoden der Mässigkeit stellt er die Laster der Trunksucht und der Unzucht hin. (VIII. und IX. Cap.) Im Zusammenhange damit berührt er in Kürze die Ehe und die Keuschheit. Da ermahnt er Mathias mit den Worten des h. Paulus und Cicero zum keuschen Leben, und versichert ihm, dass es auch unter den lebenden Fürsten tugendhafte und fromme Männer gebe. Zu diesen gehöre auch Borzo von Este, der Herzog von Ferrara, in dessen Person man den Heldenmut Cäsars und Trajans wahrnehmen kann. Hierauf kommt er auf die Grossmut zu sprechen, die den König — wie er sagt — im vollsten Maasse ziert, weil er für das Vaterland und die Christenheit nicht nur sein Vermögen, sondern auch sein Leben auf das Spiel zu setzen wagt.

Der Wahrhaftigkeit widmet er dann ebenfalls ein kurzes Capitel. (X—XIV.) Indem er nun die dritte Tugend, die Tapferkeit näher erörtert, citirt er den Ausspruch eines Dichters «dass die Ungarn offene Charaktere und ohne Falsch sind, die den Feind durch Tapferkeit und nicht durch List zu besiegen trachten.» — Nach Aristoteles lässt er sieben Arten der Tapferkeit zu. Dann behandelt er die Kriege, jene Ursachen, die laut der heiligen Schrift das Kriegführen als gerechtfertigt erscheinen lassen, und bespricht jene Eigenschaften, die den Feldherrn und Soldaten schmücken sollen. Er wendet sich an Mathias selbst, und ermuntert ihn, dass er mit reinem Gewissen und festem Glauben in die Schlacht ziehen möge. «Sowie die gesammte Christenheit — schreibt er unter Anderem — dich im Kriege gegen den türkischen Kaiser und den Mohamedaner zu ihrem Feldherrn erkoren hat, also musst du zu deinem himmlischen Führer Jesum Christum, zu deinen Fahnenträgern seine Engel erwählen.» Er gibt ihm den Rat, dass er sich im Feldzuge mit Mönchen, besonders mit Karthäusern umgeben möge, die um sein Wohl zu beten haben. — Ferner beantwortet er die Frage, wieso es möglich sei, dass die Heiden über die Christen triumphiren, ja dieselben sogar in Gefangenschaft werfen können. In diese seine Auseinandersetzung flicht er auch die Geschichte einer ungarischen Dame ein, der in der Gefangenschaft von ihrem Herrn Gewalt angetan wurde; doch als sie zu Gott um Rache flehte, versank das Schiff mit Mann und Maus. (XV.—XVII.) Auch soll ein Feldherr mit den Kriegswissenschaften auf vertrautem Fusse stehen, weshalb er Mathias das Studium der griechischen und römischen kriegswissenschaftlichen Werke ans Herz legt.

Die Tugenden der Grossmut, Sanftheit und Mildtätigkeit, die er ausführlich behandelt, führen ihn zur iustitia, zur gerechten Regierung über,

deren Segnungen er dem König mit überzeugender Wärme schildert. Nur dann werde seine Regierung gerecht sein, wenn er sich mit weisen Ratgebern umgibt, wie ein solcher in der Person des Graner Erzbischofs Joannes Vitéz zu finden sei, den er in seiner Jugend gekannt und seiner glänzenden Eigenschaften wegen aufrichtig verehrt hatte, und dessen Rat Hunyadi sowohl in öffentlichen wie in privaten Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen pflegte. Der Tag seiner Geburt war ein glücklicher, da an demselben auf Ungarns Firmament ein neuer Stern zu leuchten angefangen hat. Eine nicht minder hervorragende Stelle nimmt der Erzbischof von Kalocsa, Stefan von Kisvárad ein, den Andreas in Italien, wo Stefan das canonische Recht studirte, kennen gelernt. Er rühmt unter Anderem seine juridischen Kenntnisse, bewundert seine Eloquenz, seine Sittlichkeit und seinen Glaubenseifer. (XXI—XXVI.)

Den Lobreden folgt ein kurzes Capitel über den hohen Wert des Friedens (XXVII.), diesem wieder mehrere, in denen die Notwendigkeit religiöser Betrachtungen über den Tod, das letzte Gericht, die Auferstehung des Leibes, die Hölle, das ewige Leben und die Seligkeit der Heiligen dargetan wird (XXVII—XXVIII), wie solchen auch Stefan und Ladislaus, die heiligen Könige, nachgehangen sind. Deshalb soll Mathias sowohl die letzteren, als auch seinen Vater zum Beispiel nehmen, der sich ganze Nächte hindurch in edler Selbstverleugnung Gebete und Fasten auferlegt hatte.

Am Schlusse seiner Auseinandersetzungen äussert er schliesslich den Wunsch, der König möge sich das Buch zu wiederholten Malen vorlesen lassen, und zwar entweder von Benedikt, dem Bischof von Bosnien, oder von Janus Pannonius, oder endlich vom Kniner Bischof, Nicolaus von Niotold. Der erste sei mit tüchtiger Eloquenz, Gelehrsamkeit und äusseren Vorzügen ausgestattet. Von Janus Pannonius, dem er den Beinamen »seraphicus« gibt, behauptet er, dass er, was seine Weisheit anbelangt, die Sonne und alle Gestirne des Himmels verdunkelt, und das Wort fliesse ihm von den Lippen, wie der Fluss Physon; seine Eloquenz bleibe sich in lateinischer wie in griechischer Sprache gleich; sein Organ sei so süss und sonor, wie die Musik einer Orgel; und bei all dem sei er so reich an Tugenden, dass sein Leben eines Heiligen würdig sein könnte. Der Kniner Bischof endlich sei ein Mann von gründlichen und vielseitigen philosophischen Kenntnissen.

Bei dieser Gelegenheit erwähnt er noch dreier Jünglinge von adeliger ungarischer Herkunft: Ladislaus' von Vingar, Sigismund's von Palócz und Nicolaus' von Prény, die Hörer an der Hochschule von Ferrara waren.

Am Schlusse seines Buches gedenkt er nochmal in dankbarer Erinnerung Hunyadi's. Dem König aber gibt er die Versicherung, dass er seinen Namen Tag für Tag in seine Gebete einschliesse. Er bittet ihn daher, auch seiner nicht zu vergessen, und wenn er das Buch erhalten hätte, ihm sein

Urteil nicht vorzuenthalten, damit — falls ihm des Königs hohes Antlitz hienieden zu sehen nicht mehr vergönnt wäre, — er (Andreas) bei einer anderen Gelegenheit den Mut habe, neue Schriften zu senden. Dies Buch sendet er ihm durch den hervorragenden Philosophen Marcus, den er seiner Gnade anempfielt.*

«Sei mir gegrüsst, glorreicher Herrscher der Ungarn — so schliesst er — der du der Besieger der Feinde, der Bestrafer der Schuldigen, der Neuschöpfer des Heeres, der Gesetzgeber der Kriegswissenschaft, der Befreier der Bürger und die Zierde und der Frieden des Vaterlandes bist! Des gemeinsamen Vaterlandes Schmuck, des ganzen Königreiches Pannonien Herrlichkeit bist du! An dem Tage, an dem dich deine erlauchte Mutter zum glorreichen Herrscher und ausgezeichneten Könige Pannoniens geboren, jubelten im Himmel die Engel, auf Erden die gottesfürchtigen Menschen. Der allmächtige Herr Jesus Christus verlängere dein Leben und eröffne dein Herz weisen Ratschlägen, gebe dir Frieden, und führe dich einst durch seine Engel in sein ewiges Reich ein!»

In dem Maasse, wie Andreas Pannonius in dem eben besprochenen Werke seine Dankbarkeit gegen das Haus der Hunyadi und seine Anhänglichkeit an das ferne Vaterland bekundet hatte, — ebenso trachtete er in seinen übrigen Werken für das Wohlwollen, mit dem das ferrarische Herzogshaus den dortigen Karthäusern begegnete, erkenntlich zu sein. Auch glaubte er hiedurch seiner persönlichen Hochachtung, die er gegen zwei Repräsentanten dieses Hauses hegte, ein Denkmal setzen zu können.

Der Eine von diesen war der Herzog Borzo, während dessen Regentschaft Andreas in das Kloster von Ferrara kam, und den er schon in dem Mathias dedicirten Buche ein ganzes Capitel hindurch verherrlicht hatte. (XII.) Die vollständige Geschichte von Borzo's Regierung stellte er ausserdem in einem besonderen Werke dar, welches sich aber bis auf den heutigen Tag — unbekannt wo — verborgen hält.** Der Herzog Borzo starb

* «Magistrum Marchum clarum philosophum et Tuæ Regiæ Maiestati fidelissimum.» Von einem Philosophen dieses Namens ist nichts bekannt, doch es ist nicht unwahrscheinlich, dass «Marchum» ein Schreibfehler für «Martium» sei. In diesem Falle könnten wir in dem Ueberbringer Galeotto Martio vermuten, welcher möglicherweise im September des Jahres 1467 von Ferrara nach Ungarn herübergekommen sein mochte. Eugen Ábel schreibt (Adalékok a humanismus történetéhez Magyarországon. Budapest, 1880 p. 254,) auf Grund eingehender Untersuchungen: «Von Galeotto's Lebensverhältnissen in den auf 1465 folgenden einigen Jahren wissen wir keine bestimmte Auskunft zu geben; als wahrscheinlich aber mag die Annahme gelten, dass sich Galeotto in der erwähnten Zwischenzeit bald bei Janus Pannonius, bald am Hofe des Königs Mathias, bald wieder bei andern Gönnern abwechselnd aufgehalten habe. Erst am 24. Juli des Jahres 1468 begegnen wir wieder seinem Namen am Hofe Mathias'»

** Dieses Werk wird von ihm selbst erwähnt (p. 267): «Opera eius (Borsii)

am 19. August des Jahres 1471, zu welcher Zeit aber Andreas Pannonius nicht mehr in den Mauern des ferrarischen Klosters weilte. Kurz vorher[1] ward er nach Pavia versetzt, wo der Orden jene glänzende Certosa hatte, welche die Fürsten von Mailand, die Visconti's, ein ganzes Jahrhundert hindurch mit verschwenderischer Freigebigkeit bedachten und grosse Meister mit ihrer Kunst verherrlichten. Als er von Borzo's Tode Nachricht erhielt, hegte er den sehnlichsten Wunsch, an den glänzenden Feierlichkeiten, die des verstorbenen Herzogs Bruder und Nachfolger Hercules veranstaltete, teilnehmen zu dürfen. Nachdem ihn jedoch seine Ordensverpflichtungen in Pavia zurückhielten, beschloss er dem Andenken des verstorbenen Herzogs ein Buch zu widmen, in dem zugleich die Tugenden des Letzteren dem neuen Regenten zur Nachahmung anempfohlen werden sollten.

Alsbald begann er[2] sein Werk: «Das Büchlein von den Tugenden» (Libellus de virtutibus), dessen Widmung sich selbstverständlich an den Herzog Hercules richtete, welch Letzterem auch der ganze Inhalt galt. Mit dem Ursprunge und dem Emporblühen des herzoglichen Hauses Este, und mit der Tronbesteigung des Hercules beginnend (I—III)[3] gelangt er alsbald zu seinem eigentlichen Vorhaben, zur Behandlung der Frage, welches die wünschenswertesten Tugenden seien. Diesen Teil seines Werkes entlehnte er aus dem Mathias dedicirten Buche,[4] jedoch mit manchen Abänderungen. Bei

clara et res præclaras quas gessit .... de his plene et copiose iam in libro, quem ... in coenobio Carthausiano Ferrariense edidi, scripsi, quamvis liber ille, ob mei peregrinationem istic (Papiam) imperfectus hactenus remansit, finem tamen faciam, atque ad perfectum perducam eum.»

[1] Dass Andreas im Jahre 1470 noch in Ferrara war, erhellt aus folgendem Umstande: In dem Buche, das er Hercules, dem Herzog von Ferrara widmete, erinnert er daran, dass er ihm vor einem Jahre Borzo's Tod und seine, Hercules', Tronbesteigung vorhergesagt habe. (p. 240.) — [2] Das Buch führt kein Datum. Doch sein Autor erwähnt an mancher Stelle den «vor kurzer Zeit» erfolgten Tod Borzo's. — [3] In der Kürze gedenkt er auch der Heirat Andreas II., Königs von Ungarn mit Beatrice d'Este, aus welcher Verbindung der Herzog Stefan Posthumus entsprossen ist. Doch macht er sich auch eines groben Irrtums schuldig, indem er behauptet, dass derselbe Stefan Béla dem IV. auf dem ungarischen Trone nachfolgte.

[4] Ueber den gemeinsamen Inhalt der zwei Bücher mag uns folgende tabellarische Uebersicht Aufklärung geben:

Aus dem Mathias dedicirten Buche				entspricht	des an Hercules gerichteten Buches	
De fide	I, II. Cap.	(p. 7—23)	dem	V—IX.	Cap.	(p. 149—162)
De spe	III. «	(« 23—26)	«	X.	«	(« 162—164)
De cantate	IV. «	(« 26—31)	«	XI.	«	(« 164—168)
De virtut. cant.	V. «	(« 31—32)	«	XII.	«	(« 168—171)
De prudentia	VI. «	(« 32—34)	«	XIII.	«	(« 171—173)
De temper.	VII. «	(« 34—36)	«	XIV.	«	(« 173—175)
De ebrietat.	VIII. «	(« 36—40)	«	XV.	«	(« 175—177)
De luxuria	IX. «	(« 40—42)	«	XVI.	«	(« 177—179)
De uxore	X. «	(« 42—43)	«	XVII.	«	(« 179—181)
De castitate	XI. «	(« 43—44)	«	XVIII.	«	(« 181—183)

der Vergleichung der beiden Texte stellt es sich heraus, dass Andreas im zweiten Werke manches teils abgekürzt, teils erweitert, ausgeschlossen oder eingeschaltet hat. So hat das Werk mehrere ganz neue Capitel, z. B. das XXVII. und XXVIII., in welchen er die kriegerischen Taten Hercules' verherrlicht. Im XXXII. Capitel redet er einem Kriege gegen die Türken das Wort, im XXXIII. wird entwickelt, wie die Christenheit durch den Moslim zu Schaden gekommen sei. Bei einem Kriege gegen die Türken dürfte Hercules ganz gewiss auf die Unterstützung anderer Mächte rechnen, zunächst auf die des Papstes, ferner auf jene der Republik Venedig, sowie auf die Teilnahme Ungarns und der Verwandten des Hauses Este. Am Schlusse seines Buches (Cap. XLIII.) kommt er neuerdings auf die Idee eines wider die Türken zu führenden Krieges zurück und eröffnet dem Herzog die verlockendsten Aussichten, die sich ihm bieten dürften.

Gleichzeitig mit diesem Buche schrieb er ein zweites, ebenfalls an den Herzog gerichtetes Werk, das jedoch dem Andenken des Herzogs Borzo geweiht war.* Es enthält Meditationen über die Natur, Eigenschaften und Unsterblichkeit der menschlichen Seele; über den Tod; über die ewige Verdammniss und die Qualen der Hölle; über die ewige Glückseligkeit und alle jene, die daran teilnehmen dürfen.** Unter den letzteren möchte er auch den verstorbenen Herzog wissen.

Die Werke des Andreas Pannonius besitzen keinen hohen literarischen Wert, sind jedoch vermöge ihrer geschichtlichen Beziehungen und in Rücksicht auf die Individualität ihres Verfassers von Bedeutung. Dieselben sind bei weitem keine streng theologischen und philosophischen Schriften; sie sind Gelegenheitsschriften eines eifrigen Dilettanten auf dem Felde der Wissenschaft. Dies verrät uns nicht nur der Inhalt, sondern auch der häufig schwerfällige, holprichte und undeutliche Styl.

Aus dem Mathias dedicirten Buche entspricht				des an Hercules gerichteten Buches.	
De liberalit.	XIII. Cap.	(p. 45—46)	dem	XIX.	Cap. (p. 183—185)
De veritate	XIV. «	(« 46—47)	«	—	« (« 185—186)
De fortitud.	XV. «	(« 47—50)	«	XX. XXI.	« (« 186—189)
De bellis	XVI. «	(« 50—62)	«	XXII. XXVIII. XXX.	« (« 189—209)
Quare Christiani traduntur in manus paganorum	XVII. Cap.	(p. 62—68)	dem	XXXI.	« (« 209—211)
De dotibus summi ducis	XVIII. Cap.	(p. 68—70)	dem	XXIII. XXIV.	Cap. (p. 192—196)
De magnanimitate	XIX. «	(« 70—71)	«	XXV.	« (« 196—197)
De mausuetudine	XX. «	(« 71—74)	«	XXVI.	« (« 197—199)
De iustitia	XXI. Cap.	(p. 74—80)	dem	XXXVII. u. XXXIX.	Cap. (p. 228—229)
De rapina	XXII. «	(« 80—83)	«	XL.	« (« 229—231)
De indicib.	XXIII. «	(« 83—85)	«	XLI.	« (« 231—234)
De pace	XXVII. «	(« 89—91)	«	XLII.	« (« 234—235)

* Es besteht aus 23 kurzen Capiteln. (p. 240—283.)

** Vieles aus diesen Meditationen stimmt mit den letzten Capiteln des an Mathias gerichteten Buches überein.

Kein einziges Werk des Andreas Pannonius ist je im Drucke erschienen, und obwohl man mehrere Abschriften anzunehmen geneigt wäre, ist uns von jedem Buche nur je eine bekannt. Eine Handschrift des dem Mathias dedicirten Werkes befindet sich in Rom, in der Vaticana (Vat. 3186). Es ist dies ein aus dem XV. Jahrhundert stammender Codex membranaceus, bestehend aus 107 Blättern, deren Höhe 21, Breite 14 Centimeter misst. Auf jeder Seite stehen 25 Zeilen. Das Titelblatt ist sehr prächtig ausgestattet. Es wird durch einen aus reichen Ornamenten, buntfarbigen Blumen und Blättern bestehenden Rahmen eingefasst. Im Blumenfelde des Rahmens rechts sehen wir zwei Medaillons: in dem oberen hält ein grün gekleideter Engel eine Krone in der Hand, während in dem unteren ein Karthäuser-Mönch mit milden und edlen Zügen ein rot gebundenes Buch in der Hand hält.* Dies könnte niemand anderer sein, als unser Autor, dessen Bildniss somit auf unsere Zeiten gekommen wäre. (?) Im unteren Rahmen bemerken wir ein mit einem Kranze umwundenes Wappenschild mit einem Cardinalshute bedeckt. Im oberen goldenen Felde des Wappens breitet ein schwarzer Adler seine Fittige aus, während wir im unteren blauen Felde das Bild der Sonne schauen. Welchem Cardinal das Wappen zuzuschreiben sei, dies wäre schwer zu ermitteln. Im ersten Buchstaben (S) der an Mathias gerichteten Dedicationsepistel sehen wir einen König auf dem Trone. Ohne Zweifel soll es Mathias sein; jedoch hat der Miniator seiner Vorstellung nach eine italienische Fürstengestalt gemalt. Der Anfangsbuchstabe eines jeden Capitels ist in lebhaften Farben ausgeführt, der des XXI. Capitels ist sogar grösser und prächtiger, als die entsprechenden anderen; die bekannte Gestalt der Justitia ist hinein versetzt. Sowohl die Miniaturen, wie die Schrift stammen von italienischer Hand her. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass der Codex in Ferrara (vielleicht für den Cardinal-Protector des Karthäuser-Ordens?) abgeschrieben wurde.

Das Manuscript des dem Herzog Hercules zugeeigneten Werkes ist in der Este-Bibliothek zu Modena aufbewahrt. Auch dies ist ein aus dem XV. Jahrhundert stammender, gleichzeitiger Membrancodex. Er besteht aus 116 Blättern, deren Höhe 20, Breite 14 Centimeter misst. Auf jeder Seite stehen 24 Zeilen. Auch diese Handschrift weist ein prachtvoll ausgeführtes Titelblatt auf. Links läuft eine Blumenguirlande. Am unteren Rahmen sind ebenfalls Blumen gemalt. Im grossen Anfangsbuchstaben (P) ist die in Purpur gekleidete Gestalt eines Fürsten (zweifellos Hercules) abgebildet, mit der Umschrift: «Dominus fortitudo mea.» Das Buch ist in eckigen, gothischen Buchstaben geschrieben, die zu der Zeit in den Mauern der Klöster allgemein in Gebrauch waren, während dazumal in den Officinen der italienischen Buchdrucker die runden Lettern schon eingeführt waren. Dies

* Die vaticanische Handschrift ist auch in rotes Leder gebunden.

Exemplar ist höchst wahrscheinlich mit dem, dem Herzog eingehändigten identisch.

Wie es Andreas nach dem Erscheinen seines Werkes ergangen, ist nicht bekannt, da wir von der auf das Jahr 1471 folgenden Zeit nicht die geringste Nachricht aufweisen können. Wie die Wiege seiner Kinderjahre, sind auch seine letzten Tage in tiefes Dunkel gehüllt.*

ZUR ERINNERUNG AN KARL KISFALUDY.

(Eröffnungsrede in der XLI. Jahresversammlung der Kisfaludy-Gesellschaft am 5. Februar.)

Geehrte Versammlung! Heute vor hundert Jahren, am 5. Februar 1788 wurde Karl Kisfaludy geboren. Die Zeit entfliegt und die neue ungarische Literatur wird bereits alt. Hundert Jahre sind seit der Geburt eines ihrer Führer verflossen, und beinahe sechzig, seit er im Grabe ruht. Seine Altersgenossen sind sämmtlich dahingeschieden und auch wir, die als Kinder seine Dichtungen declamirten, an seinen Theaterstücken und Novellen Freude fanden, sind bereits alte Leute. Unsere Gesellschaft, die sich ihm zum Andenken constituirte, steht in ihrem einundfünfzigsten Jahre und von den in ihrer ersten Versammlung gewählten Mitgliedern lebt keines mehr.

Die Gründer unserer Gesellschaft waren Karl Kisfaludy's Freunde und Berufsgenossen, Dichter und Kritiker, die in ihm gleichmässig den Menschen und den Dichter liebten und sein Andenken nicht blos in Marmor verewigen wollten, sondern auch in einer lebenden, fortwirkenden Körperschaft, die seinen Geist repräsentiren und seine Richtung entwickeln sollte. Die Zeitgenossen beurteilen den Dichter, Gelehrten und Staatsmann selten gerecht. Sie schätzen ihn entweder zu hoch oder zu niedrig und meist pflegt das Urteil der Nachwelt gerechter zu sein. Auch die Freunde und Berufsgenossen Karl Kisfaludy's überschätzten in mancher Hinsicht die Werke ihres Meisters. Darin aber täuschten sie sich nicht, dass der nationale Geist

* Das literarhistorische Jahrbuch des Karthäuser-Ordens (Albertus Miraeus *Bibliotheca Carthusiana, sive illustrium sancti Carthusiani Ordinis scriptorum* betiteltes Werk) gedenkt seiner in keiner Beziehung. In der Bibliotheca latina des Fabritius liest man unter Anderem Bd. I. p. 95: «Andreas Nicolai Ordinis Minorum Carthusiensis circa annum 1464. cuius Commentarii in Genesim a Willoto et aliis memorantur.» Doch ist es zweifelhaft, ob wir es hier mit unserem Andreas zu tun haben.

der den Dichter beseelte, fortwirken, und dass die Richtung, welche er, als Redacteur, in seiner *Aurora* vorgezeichnet, in ihrer Entwicklung und Erstarkung unsere Dichtung verjüngen werde. Aus dem Aurorakreise erhebt sich Vörösmarty, um dem nationalen Geist noch kräftigeren Ausdruck zu geben. Es vergehen kaum ein paar Jahrzehnte und die Verjüngung unserer nationalen Poesie erreicht in Petőfi und Arany ihren Gipfelpunkt. Es ist dies eigentlich *eine* Periode in den verschiedenen Stadien der Entwickelung, und die scheinbaren und wirklichen Gegensätze sind Bedingungen, Folgen, Ergänzungen von einander.

In unserer Dichtung und Literatur fehlte auch vordem nicht eine gewisse nationale Richtung. Das Aufleben unserer Literatur im vorigen Jahrhundert war ja nichts anderes, als ein Wehruf unserer dem Untergang entgegengehenden Sprache, als die erste Regung der Nationalitätsidee. In der Sprache und durch die Sprache die Nationalität zu entwickeln, in der Literatur und durch die Literatur beide zu festigen, war die Idee, welche Bessenyei und Révai beseelte. Den Geschmack und die Sprache zu erneuern und den Grund zur modernen ungarischen Bildung zu legen, war Kazinczy's Hauptbestreben. Aber in diesem Ringen der nationalen Tendenz war der nationale Geist noch zu unentwickelt, um auf unsere Poesie gestaltend einwirken zu können. Wenn sie sich auf eigenen Flügeln aufschwingen wollte, erwies sie sich unvermögend und suchte in fremder Poesie Kraft. Alle Dichter, die im achtzehnten Jahrhundert die alte traditionelle Poesie fortsetzten, waren nicht im Stande, selbst die Tradition zu bewahren, geschweige denn sie zu entwickeln. Diejenigen aber, die sich der fremden Dichtung zuwandten, brachen mehr weniger mit der Tradition, welche denn doch vornehmlich die Keime der nationalen Richtung birgt. Diejenigen, die ihre Inspiration aus der französischen Literatur schöpften, bereicherten die ungarische Bildung mit vielen neuen Ideen, wirkten auch auf die Entwickelung unserer Poesie, liessen aber in unserer Dichtung keine tieferen Spuren zurück.

Der Classicismus hatte eine tiefere Wirkung. Er bereicherte unsere poetische Sprache mit Wendungen, erweckte den Sinn für Composition und schöne Formen, vermochte aber nur in einem einzigen Dichter, in Berzsenyi, mit dem nationalen Geiste zu verschmelzen. Die deutsche Schule, welche Kazinczy unter Goethe's Einfluss sozusagen mit dem Classicismus verschmelzte, veredelte ebenfalls den Geschmack und bereicherte unsere Dichtung nicht blos mit Kunstformen, sondern auch mit vortrefflichen Werken besonders in der Lyrik, war jedoch unvermögend, unsere nationale Individualität zum Ausdruck zu bringen. Zwei Dichter, die origineller waren als ihre Vorgänger, Alexander Kisfaludy und Michael Csokonai, versuchten dies, aber ihr Geschmack stand nicht im Verhältniss zu ihrem Talent und sie brachten mehr die Ideen und Gefühle einzelner Classen, als der ganzen Nation zum Ausdruck. Die ganze Nation begann noch kaum aus ihrer

Lethargie zu erwachen. Der ungarischen Literatur fehlte es eben so sehr wie dem ungarischen socialen und politischen Leben an einem Mittelpunkte. Die Schriftsteller lebten isolirt von einander und die zweifache Landeshauptstadt Ofen und Pest repräsentirte ganz und gar nicht die zwei Kammern eines Herzens, des Herzens der Nation.

Um diese Zeit, 1817, machte sich ein kaum dreissigjähriger Mann in Pest sesshaft. Es ist der Sprosse einer alten Adelsfamilie, der eine stürmische Kindheit und Jugend hinter sich hat. Seine Geburt verursacht den Tod seiner Mutter. Ein Conflict mit seinen Professoren nötigt ihn, das Gymnasium zu verlassen. Er wird in einer Militärschule erzogen und nimmt als Lieutenant, dann Oberlieutenant eines Infanterieregiments am französischen Kriege Teil. Nach mehrjähriger Dienstzeit verlässt er das Militär, gerät in Conflict mit seinem Vater und geht mit der Wunde einer unglücklichen Liebe im Herzen nach Wien, um seine malerischen Studien fortzusetzen. Bald hat er seine mütterliche Erbschaft vergeudet und verdient sich einige Jahre hindurch, teils in Wien, teils in den grösseren Städten Deutschlands und Italiens, seinen Unterhalt mit seinem Pinsel. Endlich, im Kampf mit dem Elend ermüdet, kehrt er in seine Heimat zurück, um sich mit seinem Vater auszusöhnen, der aber von ihm nichts wissen will. So kommt er nach Pest und nimmt bei einem ehrsamen Schustermeister in der Ungargasse Quartier. Dort malt er Aquarell-Landschaften, welche sein Hauswirt verkauft, und wenn das Geschäft schlecht geht, leiden sie miteinander Not. Der vom Schicksal verfolgte Wanderer ist aber nicht blos Maler, sondern auch Dichter. Er liest viel und schreibt bisweilen auch Gedichte und Dramen, die er aber Niemandem zeigt. Es ist eigentlich ein gährendes Talent, das seinen Weg nicht zu finden weiss, und, mit sich und seiner Umgebung zerfallen, die Welt durchstreift. Sein Leichtsinn führt ihn an Abgründe, aber seine edle Natur rettet ihn. Er erfährt Enttäuschung auf Enttäuschung, aber sie zerstören nicht seine Ideale, schärfen nur sein Auge für eigene und fremde Irrungen. Seine Leidenschaftlichkeit und sein Starrsinn reissen ihn oft hin, aber sein Stolz lehrt ihn dulden. Vom ungarischen Edelmann bleibt in ihm kaum etwas übrig. Gleichsam ausgestossen aus seinem Stande, mengt er sich unter das Volk und verdient sein Brot mit seiner Hände Arbeit. Aber er gedenkt mit Treue des dahingeschwundenen Ruhmes seiner Ahnen und seines Vaterlandes, und die hochfliegenden Träume des ungarischen Patriotismus webten über seinem Geiste. Endlich bringt ihn eine unvermutete Wendung auf die richtige Fährte und eröffnet ihm seine Bahn. Im Frühjahr 1819 wird ein von ihm vor längerer Zeit geschriebenes Bühnenstück in Stuhlweissenburg auf die Bühne gebracht und findet grossen Beifall. Die Schauspielergesellschaft kommt nach Pest und wiederholt dasselbe auf der glänzenden deutschen Bühne unter noch stürmischerem Beifall. Der Maler legt seinen Pinsel beiseite, wird ganz Dichter und schreibt binnen andert-

halb Jahren sieben Theaterstücke, welche seinen Namen mit einem Mal berühmt machen. Im Jahre 1822 gründet er die *Aurora* und wird damit der Führer der neueren Literatur, um den sich die talentreichsten jungen Schriftsteller schaaren.

Karl Kisfaludy's Auftreten war nicht blos in literarischer Hinsicht bedeutsam. Wofür Széchenyi später so erfolgreich kämpfte, dass Budapest in Wirklichkeit Ungarns Hauptstadt werde, das initiirte Karl Kisfaludy in gewissem Sinne, indem er mit seiner *Aurora* und seinen täglich sich mehrenden Genossen hier einen literarischen Mittelpunkt zu schaffen wusste. Als Széchenyi seine Tätigkeit, die Hauptstadt zum Mittelpunkte des ungarischen socialen, politischen und commerciellen Lebens zu machen, begann, suchte er Kisfaludy auf und bat sozusagen um seine Bundesgenossenschaft. Er persuadirte ihn, ein politisches Blatt zu gründen, welches in derselben Weise ein Organ der neueren politischen Ideen sein sollte, wie die *Aurora* der literarischen. Der Aurora-Kreis begeisterte sich für Széchenyi's Ideen, Kisfaludy ging mit Freuden auf den Plan ein und wollte das neue Blatt unter dem Titel *Jelenkor* (Gegenwart) auch schon vom Stapel lassen, doch sein Tod hinderte ihn daran und das Unternehmen ging auf seine Freunde über. Budapest macht in neuerer Zeit rapide Fortschritte, aber noch winken uns von allen Seiten die Spuren Széchenyi's entgegen, ja selbst der Fortschritt geht den Weg, den er ihm vorgezeichnet hat. Indem wir aber unter den unvergänglichen Denkmälern Széchenyi's wandeln, dürfen wir auch Karl Kisfaludy's nicht vergessen. Das lebhafte künstlerische, literarische und wissenschaftliche Leben, dessen Mittelpunkt Budapest ist, steht auch mit seinem Andenken in enger Verbindung. «Die kleine Eichel schoss zum stolzen Wipfel»; dem engen Aurora-Kreis entspricht der weite Kreis der Institutionen und Vereine unseres gesammten geistigen Lebens.

Die grosse Wirkung, welche Karl Kisfaludy auf seine Genossen und auf das Publikum übte, war die Wirkung des nationalen Geistes, der sich in ihm lebendiger offenbarte, als in seinen Vorgängern. Seine Dichtung und seine *Aurora* trachtete die Errungenschaften der bisherigen Richtungen in eine nationale Richtung zu verschmelzen. Den fremden Einfluss nationaler zu machen und das Nationale zu entwickeln war sein Hauptbestreben. In unserer Dichtung erscheint das historische Element bei ihm und seinem Kreise zum ersten Mal als eine der Hauptquellen des nationalen Geistes. Er liebte die ungarische Geschichte von seiner Kindheit an, später studirte er sie auch.

Auch von den Dichtungen des Auslandes las er lieber die Producte des Romanticismus, der sich vom nationalen Geiste nährt, als diejenigen des Classicismus, der sich gerne von ihm abwendet. Er schöpfte seine Dramen zum grossen Teil aus der ungarischen Geschichte. Anfangs fasste er zwar unsere Geschichte nur in ihren Aeusserlichkeiten auf, später indessen

drang er auch in ihren Geist ein. Selbst einige seiner Lustspiele haben ein historisches Sujet. Und die ungarische Bühne, welche unsere Ahnen bisher in der Ueberarbeitung der schwachen deutschen Ritterdramen dargestellt hatte, schlug eine poetischere und nationalere Richtung ein. Die ungarische historische Novelle hat auch er initiirt. Auch den Sagen wandte er sich gerne zu, um daraus Balladen zu dichten, und seine Lyra liess öfter die Erinnerungen des Ruhmes und der Trauer der Ahnen ertönen. Er brachte in seiner *Aurora* Stahlstichdarstellungen aus der ungarischen Geschichte in die Mode. Zwei junge Epiker, Vörösmarty und Czuczor, eiferte vornehmlich er zum Besingen des Ahnenruhmes an. Und eben in denselben Jahren, wo die Patrioten in den Comitaten und auf dem Reichstage die bedrohte avitische Verfassung so feurig verteidigten, nahm unter Karl Kisfaludy's Einfluss die Entwickelung des historischen Elements in unserer Dichtung immer grössere Proportionen an, und als Szechenyi im Jahre 1830 ausrief: «Ungarn war nicht, sondern es wird sein» und vom weiteren Hängen an der Vergangenheit abmahnte, wandten die Dichter, wiewohl sie den grossen Reformer vom Herzen willkommen hiessen, sich doch nicht von der Vergangenheit ab, sondern sahen dieselbe vielmehr als ein Unterpfand der Zukunft an. Sie glaubten: Ungarn war auch und es wird auch sein. Der Ruhm der Vergangenheit war ihnen ebenso heilig, wie der der Zukunft, und sie beseelten die Kämpfe der Gegenwart, indem sie mit einer Hand auf die Vergangenheit, mit der anderen auf die Zukunft hindeuteten. Dies war auch die Stimmung der Nation, welche Vörösmarty's *Szózat* (Zuruf) am kräftigsten zum Ausdruck brachte und zu reinerer Begeisterung erhob.

Karl Kisfaludy wollte aber unsere Dichtung nicht blos zum Spiegel der Vergangenheit, sondern auch zum Spiegel der Gegenwart machen. Dieselbe entzog sich sehr den Alltagseindrücken des Lebens und schilderte selten die Typen der ungarischen Gesellschaft. Unsere Dichter cultivirten vorzugsweise die Lyrik und vernachlässigten jene Gattungen der dramatischen und erzählenden Dichtung, welche sich mit dem Leben der Gegenwart befassen. Sie liessen das Lustspiel, die Novelle und den Roman beinahe brach liegen, und das ungarische Lesepublikum blieb auf Uebersetzungen oder Ueberarbeitungen kleinwertiger Werke angewiesen. Dazu kam der Umstand, dass unsere Dichter ferne vom grossen Weltgetriebe als Gutsbesitzer auf dem Lande oder als Professoren in kleinen Städten lebten. Karl Kisfaludy wurde durch seine stürmische Jugend frühzeitig in den Strudel des Lebens hineingerissen. Er trieb sich in den verschiedenen Gegenden des Heimatlandes umher und brachte sich in den grossen Städten des Auslandes kümmerlich durch, bevor er sich in Pest niederliess. Er hatte in seinen besseren Tagen Zutritt in die höheren Kreise der Gesellschaft und kam in seinen schlimmen Tagen in häufige Berührung mit den unteren Classen. Er sammelte Erfahrungen, die man aus Büchern nicht lernen kann.

Er lernte die Menschen und die gesellschaftlichen Verhältnisse kennen. Die Leiden machten ihn empfindlicher, aber zugleich scharfsichtiger und weiser. Er betrachtete die Welt, die eigenen und fremden Schwächen im gebrochenen Lichte der Tränen und des Lächelns. Mit solchen Erfahrungen, in solcher Gemütsstimmung war er vor Allen geeignet, dem Publikum komische Schilderungen des ungarischen Lebens vorzuführen. Und in der Tat waren seine Lustspiele und heiteren Novellen von grösserem Werte und grösserer Wirkung als seine historischen Dramen und Novellen. Er kann ohne Uebertreibung der Begründer des ungarischen Lustspiels genannt werden. Er hat eine Reihe ungarischer Typen auf die Bühne gebracht und in seinen Novellen geschildert. Die Kastelle der ungarischen Magnaten, die Curien der Edelleute, die Bürgerhäuser und Bauernhütten taten sich vor uns auf, und die ewigen menschlichen Schwächen traten uns im Kostüm unserer nationalen Eigentümlichkeiten entgegen. So wurde im ungarischen Lustspiel und Roman unsere Gesellschaft nicht blos wiedergespiegelt, sondern auch kritisirt. Es entstand eine Wechselwirkung zwischen Leben und Dichtung. Wir fingen an, mehr aus unseren Erlebnissen und aus dem Leben zu dichten. In wenigen Jahrzehnten liess eine Anzahl trefflicher Werke die Wirkung dieser Richtung erkennen. All dies wurde zwar auch durch die rapide Entwickelung der Zeit gefördert, aber Karl Kisfaludy war der Repräsentant des ersten Moments der Entwickelung.

Auch durch die Entwickelung des volksmässigen Elementes tat Karl Kisfaludy viel für die Verjüngung unserer Poesie im nationalen Geiste. Er suchte, dem Rate Kölcsey's folgend, die Funken der wahrhaft nationalen Poesie in den Volksliedern. Seine Lyrik strebte zwar im Allgemeinen die von der deutschen Schule empfangenen Eindrücke in nationalerem Geiste wiederzugeben, aber er wandte sich auch dem reinen ungarischen Liede zu. So dichtete er etwa dreiunddreissig Volkslieder, welche allgemein Anklang fanden und teilweise allgemein gesungen wurden. Was Csokonai begonnen, setzte Karl Kisfaludy, wenn auch mit weniger Originalität, doch mit mehr Geschmack fort. Die Hauptsache aber ist, dass er es mit dem Entwickelungsprocess unserer Poesie verschmelzte. Seitdem erscheint das volksmässige Element in unserer Poesie nicht blos als zu bearbeitender Gegenstand, sondern auch als entwickelnde Idee in Hinsicht auf Empfindung, Auffassung, Composition, Sprache und Rhythmus. Diese Wirkung zeigt sich zuerst an unserer Lyrik, dann auch an unserer dramatischen und erzählenden Dichtung, ja selbst an unserer Kunstprosa. Unsere Dichter streben durch Verschmelzung des Volks- und des Kunstmässigen unsere nationale Individualität zum Ausdrucke zu bringen. Karl Kisfaludy's Freund Vörösmarty, das grösste Talent des Aurora-Kreises, bringt diese Richtung noch mehr zur Geltung. Bei ihm beginnt das volksmässige Element schon zum volksmässig-nationalen zu werden. Er wendet sich nicht blos dem Volksliede, sondern auch dem Volksmärchen,

der Volkssage und den Ueberlieferungen der alten Poesie zu. Die ungarische Poesie berührt sich wieder mit alledem, wovon sie sich losgerissen hatte, aber im Geleite künstlerischer Errungenschaften. Sie schüttelt das Joch der classischen und deutschen Schule ab, öffnet sich aber den Einwirkungen der gesammten europäischen Poesie. Und nun erscheinen Petöfi und Arany. Jener macht unsere lyrische, dieser unsere epische Poesie total ungarisch. Binnen drei Jahrzehnten verjüngt sich unsere Poesie und gelangt die nationale Richtung vollständig zum Siege.

Dies sind die Quellen, welche unsere Poesie verjüngten, dies die Fusstapfen, welche zu Karl Kisfaludy, aber zugleich zu jener grossen socialen und politischen Bewegung zurückführen, welche binnen weniger Jahrzehnte die ungarische Gesellschaft und den ungarischen Staat regenerirte. Denn unsere socialen und politischen Bewegungen waren in engem Verbande mit den literarischen. Ihre Wechselwirkung entschied das Schicksal unserer Nation und schuf das heutige selbständige Ungarn. Im Resultate dieser grossen Bewegung glänzt auch Karl Kisfaludy's Tätigkeit, Geist und Ruhm, und wir dürfen in dieser Feierstunde der hundertsten Jahreswende seiner Geburt mit gerechtfertigter Pietät den Doppelkranz des Dichters und Patrioten auf sein Grab legen.

Aber ein Denkmal, ein lebendes Denkmal von ihm sind auch wir, die Kisfaludy-Gesellschaft, die seine Tätigkeit fortsetzte, seine Richtung entwickelte. In ihr versammelte sich ja die Schriftstellergeneration, welcher er angehörte, sowie auch die darauffolgende. Seit einem halben Jahrhundert waren die hervorragendsten Vertreter der ungarischen Belletristik und Aesthetik ihre Mitglieder. Leider sind die grössten von ihnen nicht mehr in unseren Reihen, jene hehren Männer, die in unserer Poesie ewige Spuren zurückliessen. Und wir kleineren Talente, die ihren Platz einnahmen, können ihnen mehr nur in der Treue und im Eifer nachfolgen. Gross zu sein, ward Wenigen vergönnt, aber für edle und grosse Ziele zu kämpfen, uns allen. Die Führer entscheiden die Schlacht, aber nur wenn das Heer, die Gemeinen, treu und begeistert ihre Pflicht erfüllen. Seien wir darin würdig unserer grossen Vorgänger und Karl Kisfaludy's, in dessen Namen wir uns vereinigt haben.

Gesegnet sei Karl Kisfaludy's Andenken! Und damit eröffne ich die einundvierzigste Generalversammlung unserer Gesellschaft.

* * *

Nach dieser Rede des Präsidenten Paul Gyulai las der Generalsecretär Zoltán Beöthy seinen «*Bericht über das abgelaufene Gesellschaftsjahr.*»

Der heutige Tag — sagte er — ist ein hundertjähriger Wendepunkt in unserer literarischen Tätigkeit. Heute vor hundert Jahren waren Bessenyei und sein Kreis für die Wiedergeburt der ungarischen Nationalliteratur tätig und damals begann auch Franz Kazinczy im Interesse derselben seine auf die Bildung des

Geschmacks gerichtete Tätigkeit. Aber ihre Muse war nicht unsere nationale Muse. Verschieden von ihr war der Genius, welcher heute vor 100 Jahren in Tét an der Wiege Karl Kisfaludy's, nachher in Nyék an der Wiege Vörösmarty's, später in Kis-Kőrös und Nagy-Szalonta an der Wiege Petőfi's und Arany's stand. Dieser Genius der nationalen Poesie erschien zuerst bei Karl Kisfaludy in der poetischen Bearbeitung der nationalen Vergangenheit und Gegenwart. Auch unsere Gesellschaft ist seines Geistes Schöpfung. Als lebendig fortwirkendes Denkmal seines Geistes gründeten sie vor 50 Jahren seine pietäterfüllten Genossen und seinem Andenken huldigend, legen wir, ihre schwachen Nachfolger, über unser Wirken im Vorjahre heute Rechenschaft ab.

Der Rechenschaftsbericht beginnt dann mit Dank für die Vermächtnisse und Gründerbeiträge, welche das materielle Capital der Gesellschaft vermehrten, und nennt darauf die Publicationen, durch welche ihr geistiges Capital anwuchs: Die Uebersetzung der Sakuntala durch Karl Fiók und die Novellen Alexander Baksay's, welche bereits erschienen, die ästhetischen Studien Franz Salamon's, die Karl Szász'sche Uebersetzung der Königsidyllen Tennyson's, die «Neueren Petőfi-Reliquien» von Baróti und den 22. Band der «Jahrbücher der Kisfaludy-Gesellschaft», welche demnächst die Presse verlassen. In den Wirkungsbereich der Kisfaludy-Gesellschaft gehören auch zwei von der Akademie preisgekrönte Arbeiten: Beöthy's «Geschichte unserer schönen Prosa» und Bayer's «Geschichte des ungarischen Theaters.» Den Verfasser der letzteren wählte die Gesellschaft heuer zu ihrem Mitgliede. Die Gesellschaft bot in ihren 10 Monatssitzungen 43 Vorträge, 16 in ungebundener, 17 in gebundener Rede, vorwiegend von Mitgliedern. Sie legte einen Kranz auf die Bahre ihres dahingeschiedenen reichbegabten Mitgliedes Alexander Balázs und war bei den dem Andenken Gvadányi's, Ipolyi's, Csokonai's gewidmeten Provinzfeierlichkeiten vertreten. Sie lieferte ihren Sammlungsbeitrag für das Denkmal Karl Kisfaludy's an das Komorner Denkmalcomité, welches zu diesem Zwecke bereits 10,000 fl. beisammen hat. In ihrer Wahlsitzung beschloss sie endlich, den bisher nur mit wenigen Porträts geschmückten Kisfaludy-Saal des Akademie-Palastes zu einer Porträthalle der grossen ungarischen Dichter zu vervollständigen, und wendet sich nun bei der Unzulänglichkeit ihrer materiellen Mittel zur Ausführung dieses Zweckes, an die für die ungarische Poesie begeisterte Damenwelt mit der Bitte, für diese Zwecke zu sammeln und zu spenden.

Hierauf las Anton Zichy eine an feinen Pointen reiche und virtuos versificirte Satire unter dem Titel *Grossmannssucht*, welche die Grosstuerei in ihren mannigfachen Erscheinungen in den verschiedensten Gesellschaftskreisen und Lebensgebieten mit viel Humor geisselt.

Nun hielt Adolf Ágay eine von köstlichem Humor strotzende Vorlesung: *Ueber das Altwerden*, über die Zeit, wo der sich noch ganz jung fühlende Alternde, zu seinem nicht ganz angenehmen Erstaunen, vom jüngeren Nachwuchs «Onkelchen» oder gar «alter Herr» genannt zu werden beginnt, über die Mittel, mit denen Herren sowohl wie Damen, welche wohl gern alt werden, aber nicht alt sein wollen, sich und Andere über ihr vorrückendes Alter zu täuschen suchen, über die Factoren, welche das frühzeitige Altern und das lange Jungbleiben bewirken, über die Zeit, wo wir wieder Kinder, aber nicht jung werden.

Hierauf trug Julius Vargha sein höchst stimmungsvolles Gedicht: *Auf einem*

Dorfkirchhofe vor. Auf dem Hügel über dem kastellgeschmückten Dorfe liegt der Kirchhof. Neben der Stammgruft der Kastellbesitzer steht ein Greis, der letzte Besitzer des Kastells, welcher dasselbe schon vor vielen Jahren Fremden überliess und nun in Begleitung seines Sohnes wiedergekehrt ist, um die Stätte noch einmal zu sehen, die er im Leben verlassen musste, an der er jedoch im Tode zu ruhen wünscht. Die elegischen Betrachtungen des seines Stammguts verlustigen Greises, in schöne Verse gefasst, bilden den Kern der rührenden Dichtung.

Dann eröffnete der Aesthetiker Eugen Péterfy in einer Abhandlung über *Johann Arany's epische Fragmente* einen interessanten Einblick in die poetische Werkstätte des grossen ungarischen National-Epikers, wie er die Gestalt des Königssohnes Csaba, die seinen Geist ein ganzes Menschenalter hindurch fesselte, zuerst zum Mittelpunkt eines eigenen Epos machen will, von welchem ein Fragment aus dem Jahre 1852 vorliegt; wie dann die Gestalt Etele's sich in den Vordergrund drängt und der Dichter den Plan der Trilogie concipirt, deren ersten Teil »Buda's Tod» bildet; wie ihn die Composition des Nibelungenliedes beeinflusst und wie er die liegengelassenen Fragmente der ersten Conception in die neue verarbeitet.

Hierauf las Karl Szász das preisgekrönte Lehrgedicht: *Epistel an einen Theaterdirector* vor, welches dem anstatt einer zurückgewiesenen Tragödie eine Posse verlangenden Theaterdirector die Eigenschaften und Erfordernisse einer wirklichen Posse entwickelt. Wir reproduciren aus diesem Gedichte die folgende, wie wir glauben, den Kernpunkt des ganzen Poëms enthaltende Strophe in deutscher Uebersetzung:

Die Messe liest der Priester ungeschminkt,
Schlicht soll die keusche Wahrheit stets sich zeigen.
Doch Jedem sicher ein Fiasko winkt,
Der ungeschminkt die Bühne will besteigen.
Mit Anmut mische Täuschung unbedingt:
Durch solche Kunst wird Ruhm, Erfolg dir eigen ;
Wenig Natur und viel Natürlichkeit;
Das ist's, mein Freund, was dir den Lorbeer beut.

Ferner las Szász das Lehrgedicht: *Das Lied*, welches die Natur des echten Liedes erörtert. Das erstere Lehrgedicht wurde bei der Concurrenz um den Solymosy-Preis mit dem Preise, das letztere mit Lob ausgezeichnet.

Zum Schlusse las der zweite Secretär Gregor Csiky seinen Bericht über das Ergebniss der letztjährigen Preisausschreibungen. Demnach blieben die Concurrenzen um den Lukács- und Széher-Preis resultatlos, während um den Solymosy-Preis für ein Lehrgedicht und den Bulyovszky-Preis für eine Ode auf Karl Kisfaludy je ein preiswürdiges Gedicht warb. Bei der Eröffnung der geschlossenen Devisenbriefe erschien als Verfasser beider preisgekrönten Gedichte Julius Rudnyánszky, als Verfasser des belobten Lehrgedichtes Paul Dömötör, Bezirksrichter in Zombor.

Nun schloss der Präsident mit einigen Dankesworten an das zahlreiche aufmerksame Auditorium die Sitzung.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Historische Gesellschaft.** In der Januar-Sitzung las zunächst Eugen Horváth einen Vortrag: *Beiträge zur Biographie des Feldmarschalls Franz Nádasdy.* Der Vortragende bedauert vor Allem den Mangel einer ungarischen Kriegsgeschichtschreibung. Er findet die Ursachen dieser fühlbaren Lücke unserer Literatur in den Schwierigkeiten, die sich der Pflege derselben entgegenstellen. Die Geschichtschreiber besitzen selten die nötigen militärischen Fachkenntnisse, während den Militärs die Kenntniss des Latein abgeht. Er empfiehlt deshalb die wechselseitige Unterstützung, welche durch die kriegswissenschaftliche Commission der Akademie vermittelt werden mag. Ferner hält er die Gründung einer kriegsgeschichtlichen Zeitschrift durch die kriegswissenschaftliche Commission für unbedingt notwendig. Endlich empfiehlt er die Angelegenheit der Kriegsgeschichte auch der Historischen Gesellschaft. Nach dieser Einleitung geht er zu seinem eigentlichen Thema, den Beiträgen zur Biographie des Feldmarschalls Grafen Franz Nádasdy, über. Das Wirken dieses ausgezeichneten Cavallerie-Generals fällt in den glänzendsten Zeitpunkt der Geschichte der ungarischen Cavallerie. Er war mit 20 Jahren bereits Commandant eines ungarischen Husaren-Regiments, fünf Jahre später General, und hier beginnt jene Reihe seiner Heldentaten, deren Ruf ganz Europa erfüllte und unter welchen sein Sieg über den berühmten preussischen Reitergeneral Ziethen in der Schlacht von Kolin wohl den Glanzpunkt bildet. Nach der Schlacht von Leuten, wo Nádasdy heldenmütig den Rückzug deckte, fiel er zugleich mit dem Prinzen Karl von Lothringen in Ungnade und trat nicht wieder activ auf. Zum Schlusse beleuchtete Vortragender das reiche kriegsgeschichtliche Material, welches er in den Wiener Archiven und den gräflich Nádasdy'schen Familienarchiven gesammelt hat. Der gediegene Vortrag wurde von dem distinguirten Auditorium, unter welchem sich zahlreiche höhere Offiziere, darunter General Ernst Hollán, befanden, durch lebhaften Beifall ausgezeichnet.

Hierauf folgte Alexius Jakab's Vortrag über die *Nationalfarben Siebenbürgens.* Bis 1538 hatte Siebenbürgen dieselben Farben wie Ungarn, dessen Bestandteil es bildete. Nachher bildeten die drei siebenbürgischen Nationen: Ungarn, Székler und Sachsen einen kleinen Bundesstaat. Die Ungarn behielten die rote Farbe des Mutterlandes; die Farbe der Székler war blau; die der Sachsen goldgelb. Siebenbürgen gebrauchte auch lange nach der Trennung von Ungarn dessen Farben und begann erst 1612 den Gebrauch eigener Farben. Als 1655 das Wappen Siebenbürgens festgestellt wurde, fand bezüglich der Farbe keine Bestimmung statt. Als Siebenbürgen 1765 zum Grossfürstentum erhoben wurde, bestimmte die Königin als siebenbürgische Nationalfarben: Blau, Rot und Gelb. Der 1791-er Reichstag acceptirte diese Bestimmung stillschweigend, und so blieben diese die Farben Siebenbürgens bis 1848, wo in Folge der Union die Farben Ungarns auch diejenigen Siebenbürgens wurden.

— Die Jahresversammlung der Ungarischen Historischen Gesellschaft wurde am 3. Februar von dem Präsidenten Baron *Gabriel Kemény* mit einem kurzen

Rückblick auf das Verlust- und Gewinn-Conto des verflossenen Gesellschaftsjahres eröffnet. Als Verlust erscheint darauf das Dahinscheiden ausgezeichneter Forscher aus ihrer Mitte, als Gewinn die extensive und intensive Zunahme der Tätigkeit der Gesellschaft und der Teilnahme des Publicums für ihr von Tag zu Tag sich erspriesslicher gestaltendes Wirken. Redner wünscht, dass dieser erfreuliche Fortschritt sich auch in der Zukunft fortsetze.

Hierauf las der Generalsecretär Alexander Szilágyi seinen Jahresbericht über die Tätigkeit der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre. Diese Tätigkeit, meint er, sei aus den drei Zeitschriften der Gesellschaft zur Genüge bekannt. Ebenso sei über die Wanderversammlung in Déva, und über das baldige Erscheinen des V. Bandes des Zichy-Codex, sowie über das Ableben mehrerer verdienstvoller Mitglieder seinerzeit berichtet worden und nachträglich nur noch des Hinscheidens des gründenden Mitgliedes Johann Danielik zu gedenken, den seine beiden grösseren Werke: »Columbus« und »Geschichte des Prämonstratenser-Ordens« den besten ungarischen Historikern anreihen. Er fasse seinen Bericht über die Arbeiten und Verluste der Gesellschaft im Vorjahre so aussergewöhnlich kurz, um von der Opferwilligkeit eines Mitgliedes Meldung tun zu können, welche den Ausschuss in die Lage versetzte, unserer Geschichtschreibung ganz neue Quellen eröffnen zu können. Baron Béla Radvánszky stellte in der letzten Ausschussitzung der Gesellschaft den Antrag, sie möge die historischen Denkmäler des alten ungarischen Haus- und Hofhalts und Familienlebens herausgeben und er erbiete sich, das etwaige Deficit aus Eigenem zu decken. Der erste Band des breitangelegten culturhistorischen Unternehmens, die auf den Hofhalt Gabriel Bethlen's, Georg Rákóczi's und Stefan Thökely's bezüglichen Daten enthaltend, befindet sich bereits unter der Presse. — Der Präsident spricht dem hochherzigen Mitgliede Baron Béla Radvánszky den Dank der Gesellschaft aus.

Hierauf wird während einer Pause der Sitzung die Neuwahl des ausgetretenen Drittels des Ausschusses vorgenommen.

In wiederaufgenommener Sitzung folgten die Vorträge. Anton Zichy las den *Abschiedsbrief und die väterlichen Ermahnungen des Grafen Franz Széchenyi an seinen Sohn Stefan* (vom 17. Mai 1817), welche der Letztere immer bei sich trug und sein ganzes Leben hindurch vor Augen hielt. Vortragender stellt den Brief in eine interessante Parallele mit den väterlichen Ermahnungen König Stefans des Heiligen an seinen Sohn Emerich, welche im Corpus Juris als erstes Decretum König Stefans figuriren. Der interessante Vortrag erntete rauschenden Beifall und der Präsident sprach sowohl dem Grafen Béla Széchenyi für die Ueberlassung der hochinteressanten Reliquie, als auch dem Vortragenden für seinen interessanten Commentar dazu den Dank der Gesellschaft aus.

Der folgende Vortragende, Dr. Ladislaus Réthy, findet in seinem Vortrage: *Hunnisch-avarisch-magyarische Continuität* die Meinung, nach welcher die Geschichte der magyarischen Race und Sprache blos bis zu Árpád's Landerwerbung zurückreiche, unhaltbar. Denn unter den vielerlei Stämmen der hunnischen und avarischen Eroberer waren die Elemente bereits vorhanden, welche den Grund unseres Magyarentums bilden. Die in der Urheimat an der Wolga entstandenen Staaten, von welchen die Volkswanderungen ausgingen, bestanden aus Vereinigungen der verschiedensten altaischen Völker (Ugrier und Türken). Ein solches Misch-

volk war auch das Volk des Hunnenfürsten Attila und des Avarenfürsten Baján. Die Sprache der Avaren betreffend, schliesst Vortragender aus den slavischen Culturwörtern der magyarischen Sprache, dass letztere bereits in der Avarenzeit jenseits der Donau geblüht und die Terminologie des slavischen Christentums in sich aufgenommen haben müsse, welche die später gekommenen Magyaren Árpád's übernahmen.

Der Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen, doch fand Paul Hunfalvy die Beweisführung ungenügend.

Hierauf legte Koloman Thaly eine vom Abgeordneten Blasius Farkas gespendete interessante Urkundensammlung vor, für welche der Präsident dem Spender Dank votirt.

VERMISCHTES.

— **Die Dispensation von dem Ehehindernisse der Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft** für die Gläubigen der ungarländischen protestantischen Confessionen ist bekanntlich im Sinne der Verfassung dieser Kirchen ein Recht, das dem Könige zusteht, und Se. Majestät übt dasselbe, wie alle ähnlichen Prärogativen der h. Krone, durch den constitutionellen Minister für Cultus und Unterricht. Nach der heutigen Auffassung von der Bedeutung der Statistik kann es keinem Zweifel unterliegen, dass es insbesondere für die Bevölkerungs-Statistik ein hochinteressantes Moment ist, möglichst genau die ziffermässigen Daten über die vorkommenden Fälle von Eheschliessungen zwischen verwandten und verschwägerten Personen zu kennen. In Betreff der katholischen und griechisch-orientalischen Parteien, für welche derlei Dispensen von den Ordinariaten erteilt worden, könnten diese Daten nur durch eine mühevolle und complicirte Durchforschung der sämmtlichen bischöflichen Archive und Registraturen beschafft, dagegen kann dieses Ziffernmaterial bezüglich protestantischer Parteien, welche in solchen Fällen die königliche Dispens im Wege des Cultusministers empfangen, in weitaus einfacherer Weise aus den Acten dieses Ministeriums erhoben werden. Ueber dieses Ziffernverhältniss geht nun dem «Pester Loyd» von autoritativer Seite die nachstehende, aus den actenmässigen Daten des Cultusministeriums geschöpfte Zusammenstellung zu:

Für Angehörige der protestantischen Confessionen bildet nur die Blutsverwandtschaft oder Schwägerschaft des ersten und des zweiten Grades ein der Dispens bedürftiges Ehehinderniss; in fernerem Grade verwandte oder verschwägerte Personen können unbehindert Ehen eingehen. In Ungarn leben, in runder Zahl ausgedrückt, 2 Millionen Evangelisch-Reformirte und 1 Million Evangelische A. B., die Lutheraner sächsischer Nationalität mitinbegriffen. Im Jahre 1887 wurden erteilt an reformirte Parteien 219, an evangelische A. B. 187 Dispensen vom Ehehindernisse der Blutsverwandtschaft oder Schwägerschaft. Dabei ist zu bemerken, dass die Siebenbürger sächsischen Evangelischen solche Dispensen auf Grund eines besonderen Privilegiums von ihrem eigenen Consistorium erhalten. Es kommen sonach unter den Evangelischen A. B., deren Anzahl um die Hälfte geringer ist als jene der Reformirten, fast ebenso viele, oder geradezu ebenso viele Heiraten

zwischen verwandten oder verschwägerten Personen vor, als bei dieser letzteren, numerisch doppelt so starken Confession. Daraus ist ersichtlich, dass die, mit wenigen Ausnahmen ungarischen Reformirten sich der Ehen zwischen Verwandten oder Schwägern unvergleichlich strenger enthalten, als die Evangelischen, die zum überwiegenden Teile fremder Nationalität sind.

Den Reformirten wurden ausgefolgt: im District diesseits der Donau 56 Dispensationen, und zwar Blutsverwandten 29, Schwägern im ersten Grade 15, Schwägern im zweiten Grade 2.

In dem District jenseits der Donau: 30 Dispensationen, und zwar an Blutsverwandte 22, an Schwäger im ersten Grade 8.

Im District diesseits der Theiss: 26 Dispensationen, und zwar 13 an Blutsverwandte und ebenso viele an Schwäger im ersten Grade. (Eine Ehe zwischen Schwägern im zweiten Grade ist nicht vorgekommen.)

Im District jenseits der Theiss: 99 Dispensationen erbeten und erteilt, und zwar 52 an Blutsverwandte, 38 an Schwäger im ersten und 9 an Schwäger im zweiten Grade.

Durch den siebenbürgischen reformirten Bischof wurden nur 18 Dispensationen, und zwar 9 an Blutsverwandte und 9 an verschwägerte Verlobte erteilt. (Schwäger im zweiten Grade verheirateten sich nicht.)

Den Lutheranern wurden erteilt: durch den Bischof jenseits der Donau 42 Dispensationen: 35 an Blutsverwandte und 7 an Schwäger im ersten Grade. (Verehelichungen zwischen Schwägern im zweiten Grade kamen nicht vor.)

Im District diesseits der Donau wurden 53 Dispensationen erteilt: 31 an Blutsverwandte, 17 an Schwäger im ersten und 5 an Schwäger im zweiten Grade.

Im Theiss-District 30 Dispensationen, und zwar 18 an Blutsverwandte, 9 an Schwäger im ersten und 3 an Schwäger im zweiten Grade.

Im Montan-District 62 Dispensationen, und zwar 36 an Blutsverwandte, 18 an Schwäger im ersten und 8 an Schwäger im zweiten Grade.

Der unitarische Bischof hat 4 Dispensationen verlangt.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, dass Schwäger im zweiten Grade in den Districten jenseits der Donau, diesseits der Theiss, sowie in der siebenbürgischen Superintendenz und endlich in der evangelischen Superintendenz jenseits der Donau keine Ehe eingingen, während es auffallend ist, dass im reformirten Kirchendistrict jenseits der Theiss Verlobte, die mit einander im ersten Grade verschwägert sind, in grosser Anzahl sich verbanden.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Kiss K., Kálmán F. és Bierbrunner G., Uj magyar Athenas. (Neue ungarische Athenas. Biographien ungarischer kirchlicher Schriftsteller aus der Neuzeit. Herausgegeben von Karl Kiss, Wolfgang Kálmán und Gustav Bierbrunner.) Budapest, 1887 Aigner, 611 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Karacs Terez, A régi magyar szinészetről. (Ueber die alte ungarische Schauspielkunst. Erinnerungen von Therese Karacs). Arad, 1888, Selbstverlag, 85 S.

Kálmán Miksa, A magyar jobbágy viszonya a földesurhoz. (Das Verhältniss des ungarischen Hörigen zum Gutsherrn und zum Staate in den Jahren 1514—1600, von Dr. Max Kálmán). Budapest, 1887, Kilián, 58 S.

Kazár Emil, Lég és föld. Kitörölt évek. (Luft und Erde. Gestrichene Jahre. Zwei Erzählungen von Emil Kazár). Budapest, 1888, Singer u. Wolfner, 165 S.

Kunos Ignácz, Oszmán-török népköltési gyüjtemény. (Osmanisch-türkische Volksdichtungen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Ign. Kúnos I. Band: Osmanisch-türkische Volksmärchen.) Budapest, 1887. Akademie, XLV. u. 328 S.

Landesgesetz-Sammlung für das Jahr 1887. Herausgegeben vom k. ungar. Ministerium des Innern. Erstes Heft: I—XII. Budapest, 1887. Nagel, 155 S.

— — Zweites Heft: XIII.—XXXIV. Das. S. 157—320.

Molnar Gyula, Drámai költemenyek. (Dramatische Gedichte von Julius Molnár. I. Zoárd, Schauspiel in 5 Akten. II. Mustafa, Schauspiel in 5 Akten. III. König Saul, Schauspiel in 5 Akten. IV. Kurzsichtige, Lustspiel in 3 Akten.) Zombor, 1887, Selbstverlag, 155, 140, 177 u. 211 S.

Molnár Viktor, A genfi conventio. (Die Genfer Convention von Viktor Molnár.) Budapest, 1887, Lampel, 112 S.

Monumenta Vaticana historiam regni Hungariae illustrantia. Vatikanisches Urkundenwerk. Erste Reihe, erster Band: Rechnungen päpstlicher Steuer-Einnehmer 1281—1375. Budapest, 1887, St. Stefans-Gesellschaft, 4°, LXXVII und 520 S.

Munkacsi Kalmán, A sziv életéből. (Aus dem Leben des Herzens. Erzählungen von Koloman Munkácsi.) Budapest, 1887. Aigner, 269 S.

Nagy Benő, Női furfang. (Frauenlist, Drama in vier Aufzügen von Benjamin Nagy.) Budapest, 1887, Selbstverlag, 68 S.

Oldal J., Bagdadi utazás. (Die Reise nach Bagdad. Feenspiel in fünf Aufzügen von Johann Oldal). Budapest, 1887, Nagel, 68 S.

Petri Mór, A magyar lyra történeti fejlődese a XVI. sz. végéig. (Die historische Entwicklung der ungarischen Lyrik von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des XVI. Jahrhunderts von Mor. Petri). Zilah, 1887, Selbstverlag, 26 S.

Péch Antal, Alsó-Magyarország bányamüvelésének törtenete. (Geschichte des Bergbaues in Nieder-Ungarn von Anton Péch). Budapest, 1887. Akademie, II. Band Von 1600—1650. XVI, 846 S.

Prém József, Eljegyzés után. Bertalan szerelme. (Nach der Verlobung, Bertholds Liebe. Zwei Erzählungen von Josef Prém). Budapest, 1887, Aigner, 207 S.

B. Podmaniczky Fr., Naplo-töredékek. (Tagebuch-Fragmente 1824—1886 von Baron Friedr. Podmaniczky Erster Band: 1824—1844.) Budapest, 1887. Grill, 352 S.

Petőfi ujabb reliquiái. (Neuere Petőfi-Reliquien 1838—1849. Gesammelt von Ludw. Baróti, herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft.) Budapest, 1887. Franklin, XV. 174 S.

Radvánszky B. B., Foglalkozas, idötöltes, játék. (Beschäftigung, Zeitvertreib und Spiel im XVI. und XVII. Jahrhundert von Baron Béla Radvánszky.) Budapest, 1887. Kilian, 34 S.

Remenyi Ede. A görög epigramma s a görög anthologia eredete. (Das griechische Epigramm und der Ursprung der griechischen Anthologie von Eduard Reményi). Budapest, 1887. Révai, 63 S.

Réthy László, Az olah nyelv és irodalom megalakulása. (Die Entstehung der rumänischen Sprache und Nation von Ladislaus Réthy). Budapest, 1887, Pallas, XV, 269 S.

Révai Samu, Nemzeti irodalmunkról és a magyar könyvkereskedelemről. (Unsere Nationalliteratur und der ungarische Buchhandel von Samuel Révai), Budapest, 1887, 18 S.

Regierungsverordnung betreffend die Dampfkesseln. Herausgegeben v. k. ung. Ministerium des Innern. Budapest, 1886. Nagel, 68 S.

Rényi Rezső, Itália költészete a középkorban. (Die Dichtkunst Italiens im Mittelalter von Rudolf Rényi. Mit Unterstützung der ungar. Akademie der Wissenschaften.) Budapest, 1887. Aigner, 346 S.

Rossner E. b., Régi magyar házassági jog. (Alt-ungarisches Eherecht v. Baron Erwin Roszner.) Budapest, 1887. Franklin, VII. 491 S.

Schwarcz Gyula, Az európai monarchiák rendszeres alaptörvényeiről. (Ueber die systematischen Grundgesetze der europäischen Monarchien, mit besonderer Rücksicht auf die verfassungsgeschichtlichen Voraussetzungen derselben. Von Jul. Schwarcz.) Budapest, 1887. Akademie, 80 S,

Seress Imre, Magyar monda-világ. (Die ungarische Sagenwelt. Zwölf poetische Erzählungen von Emerich Seress.) Budapest, 1887. Pfeiffer, 119 S.

Szádeczky Lajos, Békés Gáspár. (Kaspar Békés von Kornyát 1520—1579 von Ludwig Szádeczky). Mit 28 Text- und 12 beigelegten Illustrationen. Budapest, 1887, Mehner, 103 S. und 12 Beilagen.

Szányi Béla. Gót nyelvtan. (Gotische Grammatik, mit Lesestücken und Erläuterungen von Béla Szányi). Budapest, 1887. Révai, 104 S.

Szathmáry György, Tanulmányok. (Studien von Georg Szathmáry. Erster Band). Budapest, 1887. Aigner, 372 S.

Ürmössy Lajos, Tizenhet év Erdély történetéből. (Siebzehn Jahre aus der Geschichte Siebenbürgens, vom 19. Juli 1849 bis zum 17. April 1866, von Ludwig Ürmössy.) Erstes Heft. Klausenburg, 1887. Demjén, 96 S.

Votják népköltészeti hagyományok. (Volksdichtungen der Wotjaken, im Auftrage der ungar. Akademie gesammelt und übersetzt v. Bernhard Munkácsi.) Budapest, 1887. Akademie, XV. 335 S.

Vadnai K., Emlékbeszéd Frankenburg Adolf fölött. (Denkrede auf das corr. Mitglied der Akademie Adolf Frankenburg von Karl Vadnai.) Budapest, 1887. Akademie, 26 S.

Városi Gyula, Apák büne. (Die Sünde der Väter, Roman in zwei Bänden von Julius Városi.) Szegedin, 1887. Engel, 461 und 380 S.

Wenzel Gusztáv, Magyarország mezőgazdaságának története. (Geschichte der Landwirtschaft in Ungarn, von Prof. Gustav Wenzel). Herausgegeben von der histor. Commission der ung. Akademie. Budapest, 1887. Akademie, 422 S.

Wosinsky Mauritius, Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner. Erstes Heft. Autor. deutsche Ausgabe mit einem Vorwort von Franz Pulszky. Budapest, 1888. Kilian, 69 S. und XXIII Tabellen.

Wolff Gyula, Tannhäuser. (Julius Wolff's Tannhäuser, ins Ungarische übersetzt von Alex. Neumann jun. Erster Band: I—XI. Gesang.) Budapest, 1887. Franklin, 357 S.

Wohl St., Aranyfust. (Goldner Rauch, Roman in fünf Büchern von Stephanie Wohl.) Budapest, 1887. Mehner, 2 Bde, 351 und 319 S.

Zlinszky Aladár, Heliodoros a magyar irodalomban. (Heliodoros in der ungarischen Literatur. Literarhistorische Studie von Aladár Zlinszky). Budapest, 1887 Kilián, 42 S.

GABRIEL BÁTHORY UND GABRIEL BETHLEN IN IHREM VERHÄLTNISSE ZUR KRONE POLENS.*

I. Gabriel Báthory.

Mit einem, von der Flammenglut der Scham und des Unwillens überströmten Gesichte, den wetterleuchtenden, des Himmels Strafgericht herausfordernden Zornesblick zur Wolkenhöhe gerichtet, so verewigte die unerbittlich strenge Geschichte mit einem, tiefgehende Schriftfurchen ziehenden Griffel, auf ihren ehernen Gedenktafeln den Namen Gabriel Báthory von Somlyó, dieses siebenbürgischen Fürsten.

Was immer sonst die gebildete Menschheit jederzeit, mit traditioneller Pietät, als gemeinschaftliches Idol auf den unantastbaren Altar der öffentlichen und häuslichen Verehrung gehoben zu sehen von Geschlecht auf Geschlecht gewohnt ist, wurde von diesem Fürstenstuhle herab in dauernden Belagerungszustand erklärt und weder göttliche noch menschliche Satzung sollte neben der ausschliesslich Einen, neben dem rücksichtslos kategorischen Imperativ der von ungezähmter Leidenschaftlichkeit gestachelten, ehr- und pflichtvergessenen fürstlichen Willkühr einige Geltung beanspruchen dürfen.

Es waren — ohne Metapher gesprochen — blutrünstige Striemen,

* Seit vollen achtzehn Jahren auf dem Gebiete der moldauischen Geschichte mit Forschungen beschäftigt, wurde ich in dieser mir liebgewonnenen Arbeit vom Glücke so sehr begünstigt, dass mir heutigen Tages ein bereits sehr namhaftes, weil auf viele Tausende von Nummern sich belaufendes, zum Teile selbst unedirtes archivalisches Urkundenmaterial, neben unzähligen, aus einschlägigen historischen Werken verschiedener Zungen gezogenen und chronologisch geordneten Notizen, zur verwertbaren Verfügung steht.

Jedoch, schon von den frühesten Zeiten des moldauischen Staatenbestandes angefangen, treten in der wechselvollen Kundgebung desselben immer wieder neue Berührungspunkte zu dem benachbarten Ungarn und Siebenbürgen auf der diesfälligen Bildfläche hervor und ich, seit 1854 bis 1868 auf dem reichen Geschichtsfelde dieser nunmehr vereinigten magyarischen Länder als Forscher und Historiograph wohl nicht unbekannt, musste mir gestehen, dass mancher dieser Contactpunkte der ungarischen wissenschaftlichen Welt, ungeachtet ihrer unausgesetzten und opfer-

welche die schonungs- und erbarmungslosen Geisselhiebe dieses fürstlichen Wüterichs zurückliessen und es dürfte nur als das Ergebniss eines natürlichen psychischen Entwicklungsganges angesehen werden können, wenn er seinen Tyrannenlaunen den weitesten Spielraum eben so wünschte, wie jener blutgierige, mitunter eigenhändig köpfende römische Cäsarensprosse der ganzen Menschheit nur *Einen* Kopf, auf *Einem* Rumpfe, zugänglich *Einem* Streiche. Wie die Erfahrung wissen will, kömmt ja die Lust am Speisen eben erst während des Speisens!

Der Erbfeind der Christenheit, der seit 1453 von Constantinopel aus das Zeichen des Heiles, das Kreuz bekämpfende Türke, dem 1446 die Walachei sich zinspflichtig unterworfen * und welcher 1511 die Moldau gegen Tribut in Schutz genommen hatte,** der Türke sollte hiezu mitwirkend herangezogen werden, unter dessen Eroberungsschritten seit dem Unglückstage von Mohács (1526) auch Ungarns gesegnete Gefilde veröden zu sollen bestimmt schienen.

Welchen Hoheitsgedanken Báthory Gábor eigentlich Raum gegeben hatte, kam freilich erst am 12. Mai 1612 zu Tage, wo er der hohen Pforte den Antrag stellte, gegen die Erlassung des jährlichen, siebenbürgischen Tributes von 15,000 Ducaten gegen Ueberlassung der walachischen und moldauischen Streitkräfte, unter Mitwirkung der Paschen von Temesvár und Erlau, so wie der Bege von Gyula und Szolnok, wolle er in Ungarn einfallen, Bocskai's Zeiten erneuern und seines siebenbürgischen Fürsten-

freudigen Forschungs- und Schaffenslust, aus sprachlichen Gründen verborgen geblieben sei. Dahin zähle ich auch das Verhältniss, in welchem die beiden aufeinander folgenden siebenbürgischen Fürsten Báthory Gábor und Bethlen Gábor zur Krone von Polen gestanden, welches aber nur aus polnischen, die Geschichte des polnischen Einflusses in der Moldau darlegenden Urkunden und Schriften zur Kenntniss genommen werden kann.

Ich wünsche zur Vervollständigung der historischen Würdigung dieser beiden, so verschiedenartig, ja geradezu gegensätzlich veranlagten Regenten, durch die nähere Beleuchtung dieses Verhältnisses einen zwar bescheidenen, aber gewiss nicht unwillkommenen Beitrag zu leisten und indem ich diesen Wunsch durch die obigen Blätter in das frische Leben einführe, sei mir gestattet, einen freundlichen Empfangsgruss für dieselben gewärtigen zu dürfen.

So unbefriedigt oft mein Auge nach dem stellenweise verschwindenden rothen Faden des pragmatischen Gewebes zu spähen hatte; so befriedigt möge der Blick des Lesers dem Letzteren folgen, wenn ich ihn von der Spule jener Zeit — 1606 bis 1619 — herablaufen und vor seinen Augen «in des Tages rosigem Lichte» spielen lasse.

Suczawa in der Bukowina, am Vortage zu dem Feste des heil. Königs Stephan 1886.

* Cf. *Czedik:* «Die Weltgeschichte in Tabellen» Wien 1859 8. Mai p. 61.

** Der diesfällige Staatsvertrag zwischen dem moldauischen Wojewoden Bogdan dem Einäugigen und Sultan Bajazid II. — in meiner Ms. Sammlung Tom. IV. fol. p. 293. Nr. 1827 hat nur das Jahr.

tumes Gebiet über die Moldau und Walachei, von der Donau bis nach Pressburg ausdehnen.*

Dieser Antrag, welchen des Kaisers Rudolf II. Pfortenagent, der steierische Protestant Michael Starzer vereitelte, liefert uns übrigens den einzigen Schlüssel des richtigen Verständnisses der von Báthory Gábor seit 1606, daher seit einer Zeit bereits wider Polen unternommenen Schritte, wo er lediglich siebenbürgischer Präsumtivwojwode genannt werden konnte. War es doch nur Polen, welches als nördlicher Nachbar Ungarns und der Moldau, bei dem bedeutenden Einflusse, den es in dem letzteren Lande gewonnen, zur Erhaltung und Förderung der eigenen Staatsinteressen wider Báthory Gábor auf das Entschiedenste Front machen und um jeden Preis bedacht sein musste, als unübersteiglicher Wall sich bleibend zu behaupten.

Betrachten wir die Genesis der geschaffenen Sachlage näher!

Es war ein blutiger und verhängnissvoller Tag, jener 28. October 1599, welcher auf den Gefilden von Schellenberg, bei Hermannstadt, den Glücksstern des siebenbürgischen Landesverwesers, des Cardinals Andreas Báthory so vollständig und für immer sinken sah, dass der nach einer gewaltigen aber vergeblichen Kraftanstrengung unterliegende Kirchenfürst in schmählicher Flucht den einzigen Weg persönlichen Heiles erkennen und ergreifen musste, der wider Vermuten zu seinem Verderben führte.

Denn, gleichschnell wie die Kunde der Niederlage machte auch die unaufgehalten darauf eintreffende, herzerschütternde Nachricht von dem tragischen, in dem Széklergebirge von beutelüsternen Mörderhänden herbeigeführten Lebensende des Cardinals mit beflügeltem Laufe durch alle Lande die Kunde und wurde namentlich in Polen als eine Botschaft von tiefgehender und folgenschwerer Bedeutung aufgenommen. Man erkannte, scharfsichtigen Auges, die nunmehr geschaffene Situation wolle raschen Vorganges ausgebeutet sein, wenn es Polen überhaupt gelingen sollte, den Plan der eigenen Machtentfaltung in den Donaufürstentümern und in Siebenbürgen der langersehnten Verwirklichung entgegenzuführen.

In erster Linie galt es hierbei den Besitz der Moldau, wäre es zu allem Beginne der Action auch nur als der unabweislichen Durchzugsstrasse nach Siebenbürgen.

Um Vorwände und Rechtstitel war die Politik nie verlegen und Polen hatte dieselben gleichfalls im Handumdrehen fertig gebracht.

Als wenn es nämlich auch darum zu tun gewesen wäre, der Welt das einhundertjährige Vorspiel zu den 1680 eingeführten berüchtigten, französischen Reunionskammern aufzustellen, welche bekanntlich die Niederlande als ein Alluvium der französischen Ströme für Frankreich beanspruchten, huldigte man in Polen der im Lande allgemein verbreiteten und tiefgewur-

* *Hammer:* «Geschichte des osmanischen Reiches» Ed. 1840. II. p. 748 sq.

zelten Ansicht, die Moldau gehöre schon deshalb allein ganz naturgemäss zur polnischen Krone, weil dieses Land gar nicht zur geographischen Donauwelt zählen könne, die topographisch auf der Linie des in den Sereth fallenden Milkow abschliesse, während die Moldau nach Lage, Bodengestaltung und Stromgebiet seiner Hauptgewässer, «die polnisches Erdreich ablagern», immer nur zu Polen müsse herübergezogen werden.[1]

So wenig auch mit dieser, der unhaltbaren logischen Schlussfolgerung wegen eben so lächerlichen als phantastischen Anschauung zu erzielen war: die zunehmende Türkengefahr legte dem politischen Selbsterhaltungstriebe der Polen den dauernden Gewinn der Moldau als eines Vorwalles wider die Moslims nahe und zu Besitzansprüchen lieferten historische Tatsachen das scheinbare Recht.

In der Zeit von 1387 bis 1470 hatte nämlich die Moldau zu neunzehn verschiedenen Malen durch feierliche Huldigung die polnische Oberlehensherrlichkeit anerkannt[2] und nach 1470 mit der polnischen Republik mehrfache Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen und beschworen,[3] immer aber bei der ersten besten gegebenen Gelegenheit zum Nachteile Polens gebrochen und Bundesverrat und Vertragsbruch geübt.[4] Daher sollte der heimtückische und wortbrüchige Nachbar unter allen Umständen durch eine Occupation seines Landes unschädlich gemacht werden.[5]

[1] Cf. *Jablonowski:* Die Angelegenheiten der Moldau zur Zeit der Jagiellonen, Warschau 1878. 8. — polnisch — pag. II. sq.

[2] Zuerst huldigte Polen der Wojewode Peter 1387; sodann Roman 1393, nach ihm Stephan, 1395 und 1400 der Sohn Peters, Namens Jonaschko, für den Fall der Wiedererlangung der väterlichen Herrschaft, somit als moldauischer Prätendent; dann Wojewode Alexander der «Gute» 1402, 1403, 1404 und letztlich zu Lemberg am 13. October 1407, hierauf Elias am 3. Juli 1433 und ebenso dessen Bruder Stephan, mit welchem er die Moldau teilte; ferner Elias nochmals 1435, dann Peter 1448, hierauf Alexander zu Smatyn am 25. Sept. 1453 und nochmals zu Chocim am 6. October 1455, endlich Peter zu Suczawa den 26. Juni 1456 und Stephan der «Grosse» im Jahre 1462, 1468 und 1470. Cf. *Dogiel*, Cod. Dipl. Regni Poloniæ I. p. 597—603.

[3] So unter dem Wojewoden Bogdan dem Einäugigen mit König Sigismund zu Jassi 1510; unter Wojewoden Stephan zu Krakau den 10. Feber 1539; unter Elias am 13. November 1547, sowie unter Alexander mit König Sigmund August 1561. Cf. *Dogiel* l. c. p. 61? seq.

[4] Ich verweise nur auf den heimtückischen Ueberfall der Polen durch Wojewoden Stephan den Grossen im Bukowinaer Walde, wo das Heer des die Moldau mit Krieg überziehenden Polenkönigs Albrecht — 1497 — nach geschlossenem Frieden, auf dem Rückmarsche begriffen, überfallen und durch die zum Stürzen gebrachten untersägten Bäume nahezu vernichtet wurde. Cf. *Wapowski:* Chronica Polonorum, Edit. 1874. 8. II. p. 261.

[5] Cf. *Naruszewicz:* «Das Leben des J. K. Chodkiewicz, Wojewoden von Wilno etc.» Krakau 1858. 8. — polnisch — Tom. I. p. 27.

Sobald aber der Fruchtgenuss der moldauischen Occupation kein ephemerer sein sollte, musste man auch der Walachei Meister werden und gegen Siebenbürgen vorgehen, dessen Einnahme als ein Rachezug anlässlich des an dem Cardinal Andreas Báthory verübten Mordes umsomehr konnte proclamirt werden,[1] als die Spitze dieses abgeschnellten Pfeiles in allererster Richtung lediglich wider den walachischen Wojwoden Michael, wider den Sieger von Schellenberg gerichtet erschien, dessen glückliche Waffenerfolge, bei der unverkennbaren Tendenz, aus den Donaufürstentümern und aus Siebenbürgen, vorläufig noch unter des deutschen Kaisers Aegide, für sich selbst ein unabhängiges Reich zu begründen, für Polen und für dessen südliche Provinzen insbesondere, sehr unerquickliche Gestaltungen anzunehmen drohten.[2]

Der wankelmütige, wegen Ablassung Siebenbürgens mit Rudolf II. in Transaction stehende Sigmund Báthory schien kein unüberwindliches Hinderniss in den Weg legen zu können; im Gegenteile gab sein Bestreben, wider Michael polnischen Succurs zu erlangen,[3] den weiteren willkommenen Anlass zu der unabänderlich geplanten Action, und das furchtbare Blutbad, ein Seitenstück zu der 1282 inscenirten sizilianischen Vesper oder zu der Pariser Bluthochzeit von 1572, welches Aron, der Wojwode der Moldau, unter den in seinem Lande befindlichen Türken hatte anrichten lassen,[4] beschleunigte den polnischen, wenn je, so gerade bei diesen Ereignissen und deren Zusammenwirkung voraussichtlich nicht vergeblich zu unternehmenden Kriegszug.

Der König, wenngleich der Sache des deutschen Kaisers und dessen erlauchten Hauses mit ganzer Seele zugetan, daher auch für eine demonstrative, wenn nicht schon offensive Kundgebung in dem, angeblich für den Kaiser bereits sicheren Siebenbürgen keineswegs gestimmt: musste schliesslich das Interesse des eigenen Staates den persönlichen Gefühlen überordnen und so begann Zamojski[5] den Strauss mit so glänzendem Erfolge, dass die beiden Brüder Jeremias und Simeon Mohila, der Erstere den moldauischen, der Letztere den walachischen Fürstenstuhl einnahmen. Beide

[1] Cf. *Felmer:* Primæ lineæ hist. Trans. p. 201. §. 272.

[2] *Naruszewicz* l. c. p. 28, mit Berufung auf die Worte Piásecki's: »Regna coepit et imperia spirare, non solum de Transylvania, Moldavia, Valachia, quæ provinciæ cunctæ nobilissimum regnum facerent, cogitare, sed Poloniam, ipsam maximasque res agitare etc.

[3] *Naruszewicz:* l. c. p. 27.

[4] Die erste Nachricht von diesem grauenhaften Massenmorde gelangte zur Kenntniss weiterer Kreise durch ein Schreiben de dato: Lemberg 16. Febr. 1595 stylo veteri, somit vom 26. Feber, und von Wien aus wurde am 4. März 1595 gemeldet, dass sogar der türkische Gesandte nicht sei geschont worden.

[5] Ueber ihn Cf. *Heidenstein*, de vita Joannis Zamoscii, die Annales *Fuggeri* etc.

durch polnische Waffen erhoben und gehalten, huldigten der Gönnerin, der Republik, und machten in wohlerwogener Beschaffenheit der Verhältnisse, das Interesse Polens auch zu dem eigenen.[1]

Siebenbürgen kam den polnischen Occupationsgelüsten dadurch zuvor, dass es dem Kaiser offen sich anschloss, welcher seinem General Georg Basta die Verwaltung des Landes übertrug und als dieser nach Ungarn zurückkehrte, ein Zehnmännercollegium zur Besorguug der administrativen Geschäfte des Landes einsetzen liess.[2]

Blieb Siebenbürgen demnach unerreichbar für Polen, so wurde es — seitdem nach Stefan Bocskay und Sigmund Rákóczy, — welche kurz nach den geschilderten Ereignissen das dem Kaiser sich entwindende Land als Fürsten behauptet hatten — Báthory Gábor auf den Fürstenstuhl gelangte, sogar geradezu gefährlich.

Trotz aller moralischen Versumpfung, in welche nach dem unparteiischen Spruche der Geschichte Báthory Gábor verfallen war, bewiesen es die Tatsachen, dass er, wo es die Verwirklichung seiner politischen Absichten galt, nach allen Seiten scharfsichtig auszublicken, jede Schwäche des Gegners zu erspähen und sich nutzbringend zu machen wohl verstanden habe. Kein Wunder daher, wenn er getragen von dem frühzeitig in ihm erwachten und grossgezogenen Gedanken an die Schöpfung eines umfangreichen und mächtigen Donaustaates, gerade Polen als den zuerst anzugreifenden und zu beseitigenden Widersacher ansah und deshalb notwendigerweise ansehen musste, weil die mohilanische, mit den vermögendsten und einflussreichsten Aristokratenfamilien Polens sich verschwägernde Dynastie[3] von dieser Seite den ergiebigsten Schutz genoss, polnische Mitwirkung seine Machinationen zu keiner Geltung kommen zu lassen drohte und die polnische Besatzung in den wichtigsten, mitunter befestigten Plätzen einzig und allein dadurch zum Abzuge vermocht werden konnte, wenn anderseitige Verwicklungen ernster Art, bei den schwerfälligen und meist unzulänglichen Mobilisirungsmodalitäten der Republik, diese letztere zwingen würden, so fertig zur Verfügung stehende Streitkräfte, schon aus Rücksicht auf die Bedürfnisse des Grossen und Ganzen, aus den sich selbst zu überlassenden Ländern herauszuziehen und somit die bisher innegehabte Position ihm und den mit ihm verbündeten Türken vollständig zu räumen.

Und die Erreichung dieses nächsten Zieles erschien — wie die Sachen eben lagen — keineswegs unmöglich oder selbst nur schwer.

Die polnischen Innerverhältnisse legten nämlich jederzeit wunde Stellen am Staatskörper an den Tag, die von profanen Händen unzart betastet,

[1] Nach Bethlen X. p. 764. sq.
[2] Cf. *Felmer* l. c. p. 209. §. 281.
[3] Cf. in den urkundlichen Beilagen Nr. V.: «Stammtafel der Mohila's.»

gewaltige Zuckungen zur Folge hatten, und an solchen wunden Flecken war auch diesmal kein Mangel.

Wir meinen keineswegs die feindliche Stellung Polens zu den Nachbarstaaten des Nordens. In dieser aufgedrungenen Stellung bewährte Polen unter der heldenmütigen Führung eines Chodkiewicz und Anderer, seinen alten Ruf ritterlicher Tapferkeit; [1] dagegen aber erhob im Inneren Parteigeist und unbändiges Pochen auf eingebildete Standesprärogative das Medusenschildhaupt der Gorgone.

Der polnische König, der mit dem heimatlichen Schwedentrone liebäugelnde Wasasprössling, Sigmund III., hatte durch sein Hinneigen zu den Deutschen und voraus durch seine specielle Neigung für die Habsburger, den grössten Teil des allmächtigen Adels sich entfremdet [2] und Einzelne desselben durch die Verweigerung ihrer gewünschten Beteiligung mit einträglichen Kronämtern, zu den oppositionellsten Kundgebungen gereizt, in welchen sich unmöglich verkennen liess, wie sehr gekränkte Selbstliebe geeignet sei, zu Gunsten der eigenen Rehabilitirung das Wohl Aller in die Schanze zu schlagen.

So veranlagte Geister, die für persönliche — nennen wir das Kind beim rechten Namen — nicht Freiheit, sondern Ungebundenheit eintraten in das staatliche Getriebe, musste die Aussicht, mit den Habsburgern in Collision zu geraten, weniger mit Widerwillen als mit Bangen erfüllen.

Ein Potentatengeschlecht, welches durch glückliche Heiraten allein in Europa und in Indien grosse Reiche gewonnen, dem Deutschland, Spanien, Portugal, die Niederlande, so wie ein bedeutender Teil von Italien huldigten; das durch Vermählung Maria's, der Tochter Heinrich's VIII., mit Philipp, dem späteren Könige von Spanien, selbst nach England sich den Weg bahnte; das bei den Innerzerwürfnissen Frankreichs, anlässlich der Erbfolge Heinrich's von Bourbon, selbst dort über einen bedeutenden Anhang zu verfügen hatte, somit einer Weltherrschaft im vollsten Sinne des Wortes entgegenzugehen schien, Ungarn und Böhmen an sich gebracht und in der Person der beiden Maximiliane mit Heinrich von Valois, mit Stefan Báthory und selbst mit Sigmund III. den Wettkampf um die polnische Krone aufgenommen hatte: war der unbändigen polnischen Schlachta denn doch gar zu unbequem und bedrohlich und dabei hiess es und wurde trotz aller gegenteiligen Versicherungen Sigmund's III. geglaubt, dass er, welcher den Abmachungen der Grossen zuwider, um eine österreichische Prinzessin zur zweiten Ehe warb, Polen an die Habsburger vergeben und um die Kronen-

[1] Das bereits mehrfach bezogene Werk von *Naruszewicz* beschäftigt sich hiemit ausschliesslich.

[2] *Naruszewicz* l. c. p. 115.

herrlichkeit seines ihm so lieben Schwedens, die er nicht verschmerzen könne, sich bemühen wolle.[1]

Die Unzufriedenheit mit dem Könige war daher in täglicher Zunahme und dieser Zustand bildete den ersten wunden Fleck.

Dazu kam der blinde Zelotismus wider die Nichtkatholischen oder wider die sogenannten Dissidenten, deren bürgerliche Rechte, des blossen Glaubensbekenntnisses wegen, empfindlichen Schmälerungen unterzogen wurden. Vorstellungen und Bitten der Betreffenden um freie Religionsübung und um bürgerliche Gleichberechtigung fanden in massgebenden Kreisen und selbst an den Stufen des Trones kein Gehör und so kam denn auch, was nicht ausbleiben konnte.

Die confessionelle Unduldsamkeit trug, als einzig denkbare Frucht, den Entschluss zur Selbstwehr zu greifen und deshalb mit dem malcontenten Adel in *der* Absicht sich zu verbinden, damit durch offenen Aufruhr, mit den Waffen in der Hand, wider den König und dessen Räte Front gemacht und ihnen gewaltsam abgerungen werde, was dieselben, wider Fug und Recht, bisher Bittenden verweigerten.[2]

An die Spitze der Bewegung stellte sich Niemand Geringerer, als Nicolaus Zebrzydowski, der Wojewode von Krakau, und so entschlossen zum Umsturze war man, dass man, um die Rückzugsbrücken hinter sich abzubrechen, am 21. Juni 1607 den König der Krone verlustig und den Tron Polens für erledigt erklärte. Weil aber zugleich Báthory Gábor, der Neffe des weiland so beliebt gewesenen Polenkönigs Stefan Báthory, zu dem allein annehmbaren Kroncandidaten proclamirt wurde;[3] zeigte sich mit Einem Schlage, dass Báthory Gábor's Hoheitsgedanken und die zur Verwirklichung derselben eingeschlagenen Wege, von langer Hand her, seinerseits, unverdrossene Pflege genossen hatten.

Dies bestätigte sich zunächst nach der von den königlichen Truppen kurz darauf den Empörern bei Guzow beigebrachten Niederlage, wobei das Gepäck der Führer in die Hände der Sieger fiel und darin Báthory Gábor's Correspondenz mit den Aufständischen aufgefunden wurde.

Sie liess über die Maulwurfsarbeit des siebenbürgischen Fürsten keinen Zweifel aufkommen[4] und es kann uns unmöglich befremden, dass die polni-

[1] *Idem:* Ibid. p. 117. sq.

[2] Den bewaffneten Aufstand wider den König und wider den Senat, ein bereits unter Ludwig I. von Anjou, dem Könige von Ungarn und Polen 1380 vorgekommenes und später oft wiederholtes Ereigniss, nennen die Polen «rokosz», welches Wort mit dem ungarischen «rakos» zusammenhängt.

[3] *Naruszewicz* l. c. p. 138.

[4] Die chronikalen Quellen von Kobierzycki, Lubienski, Niesiecki, Prasecki und A. liefern hierüber mit seltener Uebereinstimmung Folgendes: «Repertæ sunt in ipso, «in quo die certatum est, ad Guzovo loco, descriptæ Gabrielis Bathorei, Transilvaniæ

schen Regierungsmänner, nachdem sie diesen tiefen Einblick in die Ränkespinnerei Báthory Gábor's gewonnen, den gefährlich gewordenen Mann und sein gesammtes Tun und Lassen ununterbrochen im Auge behielten und über Alles und Jedes, was immer auf sein Verhältniss zu den Malcontenten Bezug haben mochte, sich auf dem Laufenden zu erhalten bemüht waren.

Und nicht ohne gewünschten und angestrebten Erfolg.

Schon die königliche Instruction, welche dem im December 1607 an den treuesten und, nach Johann Zamoyski's im Juni 1605 erfolgten Ableben, angesehensten Rat der Krone, an Stanislaus Żołkiewski gesendeten Priester Sułowski mitgegeben wurde,* weiset auf eine genaue Kenntniss der Vorgänge bei der Báthory'schen Partei, wie nicht minder auf eine richtige Würdigung der hiemit unausbleiblich mitverflochtenen Consequenzen.

Dass die Rebellen von ihm werktätig, mit streitbarer Mannschaft und mit Kriegsbedarf aller Art unterstützt wurden, stand bei Jedermann fest; ** der König aber dringt in die Einzelnheiten des bestehenden Zustandes ein und äussert sich schliesslich nicht mit Unrecht dahin, dass für Polen die polnischen Rebellen zu fürchten seien, keineswegs aber Báthory Gábor, und *wenn ja* — sodann nur für den Fall, welcher auch bestehe, dass er die Malcontenten durch Unterstützung derselben ermutige und etwaige Unterwerfungsgedanken, wie solche der zwingende Druck der regierungsfreundlichen Mehrheit hervorzurufen geeignet sei, in ihrem Gemüte nicht zum betätigten Gedeihen sich entwickeln lasse. Von einer persönlichen Gefahr für sich und für seine Herrschaft, von kronprätendentischen Absichten Báthory Gábor's auf den Tron der Jagiellonen, ist in der königlichen Instruction keine Spur zu finden. Jede Aeusserung hierüber wäre, bei der unbezweifelbaren Treue der weitaus überwiegenden königlich Gesinnten, ebenso sehr eine schwere Kränkung der Letzteren und eine unverzeihliche Selbstdiscreditirung gewesen.

Innerzerwürfnisse von längerer und verderbensschwangerer Dauer befürchtet Sigmund III., nicht aber einen, auf begründete Hoffnungen des Gelingens bauenden Rivalen um seinen königlichen Purpur.

Wir dürfen hiebei keineswegs vergessen oder vollständig ausser Acht lassen, dass Báthory Gábor zu der Zeit, in welcher er die Sache der polni-

»principis ad Herburtum litteræ, quibus ille conditiones suscipiendi regni Poloniæ, si »rex inprimis eo pelleretur offerrebat, vel potius oblatas acceptabat. Nota manus, »notum signum dubitationem omnem eximebat.»

* Cf. Urkunde II.

** Hiefür bringt *Naruszewicz* l. c. p. 127, nota 4, das Fragment eines, von Peter Zamojski an Rudnicki, den Bischof von Ermeland, de dato Krakau 25. Juli 1606, gerichteten Briefes bei, auf welchen erst im weiteren Textverlaufe kann Rücksicht genommen werden, wenn die pragmatisch ineinandergreifenden Kettenglieder dieser Darstellung nicht sollen gewaltsam gesprengt werden.

schen Malcontenten bereits zu der eigenen machen zu wollen schien, nicht factischer, sondern erst zukünftiger, in der Erwartung seiner unausbleiblichen Erwählung lebender, sagen wir, der sich selbst präoccupirende Fürst von Siebenbürgen gewesen, — und wir können uns der Einsicht nicht verschliessen, wie sehr dieses Eingreifen in die Angelegenheit der polnischen Missvergnügten dafür spreche, er habe für die voraussichtliche, früher oder später, immer aber unausbleibliche Besteigung des transsylvanischen Fürstenstuhles bereits mit allem Vorbedachte das einzuhaltende Regierungsprogramm entworfen und festgestellt. Und, berücksichtigen wir die letzte Vergangenheit, die vielbewegten Tage des nach der eigenen Machtausbreitung in Siebenbürgen nicht ohne Glück strebenden moldauischen Wojewoden Stefan des Grossen [1] und des kriegslustigen Palatins Peter Raresch, [2] so wie letztlich des walachischen Michael: dann konnte dieses Regierungsprogramm nichts Anderes als die Sicherung des zu gewärtigenden, durch die ungarischen «partes adnexæ» jedenfalls zu bedeutendem Umfange sich gestaltenden Herrschergebietes bezwecken und dieses Ziel nur in der dauernden Annexion der Moldau und der Walachei durchführbar finden. Hiebei musste aber in allererster Linie daran gegangen werden, das durch den polnischen Einfluss an der unteren Donau geschaffene Hinderniss aus dem Wege zu räumen.

Deshalb erfolgte der Anschluss an die ganz willkommen in den Vordergrund tretenden polnischen Missvergnügten und es ist offenbar gleichgiltig und unfruchtbar, erst noch darüber sprechen zu wollen, ob Stefan Bocskai — wie angedeutet wird [3] — in die Intrigue mithineinverflochten gewesen sei oder nicht. Gelang es, die Polen schon zu dieses letzteren siebenbürgischen Fürstentagen zu verdrängen, dann konnte dessen präsumtiver Nachfolger Báthory Gábor umso leichter den eigentlichen Zielen seiner vorgefassten Regierungspläne zusteuern.

An den Besitz der polnischen Krone selbst dachte er dabei wohl am allerwenigsten. Er war nicht der Mann, in welchem auch nur der geringste Nerv für die Aufgabe, sich unsterblich lächerlich zu machen, gezuckt hätte. Vor diesem kläglichen Geschicke war er gefeit.

Wohlunterrichtet über sämmtliche polnische Vorgänge, wie er dieses denn doch selbstverständlich sein musste, entging ihm die volle Tragweite des Umstandes nicht, dass im ersten Augenblicke der bedrohlichen Kund-

[1] Ich verweise auf *Wenrich:* «Die moldauische Lehensmonarchie etc.» im Archive des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, neue Folge IV. Heft 3. u. Am.

[2] Cf. *Wittstock* im Programm des Bistritzer evang. Gymnasiums vom Jahre 1860. 8. — Das Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, neue Folge IV. Heft 3 u. A. m.

[3] Eine Andeutung hiefür liegt in den Anschauungen Peter Zamojski's. Cf. Urkunde Nr. I.

gebung rebellischer Bewegungen, die angesehensten, mächtigsten und einflussreichsten Adelsgeschlechter mit ihren Banderien und der Feldhauptmann Stanislaus Zołkiewski mit einem kampfgeübten Heere von siebentausend Mann, dem Könige sich zur todesmutigen Verfügung stellten.[1]

Schon dieser Einen Tatsache gegenüber musste die Actionsfähigkeit der Aufständischen, selbst wenn die Guzower Niederlage nicht erfolgt wäre, stark in Frage gestellt werden und wenn Báthory Gábor, wie man geradezu behauptet[2] — von dieser unseligen Umsturzpartei sich die Krone tatsächlich antragen liess oder diesen Antrag selbst stellte: geschah es jedenfalls nur, um diese auf einem sehr schwankenden Boden sich bewegenden Kronenspender, im Interesse der eigenen Absichten, als gefügiges Werkzeug nach aller Willkühr verwenden und abnützen zu können. Mit Leuten, welche gegen die Majestät der Krone sich auflehnen, weil ihre Ansichten nicht jene der höhere Zwecke verfolgenden und unter voreingenommener Verdächtigung stehenden, also nach beschränkten Erkenntnisssphären beurteilten Regierung sind, mit Leuten dieses Schlages war um den Erwerb einer ihnen zu dankenden Krone selbst dann nicht zu pactiren, wenn der Name des nach solcher Höhe der irdischen Herrlichkeit gerade in Polen Verlangenden bekannter und geachteter gewesen wäre, als dies nach den über ihn gebrauchten Worten: «ein gewisser Báthory»,[3] in aller nackten Wirklichkeit der tatsächliche Fall gewesen zu sein scheint. War ja doch die Erinnerung an den hochgehaltenen König Stefan Báthory nicht erloschen im Lande, dessen Bewohner, wenn sie dabei mitinteressirt gewesen wären, der blosse Namensklang wenigstens so weit electrisirt hätte, um bei demselben nicht mit so wegwerfender Geringschätzung sich aussprechen zu können.

Ganz richtig beurteilt daher auch Stanislaus Zołkiewski die Situation und die Bedeutung der bei Schaffung derselben tätigen Elemente, wenn er in seinem, von Złoczow unter 9. April 1608 erlassenen Aufrufe an die Senatoren und an die Ritterschaft[4] zur Bereitschaft wider Báthory Gábor, nicht diesen als den eigentlich bedrohlichen und zu bekämpfenden Feind, sondern die von ihm beeinflussten, unterstützten und ermutigten missvergnügten Sonderbündler in den Vordergrund schiebt. Seinem ganz sachgemässen Urteile zu Folge sind diese Letzteren eben nur ein Mittel zum Zwecke und der nunmehr siebenbürgische Wojewode habe keinen anderen sich vor Augen gestellt, als die polnischen Besatzungen aus den Donaufürstentümern zu verdrängen und — würde seinem Rate gefolgt — es auf das abenteuerliche

[1] *Naruszewicz* l. c. p. 128—129.
[2] Cf. Note 4. S. 364, in fine.
[3] Cf. Urkunde I.
[4] Cf. Urkunde III.

Wagniss eines Einfalles in Polen von Seiten der Aufständischen ankommen zu lassen.

Wie der Missvergnügten wider die polnische Republik, bediente sich Báthory Gábor der Tataren wider die polnischen Besatzungen in der Moldau.

Żołkiewski beklagt * die täglich vorfallenden Scharmützel, welche den mit dem moldauischen Hospodaren verwandten Johann Potocki,** den Obercommandanten der in der Moldau stationirten polnischen Truppen, stark in Athem hielten.

Durch diese beiden Schachzüge glaubte nunmehr Báthory Gábor so weit gekommen zu sein, um mit der Verwirklichung seines Lieblingsplanes, der Einverleibung der Donaufürstentümer in Siebenbürgen, nicht länger mehr zögern zu sollen und hiezu mittelst eines Eroberungszuges wider die Walachei den Anfang machen zu können.

Dass aber Polen mit so geringen Mitteln von ihm konnte in Schach gehalten werden, ist weniger ein Beweis der damaligen Ohnmacht dieses Reiches, als vielmehr eine Folge jener Anstrengungen, welche seitens dieser Republik gemacht werden mussten, um den tätigen Feindseligkeiten der nördlichen Nachbarn mit Nachdruck die Stirne bieten zu können. Zwar litt der Staatskörper bereits an jenen verderblichen, inneren Uebeln, welche vierzig Jahre später den König Johann Casimir veranlassten, auf dem Reichstage zu Warschau die Krone mit jener berühmtgewordenen Prophezeiung der Teilung Polens, wie letztere 1772 wirklich erfolgte, feierlichst niederzulegen; allein immer noch loderte in den Herzen jene begeisterte Hingebung für das Vaterland, welche in den Tagen allgemeiner Gefahr noch jederzeit sich bewährt und, aller Sonderinteressen mit Einem Schlage vergessend, zum wundertätigen Schutzgeiste für Haus und Herd sich verkörpert hatte.

Dass dem so sei, dies sollte schon die allernächste Zukunft ausser allen Zweifel stellen.

Denn Báthory Gábor, welcher mit Beginn des Jahres 1611 die Walachei glücklich erobert und deren Fürsten Radul zur Flucht aus dem Lande gezwungen hatte, dachte nun auch an den Gewinn der von den Polen, als Beschützern des jugendlichen Fürsten Constantin Mohila, besetzten Moldau.

Um hiezu die gewünschte volle Actionsfreiheit für sich zu gewinnen, dachte er die Verwaltung der Walachei vorläufig einem seiner Neffen über-

* *Ibid.*

** Er war der Sohn des Nikolaus, des Starosten von Kamieniec und Chmielnik, Sieger über den in die Moldau vordringenden, walachischen Wojewoden Michael, führte den Jeremias Mohila auf den Fürstenstuhl der Moldau und da dieser dem Bruder Stephan Potocki die Tochter Maria zur Ehe gab, mit den Mohila's verschwägert.

tragen zu sollen,[1] kam jedoch von diesem Vorhaben anlässlich der bewaffneten Einmischung der Türken schnell zurück, behielt aber den Titel eines Wojewoden der Walachei, offenbar in der Absicht, des Eingesetzten zu gegebener Zeit, unter leicht gedachter Gutheissung oder Täuschung der Türkei, wieder sich zu entledigen.

Hiemit der unmittelbaren Teilnahme, der Sorgen für diese Eroberung entrückt, schlug er in seinem Vorgehen wider die Polen in der Moldau nacheinander verschiedene Bahnen ein, deren Verfolgung ihm, nachdem er mit Unterstützung der Türken und Tataren den durch seine eigene Grausamkeit wider den Adel verschuldeten Rachezug des Sigismund Forgács vereitelt hatte,[2] gewonnenes Spiel gewähren sollte.

Nicht nur sammelte er in und um Huszt ansehnliche Streitkräfte in der offen ausgesprochenen Absicht eines Einfalles in Polen,[3] sondern unterstützte, zum Scheine, durch den *englischen* Botschafter bei der Pforte, die Ansprüche verschiedener, mehr oder minder berechtigt auftretender moldauischer Prätendenten.[4]

Báthory Gábor wusste wohl, England, wenn es wegen der Protection der moldauischen Tronbewerber bei der Pforte, von Polen mit allen diplomatischen Demonstrationen als zur Republik in eine schiefe, ja ganz offen feindselige Stellung hineingeraten erklärt werden sollte, war für die Sühneforderungen, wenn das Jagiellonenreich solche hegen und manifestiren wollte, selbst dann unzugänglich, wenn der König, was aber nicht der Fall war, zur Aufstellung einer zweiten jedenfalls sehr verjüngten Copie der spanischen Armada sich hätte aufraffen können. Es befremdet daher auch keineswegs, dass man polnischerseits auf unfruchtbare Proteste bei der Pforte sich beschränkte,[5] dagegen andererseits aber an dem Gedanken, Ungarn werde für Báthory den eigenen Frieden wohl nicht auf das Spiel

[1] *Tocilescu:* «Revista» d. i. «Umschau» Bukarest 1884. 8. rumun. ann. 2. part. I, Heft 2, p. 355, No. 486, bringt eine Regeste des Briefes, welchen der venetianische Bailo bei der Pforte, Simeon Contarini, diesfalls unter dem Dato: «Pera 5. März 1611» an die Signoria geschrieben.

[2] *Nadanyi:* «Flor. Hung.» p. 353.

[3] Cf. Urkunde IV.

[4] In dem *Hurmuzaki*'schen Sammelwerke von «Urkunden zur Geschichte der Moldau», dessen Herausgabe von der hohen königl. rumänischen Akademie der Wissenschaften geleitet wird und das auch für Ungarns Geschichte Wertvolles birgt, ist IV. p. 81 Contarini's Bericht über die Klage des Königs von Polen bei jenem von England, anlässlich dieser Tätigkeit des englischen Botschafters, veröffentlicht. Des Bailo Schreiben datirt: «Pera 28. Mai 1611».

[5] Cf. *Tocilescu* l. c. p. 356 No. 500, wo der diesfälligen Meldung Contarini's an die Signoria zu Venedig Erwähnung geschieht. Des Bailo Schreiben datirt: «Pera 3. September 1611. more veneto.»

setzen wollen,[1] wie an einem Rettungsanker hoffnungsvoll sich anklammerte.

Von Ungarn keinerlei Förderung seiner Intentionen gewärtigen zu dürfen, war auch Báthory Gábor's Ueberzeugung. Und weil Polen, über Stanislaus Żołkiewski's rüstiges und rasches Zutun, seinen Parteigenossen gegenüber eine Stellung nahm, gegenüber welcher seine Verteidigungs- oder Angriffsmittel, trotz der polnischen, ihm dienstbaren Missvergnügten, viel zu schwach, viel zu wenig Resultate oder — besser gesagt — nur Schlappen empfindlicher, weil weitgehender Art, versprechend erschienen, zog er es vor, zu temporisiren und durch Ausbeutung der Verhältnisse die bisherige Machtstellung der Mohila's, richtiger der dieselben haltenden Polen, in der Moldau zu erschüttern und zu Fall zu bringen.

Als daher die Bemühungen des polnischen Gesandten an der Pforte zu Constantin's Mohila Gunsten[2] zu *dem* Resultate führten, dass der stellvertretende Grossvezier seinen Gastfreund, einen gewissen Tomscha, der sich den Sohn eines alten moldauischen Wojewoden nannte, tatsächlich aber in den Reihen ungarischer Soldtruppen Kriegsdienste geleistet hatte,[3] zur Herrschaft der Moldau vorschob[4] und unter Beistand eines türkischen Heeres zur Besitzergreifung dieser ihm zugesprochenen Herrschaft aufbrechen liess, hatte Báthory Gábor nichts Angelegentlicheres zu tun, als ebenfalls als Beschützer dieses Tomscha's einzutreten,[5] welchem Mohila sammt seinen Polen das Land geräumt hatte.

Mit welchen Hintergedanken Báthory Gábor dabei sich getragen habe, welche geheime Machinationen ihn zu dem begehrten moldauischen Besitze führen sollten, wer vermag dies zu sagen. Jedenfalls war durch die Verdrängung Mohila's und durch den Abzug der polnischen Besatzungen sehr viel für ihn gewonnen und bedeutend mehr stand in allernächster Aussicht, wenn Polen, ohne dessen vertragsmässig einzuholende Zustimmung kein Hospodarenwechsel vorgenommen werden durfte, zu der aus Tomscha's Ernennung hervorleuchtenden Missachtung der Verträge so wie des eigenen Ansehens nicht schwieg.

Dass die Republik durch zwei Pfortengesandte, Samuel Targoński und

[1] Cf. Urkunde IV.

[2] Cf. *Tocilescu* l. c. p. 557 No. 502, in Contarini's Berichte de dato: Pera 1. October 1611. m. v.

[3] *Naruszewicz* l. c. II. 139, wo nach *Piasecki* in nota bemerkt wird: Incertum, quo fuerit genere iste, nisi quod inter Hungaros pedites meruerit in Hungaria. Cf. *Niemcewicz:* Memoiren über die Herrschaft Sigmunds III. (poln.) III. p. 57. Krakau 1861. 8.

[4] Die Meldung Contarini's bei *Hurmuzaki* l. c. IV. 81 de dato: Pera 26. Nov. 1611. more veneto.

[5] Cf. Urkunde IV.

Georg Kochanowski die Absetzung Tomscha's vergeblich forderte,[1] mag zu jener tollkühnen Unternehmung einiger polnischer Grossen, unter Stefan Potocki's Führung,[2] die Veranlassung gegeben haben, welche, von dem Könige stillschweigend zugelassen,[3] die Wiedereinsetzung Constantin Mohila's bezweckte, jedoch kläglich endete,[4] — 1612. — Zu weiteren Feindseligkeiten schritt Polen jedoch nicht und Báthory Gábor, vielleicht eben dadurch um eine Hoffnung ärmer und um die Möglichkeit gebracht, zur Förderung der gehegten Hoheitsideen im Trüben fischen zu können, liess den Aerger an den siebenbürgischen Sachsenstädten in einer Weise aus, welche der Menschheit zum ewigen Schandmale gereichen muss.[5]

Der Verlegenheiten hatte bis nunzu Báthory Gábor der Krone Polens nicht wenige bereitet, einer feindseligen Gesinnung wider die Republik aber wird Niemand ihn zeihen, der in richtiger Würdigung der Tendenzen dieses — fast möchte ich sagen — verspäteten Abklatsches eines Caligula, zu der zwingenden Ueberzeugung gelangen muss, dass auch er dem angeblich jesuitischen Dogma gehuldigt habe, der Zweck heilige das Mittel, und Ende gut, Alles gut.

Deshalb sehen wir ihn wider Polen zwar alle sich darbietenden, von fremden Armen in Bewegung gesetzen Hebel nach Tunlichkeit zu selbstischen Zwecken auch an sich heranziehen, nirgends aber offenen Visiers die Schranken eines ehrlichen, den Mann wider den Mann herausfordernden Kampfes betreten.

Stanislaus Żołkiewski traf den Nagel im Schwarzen, wenn er sagt, Báthory Gábor solle, statt um Tomscha, lieber um die eigene Haut sich kümmern,[6] und liefert uns den Beweis, wie gering Polen die politische Bedeutung dieses siebenbürgischen Fürsten in dessen Gegenüberstehen zur Republik veranschlage, dessen Winkelzüge durchschaut, dessen Ohnmacht gegenüber dem deutschen und türkischen Kaiser sowie der Krone von Polen, mehrfach verschleiert, immer wieder und gerade in seinen Winkelzügen zu Tage trat, hinter welchen dieselbe vor der Verfolgung aller Späheraugen sich geborgen wähnte.

[1] Naruszewicz l. c. II, p. 140.

[2] Sonderbar genug mag es klingen, dass hierüber neben *Khevenhiller's* Ferdinandeischen Annalen das Leben des heiligen Job Mitquelle sei, welches in der ruthenischen, zu Lemberg erscheinenden Zeitschrift: «Zoria halicka» d. i. «Galizische Morgenröte» Jahrgang 1860 p. 225—251 zum Abdrucke gelangte.

[3] Naruszewicz l. c. II. p. 139 sq.

[4] *Ibid* nota 2. nach Petrycy p. 12, wo von einer zweiten gleichen verunglückten Unternehmung die Rede ist.

[5] Cf. Fontes Rerum Austriac. der histor. Commission der kais. Akad. d. Wissenschaften. Erste Abtheilung «Scriptores» III. Band, Wien 1862. 8: Siebenbürgische Chronik des Schässburger Stadtschreibers *Georg Kraus* ad annum.

[6] Urkunde IV.

Seiner Ausschweifungen, Bedrückungen und Grausamkeiten müde, beschickte Siebenbürgen den deutschen und türkischen Kaiser um Abhilfe. Letzterer, wohl nicht erst durch Báthory Gábors Antrag vom 12. Mai 1612[1] zu gerechtem Misstrauen wider den Selbstständigkeitsgedanken hegenden und die Kastanien durch den Lehensherrn aus dem Feuer holen wollenden Vasallen veranlasst, griff rasch entschieden mit bewaffneter Macht ein, setzte den missliebig Gewordenen ab und vergab das erledigte Fürstentum am 23. October 1613 an Bethlen Gábor.[2]

Báthory Gábor's missbrauchte Herrlichkeit nicht allein, auch sein fluchbeladenes Leben ging schmählich zu Ende. Zu Grosswardein beschloss er unter schonungslosen Mörderhänden sein Leben.[3]

Nicht Polen, wohl aber Siebenbürgen athmete mit vollen und tiefen Brustzügen wieder auf. Für Ersteres hatte es keinen bathorischen Alpdruck gegeben.

Urkunden und Beilage.

I.

Krakau *25. Juli 1606.*

Fragment eines Schreibens des Peter Zamojski an Rudnicki, den Bischof von Ermeland, über Báthory Gábors Vorgehen wider Polen.

— — Powiadają, że pan wojewoda krakowski ma mień kilka tysięcy człowieka. Pan Stadnicki także, a co większa, Serbatów i Węgrów, których zaciągnął na potrzebę wrzek omo króla imci. Posłano p. Krajewskiego do Boczkaja, dowiadując, jeżli za wiadomością jego z siedmiogrodzkiéj ziemi ludzie pod chorągwiami wychodzą. Powiedział, że za wiadomością; ale tak mu udano, że tych ludzi król jmć sam, i rzecz pospolita potrzebowała. Choć to jednak on tak udawa, przecież niema komu ufać, bo jest *murmur* jakiś między ludźmi, że mieli rokoszanie przemyśliwać o Batorym jakimści, który jest powinny Boczkaja tego. — — —

— — Man sagt, der Krakauer Herr Wojewode soll einige Tausend Mann haben. Herr Stadnicki ebenfalls und überdies Serben* und Ungarn, welche er angeblich zu Diensten Seiner Majestät des Königs angeworben hat. Herr Krajewski wurde an Bocskaj gesendet, um zu erfahren, ob es mit seinem Wissen geschehe, dass Mannschaften mit fliegenden Fahnen aus Siebenbürgen ziehen. Er sagte mit seinem Wissen; aber man habe bei ihm vorgegeben, dass Seine Majestät der König selbst und die Republik sie brauche. Wenngleich er dies vorschützt, ist doch Niemandem zu trauen; denn es geht das Gerücht unter der Menge um, die Aufständischen hätten *an einen* gewissen Bathory gedacht, der ein Verwandter Bocskaj's ist.

Naruszevicz l. c. p. 127—128, nota 4.

[1] Cf. Note. S. 259.

[2] Ut nota 5. S. 271.

[3] Ibid. p. 42 sq. des Bandes I.

* «Serben» ist zweifelhaft. In anderen Urkunden heisst es nicht Serbów, sondern Sabatów. Cf. Urkunde IV. Nun ist aber «sabatow» der genitivus plur.; müsste

II.

*? December 1607.**

Fragment aus der Instruction, welche der König von Polen dem, an den polnischen Kronfeldhauptmann Stanislaus Żołkiewski abgesendeten Priester Snłowski mitgab.

— — Powie przytym i to, że ztych wiadomości, które jego król mć z Węgier ma, że tam znowu na odmianę się zanosi, że Batory, który na te nasze rozruchy pilno patrzy, i o życzliwości niektórych przeciwnéj fakcyéj ludzi z nieuważnym wspomnieniem jego król imci (jako to od osób pewnych naszego narodu z ust jego słyszano było) sobie pochutniwa, na województwo siedmigrodzkie jest obrany, wielkie jest podobieństwo, że to samo skłonność do zgodéj téj tam strony odmieniło, że podobno szczęście i nadzieja posiłków téj obcy osoby, z którą dawne porozumienie mają, serca im uporu dodawa. — — —

— — Hiebei wird er sagen, dass unter jenen Nachrichten, welche Seine Majestät der König aus Ungarn erhalten haben (auch jene sei): dass es daselbst neuerdings auf einen Wechsel sich anlasse, dass Báthory, der auf unsere Wirren im Inneren ein wachsames Auge hat und über die günstige Stimmung einiger Männer der Gegenpartei mit unbedachter Nennung Seiner königlichen Majestät gesprochen (wie dies von verlässlichen Personen unseres Volkes aus seinem Munde war vernommen worden), sich alle Hoffnung mache. Da er zum Wojewoden von Siebenbürgen ernannt worden, sei es sehr wahrscheinlich, dass dies die Geneigtheit jener Partei zum Frieden umschlagen machte, dass die Hoffnung auf das Glück und auf die Hilfsmittel dieser fremden Person, mit welcher sie seit langem Einverständniss pflegen, ihren Herzen Widersetzlichkeit zutrage.

Aus einem gleichzeitigen Manuscript der kais. Bibliothek zu St. Petersburg.

III.

Żołkiew *9. April 1608.*

Stanislaus Żołkiewski fordert die Senatoren und die Ritterschaft zur Bereitschaft wider den siebenbürgischen Wojewoden Gabriel Báthory auf.

Stanisław Żołkiewski, kasztelan lwowski, hetman polny koronny, rohatyński, kamoniacki, kałuski etc. starosta.

Stanislaus Żołkiewski, Kastellan von Lemberg, Kronfeldhauptmann, Staroste von Rohatyn, Kamionka, Kałusz u. s. w.

somit von «sabat» kommen, was im Polnischen gar keine Bedeutung, nicht einmal für den jüdischen Sabbath hat, der «szabes» (sprich «Schabes») heisst. Ich vermute das ungarische «szabad» frank, frei und übersetze daher Sabatow mit «Freischärler» und halte «Serbatow» nicht für Serbów i. e. Serben, sondern für «Sabatow», da *er* aus dem schlecht oder flüchtig gelesenen Ms. des Briefes, aus *a* entstanden sein mochte.

* Die Instruction folgt unmittelbar auf ein Schreiben Żołkiewski's vom 20. Dezember 1607 und auf die Instruction selbst eines vom 6. Jänner 1608. Da sie selbst ohne Datum ist, gebe ich ihr das obgenannte Wahrscheinlichkeitsdatum.

Oświeconym, jaśnie wielmożnym ichciom panom urzędnikom i rycerstwu korony polskiéj, moim mciwym i łaskawym panom i braci, służby me braterskie zaleciwszy.

Acz wiem, że jego król mć, nasz mćiwy pan nic nie raczy zaniedbywać, cokolwiek należeć może do warowania i przestrzezenia bezpieczeństwa rzeczy pospolitéj, jednak iżem jest sługą jego król imci i wmciów wszystkich urzędnikiem w tej zacnéj koronie, wojennem stróżem granic koronnych, rozumiem być rzecz należącą powinności mojéj, żebym o niebezpieczeństwie rzeczy pospolitéj, na które się zanosi, obwieścił i ostrzegł wmciow. A tym prędzéj mi się z tym ozywać do wmciów przyszło, im bardziéj obawiam się, żeby nagle co nie przypadło. Ta rzecz takowa jest. Przestrzeżonym pisaniem jednego zacnego i statecznego człowieka, którego imię wie, albo będzie jego król mć raczył za dzień za dwa wiedzieć. Bo jako skoro mię to doszło, tedy kazałem ztym pilno jechać do Krakowa. Puklikować imienia tego człowieka nie godzi się dla wielu respektów. Aż i ichmościom panom radom przysięgłym, kto będzie chciał wiedzieć, nie będę od tego, abych niemiał mianować téj osoby i pisma, które ma okazać. Które pismo w sobie to zamyka, że Gabryel Batory, który teraz został wojewodą siedmiogrodzkim, mając z niektórymi porozumienie (jako w tym piśmie stoi) rokoszany, sposabia się, i chce najachać na tę zacną koronę. Acz żadnéj przestrogi, która się dotyka bezpieczeństwa rzeczy pospolitéj, ważyć lekce nie potrzeba; jednak dwie są konjektury téj przestrodze czynią ce wiarę. Jedna, że jeszcze pod . . . .* nalazły się były

Den erlauchten, hochwohlgeborenen gnädigen Herren Würdenträgern und der Ritterschaft der Krone Polens, meinen gütigen, gnädigen Herren und Brüdern, meinen brüderlichen Dienst zuvor.

Wenngleich ich weiss, dass Seine königliche Majestät, unser allergnädigster Herr geruhen werden, nichts zu unterlassen, was immer zur Befestigung und Hut der Sicherheit der Republik gehören möge, halte ich es nichtsdestoweniger dennoch für eine innerhalb meiner Pflicht liegende Sache, jede bevorstehende Gefährdung der Republik — und eine solche scheinet sich erheben zu wollen, bekannt zu geben und Euch meine Herren zu warnen, da ich in dieser erhabenen Krone ein Diener Seiner königlichen Majestät und Euer Aller Auftragträger und der militärische Wächter der Reichsgrenzen bin. Und ich musste mich umso rascher an Euch meine Herren hiemit wenden, je mehr ich befürchte, es könne etwas Unvorhergesehenes plötzlich hereinbrechen. Die Angelegenheit ist folgende. Ich bin durch das Schreiben eines edlen und ernsten Mannes, dessen Name, da ich gleich nach dem Eintreffen dieser Nachricht dieselbe mit aller Schnelligkeit nach Krakau vermelden liess, Seine königliche Gnaden entweder bereits wissen oder in einem oder zwei Tagen zur Kenntniss zu nehmen geruhen werden, ernstlich gewarnt worden. Den Namen dieses Mannes öffentlich bekannt zu machen, ist aus vielen Rücksichten unschicklich, doch werde ich nicht abgeneigt sein, auch den hochgeborenen, beeideten Herren Räthen, wenn Einer oder der Andere dies wissen wollte, die Person zu nennen und die vorzuweisen-

* Diese Lacune wird wohl am besten mit «Guzow» auszufüllen sein, wo die polnischen Malcontenten geschlagen und die Báthory Gábor compromittirenden Briefschaften erbeutet wurden.

semina téj praktyki, co się pokazało z instrukcyéj tego to Batorego, niejakiemuś Jarosławowi danej. Druga, że teraz za świeżym ześciem z tego świata Kazi-Gera, cara tatarskiego, który jako baczny pan, za żywota swego mając zastonowione przymierze z jego król mcią panem naszym, zatrzymywał ludzi swe. Teraz po śmierci jego naszło i nachodzi się tymwięcéj Tatarów do Wołoch, jak wielkie jest podobieństwo praktyki tego to Batorego z naszymi ludźmi którzy tam w Wołoszech są. Potarczki częste bywają, położyli się ci Tatarowie od Berlada aż ku Romanowemu Targu, zasie naszych od granice siedmigrodzkiéj. Dla tego te miejsca mianuję, że siła jest ludzi, którzy bywali w wojskach znami w Wołoszech, wiedząc położenie miejsc. Pocoby mieli Tatarowie koczować w Romanowym Targu, kiedyby nie dla praktyki i zamysłów Batorego. Bo jest właśnie przeciwko siedmiogrodzkiéj ziemi, przeciwko Tatruszowi, którędy król Stephan* na królestwo, a Michał** z wojskiem na posiędzenie ziemie wołoskiéj wyszedł. I tak mię ten cnotliwy człowiek przestrzega, że Batory tę drogę na Tatrus chce przed się wziąć. To tak wmciom przełożywszy w tym upewniam, że z tą trochą rycerstwa, które jest pod regimentem moim niebezpieczeństwo rzeczy pospolitéj swoim gotówem zastąpić. Ale czemu podołać nie mogę, niech wtym będzie wmciów uważanie: ludzi na ludzie potrzeba, z osoby swéj jestem *securus* niebezpieczeństwa dla rzeczy pospolitéj; miłoli będzie mi położyć żywot. Nie będzie dowodził nieprzyjaciel przedsięwzięcia i zamysłów swych, chyba podeptawszy trupa mego; by się to tym zahamować, oddalić niebezpieczeństwo rzeczy pospo-

den Schriften mitzuteilen. Das Schreiben hat folgenden Inhalt. Gabriel Báthory, welcher nun Fürst von Siebenbürgen geworden und (wie es in diesem Schreiben heisst) mit einigen Malcontenten im Einverständnisse stehe, rüste sich und wolle diese erhabene Krone überfallen. Es ist eben keinerlei Warnung, welche die Sicherheit der Republik betrifft, gering anzuschlagen. Immerhin gibt es jedoch zwei Vermutungen, welche dieser Warnung Glauben verschaffen. Die Eine derselben geht dahin, dass bereits bei .... einige Saatkörner dieser Umtriebe wahrgenommen wurden, wie dies aus der Instruction hervorging, die eben dieser Báthory einem gewissen Jarosław gegeben hat. Zweitens weil gerade schon jetzt, nach dem kaum eingetretenen Ableben des Kazi-Gerej, des Tatarenchanes, welcher als umsichtiger Herrscher Zeit seines Lebens die mit Seiner königlichen Gnaden unserem Herrn abgeschlossenen Friedensverträge vor Augen hatte und seine Leute im Zaume hielt, nach dem Tode desselben immer mehr und mehr Tataren in der Moldau sich sammelten und noch sammeln, was Alles eine Praktik dieses Báthory wider unsere in der Moldau befindlichen Leute sehr wahrscheinlich macht. Scharmützel kommen häufig vor und die Tataren lagern von Berlad bis nach Roman, die Unseren aber an der siebenbürgischen Grenze in den Rücken nehmend. Ich erwähne dieser Orte deshalb, weil es viele Leute gibt, welche mit unseren Heeren in der Moldau waren und die Gegenden genau kennen. Warum sollten die Tataren bei Roman lagern, wenn nicht wegen der Umtriebe und Absichten des Báthory? Roman ist eben von der siebenbürgischen Grenze,

* Stephan Báthory.
** Michael, der Wojwode der Walachei.

litéj mogło, rozumiałbym, żem się szczęśliwym urodził. Lecz, iż idzie o większe rzeczy, o jego krol mci pana naszego, o wszystkich wmciów, o prawa, o swobody nasze szlacheckie i pamiątkę przodków naszych, o zacną sławę narodu naszego, krótko pisząc, o wszystkoco jest namilszego, o rzecz pospolitą, która *omnes charitates* w sobie zamyka, o dwie tedy rzeczy wmciów proszę. Naprzód nie rozumiem, aby miało wiele być tych wrzodków w cnotlivym narodzie naszym, którzyby takowéj nie cnotliwéj sprawy Batoremu pomagać chcieli. A że jeszcze może być co podtym żałosnym rzeczy pospolitéj zamieszaniem nieukontentowanych umysłow, żebyście to wmcie, jako insze waśni, *simultates* darowali rzeczy pospolitéj; czegokolwiek do zatrzymania całości praw, pomnożenia swobód i wolności naszych szlacheckich potrzeba wspokojnéj rzeczy pospolitéj, *civili modo et ratione* możem tego dojść, wiolencyjami *nihil aliud profectum*, jedno że korona po wielkiéj części zniszczała, spustoszała. Dajmy dla miłosierdzia bożego tym kłótniom, tym zwadom pokój, które więcéj nas zamieszały, niżliby co dobrego mogły w rzeczy pospolitéj sprawić. Druga rzecz jest, o ktorą także wmciów moich mćiwych panów i łaskawych braci braterskie proszę, żebyście wmcie do gotowości raczyli się sposabiać, jeżliby już ten Batory wojewoda siedmiogrodzki, zechciał konać zamysły i przedsięwzięcie swe. Wiedzą wmście, jaka jest małość wojska, gdy się da znać, zebyście wmście raczyli zchęci swych dla miłoscii ratunku rzeczy pospolitéj, jako do wspólnego zapału gaszenia przybywać do wojska, jakoto w przodkach swoich chwalemy, że zastawując się piersiami swymi o rzeczpospolitéj, tak ją nam ozdobną, sławną, wolnością i swobodami nad wszystkie narody kwitnącą zostawili;

gegenüber von Tatrus, von wo der König Stephan[1] zur Regierung und Michael[2] mit seinem Heere zur Besitzergreifung des moldauischen Landes auszogen. Und so hat mich dieser ehrenwerte Mann gewarnt, dass Báthory denselben Weg auf Tatrus einschlagen wolle. Indem ich dies den hochgeborenen Herren mitteile, versichere ich Sie dessen, dass ich mit dieser Handvoll Ritterschaft, die unter meinem Befehle steht, bereit bin, für die Sicherheit der Republik meine eigene einzusetzen. Wozu aber meine Kräfte zu schwach sind; hierin mögen die Herren ein Einsehen haben. Gegen Leute braucht man Leute. Ich persönlich bin beruhigt bezüglich einer Gefahr für die Republik und es wird mir lieb sein, ihr mein Leben zu opfern. Der Feind soll sein Vorhaben nicht durchsetzen, noch seine Pläne verwirklichen, es wäre denn, er trete meinen Leichnam mit Füssen, und wenn hiemit die Gefährdung der Republik gehemmt und beseitigt werden könnte, würde ich dafür halten unter einem glücklichen Gestirne geboren worden zu sein. Weil es sich aber um Grösseres handelt, um Seine Gnaden den König, unseren Herrn, um Euch Alle, meine Herren, um unsere adeligen Rechte und Freiheiten, um das Gedächtniss unserer Vorfahren, um den erhabenen Ruhm unseres Volkes, kurz gesagt um Alles, was uns das Teuerste ist, um die Republik, die alle Schätze in sich enthält, muss ich Euch meine Herren um zwei Dinge bitten: Erstens kann ich mir nicht vorstellen, dass es in unserem tugendhaften Volke Viele derart missraten könnten, um dieser so verbrecherischen Angelegenheit des Báthory behilflich sein zu wollen. Und weil bei den so bedauernswerten Wirren der Republik, in der Unzufriedenheit der Gemüter immerhin Etwas sich bergen kann: so lasset dies meine Herren, wie

tak zaś żebyśmy tym większéj przyganie nie podlegali, tego, co oni cnotą i dzielnością swą dostali, niemodz i nieumieć bronić i zatrzymać. Ztym służby me braterskie w łaskę wmciom zalecam. Dat w Żołkwi die 9 Aprilis 1608.

jede andere Zwistigkeit und Kränkung der Republik gegenüber vergeben und vergessen sein. Was immer zur Erhaltung der ungeschmälerten Rechte, zur Vermehrung unserer adeligen Prärogative und Freiheiten in der beruhigten Republik von Nöten, dies können wir auf ruhigen und vernünftigen Wegen erreichen. Durch Gewaltstreiche wird nichts Anderes zu Stande gebracht, als dass die Krone grösstenteils zusammenschrumpft und verkommt. Lassen wir um Gottes Erbarmniss willen diesen Hader und Zank fahren, wodurch wir in der Republik mehr Wirrniss als etwas Gutes zu Wege bringen könnten. Eine zweite Angelegenheit, um welche ich Euch meine lieben Herren und gütigen Brüder brüderlich bitte, ist, dass Sie meine Herren Alles zur Bereitschaft vorkehren, für den Fall, als dieser Báthory, der Wojewode von Siebenbürgen, den Entschluss fassen sollte, seine Absichten nach seinen Plänen verwirklichen zu wollen. Sie wissen meine Herren, wie gering das Heer ist; wollet also, wenn der Aufruf hiezu ergeht, aus willigem Antriebe und aus Liebe zur Republik, zur Rettung derselben, wie zum Löschen einer gemeinschaftlichen Feuersbrunst, zum Heere stossen. Wie wir es an unseren Vorfahren loben, dass sie die Republik mit der eigenen Brust schützten und uns dieselbe im Schmucke des Ruhmes, der Vorrechte und Freiheit, hoch über allen Nationen, zum vollen Flor entfaltet hinterlassen haben: so sollen wir, um nicht unter um so grösseren Tadel uns beugen zu müssen, das, was sie durch ihre Bürgertugend und männliche Tüchtigkeit erworben haben, nicht dadurch gefährden, dass wir es mit den Waffen zu schirmen und zu erhalten nicht vermochten, weil nicht verstanden. Hiemit empfehle ich meine brüderlichen Dienste

Euch meine Herren zu Gnaden. Gegeben zu Żołkiew am 9. April 1608.

Aus einem gleichzeitigen Manuscript der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg.

IV.

Żołkiew *4. Juni 1612.*

Stanislaus Żołkiewski, Wojwode von Kijow etc., an Stephan Potocki, Starosten von Felin, wider Báthory Gábors bewaffneten Anhang Vorkehrungen zu treffen.

Miłościwy panie starosto feliński! Mniemam że już wszytkie roty zeszły się tam do wmci, oprócz roty pana podkomorzego włodzimirskiego, która zabawila się tu była, alić i ta poszła do drugich. To co wmć pisać raczysz strony rozkazania mego do żołniérzów, miałem sam przez się na dobrym baczeniu, jako z listu, który wmci pan Potępski do tego czasu oddał, mniemam wyrozumiałeś wmć, zaczym rozumiem że panowie żołnierze nie będą czynić wstrętu woli i rozkazaniu jego król mci. To wmci oznajmuję, że jegomć pan Kaliski,[1] z Węgier od gór częstokróc daje mi znać iż się obawia wtargnienia od łotrostwa Batorego sabatów, w państwa jego król mci, toż mi i książe jegomość pan Krakowski[2] powiedział, który ma swe majętności wgórach, że wojsko nie małe Batorego poszło pod Hust, na miejsce, które mi teraz nie może wpaść w pamięć. Oglądając się tedy na to niebezpieczeństwo, rozumiałbym rzecz być potrzebną, żebyś się wmć rozmówił z jegomością panem wojewodą ruskim,[3] jeśliby nie lepiéj wojsko, które się ma ustać przy Ukrainie, zemknąć pod Halicz, żeby oraz patrzyć na *conatus* Batorego, i jeśliby na Pokucie trwoga jaka nie przypadła. Bo Batoremu, gdy się osłyszy o wojsku pod Haliczem, pilniéj będzie radzic sobie, niż *de suffragio*

Gnädiger Herr Staroste von Felin! Ich halte dafür, dass bereits alle Rotten, ausser der Rotte des Herrn Unterkämmerers von Wladimir, die hier Verzug erlitt, bei Ew. Gnaden sich gesammelt haben. Aber auch diese zog zu den Anderen. Was Ew. Gnaden über meinen an die Soldaten gerichteten Befehl mir zu schreiben belieben, hatte ich selbst wohl im Auge, wie dies, meiner Meinung nach, Ew. Gnaden aus dem Briefe, den Ihnen Herr Potępski bis nunzu wohl wird übergeben haben, sicherlich entnehmen. Deshalb halte ich dafür, dass die Herren Krieger dem Willen und dem Befehle Seiner königlichen Gnaden keinen Widerstand werden entgegensetzen wollen. — Ich theile Ew. Gnaden mit, dass Seine Gnaden, der Herr von Kalisch aus Ungarn, aus dem Gebirge häufig mir zu wissen gebe, er fürchte einen Einfall von dem Gesindel der Báthory'schen Freischärler in das Gebiet Seiner Majestät des Königs. Auch Seine fürstliche Gnaden, der Herr von Krakau, der im Gebirge Besitzungen hat, sagte, dass kein unansehnliches Herr Báthory's gegen Hust an einen Ort gezogen sei, an welchen ich augenblicklich mich nicht erinnern kann. Wenn ich mir also auch diese Gefahr vor Augen halte, würde ich der Meinung sein, Ew. Gnaden sollten sich mit Sei-

[1] Adam Stadnicki.

[2] Janusz, Fürst von Osztrog.

[3] Johann Daniłowicz.

temu Tomszycowi *ferendo*. Przyjeżdzali tu domnie posłowie pana wojewody multańskiego, z listem wierzącym. Powiadają mi, że pan ten życzy sobie, aby szedł na państwo, ale że wojska żadnego niemasz, które by mu w tym dopomogło. Król węgierski w Frankforcie sprawą swą zatrudniony, przez poselstwa tylko z cesarzem tureckim traktuje. Panowie zaś węgierscy *prorsus abhorrent* w szranki zachodzie z Batorym, radzi swemu pokojowi. Boże daj to, żeby w Węgrzech to co poczęli, ale słaba nadzieja ztamtąd ratunku. Racz się tedy wmść znieść z jegomością panem wojewodą ruskim, i *communicatis consiliis* zawrzécz w tych rzeczach; jeżeli *magis expedit*, wojsko zostawić przy Ukrainie, albo go namknąć ku Haliczu, i to uczynić, co się wmciom będzie zdało. Ja, skoro by mię pan Bóg z téj niespokojności zdrowia, która mię prawie znędziła i zwaliła, że o swéj mocy wstać niemogę, wybawić raczył, czego w krótce mam dobrą nadzieję, stawię się nieomieszkanie do wojska. Z tym się łasce wmci, mego mciwego pana zalecam.

W Żołkwie dnia 4 Junii 1612.

Wmci mego uprzéjmego pana
przyjaciel i sługa
Stanisław Żołkiewski, wojewoda kijowski.

Adres: Memu miłościwemu panu i przyjacielowi, jegomości panu staroście felińskiemu.

ner Hochgeboren dem Herrn Wojewoden von Reussen besprechen, ob es nicht besser wäre, die Truppen, welche jetzt hätten in der Ukraine bleiben sollen, nach Halicz heranzuziehen und zugleich die Anschläge Báthory's im Auge zu behalten und zu sehen, ob nicht für Pokutien Etwas zu fürchten sei? Denn sobald die Kunde von dem Heere bei Halicz sich verbreiten wird, wird es für Báthory dringender sein, an sich selbst zu denken, als an eine Hilfeleistung zu Gunsten jenes Sohnes des Tomscha. Hierher zu mir zugereiset erschienen die Gesandten des Wojewoden der Moldau, mit einem Creditive. Sie sagen, dass ihr Herr die Herrschaft wieder erlangen wolle; leider aber gar kein Heer habe, welches ihm hierin behilflich wäre. Der König von Ungarn ist in seinen Angelegenheiten in Frankfurt beschäftigt und verhandelt mit dem türkischen Kaiser nur durch Gesandte. Die Magnaten von Ungarn aber, froh des eigenen Friedens, scheuen sich förmlich wider Báthory in die Schranken zu treten. Wenn doch Gott wollte, dass man in Ungarn Etwas begänne! Allein die Hoffnung auf Rettung von dort ist sehr schwach. Wollen Ew. Gnaden daher mit dem gnädigen Herrn Wojewoden von Reussen sich ins Einvernehmen setzen und nach gepflogener Beratung in diesen Dingen Beschluss fassen, ob es besser wäre, die Truppen in der Ukraine zu belassen oder nach Halicz zu ziehen und das zu tun, was Euch meine Herren das Beste dünken wird. Sobald mich Gott von diesem meinem körperlichen Unwohlsein, das mich fast elend macht und niederdrückt, so dass ich mich aus eigenen Kräften nicht einmal erheben kann, zu erlösen geruht, wozu ich für die Bälde die beste Hoffnung habe, werde ich unaufgehalten bei den Truppen mich einstellen. Hiemit

empfehle ich mich der Gewogenheit Ew. Gnaden. Zu Żołkiew den 4. Juni 1612. Ew. Gnaden, meines gütigen Herrn bereitwilliger Freund und Diener Stanislaus Zołkiewski, Wojewode von Kijow.

Adresse: Meinem gütigen Herrn und Freunde dem gnädigen Herrn Starosten von Felin.

Das Autograph dieses vorstehenden Schreibens befindet sich im Archive des Fürsten Roman Sanguszko.

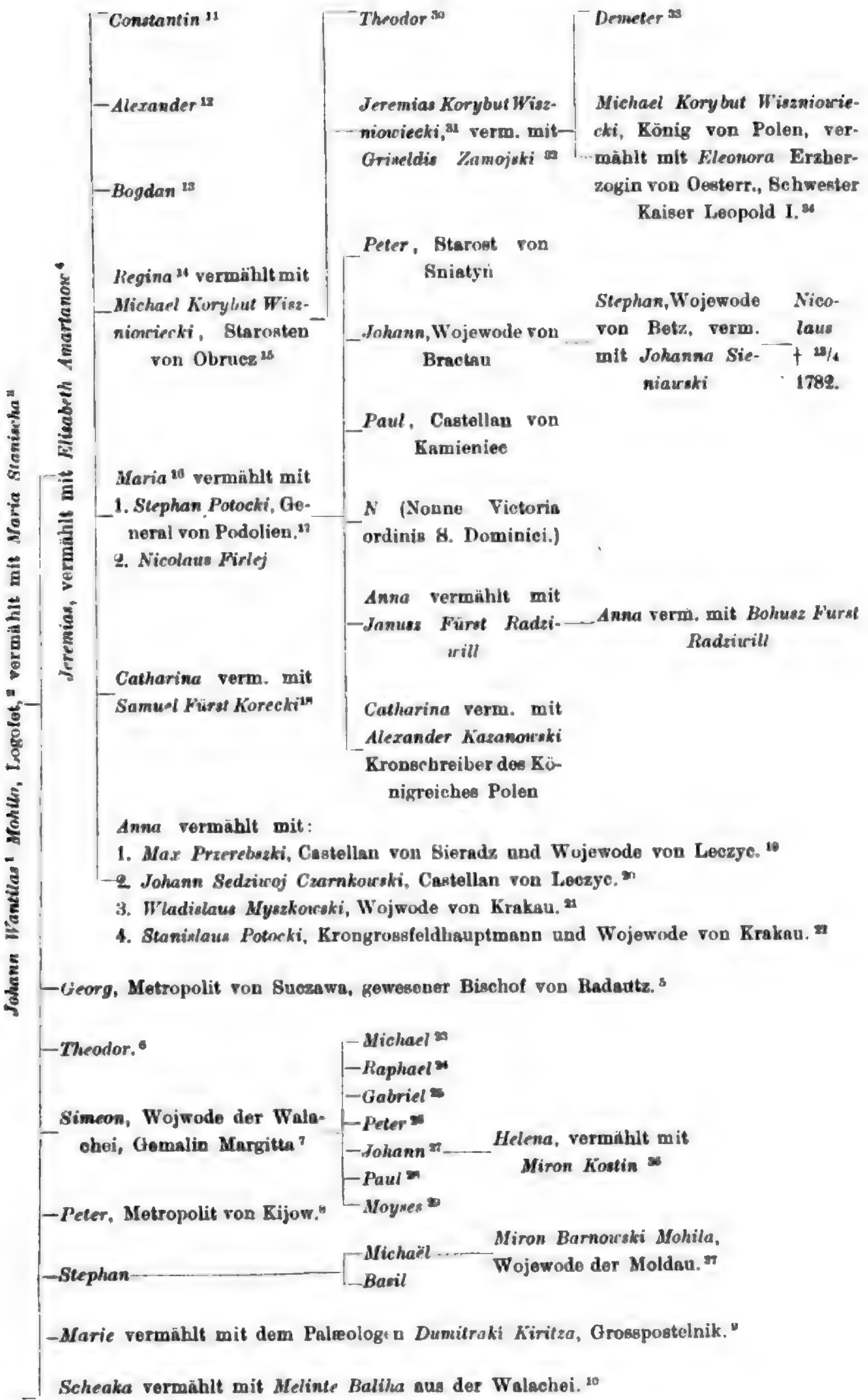
V. BEILAGE.

Stammtafel der Mohila.

Vorbemerkung. Wenngleich die Zusammenstellung dieser genealogischen Tabelle für die vorausgesendete Abhandlung nur insoferne von Bedeutung ist, dass nur ein einziges Mal und sogar selbst da noch in ganz flüchtiger Weise derselben gedacht wird; glaubte ich diesem Resultate mühsamer und zeitraubender Forschung dennoch nicht aus dem Wege gehen zu dürfen und nahm, meines Wissens der Erste, die Anlage einer mohilanischen Stammtafel vor. Im Interesse der Wissenschaft meine ich daher zu handeln, wenn ich in angehängten Noten nicht allein meine Quellen und Hilfsmittel zur Feststellung dieser Geschlechtstafel anführe, weil meinen Angaben dadurch die historische Glaubwürdigkeit gesichert wird; sondern wenn ich hiebei zum guten Teile wohl auch dazu beitrage, für den mit sprachlichen Hindernissen kämpfenden Historiographen einige Lichtstrahlen auf die genannten Personen und auf die von ihnen eingegangenen ehelichen Verbindungen fallen zu lassen. Zeigen doch diese Letzteren schon in ihrer trockenen Nomenclatur, dass Jeremias Mohila, der sein polnisches Lehensverhältniss, respective seinen Fürstenstuhl, mit polnischen Waffen geschaffen und aufrecht erhalten sah, mit den vornehmsten polnischen Adelshäusern sich liirte.

Jeder auf dem Gebiete der Geschichte Heimische hat bei der Gebrauchnahme von genealogischen Tabellen, denen keine derartigen Rück- und Umblicke beigegeben wurden, unbezweifelt jedesmal — so gut wie ich — bedauert, aus der Geschlechtstafel selbst weniger Befriedigung, weil Belehrung, als vielmehr die mitunter sehr schwer fallende Notwendigkeit geholt zu haben, die Gliederkette der geschlechtlichen Verbindungen von Ring zu Ring der eigenen, eingehenden Untersuchung und Prüfung unterziehen zu müssen.

Vor dieser — ich glaube sagen zu können, Calamität glaubte ich meine Fachgenossen bewahren zu sollen, für welche schliesslich noch die weitere Bemerkung gelten möge, dass die ohne Notenbeisatz gebliebenen Personennamen aus den zu Anderen benutzten Urkunden und Werken geholt und beigezogen wurden, aber bei einer geschichtlich untergeordneten Stellung derselben weitere Besprechungen ausschliessen.


Johann Wantilas[1] Mohila, Logofet,[2] vermählt mit Maria Stanischa[3]
Jeremias, vermählt mit Elisabeth Amarianow[4]
Constantin[11]
Alexander[12]
Bogdan[13]
Regina[14] vermählt mit Michael Korybut Wiszniowiecki, Starosten von Obrucz[15]
Theodor[30]
Demeter[33]
Jeremias Korybut Wiszniowiecki,[31] verm. mit Griseldis Zamojski[32]
Michael Korybut Wiszniowiecki, König von Polen, vermählt mit Eleonora Erzherzogin von Oesterr., Schwester Kaiser Leopold I.[34]
Peter, Starost von Sniatyn
Johann, Wojewode von Bractau
Stephan, Wojewode von Betz, verm. mit Johanna Sieniawski
Nicolaus † 13/4 1782.
Paul, Castellan von Kamieniec
Maria[16] vermählt mit 1. Stephan Potocki, General von Podolien.[17] 2. Nicolaus Firlej
N (Nonne Victoria ordinis S. Dominici.)
Anna vermählt mit Janusz Fürst Radziwill
Anna verm. mit Bohusz Fürst Radziwill
Catharina verm. mit Samuel Fürst Korecki[18]
Catharina verm. mit Alexander Kazanowski Kronschreiber des Königreiches Polen
Anna vermählt mit:
1. Max Przerebszki, Castellan von Sieradz und Wojewode von Leczyc.[19]
2. Johann Sedziwoj Czarnkowski, Castellan von Leczyc.[20]
3. Wladislaus Myszkowski, Wojwode von Krakau.[21]
4. Stanislaus Potocki, Krongrossfeldhauptmann und Wojewode von Krakau.[22]
Georg, Metropolit von Suczawa, gewesener Bischof von Radautz.[5]
Theodor.[6]
Michael[23]
Raphael[24]
Gabriel[25]
Peter[26]
Simeon, Wojwode der Walachei, Gemalin Margitta[7]
Johann[27]
Helena, vermählt mit Miron Kostin[36]
Paul[28]
Moyses[29]
Peter, Metropolit von Kijow.[8]
Michaël
Miron Barnowski Mohila, Wojewode der Moldau.[37]
Stephan
Basil
Marie vermählt mit dem Palæologen Dumitraki Kiritza, Grosspostelnik.[9]
Scheaka vermählt mit Melinte Baliha aus der Walachei.[10]

Noten zur Stammtafel der Mohila.

1. Nach einer Urkunde de dato «Uście» (in Podolien) 11. Februar 1615 in *Hajdeu's* «Rumänisches Archiv»» Bukurest 1865. 4. I. p. 138 No. CLXXXVI.

2. Der Ausdruck bedeutet «Kanzler». Als solcher ist Johann Wantilas Mohila bezeugt in einer Urkunde de dato: Jassi 12. Mai 1606, die abgedruckt erscheint bei *Melchisedek:* «Romaner Chronik», Bukurest 1874. 8. maj. (rumun.) p. 29. sq.

3. Nach einer Urkunde de dato Jassi 20. Juni 1589, womit der mohilanischen Familienstiftung, dem in der heutigen Bukowina bei Radautz liegenden Kloster Suczawitza das Dorf Holoweciul geschenkt wird. Nach einer, im Czernowitzer gr. or. Metropolitan-Archive befindlichen, ämtlich beglaubigten Tabularcopie der von der k. k. zur Uebernahme der Bukowina bestimmten Hofcommission veranstalteten deutschen Uebersetzung der Originalurkunde, gegenwärtig unbekannten Verbleibes. Abgedruckt mit oft sinnentstellenden germanisch-puristischen Archaismen bei *Wickenhausen:* «Moldawa», Czernowitz 1877. 8. II. p. 60—69.

4. Hierüber die zahlreichen Correspondenzstücke in den verschiedenen Ausgaben von Urkundensammlungen zur Geschichte der Moldau hervorhebend, verweise ich zugleich auf: «Leben des Leo Sapieha» ed. *Turowski:* Sanok 1855. 8. min. Als ich im Sommer 1880 in den gr. or. Klöstern der Bukowina Forschungen anstellte, wies man mir im Kloster Suczawitza eine im Unterzapfen des Kirchenkronleuchters mit einem schwarzen Frauenzopfe bewahrte schriftliche Erklärung in moldauischer Sprache des Inhaltes: Elisabeth Amartow, Gemalin des Wojewoden Jeremias Mohila, von einem sie nach Constantinopel in die Gefangenschaft geleitenden Türken entehrt, habe sich im Schmerze über die ihr zugefügte Schmach, als Trauerzeichen, dieses ihres Hauptschmuckes beraubt und denselben, da sie selbst nunmehr keine Aussicht habe, in der Kirche des von ihrem Hause gestifteten Klosters Suczawitza neben ihrem Gatten eine Ruhestätte zu finden, zu ihrem ewigen Gedächtniss hier aufbewahrt wissen wollen, damit wenigstens der Gedanke sie tröste, in einem Körperteile in den heiligen Hallen zu sein.

5. Vielfach bezeugt, Epitaph in der Kirche des Klosters Suczawitza.

6. Nach einer Urkunde de dato Jassi 20. Juni 1589 betreffend den Tausch von Holowec gegen Stanilestie. Tabularcopie wie Nota 3. Publicirt bei *Wickenhauser* l. c. II. p. 64—66.

7. Nach einer Urkunde bei *Hajdeu* l. c. I. p. 70 No. LXXXII, wo die Urkunde so datirt erscheint: O. O. 1608—1609; so wie von ihr auch die Urkunde spricht, mittelst welcher zu Suczawa am 20. Februar 1625 ein Besitzstreit zwischen den Klöstern Suczawitza und Solka zur Entscheidung kam. Die Tabularcopie dieser Urkunde wie Nota 3. Publicirt bei Wickenhauser l. c. II. 92—93 No. XXX.

8. Vielfach bezeugt, spielt er auf kirchlichem und wissenschaftlichem Gebiete eine hervorragende Rolle. In ersterer Beziehung auf der Synode zu Jassi unter dem Wojewoden Basil Lupul, worüber ich auf *Kimmel:* «Libri Synodorum ecclesiæ orientalis» Jenæ 1843. 8. p. 45 sq. verweise, in Letzterer, dass er schon 1634 als Archimandrit oder Abt des Peczara, d. i. Höhlenklosters bei Kijow, dort, in Winniki und anderwärts lateinische Schulen errichtet hatte, wodurch er die Jesuiten deshalb wider sich aufbrachte, weil dieselben nicht allein Generalerbpächter aller Jugendunterweisung sein, sondern auch nicht dulden wollten, dass namentlich die

Dissidenten hierin selbstständig vorgehen sollen. Hierüber kam es zu Insulten der Lojolaner durch Studenten der berührten Schulen und selbst zu Klagen vor dem Könige Wladislaus IV. Dieser forderte nun in einem scharfen (bei *Grabowski:* «Briefe des polnischen Königs Wladislaus IV» Krakau 1845. 8. (poln.) p. 28 No. 33 abgedruckten) Schreiben ddto Lemberg 29. October 1634 den Klosterabt auf, seine Macht nicht zu missbrauchen, die Schulen zu schliessen und die Mönche und Lehrer Athanasius Iwaskowicz, Humin Barlaan Litopolski und Christoph Kanafolski aus Winniki zu entfernen, da sie die Jugend zu Excessen aufstacheln. Zugleich erging unter gleichem Datum (*Ibid* p. 27. No. 32) an den Starosten von Winniki der gemessene Auftrag, die Vollziehung dieses königlichen Befehles zu überwachen, damit die Jesuiten und ihre Schulen Ruhe haben. Dieser Befehl wurde am 27. November 1634 (*Ibid* p. 55. No. 68) von Warschau aus deshalb erneuert, da Peter Mohila dem früheren nicht nur keine Folge geleistet, sondern — wie es ausdrücklich heisst — binnen dieser Zeit eines kaum vollen Monates sogar neue Schulen eröffnet habe. Er starb 1. Januar 1647, 4 Uhr früh, von einem Donnerstag auf Freitag.

9. Nach einer Urkunde de dato Jassi 10. October 1608, bei *Hajdeu* l. c. I. pag. 78. No. XCV.

10. Nach *Kodresku:* «Urkundenbuch» Jassi 1862. 8. rumän. V. 370.

11. Quellenmässig vielfach historisch bezeugter Wojewode der Moldau. Cf. Nota 18.

12. Aus der Correspondenz der Mutter Elisabeth mit Leo Sapieha; in dem nota 4 bezogenen Werke.

13. Bezeugt in einer Urkunde de dato 15. März 1606 bei *Hajdeu* l. c. III. p. 70—71 und in einer zweiten Urkunde de dato Jassi 12. Mai 1606 bei *Melchisedek* l. c. p. 29.

14. Laut der Stiftungsurkunde vom 12. Juli 1597 für das Kloster Suczawitza. In einer anderen Urkunde vom 2. August 1597 bei *Hajdeu* l. c. III. p. 76 wird sie *Irene* genannt.

15. Cf. *Święcki:* «Beschreibung des alten Polens» Krakau 1864. VI. 295. *Thajnocha* «Historische Skizzen» III. p. 117 und Papiu Ilarian: «Schatzkasten etc.» (rum.) Bukurest 1863. 4. II. pag. 139, in nota.

16. In den Stiftungsurkunden für das Kloster Suczawitza vielfach bezeugt.

17. War Herr von Buczacz, des Stammsitzes der in der moldauischen Geschichte vielgenannten *Buzacki*. (Cf. *Sadok Barącz:* «Denkwürdigkeiten von Buczacz» Lemberg 1882. 8. p. 6 [poln.]) und Starost von Selin (*Sadok Barącz* l. c. p. 68). Cf. übrigens *Święcki* l. c. III. p. 251, wobei zugleich bemerkt wird, dass in der vorliegenden Geschlechtstafel die Nachkommenschaft Potocki's nach *Kalicki:* «Historische Contouren» Lemberg 1869. 8. (poln.) p. 119 gegeben ist.

18. *Thajnocha* l. c. Catharina wird durch die Urkunde vom 12. Juli 1597, womit das Kloster Suczawitza mit den zwei Dörfern Ober- und Unterhorodnik im Suczawaer Districte begabt wird, bezeugt, und es heisst nach derselben Urkunde, Jeremias Mohila habe bis dahin nur den Sohn Constantin und die Töchter Regina (Irene), Maria und Catharina gehabt. Bezüglich der Ehebündnisse dieser Töchter gibt Aufschluss das Codicill zu dem Testamente des Nicolaus Potocki bei *Sadok Barącz* l. c. p. 68.

19. Cf. *Thajnocha:* «Skizzen» IV. p. 125. *Kalicki* l. c. p. 130.

20. Cf. *Thajnocha* l. c. IV. p. 25.

21. *Ibidem* und *Tharaniewicz:* «Ein Blick auf die Benefizien der ruthenischen Kirche zur Zeit der polnischen Republik» Lemberg 1875. 8. (poln.) pag. 63, not. 27.

22. *Thajnocha* l. c. Uebrigens muss Anna, die jüngste Tochter des Jeremias Mohila und Gattin von vier Männern, die 1666 starb, ein eigenes Weib gewesen sein, da sie nach ihrem Tode mit einer veröffentlichten pasquillartigen Grabschrift bedacht wurde, welche abgedruckt erscheint bei *Papiu Ilarian* l. c. II. p. 137—139.

23. Wird im Juni 1607 nach des Vaters Tode Wojewode der Walachei und regiert sechs Monate. Cf. *Haideu* l. c. II. 77 und III. 64.

24. Cf. *Hurmuzaki:* Urkunden zur rumänischen Geschichte. Bukurest (noch immer im Drucke befindlich, bei Herausgabe der Bände ohne Rücksicht auf die arithmetische Reihenfolge derselben) IV. 78, in einer Urkunde des venez. Bailo an der Pforte.

25. War 1617 Hospodar der Walachei. Cf. *Rogalski:* «Geschichte der Donaufürstenthümer» Warschau 1861. 8. (poln.) I. p. 224. Sonst bezeugt in einem Schreiben des k. poln. Secretärs Jacob Sadzik an Johann Stawski. Secretär des wal. Wojewoden Radul. de dato Warschau 14. October 1616 bei *Hurmuzaki* l. c. IV. p. 575. No. CDXCV.

26. Wird von Manchen mit dem Kijower Metropoliten Peter Mohila verwechselt; dass er aber nicht Simeons Bruder, sondern Sohn gewesen, darüber liefert *Naruszewicz* l. c. mehrfache Belege.

27. Cf. *Misail:* «Epoche des Basil Lupul» Bukurest 1866. 8. rum. p. 35. Er stand zu Bethlen Gábor und Rákóczy I. in vielfacher Beziehung, lebte auch einige Zeit an des Ersteren Hofe in Siebenbürgen.

28. Bezeugt in einer Urkunde des Simeon Mohila de dato 28. Juli 1606 bei *Hajdeu* l. c. III. p. 68.

29. Oefter bezeugt. Uebrigens glaube ich noch auf eine Urkunde bei *Hurmuzaki* l. c. IV. p. 396—397 No. CCCXXXIX. hinweisen zu sollen, wo zwar die Namen der Söhne Simeons nicht angegeben werden, wohl aber ihre Zahl mit «Sieben» bezeichnet wird.

30. Oefter bezeugt.

31. Seine Lebensbeschreibung bringt der zu Lemberg 1853 erschienene «Hausfreund» (poln.) p. 341 sq.

32. Die Beschreibung der mit ungeheuerem Aufwande vollzogenen Vermählung lieferte *Zieliński* «Lwowianin» d. i. «der Lemberger» Jahrgang 1836.

33. Cf. *Kotłubaj:* «Leben des Janusz Radziwill» p. 318.

34. Die Beschreibung der an dem berühmten polnischen Gnadenorte Częstochau geschlossenen Vermählung im Jahre 1670 im Lwowianin (s. Anm. 32) 1836. p. 317. sq.

35. Wie Note 33.

36. Helene ist bezeugt bei *Kodescu* l. c. Jassi 1862. 8. V. 370 und Miron Kostin ist der berühmte moldauische Chronist, der polnisch und in Versen schrieb.

37. Diese Abstammung, wie überhaupt die Verwandtschaft Barnowski's mit den Mohila's, welche von nationalen Historiographen festgehalten wird, ist anzuzweifeln und zwar auf Grund der Urkunde vom 5. November 1628 (*Wickenhauser* l. c. p. 110—111 No. XVI), wo Miron Barnowski Mohila den Jeremias Mohila sei-

nen Ohm nennt, was ad oculum unrichtig ist, stehen die mold. Geschichtschreiber. Ihren Standpunkt erschüttert die Urkunde bei *Kodrescu* l. c. V. p. 370, was ihnen bisher entgangen zu sein scheint.

WILHELM SCHMIDT.

SUSANNA FORGÁCH.

Ein ungarisches Frauenleben aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts.

Die unruhvollen Zeiten, welche seit dem Tode des Königs Mathias Corvinus († 1490) über Ungarn hereingebrochen waren und unter der Herrschaft der schwächlichen Könige aus dem Geschlechte der polnisch-lithauischen Jagellonen das Land bis in das Verderben von Mohács (1526) gestürzt hatten, brachten mit dem Hereindringen der Türken und dem damit in Verbindung stehenden politischen und socialen Kämpfen und Wirren auch eine tiefgehende Umgestaltung der nationalen Sitten und Gewohnheiten des ungarischen Volkes hervor. Der stäte Kampf mit den Ungläubigen oder mit einzelnen Tronprätendenten, so wie die inneren Fehden der mächtigen Magnaten und Edelleute unter einander erzeugten eine zunehmende Verwilderung der Gemüter, eine Zersetzung und Auflösung der Familienbande, sowie eine oft cynische Verleugnung und Missachtung der Moralgesetze. Wild wie das Leben wurden auch die Menschen, und die rohe physische Gewalt gab sowohl im Staate, als auch in der Gesellschaft und im Privatleben den Ausschlag. Und an diesem tiefen Verfall hatte keineswegs blos das niedere Volk den Anteil; dieses war auch vordem kaum noch über die ersten Stufen christlicher Civilisation emporgeklommen und versank nun unter der Herrschaft des Halbmondes und im wüsten Gewirre politischer und confessioneller Fehden fast in völlige Barbarei. Vielmehr begegnet man gerade in den obersten Schichten der ungarischen Societät des XVI. Jahrhunderts jenen Zeugen eines erschreckenden moralischen Niederganges; während das städtische Bürgertum, welches in Ungarn damals nahezu ausschliesslich deutscher Herkunft und Sprache war, den relativ gesundesten Teil des Volkes ausmachte.

Ein Bild der tristen socialen Zustände in den höheren Kreisen der ungarischen Gesellschaft am Ausgange des XVI. und zu Beginn des XVII. Jahrhunderts entwarf vor Kurzem der ungarische Akademiker und Historiker *Wolfgang v. Deák* in seiner quellenmässigen Monographie über Susanna Forgách, die Gemahlin Franz v. Révay's.* Es ist ein erschüt-

* Die Monographie erschien in ungarischer Sprache. *Susanna Forgách, 1582—1632, von Wolfgang von Deák*, Budapest, 1885, 108 S., mit zahlreichem Text-Illustrationen und fünf selbständigen Bilderbeilagen. Auch die obigen Illustrationen sind mit freundlicher Bewilligung von Verfasser und Verleger diesem überaus geschmackvoll ausgestatteten Buche entnommen.

ternder Lebens- und Liebesroman, wie ihn die Phantasie des Dichters kaum wechselreicher erfinden kann.

Das Geschlecht der Forgách, welches bis heute fortblüht, gehört zu den ältesten Familien des ungarischen Hochadels; es führt seinen Ursprung bis auf die Zeiten der Einwanderung des magyarischen Volkes im IX. Jahrhunderte zurück und vermag aus seiner Mitte auf zahlreiche Männer hinzuweisen, die seither in Staat und Kirche die obersten Würden und Aemter bekleidet hatten. Die Familie stand mit den ersten Geschlechtern des Landes in verwandtschaftlichen Verbindungen und spielte in den öffentlichen Angelegenheiten nicht selten eine hochbedeutsame, entscheidende Rolle. Der Vater Susannens war allerdings eine stille Natur, die das ruhige Familienleben



SCHLOSS BITTSE.

dem Geräusch in der grossen Welt vorzog; ein Mann des tiefen Gemütes und der dauernden Empfindung. Emerich Forgách war zwei Mal vermählt; seine erste Gemahlin war Katharina, die Tochter des berühmten Helden Niklas Zrinyi, des ruhmgekrönten Verteidigers der Veste Sziget. Nachdem diese im Jahre 1585 gestorben war, vermählte er sich zu Anfang des Jahres 1587 mit der Prinzessin Sidonia v. Lauenburg; doch auch diese Gemalin verlor er schon im zweiten Jahre seiner Ehe. Seitdem lebte der ernsttrauernde Witwer nur noch den Kindern aus der ersten Ehe und dem Schmerze über seine unvergessliche zweite Gemahlin.

Aus erster Ehe hatte er sieben Kinder: sechs Töchter (Maria, Helene, Susanna, Judith, Julianna und Dorothea) und einen Sohn Simon, der aber schon als fünfjähriges Kind starb. Susanna Forgách, die Heldin dieser Zeilen, wurde am 1. Jänner 1582 geboren. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter und nach seiner zweiten Vermählung übertrug Emerich Forgách die

Erziehung seiner Töchter einer entfernten Verwandten, der Witwe Klara Zay, geborenen Soós von Poltár, welche an den Kindern wahre Mutterstelle vertrat und bis zu ihrem im Jahre 1609 erfolgten Tode von ihren Zöglingen zärtlich geliebt und verehrt wurde.

Forgách verlebte seine Witwerjahre teils auf einer seiner Besitzungen, auf der Burg Ghymes, in Brunócz, in Bittse oder im Kastell von Komjáth, teils war er abwesend von den Seinen in Comitatsversammlungen oder auf dem Reichstage beschäftigt oder es rief ihn die Pflicht eines Bannerherrn auf das Schlachtfeld. Unterdessen verweilte Susanna mit ihren Schwestern unter der Obhut ihrer Erzieherin auf den Schlössern des Vaters, wo ihre Jugendjahre in ziemlicher Einförmigkeit dahinflossen. Das Leben auf den ungarischen Adelsschlössern jener Zeit hatte überhaupt wenig Reiz. Die Burgen selbst waren unbequem gebaut und mangelhaft eingerichtet. Die Wohnräume bestanden zumeist aus kleinen Gemächern, der grosse Rittersaal



KASTELL KOMJÁTH.

diente zwar in der Regel als Gesellschaftszimmer, oft aber auch als Lagerstatt für die Burgwache oder als Speicher für das Getreide. Türen und Fenster boten gegen die Unbill des Winters keinen ausreichenden Schutz und wir hören in Briefen und Schriften jener Zeit häufige Klagen über die Unwohnlichkeit der bedeutendsten Magnatenschlösser in Ungarn. Nicht selten hockte die ganze Familie frierend um das flackernde Kaminfeuer, um sich einigermassen vor der grimmigen Kälte zu schützen.

Besuche kamen selten und wurden nur in langen Zwischenräumen erwiedert; dann dauerten sie allerdings auch mehrere Tage, selbst Wochen und Monate. Den Töchtern des Emerich Forgách fehlte oft die zum Erscheinen vor Fremden erforderliche Kleidung. Wenn sie zu Verwandten auf Besuch gehen sollten, mussten erst aus Tyrnau, Pressburg oder Prag Leinwand, Tuch, Seidenstoffe, Bänder, Spitzen, Spangen, Knöpfe etc. bestellt und die erforderlichen standesgemässen Anzüge durch ins Schloss berufene Näherinnen angefertigt werden. Im Uebrigen gab es für die Töchter des hohen Adels

in Ungarn damals nur wenig Zerstreuung, Vergnügen und Erholung. In schöner Jahreszeit verbrachte man einen grossen Teil des Tages im Garten oder in einer Laube des Weinberges; hier sassen die Mädchen und lernten nähen, mit farbigen Zwirn- oder Seidenfäden sticken, Spitzen klöppeln und allerlei Aufputz mit Glasperlen machen. Erwachsene Töchter verstanden auch die Kunst der Gold- und Silberstickerei; ausserdem mussten sie die Hauswirtschaft erlernen: das Kochen, das Brotbacken, die Geheimnisse der feineren Mehlspeisbäckerei u. dgl. Die Erzieherin der Töchter des Emerich Forgách war eine besondere Freundin der Gärtnerei, und zwar sowohl des Blumen-, wie des Gemüse- und des Obstbaues; Susanna Forgách wurde unter ihrer Leitung eine schwärmerische Liebhaberin für Blumen und verbrachte ihre Zeit am liebsten draussen in freier Natur, in Gärten und Hainen.

Die geistige Ausbildung der Mädchen stand erst in zweiter Linie. An jedem zweiten Tage erschien auf dem Schlosse entweder der Stadt-Prediger (denn Emerich Forgách und seine Familie waren Protestanten) oder ein Lehrer und Schulmeister, von dem die Töchter des Magnaten die Lesekunst erlernten, um diese sodann an den Psalmen Davids, an den Büchern Mosis oder an den Evangelien und im Katechismus zu üben. Aber auch katholische Priester und Mönche kamen nicht selten zu Besuch, führten fromme Gespräche, lehrten die Mädchen Gebete, verteilten kleine Bilder u. s. w. Emerich Forgách war bei diesen Belehrungen häufig anwesend, hörte den Geistlichen aufmerksam zu, oder disputirte mit ihnen oft stundenlang und beschenkte sie beim Abschiede reichlich.

Unterhaltender für die jungen Mädchen war es freilich, wenn der einäugige Invalide Gyurka mit seiner Laute oder Vergina (einem Musikinstrumente ähnlich der Guitarre oder Schlagzither) erschien und entweder draussen vor der Laube oder drinnen im Speisesaal seine Weisen aufspielte, die er oft mit Gesang begleitete oder die das Jungvolk zum lustigen Tanze ermunterten. An Namenstagen des Gutsherrn oder an sonstigen Festen fand sich mit den zahlreichen Gästen wohl auch das fahrende Volk der Fiedler (meist Zigeuner) ein oder es liessen sich die Pfeifer und Trompeter der naheliegenden Garnison auf dem Schlosse vernehmen. Das war dann insbesondere für Susanna Forgách eitel Lust und Freude; sie zeigte für Musik, Gesang und Tanz ganz besondere Neigung; kaum zehn Jahre alt, wusste sie die Vergina trefflich zu schlagen, und jede Melodie, welche sie einmal gehört hatte, verstand sie sofort nachzusingen oder nachzuspielen.

Als Susanna das zehnte Jahr erreicht hatte, fand sich eines Tages auf Schloss Brunócz die Gattin des Michael Révay, geb. Anna Bakics ein; sie brachte den Mädchen Geschenke und hatte mit deren mütterlicher Erzieherin, der Frau von Zay, und mit Susanna's ältester Schwester Maria, die damals im 16. Lebensjahre stand, eine lange Unterredung, deren Endzweck dahin ging, für ihren Sohn Peter um Mariens Hand zu werben. Emerich

Forgách und Frau v. Zay waren mit dieser Werbung ganz einverstanden und damit war auch die Hauptsache erledigt; denn in jenen Zeiten kam es Niemandem in den Sinn, dass bei der Wahl des Gatten dem Mädchen auch eine Stimme gebühre; höchstens als Formalität wurde zum Schlusse vor der Verlobung die künftige Braut um ihre Einwilligung befragt. Die Eltern oder



WAPPEN DER RÉVAY UND FORGÁCH.

Vormünder sagten ganz einfach: «Siehe, dieser junge Herr hat unser Haus beehrt und dich zur Frau verlangt; wir finden ihn passend für dich, er wird dein Gemahl sein.» Und das Mädchen fügte sich und betrachtete von da an den Werber als Gemahl, als Herrn. Den Widerspruch der Tochter duldeten die Eltern blos in dem Falle, wenn sie dem Brautwerber eine abschlägige Antwort, einen Korb erteilen wollten. Uebrigens war man bestrebt, die Mädchen möglichst jung an den Mann zu bringen, ehe sie noch zu einer

selbstständigen Meinung, zu einem eigenen Willen gekommen waren. Die bösen Folgen solcher erzwungenen Frühheiraten traten dann später um so greller hervor, wie das eben bei Susanna Forgách der Fall war.

Ihre Schwester Maria hatte zufällig ein glückliches Los getroffen; denn Peter v. Révay war ein liebenswürdiger junger Mann, der schon damals zu grossen Erwartungen berechtigte. Von schlanker Gestalt, heiter, offenherzig und zärtlich, hatte Maria Forgách über ihn weder als Bräutigam noch als Gemahl Klage zu führen. Bald nach der ältesten vermählte sich auch die folgende Schwester, Helene, so dass Susanna von den daheimgebliebenen Töchtern des Emerich Forgách von jetzt ab das «Hausfräulein» blieb. Susanna entwickelte sich zu ungewöhnlicher Schönheit und war des Vaters und der Erzieherin erklärter Liebling. Sie weilte auch länger im väterlichen Schlosse, als es sonst üblich war. Sie stand im siebzehnten Lebensjahre, da warb wahrscheinlich unter Anregung und Vermittlung ihrer ältesten Schwester deren Schwager, Franz v. Révay, um Susannens Hand. Die Verlobung erfolgte erst nach Besiegung verschiedener Hindernisse; sie wurde wiederholt verschoben und die Vermählung fand erst ein Jahr darnach am 25. April 1598 statt.

Die Révay sind ein noch heute in Ungarn blühendes, angesehenes Freiherrengeschlecht: sie stammen ursprünglich aus Bosnien und spielen seit dem XII. Jahrhundert in Ungarns Geschichte eine namhafte Rolle; der Vater der beiden Brüder Peter und Franz, ebenfalls Franz geheissen, war Palatinsstellvertreter und hatte im Jahre 1561 von König Ferdinand I. Schloss und Herrschaft Sklabinja im Comitate Turócz als königl. Donation erhalten. Sein jüngerer Sohn Franz war dem ältern Peter sehr unähnlich. Schon äusserlich gefiel er weniger. Der kränkliche Jüngling war kleiner von Statur als sein Bruder, ausserdem geistig beschränkt, verschlossen, wortkarg; aber unter der Maske der Schweigsamkeit verbarg sich ein leidenschaftliches, jähzorniges Gemüt. Dabei besass er schon frühzeitig einen wachsenden Hang zum Genusse geistiger Getränke und zu sonstigen Ausschweifungen. Wenn er zu Ende der Mahlzeit über Gebühr getrunken hatte, wurde er streitsüchtig und artete in Rohheiten und Brutalitäten aus. Seine Frau liebte er mit wahnwitziger Leidenschaftlichkeit; diese Liebe war jedoch vorwiegend sinnlicher, man möchte sagen tierischer Natur. Auch quälte ihn eine unbändige Eifersucht gegenüber seiner schönen Gemahlin; er eiferte mit Jedermann: mit den Dienstboten, mit den Verwandten, mit den Gästen, selbst mit der Luft, welche seine Frau berührte.

An der Seite eines solchen Gatten musste die Lage eines Weibes überhaupt eine bedauerliche sein; sie wurde hier eine doppelt traurige, beklagenswerte und folgenschwere, als Susanna Forgách ihren Gemahl niemals geliebt hatte und deshalb voll banger Ahnungen in die Zukunft blickte. Sie war es, welche erst die Verlobung, dann die Vermählung stets weiter

verzögert hatte; endlich musste sie dem Willen ihres Vaters und dem eindringlichen Zureden ihrer älteren Schwestern und der Verwandten nachgeben und folgte dem Franz v. Révay als dessen Gemahlin auf Schloss Sklabinja, dessen einen Teil ihre Schwester Maria mit ihrem Gatten inne hatte. Der Vater hoffte von diesem Zusammenwohnen der beiden Schwestern so wie von dem Einflusse seines verständigen Schwiegersohnes Peter v. Révay, dass der von ihm richtig erkannte Zwiespalt zwischen Susanna und ihrem Gemahl gemildert und beseitigt werde. In diesem Sinne schrieb er auch bald nach der Vermählung ernste Mahnworte an seinen neuen Schwiegersohn Franz v. Révay. Des Vaters Befürchtungen gingen nur zu bald in traurige Erfüllung. Als Susanna das Schloss ihres ungeliebten Gemahls betrat, da



SCHLOSS SKLABINJA.

gelobte sie sich, dass sie in Herz und Sinn keinen anderen Gedanken, kein anderes Gefühl hegen wolle, als ihrem Manne eine getreue Lebensgefährtin, Gattin und Hausfrau zu sein.

Der Vorsatz war löblich und die willensstarke Frau kam demselben auch jahrelang getreulich nach. Es war das keine leichte Aufgabe. Aus einem überaus reichlichen Actenmaterial, welches über Susanna Forgách heute noch documentarischen Aufschluss gibt, lässt sich der trübe Lebensgang dieser Frau schrittweite verfolgen. Wir können hier nicht ins Einzelne eingehen; von welcher Art jedoch das Verhältniss zwischen Mann und Frau in diesem Herrenschlosse war und welche Behandlung sich die Tochter und Verwandte eines der ältesten und angesehensten Adelsgeschlechter von Seite ihres rohen, trunksüchtigen Gemahls gefallen lassen musste: darüber belehrt uns das eigene Geständniss dieses rohen Wüstlings am deutlichsten.

Am 25. April des Jahres 1605, also sieben Jahre nach seiner Verehelichung mit Susanna Forgách, erklärte Franz v. Révay eigenhändig und unter Anrufung Gottes vor aller Welt, dass er seine Gemahlin vierzehn Tage nach ihrer Vermählung ohne Ursache mit Schlägen, Stössen, Fusstritten, Faustschlägen ins Gesicht vor Fremden und Einheimischen gemisshandelt habe, so dass der Gepeinigten nicht selten Gesicht und Wangen aufschwollen und Blut entströmte; damit noch nicht zufrieden, schlug er die arme Frau mit der Hundspeitsche, so dass ihr Körper mit blauen Striemen und Flecken bedeckt war. Ueberdies verfolgte er sie mit kränkender Eifersucht, liess sie von seinen Dienern überwachen und jeden ihrer Schritte ausspioniren; trotzdem sah und erfuhr er über ihr Benehmen nichts Schlimmes. Das hielt ihn aber nicht ab, sie dennoch mit den schändlichsten Schimpfworten, Verdächtigungen und Verfolgungen zu überhäufen.

Und wie benahm sich die Frau gegenüber solchen gröblichen Misshandlungen? Ihr Gemahl muss es selber bezeugen, dass sie bis dahin stets ein sanftes, reines Leben geführt und sich keines Vergehens gegen ihre eheliche Treue und Pflicht schuldig gemacht habe. Trotz des schrecklichen Loses, welches ihr in dieser Ehe zuteil geworden, behandelt sie den rohen Gatten jahrelang mit bewunderungswürdiger Zurückhaltung und gibt demselben in ihren Briefen jederzeit freundliche Worte; sie duldete schweigend, Niemand kannte ihr Elend, selbst der Vater und die Schwestern nicht; ja in Gesellschaft war sie zuweilen von auffallender Heiterkeit. Sie trieb fleissig den Gartenbau, pflanzte Blumen und Gemüsearten; daneben befasste sie sich eifrig mit Stickerei und machte kleine Besuche in der Umgegend oder schlug wohl auch die Laute, sang und spielte ihren Mädchen zum Tanze auf. Wenn dann ihr trunkener Gemahl heimkehrte, gab es in der Regel stürmische Auftritte oder die gequälte Frau brachte den hilflos Betrunkenen selbst zu Bette, weil sie ihren häuslichen Jammer auch vor den vertrautesten Dienern verbergen wollte.

So verstrichen einige Jahre in trostloser Lage, Einsamkeit und bitterer Qual. Die kaum zwanzigjährige Frau sah mit Schaudern in die Zukunft; ihr Herz war öde geblieben, jede Aussicht auf Besserung schien verschwunden; denn aus Rücksichten der Familienehre durfte sie ihr Elend nicht offenbaren. Franz v. Révay wurde aber mit den Jahren nur ausschweifender, roher, rücksichtsloser.

Da fiel auch in die Nacht dieses traurigen Frauenlebens ein freudiger Lichtblick und von da ab verändert sich das Wesen der Susanna Forgách vollständig. Die unbesiegliche Gewalt der Liebe hatte sie ergriffen und sie ergab sich derselben erst zögernd, widerstrebend, kämpfend, dann aber mit der vollen Hingebung eines liebebedürftigen, tiefgequälten Frauenherzens, dem Liebe der Thau des Himmels, Lebensäther, Lebensinhalt ist.

Es war zu Ende des Jahres 1600, als Susanna bei Gelegenheit eines

Falgalatomat aianlom kegyelmednek mint szüvel,
Vnes asszoniom annamnak. Isstentöl kegyelmed,
nek mindenn kiuansaga szerint valo iokat megh
adatni kiuanom —
Hogy szerelmes asszoniom annam ennapokban
kegyelmednek nem irtam oka nem egyeb hanem
hogy uram itten nem volt hat nem regen
erkezet hatia Isten szerelmes asszoniom annam
ugyan nehezen volt hogy kegyelmed felöl
semi hirt nem halhatam en ~~mindenkor~~ mindetigh
kegyelmed szerenni szolgalo alazatos leania
akarak lenni ujsagot szerelmes asszoniom annam
Mastansagal kegyelmednek hanias gombanak
egieb nem kinlehetek agia az ur isten hogy
ujsagal el kiolthese kegyelmed az en szerelmes
uram kegyelmednek mint szerelmes asszoniainak
annianak szolgalattiat aianlia Isten sok iokigh
eltesse kegyelmedet kelt Sarlabinian 15 Juli Anno 1600

Kegyelmednek meg el szolgal
az kegyelmed leania

Susanna Forgach

BRIEF DER SUSANNA FORGÁCH AN KLARA SOOS.

Leichenbegängnisses mit dem Cousin ihres Gemahls, mit dem Grenzcapitän Peter Bakics zusammentraf; derselbe war adeliger, serbischer Abkunft; die Familie war ein Jahrhundert früher aus Serbien nach Ungarn geflüchtet. Es waren fünf Brüder mit kriegerischem Gefolge, welche vor den Türken flohen und in Ungarn freundliche Aufnahme fanden. Der Grossvater unseres Bakics, ebenfalls Peter Bakics, zeichnete sich durch unerschrockene Tapferkeit aus, weshalb er und seine Familie mit Gütern reich beschenkt wurden. Die Familie trat bald in verwandtschaftliche Verbindungen mit den ersten Geschlechtern des Landes, assimilirte sich rasch mit denselben, so dass schon Anna, die Tochter jenes ältern Bakics, in Sprache und Gesinnung als Muster einer echtungarischen Frau galt, und einzelne Mitglieder der Familie bekleideten hervorragende öffentliche Aemter und Würden. Der jüngere Peter Bakics war eine martialische Natur, zu Gewalttätigkeiten geneigt; dem Raaber Domcapitel liess er einmal alles Vieh: Rinder, Pferde, Schafe wegnehmen und rechtfertigte diese Tat vor dem Palatin einfach damit, dass dieses Vieh seine Felder verwüstet habe. In der Schlacht stand er voran, ausserdem war er von heiterer Gemütsart, ein angenehmer Gesellschafter, bei Männern und Frauen gern gesehen. Zur Anerkennung seiner Kriegstaten hatte der Papst ihm den Titel eines «geweihten Ritters» verliehen.

Auch Franz v. Révay liebte diesen seinen Vetter, den er selber seiner Frau vorführte und der mit ihm lustige Gelage hielt. Auf Susanna machte der ritterliche Verwandte sofort einen bedeutenden Eindruck. Sein gefälliges Betragen, seine Offenherzigkeit, Leutseligkeit und die Gewandtheit, mit welcher er von seinen Abenteuern, Reisen und sonstigen Erlebnissen zu erzählen wusste, gewannen das Herz der armen, verlassenen, gequälten Frau, welche ja bis dahin die wahre Liebe noch nicht gekannt hatte. Sein Wesen erweckte ihr Zutrauen, ihre Neigung; dieser Mann war der Erste, der ihr ganzes Sein erfasste, ihre Brust erfüllte und ihre Phantasie derart fesselte, dass jene Achtung und Wertschätzung, welche sie vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft ihm entgegenbrachte, sich gar bald in heisse innige Liebe verwandelte, welche fortdauerte bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens.

Bakics war seit jenem ersten Besuche wiederholt längere Zeit Gast im Hause des Franz Révay, der ihn jedesmal mit Freuden bewillkommte, weil er an dem stets muntern, gefälligen Wesen seines Vetters grossen Gefallen fand. Da gab es stets fröhliche Gelage, Gesang, Musik und Tanz. Doch waren diese Besuche im Allgemeinen nur selten, in der Zeit von 1601 bis 1604 fanden sie etwa vier oder fünfmal statt. In dieser Zeit entwickelte sich aber zwischen Susanna Forgách und Peter Bakics die tiefste und anfänglich auch die reinste Neigung. Die vorhandenen Acten und Briefe gestatten einen fortlaufenden Einblick in den jedesmaligen Seelenzustand der Frau, die im Uebrigen keineswegs besonders mitteilsamer Natur war. Als ein Kind ihrer

Zeit wandte sie sich zur Ergründung ihrer eigenen Lage und ihrer etwaigen Hoffnungen für die Zukunft an das Mittel der Zauber- oder Liebestränke, befragte Orakel, goss Wachs und Blei, erkundigte sich bei Wahrsagerinnen, Kartenschlägerinnen u. dgl., denn das vordem so kalt und verschlossen erschienene Weib glühte jetzt von innerer Leidenschaft, welche ihre Natur gänzlich umgestaltete. In ihrem häuslichen Leben vollkommen getäuscht, folgte ihrer leidenden Geduld, Gleichgiltigkeit und Entsagung die ruhelose Tatenlust der Liebe, die aufregenden Hoffnungen und das brennende Verlangen nach Lebensglück und Lebensfreude. Stürmisch wechselten jetzt bei



WAPPEN DER FAMILIE BAKICS.

ihr hellaufjauchzende Lust mit nagendem Schmerze. Wenn Bakics kam, da wurde es für sie heller Tag, voll Glanz und Sonnenschein; wenn er ging, erfüllte finstere Trauer und Klage ihre Seele.

Als kluger welterfahrener Mann hatte Bakics bald die unglückliche Lage dieser Frau und das trostlose Elend ihrer Ehe erkannt; war er doch wiederholt Augen- und Ohrenzeuge der rohen Zornausbrüche des Gatten, der auch im Gegenwart des Gastes seiner wilden Gemütsart ungehemmt die Zügel schiessen liess, so dass Bakics die bedrohte Frau wiederholt vor den Tätlichkeiten des Mannes schützen musste. In solchen Fällen machte er stets den Vermittler, den Versöhner, den Friedensstifter und Révay beugte sich vor der überlegenen physischen und moralischen Gewalt seines Vetters,

der den Betrunkenen nicht selten wie ein Spielzeug in irgend eine Ecke des Zimmers schleuderte. Von einer eigentlichen Liebe Peters zu der Gemahlin des Franz Révay war nach den vorhandenen Actenstücken und Zeugenaussagen geraume Zeit keine Rede. Er fühlte sich anfangs nur aus verwandtschaftlicher Zuneigung, aus Sympathie und aufrichtigem Bedauern zu der unglücklichen Frau hingezogen, deren ritterlicher Beschützer er wurde. Aber diese Zuneigung und Sympathie entfaltete sich bald auch bei ihm zur leidenschaftlichen Liebe.

Als Bakics am 24. April 1605 zum Besuche des Franz Révay auf dessen Schloss St. Johann (Szent-János) kam, fand er das Gesinde starr vor Entsetzen; aus den Gemächern des Schlossherrn erdröhnten Lärm, Schimpfworte, Hilferufe. Bakics stürzte hinein und erblickte Susanna Forgách am Boden liegend, wie ihr trunkener Gemahl sie zu erwürgen versuchte. Bakics befreite die Unglückliche und erklärte entschieden, dass dieses Verhältniss nicht länger andauern dürfe; er werde die Frau in ein Kloster nach Tyrnau oder Pressburg bringen und den Scheidungsprocess einleiten. Diese Drohung ernüchterte mit Einemmale den Trunkenbold und er erschrak gewaltig. Seine leidenschaftliche Liebe zu seiner von ihm gemisshandelten Gemahlin erwachte bei dem Gedanken an ihren möglichen Verlust mit unbezwinglicher Stärke. Er bat, flehte, beschwor, versprach Himmel und Erde, wenn Bakics von seiner Drohung abstehen wollte; vergeblich! «Du hast es oft versprochen und Dein Wort niemals gehalten», war die Antwort. Wenn er jedoch sein Versprechen ernstlich meine, so solle er dies in voller Form schriftlich geben; dann werde man noch einen Versuch machen. Sollte aber trotzdem Révay seine Frau wieder misshandeln, dann erkenne er ihr das Recht zu, ihn zu verlassen und zu gehen, wohin es ihr beliebt. Das Schriftstück solle aber in der Hand des Bakics bleiben. Das waren die letzten harten Bedingungen des Beschützers und Freundes der Gemahlin. Und Révay gab diese demütigende, ihn auf das Schärfste verurteilende schriftliche Erklärung, von welcher wir schon weiter oben — S. 292 — das Wichtigste mitgeteilt haben.

Der haltlose Schwächling Révay war damit in die Gewalt seines begünstigten Nebenbuhlers gegeben. Die Frau selber schöpfte aus der schmachvollen Selbstanklage ihres Gatten den Mut zum Widerstande gegen dessen fernere Rohheiten, deren sich Révay im Zorn oder Rausch nicht enthalten konnte. Sie entwand dem Trunkenen die Peitsche, mit welcher er sie schlagen wollte und zerstückelte sie; als dann der Rasende ihr ein Buch an den Kopf warf, dessen Spange sie an der Wange verletzte, ergriff sie ein Messer und stürzte sich auf den Wütenden los, der ihr nur mit Mühe entfloh. Darauf richtete sie das Messer gegen die eigene Brust und würde ohne Dazwischentreten einer Dienstfrau sich getödtet haben. Als Révay dies vernahm, da wurde er wieder von seiner Liebesleidenschaft übermannt; er eilte hinzu, umarmte die Frau und gab ihr die süssesten Schmeichelworte. Susanna



GEORGIUS THURZO DE BETHLEMFALVA COMES DE ARWA
EIUSDEMQ. COM: SUP: AC PERP. COM: DAP. REG: HUNG: MAGR: S.C.M.C.

Justitiæ fulgens sacratæ THURZO, *corona,*
GÖRGIUS *antiquæ gloria, saxq; Domus.*
Hic COMES *est Marti, cuncto vir notus et Orbi,*
Lumen et ô ingens PANNONIS *ora tuum.*

E. Kieser exc. Dan. Meisn: Cū B

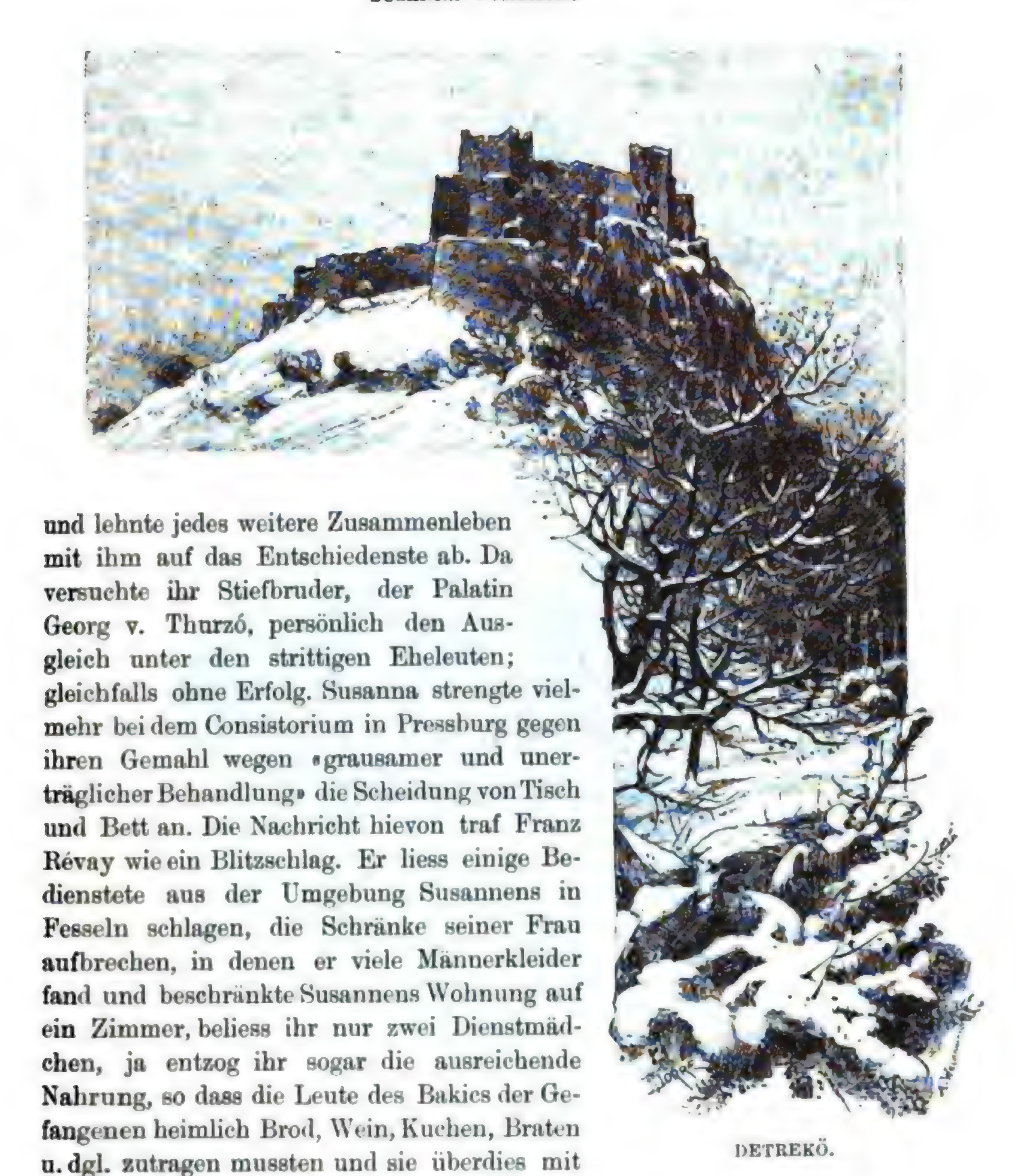
PALATIN GEORG THURZÓ.

aber brach seither mit ihm jede Gemeinschaft ab; hingegen gestaltete sich zu Bakics ein inniges Verhältniss, ja als Révay sein Schloss St. Johann auf einige Zeit verliess, da erschien Bakics bei der Frau zu Gast und blieb hier drei Tage in vertrautestem Umgange mit ihr. Im Herbste 1605 war sonach jener Zeitpunkt eingetreten, da die Liebe zwischen Bakics und der Frau seines Vetters die Schranken der Gesetzlichkeit überschritt und das Verbrechen des Ehebruches von den Liebenden begangen wurde.

Franz Révay fand bei seiner Rückkehr eine völlig veränderte Situation. Die Frau versagte ihm alle ehelichen Rechte und mied beharrlich jeden nähern Verkehr mit ihrem Gemahl; selbst bei Tische erschien sie nicht mehr in seiner Gesellschaft. Révay's Zorn und gereizte Leidenschaft kannte keine Grenzen. Wahrscheinlich durch das Gesinde erfuhr er den Besuch des Bakics während seiner Abwesenheit; darauf eilte der betrogene Gatte zu seinem Bruder Peter Révay, wo grosser Familienrat abgehalten wurde, zu welchem man auch den Palatin Georg Thurzó, als Verwandten eingeladen hatte. Dieser erschien zwar nicht, hatte aber geschrieben, dass Franz Révay in Allem den Rat seines Bruders Peter befolgen möge. Der Familienrat beschloss nun, Susanna solle unter Aufsicht und Bewachung gestellt werden und zwar sei sie aus dem freigelegenen Kastell zu Szent-János nach dem mit Mauern und Gräben befestigten Schlosse zu Holics zu bringen. Daselbst hatte zwar auch Peter Bakics seine Wohnung, aber der Besitz-Anteil des Franz Révay bildete einen besondern, gänzlich abgeschlossenen Teil der Burg und hatte mit jener des Bakics gar keine Verbindung.

Es war zu Ende 1605 oder im Anfange des folgenden Jahres, als Franz Révay seine Gattin in das Holicser Schloss bringen liess mit der Erklärung, dass sie als Gefangene unter Aufsicht gestellt sei, die Gesellschaft des Peter Bakics zu meiden habe und ihre Zimmer nur in Begleitung einer alten Frau und ihrer Mädchen verlassen dürfe. Susanna bekümmerte sich nicht über diese Anordnungen ihres Gemahls und war über ihre Gefangenschaft um so weniger betrübt, als sie wusste, dass sie mit Hilfe ihrer getreuen Dienerschaft Mittel und Wege genug finden werde, um mit dem geliebten Manne im Verkehr zu bleiben. Das geschah denn auch; die Liebenden trafen oder schrieben einander, so oft sie wollten. Franz Révay verzehrte sich in ohnmächtigem Zorne; er verfiel noch mehr der Trunksucht und tobte dann um so leidenschaftlicher gegen seine Frau, aber gegen Bakics wagte er nicht persönlich aufzutreten und ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Das Jahr 1606, welches Susanna Forgách in der »Gefangenschaft« zu Holics verlebte, brachte für das Liebespaar nur eine Reihe galanter Abenteuer, an denen mit Ausnahme Weniger das ganze Hofgesinde und die Burgmannschaft teilnahmen. Der Ehemann war und blieb die geprellte, verhöhnte Partei.

Vergebens verschärfte Franz Révay die Gefangenschaft seiner Frau, umsonst entzog er ihr diese und jene Begünstigung; sie blieb unerbittlich



DETREKÖ.

und lehnte jedes weitere Zusammenleben mit ihm auf das Entschiedenste ab. Da versuchte ihr Stiefbruder, der Palatin Georg v. Thurzó, persönlich den Ausgleich unter den strittigen Eheleuten; gleichfalls ohne Erfolg. Susanna strengte vielmehr bei dem Consistorium in Pressburg gegen ihren Gemahl wegen «grausamer und unerträglicher Behandlung» die Scheidung von Tisch und Bett an. Die Nachricht hievon traf Franz Révay wie ein Blitzschlag. Er liess einige Bedienstete aus der Umgebung Susannens in Fesseln schlagen, die Schränke seiner Frau aufbrechen, in denen er viele Männerkleider fand und beschränkte Susannens Wohnung auf ein Zimmer, beliess ihr nur zwei Dienstmädchen, ja entzog ihr sogar die ausreichende Nahrung, so dass die Leute des Bakics der Gefangenen heimlich Brod, Wein, Kuchen, Braten u. dgl. zutragen mussten und sie überdies mit Tinte, Feder und Papier versahen, so dass die Correspondenz mit dem Geliebten bald wieder in Gang gebracht werden konnte.

Franz Révay aber stellte unter dem Gesinde wiederholt ein peinliches Verhör an, um Daten zur Abschwächung der Scheidungsklage seiner Gemahlin und zur Anklage gegen Bakics zu erhalten. Ja es gelang ihm, eine königliche Verordnung unter dem 18. Oktober 1606 zu erwirken, womit der Scheidungsprocess dem Pressburger Consistorium entzogen und an die (welt-

liche) königliche Curie (den obersten Gerichtshof) verwiesen wurde. Die Liebenden waren indessen gegenüber den zunehmenden Bedrängnissen und Misshandlungen der Frau zu einem rettenden Entschlusse gekommen. Peter Bakics durchbrach mit Hilfe seiner Getreuen die Schlossmauer von Holics, befreite in der Nacht des 27. Januar 1607 die Geliebte und führte sie unter sicherem Geleite auf die Bibersburg (Detrekö) im Pressburger Comitate,



DETREKÖ.

deren Festigkeit und Besatzung der gequälten Frau hinreichenden Schutz gegen jede weitere Vergewaltigung ihres Gemahls boten.

Was aber tat dieser? Verfolgte er die Flüchtlinge? Forderte er von dem Entführer seiner Frau persönliche Genugtuung? Versuchte er etwa die Erstürmung der Bibersburg? Franz Révay tat von alledem nichts. Zuerst durchwühlte er das leere Wohnzimmer der Frau, dann versammelte er das Gesinde, ging mit diesem den Spuren der Entflohenen nach, doch nur bis ausserhalb der durchbrochenen Schlossmauer, sodann versank er in dumpfes,

stummes Dahinbrüten, bis er sich endlich aufraffte und in zahlreichen Klageschreiben an die hervorragendsten Männer des Landes seinen Schmerz als betrogener, verlassener Ehemann ausweinte, von Jedermann Rache und Hilfe gegen den Räuber seines Glücks und die Rückgabe seiner Susanna erflehte. Solche Klagen und Bitten richtete er selbst an den Hof des Kaisers und Königs, an die königliche ungarische Hofkanzlei, an die Comitate, kurz an die ganze Welt. Und in der Tat gelang es ihm



DETREKÖ.

vom Kaiser-König Rudolf und dem Erzherzog-Statthalter Mathias bis herab zum einfachen Edelmanne das ganze Land in Aufregung zu bringen; der unerhörte Vorfall versetzte Alle in Staunen und Entrüstung und vom Reichstage angefangen bis zur letzten Dorfversammlung befasste man sich Jahre lang mit dieser Entführungsgeschichte, als ob in die moralische Welt der Menschen irgend ein vernichtender Donnerkeil gefahren wäre und das beispiellose Verhalten und die unsittliche Verwegenheit dieses Ritters und seiner Dame jeden Einzelnen in seiner Person peinlich berührt und ver-

letzt hätte. Die gesammte »öffentliche Meinung» stand auf Seiten des »armen, verlassenen Gatten» und forderte Satisfaction für denselben. Eine der eifrigsten Anklägerinnen der Susanna Forgách war deren ältere Schwester Maria, verehelichte Peter Révay und somit zugleich auch Schwägerin der geflüchteten und verfolgten Gattin des Franz Révay.

Die angerufenen hohen Protectoren und Gönner des klagführenden Gemahls vertrösteten denselben auf den nächsten ungarischen Reichstag, wo seine Angelegenheit öffentlich verhandelt werden solle. Der Erzherzog-Statthalter Mathias nahm sich der Sache mit grossem Ernste an. Er erliess unter dem 2. März 1607 an die Comitate und Burgkapitäne diesseits der Fátra einen strengen Befehl, worin er denselben über untertäniges Ansuchen »Unseres aufrichtig geliebten Getreuen, Sr. Hochwohlgeboren des Herrn Franz v. Révay» den Auftrag erteilt und ihnen im »Namen unseres königlichen Bruders» (Kaiser Rudolfs) befiehlt, »dass sie wann immer dem Franz Révay oder seinen Leuten und Boten, falls diese darum ansuchen, die Frau Susanna Forgách sogleich ausliefern, dieselbe nicht bei sich halten oder als Flüchtling verbergen sollen», denn dieselbe sei wegen »gewisser Vergehen gegen den ehelichen Zustand und gegen das Gesetz» unter Bewachung gestanden, deren sie sich »auf den Rat einiger Schurken» durch die Flucht um Mitternacht entzogen habe. Solche »Gottlosigkeiten» dürfen nicht geduldet werden, sondern seien »Anderen zum Beispiele und zur Abschreckung» hart zu bestrafen.

Allein dieser Befehl hatte nicht den geringsten Erfolg; kein Mensch dachte an eine Belagerung der Veste Bibersburg. Révay wendete sich also mit seiner Klage an den Reichstag und hier gelang es ihm, durch den Einfluss zahlreicher und mächtiger Freunde, sowie durch den Umstand, dass ein Protestant und Ungar von einem Katholiken und Serben an seiner Haus- und Familienehre gekränkt und beleidigt worden war, einen geradezu unerhörten Gesetzartikel zu erwirken.

Im ungarischen Corpus juris findet man nämlich folgenden Gesetzartikel XXVI vom Jahre 1608, der da lautet:

»Der Hochwohlgeborne Herr Franz v. Révay und seine ganze Familie erheben die Klage:

»§ 1. Wie in früheren Jahren der Hochwohlgeborene Peter v. Bakics, entbrannt von unsinnigem Liebesverlangen seine (d. i. Révays) Gemahlin, Susanna Forgách, ihm (Bakics) selber Cousine und Schwägerin, also mit ihr in doppelter Freundschaft und Verwandtschaft stehend, zu verderben begonnen und dann unter Ausserachtlassung der Gottes- und Menschenfurcht in Gemeinschaft mit einigen Begleitern in dunkler Nacht die Mauern und Graben des Schlosses Holics erstiegen und die Mauern an drei Stellen durchbrochen und durchbohrt habe; wie er dann die Susanna, welche in demselben Hause bewacht wurde, mit zwei ihrer Dienerinnen, ergriffen und unter

Mithilfe mehrerer auf seine Veste Bibersburg entführt habe und sie daselbst bis zum heutigen Tage nach seinem Belieben zurückhalte und mit ihr in Blutschande lebe.»

«§ 2. Um also Andere vor dem Begehen ähnlicher Missetaten zu



ERZHERZOG MATHIAS.

bewahren, wurde beschlossen, dass nach reichstäglicher Resolution, unter vorheriger gerichtlicher Citation, der Klageführer den besagten Peter Bakics, die Susanna Forgách und ihre Schuldgenossen zum Erscheinen vor dem Palatin einberufen könne.»

«§ 3. Der Palatin aber solle in Anwesenheit der königlichen Räte Sr. Majestät und der ordentlichen Landesrichter nach Anhörung der Processreden und der Verteidigungen der Parteien, wobei auch jeder glaubenswürdigen Rechtfertigung Raum zu geben ist, diese Angelegenheit auf ausserordentlichem Gerichtswege (jure extraordinario) untersuchen, beendigen und das geschöpfte Urteil auch durchführen.»

Die aufgebrachten Reichsstände verurteilten somit eine Partei in deren Abwesenheit und ohne sie überhaupt angehört zu haben. Peter Bakics, der auf dem Reichstage persönlich anwesend war, entfernte sich noch vor der Verhandlung seiner Sache und der Schaffung des obigen Gesetzartikels, weil er die feindselige Stimmung der überwiegenden Majorität der Ständemitglieder gegen sich erkannt hatte. Franz v. Révay triumphirte, er sah seinen Feind und glücklichen Nebenbuhler schon verurteilt und seine Susanna mit Brachialgewalt in seine Arme zurückgebracht.

Allein dieser Triumph war von keiner langen Dauer. Der Palatin berief zwar im Sinne des Gesetzartikels 26 : 1608 das ausserordentliche Gericht und citirte die Parteien und deren Zeugen; es begann hierauf ein überaus schwerfälliger Prozessgang; denn hundert Zeugen mussten über das Leben und Treiben der Susanna Forgách und des Peter Bakics verhört werden, wobei die intimsten häuslichen Verhältnisse, viel schmutziges Geträtsche und Dienstbotengeklatsch ans Tageslicht kamen, und mit diesen Zeugenaussagen ausgerüstet reichte dann Franz Révay seine eigentliche Klageschrift gegen den «Ehebrecher» Peter Bakics ein.

Aber die Angeklagten blieben jetzt auch nicht länger untätig in ihrer Verteidigung. Bei zwei Gerichtsterminen erschienen Susanna Forgách und ihr Freund nicht persönlich, sondern ihre Advokaten. Ihrer Verteidigungsschrift war dann auch jene Erklärung und Selbstverurteilung des Franz v. Révay ddo. 25. April 1605 beigelegt und dieses Schriftstück richtete den Kläger auch vor Gericht, ja vor dem ganzen Lande moralisch zu Grunde. Die ernsten Richter vernahmen mit Erstaunen dieses erniedrigende und feige Eingeständniss der schändlichen Handlungen, wovon der Kläger nichts ableugnen konnte, und das Resultat war, dass die öffentliche Meinung mit Einem Male umschlug. Wie sie früher den betrogenen und seiner Gemahlin beraubten Gatten unterstützt und strenge Sühnung des Ehebruches und der gewaltsamen Entführung gefordert hatte: ebenso erkaltete sie jetzt und Jedermann wendete sich von diesem rohen und ausschweifenden Manne dem gemisshandelten, duldenden und liebenden Weibe und dessen Freund und Beschützer zu. Die eifrigsten Freunde Révay's liessen ihn im Stich; kein gerichtliches Forum fällte weiterhin zu seinen Gunsten ein Urteil. Ja das Gericht gestattete der Susanna Forgách und dem Peter Bakics einen Reinigungseid unter Vorführung von je fünfzig adeligen Eidhelfern (es war zumeist verarmter, gekaufter Bundschuh-Adel) und dann

beschworen Peter Bakics und Susanna Forgách in feierlicher Weise vor dem Gerichtshofe, dass sämmtliche Klagepunkte des Franz Révay unwahr seien und dass sie Beide miteinander keinerlei Liebesverhältnis gepflogen, sich gegenseitig keine Geschenke gemacht, sich nicht heimlich besucht, geküsst, umarmt und das eheliche Bett des Franz Révay nicht entehrt hatten.

Diese Eidesleistung zu Pressburg am 7. März 1611 beleuchtet den verwahrlosten sittlichen Zustand der damaligen obersten Gesellschaftsschichten in Ungarn ebenfalls auf grelle Weise. Es war eine leere Komödie oder



SKLABINA.

vielmehr die pomphafte Inscenirung eines kolossalen Meineides vor Gericht, das angesichts landbekannter Tatsachen diesen unerhörten Missbrauch nicht blos duldete, sondern auch formell und tatsächlich anerkannte. Denn auf Grund dieses Reinigungseides wurden die Angeklagten vom Gerichtshofe freigesprochen. Franz Révay aber setzte den Prozess mit hartnäckiger Leidenschaft, allerdings auch ebenso erfolglos fort. Selbst an den Reichstag wendete er sich im Jahre 1618 abermals und erhob 1619 vor dem Kaiser und König Ferdinand II. Beschwerde, dass seine Prozessache nicht vorwärts schreite. Doch fand er nirgends Gehör und Unterstützung, ja im Jahre 1625, als Franz v. Révay wahrscheinlich in Folge seiner gesteigerten Trunksucht aus dem Leben geschieden war, da brachte der Reichstag in seinem 49. Ge-

setzartikel in Angelegenheit der Susanna Forgách einen neuen gesetzlichen Beschluss, dahin lautend: «Nachdem die von weiland dem hochwohlgebornen Herrn Franz v. Révay senior, kraft des Gesetzartikels XXVI : 1608 gegen Se. Hochwohlgeboren den Herrn Peter Bakics de Lak und gegen die edle und hochwohlgeborne Frau Susanna Forgách, des weil. Herrn Franz v. Révay Gemahlin, auf dem Wege ausserordentlicher Gerichtsprocedur eröffnete und erhobene Klagsache auch in mehreren Gerichtsterminen nicht beendigt wurde; inzwischen aber besagter Herr Franz v. Révay verstorben ist: so lösen die Magnaten und Stände den Peter Bakics und die Frau Susanna Forgách von der Verpflichtung und dem Inhalte jenes Artikels und erklären sie für befreit.»

Dieser Gesetzartikel hob jene harte Verurteilung des Reichstages vom Jahre 1608 auf. Seltsamer Weise blieb jedoch dieser Freispruch der Nachwelt weniger im Gedächtnisse als das frühere strafende Gesetz. Die Liebenden waren dadurch von jener ersten Verurteilung losgesprochen und in den Augen der Welt durch das höchste gesetzliche Forum des Landes rehabilitirt sie konnten ungescheut in die gesellschaftlichen Kreise zurückkehren, ja nach dem Tode des Franz Révay stand auch ihrer legitimen ehelichen Verbindung kein weiteres Hinderniss im Wege. Dennoch erfolgte dieser allgemein erwartete Schritt nicht; es war Susanna Forgách selbst, die einer solchen nachträglichen Legitimirung ihres Verhältnisses zu Peter Bakics widerstrebte.

Sie lebte still und zurückgezogen auf Schloss Bibersburg, mit der Aussenwelt unterhielt sie geringen Verkehr; auch im Schlosse selbst war die Gesellschaft wenig zahlreich. Susanna genoss ungestört und geräuschlos das Glück ihrer Liebe in dem Zusammensein mit dem Geliebten; mehr begehrte sie nicht und auch Bakics fand in dieser Liebe seine volle Zufriedenheit. Dass ihre gegenseitigen Empfindungen unverändert geblieben bis ans Ende, darüber belehrt uns das Testament der Susanna Forgách vom 31. Oktober 1631, worin sie als Erben den geliebten Freund einsetzt und in Worten wärmster Liebe und Dankbarkeit seiner Treue und Aufopferung gedenkt. Bald nach der Abfassung dieses letzten Willens starb das hartgeprüfte Weib, dessen zweite Lebenshälfte nach düsterer Nacht durch das erwärmende Licht treuer Liebe erhellt und verschönert wurde. Im Jahre 1633 weilte Susanna Forgách nicht mehr unter den Lebenden.

Das war der Lebenslauf dieser Frau aus vornehmem Geschlecht; strenge Sittenrichter werden an diesem Leben auch jetzt noch dies und jenes auszusetzen haben; denn es war kein fleckenloses Leben; aber es wäre harte Lieblosigkeit, wollte man dieses gequälte, gemisshandelte Weib unbedingt verurteilen. Mit ihrem Biographen sagen wir: «Es war eine unglückliche Ehe, in welche man das urteilslose, unerfahrene Mädchen gedrängt hatte und man versöhnt sich mit dieser um ihr Lebensglück getäuschten

Frau beim Anblick der unveränderlichen Treue zu dem Manne ihrer ersten und einzigen Liebe. Um dieser ausdauernden Liebe willen verdienen die Vergehungen der Susanna Forgách Nachsicht und Verzeihung.»

Budapest. Prof. Dr. J. H. SCHWICKER.

ZUR GESCHICHTE DES UNGARISCHEN FREIHEITSKAMPFES IM JAHRE 1849.

Zweiter Artikel.*

Schreiber dieses hat in seinem ersten Artikel über Stefan Görgey's wichtiges historisches Quellenwerk hervorgehoben, wie zwischen Kossuth, als dem Präsidenten des Landesverteidigungs-Ausschusses (der damaligen provisorischen Regierung des durch den Kroaten-Bán Baron Jellacsics und den kaiserlichen Feldmarschall Fürst Windischgrätz mit Krieg überzogenen, zur Selbstverteidigung insurgirten constitutionellen Königreiches Ungarn) und dem ungarischen General Arthur Görgey zur Jahreswende 1848 auf 1849 ein böses Zerwürfniss Platz gegriffen, hauptsächlich in Folge der durch letzteren unterm 5. Jänner 1849 erlassenen Proclamation von Waitzen; — dass jedoch in der ersten Hälfte März eine vollkommene Aussöhnung zwischen den beiden Männern stattgefunden hat, — von Seite Görgey's zweifellos, — von Seite Kossuth's scheinbar aufrichtig.

Unstreitig war Görgey bereits damals von Freund und Feind als *bedeutende Persönlichkeit* erkannt und anerkannt. Er hatte vor seinen eigenen Truppen während seines denkwürdigen Winterfeldzuges seine Prüfung als selbstständiger Feldherr gut bestanden, die Liebe und das Vertrauen des durch ihn geretteten, unterwegs disciplinirten und aus dem fortwährenden Rückzuge zu offensivem Sieg hinübergeführten VII. Armeecorps und hiedurch, wie durch sein persönliches Eingreifen am zweiten Schlachttage von Kápolna die Achtung seiner Kameraden, der Corpscommandanten General Répássy und Oberst Klapka und deren Truppen gewonnen, durch sein mannhaftes und zugleich kaltblütiges Auftreten gegen den Störer Dembinsky (in der Krise von Tiszafüred) und durch seine freimütigen zwei Briefe an General Damjanics, das Herz des letzteren im Sturm erobert, noch bevor er und Damjanics einander gesehen. Seinen persönlichen Feinden und Neidern aber hatte Görgey bereits damals bedeutend imponirt. Dass er der fähigste unter

* Ueber den II. Band des *Stephan Görgey*'schen Werkes: *Aus den Jahren 1848 und 1849. Erlebnisse und Eindrücke. Urkunden und deren Erläuterung. Studien und historische Kritik.* Budapest, 1885—88, Franklin. Drei Bände. — Den ersten Artikel s. oben im Märzhefte, S. 177—97.

den ungarischen Heerführern sein dürfte, mussten Kossuth und Szemere sich selbst bereits damals eingestanden haben; öffentlich anerkennen und folgerecht das Obercommando über alle an der mittleren Theiss stehenden ungarischen Streitkräfte Görgey anvertrauen, — das wollte Kossuth nicht. Sabbas Vukovics, der nachmalige Justizminister der Unabhängigkeitsperiode, erzählt in seinen Aufzeichnungen Folgendes:

«Damals war zu Debreczin der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Aufregung das Ereigniss zwischen Dembinsky und Görgey. Als ich (Vukovics) nach Debreczin kam, war Dembinsky's Abdankung bereits angenommen, an seine Stelle Görgey ernannt. Viele, darunter auch ich, wähnten, dass die Ernennung des Letzteren sich auf sämmtliche Armeen erstreckt, nachdem Dembinsky, an dessen Stelle nunmehr Görgey getreten, in solchem Sinn Ober-Commandant gewesen. Daher war ich erstaunt, als Kossuth auseinandersetzte, Görgey habe blos über jene Armee das Commando erhalten, welche unmittelbar unter seiner Führung, respective jener Dembinsky's gestanden. Die *Ober*befehlshaberschaft hingegen, welche die Truppen allseits fordern, *sei noch nicht besetzt*. Und von jetzt ab, wo Klapka sich mit den Bács-Banáter Truppen vereinigt hat, werden über drei Armee-Corps Damjanics, — über das nördliche Heer Görgey, — und über beide *der erst noch zu ernennende* Höchstcommandirende den Befehl führen. «*Den Oberbefehl über sämmtliche ungarische Streitkräfte an Görgey übertragen* werd' ich *nie und nimmer!*» erklärte Kossuth. Am selben Tage, den 9. März, beschäftigte die Sorge wegen des zu ernennenden Ober-Commandanten den Präsidenten wie die Mitglieder des Landes-Verteidigungs-Ausschusses (darunter auch Vukovics). Nyáry stimmte für Görgey. Ladislaus Madarász äusserte sich, als Vetter vorgeschlagen wurde, mit auffallender Leidenschaftlichkeit: er habe zu Vetter gar kein Vertrauen: dennoch acceptire er lieber diesen, als Görgey; *denn er wolle keine Militärdictatur*. Kossuth bot dem General Mészáros die Stelle an .... Als über Vetter gesprochen wurde, erhoben Einige gegen ihn den Vorwurf, dass er im Jänner das ihm in der Stunde der Gefahr angebotene Ober-Commando abgelehnt hatte .... Einen Teil der Debatte bildete auch das Anerbieten des Präsidenten, dass es vielleicht zweckmässig wäre, *wenn er selbst sich zur Armee begäbe* ... Dies fand jedoch keinen Anklang ... Die Wahl fiel schliesslich auf Vetter» ... Hierauf folgte auch nach Vukovics's Bericht den nächsten Tag, 10. März, bei Kossuth die Decorirung der Generäle, Görgey's unerwartetes Eintreffen aus dem Lager und seine erste Begegnung mit Vukovics. Görgey habe sich höchst bescheiden und achtungsvoll gegen Kossuth benommen ... «Vetter's Ernennung erzeugte (so berichtet Vukovics weiter) bei Vielen Unzufriedenheit; Damjanics machte (später) in heftigen Ausbrüchen seiner Antipathie wider Vetter Luft.» Vukovics ging nämlich alsbald wieder ins Lager zu Damjanics ab, allwo er «mit Interesse Görgey's

Briefe an Damjanics und Klapka von Tiszafüred den 6., 8. und 10 las.» . . . Klapka habe sich mit Wärme über den Edelsinn Görgey's geäussert . . . .

Als das Allerwichtigste in Vukovics's Bericht hebt unser Verfasser dies hervor, dass «bereits am 9. März 1849 im Schoosse des Landes-Verteidigungs-Ausschusses das Wort «Militär-Dictatur» mit Hindeutung auf Görgey — zum ersten Mal ausgesprochen worden! Der unselige Kakodaemon Madarász hat das ominöse Wort zuerst lancirt! — vorausgesetzt, dass er nicht blos Kossuth's Echo gewesen . . . Doch welcher immer von Beiden der erste «Wahrsager» gewesen: die Voraussagung hat dann im Verein mit antik abergläubischer Leichtgläubigkeit wirklich ein antikes Fatum geschaffen, welches die Betreffenden mit aller ihrer abergläubischen Furcht davor und all ihren raffinirten Vorkehrungen dagegen, nicht abzuwenden — wohl aber geradezu selbst heraufzubeschwören im Stande waren. — Ist es denn zu verwundern, dass das geistreiche Wort von der drohenden Militär-Dictatur Görgey's, von so hervorragender Stelle lancirt, alsbald von Debreczin aus seinen Rundgang machte durch die Landschaft, durch das Land, die Feldlager, — überall seine Bruteier zurücklassend, Wirkung und Gegenwirkung hervorbringend — und nirgends Gutes, überall nur Böses? . . . Am 25. März 1849 spricht Kossuth bereits vor einem grossen Auditorium in der Parlamentssitzung die Worte: «Nicht ich — denn mir wohnt die Neigung dazu nicht inne — werde die Macht an mich reissen: sondern *das* wird geschehen, was nach dem 18. Brumaire ein Mitglied des damaligen provisorischen Consulats, auf die Frage, welch' ein Mensch dieser Napoleon sei? der französischen Nation geantwortet hat: Vous avez un maître! *Das* wird geschehen, dass sich bald Einer finden wird, der sich zum Herrn aufwirft über die Nation.» — — — Und so ward es dann erst recht verständlich, in welchem Sinne Kossuth am 9. März zu Vukovics geäussert: «Görgey über alle Heere — niemals!»

Und letzterer hatte gerade in jenen Tagen die geringste Ahnung davon, dass Kossuth eigentlich solche Gesinnung wider ihn hege.

Kossuth ernannte also den General Vetter zum Höchstcommandirenden, trotzdem Vetter bisher am südlichen Kriegsschauplatze keine dem vorerwähnten nördlichen Winterfeldzuge Görgey's vergleichbare Leistungen und keine Liebe und Anhänglichkeit der Truppen an seine Person aufzuweisen hatte, im Gegenteil von der Affaire bei Lagerdorf her mit Damjanics geradezu verfeindet war; (und die Elite-Truppen Damjanics's waren Ein Herz und Eine Seele mit ihrem tapfern Führer); und trotzdem dass Kossuth selbst kein allzugrosses Vertrauen in General Vetter setzte. Vetter war bereits zum Oberbefehlshaber ernannt, als Kossuth in jenen Tagen seines vertraulichsten Briefwechsels mit Görgey, an diesen die Frage richtete, ob er nicht Vetter für fähig halte, das Vaterland zu verraten? worauf ihm Görgey einfach zur Antwort gab: er halte Vetter für einen Ehrenmann.

Hier kann Schreiber dieses nicht umhin einer geschichtlichen Urkunde zu erwähnen, von der unser Verfasser (Stefan Görgey) offenbar keine Kenntniss hatte — und einer daraus ersichtlichen bezeichnenden Tatsache, von der im Jahre 1849 Arthur Görgey nichts gewusst. Diese Urkunde wurde mir jüngst erst von befreundeter Hand im Original zur Einsicht überlassen (der Eigentümer wird selbe ohne Zweifel einst der Oeffentlichkeit übergeben). Aus derselben, einer vom 15. März 1849 datirten Aufzeichnung eines hochachtbaren Mannes, eines Mitgliedes des Debrecziner Parlamentes, ist unter Anderem zu ersehen, dass General Vetter und Oberst Baron Stein in Debreczin es waren, die im Jänner 1849 Görgey zu verdächtigen begannen, während er noch in der Karpathen-Gegend von feindlichen Corps umringt, isolirt und abgeschnitten war. Zum vollen Verständniss dieses Gebahrens ist es notwendig zu wissen, dass Vetter als stellvertretender Kriegsminister zu Pest in den ersten Tagen des Januar jenem Kriegsrat präsidirte, in welchem beschlossen worden, dass Görgey mit seinem Corps die excentrische Diversion über Waitzen gegen Nordwesten unternehmen solle, um die Hauptmacht des Feindes vom neuen Sitz des Landes-Verteidigungs-Ausschusses und Parlamentes (Debreczin) abzulenken und zu teilen. — Anstatt nach seiner Ankunft in Debreczin Görgey's excentrischen Heerzug dem Verständniss hochgestellter Laien klar zu machen, säete also Vetter vielmehr Argwohn gegen den fern Weilenden . . .

Die Urkunden und Daten Stefan Görgey's liefern die Beweise der Untüchtigkeit Vetters zur Führung der Armee, — zur Ergreifung einer entschlossenen Offensive. *Ueber seine Oberbefehlshaberschaft geht dann ein zweiter Monat, der ganze März, tatenlos verloren!*

Da endlich drängt Alles unwiderstehlich zum Handeln, zur Offensive, zum Wechsel im Ober-Commando. Und als die fortwährende Aufregung des Sollens und Unvermögens endlich in den letzten Tagen des März Vetter aufs Krankenlager wirft: *da sieht sich Kossuth genötigt, Görgey zu Vetters Stellvertreter im Oberbefehl zu ernennen.*

Am 30. März übernimmt Görgey das Obercommando, — fest entschlossen, das ihm blos *interimistisch* übertragene auf eigene Verantwortung, *von Vetter's Einfluss unabhängig* zu führen.

Am 1. April stiessen in Gyöngyös die Truppen des General Damjanics zum erstenmal mit dem VII. Armeecorps Görgey's zusammen. Die gegenseitige Begrüssung war eine enthusiastische und das Gefühl allgemein, dass «es nunmehr gehen werde!»

Und «es ging» wirklich.

Arthur Görgey vereinigte unter seinem Ober-Commando das I. Armee-Corps, Commandant General Klapka, linker Flügel, zugleich Avant-Garde; — das III. Armee-Corps, General Damjanics, Centrum; — das VII. Armee-Corps, bisher unter Arthur Görgey, jetzt unter Oberst (bald General) Gáspár,

als rechten Flügel; — das II. Armee-Corps unter General Aulich (vorher General Répássy) als Reserve.

Nun galt es, die auf der Gyöngyös-Pester Strassenlinie gelegene strategische Position Gödöllő (derzeit der Landaufenthalt des königlichen Hofes) dem Feinde zu entreissen. Dies sollte durch eine combinirte Operation: Frontal-Angriff auf der Gyöngyös-Pester Strasse über Hatvan, und weite Umgehung links über das Tápió-Flüsschen und den Rákosbach bewerkstelligt werden. Die Umgehung mit dem Gros (I, II. und III. Corps, Klapka, Aulich, Damjanich), der Frontal-Angriff durch das VII. Corps allein, unter Gáspár.

Die Umgehung begann bereits am 1. April und war auf sechs Tagmärsche berechnet. Am 7. April sollte Gödöllő von zwei Seiten concentrisch angegriffen werden. In den Besitz Gödöllős gelangt, — konnten die Ungarn je nach dem, entweder geradezu auf Pest marschiren, oder nördlich auf Waitzen an der Donau, und von dort über die Flüsse Eipel, Gran und Waag-Donau auf Komorn, um diese seit dem Winter von den Oesterreichern eng cernirte, seit Wochen heftig beschossene grösste Festung des Landes zu entsetzen.

Während besagte Umgehung links, von Gyöngyös aus bereits im Zuge war — ward auf der Gyöngyös-Pester Linie am 2. April das zwischen Hatvan und Gyöngyös lagernde VII. ungarische Corps von Hatvan aus in Front durch das österreichische III. Armee-Corps (FML. Graf Schlick) angegriffen. Gáspár siegte und ward zum Lohn für diese Waffentat zum General befördert und im Commando des VII. Armee-Corps bestätigt.

Dies war der zweite bedeutende Sieg der ungarischen Waffen. Ihm folgte deren eine ganze Reihe — am 4. April am linken Flügel bei Tápió-Bicske, — am 6. bei Isaszeg, in Folge dessen am 7. April Gödöllő ohne Schwertstreich fiel; — am 10. bei Waitzen, — am 19. April bei Nagy-Salló und Kéménd an der Gran, an welchem Tage die nordwestlichste österreichische Armee unter FML. Wohlgemuth zersprengt und die folgenden Tage hindurch verfolgt wurde.

Am 22. April hatte Arthur Görgey die à cheval des Donau-Stromes situirte Festung Komorn am linken oder nördlichen Ufer entsetzt!

Während Görgey mit drei Armee-Corps von Gödöllő direct auf Komorn marschirte: hatte General Aulich mit dem II. Armee-Corps allein, die schwierige Aufgabe erhalten, durch kluge, Tag für Tag wiederholte Angriffe und Demonstrationen die vor Pest auf der Rákos-Ebene concentrirte österr. Hauptarmee des Fürsten Windischgrätz zu beschäftigen und hier festzuhalten in dem Glauben, auch die ungarische Hauptarmee stehe noch complet ihm gegenüber und zögere blos nach den heissen Kämpfen der letzten Tage mit ihrem Angriff auf ihr vorgestecktes nächstes Ziel: *die Hauptstädte.* Und Aulich löste seine gefährliche Aufgabe vollkommen. Freilich half ihm hierbei, —

und nicht minder auch Görgey in der Ferne bei der Ueberbrückung des reissend angeschwollenen Gran-Flusses bei Léva — die nach der Schlappe von Isaszeg erfolgte Berufung des Fürsten Windischgrätz an das kaiserliche Hoflager zu Olmütz — ohne dass ihn ein *vorher* ernannter Nachfolger im Ober-Commando früher abgelöst hätte. So trat denn ein mehrtägiges Interim in der österr. Oberleitung ein; diese ging provisorisch auf den Rangältesten der activen Generale über — auf den zugleich Unfähigsten — den Kroaten-Ban Baron Jellacsics. «Die Lage der an der Gran aufgestellten (österreichischen) Brigaden war eine sehr missliche, denn es kamen ihnen die widersprechendsten Befehle und Instructionen gleichzeitig aus Wien, Ofen und aus Pest zu» . . . schreibt Windischgrätz.[1] Das ist ja die Debandade im Ober-Commando! ruft unser Verfasser aus. — Die grosse Armee bleibt vor Pest auf dem Rákosfeld concentrirt in der Defensive und «der Feldmarschall hatte Ofen kaum verlassen, so . . . erging in der Nacht vom 14. auf den 15. April an die an der Gran aufgestellten Truppen die Weisung, sich allsogleich auf das rechte Ufer der Donau zurückzuziehen»[2] . . . — Görgey, ohne Ahnung dieser ihm höchst günstigen Ereignisse — betrieb mit der äussersten Energie und Ausdauer den dreifachen Brückenschlag an drei Punkten über die Gran. Die Oesterreicher hatten vor ihrem Abzug auf das rechte Donauufer alles zu Notbrücken gewöhnlich verwendbare Material meilenweit vom Uebergangspunkt Léva-Kálna entfernt, — die stehende Brücke daselbst abgebrannt: Görgey liess aus dem als unbrauchbar zurückgelassenen Material und den Dachstühlen abgedeckter Häuser *Floss*brücken über die Gran schlagen und erhaschte so im Flug die Gunst des Augenblicks — den Sieg von Nagy-Salló (19. April).

Zwei Tage früher, während des erwähnten Brückenschlages — in den Stunden der fieberhaftesten Sorge um das zweifelhafte Gelingen — traf eine unerwartete Kunde im Hauptquartier zu Léva ein: der ungarische Reichstag in Debreczin habe *am 14. April die Unabhängigkeit Ungarns von Oesterreich und die Dynastie Habsburg-Lothringen des ungarischen Trones verlustig erklärt.*

Das Ereigniss war Görgey ganz unverständlich! — In den Tagen der Versöhnung mit Kossuth (zu Tiszafüred, anfangs März) hatte ihm Letzterer erklärt, er halte es für die heiligste Pflicht Aller, die es redlich mit dem Vaterlande meinen, keine Frage anzuregen, deren Erörterung, — keinen Schritt zu wagen, dessen Folgen die Nation in Sonderparteien zerklüften und so nur die Macht des Allen gemeinsamen Feindes vergrössern könnte.[3] Kossuth also konnte unmöglich der Urheber des unvernünftigen Reichstags-

[1] *Winter-Feldzug 1848—1849 in Ungarn.* — Wien 1851. Leop. Sommer. S. 504.
[2] Ebendaselbst.
[3] Arth. Görgey, «*Mein Leben und Wirken.*» Leipzig, 1852. Brockhaus, I. 291.

beschlusses sein! — Doch auch falls dieser ein Majoritätsbeschluss und gegen den Willen Kossuths gefasst worden: war die Sache unverständlich; denn Kossuth hatte sich vor Görgey in den letzten Wochen der grossen Intimität nie in *dieser* Richtung über den Reichstag beklagt, im Gegenteil stets darüber, dass er sich nie mit Beruhigung von Debreczin zur Armee begeben könne, indem er stets befürchten müsse, dass in seiner Abwesenheit die Strömung feiger Unterwürfigkeits-Gelüste der Reichstagsmajorität (Windischgrätz gegenüber) das Oberwasser gewinnend, ihm eine Ueberraschung bereite.

Nun denn: Kossuth hat es nachträglich in seinem Widdiner Brief «An die Gesandten und politischen Agenten in England und Frankreich», vom 12. September 1849 * schlankweg eingestanden, dass *er allein* der Urheber des (die Nation in Sonderparteien zerklüftenden) Enttronungsbeschlusses gewesen. ....«Ich zog es vor (so schreibt Kossuth), von Gödöllö nach Debreczin zurückzukehren, wo eine Partei unter den Reichstags-Deputirten eine so gefährliche Intrigue angezettelt hatte, dass ich im Interesse der Nation und ihrer Ehre, so feiger Verräterei ein Ende machen und die Brücke hinter uns abbrechen musste. Ich proclamirte die Unabhängigkeit»....

Positive Kenntniss jedoch von dieser Genesis des Unabhängigkeits-Beschlusses vom 14. April und der Tatsache, dass Kossuth den Reichstag hiezu durch die Vorspiegelung bewogen: es werde ansonsten nächstens die Armee, mit Görgey an der Spitze, durch Proclamirung derselben köstlichen Idee dem Reichstage den Rang ablaufen, was offenbar zur Abdication des letzteren und zur Militär-Dictatur, respective Militär-Despotie führen werde, — diese positive Kenntniss erhielt Görgey erst einen vollen Monat später, während der Belagerung von Ofen, aus der vertraulichen Mitteilung General Klapka's, welcher in Debreczin als stellvertretender Kriegsminister mit hervorragenden Mitgliedern der durch Kossuth lahmgelegten sogenannten Friedenspartei des Reichstages Fühlung und Verständigung gesucht und gefunden und der Erste die Chancen einer solennen Zurückziehung des unseligen Reichstags-Beschlusses angeregt. In Léva am 17. April und an den folgenden Tagen sah sich Görgey durch das Ereigniss in die heilloseste Verwirrung versetzt, — die Armee, und folgerecht das Land, der schwersten Krisis preisgegeben! Am 5. Jänner 1849 hatte er das VII. Armeecorps nur durch seine Proclamation von Waitzen der ungarischen Sache zu erhalten vermocht, indem er Namens desselben erklärte, auch fürder blos für die Aufrechterhaltung der durch den gekrönten König sanctionirten 1848er Verfassung zu kämpfen, — mit derselben Entschiedenheit aber auch allen Denen entgegentreten zu wollen, welche durch unzeitige republikanische Umtriebe im Innern des Landes das constitutionelle Königtum zu stürzen versuchen sollten. Und siehe da! jetzt

* *Die Katastrophe in Ungarn. Originalbericht von Ludwig Kossuth aus Widdin.* Leipzig, 1849, Otto Wigand. S. 9.

wird im Lande selbst die 1848er Verfassung beseitigt und die königliche Dynastie des ungarischen Trones verlustig erklärt! Die logische Consequenz aber, und somit die Tendenz dieser Beschlüsse kann — wo nicht zur Installirung einer neuen Dynastie — nur zur Republik führen, der zwar unstreitig idealsten Staatsform eines Volkes von lauter leibhaftigen tugendhaften Republikanern, — in Ungarn jedoch und in der Praxis ohne Lebensfähigkeit und ohne Zukunft, weil ohne Tradition, ohne Wurzel und ohne — Republikaner. In der Praxis kann der Staatsstreich vom 14. April, indem er sich zu Kossuths bisheriger Allianz mit der polnischen Emigration gesellt, nur auf eine russische Intervention hinauslaufen, oder noch früher *auf den Bürgerkrieg, falls* er, Görgey, an der Spitze der unter seinem Commando vereinigten vier Armeecorps sein Wort einlöst, welches er in der Proclamation von Waitzen feierlich gegeben!

Letzteres darf er nicht! Auf keinen Fall!

Doch was soll er dann jenen Offizieren sagen, die nun kommen werden, ihn an sein Wort zu mahnen? Und was soll aus der im Siegeslaufe begriffenen Armee, — was aus seiner militärischen Aufgabe, aus der Verteidigung des Landes werden, wenn er sein Wort nicht einlöst und hierauf jene Offiziere — das Rückgrat des Heeres — die neue Fahne nicht acceptiren, den Säbel abschnallen und gehen?

Und jene Offiziere *kamen* wirklich, ihn an sein Wort zu mahnen. Vorerst blos Einzelne, die, in unmittelbarem Contact mit dem Hauptquartier, die unangenehme Kunde sofort erfuhren.

Görgey jedoch war rasch entschlossen. Er entschloss sich sein Wort *nicht* einzulösen, der Einigkeit im Lande seine persönliche Consequenz, wenn man will ein gut Teil seiner Ehre zu opfern, — dem Reichstag keine Opposition zu machen und die Opposition im Heere im Entstehen zu ersticken. Gleichwie er im Jänner durch den Einsatz seiner persönlichen Autorität das beste Corps dem Lande erhalten hatte: wollte er jetzt seine Autorität zum zweiten Male einsetzen, um dem Lande dessen beste *Armee* zu erhalten. Die ersten Mahner warnte er ernstlich vor jeder Uebereilung und namentlich vor jeder Agitation. Einen schneidigen Stabsoffizier (ein Name vom besten Klang in Ungarn), der sich sofort erbot, mit seiner Abteilung auf Debreczin zu marschiren und Reichstag und Regierung complett herauf ins Hauptquartier zu eskortiren, — ersuchte er seinen Feuereifer am Feind im Felde zu kühlen. Die Veröffentlichung oder auch nur gerüchtweise Verbreitung der Unabhängigkeits-Erklärung aber vermied und untersagte er. Der Umstand, dass die Armee eben in voller Action, am Vorabende einer voraussichtlich grossen Schlacht, dem Feinde gegenüberstand; in den nächsten Tagen die Schlacht selbst und der grossartige Sieg bei Nagy-Salló, dann die Verfolgung, der Entsatz der Festung Komorn und was darauf folgte — halfen Görgey über die ersten Tage der Krise, über die heftigste Aufregung hinweg. Dann

aber erliess er von Komorn aus an die siegreiche Armee folgende Proclamation:

»Komorn, den 29. April 1849.

»Ein Monat kaum ist verflossen, seit wir noch jenseits der Theiss standen, zweifelnde Blicke werfend in unsere zweifelhafte Zukunft.

»Wer hätte damals gedacht, dass wir nach einem Monate schon die Donau überschritten und den grössten Teil unseres schönen Vaterlandes befreit haben würden von dem Joche einer eidbrüchigen Dynastie!

»Die Kühnsten der Unsern hätten es nicht gewagt, so viel mit Zuversicht zu erwarten.

»Doch Euch hat das hehre Gefühl der Vaterlandsliebe begeistert: und der Feind sah in Eurer Tapferkeit — Heerschaaren ohne Zahl.

»Ihr habt gesiegt — siebenmale in ununterbrochener Folge — und Ihr müsst siegen fortan.

»Denket daran, so Ihr wieder zum Kampfe rüstet.

»Entscheidend war jede Schlacht, die wir geschlagen. Entscheidender noch wird jede sein, die wir von nun an schlagen werden.

»Euch ward das Glück zu Teil, mit Aufopferung Eures Lebens Ungarn seine alte Selbstständigkeit, seine Nationalität, seine Freiheit, seinen dauernden Bestand zu sichern. Dies Euer schönster, heiligster Beruf.

»Denket daran, so Ihr wieder zum Kampfe rüstet.

»Viele der Unsern glauben, die ersehnte Zukunft sei nun schon errungen. Täuschet Euch nicht! Diesen Kampf, nicht Ungarn allein gegen Oesterreich — Europa wird ihn kämpfen, für die natürlichsten heiligsten Rechte der Völker, gegen die anmassende Tyrannei.

»Und die Völker, *sie* werden siegen überall!

»Ihr aber dürftet den Sieg kaum erleben, so Ihr Euch unerschütterlich treu dem Kampfe weihet. Denn dies könnt Ihr nur mit dem festen Entschlusse, als Opfer jenes schönsten, herrlichsten Sieges zu fallen.

»Denket daran, so Ihr wieder zum Kampfe rüstet.

»Und da in mir der lebendige Glaube waltet, dass keiner von Euch dem rühmlichen Tod ein erbärmliches Dasein vorzöge; dass Ihr Alle mit mir fühlt, wie es unmöglich ist, eine Nation zu knechten, deren Söhne ähnlich den Helden von Szolnok, Tápió-Bicske, Isaszeg, Waitzen, Nagy-Salló und Komorn: so hab ich für Euch selbst im furchtbarsten Donner der Schlacht, fortan nur Einen Ruf:

»Vorwärts! Kameraden! vorwärts!

»Denket daran, so Ihr wieder zum Kampfe rüstet!»

Man hat Arthur Görgey nach der Katastrophe in leidenschaftlichster Weise Mangel an Begeisterung für die Sache, der er gedient, Mangel an Patriotismus vorgeworfen. Wir aber dächten mit unserem Verfasser: diese Proclamation, in diesem Momente erlassen, sei der lauterste Ausdruck einer in tiefster Seele genährten Begeisterung, ein Opfer echter Vaterlandsliebe, — zugleich aber der Ausfluss eines reiflich erwogenen Entschlusses. Des Entschlusses: die durch Kossuth's zweifach unloyale Intrigue über Nacht geschaffene neue Situation selbst *zu acceptiren*, und durch sein schwerwie-

gendes Beispiel jede Opposition dawider im Heere nieder zu halten — *nur um dem drohenden Zwiespalt im Heere und in der Nation, — dem Bürgerkriege — vorzubeugen.*

»Der Ausfall gegen die Dynastie, welchen ich absichtlich (so schreibt Arthur Görgey selbst — in seinem 1852 bei Brockhaus erschienenen Werke) mit dem anerkennenden Rückblick auf den raschen glücklichen Verlauf des jüngsten Feldzuges verband, war darauf berechnet, die principielle Aversion der alten constitutionellen Soldaten gegen den Beschluss vom 14. April zu erschüttern und so gewissermassen zwischen ihnen und dem, jenem Beschlusse freundlich gesinnten Teile der Armee den Vermittler zu machen. — Dieser an und für sich gewagte Versuch hatte, Dank der Popularität, deren ich namentlich bei den alten Soldaten der Hauptarmee genoss, tatsächlich den günstigen Erfolg, dass diejenigen der in diese Kategorie gehörenden Offiziere, welche ihre fernere Teilnahme am Kampfe, selbst mit der *stillschweigenden* Anerkennung jenes Beschlusses durchaus nicht vereinbar fanden, wenigstens mit möglichster Vermeidung jedes aufregenden Eclats aus den Reihen der activen Armee traten; während die Uebrigen, die stillschweigende für so viel wie keine Anerkennung nehmend, sich damit beruhigten, dass dem Beschluss vom 14. April im Namen der Armee keinerlei officielle Huldigung dargebracht worden.«

Wir müssen leider so manches hochwichtige Moment aus dem Werke unseres Verfassers, — so die auf Operationen und Erfolge der Hauptarmee im Felde nach Kräften hinderlich einwirkenden boshaften Intriguen des von Kossuth neu ernannten Commandanten von Komorn General Guyon, eines der Neider und persönlichen Feinde Görgey's, wie überhaupt alle die vielen pikanten und charakteristischen Details überschlagen.

Das Belagerungsheer des kaiserlichen Generals Simunics hatte die Schiffbrücke, welche die alte Festung mit den Aussenforts am rechten Donauufer verband, in den Grund gebohrt. Die Vorgänger Guyon's im Festungscommando hatten eine neue Brücke nicht anfertigen lassen für den Tag des Entsatzes. Und doch galt es *sofort* die grosse Donau mit einer Armee zu überschreiten, um Komorn vollständig auch am rechten Donauufer zu entsetzen. Arthur Görgey, selbst Pionnierzögling, unternahm es, vielseitig höhnendem Zweifel zum Trotz, eine *Floss*brücke herzustellen. Und diese gelang. Eine Flossbrücke binnen drei Tagen unter militärischer Anleitung zwar, doch zumeist durch Komorner Zimmerleute aus dem Bürgerstande, im feindlichen Bombenfeuer, über einen hochangeschwollenen Strom ersten Ranges geschlagen und die Belastungsprobe bestehend: — wohl ein Unicum in der Kriegsgeschichte!

Nach Mitternacht vom 25. auf den 26. April überschreitet die Tête der Görgey'schen Armee, 4000 Mann Infanterie, Elite-Truppen, von der alten Festung aus in aller Stille die mit Stroh kniehoch belegte Flossbrücke und

nimmt die nächsten Belagerungswerke der Oesterreicher ohne Schuss mit blankem Bayonnet im ersten Anlauf. Das III. und das I. Armeecorps debouchiren sofort und die ganze Belagerungslinie der Oesterreicher wird noch vor Sonnenaufgang nach rechts und links aufgerollt. Görgey commandirt am rechten Flügel und bedroht die Rückzugslinie des sich weiter ab sammelnden Feindes; Klapka commandirt am linken Flügel, Damjanics im Centrum. Mit Tagesanbruch beginnt die regelrechte Schlacht. Zu Mittag ist der Feind in vollem Rückzug auf Raab: da erscheint in der Ungarn linker Flanke unerwartet von Ofen her die Hauptarmee Windischgrätz's (so mussten die Ungarn wähnen; in Wirklichkeit war es blos das III. Armeecorps ,unter FML. Graf Schlick). Eine Cavallerie-Attaque in grossem Styl, mit vier Regimentern ausgeführt, wirft die Reiterei Klapka's unter Führung Nagy Sándor's bis in den Bereich der Festungs-Geschütze zurück und nimmt eine weit vorgedrungene Batterie, eine der besten Görgey's, weg. Es ist erst zwei Uhr Nachmittags und dennoch hat die Schlacht bereits ein Ende! denn — die Oesterreicher wollen nichts, als unbehindert gen Raab-Wien abziehen, — *die Ungarn aber haben ihre letzte Feldgeschütz-Munition verschossen.*

Seitdem Kossuth von Gödöllő am 9. April nach Debreczin zurückgekehrt, um die volle Unabhängigkeit Ungarns für alle Zeiten zu begründen, hatten er und der Kriegsminister keinen einzigen Nachschub an Munition der Armee Görgey's zukommen lassen! Kossuth's ganze Zeit und ganzes Sinnen war eben durch Wichtigeres ausgefüllt. Kriegsminister Mészáros aber hatte in seiner gemütlichen Schlamperei als ganz natürlich angenommen, dass ja in Komorn Munition im Ueberfluss vorhanden sein müsse! — Dass die Herren in Komorn im Winter eben so gemütlich und gedankenlos in den Tag hinein gelebt haben konnten wie er selbst: darau dachte der gute alte Herr nicht. Die nach dem Sieg von Isaszeg noch übrige Haupt-Munitions-Reserve musste gleich damals zwischen dem, zum Zwecke ununterbrochener Demonstrationen gegen Pest, zurückgelassenen Corps Aulichs und zwischen der auf Komorn marschirenden Armee geteilt werden. Und *ihren* Teil hatte *diese* von Waitzen bis Komorn-Ács redlich aufgebraucht. Komorn aber hatte zwar für sich *Festungs*-Artillerie-Munition genügend, jedoch keine *Feldgeschütz* Munition für die Feld-Armee. *So* wenigstens beantwortete General Guyon Görgey's Forderung um Abhilfe.

Ohne Schiessbedarf aber, u. z. ohne reichlichen und dauernd gesicherten Schiessbedarf konnte Görgey am 26. April nicht einmal die energische Verfolgung des retirirenden Feindes betreiben, geschweige denn durfte er seinen bisherigen Siegeslauf gegen Wien — *wie man von ihm erwartete* — fortsetzen, d. h. *einen neuen Feldzug beginnen*, der voraussichtlich eben so viel Pulver kosten wird, als jener, welchen er durch den völligen Entsatz von Komorn eben beendet. Mit jedem neuen Schritte westwärts concentrirt

sich der Feind und nähert er sich seinen Hilfsquellen und Arsenalen, — entfernen die Ungarn sich von ihren Magazinen.

Dies der Eine Grund, weshalb Görgey sich gegen das von den Kaiserlichen besetzt gehaltene Ofen wenden musste, wollte er anders nicht seine Truppen für *eine ganz unberechenbare Zeitdauer* vor Komorn untätig liegen lassen, die kostbare Zeit aber ungenützt verstreichen, die hochentwickelte Kampflust und Siegeszuversicht der Truppen verrauchen lassen. — Mit jedem Schritt gegen Ofen näherte er sich zugleich der abgerissenen Verbindung mit den Depôts und Magazinen hinter der Theiss, dem möglichen Ersatz des Munitionsmangels. Ueberdies war die Meinung allgemein verbreitet, Ofen könne *je früher je leichter* mit Ueberrumpelung genommen werden. Je später, um desto schwerer, — falls dem kais. General Hentzi Zeit gelassen wird, die veralteten Bastionen und Wälle der Bergveste durch neuere Verteidigungsarbeiten zu verstärken. Hätte Görgey damals dem allgemeinen Drängen nach dem Wiedergewinn Ofens, wohin die Kaiserlichen, wie es hiess, unschätzbares Kriegsmaterial aus dem Pester Neugebäude (der grossen Artillerie-Kaserne) vor ihrem Abzug aufgehäuft hatten, und welches in kaiserlichen Händen eine fortwährende Bedrohung Pest's bedeutete, nicht rasch Folge geleistet: nie hätte man es der Nation ausreden können, dass in den *ersten* Tagen der Installirung Hentzi's in Ofen, die Wegnahme dieser Festung *gelungen* wäre — auf den ersten Anlauf! Unter solchen Umständen war — da nun einmal die ununterbrochene Fortsetzung des Feldzuges gegen Wien momentan eine Unmöglichkeit war, und doch *Etwas geschehen musste* — das Natürlichste, auf Ofen zu marschiren; um so mehr als Ofen, indem es die damals *einzige* stabile Donaubrücke und den centralen Knotenpunkt aller Strassen-Communicationen des Landes beherrschte, wenn in Feindeshand belassen — ein nicht ernst genug zu nehmendes Hinderniss in allen späteren Operationen bilden musste.

Der zweite Grund, weshalb Görgey gegen Ofen zog, war, dass Kossuth dies geradezu in erster Reihe anbefohlen hatte.*

* «Die angebliche Aeusserung eines hohen englischen Staatsbeamten, dass eine revoltirende Nation, welche ihre Hauptstadt ohne Schwertstreich ihren Feinden überliess, nur dann *die Hilfe der Diplomatie* ansprechen könne, wenn sie wieder siegreich in diese zurückgekehrt ist, — *sie* veranlasste den von Kossuth aus Debreczin am 15. April 1849 an Arthur Görgey erlassenen Befehl, die Wiedereroberung Budapests schnellstens und um jeden Preis zu versuchen.» So schreibt Oberst Bayer, Görgey's Generalstabs-Chef, in seinem pseudonymen Werke «*Die Belagerungen der Festung Ofen in den Jahren 1686 und 1849 nach authentischen Berichten und Tagebüchern* (Pest 1853)» und er setzt in seiner 14. Note hinzu: «Dieser Befehl wurde durch den Regierungs-Commissär Ludwigh mit der Proclamation des 14. April und der Aufforderung an Görgey, das Kriegsministerium anzunehmen, am 19. April in das magyarische Hauptquartier zu Léva überbracht.» Seite 57 u. 142.

Der dritte Grund: dass von der öffentlichen Meinung des Landes ergriffen, *die Armee selbst*, voran Klapka, den raschen Fall Ofens forderte.

Verfasser gibt uns in der Tat ein so sorgfältig vervollständigtes Bild aller massgebenden Umstände und practischen Schwierigkeiten, welche die Summe jenes kritischen Momentes ausmachten, dass wir den, Görgey gegenüber viel und leidenschaftlich erhobenen Vorwurf, er habe durch den «freiwilligen» Zug gegen Ofen (anstatt ununterbrochen gegen Wien) einen strategischen Fehler begangen und *dadurch* und *damals* bereits die Sache Ungarns verloren — für vollständig entkräftet halten.

Da Görgey sich *eilen* musste, um von der Unfertigkeit der Hentzi'schen Befestigungs-Arbeiten zu profitiren und Ofen wo möglich durch Berennung zu nehmen: konnte er die durch General Guyon lässig betriebene Ausfertigung des *eventuell* notwendig werdenden Belagerungsparkes nicht in Komorn abwarten, — erschien er also ohne solchen vor Ofen.

Als aber sein erster Anlauf, *die Berennung*, von der kaiserlichen Besatzung mit blutigen Köpfen abgeschlagen wurde: durfte er doch wohl nicht sofort mit langer Nase wieder abziehen *(noch immer ohne Munition für den Feldzug gegen Wien!)*. Er musste sich zur förmlichen *Belagerung* Ofens entschliessen, umsomehr als auch Kossuth ihm schrieb: «Da er nun einmal schon davor liege, *so verlange jedes Interesse*, dass er Ofen nicht verlasse, bevor er es eingenommen.» *

Da nach Görgey's Abzug von Komorn der dortige Festungs-Commandant Guyon die ihm anbefohlene Ausrüstung und Herabsendung des nötigen Belagerungsparkes sammt genügender Munition, unter dem nichtsnutzigen Vorwand, Görgey wolle Komorn spoliiren und desarmiren, zu hintertreiben suchte und tatsächlich mindestens verzögerte: musste Görgey diesfalls erst noch die Intervention Kossuths erwirken. Trotz dieses Zeitverlustes von mehreren Tagen eroberte er mittels förmlicher Belagerungswerke, Bresche-Schiessen, Sturm und Escalade die Festung Ofen bereits am 17. Tag, nachdem er davor erschienen. Er eroberte die Festung durch die vollkommene Bravour und Selbstaufopferung der jungen Honvéd-Truppen — um den Preis von 700 verwundeten Ungarn und 368 Todten. — Der Verteidiger General Hentzi fiel auf der Bresche, und 625 kaiserliche Soldaten blieben am Platz; 3375 Mann Kriegsgefangene fielen in die Hände der Sieger — und massenhaftes wertvolles Kriegsmaterial.

Eine der über Stefan Görgey's Buch erschienenen Kritiken findet es interessant, welche Tragweite der Verfasser dieser Waffentat beimisst. «Ofen nicht erobert: und wir haben heute vielleicht — den Ausgleich nicht! Denn man sucht nicht das Bündniss einer Nation, deren Söhne sich im Kriege

* *Die Katastrophe in Ungarn. Orig. Bericht v. L. Kossuth aus Widdin.* Otto Wigand, Leipzig, 1849. S. 9.

schlecht schlagen. . . . Aber man sucht wohl das Bündniss einer Nation — und man zahlt auch gerne den dafür geforderten billigen Preis — wenn diese Nation es bewiesen, dass ihre Söhne, wenn sie wollen, auch schlecht, doch wenn sie wollen auch gut sich zu schlagen verstehen. Und dies diene zugleich auch Jenen zur Lehre, die noch heute die Wiederherstellung unserer confiscirten Verfassung und nationalen Staatlichkeit so aufzufassen belieben, als sei selbe uns als unverdiente Glücksgabe aus den Wolken in den Schoos gefallen. Ich meinerseits (sagt Verfasser) sehe darin etwas Anderes: den causalen Zusammenhang, die Logik der Tatsachen, den Sieg des Rechtes, Gottes Finger. . . . Und am Tage der feierlichen Besiegelung des grossen Ausgleichswerkes vom Jahre 1867 (durch die Krönungsfeier) erblickte mein seelisches Auge auf Seite des einen vertragschliessenden Teiles, hinter den gesetzlichen Vertretern der ungarischen Nation im nebelhaften Hintergrunde in Reih und Glied jene Armee, welche ein volles Jahr lang die heimatlichen Schlachtfelder mit ihren Leichen gedüngt und die Wälle von Ofen mit ihrem Herzblut gefärbt hat — und welche dann eines Tages, nächst Világos, erklärte: «Für jetzt — bis hieher und nicht weiter» — und dann die Waffen niederlegte. Und hinter der gewaltigen Gestalt Franz Deáks sehe ich die ernsten Schatten jener Männer aus dem Nebel des Hintergrundes sich erheben, die «einst» *ihren* Geist jener *einstigen* Honvéd-Armee eingeflösst hatten, die für immer von der Erde verschwunden. . . .»

Ofen war genommen: nun konnte der am 26. April 1849 bei Komorn und Raab unterbrochene Feldzug gegen die österreichische Hauptarmee, gegen Wien, doch unverweilt wieder aufgenommen werden! So meinte das Land. Und die öffentliche Meinung erwartete die rasche Aufnahme dieser Offensive *von Arthur Görgey*, den sie für den in seinem Wollen und Handeln unabhängig gestellten Generalissimus hielt. *Doch er war es nicht.* Und er hatte auch die Mittel nicht, um den offensiven Feldzug gegen Westen sofort zu beginnen.

Am 21. Mai — an demselben Tage, in dessen Morgengrauen Ofen erstürmt ward, hatte zu Debreczin unter Vorsitz Kossuths der Ministerrat für die nächste Zeit einen, von Kossuth und General Klapka formulirten *Defensiv*-Operationsplan für das ganze Land angenommen, worin verschiedenen tüchtigen und untüchtigen Generalen Armeecorps und Armeen zugewiesen wurden, blos Einem nicht Ein Mann: Arthur Görgey. Zum Höchstcommandirenden an der oberen Donau an Görgey's Stelle, eigentlich an Vetter's Statt, dessen blos interimistischer Stellvertreter bisher Görgey gewesen, — ward in diesem Kriegsplan General Bem ernannt. Bem sollte die glorreiche Aufgabe lösen, die neue Offensive beginnen, auf Wien marschiren, die österreichische Metropole revolutioniren, der Dynastie den Gnadenstoss geben. Er brauchte blos zu kommen, um das Obercommando hier zu übernehmen. *Bis dahin sollte die Obere-Donau-Armee sich defensiv verhalten* und

in jeder Hinsicht *ergänzt* werden. Zu letzterem Zwecke sollte auch Bem mindestens 15,000 Mann Kerntruppen von seiner Siebenbürger und Banater Armee mit heraufbringen. Denn Kossuth will nicht leichtsinniger, unbesonnener Weise, mit ungenügender Truppenzahl an die Aufgabe gehen; er hält hiezu mindestens 50—60,000 Mann für unerlässlich (und die vier Armeecorps, mit welchen Görgey den siegreichen Frühlingsfeldzug von Hatvan bis Komorn und auf die Wälle von Ofen durchgeführt hatte, waren während der zahlreichen Schlachten und Gefechte dieses Feldzuges und durch Krankheiten tief unter den normalen Stand von 4×10=40,000 gesunken; das seit zwei Monden stets in Aussicht gestellte neuorganisirte *Reservecorps* aber war noch immer nicht zur Oberen-Donau-Armee gestossen und — wird auch gar nie zu dieser stossen!...)

Und was sollte mit Arthur Görgey geschehen, wenn Bem Oberkommandant?

Wir wissen bereits, dass ihm Kossuth, als nunmehr Gouverneur von Ungarn, in seinem neuen Ministerium des 14. April (Unabhängigkeit) das Kriegs-Portefeuille an Stelle des abgetretenen General Mészáros angeboten hatte. Diese glänzende Friedensanstellung sollte der Lohn für seine bisherigen Kriegs-Verdienste sein, — zugleich *der Vorwand, ihn von der Armee zu entfernen und im Handbereich des Gouverneurs, unter — polizeiliche Aufsicht zu stellen.*

Hätte Görgey unmittelbar nach der Erstürmung Ofens sich einfach an Kossuth und die Regierung, und was diese mit Klapka und Bem ausgeheckt, nicht kehren, sondern nach eigener Einsicht die Zeit nützen, die Offensive ergreifen wollen: *er hätte auch dann zu Ende Mai und Anfang Juni nicht Mehr oder Anderes vollbringen können, als was er tatsächlich getan*, d. i.: mit den factisch vorhandenen, seiner Hand erst auf dem Papier, noch nicht in Wirklichkeit entwundenen bisherigen vier Armeecorps den strategischen Aufmarsch, westwärts Komorn, bewirken u. zw. am *rechten* Donauufer (wo das VII. A.-Corps unter General Pöltenberg bereits seit Ende April die Stadt Raab und Umgegend besetzt hielt), die Division Kmethy zum südlichen Anschluss an Pöltenberg, an den Marczal-Fluss, dirigiren; am *linken* Donauufer aber die Armeecorps I., II und III an den Vág-Fluss, von Komorn nordwärts bis Galgócz nächst der feindlichen Festung Leopoldstadt.

In dieser Aufstellungslinie *musste er schlechterdings die längst versprochenen Verstärkungen abwarten,* wollte er anders nicht seinerseits leichtfertig und mit ungenügenden Kräften zur Offensive schreiten und sich im nicht unmöglichen Fall des Misslingens dem unwiderlegbaren Vorwurf aussetzen: ohne Mandat, ohne Erlaubniss, gegen schriftliche höhere Ordre, eigenmächtig gehandelt zu haben.

Dies nun wollte er nicht und konnte er nicht wollen. Görgey wollte auch nicht den Bruch mit der Regierung provociren. Sein Wunsch, sein Streben

war im Gegenteil auf die möglichste Einigung und Einigkeit aller vorhandenen, teilweise widerstrebenden Kräfte der Nation gerichtet, um *alle* dem einzigen Zwecke der Landesverteidigung dienstbar zu erhalten. Gleichwie auf dem Felde der Politik er mittels seiner Komorner Proclamation vom 29. April das Aufgeben jeder Opposition seinerseits wider den Unabhängigkeitsbeschluss vom 14. April scharf genug markirt hatte: eben so wollte er in der Kriegführung *die Oberbefehlshaberschaft Bem's acceptiren.* Bis aber Bem an der oberen Donau erscheint, wollte Görgey die Zeit — mittels der Handhabe des ihm angebotenen Kriegsministeriums — zur besseren Ergänzung der Hauptarmee und möglichster Sanirung ihrer unzähligen Mängel nützen: und bis dieser Armee der allernotwendigste Vorschub geleistet sein wird, wird wohl auch Bem Zeit und Gelegenheit gefunden haben, zur Uebernahme des ihm übertragenen Obercommandos und offensiven Feldzuges gen Wien, persönlich zu erscheinen.

Wenn wir uns zu alle dem erinnern, wie unverantwortlich schlecht unter der bisherigen Leitung von Kossuth-Mészáros die schlagende Armee im April und Mai, selbst mit Schiessbedarf versehen worden: dann liegen wohl die Motive klar vor uns, welche Arthur Görgey zur *Annahme der Ministerschaft* bestimmten. Diese sind an sich selbst genügend, und wir brauchen nach keinen anderen zu suchen.

Und eben so klar sind die Motive, die Kossuth antrieben, den ihm so gefügigen, für Kossuth's Selbstregieren und Selbstbefehlen so überaus bequemen General Mészáros als Kriegsminister fallen zu lassen und diese Rolle dem minder bequemen und gefügigen Görgey zuzuweisen.

Als Haupt- und Leitmotiv ragt die Absicht der Trennung und Entfernung Görgey's von der ihm so sehr ergebenen Hauptarmee hervor. Nicht Görgey sollte an der Spitze der siegenden Honvéds in Wien einziehen. Und hierin möge man ja nicht blos eine Marotte von Seite Kossuth's, nur unverständliche Idiosynkrasie wider Görgey erblicken. Im Gegenteil, es liegt ausserordentliche Logik darin. — Das Ende eines jeden Krieges ist der Friede. Das *glückliche* Ende eines jeden gerechten Kampfes ein annehmbarer, weil gerechter Friedensschluss; — die Rettung, die Wiedererkämpfung der ungarischen freisinnigen 48-er Verfassung war ein annehmbarer Friedensschluss; — ein genügender Kampfpreis für das 1849-er Ungarn; *dass dies Görgeys Ueberzeugung,* hat seine Proclamation von Waitzen sattsam festgestellt. — Falls Görgey, der bisher siegreiche Feldherr, weiter an der Spitze der Armee belassen, seinen Siegeslauf bis an die Landesgrenze, oder sagen wir, bis Wien ausdehnt: was bürgt Kossuth dafür, dass Görgey nicht, trotz seiner momentan aufgegebenen Opposition gegen den Reichstags-Beschluss vom 14. April, an der Spitze des noch weiter siegreichen Heeres *der Dynastie den Ausgleich anbietet,* auf Grundlage der 48-er Verfassung, mit der Gegenconcession, dass das Heerwesen und die Finanzen des 48-er

Ungarn wieder an die Wiener Regierung zurückfallen?! Hatte doch Görgey schon zu Tiszafüred in den Tagen der Versöhnung Anfangs März gefragt: «ob Kossuth nicht meine, dass Ungarn durch die Verfassung vom Jahre 1848 auch dann noch vollkommen befriedigt sein könnte, wenn die Portefeuilles für den Krieg und die Finanzen wieder an das Wiener Ministerium abgetreten worden wären?» ... (Auswärtige Politik und diplomatische Vertretung war auch nach der 1848-er Verfassung eine mit Oesterreich gemeinsame, einheitliche geblieben.) Das Geschick hat Kossuth wiederholt die Lebensfrage gestellt — so zu sagen, die Frage «des höheren Lebens,» des ewigen Lebens als wahrhaft grosser Mann in der Geschichte. Um Letzteres zu werden, hätte er nicht den Act vom 14. April insceniren, sondern sich aufrichtig Görgey anschliessen, mit seinem ganzen Einfluss diesen unterstützen müssen — mit Selbstverleugnung allerdings —, um des Vaterlandes willen. Dafür hatte er nun keinen Sinn. Er optirte für das schillernde Leben der Machtfülle Eines Tages. Und so wird es klar, dass der Mann, der gegen alle Staatsraison, aus rein inneren persönlichen Motiven die Dynastie zugleich mit der 48-er Verfassung abgeschafft, nur vollkommen logisch vorging, indem er Görgey auf jede Gefahr hin und um jeden Preis für seine Politik des 14. Aprils unschädlich machen wollte. Dies in anderer Weise, als durch das Anbieten des Kriegsministeriums anzufassen, hatte Kossuth im Moment der grössten Popularität Görgey's nicht den Mut.

Was Görgey auf eigene Verantwortung unternommen haben würde, falls er Ende Mai 1849 gewusst hätte, wie nahe bevorstehend bereits die russische Invasion sei und wie übermächtig selbe hereinbrechen werde: diesbezüglich sind wir blos auf Vermutungen und Rückschlüsse aus den späteren Ereignissen angewiesen. Doch Görgey war diesbezüglich vollständig im Dunklen. Und wenn, wie allbekannt, *in Wien* man *lange Zeit* die später erfolgte *vollkräftige* russische Intervention nebst *selbständigem russischem Commando* vermeiden zu können glaubte und Haynau sich blos ein russisches Hilfs- und Reservecorps zu seiner directen Verfügung wünschte: will man es da Görgey verargen, wenn er seinerseits dem Wahn verfiel, es sei Ungarn noch so viel Zeit gelassen, um durch Reorganisirung des versumpften Kriegsministeriums in Görgey's kräftiger Hand *das an den Kriegsrüstungen bisher Versäumte teilweise noch einholen*, und ein tüchtiges Reservecorps der Oberen-Donau-Armee zuführen, und andererseits alsdann es auch mit der *durch etwa 20—30,000 Russen* verstärkten österreichischen Armee wieder aufnehmen zu können, — umsomehr als Kossuth und Ministerpräsident Szemere während der Belagerung von Ofen Görgey fort versicherten, Material an Rekruten sei massenhaft vorhanden u. s. w.

So verstrichen denn Seitens der Ungarn die nächsten drei Wochen, seit der Eroberung Ofens bis Mitte Juni 1849, *im Felde untätig* — in Folge der Defensiv-Ordre der Regierung, — in Folge des Zuwartens auf die

Ankunft des neuen Obercommandanten General Bem und der 15,000 Mann Kerntruppen, die dieser mitbringen sollte, — und in Folge der unerlässlich erscheinenden Ausrüstungsarbeiten.

Allein Görgey sollte sich nur zu bald überzeugen, dass die bisherige Vernachlässigung des Heeres-Ergänzungs- und Ausrüstungs-Ressorts eine so gründliche gewesen, dass die Frist bis zum Erscheinen der Russen auf offener Scene nicht mehr hinreichte, um die Früchte seiner fieberhaften Tätigkeit als Kriegsminister auszureifen. «Kossuth hatte den Winter über viel, sehr viel, Erstaunliches zur augenblicklichen Deckung der Armeebedürfnisse getan (so schreibt Arthur Görgey selbst 1852): für die *nachhaltige* Deckung derselben jedoch war damit noch immer nicht gesorgt. Der Regierungs-Commissär, durch welchen Kossuth die Erzeugung der Monturs- und Rüstungsvorräte betreiben liess, versprach viel, leistete wenig, — am allerwenigsten eben während der Belagerung von Ofen. Daran trug übrigens Kossuth persönlich die meiste Schuld; denn eben weil er die Erzeugung der Monturen u. s. w. selbst zu controliren übernommen, auf den Einzug in Pest aber etwas zu frühe speculirte: so mussten die für die Armee arbeitenden Schuster und Schneider jene Ovation von Debreczin nach Pest schon Anfangs Mai in spe eröffnen und die Arbeiten dieser guten Leute erlitten hiedurch eine sehr nachhaltige Unterbrechung, deren Folge war, dass die Armee wochenlang in einer Weise mangelhaft bekleidet blieb, bei der sie den Anforderungen, welche während der folgenden Offensiv-Operationen an sie gestellt werden mussten, unmöglich entsprechen konnte. Die Armee hatte ferner während der April-Campagne und vor Ofen empfindliche Verluste erlitten. Der Ersatz hiefür — wenn auch mittels lauter frisch ausgehobener Rekruten — erschien um so dringender notwendig, als man mit Sicherheit erwarten musste, die feindliche Armee namhaft verstärkt zu finden. . . . Allein Mitte Juni war von der versprochenen Ersatzmannschaft für die Hauptarmee kaum die Hälfte zur Stelle und noch weit zäher gings mit der Errichtung des Reservecorps, weil nicht, wie Szemere versichert hatte, die bereits ausgehobenen Rekruten ihrer Bestimmung entgegenharrten, wohl aber die Cadres der Bataillone auf die Resultate der eben erst in Gang gebrachten Rekrutenaushebung warten mussten, — von den für die Montirung, Bewaffnung und Ausrüstung dieser Mannschaft nötigen Vorräten hingegen um die Mitte Juni sich vollends nur erst Spuren zeigten». . . . Kurz! die erst noch im Zuge befindlichen Kriegsrüstungen Ungarns wurden im Stadium des Werdens von der Gewissheit überrascht, dass die russische Invasion demnächst schon hereinbrechen werde. Die Frist, während welcher beide Streitparteien, die Oesterreicher wie die Ungarn, zu neuem Kampfe rüsteten, war sichtlich vorüber. Hierbei hatten es die Oesterreicher leicht; sie durften blos die Bedingungen, die ihnen Kaiser Nicolaus stellte, rasch eingehen: und die an der Nord- und Ostgrenze Ungarns seit Wochen kampfbereit ste-

hende russische Armee sprang sofort ein; — während die ungarische Hauptarmee an der oberen Donau vergebens auf das vielversprochene neue Reservecorps und ebenso vergebens auf die Verstärkung durch 15—16,000 Mann harrte, die ihm General Bem zuführen gesollt. — Auch Bem selbst war nicht zur Stelle. Da endlich gegen Mitte Juni entschloss sich Görgey (unter dem Zwang dieser Sachlage, mit Kossuths notgedrungener Zustimmung factisch noch immer Interims-Ober-Commandant) die seinerseits auf alle Fälle längst geplante und vorbereitete Offensive am Waag-Fluss nicht länger zu verschieben, sondern mit dieser wo möglich dem Eingreifen der Russen noch rasch zuvorzukommen: und Kossuth sah sich genötigt, auch dem zuzustimmen, dass dieselbe in Ermanglung Bem's, unter Görgey's Führung unternommen werde.

Die Juni-Offensive Görgey's — misslang!

Weil sie misslungen, weil sie die Erwartungen des Landes nicht erfüllt: hat dieselbe im Bewusstsein der öffentlichen Meinung des damaligen Ungarn blos eine negative, unangenehme Erinnerung zurückgelassen, nicht die wohlverdiente riesiger Anstrengungen, ehrlicher Kämpfe, tragischen Geschickes.

Fünf grössere Schlachten und Gefechte, darunter zwei glänzende Siege (bei Csorna am Marczal-Fluss am 13. und bei Pered an der Waag am 20. Juni) und eine Reihe anhaltender zusammenhängender Kämpfe auf der ganzen Linie vom rechten Donauufer quer über die Insel Schütt hinauf bis Galgócz an der Waag zählte dieser Juni-Feldzug. Er ging verloren — trotz der Bravour der ungarischen Truppen — wegen der Unzulänglichkeit einiger Untercommandanten (auch Klapka in der grossen Insel Schütt unterstützte Görgey's Operationen an der Waag nicht mit voller Energie) — wegen der Unzulänglichkeit an Truppen und Brückenmaterial auf ungarischer Seite, — wegen der Superiorität des österreichischen Brückenwesens und hauptsächlich durch das unerwartete *Erscheinen und Eingreifen der russischen Armee-Division Paniutin*, welche am zweiten Schlachttage von Pered (21. Juni) den Tags zuvor bereits gewonnenen Sieg Görgey's Händen wieder entriss.

Die Russen waren somit da, leibhaftig, — nicht mehr eine Befürchtung blos, eine Mythe.

Da gleichzeitig auch andere russische Corps im Norden und Nordosten Ungarns über die Grenze brachen: galt es nun unverweilt, der gründlich geänderten Sachlage entsprechend, einen radikalen Entschluss zu fassen. Dies konnte Görgey nur im Einverständniss mit Kossuth.

Görgey hatte dem Gouverneur schon Ende April, gleich nach dem Entsatz von Komorn und noch vor der Erstürmung Ofens dringend geraten, mit der Regierungsmaschine sammt Geldnotenpresse u. s. w. aus der offenen Stadt Debreczin in die Komorner Festung zu übersiedeln. Da Kossuth

diesen praktischen Rat verschmähte und den feierlichen Einzug in Pest vorzog: so musste Görgey jetzt zur Beratung sich nach Budapest (18 Meilen weit vom Kampfplatz) begeben. Hier war dann vollauf zu tun! Im Norden des Landes (Comitat Árva) war ein anderes russisches Corps, — über die Ostgrenze in das Sároser Comitat die Hauptmacht der Russen eingebrochen. Die Beratungen mit Kossuth und den Ministern hielten Görgey vom 24. bis zum 27. Juni Früh in der Hauptstadt zurück. Am Morgen des 27. eilte er wieder zur Armee, — über Totis, wo sein Stellvertreter, Generalstabs-Oberst Bayer die Central-Operationskanzlei leitete — zurück, und in Folge der dort angetroffenen Nachrichten sofort auf den Kampfplatz nach Raab. Hier kam er Nachmittags in dem Moment an, wo die Schlacht unter General Pöltenberg's Leitung bereits verloren, Oberst Kmethy's Armee-Division bereits von Raab abgeschnitten und südlich gegen Pápa zurückgedrängt, — Raab nicht mehr zu halten war.

Die österreichische Armee und die russische Armee-Division Paniutin unter Haynau hatte nämlich gleich nach der Schlacht von Pered das Donau-Ufer gewechselt (Haynau hatte fertige Kriegsbrücken über alle Arme der Donau) und, an 66,000 Mann stark, gegen Pöltenberg und Kmethy (bei 18,000 Mann) die Offensive ergriffen. «Die Bewegung der Oesterreicher vom linken auf das rechte Ufer der Donau war weder von mir (so schreibt Arthur Görgey im Jahre 1852) noch meines Wissens von sonst Jemand im ungarischen Lager vorausgesehen worden; erkennen aber liess sie sich aus den Kundschafterberichten und den Meldungen der an der Waag und in der Grossen (Insel) Schütt detachirten Commandanten, erst nachdem sie schon ausgeführt war und die Oesterreicher bereits zum Angriff auf die Stellung Pöltenberg's und Kmethy's an der Raab vorrückten»....

Die Juni-Campagne der Ungarn war also verloren — die Offensive verspätet! Denn die Russen waren im Land und bei Pered am 21. Juni hatten bereits sie den Ausschlag gegeben.

Der radikale Entschluss, den Görgey Angesichts der zur Wirklichkeit gewordenen russischen Invasion bei sich gefasst hatte und den er im Ministerrat zu Pest am 26. Juni in Vorschlag brachte, lautete dahin: 1. Aufklärung der Nation über die wahre Sachlage Ungarns (Kossuth hatte nämlich bisher Alles getan, um die öffentliche Meinung des Landes über die drohende Gefahr der russischen Intervention optimistisch zu täuschen). 2. *Persönliches* Einstehen Kossuths und der Minister für das Princip der Volksbefreiung. (Kossuth und die Regierung solle *jetzt* sofort in die Festung Komorn übersiedeln.) 3. *Einen letzten* verzweifelten *Schlag gegen die österreichische Armee* — solange die Entfernung der russischen Hauptmacht dies noch gestattet. Somit rasches Concentriren aller habhaften ungarischen Streitkräfte bei Komorn; hingegen Paskievics gegenüber Beschränkung auf, dessen Vormarsch verzögernde Vorpostengefechte und eventuell den Versuch, Paskie-

vies durch Parlamentäre und Unterhandlungen wo möglich hin- und aufzuhalten und während der so zu gewinnenden Zeit, von Komorn aus Schlag auf Schlag gegen Oesterreich allein zu führen. Va banque!

Görgey's Antrag ward von Kossuth und den Ministern ohne Widerrede angenommen. Kossuth sollte jetzt endlich doch nach Komorn übersiedeln, wodurch Görgey der Sorge überhoben ward, einen Teil der Armee fortwährend zur Beschützung der Regierung verwenden und sich so dem Feinde gegenüber schwächen zu müssen. Ueber diesen Punkt durch den Regierungsbeschluss beruhigt, eilte Görgey, wie wir sahen, zur Armee, nachdem er in der Nacht vom 26. auf den 27. Juni die Befehle an das ostwärts von Pest denn doch endlich zu Stande gekommene Reservecorps zur Concentrirung bei Komorn, im Einverständniss mit Kossuth, ausgefertigt hatte.

Kaum war jedoch Görgey fort nach Komorn und zur Armee: als auch schon Kossuth dem einhelligen Regierungsbeschluss zuwider handelte. Kossuth kam nicht nach Komorn; dem Reserve-Corps erteilte er die Contre-Ordre: dasselbe möge sich in entgegengesetzter Richtung bei Czegléd sammeln; er beschloss und befahl die rasche Concentrirung aller ungarischen Streitkräfte *bei Szegedin* am Zusammenfluss der Maros und Theiss, — nahe der Südgrenzen Ungarns — nahe dem neutralen türkischen Gebiet!

Hiedurch war der Bruch zwischen Kossuth und Görgey gegeben — unvermeidlich.

Görgey wollte den ernsten Kampf ernst zu Ende führen. Er wollte den ruhmvollen Untergang — nachdem der *Untergang* der 1848er ungarischen Sache in den Sternen beschlossen war. . . . «Nachdem die ungarische Staatsweisheit schiffbrüchig geworden: die kriegerische Reputation des ungarischen Volkes retten, — Angesichts der eingebrochenen Russen und ganz Europas die österreichische Hauptarmee, wo möglich, sprengen und vernichten, — noch im letzten Augenblick den Beweis zum zweiten Mal erbringen, dass Oesterreich nicht fähig sei, aus eigener Kraft Ungarn zu erobern, dass folglich Oesterreich hiezu selbst des «Rechtstitels des Stärkeren» entbehre — *das* wollte Görgey. Und er hatte, ausser der strategischen Raison, sogar ein formelles Recht hiezu in dem Regierungsbeschluss vom 26. Juni 1849 gewonnen. — Kossuth hingegen wollte den Rückzug in die Türkei bei Zeiten antreten, um ihn ja nicht zu versäumen. «Die Politik der Ratte».

Unvermittelbare Gegensätze!

Aus diesen Gegensätzen und aus dem Bestreben Kossuth's, seinen innersten Gedanken, seinen persönlichen Rückzug aus dem verloren gegebenen Lande materiell durch die *ganze* Armee, — moralisch aber vor dem Volke durch hochtönende Worte wie: «Concentrirung bei Szegedin behufs desto sicherer Vernichtung des Feindes. . . . Sieg der Freiheit Europa's von Szegedin ausgehend» u. s. w.; — wie andererseits aus dem ebenso begreiflichen Bestreben Görgey's — verlassen von Kossuth, wie er ward — sein

vorgestecktes Ziel von Komorn aus und gestützt auf diese erste Festung des Landes, mit den ihm verbliebenen vier gelichteten Armeecorps dennoch anzustreben, entsprang in den Tagen vom 28. Juni bis 2. Juli 1849 eine solche Fülle von sich überstürzenden Zwischenfällen, welche einander in ihren Folgen kreuzend, jenen Gegensatz nur noch verschärften und den vorerst latenten Bruch zwischen den beiden leitenden Männern auch äusserlich in die Erscheinung brachten. Die massenhaften, meist urkundlich erhärteten Einzelheiten, durch deren Dickicht uns Stefan Görgey mit sicherer Hand zur Höhe lichten Ausblicks geleitet, sind in der Tat historisch und psychologisch von höchstem Interesse. Wir sehen zu Ende des II. Bandes, wie sich solch ein «Knoten» verhängnissvoll zu verwickeln pflegt. Und wir legen den zu Ende gelesenen II. Band mit der brennenden Frage aus der Hand: wie wird, wie kann, wie muss sich dieser Knoten im III. Bande lösen?

Nun — sehr einfach! Kossuth ernannte den General Mészáros zum Oberbefehlshaber, und zu dessen Generalstabs-Chef — Dembinsky! . . .

***

ÜBER OSMANISCHE VOLKSMÄRCHEN.

Auf dem Leichenfelde der türkischen Volkspoesie träumen und rauschen wie klagende Cypressen die Märchen des osmanischen Volkes. Aber diese Leichensteine einer absterbenden Zeit geben noch Stoff und Anlass genug zu interessanten und lehrreichen Betrachtungen, zumal im Vergleiche mit der Märchenwelt des ungarischen Volkes, denn bei eingehenderer Betrachtung wird es nicht schwer, in den verschleierten Sultanen und den beturbanten Minnewerbern des osmanischen Märchens, die Jungfrauen im dunklen Burgverliesse und die zu ihrer Befreiung herbeieilenden Recken zu erkennen. Wie im deutschen Volksmärchen, so bildet auch in der orientalischen Märchenwelt das Verhältniss der beiden Geschlechter zu einander den breiten Rahmen, in den das phantastische Gemälde gespannt wird. Von Sehnsucht erfüllt, treibt es den Jüngling, sich der Geliebten zu nähern. Er sucht sie auf, in der Höhle des Drachen, auf der Todtenbahre, unter und über der Erde, aber erst nach zahllosen mannigfachen Abenteuern gelingt es ihm, die Ersehnte zu erwerben. Der Held ist gewöhnlich ein Prinz, der jüngste von drei Brüdern, manchmal ist er auch Sohn armer Eltern, der dann mit der Geliebten eine Königskrone gewinnt, und die Jungfrau ist zumeist Prinzessin, gleichfalls die jüngste und schönste von den Geschwistern — sie ist so schön, wie der Mond am Vierzehnten. Weit, unendlich weit ist der Weg, der zu ihrer Vereinigung führt und dieser Weg durchschneidet das Land der Geister. Es ist das ein unermessliches Feenreich und vielerlei Abenteuer erwarten dort den Helden. In blumenduftenden Tälern, am Strande des

Meeres, in nächtlich-finsteren Mulden ist das mächtige Land der Peris. In Gruppen von drei, sieben oder vierzig durchziehen sie als Tauben die Welt; auch sie zeigen sich den mutigen Helden in ihren unterirdischen Prunkgemächern, um ihnen in ihren Abenteuern beizustehen; der in ihrem Dienste stehende Smaragdvogel (smaragd-auka) oder der Zauberhengst (ajgir) führen die tapferen Prinzen in alle sieben Himmel und in alle sieben Erden. Die Halbperis, als da sind, der grosslippige Arab, der Däwsohn und Andere, werden abgeschickt, um die Günstlinge der Peris von ihren grössten Feinden, den Drachen (eschterhaz) zu befreien. Dieser Letztere ist die schrecklichste Gestalt der osmanischen Märchenwelt. Aus seinen sieben Köpfen Gift und Feuer schnaubend, raubt er die lieblichsten Prinzessinen, um sie in seinem Palaste, zumeist in verfallenen Cisternen gefangen zu halten. Ebenso gross wie das Periland, ist aber auch das Land der Däws. Diese stehen gewöhnlich unter den Peris. Sie bewachen deren Schätze und Talismane, aber manche von ihnen gehorchen den guten Geistern nicht und sind ihnen unzugänglich. So z. B. der Feuerdäw und der Winddäw, oder die gewaltige Däwmutter, welche hoch, wie ein Minareh mit ihren Füssen auf zwei mächtigen Bergen steht und den reisenden Abenteurern auflauert. Ihre Brüste hängen weit herab, ihr Mund wässert ewig nach Menschenfleisch und nur wenn man sie mit «Mütterchen» anredet, wird sie weich und barmherzig gestimmt und giebt dem Suchenden Kunde, wo sich der Talisman befindet, mittelst welchem man sich die guten Geister dienstbar machen kann. Erst mit Hilfe dieses Talismans gelangt der Held zu den Narangenfeen, zu den lächelnden Aepfeln, zu den sprechenden Granatäpfeln und zu den verschiedensten singenden Früchten. Man braucht blos ihre Namen zu nennen und der Held entflammt in heisser unwiderstehlicher Liebe zu ihnen und ihr Gesang wiegt die Erdenbewohner in die süssesten Träume.

Merkwürdig ist, dass in der gesammten osmanischen Märchenwelt, zu deren detaillirter Besprechung wir jetzt übergehen wollen, fast nichts Muselmanisch-orientalisches zu finden ist. Höchstens ist hier als Ausnahme zu erwähnen, dass der Held, bevor er in die Ferne zieht, auf seinen Namásteppich niederkniet und sein Gebet verrichtet, oder dass er, wenn er gerade drei Jungfrauen aus Drachengewalt befreit hatte, alle drei heiratet. Auch kommt es ab und zu vor, dass sich ein Prinz einer Schönen in unbewachten Augenblicken nähert, und sie ruft ihm dann zu: «Siehst du denn nicht, dass eine Frau sich vor dir befindet!» Und erst wenn sie sich mit dem Schleier ihr Antlitz bedeckt hat, ist es ihm gestattet, sein Anliegen vorzubringen. Ebenso weisen die Beschreibungen der Landschaften und der Frauen auf morgenländische Poesie und osmanischen Gedankengang hin. Die im Sonnenglanze glühenden Gegenden, durch welche der Held zieht, versinnbildlichen das dem Muselmann versprochene Paradies und die reizenden Frauenbilder, um deren Huld die Königssöhne werben, sind nichts anders als die Portraits

der himmlischen Houris. Sie sind periähnlich, tragen die Schönheitsmale immer paarweise auf den Wangen und ihre Augenbrauen sind in einen hochgeschwungenen, halbmondförmigen Bogen zusammengewachsen. Ihre Gestalten sind schlank, wie Cypressen, das Rot ihrer Lippen dringt durch sieben Schleier hindurch und beleuchtet das Land meilenweit, wie das herrlichste Abendrot.

Sehen wir uns nun diese phantastisch blühenden Gegenden und die morgenländisch duftigen Mädchengestalten ein wenig in der Nähe an. Treten wir ein in den osmanischen Märchenwald.

Wenn wir nun einen raschen Blick in diese anmutige und anziehende Welt werfen, so finden wir, dass dieselbe genau so, wie unsere Erde, in Länder und Reiche eingeteilt ist, welche von sterblichen Menschen und unsterblichen Feen und Riesen bewohnt werden. Padischah's und mächtige Sultane herrschen über Millionen von Untertanen und Sklaven, aber in ihre Lebensschicksale greifen, wie schon früher erwähnt, die wohltätigen Feen und die hässlichen Gestalten der satanischen Macht ein.

Betrachten wir zunächst die Sterblichen der sich uns erschliessenden Welt, die Herrscher und die Beherrschten:

Da ist zum Beispiel ein Padischah, reich und mächtig, wie Keiner neben ihm, und er würde glücklicher als irgend ein anderer Sterblicher leben, wenn er einen Nachkommen besässe. Das ist der Wurm, der an seinem Glücke nagt und er geht deshalb mit seinem Lala (Begleiter, bei Königen zumeist der Vezir) ins Weite. «Sie gehen viel, sie gehen wenig, über Berg und Tal, durch die Ebene» . . . . da mit einem Mal erdröhnt gewaltiger Donner, Blitze erleuchten die zitternde Erde und ein alter Derwisch mit grünem Kaftan und weissem Barte erscheint und begrüsst den Wandernden als Padischah. «Wenn du weisst, dass ich ein Padischah bin, dann musst du auch meinen Kummer kennen!» sagt hierauf der Sultan zum Derwische. Statt jeglicher Antwort zieht dieser einen Apfel aus den Brustfalten seines Kaftans, teilt ihn in zwei Teile, einen für den Padischah und den zweiten für die Sultanin und nach neun Monaten und zehn Tagen erscheint ein lebensfroher Schahsadé (Prinz) im königlichen Harem.

Ein anderer Padischah ist dem Sterben nahe. Da lässt er seine drei Söhne vor sein Lager kommen und bestimmt, dass derjenige von ihnen sein Nachfolger sein solle, der drei Nächte ununterbrochen an seinem Grabe wache. Darauf legt er sein Haupt auf das «Kissen des Todes» und stirbt. In der ersten Nacht übernimmt der Aelteste die Todtenwache, aber furchtbares Getöse, das um Mitternacht anhebt, setzt ihn in Furcht und er nimmt seine Pantoffeln und eilt davon. Auch der zweite Sohn kann dem Verlangen des gestorbenen Vaters nicht nachkommen und nun zieht der Jüngste mit seinem Handschar bewaffnet auf die Todtenwache. Das Getöse um Mitternacht erhebt sich um vieles stärker als in den vorhergehenden Nächten, aber furcht-

los tritt der Prinz allen Fährlichkeiten entgegen. Er erschlägt Drachen, er bekämpft Teufel (Däw's), er befreit Königstöchter, er steigt in die siebente Tiefe der Erde und schwingt sich auf seinem Hengste in den siebenten Himmel, er besiegt seine menschlichen Feinde und die Intriguen seiner Brüder und setzt sich zum Ende die ihm von Anfang an bestimmte, aber dennoch wohlverdiente Königskrone aufs Haupt.

Ein dritter Sultan besitzt drei Töchter. Als er auf Reisen geht, trägt er denselben auf, sein Lieblingspferd wohl mit Speise und Trank zu versehen. Aber das Pferd lässt die Aelteste und die Mittelste nicht an sich heran, nur die Lieblichste, die Jüngste darf ihm Futter und Trank reichen. Der König, der das Vorgefallene nach seiner Rückkehr erfährt, giebt nun dem Pferde seine jüngste Tochter zur Gattin, die beiden Aeltesten verheiratet er mit dem Vezirssohn und dem Sohne des Scheich-ul-Islam. Nach der Hochzeit, welche vierzig Tage und vierzig Nächte dauert, ziehen die beiden ältesten Prinzessinen in das königliche Schloss, die Jüngste aber wohnt von nun ab im Pferdestalle. Sie wird natürlich ob ihrer Wohnung und ihres Gatten wegen von ihren Schwestern verspottet, so dass sie endlich nicht mehr an sich halten kann und das Geheimniss ihres Gemahls preisgiebt. Sie erzählt, wie ihr Stall nur am Tage ein Stall, zur Nachtzeit aber ein duftender Rosengarten sei und dass ihr Pferdemann sich mit dem Aufschimmern des Abendsterns in den schönsten Prinzen verwandle. In Folge dieses Verrates verliert sie ihren Mann und ihr Glück, denn als sie nach dem Streite mit ihren Schwestern in den Stall zurückkehrt, ist das Pferd, ein verzauberter Perisohn, verschwunden. Sie nimmt «eiserne Schuhe an ihre Füsse und einen eisernen Wanderstab in ihre Hand» und zieht davon, um den Geliebten aufzusuchen. Sie fällt aber in die Hände einer Hexe, von der sie gepeinigt und bedroht wird, bis es ihr endlich gelingt, ihren Gemahl zu entzaubern und sich aus der Gewalt der Hexe zu befreien. «Und sie leben dann glücklich und selig bis an ihr Lebensende».

Was nun die Untertanen dieser märchenhaften Sultane betrifft, so sind sie oftmals recht übel daran. Am günstigsten kommt noch ein einfältiger Bauernjunge weg, der einen grossen Schatz findet, und sich von seinem Nachbar das Scheffelmaass leiht, um sein Gold damit zu messen. Es bleiben aber einige Goldstücke am Maasse kleben und um nicht in den Verdacht zu kommen, das Gold gestohlen zu haben, ist er gezwungen, seinen Schatz aufs Neue zu vergraben und ärmer, als er je gewesen, in die Fremde zu ziehen, um sich als Knecht zu verdingen. Da er sich aber seiner Einfältigkeit wohl bewusst ist, so will er keinen Dienst annehmen, wenn ihm nicht sein Herr verspricht, sich wegen seiner nie zu ärgern, und er findet auch unter diesen Bedingungen einen Herrn, den er jedoch durch seine Dummheit in kurzer Zeit zu Grunde richtet. Er muss nun abermals auf die Wanderschaft gehen und begegnet drei Teufeln, die sich um die Teufelskappe, um die Zauber-

pantoffeln und um die Wunderpeitsche streiten, da Jeder das gleiche Anrecht darauf zu haben glaubt. Um den Streit zu schlichten, schlägt er den Teufeln vor, auf einen Berg zu steigen, er selbst wolle unten stehen bleiben, und wer dann von den Dreien am schnellsten laufen und zu ihm kommen könne, der soll die umstrittenen Dinge bekommen. Die dummen Teufel sind's zufrieden, aber kaum sind sie auf dem Berge angelangt, so setzt sich der Bursche die Kappe auf, welche ihn unsichtbar macht, er zieht die Pantoffeln an, schwingt die Peitsche und sagt: «Hipp, hopp, ich will dort sein, wo ich will!» und verschwindet und nie finden ihn die Teufel wieder.

Ein zweiter dummer Kerl geht mit seinem klügeren Bruder auf die Reise. Als sie vor der Stadt sind, fällt es dem Klügeren ein, den Dummen noch einmal nach Hause zu schicken, um nachzusehen, ob die Haustüre auch gut verschlossen sei. Der Dumme kehrt deshalb wieder in die Stadt zurück, will seine Mutter waschen, brüht sie aber mit heissem Wasser zu Tode, nimmt dann die Haustüre auf den Rücken, um seinem Bruder zu zeigen, dass er sie gut verwahrt habe, und holt denselben vor der Stadt wieder ein. Die Beiden wandern nun weiter, als sie mit einem Male von Ferne bewaffnete Reiter auf sich zukommen sehen. Sie fürchten, dass man ihnen ein Leides anthun könne und verstecken sich auf einem Baume. Die Reiter lagern sich aber unter demselben Baume, um zu rasten, und während sie schlummern, lässt der Dumme die Haustür unversehens auf sie niederfallen. Erschrocken springen die Reiter auf und laufen davon. Vielleicht laufen sie heute noch. Durch diese Vorfälle hat aber der Klügere der Brüder einsehen gelernt, dass der Dumme ihm auf seinem Wege immer hinderlich sein werde und er überlässt ihn deshalb seinem Schicksale. Der Dumme steht nun allein auf der Welt — dumm und verlassen, nur das Kismet, das bekanntlich allen Dummen hold, verlässt ihn nicht. Er findet fünf Para, für welche er sich Leblebi (geröstete Erbsen) kauft. Beim Essen fällt ihm eine halbe Erbse in einen Brunnen und darüber heult er wie ein kleines Kind und verlangt vom Brunnen seine halbe Erbse zurück. Da steigt ein riesiger Araber, seine Oberlippe klebt am Himmel und seine Unterlippe an der Erde, aus dem Brunnen und übergiebt dem Weinenden ein «Tischchen deck dich», welches auf Verlangen so gute Speisen servirt, dass kein Padischah sich bessere wünschen kann. Natürlich wird dem Dummen das Tischchen vom Gescheidteren gestohlen. Und wiederum eilt er zum Brunnen und verlangt seine halbe Erbse zurück. Der Geist erscheint zum zweiten Male und übergiebt ihm eine Mühle, die Gold mahlt, wenn man sie rechtsum und Silber, wenn man sie linksum dreht. Auch dieses Geschenk wird ihm entwendet. Zum dritten Male erhält er am Brunnen einen Stock (einen «Prügel aus dem Sack»), mit dem er seine Nachbarn so lange bearbeitet, bis sie ihm Tisch und Mühle wieder herausgeben, worauf der Dumme heiratet und lange und glücklich lebt.

In einem weiteren Falle ist es uns vergönnt, drei arme Näherinen zu

belauschen. — «Wenn mich der Sultan heiraten wollte», so sagt die Eine, so will ich ihm ein Zelt nähen, unter dem er und sein ganzes Heer Platz findet.»

Die Zweite verspricht, ihm so viele Speisen zu kochen, dass er und sein ganzes Land sich daran satt essen könne. «Ach, das ist Alles Nichts», platzt hiernach die Jüngste hervor, «wenn er *mich* zu seiner Gemahlin macht, so will ich ihm zwei goldhaarige Kinder gebären, an denen er mehr Freude erleben soll, als an Eueren Künsten». «Zufällig» hat der Sultan diese Reden der Schwestern belauscht, und er nimmt sie alle drei als Gemahlinen in seinen Harem. Die Aelteste näht ihm ein Zelt, die Andere besorgt die Küche und nach neun Monaten und zehn Tagen gebärt ihm auch die Jüngste die versprochenen beiden Goldköpfchen. Da aber der Sultan währenddem im Kriege war, so benützen die beiden ältesten Schwestern, welche auf die Jüngste eifersüchtig sind, die Gelegenheit, stehlen die beiden Neugeborenen und legen statt ihrer zwei junge Hunde ins Prinzenbett. Als nun der Sultan aus dem Kriege zurückkehrt und erfährt, dass ihn seine liebste Gattin betrogen und ihm statt der versprochenen goldhaarigen Kinder zwei schwarzhaarige Hunde geboren hat, da wird er zornig und lässt die Unglückliche lebend bis an den Hals in die Erde eingraben. Die beiden Neugeborenen, welche von ihren missgünstigen Tanten in einem tiefen Walde ausgesetzt worden waren, werden aber von einem armen Kohlenbrenner aufgefunden und erzogen, und nachdem sie herangewachsen, finden sie nach vielen Abenteuern und interessanten Zwischenfällen ihre unglückliche Mutter und ihren königlichen Vater wieder.

Ein anderes Märchen erzählt, wie eine arme Frau ihrer Tochter einige Parastücke giebt, damit sie Kaldaunen dafür kaufe und dieselben am Meere auswasche. Das Mädchen kauft die Kaldaunen, während des Waschens aber kommt ein Storch geflogen und nimmt ihr dieselben weg. «Gieb mir die Kaldaunen wieder», bittet das Mädchen. — «Wenn du mir Gerste dafür giebst» antwortet der Storch. Nun läuft das Mädchen zum Felde: «Gieb mir Gerste, für den Storch!» — «Wenn du zum Himmel um Regen für mich betest», erwidert das Feld. Schon schickt sich die Kleine an zu beten, als ein Mann vorübergeht und ihr sagt, dass sie ohne Weihrauch nicht beten könne. Sie geht zum Kaufmann um Weihrauch, der verlangt statt dessen Stiefeln. Sie geht zum Schuhmacher um Stiefeln für den Kaufmann. «Wenn du mir Leder dafür giebst». — Nun läuft sie zum Gerber und bittet um Leder. «Bring mir eine Haut dafür!» Der Ochse will ihr seine Haut geben, wenn sie ihm Stroh giebt. Der Schaffner will ihr Stroh geben, wenn sie ihm einen Kuss giebt. Sie giebt ihm den Kuss, er giebt ihr das Stroh, sie giebt es dem Ochsen, er giebt ihr seine Haut, sie geht damit zum Gerber, der giebt ihr Leder, der Schuhmacher giebt ihr Schuhe, der Kaufmann Weihrauch. Sie zündet den Weihrauch an und betet, das Feld bekommt Regen und giebt

ihr Gerste, die bringt sie dem Storche und erhält dafür die Kaldaunen zurück, die Mutter kocht sie zu Hause und dann essen sie dieselben auf.

Eine der populärsten Gestalten im Märchen ist der Kahlköpfige und wenn sich ein Padischah oder ein Prinz verkleidet, so zieht er sich Kaldaunen über den Kopf, um eine künstliche Glatze herzustellen. Aber so hässlich und lächerlich die Kahlköpfe auch dargestellt werden, immer sind sie mit hochfliegenden Wünschen erfüllt. So z. B. verlangt Einer, dass ihm seine Mutter die Prinzessin des Landes als Gemahlin verschaffen soll. Der Vater der Prinzessin, der Sultan hat gegen den kahlköpfigen Schwiegersohn Nichts einzuwenden, nur verlangt er von ihm die Erfüllung eines Wunsches. Er soll ihm nämlich zuvor alle Vögel der Erde herbeischaffen, ehe er sein Tamad wird. Nun macht sich der Brautwerber auf den Weg, um alle Vögel einzufangen. Nachdenkend schreitet er dahin, als ihm ein Derwisch begegnet und ihn um die Ursache seines Kummers befragt. Nachdem ihn der Wanderer davon unterrichtet hat, erteilt ihm der Derwisch den Rat, sich unter eine bestimmte Cypresse zu stellen, auf welcher sich alle Vögel des Weltalls niederzulassen pflegen. Sei dies geschehen, so brauche er nur das Zauberwort: «Madschun» auszusprechen und die Vögel würden auf dem Baume festgebannt sitzen bleiben. Der Kahlköpfige befolgt den Rat des frommen Mannes, fängt die Vögel ein und bringt sie dem Könige, der sich zwar höflich dafür bedankt, aber ihm dennoch seine Tochter nicht eher geben will, als bis dem Vogelfänger wieder die Haare auf dem Kopfe gewachsen seien. Unverrichteter Dinge muss also der Kahlköpfige den wortbrüchigen König verlassen, der nun nichts Eiligeres zu tun hat, als die Prinzessin sogleich mit dem Vezirssohne zu vermählen. Als der betrogene Vogelfänger diese Nachricht vernimmt, dringt er insgeheim ins Palais, in das Brautgemach ein, sagt sein «Madschun» und Braut und Bräutigam bleiben festgebannt in einer wenig beneidenswerten Stellung auf dem Divan sitzen. Die Diener, welche ins Zimmer treten, um die Brautleute zum Festmahle zu rufen, werden gleichfalls festgenagelt. Auch der nun herbeigerufene Imam wird zur lebenden Bildsäule, so dass dem Könige am Schlusse nichts anders übrig bleibt, als den Kahlköpfigen anstatt des Vezirssohnes als Schwiegersohn anzunehmen, welcher Entschluss ihm um so leichter fällt, als diesem inzwischen wirklich die Haare gewachsen waren.

Durch ein anderes Zauberwort ist auch ein Anderer glücklich geworden. Ein Armer wird von seinem reichen Zwillingsbruder im Stiche gelassen. Er läuft ratlos in die weite Welt, findet eine mit Gold und Silber gefüllte Höhle, welche sich ihm auf das Wort: «Tschunga» öffnet und auf das Wort: «Tschunga» schliesst. Er wird nun reich und als ihn sein missgünstiger Bruder belauscht und auch in die Glückshöhle eindringt, kommt er drin um, weil er das Zauberwort «Tschunga» nicht wieder finden kann.

Arme Holzhacker sind im türkischen Märchen gleichfalls die auserlese-

nen Glückspilze. So erhält einer vom Sultan ein prächtiges Schwert zum Geschenke. Als er aber bald darauf in Not gerät, verkauft er die kostbare Klinge und wie er nun vom Könige ins Palais berufen wird, um einem zum Tode Verurteilten den Kopf abzuschlagen, verfertigt er sich rasch ein hölzernes Schwert und steckt es in die Scheide. Er tritt vor den Verurteilten hin und ruft ihm in Gegenwart des Königs zu: «Wenn du unschuldig bist, so soll mein gutes Schwert zu Holz werden!» dann reisst er es aus der Scheide und, siehe da, es ist von Holz. Natürlich wird der Verurteilte sofort begnadigt und der Holzhacker vom Sultan zum Kaputschibaschi, zum obersten Torhüter ernannt.

Ein zweiter Holzhacker musste sich und seine drei Töchter auf das Kümmerlichste durch seiner Hände Arbeit ernähren. Eines Tages kommt ein Derwisch zu ihm und frägt ihn: «Weisst du was der Mond ist? Weisst du was die Sterne sind? Weisst du was Tag und Nacht ist? Wehe dir, wenn du es mir binnen drei Tagen nicht sagen kannst, dann nimmt dein Leben ein Ende!» Aber durch die Klugheit seiner jüngsten Tochter gelingt es dem Holzhacker die schwierigen Fragen zu beantworten. Der Mond ist der Padischah, die Sterne sind seine Veziere, der Tag ist sein gutes und die Nacht sein böses Volk. Auch dass der Derwisch der König selbst ist, errät das kluge Mädchen, und nachdem er ihr noch einige Fragen vorgelegt hat, welche von ihr gleichfalls in verständiger Weise beantwortet werden, heiratet er sie.

Ein Dritter hat eine böse Frau, welche immer das Gegenteil von dem tut, was er ihr sagt. Durch ihren Ungehorsam gerät sie in einen, vom Teufel bewohnten Brunnen, doch quält sie denselben so entsetzlich, dass der arme Teufel zu Tode froh ist, als er durch den Holzhacker, der seine Frau retten wollte, aus dem Brunnen und ihren Händen befreit wird. Zum Danke dafür macht er dann den Holzhacker durch seine Ratschläge und Geschenke glücklich.

Ein anderer Typus in der türkischen Märchenwelt ist die arme christliche Schneiderstochter, welche in den Sultanssohn verliebt ist. Auch er möchte das schöne Mädchen gerne zu der Seinigen machen, aber nur dann, wenn sie zu seinem Glauben übertritt, auf welche Bedingung das Mädchen jedoch nicht eingehen will. Eines Tages will nun der Prinz in die Stadt Naridsch auf den Markt gehen und ladet die Jungfrau ein, ihn zu begleiten, was diese aber ablehnt. Der Prinz geht nun allein, kaum aber hat er die Stadt verlassen, als das Mädchen vierzig seiner Freundinen zusammenberuft. Sie kleiden sich in weisse Matrosenkleider und mieten ein Schiff. Das schöne Schneidermädchen ist ihr Kapitän und so kommen sie nach Naridsch, wo sie sich unter den mitgenommenen Zelten niederlassen. Der Prinz hört, dass vierzig lustige Seeleute angekommen sind und eilt zu ihnen, um sich mit ihnen zu unterhalten. Er spielt mit dem jungen Kapitän eine Partie Tawla und es wird bestimmt, dass, wenn der Kapitän gewinnt, ein teurer Handschar

der Preis sein solle. Gewinnt aber der Prinz, so verpflichtet sich der Kapitän ihm ein schönes Mädchen zu bringen. Der Prinz gewinnt und die Schneiderstochter in eigener Person geht des Abends zum Prinzen. Nach neun Monaten und zehn Tagen bringt sie einen Prinzensohn zur Welt, dem sie den Namen Naridsch giebt. Bald darauf geht der Prinz wieder auf einen Jahrmarkt und zwar nach Turuntsch. Diesesmal verkleiden sich die vierzig Mädchen grün. Sie lagern unter grünen Zelten und als der Prinz wieder mit dem Kapitän zu spielen beginnt, ist ein Tespih, ein Rosenkranz und wiederum die schöne Schneiderstochter der Preis des Spiels. Das Mädchen giebt einem zweiten Prinzen das Leben, den sie Turuntsch nennt. Zum dritten Male reist der Prinz nach Lala. Die Mädchen folgen ihm in roter Verkleidung. Sie lagern unter roten Zelten und es wird diesmal um einen goldenen Ring und ein Mädchen gespielt. Die Schneiderstochter gewinnt hierbei eine Prinzessin, welcher sie den Namen Lala giebt. Einige Jahre nach der Geburt dieses Kindes will sich der Prinz verheiraten und als die Schneiderstochter davon vernimmt, giebt sie ihren drei Kindern Handschar, Rosenkranz und Ring und sagt ihnen, dass sie ins königliche Palais gehen sollen. Wenn man sie aber von dort fortjagen wolle, dann sollten sie sich unter einander mit ihren Namen anreden und sollten sagen: »Was willst du Naridsch? Turuntsch, nimm Lala bei der Hand und gehen wir dann, denn man will uns von der Hochzeit unseres prinzlichen Vaters und unserer Schneidermutter davonjagen!« Die Kinder taten, wie ihnen ihre Mutter befohlen hatte und als der Prinz ihre sonderbaren Worte hörte, hob er sie auf und küsste und herzte sie. Dann ging er mit ihnen zu ihrer armen Mutter, die nun auch einwilligte den Islam anzunehmen und die Gattin des Prinzen wurde.

Hier noch eine andere Geschichte von einem Bauernjungen, in den sich die Tochter eines Derebey verliebt hat. Der Junge stand als Hirt im Dienste des Fürsten, zu dessen Tochter er in ein Liebesverhältniss getreten. Als er einmal in seine Heimat zurückkehren will, um seine alten Eltern zu sehen, schwört er ihr ewige Treue, aber zuhause angekommen, wird er von seinen Eltern mit einem anderen Mädchen verbunden. Vergebens wartet die Fürstentochter auf seine Rückkehr, bis sie endlich auszieht, um den Geliebten selbst aufzusuchen. Sie erblickt ihn mit seiner jungen Frau am Fenster und spricht:

* »Ich hab' des Vaters Haus zerstört,
Ich stahl sein Gold, schwang mich aufs Pferd
Und floh zu Dir in Liebesweh,
Steig auf zur Flucht mit mir, mein Bey!«

Er antwortet darauf:

»Die Mutter und der Vater mein,
Sie kämen sicher hinterdrein,

* Nach Leopold Grünfelds Uebersetzung.

Und fingen uns in kurzer Zeit,
Ich kann nicht fort, Turkmenenmaid!»

Aber wiederum beginnt die Verliebte:

«Und holte uns der Vater dein
Auch mit fünfhundert Reitern ein,
Mein Schwert mäht sie, wie grünen Klee,
Drum zage nicht, steig auf, mein Bey!»

Kleinmütig erwidert er:

«Beschlagen ist mein Schimmel nicht,
Sein Sattel ist nicht hergericht't,
Sein Futter hab' ich nicht bereit,
Ich kann nicht fort, Turkmenenmaid!»

Das Mädchen spricht:

«Mein Armspang' heft statt Eisen auf,
Mein Staatskleid wirf als Sattel drauf,
Mit meinen Perlen, weiss wie Schnee
Will ich ihn füttern, o mein Bey!»

Darauf wieder der Bauernsohn:

«Turkmenenmaid, dich hab ich gern,
Du meines Morgens Morgenstern,
Doch bitt' ich dich, entfliehe weit,
Ich kann nicht fort, Turkmenenmaid!»

Doch abermals lockt das Mädchen:

«Mein Paschasohn, so jung und fein,
Es soll mein Arm dein Kissen sein,
Mein Haar als Decke dich umweh',
Komm, geh mit mir, mein schöner Bey!»

Jetzt erst gedenkt der Bursche seines häuslichen Herdes und seiner Frau und spricht:

«Im Pfluge steht mein Ochs gespannt,
Den Samen säte meine Hand,
Ein junges Weib hab' ich gefreit,
Ich kann nicht fort, Turkmenenmaid!»

Als dieses die Prinzessin hört, verflucht sie den Ungetreuen:

«Durch Wölfe sink' dein Ochs in's Gras,
Dein' Aussaat sei der Vögel Frass,
Zur Hölle werde Dir die Eh',
Verflucht seist Du! Verflucht, o Bey!»

Konstantinopel. (Schluss folgt.)

Dr. Ignaz Kúnos.

DAS ARANY-DENKMAL.

Bericht der Jury über die Concurrenz-Entwürfe.

Nach Ablauf des um ein Halbjahr verlängerten Schlusstermins, d. i. am 31. December 1887, wurden zehn Preisentwürfe eingeliefert und als Resultat der durch die Arany-Denkmal-Commission am 6. Juli 1886 verkündeten Concurrenz-Ausschreibung in der Industriehalle des Stadtwäldchens öffentlich zur Ausstellung gebracht.

Es gereichte uns zur Befriedigung wahrzunehmen, dass sich beinahe sämmtliche nambafteren ungarischen Bildhauer an der Concurrenz beteiligt hatten.

Einer derselben führte zwei Concurrenz-Entwürfe ins Treffen; die Uebrigen versuchten es mit je einem die hochgestellte Aufgabe künstlerisch zu lösen. Nicht nur dieses günstige Zahlenverhältniss, sondern auch das qualitative Durchschnitts-Niveau der dargebotenen Leistungen ist ein derartiges, dass es allen billigen Erwartungen entspricht, ja einen entschiedenen Fortschritt in der Entwicklung unserer heimischen Plastik bezeichnet.

In formeller Beziehung verstiess keines der eingelangten Projecte gegen die Bedingungen der Concurrenz-Ausschreibung und konnten somit ohne Ausnahme sämmtliche Modelle zur Preisbewerbung zugelassen werden.

Die öffentliche Schaustellung der Preismodelle erstreckte sich auf eine längere Zeitfrist, als ursprünglich beabsichtigt wurde. Dies war, von anderen Nebenursachen abgesehen, schon deshalb nicht zu vermeiden, weil für die, zur Meinungsabgabe commissionell eingeladenen, im Auslande lebenden Künstler, die Herren Viktor Tilgner und Max Klein, der Zeitpunkt ihres Eintreffens in Budapest nicht im vorhinein willkürlich zu bestimmen war. Dieser unbedeutende Aufschub konnte übrigens der vom allgemeinen Interesse getragenen Angelegenheit durch Abklärung des Urteils und der Anschauungen doch nur zum Vorteil gereichen. Das vaterländische Publikum schien sich mit dem Schicksal dieser Concurrenz lebhaft zu beschäftigen. Die Tagespresse hat als Dolmetsch und Leiter der öffentlichen Meinung von dem Rechte der freien Kritik ausgiebigen Gebrauch gemacht. Auch aus Fachkreisen wurden einige Stimmen laut, welche in ihrem Urteil näher auf die Sache eingingen und in positiven Vorschlägen ausklangen. Obwohl nun das Concurrenzergebniss aller Welt lang genug vor Augen lag, die einzelnen Entwürfe aber, im Hinblick auf die definitive Ausgestaltung der zu Grunde gelegten Idee des Denkmals, immerhin nur als eine Art mehr oder minder verheissungsvollen Embryos gelten können, so ist es, als in der Natur der Sache gelegen, erklärlich, dass über die Entscheidung der Preisfrage die in

die Oeffentlichkeit gedrungenen Meinungen sowohl, als auch die der Privatkreise in mehrfacher Beziehung sehr abweichend lauteten. In einem Punkte war jedoch eine bemerkenswerte Uebereinstimmung wahrnehmbar. Darüber nämlich, dass von allen Entwürfen keiner unverändert zur Ausführung im Grossen angenommen werden könne. Ferner dass in Bezug auf die Zuerkennung des ersten Preises, d. i. des Auftrages zur Ausführung des Denkmals, von sämmtlichen Wettbewerbern nur zwei ernstlich in Betracht zu ziehen seien, und zwar Alois Strobl als Autor des Projectes Nr. 5 oder Georg Zala als Autor der Preismodelle Nr. 7 und 6.

Angesichts der hohen Bedeutung des künstlerischen Problems lag die Schwierigkeit der preisrichterlichen Aufgabe in der genauen Abwägung des Talentes der beiden vaterländischen Künstler, welche zu einer glücklichen Lösung als die Berufensten erschienen waren. Die gelungene Darstellung des Dichters, als Hauptfigur des Denkmals, musste hiebei insbesondere berücksichtigt werden.

In beiden Projecten von Zala ist die sitzende Gestalt des Dichters identisch. Die Ursache der verschiedenen Wirkung derselben hier und dort ist in der Verschiedenheit der Anordnung zu suchen. Wir sehen hier den Dichter nicht in der Fülle seiner Kraft dargestellt, wie das Programm es fordert. Der Künstler zeigt ihn uns, im Lehnstuhl müde zur Seite gelehnt, mit der Feder in der Hand, in seine schöpferische Tätigkeit versunken. Die Kleider hängen ihm schlottrig am Leibe. Die Structur der Gliedmassen ist unter der Hülle nicht genügend erkennbar. Trotzdem wurde die Hauptfigur in diesen beiden Projecten vor allen anderen als die ähnlichste, beste, entsprechendste befunden. Von anderer Seite wurde dasselbe Lob für die Dichtergestalt von Strobl's Entwurfe in Anspruch genommen, obwohl auch diese Manches zu wünschen übrig lässt. Die Hauptbewegung ist zwar in diesem Project gut empfunden. Der Schwerpunkt der Figur fällt in den Mittelpunkt der Gesammtcomposition. Immerhin ist unter den Einzelpartien dieser Hauptfigur ein gelindes Missverhältniss, an der energischeren Pose eine gewisse Steifheit bemerkbar, welche mit der gewünschten Kraftfülle nicht als gleichbedeutend gelten kann.

Bezüglich der ausdrucksvollen Hauptfigur des Dichters hat sonach keiner von den beiden Künstlern den im Programm genau vorgeschriebenen Postulaten vollkommen zu entsprechen vermocht. Allerdings hat es seine anerkannten Schwierigkeiten, diesen Forderungen nach Ableben des Originals mit Benützung mangelhafter Behelfe in Modellen von kleinem Massstabe Genüge zu leisten, da die eingehenderen Studien zur erschöpfenden Charakterisirung einer so bedeutenden Persönlichkeit doch erst während der gewissenhaften Durchbildung im Grossen zur Geltung gelangen und Früchte tragen.

Auf Grund so relativer Erfolge in der Darstellung der Hauptfigur des

Denkmals konnte daher auch die Frage der Zuerkennung des I. Preises, d. i. des definitiven Auftrages nicht entschieden werden. Es mussten dabei ergänzungweise auch noch die sonstigen Factoren und Bedingungen einer gelungenen Gesammtschöpfung: die Auswahl und die Bedeutung der Nebenfiguren, die Einheit der Composition, der Geschmack in den architectonischen Bestandteilen, mit einem Wort all' das in Betracht gezogen werden, was die Harmonie, die Würde und den Glanz des projectirten Werkes als öffentlichen Denkmals zu gewährleisten vermag.

In all' diesen Beziehungen hat G. Zala mit dem Entwurf Nr. 7 einer originellen Idee Ausdruck verliehen und auch entsprechenden Erfolg dadurch erzielt, dass er die Hauptfigur des Dichters auf ein niedriges, vom Hauptsockel vorn herausspringendes Postament gesetzt, während die allegorischen Nebenfiguren auf der Höhe des Sockels placirt sind und namentlich ein weiblicher Genius, in halb schwebender Bewegung sich niederneigend den Dichter bekränzt. Diese Auffassung hat Beifall, auch den bedingten Beifall der beiden eingeladenen Sachverständigen gefunden, wiewohl durch eine derartige Disposition die Symmetrie des projectirten Denkmals und — indem der Künstler alles Interessante auf die Vorderseite häuft — auch die hintere Ansicht des Monuments vollständig aufgeopfert würde.

In seinem schriftlichen Berichte gibt nun einer der eingeladenen Sachverständigen seiner Anerkennung, gleichzeitig aber auch seinen Bedenken Ansdruck dieser eigenartigen Auffassung gegenüber, die, wie er zugesteht, den Kunstüberlieferungen zuwiderläuft, während zugleich die allegorische Beigabe im selben Project einer «Läuterung» bedarf. Beachtung fordert auch der andere Sachverständige für diese Conception, deren Vorteil im Weiteren darin bestünde, dass sie «den Dichter, den das Volk begeistert liebt, den es zu sehen wünscht, der unter ihm gelebt, dem Volke selbst näher rückt». Aber auch in dieser Beurteilung wird wiederholt, «das es so, wie die Lösung der Aufgabe in diesem Project gebracht wird, nicht gehe. Der Dichter, der in der Höhe (am Entwurf Nr. 6 desselben Künstlers) ganz anständig aussieht, wirkt, hier unten aufgestellt, schlecht; die Allegorie oben ist nicht möglich; die weibliche Figur fällt herab etc.»

Wenn wir die in den Berichten der Sachverständigen für und gegen die Zulässigkeit dieser Conception angeführten Motive und Bemerkungen in Erwägung ziehen, so können wir aus der Summe derselben mindestens die eine Lehre abstrahiren, die Warnung vielmehr: dass man die sitzende Figur des Dichters auf unserem Arany-Denkmal nicht allzu hoch placiren dürfe.

Den Intentionen des Programms in höherem Grade entsprechend, präsentirt sich Zala's zweiter Entwurf (Nr. 6), der auch durch grössere Dimensionen die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, ohne dabei auch an innerem Gehalte zu gewinnen.

Gegen die Composition lässt sich nichts Erhebliches einwenden. Die

Gliederung des Ganzen, die Anordnung der Einzelheiten wäre den Anforderungen genügend. Die Qualitäten der hier auf die Höhe des Sockels gesetzten, mit der Hauptfigur des Entwurfes Nr. 7 durchaus gleichen Statuette des Dichters haben wir soeben gewürdigt. Lobens- und liebenswürdig geraten ist auch die an den Fuss des Sockels sich hinschmiegende weibliche Figur, die Trägerin der lyrischen Poesie, nur scheint sie allzu kindlich-genrehaft aufgefasst und jedes monumentalen Pathos entbehrend. Doch das Pendant zu derselben, der jugendliche Lautenschläger mit dem dicken Kopf und dem dünnen Leibe, ist trotz der geschickten Modellirung eine durchaus «unmögliche» Figur. Und noch ein Cardinalfehler haftet diesem Projecte an: der lockere Zusammenhang zwischen den figuralen und architectonischen Bestandteilen, ein Proportionsmangel, der bei etwaiger Ausführung in grösserem Masstabe bis zur augenfälligsten Disharmonie sich steigern müsste.

Und so schliesst sich die Jury dem Urteile der beiden externen Sachverständigen an, indem es auch dieses Project (Nr. 6) trotz seiner gefälligern Anordnung zur Ausführung im Grossen nicht empfehlen kann.

Es bliebe noch der Entwurf Nr. 5 (von Alois Strobl) zu erörtern, zu dessen Gunsten die Sachverständigen übereinstimmend anerkennen, dass dieses Project unter allen übrigen das einheitlichste, vollendeteste, von geläutertem Geschmack und von bester Mache sei. Von drei Gesichtspunkten aus bieten namentlich die Rückansicht und die beiden Seitenansichten überaus schöne Silhouetten. Ausnehmend reizend sind ferner die feinen Uebergänge, die künstlerische Vermählung der figuralen und architectonischen Partien des Denkmal-Modells. Unter den Figuren ist die Heldengestalt seines Toldi die gelungenste; zugleich auch die bedeutendste Figur von allen, welche dieser künstlerische Wettstreit zur Erscheinung gebracht. Die Bewegung der allegorischen weiblichen Gestalt (der Poesie) ist ausdrucksvoll und lieblich, doch scheint der moderne Beigeschmack der Auffassung in den Rahmen dieser harmonischen Schöpfung nicht gut zu passen. Auch die Porträt-Statuette des Dichters ist — wie erwähnt — nicht völlig befriedigend und teilt in dieser Beziehung das Schicksal ihrer Mitconcurrenten; doch ist die Gestaltungsfähigkeit, wie sie sich in diesem Project ausspricht, durchaus vertrauenerregend, die Auffassung im Ganzen eine richtige; und dass der Künstler unter gewissen Voraussetzungen auch den gesteigerten Ansprüchen der Porträtähnlichkeit und des prägnanteren Ausdruckes der Individualität gerecht zu werden vermöchte, dies dürfte auf Grund seiner früheren, gelungenen Leistungen derselben Art wohl zugegeben werden.

Einen weiteren Stützpunkt für diese Annahme findet die Jury in der zutreffenden Bemerkung des einen auswärtigen Sachverständigen, worin er auf die Eventualität hinweist, dass die beiden öfter genannten vaterländischen Künstler mit vereinten Kräften ein neues Modell herzustellen hätten. Für diesen Fall würde er einer Lösung zustimmen, «wobei der decorativer

angelegte Künstler Zala die Allegorie, und der feiner und sinniger fühlende Künstler Strobl die Statue des Dichters Arany zur Ausführung bekäme.»

Eine Cooperation in diesem Sinne würde die Jury unter den gegebenen Verhältnissen kaum befürworten können. In Anbetracht der oben angeführten Motive hat sie jedoch beschlussweise den 1. Preis dem Urheber des Entwurfes Nr. 5 (Alois Strobl) zuerkannt.

Die erste und zweite Geldprämie (mit 1500 und 1000 fl.) wurde seitens der Jury dem Autor der Projecte Nr. 7 und Nr. 6, den in dieser Reihenfolge dem preisgekrönten und zur Ausführung vorgeschlagenen Entwurf an künstlerischem Wert zunächststehenden Projecten (Georg Zala) zugesprochen.

Den dritten Geldpreis (1000 fl.) erhielt der Autor des Entwurfes Nr. 2 (Josef Róna) als Anerkennung der in diesem Project, namentlich in der figuralen Plastik desselben zu Tage gelegten poetisch-nationalen Auffassung der künstlerischen Aufgabe.

Es wurde der Jury gleichzeitig die Aufgabe gestellt, über die an dem zur Ausführung angenommenen Denkmals-Entwurf vorzunehmenden Modificationen und die weiteren Agenden ihre Meinung auszusprechen.

Unsere diesbezüglichen Wünsche wollen wir im Nachstehenden kurz zusammenfassen.

1. Der Künstler hätte zunächst von der Hauptfigur des Dichters ein neues Modell, mindestens in halber Lebensgrösse, anzufertigen. Es wären dabei die im vorstehenden Bericht der Jury enthaltenen Bemerkungen zu berücksichtigen, ausserdem hätte der Künstler mit Hilfe eingehender und gewissenhafter Studien dahin zu streben, seiner diesbezüglich im Punkt II der Concurrenz-Ausschreibung genau umschriebenen Aufgabe in je erschöpfenderem Maasse Genüge zu leisten.

2. Da es in seinem Projecte nicht ohne Grund bemängelt wurde, dass dasselbe en face gesehen, nicht sowohl durch die Gleichwertigkeit der beiden Hauptmassen, sondern schon an und für sich durch die Analogie der Pose zweier übereinander sitzenden Figuren einen gewissermassen befremdenden Eindruck hervorruft: solle der Künstler ersucht werden, mit voller Hingebung die Factoren der verfehlten Wirkung zu ergründen; im neu anzufertigenden Modell jede störende Concordanz in den Formen und in der Bewegung der beiden Gestalten sorgfältig zu vermeiden; nötigenfalls selbst die Allegorie der Poesie aufzuopfern und durch eine andere, die Composition glücklicher ergänzende Figur oder Gruppe zu substituiren.

3. Es scheint uns notwendig, dass die nach obenzu convergirende Tendenz des an und für sich gelungenen und gut gegliederten Sockels gemildert und der Umfang sowohl, als auch die vielfachen Verkröpfungen des Unterbaues zur Erzielung edlerer Verhältnisse eingeschränkt werden mögen.

4. Wünschenswert scheint es uns endlich, dass die, im Ganzen ebenfalls tadellose, nur in ihrem Reichtum vielleicht zu sehr dem modern-fran-

zösischen Geschmack sich nähernde Ornamentik des Sockels, mit Rücksicht auf die architectonische Umgebung des Denkmals und seiner ernsteren Wirkung zuliebe ebenfalls vereinfacht werde.

Eingehendere schriftliche Weisungen zu geben, schien uns dem verständnissvollen Künstler gegenüber nicht zweckdienlich.

Der mündliche Verkehr mit den Berufenen und die Gepflogenheit der commissionellen Ueberwachung der fortschreitenden Arbeit dürften sich als entsprechendere Auskunftsmittel erweisen.

Budapest, am 28. December 1887.

Im Auftrage der Jury des Arany-Denkmal-Comités:

GUSTAV KELETI.

Die Denkmal-Commission hat den Antrag der Jury bezüglich der Zuerteilung der Preise angenommen, — bezüglich der Ausführung des Denkmals jedoch den engeren Concurs zwischen Alois Strobl und Georg Zala beschlossen.

DAS PRÄHISTORISCHE SCHANZWERK VON LENGYEL, SEINE ERBAUER UND BEWOHNER.

(Schluss.)

Nr. 24 Im Friedhofe, am Boden der 55 Cm. starken Humusschichte ein wohlconservirtes kleineres Gerippe, in der bekannten stark zusammengekrümmten liegenden Haltung wie die bisherigen. Dieses wurde ebenfalls «in situ» herausgehoben.

Nachdem ich die Mängel des ersten en bloc-Verfahrens aus eigener Erfahrung erkannt hatte, dachte ich mir für diesmahl einen sorgfältigeren Plan aus, bevor ich an die Arbeit ging. In erster Reihe wurde die Arbeit durch das Gewicht des die Leiche an Länge weit überragenden, übermässig dicken Erdklotzes erschwert. Ich liess daher jetzt den Rahmen uns um Weniges länger machen als das Skelett und nahm als Höhe blos die Breite eines gewöhnlichen Brettes. An der einen Seite des Bodens liess ich kein scharfes Eisen, sondern eine Säge anbringen. Die wagrechten und schief abwärts gebogenen Zähne der Säge liess ich so lang machen, dass sie die Erde rechts und links in der, der Dicke des aus Brettern gefügten Bodens entsprechenden Breite auswarfen. Die Aufstellung des Rahmens und die Entfernung der Erde ausserhalb desselben erfolgte ebenso, wie beim ersten Versuche. Der Boden wurde durch den Erdklotz unter den Rahmen gesägt. Damit das Hin- und Herziehen des Bodens das Sägen nicht erschwere, liess ich in der Länge des Rahmens drei Erdsäulen stehen, so hoch, dass bei auf denselben liegendem Bodenbrett die Säge gerade den unteren Rand des

Rahmens tangirte. Man brauchte nun den Boden nicht mehr zu halten, sondern legte ihn auf die Säulen, liess ihn dann ganz bequem hin und hergleiten und untersägte so ohne Schwierigkeit den Rahmen. Natürlich konnte man nur bis in die Mitte des Erdklotzes sägen, da sich hier der Kasten schon auf den Boden senkte und man diesen daher nicht mehr bewegen konnte. Sodann unterminirten wir vorsichtig die Erde an der entgegengesetzten Seite und schoben rasch die ganze Kiste auf den Boden. Auch die Befestigung des Bodens an die Seitenwände ging leichter vor sich, da man die Eisenspangen vermöge des freien Raumes unter den Erdsäulen ohne Schwierigkeit durchziehen und an die Wände aufschrauben konnte. Zu bemerken ist, dass ich im Härten des Gerippes und der Erde vorher an anderen, teilweise erhaltenen Gerippen Versuche anstellte. Ich begoss nämlich das bereits deutlich sichtbare Skelett und die Erde ringsherum mit frisch geschmolzener Stearinmasse. Diese Procedur erwies sich als erfolglos, da die Stearinmasse nur eine Kruste bildete, die Erde aber durchaus nicht verhärtete. Mein zweiter Versuch geschah einfach mit Cementkalk. Ich löste den fein geriebenen Cementkalk am Arbeitsorte in Wasser auf und imprägnirte die Erde mittelst eines groben Pinsels zuerst mit sehr dünnem und später mit immer dickerem Cement, und wirklich wurde die Erde, nachdem der Cement getrocknet war, steinhart. Damit aber diese steinharte Schichte dem Gerippe nicht schade, bestrich ich die Gebeine früher mit Stearinmassa und ging erst dann an die Imprägnirung der Erde. Das Stearin lässt sich später ohne Anstand von den Knochen abkratzen.

Bei dieser zweiten En bloc-Aushebung wendete ich vorerst Stearin und dann behufs Verhärtung der Erde Cement an.

Diese zweite Arbeit gelang so leicht und vollkommen, dass sie nichts zu verbessern oder zu wünschen übrig liess. Die Arbeit war eine leichte da sie nur von acht eifrigen, jedoch nie schwere Arbeit verrichtenden Männern in circa sechs Stunden vollzogen wurde. Dass sie vollkommen gelang, beweist die Tatsache, dass das auf diese Art ausgehobene Skelett auf der Budapester Landesausstellung eine Hauptzierde der anthropologischen Abteilung bildete. Nach der Ausstellung wurde das mit Anerkennungs-Diplom prämiirte Präparat dem ungarischen Nationalmuseum gespendet. — E. Rivière hatte vier Skelette von den Höhlen bei Menton ebenfalls en bloc herausgehoben und nach Paris gesandt, jedoch mit viel mehr Umständen und verhältnissmässig riesigen Auslagen. Die Arbeit des in situ Herausnehmens war auch von der unserigen verschieden. Ich hatte auch damals, wie wir dieses Verfahren durchführten, von der Arbeit Rivière's noch keine Kenntniss. Ausser den Pariser Skeletten von Menton besitzt das Budapester National- und Anthropologische, als auch das Berliner ethnographische und Märkische Museum in situ herausgenommene, zusammengekrümmt liegende Skelette von Lengyel. Das prähistorische Museum in

Rom hat auch ebensolches Skelett von Remedello; dieses wurde aber von G. Chierici nicht en bloc herausgehoben, sondern nachträglich in der ursprünglichen gekrümmten Lage zusammengestellt.

Neben dem eben besprochenen Skelette befanden sich folgende Gegenstände:

Eine 20 Cm. lange, sehr zierliche Steinaxt. Diese unterscheidet sich gänzlich sowohl bezüglich der Länge, als auch bezüglich der Form von den bisherigen Exemplaren. Die abgeschliffenen Kanten heben sehr die Zierlichkeit der Form. Das Material ist geaderter Schiefer, daher für eine Axt höchst unzweckmässig, weshalb ich selbe eher für ein Zierstück als für einen Gebrauchsgegenstand halte. Beim Ausheben lösten sich an der Spitze und bei der Bohrstelle einige Plättchen ab, welche Teile jedoch bei sorgfältiger Untersuchung in der Erde gefunden wurden und die Axt in ihrer vollständigen Form zusammengestellt werden konnte.

Zwei hübsche lange Jaspisklingen.

Ein lichtgrün gesprenkelter, weisser Meissel aus verkreidetem Feuerstein. In Form und Grösse stimmt er mit den übrigen aus hartem Gestein verfertigten Meisseln überein. Ich hielt das Material desselben für Muschelschale Dr. Much aber, der es genauer untersucht hatte, berichtet mir darüber Folgendes: «Ueber dieses Beilchen bemerke ich, dass es aus verwittertem Feuerstein ist. Ursprünglich war der Stein selbstverständlich hart und kryptokrystallinisch wie bei jedem anderen Feuersteinbeile; erst allmählig nahm er eine erdige Beschaffenheit an. Man kann derartige Beobachtungen schon machen, wenn eine grössere Zahl von Feuersteinen zur Verfügung steht; anfangs äussert sich die Zersetzung durch Erblinden der sonst glänzenden Oberfläche, später wird diese ganz weiss, porzellanartig, endlich verliert sich auch das harte Gefüge. In meiner Sammlung besitze ich alle Uebergänge. Es ist mir wohl bekannt, dass auf den Südsee-Inseln ziemlich grosse Beile aus der Schale von Tridacna g. geschnitten werden (eines ist im ethnogr. Mus. zu Kopenhagen), einen derartigen Gegenstand aus prähistorischer Zeit kenne ich nicht.»

Um den Hals eine ganze Schnur mittelgrosse, aus Muschelgehäusen geschnitzte weisse Perlen.

Ein ziemlich scharf geschliffener Meissel aus schwarzem Silex; in Form und Grösse stimmt auch dieser mit den übrigen überein.

Eine Obsidian-Messerklinge, viel breiter und dicker als die übrigen Späne.

Die sehr scharfe Spitze einer Obsidianklinge.

Ein ganz schmuckloses, kleineres, gut gebranntes Wirtl.

Ein mittelgrosses Steinmesser aus grauem Silex.

Ein sehr regelmässig zugeschlagener, am Ende halbrund gekerbter breiter Jaspisschaber.

Ein schmales langes Jaspismesser.

Die anscheinend unentbehrliche pilzförmige Todtenleuchte mit Röhrenfuss.

Nr. 25. Im Leichenfelde, in der Nähe des vorigen Gerippes ein vermodertes, wahrscheinlich einem Kinde angehörendes Skelett, von welchem nur die regelrecht stark aufgezogenen Beinknochen besser erhalten sind. Die Lage und Richtung des Körpers entsprach genau jener der übrigen.

Daneben befanden sich:

Ein grosses, flaches, schüsselförmig rundes Gefäss mit 64 Cm. Durchmesser. Dasselbe war aus grobkörnigem Thon verfertigt, schwach gebrannt, schwarz und geglättet. Es konnte nur in Stücken ausgehoben werden, doch vermochte die morschen Scherben kein Klebestoff zusammen zu halten.

Die gewöhnliche Todtenleuchte, dessen Röhrenfuss nur 18 Cm. lang und nicht parallelseitig war, sondern sich nach oben verjüngte, weshalb die Basis viel breiter war, als der obere Teil. Dieser obere, den Boden der Schüssel bildende Teil war mit vier Buckeln geziert und hatte einen Durchmesser von 9 Cm.; ich habe überhaupt gefunden, dass man die Grösse dieser pilzförmigen Gefässe dem Alter des Verstorbenen gemäss variirte. Bei alten Personen war die Röhre stets länger und die Schüssel breiter, als bei Kindern.

Um den Oberkörper: Kleinere Perlen aus Muschelgehäusen geschnitten, mit brauner Masse überzogen.

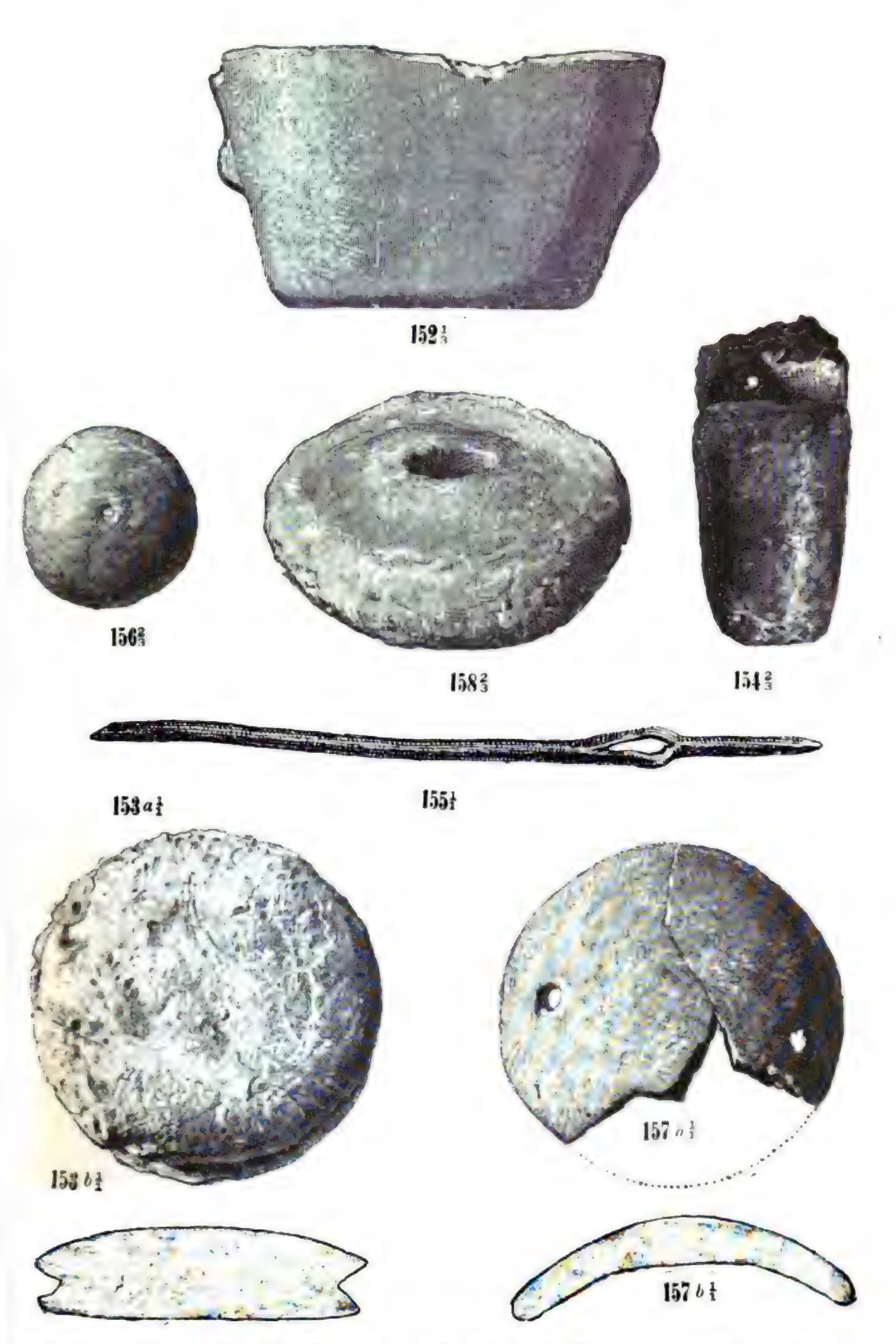
XX 153 a), b) Ebendort lag ein zu den grössten Seltenheiten zählendes, laut fachmännischer Prüfung als Tridacna-gigas-Muschel constatirtes, unten flaches, oben etwas convexes Amulett, 1 Cm. dick, 4 Cm. Durchmesser, dessen runder Rand einen 1/2 Cm.-gen Einschnitt zeigt. Man trug dasselbe mittelst eines in die ausgehöhlte Furche gepassten Fadens. Analogien dieser Amulette finden wir bei den späteren Italern und Etruskern und noch später bei den Römern, bei welchen derartige unter dem Namen «bulla» bekannte Geschmeide von Kindern getragen wurden, von reicheren aus Gold, von ärmeren aus Leder und anderem wohlfeilem Material. («Etrusco puero si contigit aurum vel nodus tantum et signum de paupero loro.» Juv. 5. 165.) Diese «bulla», welche sich in Grabstätten römischer und etruskischer Kinder oft findet, war aus zwei uhrglasähnlichen concaven Scheiben zusammengesetzt und gleicht ganz dem prähistorischen aus Muschelgehäuse geschnitzten Halsschmuck. Auch Schliemann* fand in Hissarlik ähnliche runde, an den Rändern gefurchte Gegenstände, doch sind diese aus Stein geschliffen und grösser. Es mag jedoch sein, dass letztere — wie auch Schliemann glaubt, — als Beschwerer dienten. Aehnliche grosse Zierscheiben aus Muscheln werden von den Salamons-Insulanern vor der Stirne getragen.**

* Schliemann, «Ilios» 493.

** Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Juli 1884.

TAFEL XX.

B. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



152. Thongefäss. — 153. *a) b)* Zierscheibe aus Muschel. — 154. Steinbeil. — 155. Bronze-Nadel. — 156. Kugel aus Thon. — 157. *a) b)* Gefässdeckel aus Thon. — 158. Wirtel.

Dr. Much ist bezüglich des Materials dieses Schmuckes einer entgegengesetzten Meinung und berichtet hierüber: «Ich habe Bedenken getragen, diese Zierscheibe als von Tridacna g. herrührend zu betrachten und zwar, weil sich dem Auge selbst bei einiger Vergrösserung kein organisches Gefüge (Structur) zeigt, weil der Härtegrad ein höherer ist und weil es im Gegensatze zu den zweifellosen Tridacna-Gegenständen an den Kanten nicht durchscheinend ist. Einen zweifellosen Aufschluss würde vielleicht eine Untersuchung mittels Dünnschliffes geben, doch wollte ich deshalb das Stück nicht schädigen.»

Nr. 26. Die hier aufgezählten Gegenstände stammen nicht aus einer Grube, sondern wurden an der Westseite der Schanze zerstreut aufgefunden.

Sieben Stück gebrannte Wirtl verschiedener Grösse.

XX. 154 Eine aus Quarz geschliffene, stumpfe Axt, welche an der Bohrstelle gebrochen, jedoch auch nach dem Bruch verwendet worden war, indem man sie durch ein nachträglich gebohrtes dünnes Loch an den Stiel befestigte.

Die winzige Spitze einer schwarzen Obsidianklinge.

Ein kleiner schwarzer Obsidian-Nucleus, von dessen Seiten man schmale Späne gespalten hatte. Es scheint, dass die Grösse der Steingeräte von der Grösse und Güte des Materials abhing. An Orten, wo leicht zu verarbeitender, muschelbrüchiger Stein nicht vorkam, musste man solchen von weither beschaffen. Am betreffenden Fundorte spaltete man, so mühsam dies auch war, so lange Späne vom Nucleus, bis man selben zwischen den Fingern halten konnte. In der Lengyeler Ansiedlung sind die Nuclei überhaupt klein, doch verwendete man hier Obsidian sparsamer, als gewöhnlichen Silex oder Jaspis.

Bruchstücke von Süsswassermuscheln.

Sieben Stück mittelgrosse Jaspisklingen.

Ein dickerer Jaspisschaber, am Gebrauchsende halbrund gekerbt.

XX. 155. Eine schwärzlich grüne, mit glatter Patina bezogene Bronzenadel, an deren Körper (nicht am Kopfe) sich ein rhomboidförmiges Oehr für den Faden befindet. Als Nadel ist sie überhaupt nicht zweckmässig und dürfte auch nur als Pfriemen gedient haben. Eine solche, aber am spitzigen Ende zu einer Fischangel umgebogene Nadel befindet sich im Chambéry-er Museum.* Sie kommen überhaupt häufiger in den Pfahlbauten der Schweiz vor.** Es befinden sich solche aus Ditmarschen im Berliner kön. Museum; aus Almind und Mammen im Kopenhagener Museum und zwar in letzterem solche nicht nur aus Bronze, sondern euch aus Bein. Das Budapester Nationalmuseum besitzt zahlreiche Exemplare.

* Mortillet, «Musée préhistorique.» LXXXVII, 1025:

** Mortillet, A. a. O. S. LXXXVIII 1028, 1029.

Eine hartgebrannte runde Thonkugel. Schliemann * fand in Hissarlik *XX. 156.* häufig solche in den ältesten Urschichten. Sie finden sich auch in Ungarn neben prähistorischen Steingeräten; so u. A. in Szilvás** (Baranya). Die späteren, römischen, aus terracotta verfertigten sind bedeutend häufiger.

Ein runder, etwas convexer, gut gebrannter Gefässdeckel mit 6 Cm. *XX. 157 a), b)* Durchmesser, an zwei entgegengesetzten Stellen durchlöchert, vermutlich um denselben mittelst der durchzogenen Fäden aufheben zu können.

Nr. 27. Hier fanden wir eine alte, in die Erde gegrabene Wohnung, deren innere Wände wahrscheinlich durch das dort häufig angemachte stärkere Feuer derart gehärtet sind, dass man dieselben von der später eingeworfenen Erde ganz leicht unterscheiden und daher bis auf den Grund reinigen konnte. Die Wohnung ist unten rund mit einem Durchmesser von 250 Cm. und erstreckt sich 192 Cm. unter das heutige Niveau. In der Mitte des Wohnraumes stand ein von massenhafter Asche umgebener erhöhter Feuerherd. Um denselben war daher nicht viel freier Raum. Daher dürften auch im Inneren keine Holzsäulen als Dachträger angebracht gewesen sein. Nachdem aber kaum anzunehmen ist, dass man die Wohnräume unbedeckt liess, lässt sich nur schliessen, das ausserhalb derselben Pflöcke eingerammt waren, auf welche das einfache aus Baumzweigen oder Rohr bestehende Dach gelegt wurde. Noch heute findet man enge, nach Art der Eisgruben hergestellte, in die Erde gegrabene Wohnstätten.

Um den Herd herum lagen 24 Stück thönerne, durchbohrte, am oberen flachen Teile mit einem X-förmigen Kreuze gezierte Pyramiden, von welchen 10 Stück gebrannt, die übrigen aber blos stark getrocknet waren. In der Grösse sind sie sehr verschieden. Die grösste ist 22 Cm. hoch, an der Basis 12 Cm. breit. Unter den vorhistorischen Antiquitäten gibt es kaum einen Gegenstand, der zu so vielen Erörterungen Anlass geboten hätte, als eben diese Feuer-Pyramiden, welche fast in allen Uransiedlungen vorkommen. Ich sah sie unter den Funden aus den schweizer Pfahlbauten, in den deutschen, dänischen und schwedischen Museen, jedoch nicht pyramiden- sondern kegelförmig. In Niederösterreich sind diese Thongebilde in der Mehrzahl pyramidenförmig, haben auch Kreuze und Fingertupfen; in den oberösterreischischen Pfahlbauten wieder fast ausschliesslich kegelförmig. Ihre Höhe schwankt zwischen 4 und 20 Cm.; einige zeigen unzweideutige Spuren, dass sie an Schnüren gehangen sind. Die mit einem schiefen Kreuz versehenen Pyramiden kommen in den nördlich von Oesterreich gelegenen Ländern überhaupt nicht vor. Man hielt diese Gegenstände bald für Netzsenker oder Webstuhlgewichte, bald wieder für Gefässuntersätze, auf welche

* Schliemann, »Ilios« 492.
** »Archaeologiai Értesitő« II, 237.

man beim Kochen die Töpfe stellte und die man mittelst in die Bohrlöcher gesteckter Haken hin und her schob. Dr. Much ist der Meinung: «Ihr Vorkommen in der Tiefe der in die Erde gegrabenen Wohnungen würde fast für deren Verwendung als Webstuhlgewichte sprechen, wenn man sich erinnert, dass Plinius (hist. nat. XIX. 2) berichtet, dass in Germanien der Flachs in unterirdischen Höhlen verarbeitet worden sei. Man glaubte nämlich, der Flachs dürfe nicht mit der freien Luft in Berührung kommen und werde dann geschmeidiger; bekanntlich hatten ja nach Tacitus auch die Germanen unterirdische Gemächer (thungs), die im Winter ein beliebter Aufenthaltsort waren und wo offenbar die Frauen spannen und webten. Ein Gleiches geschah bei den italischen Kelten, wenigstens wird dieses von der allianischen Landschaft zwischen Po und Ticino berichtet.» Da diese Thonkegel in Grösse und Form sehr variiren, ist es möglich, dass sie allen diesen Zwecken dienten. Die hier gefundenen Pyramiden wurden zu keinem denselben verwendet. Die Webstuhlsenkel wurden sicher stark gebrannt, um sie dauerhafter zu machen und damit sie beim Zusammenstoss nicht zerfallen. Als Netzbeschwerer sind diese getrockneten Exemplare absolut unbrauchbar, wovon ich mich selbst praktisch überzeugte. Ich pflege nämlich, von den Ausgrabungen heimgekehrt, die einzelnen, meist mit Erde belegten Stücke vor eingehender Untersuchung — ausser wenn sie bemalt sind — ins Wasser zu legen und sie sauber abzuwaschen. So kamen auch einige prächtige, sehr hart getrocknete Exemplare aus dieser Grube sammt den übrigen ins Wasser, doch als ich die gewaschenen Gegenstände herausgezogen hatte und die Reihe an die Kegel kam, fand ich statt derselben zu meinem lebhaftesten Erstaunen und Bedauern am Grunde des Wassers blos einen dicken Schlamm und hatte einige schöne Exemplare der vermeintlichen Netzsenkel aufgeweicht. Nachdem sich diese Thonkegel nicht nur hier, sondern fast ausnahmslos nur an Feuerstellen finden, ist es nicht unmöglich, dass man sie um das Feuer herum als Topfträger verwendet habe.

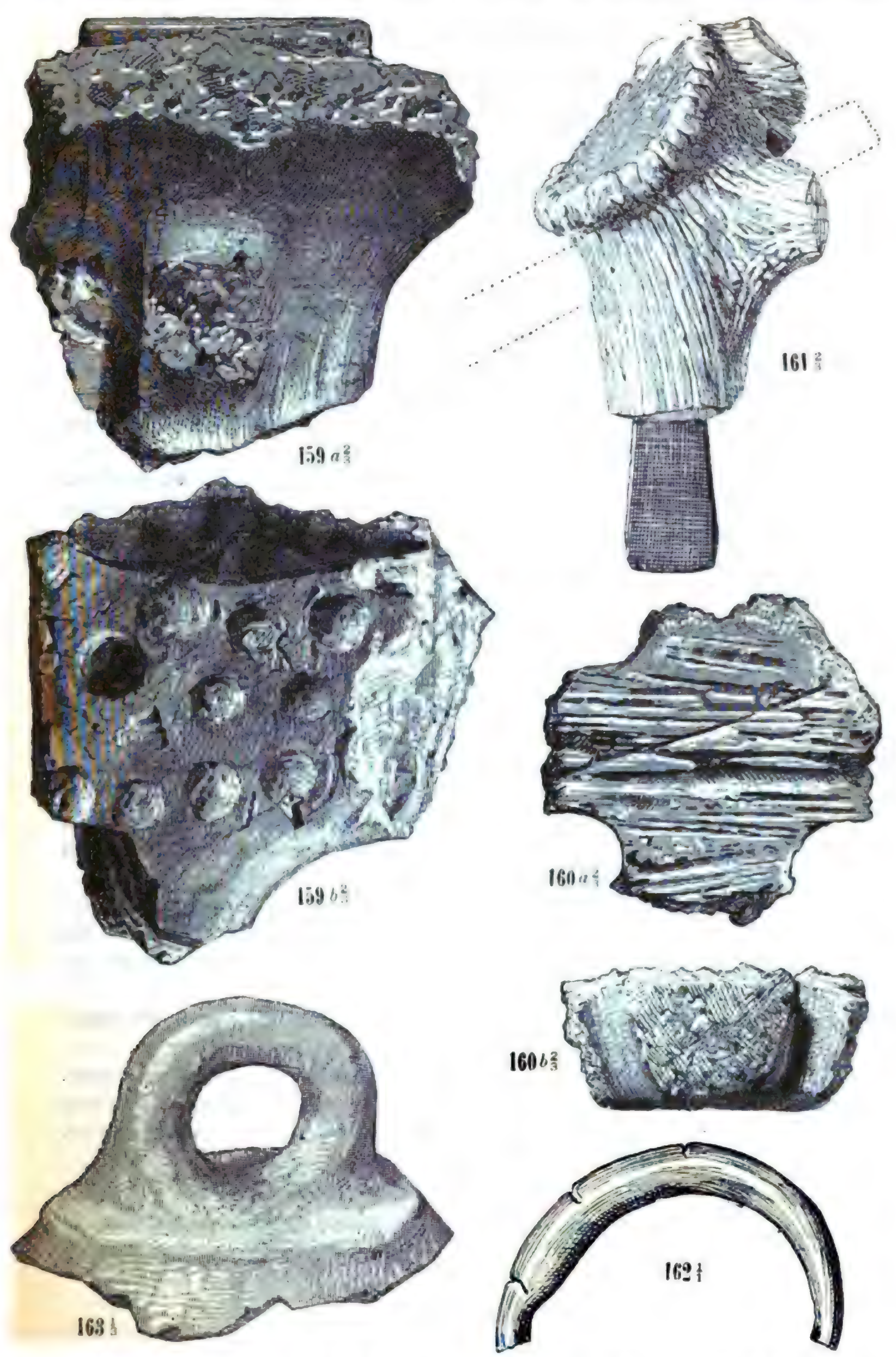
Aber unter den gefundenen gebrannten Thonpyramiden sind viele so niedrig, dass sie im Feuer gänzlich verschwunden wären, indem sie nicht nur das brennende Holz, sondern sogar auch die Glut verdeckt hätte. Ich verglich ausserdem die gebrannten Exemplare und fand, dass sie grösstenteils nur an einer Seite Brandspuren zeigen, während doch auch in dem Falle, wenn ein Kochgefäss auf 3—4 Thonkegeln hätte stehen müssen, unter demselben ein Feuer, welches nur die innere Seite der Kegel gebrannt hätte, keinesfalls hinreichend gewesen wäre.

Hier umgaben die Pyramiden im Kreise den Herd * und es ist möglich,

* Häufig ist bei uns der Fall, dass diese Pyramiden auf den praehistorischen Feuerherden im Kreise gestellt gefunden werden.

TAFEL XXI.

Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



159. *a) b)* **Thonverzierung. — 160.** *a) b)* **Gebrannter Lehmanwurf. — 161. Steinbeil mit Hirschhornschaft. — 162. Armband aus Bein. — 163. Gefässdeckel aus Thon.**

dass die darin befindlichen Löcher die Bestimmung hatten,dieselben miteinander durch Stäbchen zu verbinden und so die Schranke vollständiger zu machen. Vielleicht entzündete man innerhalb dieses abgeschlossenen Raumes das Feuer durch Aneinanderreiben zweier trockener Holzscheite. Die Entstehung des Feuers durch diesen einfachen physischen Process war jenen Naturkindern jedenfalls eine unbegreifliche Wundererscheinung und daher dürfte das Feueranmachen als religiöse Ceremonie gegolten haben. Wenn man nach Entzündung der trockenen, aufgehäuften Zweige die als Abgrenzung dienenden Thonpyramiden sofort zu entfernen pflegte, dann ist es begreiflich, dass dieselben grösstenteils am Feuer getrocknet oder an einer Seite gebrannt sind. Diese Meinung scheint auch der Umstand zu bestätigen, dass selbst die getrockneten Pyramiden am Kopfe jenes X-förmige Kreuz zeigen, welches die beiden aneinander geriebenen Holzstücke symbolisirt haben mochte. Bei den Indiern ist heute noch das schiefe Kreuz das Symbol des Feuers. Für diesen Gebrauch der Pyramiden spricht auch noch die Tatsache, dass man neben den Todten deren sämmtliche Gerätschaften findet, Thonpyramiden — bilden aber wenigstens in der hiesigen Ansiedlung niemals eine Leichenbeigabe und kommen nur an Feuer-Herden vor. Auch Herr Wankel,* der Erforscher der byčiskalaer Höhle, in der man unter Metallgeräten der Hallstätter Periode auch durchbohrte Kegel fand, schreibt diesen eine religiöse Bedeutung zu. Ausser den erwähnten Pyramiden wurden noch drei ähnliche Thongegenstände gefunden, welche aber vermutlich schon eine andere Bestimmung hatten. Das eine Exemplar ist flach, elliptisch geformt, aus spreugemengtem Thon gebrannt; am Kopfe zeigt es Fingerdruck-Spuren. Das zweite Exemplar ist ebenfalls flach, aber dreieckig, schwarz, an der Aussenseite glänzend, mit seichten Furchen an den flachen Seiten. Das dritte Stück ist vollständig kegelförmig, 5 Cm. hoch, hat an der Spitze weder ein Kreuz, noch Fingereindrücke, zeigt jedoch ebenfalls nur an einer Seite Brandspuren.

In dieser unterirdischen Wohnung fanden sich noch folgende Gegenstände:

Am Herdgrunde mehrere grössere Feuerbankstücke, welche an der Basis Spuren stärkerer, angebrannter Aeste zeigen, der obere Teil ist viel härter gebrannt und sorgfältig geglättet.

Am Boden lagen einige grössere Sandsteinstücke und ein Stück Metallschlacke.

XX. 158 Einzeln zerstreut fünf Stück hart gebrannte Wirtl verschiedener Grösse.

XXI. 159 a), b) Ein gebranntes Thonstück von unbekannter Bestimmung. Am flachen Teile zieren convexe Buckeln den scharfen Winkel und am Rücken befindet sich noch ein Teil eines massiven dicken Griffes.

* Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XIII, Jahrg. 6. H. 47 S.

Ein aus Thon gebrannter Säulensockel, an dessen vier Seiten die Spuren der vier starken Aeste deutlich sichtbar sind, zwischen welche man den Lehm vor dem Brennen geklemmt hatte. Um die Lehmsäule auch in der Höhe dauerhafter zu machen, legte man schichtenweise Zweige in den Lehm und brannte dann denselben hart. *XXI. 160 a), b)*

Ein aus starkem Hirschgeweih verfertigter Schaft einer Steinaxt. Das eine Ende bildet die Geweihkrone, das andere abgehauene Ende ist horizontal durchbohrt zum Einsetzen der schmalen Steinaxt. Diese Geräte scheinen selten zu sein; ich habe unter den Funden aus den Pfahlbauten bei Mondsee. sowie in den Museen zu Prag und Stockholm nur je ein Exemplar gesehen, *XXI. 161.*

Drei flache gut gebrannte Thonringe, auf welche man Gefässe mit sehr kleiner Basis zu stellen pflegte. Durchmesser der Ringe 7·9 und 12 Cm., Durchmesser des Loches bei allen 1·5 Cm.

Drei Jaspisschaber, deren einer flach, die beiden andern aber halbkreisförmig gekerbt sind. Einer der letzteren ist 5 Cm. lang, was zu den Seltenheiten gehört.

Zwischen den Küchenabfällen zahlreiche, grösstenteils gespaltene Tierknochen.

Eine mit breccia umgebene Beinmasse.

Drei Stück unbearbeitete Hirschgeweihe.

Ein 16 Cm. langer Steinkeil.

Ein auffallend grosser und starker Eberzahn.

Ein dunkelbraunes bearbeitetes, unpolirtes Hornstück.

Einige Bruchstücke von Süsswassermuscheln.

Die Hälfte eines sorgfältig rund geschliffenen Bein-Armbandes, in dessen oberen Teil, wahrscheinlich als Zierde, vier tiefe Furchen geschnitten sind. Das Berliner kön. Museum besitzt ein ebensolches Exemplar aus Wilsleben. *XXI. 162.*

Drei gebrannte, rohe und dicke Thondeckel, mit einem sehr handsamen halbrunden grossen Griff am flachen Oberteile. Solche kommen auch unter den Szegediner * Funden vor. Je ein Exemplar befindet sich im Dresdener, im Berliner kön. und im märkischen Provinzialmuseum, doch wurden mehrere sogar in Mexiko gefunden, von wo einzelne Exemplare ins Kopenhagener Museum gelangten. Sonderbarer Weise gebraucht unser Landvolk noch heute solche Deckel und findet man sie auf jedem Provinzmarkte in dieser antiken Form. *XXI. 163.*

Ein durchbohrter, schwärzlicher Thonscherben.

Drei Steinschläger oder Hämmer, einfach gespalten und rauh.

In dieser Grube fanden sich unter den Geschirrbruchstücken, wie ich dies schon mehrmals wahrgenommen, die in Material und Form rohesten

* «Archaeologiai Értesitő» I, 4. S.

Stücke neben bei weitem vollkommeneren, so dass man kaum glauben
XXII. 164. würde, sie seien Erzeugnisse derselben Zeit. Gemalte Verzierungen kamen hier nicht vor. Ausser den rohesten Fingereindrücken ist am häufigsten die Abplattung des Randes, welche bei einwärts gebogenen Gefässen an der Aussenseite, bei auswärts gebogenen dagegen an der Innerseite geschah. An solchen Gefässen fand ich auch den an dem Rande befestigten einzelnen, hornförmigen Ansatz.

Nr. 28. In der Nähe des Westrandes der Schanze fanden wir in einer Tiefe von 2 M. am Grunde der verschlammten Humusschichte starke Tierknochen, ein sorgfältig gearbeitetes schwarzes Obsidianmesser, ein Hirschhorn-Werkzeug und einen Jaspisschaber.

Nr. 29. Durchstich des Westrandes der Schanze. Behufs Constatirung des Urbodens liess ich den oberen Rand der Schanze an einem Punkte durchstechen und überzeugte mich hier, dass man den gewachsenen Grund des Schanzenrandes nur in einer Breite von 1—2 Schritten belassen hatte, innerhalb dessen man in schiefer Linie einen sehr breiten und langen Graben herstellte, so dass die am Rande belassene Urschichte gleichsam die Schutzmauer des ausgegrabenen Platzes bildete. Daher kam es, dass ich bei der etwa 15 Schritte innerhalb des Randes befindlichen Grube Nr. 28 die Urschichte 250 Cm. tief fand, während sich oberhalb letzterer nur angetra-
XXII. 165. gener Humus zeigte. Bei diesem Durchstich fanden wir in der angetragenen Erde zwischen Knochen und kleineren gebrannten Erdklötzen ein regelmässiges, mit einer halbrunden Vertiefung versehenes Thonstück, vielleicht ein Gussmodell.

Nr. 30. In gleicher Weise liess ich auch an der Nordwestseite nicht nur den Wall, sondern auch den Schanzgraben in der ganzen Tiefe durchstechen, da letzterer hier am besten erhalten war. Einst hatte man hier auch am Rande des Plateaus einen Graben gezogen, um hinter demselben wohnen zu können. Seine Tiefe beträgt $1^1/_2$ M., doch steht seine Breite von kaum 150 Cm. hinter jener der Westseite zurück; trotzdem fand man am Grunde gebrannte Erdklötze und Thonscherben, also Spuren von Feuer. Auf Tafel III ist diese Stelle bezeichnet und ist die alte Gestalt der Schanze aus dem Querschnitte klar ersichtlich.

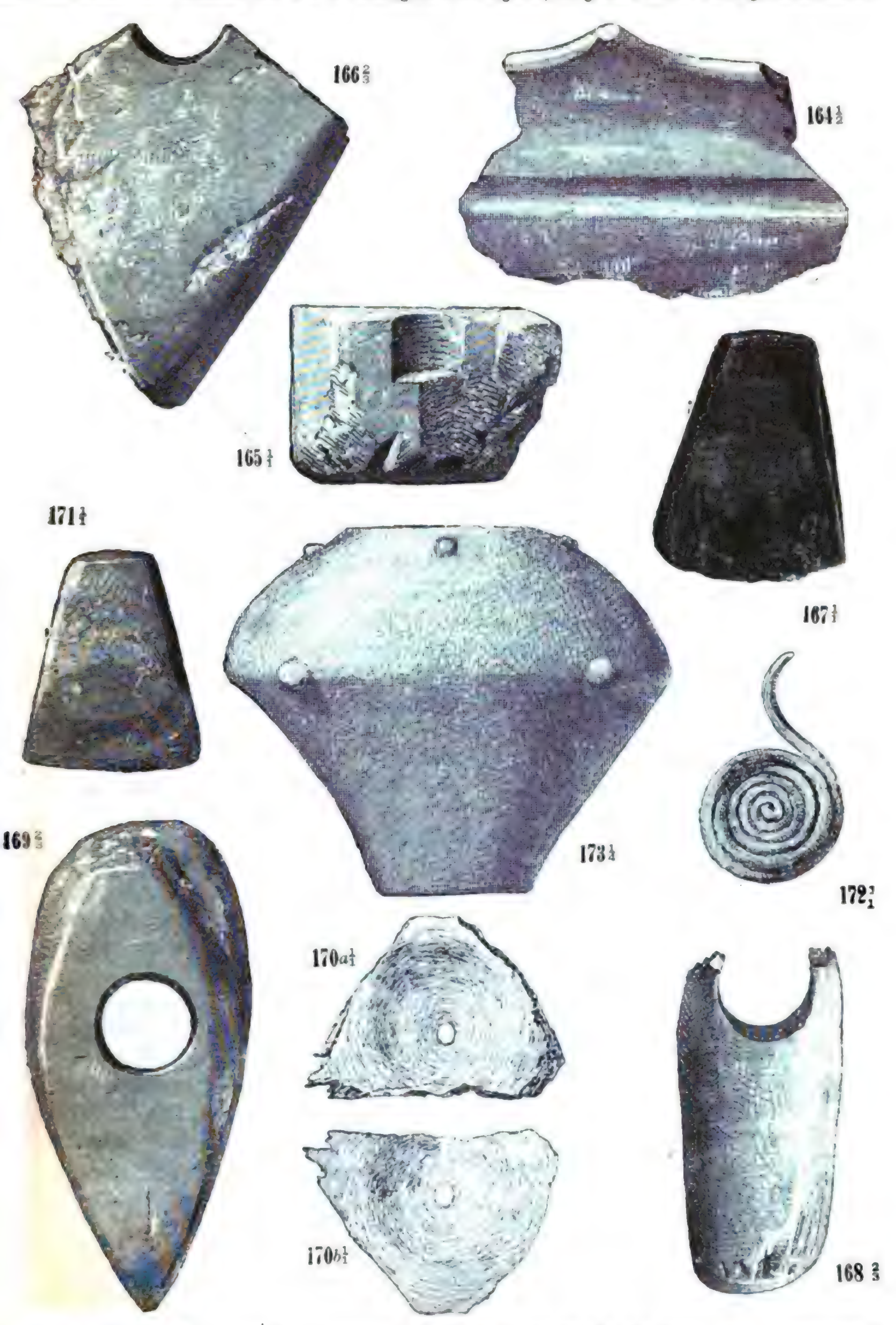
Wir entfernten aus dem jetzt verschlämmten Graben den schwarzbraunen Humus und fanden den im Löss-Grunde hergestellten Schanzgraben in seiner ursprünglichen Form. Die am Grunde desselben gefundenen Gegenstände sind doppelt wichtig zur Klärung der Frage, welcher Epoche das Volk angehört haben mag, das dieses Plateau zur Fortification umgestaltete, daher wendete ich auch den unbedeutendsten Dingen grosse Aufmerksamkeit zu. Der Fund bestand aus folgenden Stücken:

Ein viereckiger mit Kalk überzogener Stein.

Ein hartgebrannter Thonklotz ohne Spreubeimischung.

TAFEL XXII.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



164. Gefässrand. — 165. Gussform aus gebranntem Thon. (?) — 166. 167. 169. 171. Polierte Steininstrumente — 168. Beinhammer. — 170. *a) b)* Trepanirter Schädelteil. — 172. Spiralscheibe aus Bronze. — 173. Thongefäss.

Vier Knochenstücke, die Mark enthaltenden gespalten.

Ein flaches, bearbeitetes Steinstück.

Ein kleineres und ein grösseres Sandsteinstück, jedoch ohne Spur einer Bearbeitung.

Ein Sandstein, der an seinen krustigen unregelmässigen Rissen deutliche Feuerspuren zeigt; in die Rückseite ist ein schiefes Kreuz — vielleicht das Symbol des Feuers — eingekratzt.

Ein Bruchstück eines rotgebrannten, schmucklosen Gefässes mit einwärts gebogenem Rande.

Ein Stück Kalkstein, an dessen glatter Oberfläche Farbenplättchen fest angeklebt sind; gerieben geben diese eine hellrote Farbe, ohne sich vom Gestein abzulösen. Wir fanden bisher schon an mehreren Stellen Eisenoxydstücke, einzelne mit Kratzspuren, selbst als Beigaben der Todten; wir fanden ferner Marmorstücke und einen gebrochenen Steinhammer, an denen noch jetzt ersichtlich, dass sie zum Farbenreiben verwendet wurden; einzelne als Halsschmuck getragen, durchbohrte Süsswasser-Muschelstücke waren am Rücken rot gefärbt, jedoch löste sich die Farbe durch Reibung oder Waschen ab. Dies ist ein hinlänglicher Beweis der gebräuchlich gewesenen roten Bemalung oder Tätowirung; der erwähnte flache Stein dagegen zeigt, dass man aus gekratztem oder geriebenem Farbpulver einen Brei anmachte und diesen in aufgelöstem Zustande verwendete.

Nr. 31. In dem Graben am östlichen Tore der Schanze:

Einige hartgebrannte und abgeglättete Lehmanwürfe eines zerstörten Feuerherdes.

Drei gespaltene rauhe Steingeräte.

Nr. 32. Am Grunde einer kaum 28 Cm. tiefen Humusschichte, an einem zerstörten Feuerherde:

Ausgebrannte, oben geglättete Feuerbankstücke.

Drei grosse Stücke Muschelbreccie 10 Cm. dick, die obere Fläche glatt geschliffen. Diese entnahm man der tertiären Schichte und besteht sie aus einem Conglomerat von vielen Tausend Schnecken und Muscheln, deren scharfe Kanten sich zum Poliren sehr eignen.

Eine Messerklinge aus Jaspis.

XXII. 166. Die scharfe Hälfte einer aus weicherem, schwärzlichen Gestein geschliffenen, durchlochten Axt.

Nr. 33. Im Leichenfelde um einen zerstörten Herd herum:

Unter Feuerbankstücken rot gebrannte Thonscherben.

Eine grössere Menge tierischer Knochenabfälle.

Ein hellrotes Farbstück, an allen Seiten glatt.

Unter ganz groben Gefässstücken einzelne feine, schwarzgebrannte Bruchstücke mit Kalkeinsatz-Verzierungen.

Ein mittelgrosses, rot gebranntes Wirtl.

Ein trapezförmiger, an einem Ende scharf geschliffener Steinmeissel, *XXII. 167.* wie wir solche schon mehrfach fanden. Es sind dies allgemein verbreitete, Geräte. Sie kommen ausnahmslos in allen Teilen Europa's vor und besitzt jedes Museum eine grosse Anzahl derselben. Dänemark und Schweden bildet nur insofern eine Ausnahme, als sie dort in der Regel grösser und dicker und zumeist aus Silex verfertigt sind.

Das Bruchstück eines ovalen, mit grossem, rundem Loch versehenen, *XXII. 168.* polirten Beinhammers. Dergleichen wurden gefunden:

In Dobsza (Com. Abauj)* unter Steinäxten, Thonpyramiden, Ringen und anderen Beingeräten; ferner in den Ansiedlungen bei Tiszaug und Tordas (Com. Hunyad).** Im Nationalmuseum befindet sich ein leistenförmiger Beinhammer aus Szikszó (Com. Abauj), dessen Bohrloch 24 Mm. misst. Einige solche wurden in der byčiskalaer*** Höhle gefunden. Ausserdem befindet sich im Kopenhagener und im Berliner Provinzialmuseum je ein Stück. Das Stockholmer Museum besitzt mehrere, doch ist das Bohrloch bei diesen nicht rund, sondern viereckig und gemeisselt.

Fünf Stück hornförmige, senkrecht gehende, durchbohrte Gefässhenkel, an der Bruchstelle rund geschliffen.

Ein kleinerer Thonlöffel mit kurzem, durchbohrtem Stiel, wie solche schon öfter gefunden wurden.

Drei Stück längliche Silex-Nuclei, an mehreren Seiten gespalten.

Nr. 34. Im Leichenfelde stiessen wir unter einer 51 Cm. dicken Humusschichte, in einer grösseren Grube auf drei Skelette. Sie waren genau in der mit dem Angesichte östlich gewendeten, auf der rechten Seite liegenden und stark zusammengekrümmten Lage bestattet, wie die übrigen. Es war mir schon längst auffallend gewesen, dass die Gerippe stets an der Oberfläche der zweiten, gelblichen Erdschichte lagen und von schwarzem Humus bedeckt waren. Ich forschte also hier eingehender nach, in welcher Weise man die Todten bestattet haben mochte. Ich liess den Humus um die Gerippe herum auf grössere Distanz sorgsam entfernen und überzeugte mich so, dass man für die Todten keine Gräber grub, sondern sie blos auf die Erde legte und aus der Humusschichte einen grösseren Hügel über sie aufwarf, der natürlich im Verlaufe der Jahrtausende fortgeschwemmt wurde; aber auch jetzt noch bildet der Begräbnissplatz den höchsten Punkt der Schanze. Hätte man Gräber hergestellt, so würde Farbe und Härte der hineingeworfenen Erde dies gezeigt haben, wie es auch beim Schanzgraben ganz deutlich ersichtlich war. Auch E. Rivière betont, dass bei den zusammengekrümmten Skeletten bei Menton ebenfalls kein Grab hergestellt, sondern die auf

* Archaeologiai Értesitö II, 94.

** Arch. Értesitö II, B. 3 H. 294 S.

*** «Correspondenz-Blatt» XIII, 6 H. 47 S.

der blossen Erde hingelegte Leiche mit wenig Erde zugescharrt wurde: «Il semble que cet homme, de même que celui de la caverne du Cavillon, ait été inhumé sans que la terre ait été creusée pour recevoir le cadavre. Celui-ci devait être déposé, nous le repetous, à la surface du sol, peut-être recouvert d'un peu de terre empruntée à la caverne elle-meme, mais sans aucun arrangement.»*

Ueber der Brust des ersten unversehrten zusammengekrümmt liegenden Gerippes fanden sich kleine Knochen- und Schädelteile eines quer darüber gelegten Kinderskelettes.

Vor dem Gesichte des Skelettes stand eine kleine und eine dreimal grössere Todtenleuchte mit Röhrenfuss. Wie bei allen bisher gefundenen, war auch bei diesem die Schüssel durch das Gewicht der darüber befindlichen Erde zertrümmert; der Stehende Röhrenfuss war zwar ganz, zerfiel jedoch, als wir ihn ausheben wollten. Das Gefäss war schwarz, sehr schwach gebrannt mit hellroten Anstrichflecken. Das kleine, zur Kinderleiche gehörige Gefäss gelang es uns unversehrt zu bergen. Die Schüssel hat 16 Cm. Durchmesser und nahe am Rande, einander entgegengesetzt, vier Buckeln.

XXII. 169 Neben der linken Schulter des grossen, unversehrten Gerippes lag eine grosse, starke, durchbohrte, polirte Steinaxt von schwärzlicher Farbe.

In der Richtung des Gesichtes, jedoch 40 Cm. entfernt ein kleinerer, grauer, an allen Seiten Spaltflächen zeigender Nucleus; ein Bachkiesel und ein als Geräte ausgearbeitetes Hirschgeweih.

In derselben Grube befand sich ein zweites grosses zusammengekrümmt liegendes Gerippe, zwar ganz unversehrt, aber von zahllosen Wurzeln durchwachsen. Richtung und Lage waren so wie bei den bisherigen. Der Schädel ist dolichocephal wie ausnahmslos auch alle übrigen. Ober dem Gesichte lag ein kleines halbgebranntes, schwarzes Gefäss, mit nur etwas abgeflachtem Boden; auf demselben sind Buckeln in zwei Reihen angebracht, deren obere durchbohrt.

Unmittelbar neben diesem lag das dritte grosse zusammengekrümmt liegende Gerippe und zw. die Knochenteile nur 16 Cm. von einander entfernt. Der obere Teil des Schädels fehlte, neben dem Kinnbacken befand sich eine Süsswassermuschel.

Sämmtliche Knochen des Skelettes waren in natürlicher anatomischer Lage und unversehrt, nur die in Folge der zusammengekrümmten Stellung hervorstehenden Kniee waren beschädigt. Wahrscheinlich wurde die früher erwähnte Leiche später zu der letzteren bestattet und bei dieser Gelegenheit die Kniee dieser verletzt. Beide nebeneinander liegenden Gerippe hatten nur eine einzige grosse mit Röhrenfuss versehene Todtenleuchte.

* E. Riviére, «L'antiquité de l'homme dans les Alpes-Maritimes» S. 201.

Dass Familienangehörige neben- oder miteinander bestattet wurden, haben uns schon mehrere Beispiele gezeigt. Man fand häufig Erwachsene gleichen Alters, Eltern und Kinder unmittelbar neben- oder übereinander begraben, welcher Umstand ebenfalls eine Ahnung überirdischen Daseins und eine höhere Entwicklung des die sociale Basis bildenden Familienverbandes voraussetzen lässt.

Nr. 35. Im Leichenfelde ein Kindergrab. Das Skelett ist so zerfallen dass von den Knochen und vom Schädel nur einzelne Teile übrig geblieben waren. Bei Untersuchung der Schädelteile fand ich denselben trepanirt. Diese Operation wurde noch bei Lebzeiten des Kindes angewendet, da sich an den Rändern der Trepanationsstelle convexe Neubildungen zeigen. Wir finden in den Urzeiten zahlreiche Beispiele dieser Operation, wenngleich sie nicht gerade allgemein üblich war. *XXII. 170.*

Joly* erwähnt viele solche aus Algier, den Kanarischen Inseln, Mexiko, Peru und namentlich aus den französischen Dolmen.

Nach alten Historikern trepanirte man die Schädel in der Meinung, dass hiedurch der Mensch freier denken und im Augenblicke des Todes die Seele den Körper leichter verlassen könne. Auch nach dem Tode wendete man die Trepanation an, indem man ein Stück des Schädels herausschnitt, dasselbe durchbohrte und als Reliquie trug. Nach Broca wären die an verschiedenen Stellen des Schädels angebrachten Löcher nicht durch Bohrung mittelst des Trepans, sondern durch Ausschneiden mittelst scharfer Steinmesser entstanden. Die Trepanation des hier gefundenen Schädels zeigt jedoch eher Bohrung als Schnitte. Bei Lebzeiten trepanirte Schädel befinden sich im Berliner Provinzialmuseum, während das Prager Museum zwei Schädel besitzt, welche nach dem Tode trepanirt wurden.

Beigaben des verwitterten Gerippes: *XXII. 171.*

Ein lichtgrüner Steinmeissel von bekannter Form.

Fünf Stück Bodenteile winziger Thongefässe in der Grösse eines Silberguldens.

Ein kleines Exemplar der bekannten pilzförmigen Todtenleuchte mit Röhrenfuss.

Auch hier untersuchte ich genau, ob man die Todten in Gräber bestattet habe und fand abermals, dass solche unbekannt waren. Indem ich zu diesem Behufe die Grube tiefer abgraben liess, kam ich zu meiner grössten Ueberraschung kaum 23 Cm. unter dem Gerippe auf eine Aschenschichte, fast 1 Mtr. tief, welche einen grossen zerstörten Feuerherd bedeckte. In derselben fanden wir unter Asche und Kohlenresten: Feuerbankstücke, einen grossen 8·5 Cm. tiefen Thonlöffel mit durchbohrtem Stiele, zwei kleinere Jaspisklingen, Tierknochenabfälle und Thonscherben. Unter letzteren

* Joly, «Der Mensch vor der Zeit der Metalle» 102 S.

befanden sich dicke, rotgebrannte, mit Buckeln gezierte, schwarze, halbgebrannte, kleine, mit blassgrünen Körnern gemengte und rote Gefässbruchstücke vermischt. Ueberall zeigte sich an den ein- und auswärts gebogenen Ränften der Gefässe die flache Abplattung.

Nr. 36. An der Nordseite der Schanze, auf einer Fläche von einigen Quadratklaftern zerstreut:

Einige unbearbeitete Kalksteinstücke.

Ein grösseres, rotgebranntes Wirtl.

Ein als Keil gebrauchter Bachkiesel.

Zwei gebrannte, durchbohrte Thonpyramiden.

Drei in Spitz gehende senkrecht durchbohrte Gefässhenkel mit stumpf gewetzten Bruchstellen.

Ein gebrannter Geschirrhalter-Ring, Wirtl und sonstige diverse Thonscherben. An dem einen sehr groben, fast 1·5 Cm. dicken Gefässe hatte man den glatten Boden zu durchbohren begonnen.

Nr. 37. Wir begannen im Leichenfelde eine grössere Grube und fanden 45 Cm. tief, noch in der dunkelbraunen Humusschichte ein Kinderskelett, von welchem sich nur einige Schädel- und Knochenteile erhalten hatten. Etwas oberhalb der Knochen lag eine brillenförmige Bronzespirale; ringsherum Süsswassermuschelstücke und einige Kupferteilchen, wahrscheinlich von einem Ringe herrührend, da zwei Fingerknochen von grünem Patina angefärbt sind. Sodann gruben wir weiter bis zur zweiten, lichtgelben, harten Schichte, auf welcher in der Regel die Gerippe lagen und fanden wirklich 78 Cm. tiefer am Beginn der zweiten Schichte nebeneinander zwei regelrecht zusammengekrümmt liegende gut conservirte Skelette, welche nur von starken Wurzeln durchzogen waren. Den einen Schädel vermochten wir nur stückweise auszuheben, während der andere unversehrt blieb. Neben den Gerippen befand sich ein Silexschaber, einige Jaspis- und Opalstückchen und zwei zerfallene pilzförmige Todtenleuchten mit Röhrenfuss. Ausserdem waren dieselben von einer grossen Menge Geschirr umgeben, doch konnten wir nur vier Stück unversehrt ausheben, während die übrigen zerfielen. Das eine ist ganz roh, halbgebrannt, mit rundem nur etwas abgeflachtem Boden; es hat an der bauchigen Stelle 16 Cm. Durchmesser. Zwei Stück haben einen ovalen Boden und sind ebenfalls sehr roh. Das vierte und grösste, ein sehr schönes Exemplar, wie solche bei Leichen häufiger vorkommen, mit runder Oeffnung, winziger Basis und einer um die Ausbauchung laufenden Doppelreihe von Buckeln. In dem letzteren lag eine Scherbe mit Kreideeinsatz-Verzierung. Diese Art Verzierungen zeugen von Geschmack und höherer Ausbildungsstufe der Keramik, so dass man geneigt wäre, sie für Erzeugnisse späterer Epochen zu halten, auch fanden wir noch nie bei Leichen derartige kreideverzierte Gefässe. Der gegenwärtige Fall, wo wir neben dem Gerippe eine solche Verzierung in

XXII. 172.

XXII. 173.

einem sehr unvollkommenen Gefässe liegend fanden, beweist jedoch, dass selbe auch schon bei den Urvölkern gebräuchlic waren.

Neben den Geschirrstücken lagen hellrotgebrannte, mit Spreu gemengte kleinere Erdklötze. Unmittelbar oberhalb der Skelette fanden wir in der Erde einen senkrecht gehenden, spitzen, durchbohrten Gefässhenkel mit glatter Bruchstelle. Es kann dies als Beweis dienen, dass spitze hohe Henkel nur an Kochgeschirren angebracht wurden; doch waren solche bei denselben Völkern üblich, welche ihren zusammengekrümmten Todten ganz primitive, sehr schwach gebrannte mit Buckeln verzierte Gefässe beigaben. Auch Speisenreste befanden sich neben dem Geschirr, da kleinere Tierknochen dort herumlagen. Auch die:e beiden Todten hatten kein Grab, was auch der Umstand beweist, dass einzelne ihrer beigelegten Gefässe in grösserer Entfernung herumlagen. Und abgesehen davon, dass man auch an den Erdschichten keine Spur eines Grabes entdecken konnte, hat man gewiss nicht Gruben von solchen Dimensionen gegraben, um die Gefässe in grössere Entfernung legen zu können.

Es fiel jedoch auf, dass während die auf weisslich gelber Erde liegenden Gerippe einfach mit braunem Humus bedeckt waren, sich unmittelbar neben denselben auf dem lichten Grunde ein grosser runder dunkelbrauner Fleck zeigte, der sich als eine tiefe mit Humus gefüllte Grube herausstellte. Ich liess den Humus sehr sorgfältig aus dieser Grube entfernen und fand in derselben folgende Gegenstände: kleinere gebrannte Erdklötze; ein winziges Kohlenstückchen ohne Asche; einen menschlichen Augenzahn; einen kleinen schwarzen Obsidianspan; eine tierische Rippe, vier Tierknochenstücke; gespaltene Knochen; einen am oberen Teile glatten Kalkstein; zwei Silexklingen; zwei harte Thonscherben; Bruchstücke einer winzigen pilzförmigen Todtenleuchte und einen grösseren Gefässhenkel.

Die runde Grube hatte 2 M. Durchmesser und gleiche Tiefe vom Niveau der Schichte gemessen.

Nr. 38. Im Leichenfelde fanden wir in einer Tiefe von 70 Cm. eine doppelte Grabstätte. Von dem einen Gerippe waren nur wenige Knochenstücke geblieben, dasselbe hatte als Beigabe eine sehr zierliche, durchbohrte und polirte Steinaxt. Letztere ist 10 Cm. lang, 4 Cm. breit, 3·5 Cm. dick. Das unmittelbar neben diesem gelegene zweite Skelett war vom Becken bis zu den Zehenspitzen vollständig unversehrt, in regelrecht zusammengekrümmter Lage; vom Oberkörper fanden sich jedoch nur einzelne kleine Knochenteile und auch der Schädel war durch die eingedrungenen dicken Wurzeln in kleine Stücke zerfallen. Neben letzterem lagen fünf Stück Silexklingen herum. Beiden waren die gewöhnlichen, jedoch gänzlich zerfallenen Todtenleuchten beigegeben.

Unter jedem Todten fand ich bisher grössere Mengen Kalktuffstücke, welche sich aus kohlensaurem Kalk durch Ablagerung bilden, sobald die

Kohlensäure verflüchtigt. Dieses anfänglich lockere, weiche Gestein wird mit der Zeit sehr compact und hart. Es entging meiner Aufmerksamkeit nicht, dass dieser Kalktuff unter keiner Leiche fehlte; anfangs glaubte ich jedoch, die Leichen seien zufällig auf eine Stelle mit Kalkniederschlag geraten; auch die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, dass sich der Kalktuff unter der Leiche bildete. Ich forschte an mehreren Stellen in jener Erdschichte, welche den Todten zumeist als Ruhestätte diente, nach Kalktuff, fand aber keinen. Später fand ich unter einigen Feuerbänken grössere Mengen, was mir die Ueberzeugung gab, dass man mit dieser harten Masse den Grund zu den Feuerherden legte. Zum gleichen Zwecke verwendete man in der Regel den Kalktuff auch bei den Todten.

Im gegenwärtigen Grabe lagen nicht kleinere Stücke, sondern grosse breite Platten, welche unter dem Gerippe ein förmliches Becken bildeten. Der Kalktuff diente daher gleichsam zum Betten des Todten. Ein Grab war auch hier nicht zu erkennen. Nachdem aber hier die Gerippe nicht wie sonst auf der Urschichte lagen, sondern auf Humus, liess ich die Grube tiefer graben, fand dabei unter den Gerippen eine Humusschichte von nur 33 Cm. Dicke und unter dieser einen ausgedehnten Feuerherd.

Auch dies beweist, wie ich glaube, dass man die Todten nicht in Gräber legte. Es ist nämlich nicht anzunehmen, dass auf hoher Bergspitze sich auf irgend eine Weise über dem Feuerherde eine so starke Erdschichte gebildet habe, um ein hinreichend tiefes Grab herstellen und den Grund desselben auch noch durch eine 33 Cm. dicke Schichte von der den Herd bedeckenden Asche trennen zu können, welch' letztere allein noch 2 Mtr. tief ist.

Dieser tiefe, zerstörte Herd ist mit einer grossen Aschenmenge gefüllt, waswohl darauf hindeutet das derselbe lange Zeit in Gebrauch war. Geschieferte, gebrannte Erdklötze, und dicke, oben glatte Feuerbankstücke fanden sich in grösserer Menge vor. Diese waren aus mit Spreu gemengtem Thon gebrannt. In einzelne Feuerbankstücke waren aus 7 parallelen Linien zusammengesetzte mæandrische und schneckenförmige Verzierungen eingedrückt. Diese dürften die Seiten der Feuerbänke gebildet haben, nicht aber die Brandstätte, denn die Verzierung ist vollkommen unversehrt, während das Feuer sie schnell zerstört hätte, auch wäre dort eine Verzierung ganz zwecklos gewesen.

XXIII. 174, 175.

Daselbst fanden sich noch folgende Gegenstände: Ein grosser glatter Bachkiesel, an den Kanten durch Schläge ausgeschartet.

Zwei Stück an einer Seite geglättete Werksteine aus rotem Sandstein.

Ein glattes Marmorstück.

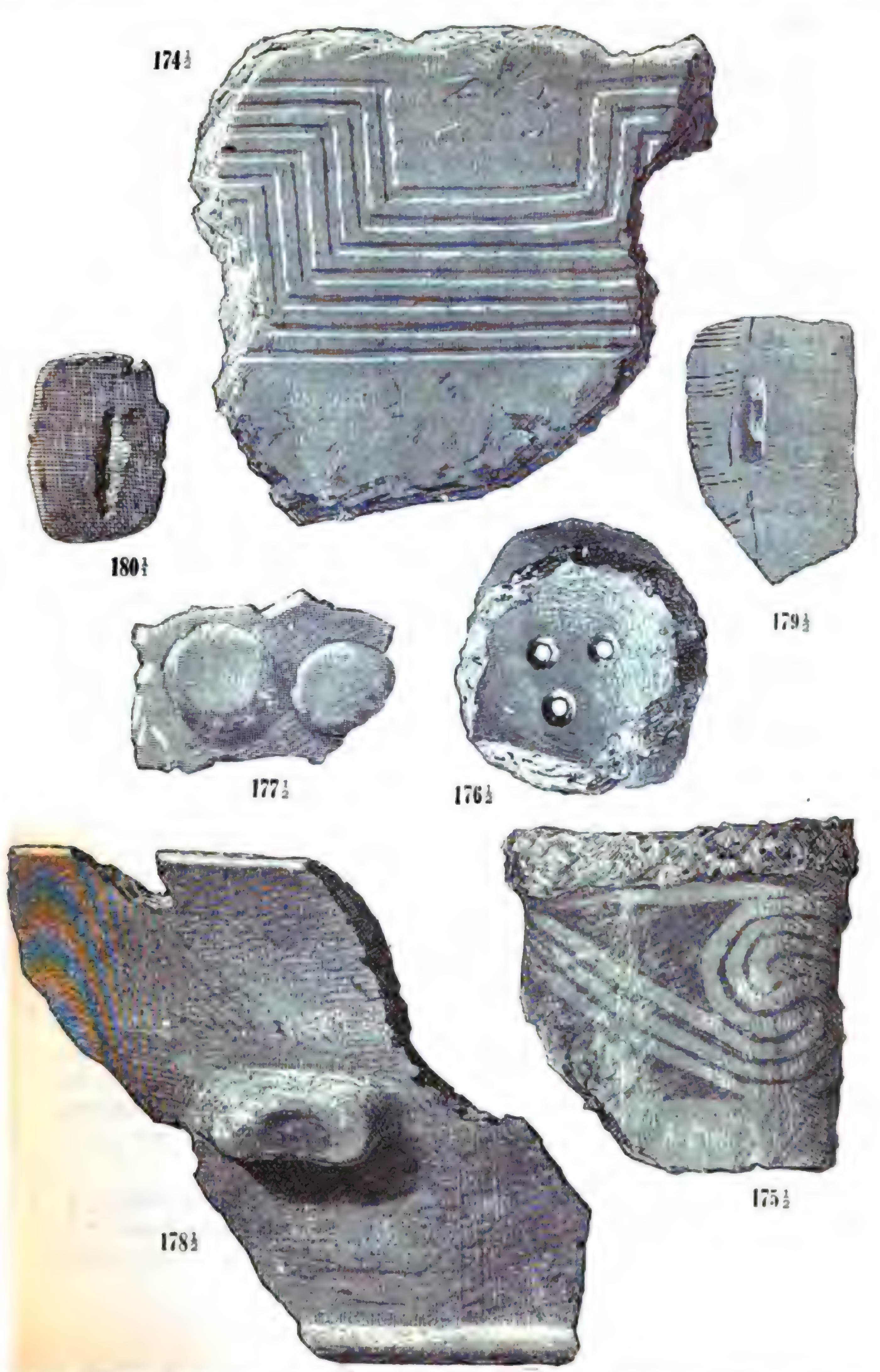
Der obere Teil eines Mahlsteines.

Bruchstucke von acht pilzförmigen Todtenleuchten, darunter zwei mit roten Flecken. An einem befindet sich zwischen zwei parallelen Bändern eine wellenförmige Linienverzierung, mit roter Farbe auf schwarzen Grund

XXIII. 176.

TAFEL XXIII.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



174. 175. Verzierte Stücke eines Feuerherdes. — 176. Durchlöcherte Todtenleuchte. — 177. Doppel-Knöpfe eines Gefässteiles. — 178. 179. Halbmondförmige Henkeln. — 180. Bronzemeissel.

gemalt. Der Tellerboden des einen ist seiherartig an drei Stellen mit linsengrossen Löchern versehen. Diese wurden nach dem Brennen gebohrt, was daraus ersichtlich, dass man die Bohrung innen und aussen begann und den inneren Teil einfach durchbrach, so dass an den äusseren Teilen der Umfang der Löcher grösser ist, als innen.

Dies ist der erste Fall, dass diese Gefässe in dieser Ansiedlung ausserhalb der Gräber vorkamen. Hier aber fanden wir sie in kaum erkennbaren Bruchstücken, während bei den aus Gräbern gehobenen Exemplaren der breite Rand der Schüssel in der Regel abbröckelte, der Röhrenfuss aber erhalten blieb. Auch Schliemann sammelte aus den Ausgrabungen in Troja zahlreiche solche Röhrenteile, ohne eine einzige Schüssel erhalten zu haben.

Elf Stück der schon mehrfach erwähnten charakteristischen, senkrechten spitzigen Gefässhenkel, wovon drei mit rund geschliffenen Bruchstellen.

Zwei flache Geweihenden, welche zum Poliren verwendet wurden.

Eine kleinere innen ausgehöhlte Geweihspitze, am dickeren Ende ist mittelst eines stumpfen, wahrscheinlich eines Steinmessers eine Furche geschnitten, um sie mittelst eines Fadens an einen Stiel befestigen zu können. Ebenso bearbeitete Geweihstücke fand man auch in Norwegen,* nur mit dem Unterschiede, dass an der dicken, gefurchten Seite noch ein kleines Loch gebohrt ist, durch welches man sie mittelst eines Nagels besser an den Stiel befestigen konnte. Als Lanzenspitzen sind solche bekannt.**

Ein dünnes, am Ende viereckig ausgearbeitetes Hirschgeweih, dessen dickes Ende durchbohrt und dessen Spitze abgebrochen ist.

Ein Hirschgeweih, dessen Zweige abgebrochen, nur das Hauptende ist zugespitzt.

Ein unversehrtes Exemplar der bekannten Löffel mit kurzem, durchgebohrtem Stiel.

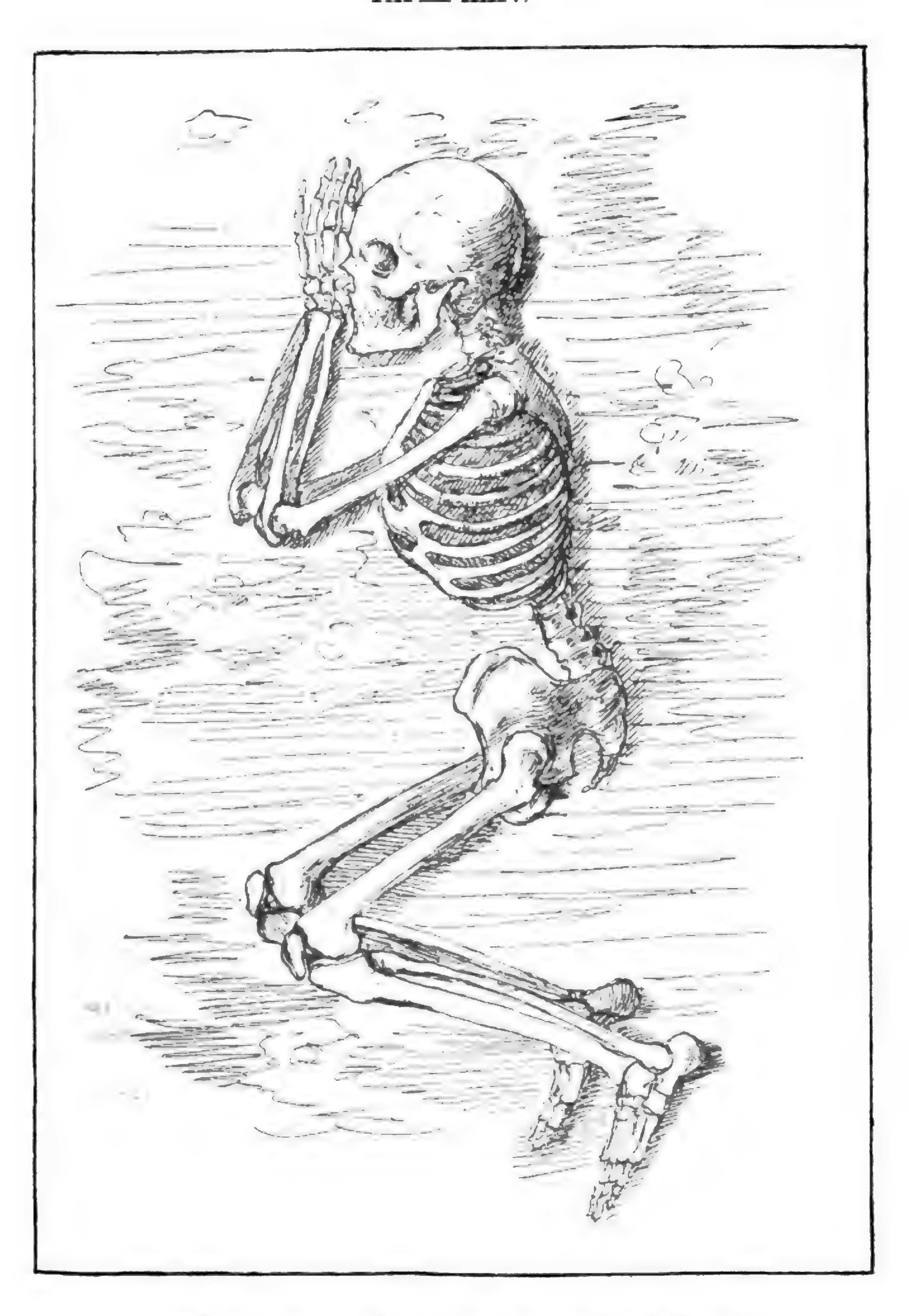
Ein spitz endender, hart gebrannter, auf schwarzem Grund rot bemalter Thonbecher, wie sich ein solcher in Grube Nr. 12 vorfand. (Vrgl. XVI. 106.)

Einige beisammen gefundene Gefässhenkel diverser Form, u. z. von grösseren Gefässen abstehende kleinere Knöpfe, welche nur als Zierrat gelten können; ebensolche, aber grösser, 2 Cm. dick, 1·5 Cm. ausladend, bequem zu handhaben; kleine, von der bauchigen Stelle winziger Gefässchen herrührende Buckeln, welche für den Faden senkrecht durchbohrt waren; dicke horizontal ausladende Knöpfe, leicht zu handhaben und senkrecht durchbohrt; ein dicker senkrechter Ansatz, horizontal fingerstark durchbohrt; zwei Stück stark an das Gefäss befestigte handsame Knöpfe mit 3 Cm.

* Congres international d'anthropologie préhistorique» Stockholm 1874 Sur le groupe arctique de l'âge de la pierre polie en Norvége. Par M. Oluf. Rygh. Tom. I. 185.

** Man vergleiche Motillet, «Musée préhistorique» XLV, 409.

TAFEL XXIV.



LAGE DER SKELETTE AUF DER LENGYELER SCHANZE.

XXIII. 177. Durchmesser, 1 Cm. von einander entfernt; ein 15 Cm. hoher, sehr roher, körniger Gefässhenkel, wie solcher schon in Grube Nr. 17 vorkam, und den *XXIII. 178.* man mit dem Daumen (dessen Spuren sich an zwei Stellen zeigten) halbmondförmig geknetet hatte. Solche haben wir schon öfter gefunden. Den kleinsten fanden wir an einem Gefässe mit Fingerdruck-Verzierungen, aber so winzig, dass derselbe nur als Verzierung betrachtet werden kann. Ein anderes Exemplar fand ich von dem bauchigen Teile eines mit eingekratzten Linien verzierten Gefässes, an welchem man den abstehenden Teil *XXIII. 179.* zwar gut anfassen kann, ich bin aber doch geneigt, denselben blos für eine Verzierung zu halten.

Auch in dieser Grube wurden in der gleichen Tiefe und an dem nämlichen Herde, wie es schon wiederholt geschah, Reste von Gefässen sehr verschiedener Beschaffenheit beobachtet. Es fanden sich darunter sowohl rohe fingerdicke Scherben mit Kalkeinlagen, als auch Scherben von sehr dünnwandigen Ziergefässen; der Thon war teils geschlämmt, teils mit Sandkörnern versetzt und zwar fanden sich im schwarzen Thone graue oder Quarzkörner, im roten Thone Kalkkörner. Diese Funde bezeugen die Mannigfaltigkeit der Keramik jener Zeit und beweisen, dass es unrichtig ist, Erzeugnisse ungleicher Vollkommenheit verschiedenen Perioden zuzuschreiben.

Fünf Stück verschiedene, aus Bein und Rippenknochen verfertigte Pfriemen, bei denen die Form des Knochens belassen und nur die Spitze geschärft wurde. — Durchbohrt ist keine einzige.

Vier Stück lange, dünne, gespitzte Pfeilspitzen, aus Bein am breiten Ende abgebrochen.

Zwei kleinere Bachkiesel, ohne Spur einer Verwendung.

Der in Folge Gebrauches abgespaltene Span einer Steinaxt.

Siebzehn Stück Messerklingen, darunter eine Opal-, zwei schwarze Obsidian-, sieben Jaspis- und sieben Silexklingen.

Zwölf Stück oben teils gerade, teils halbrund gekerbte Schaber u. z. acht aus Jaspis, vier aus Silex. Der eine Jaspis-Schaber ist auffallend schön 5·5 Cm. lang, am breiteren Ende 2·1 Cm. breit.

Sonderbarerweise fanden wir unter diesen massenhaften Stein- u. Beingeräten noch einen 2·3 Cm. langen, 1·7 Cm. breiten geschmiedeten Bronzemeissel, dessen schmäleres Ende scharf geschliffen war.

XXIII. 180. Die von H. Josef Loczka vorgenommene chemische Analyse ergab:

Kupfer	=	71.44 %
Zinn	=	5.74 „
Blei	=	23.04 „
Cobalt	=	0.10 „
Eisen	=	0.07 „
		100·39 %

Nr. 39. Ein zerstörter Herd mit folgenden Gegenständen:

Ein 3·5 Cm. breiter, 5 Cm. langer Jaspis, von welchem man breite Klingen gespalten hatte.

Ein schwerer, aus massivem Knochen geschliffener Hammer, mit 2 Cm.-gem Loch. An der Bohrstelle ist derselbe durch den Gebrauch entzwei gebrochen.

Drei regelmässige gebrannte Thonpyramiden, an der oberen Fläche mit schiefem Kreuz, doch ist der Brand nur an einer Seite derselben wahrnehmbar.

Eine, jener in Grube Nr. 27 gefundenen conforme Thonverzierung, massiv und dick. (Vergl. XXI 159 *a*), *b*)

MAURITIUS WOSINSZKY.

UND WÄR' ICH AUCH....

ALEXANDER PETŐFI.

Und wär' ich auch von wilder Flut umgrollt
Im Ocean ein traurig Wüstenland,
Wohin kein Mensch, kein Vogel ziehen wollt' —
Hätt' ich nur Dich, Du Schöne, nicht gekannt.

Und wär' ich auch am fernen Saum der Welt
In Eis erstarrt die kahle Felsenwand,
Die nie ein sanfter Sonnenstrahl erhellt —
Hätt' ich nur Dich, Du Schöne, nicht gekannt.

Und wär' ich auch im schattenlosen Süd'
Im Sonnenbrand der heisse Wüstensand,
Der seelentödtend gleich der Hölle glüht —
Hätt' ich nur Dich, Du Schöne, nicht gekannt.

Und wär' ich auch in finst'rer Mitternacht
Ein Irrgespenst, in grausen Fluch gebannt,
Das ruhelos in seinem Sarge wacht —
Hätt' ich nur Dich, Du Schöne, nicht gekannt.

Es ruhte nicht so leid- und sorgenschwer
Auf mir die strafend strenge Gotteshand,
Mein Lebenskreuz, es drückte nicht so sehr —
Hätt' ich nur Dich, Du Schöne, nicht gekannt.

Und doch, und doch .... Es wär' kein Erdensein
Und auch im Himmel fühlt' ich mich verbannt,
In lichter Höh', im ew'gen Sonnenschein —
Hätt' ich nicht Dich, Du süsses Weib, gekannt.

Ich spräche....

A. Petőfi.

Ich spräche: «Weile doch, Du Blume,
Du meine lichte Seligkeit!
Mir glüht ein göttlich Herz im Busen;
Es sei auf ewig Dir geweiht.»

Ich spräche: «Sieh', es gleicht dem Meere,
Oh sei doch seine Herrscherin!
Es ruht die allerschönste Perle:
Der Treue Perle ruht darin.»

Ich spräche: «Traue ihrem Glanze,
Sie leuchtet ewig hell und hold.»
So spräche ich und noch so manches —
Hätt' ich nur, wem ich's sagen sollt'.

Deutsch von Jakob Lichtner.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der ersten (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe am 20. Februar las Emil Ponori-Thewrewk über *Die Zigeuner-Grammatik des Erzherzogs Josef und die sonstigen wissenschaftlichen Forschungen über die Zigeuner.* Der Vortragende begann mit einigen einleitenden Worten über die hohe Wichtigkeit der Zigeunersprache für das linguistische und des Zigeunerstammes für das ethnographische Studium, welche eine ganze Reihe der hervorragendsten Gelehrten veranlasste, sich mit ihnen zu beschäftigen. Die Ungarische Akademie richtete ihr Augenmerk auf die Zigeunersprache zuerst anlässlich der Vorbereitungen zur Herausgabe des grossen Wörterbuches der ungarischen Sprache im Jahre 1836, wo sie zum Zwecke der Wortvergleichung die handschriftlichen Sammlungen von Zigeunerwörtern und grammatischen Versuchen von Alexander Ensel und Johann Smodis anschaffte. 1852 wurde Paul Bornemisza's Zigeuner-Grammatik besprochen und 1885 Andreas Györffy's Zigeunerwörterbuch begutachtet. Erst mit der gegenwärtigen Publication zog die Akademie die Zigeuner-Linguistik in ihren Arbeitskreis. Am 5. Mai 1886 unterbreitete Erzherzog Josef seine Zigeuner-Grammatik

der Beurteilung der Akademie, welche die Professoren Josef Budenz und Emil Ponori-Thewrewk damit betraute. Beide Beurteiler fanden, dass das durch seinen reichen Inhalt und durch die interessante Vergleichung der Zigeuner-Dialecte wertvolle Werk eine Zierde der heimischen linguistischen Fachliteratur bilden würde.

Der zweite Beurteiler gab ausserdem zwei Wünschen Ausdruck: erstens, dass dem Werke eine Zusammenstellung der auf die Zigeuner bezüglichen Literatur angehängt, und zweitens, dass das Werk unter der Firma der Akademie herausgegeben werde. Die von der Classe und dem Plenum acceptirten Gutachten und Wünsche wurden Sr. k. k. Hoheit am 14. Jänner 1887 übermittelt. Se. Hoheit empfing die Gutachten mit Dank und stimmte beiden Wünschen zu, bat jedoch, die Ausarbeitung des bibliographischen Anhanges und die Herausgabe des Werkes einem Fachmanne zu übertragen. Die Akademie betraute mit beiden Aufgaben den Vortragenden, unter dessen Händen die projectirte Zigeuner-Bibliographie fast zu einer Zigeuner-Encyklopädie anwuchs. Nach einer geschichtlichen Skizze der Entstehung des Buches gab Vortragender eine kurze Geschichte der zigeunerlinguistischen Studien des Erzherzog Josef. Derselbe studirte in seiner Jugend mit Eifer die orientalischen Sprachen, namentlich die aus dem Sanscrit entstandenen indischen Dialekte. 1850 fiel ihm die Verwandtschaft der Sprache der böhmischen Zigeuner mit den neuindischen Dialecten auf. Seitdem ergab er sich mit Eifer dem Studium der Zigeunerdialecte, dessen Ergebnisse er in der vorliegenden Grammatik zusammenfasste, welche nun unter dem Titel: *Czigány nyelvtan. Romano Csibákero Sziklaribe. Irta József főherczeg* im Verlage der Akademie erscheint. Se. Hoheit arbeitet gegenwärtig an einem zweiten grossangelegten Werke, einem vergleichenden Wörterbuche der Zigeunersprache unter dem Titel: «Románó ugrikánó alanengero». Beide Werke werden durch ihren Reichtum und ihre Authenticität in der Literatur der Zigeuner-Sprachwissenschaft unerreicht dastehen. Se. Hoheit sorgt aber nicht allein für seine eigenen Werke, sondern unterstützt auch die einschlägigen Forschungen Anderer. Auf seine Kosten erschien 1885 das Györffy'sche und 1886 das Sztojka'sche Zigeuner-Wörterbuch.

Hierauf skizzirte Vortragender in Kürze den Inhalt der Zigeuner-Grammatik, welche in zwölf Abschnitten die Lautlehre und Formenlehre mit durchgängiger Vergleichung der Dialecte behandelt und mit einem vergleichenden Dialect-Wörterbuch abschliesst. Der vom Vortragenden bearbeitete, «Literarischer Wegweiser» betitelte Anhang oder zweite Teil des Werkes beleuchtet in acht Abschnitten die gesammte, auf die Etymologie, Geschichte, Sprache, Poesie und Musik der Zigeuner bezügliche Literatur. Vortragender entwickelt ausführlicher den Inhalt des die Ansichten Liszt's und seiner Gegner über das Verhältniss der Zigeunermusik zu der ungarischen Nationalmusik behandelnden Abschnittes und schliesst seine Besprechung des hochinteressanten Werkes mit dem Ausspruch, dass der hohe Verfasser seitens der Akademie den höchsten Dankespreis verdient habe.

Der zweite angekündigte Vortrag Professor Iván Télfy's *über drei französische Hellenisten* unterblieb.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 6. Februar bildete den ersten Gegenstand der Tagesordnung der Antrittsvortrag des correspondirenden Mitgliedes

Dr. August Pulszky über *Die Aufgaben der Rechts- und Staatsphilosophie.* Nach einigen einleitenden Worten, in welchen Vortragender für seine Wahl dankt, führt er aus, dass, wiewohl es zweifelhaft scheinen kann, ob sich die Rechts- und Staatsphilosophie entwickelt, uns ein umfassender Ueberblick über die Vergangenheit überzeugen könne, dass das Princip der Continuität auch für die Tätigkeit des menschlichen Geistes auf diesem Gebiete massgebend sei, und dass nicht nur eine immer vollkommenere Form der praktischen Organisation, sondern auch eine immer genauere Erkenntniss der Gesetze des Zusammenseins sich stufenweise verwirklicht. Die erfolgreiche Entwicklung der abstracten Ideen fand zuerst in der griechischen Philosophie statt, welche die allgemeine Idee des Rechts, die Möglichkeit der idealen Gerechtigkeit feststellte, begründete. Die römischen Denker, besonders die Stoiker, fassten dieses Ideal auch als realisirbares auf und erhoben sich beinahe bis zur Höhe der christlichen Auffassung. Ueberhaupt führte die antike Philosophie vom Alltäglichen zur Methaphysik, das christliche Denken hinwieder kehrte von der theologischen Ontologie zur Wissenschaft zurück. Dazu bedurfte es indessen der tausendjährigen Entwicklung des Mittelalters, an deren Ende die modernen Begriffe des Rechts und der Gesellschaft in Verbindung mit dem Erwachen des nationalen Staates auftreten.

Nach Darstellung der Elemente, welche Grotius und seinen Nachfolgern als Grundlage für die Schaffung ihrer Theorie dienten, bildet die Rolle der historischen Kritik den Gegenstand des Vortrages, der sodann auseinandersetzt, wie Kant und Bentham bei veränderten Grundthesen die Rolle der naturrechtlichen Schule fortsetzten. Die neuere rechtshistorische Schule hat sich gegenüber diesen Auffassungen geltend gemacht und in unserem Jahrhundert haben sodann die übrigen socialen Wissenschaften, vornehmlich die Nationalökonomie, eine der Rechts- und Staatsphilosophie parallele Entwicklung begonnen. Die gegenwärtige Auffassung unterscheidet sich von der älteren darin, dass sie sich von der Metaphysik zurückhält und die in naturwissenschaftlichem Sinne verstandenen Gesetze des menschlichen Zusammenseins und Zusammenwirkens sucht. Diese Veränderung hat die Anwendung der vergleichenden Methode und der Einfluss der Naturwissenschaften in der Rechts- und Staatsphilosophie bewirkt. Nach einer Erörterung der Vorteile und Nachteile beider Gesichtspunkte geht Vortragender zu einer neuen Auffassung der Rechts- und Staatsphilosophie über, zu derjenigen, welche die internen socialen Kreise analysirend, auch den Staat selbst als eine Form der Gesellschaft betrachtet, und die Gesetze des staatlichen Seins überhaupt als eine Specialisirung der allgemeineren socialen Lebensprocesse auf besondere Fälle darstellt.

Hierauf hielt Dr. Ludwig Szádeczky als Gast einen Vortrag unter dem Titel: *Isabella und Johann Sigmund in Polen (1552—1556).* Ueber das fünfjährige polnische Exil der Witwe des Königs Johann Zápolya und ihres Sohnes wussten wir bisher in unserer vaterländischen Geschichte kaum etwas. Wir wussten blos, dass Isabella und ihr Sohn im Sommer 1551 zu Gunsten Ferdinand's auf Siebenbürgen und die ungarische Krone verzichteten, als Ersatz dafür von Ferdinand zwei Herzogtümer in Schlesien und hunderttausend Dukaten erhalten sollten, nach Polen gingen, und als Ferdinand seine Versprechungen nicht hielt, nach sechs Jahren im Triumph nach Siebenbürgen zurückgeführt wurden. Vortragender hat auf Grund urkundlicher Studien in Wiener und polnischen Archiven die

interessante und wechselvolle Geschichte dieser sechs Jahre verfasst. Wegen des grossen Umfanges der Studie und der Kürze der Zeit musste sich Vortragender auf die Vorlesung einiger Partien beschränken. Das hervorragendste Factum ist das Attentat gegen das Leben des jungen ungarischen Königssohnes, welches von Ferdinand gedungene Mörder in Warschau verübten, indem sie bei Nacht in sein Schlafzimmer hineinschossen, ohne ihn jedoch zu treffen.

— In der Sitzung der II. Classe am 5. März las Baron Blasius Orbán seinen Antrittsvortrag unter dem Titel: *Der Ursprung und die Institutionen der Székler.* Im Gegensatz zu denjenigen, welche die Székler für durch Ladislaus d. H. und seine Nachfolger angesiedelte ungarische Grenzwächter erklären, dies jedoch seiner Ansicht nach durchaus nicht beweisen, hält Vortragender an der auf die Darstellung des Anonymus sich gründenden Ansicht von dem hunnischen Ursprung der Székler fest. Die Ansiedlung einer halben Million Grenzwächter müsste sich urkundlich nachweisen lassen. Die sprachwissenschaftliche Argumentation der Gegenpartei scheint ihm auf schwankem Grunde zu ruhen. Von der Ansiedlung unter Ladislaus und seinen Nachfolgern müsste gerade der bald darauf lebende Anonymus wissen und würde dann unmöglich die Székler Ueberreste der Hunnen nennen können. Ein wichtiger Beweis dafür, dass die Székler bereits vor Ankunft der Ungarn in ihrem Lande wohnten, ist für den Vortragenden die von der vielfach mit feudalen Elementen versetzten ungarischen Verfassung verschiedene, rein demokratische Verfassung der Székler. Diese waren die zurückgebliebenen Wächter des Erbes Attila's und später die Verbündeten der länderwerbenden Magyaren Árpád's, nicht aber von späteren Árpáden-Königen als Wächter der Grenze an die Ostmark versetzte Magyaren. Der weitere Teil des Vortrages beleuchtete in eingehender Weise sämmtliche Institutionen der Székler.

Den zweiten Vortrag hielt Ludwig Láng unter dem Titel: *Ungarns Populationsbewegung in den Jahren 1880—1885.* Die auf Grund der Geburts- und Sterblichkeitsziffern erhobenen Ergebnisse, welche allerdings durch die Volkszählung noch eine Correctur erfahren werden, zeigen für die Jahre 1880—85 eine Zunahme von 900,000 Seelen in runder Zahl, so dass die Ziffer der bürgerlichen Bevölkerung Ende 1885 16.570,146 Seelen erweist. Verglichen mit den bezüglichen Ergebnissen des Zeitraumes 1869—1880, in welchen die grossen Verwüstungen durch die Cholera fallen, ist obiges Ergebniss recht günstig. Aber auch speziell mit Rücksicht auf die ungarische Race kann das Ergebniss als befriedigend d. h. dem landesüblichen Pessimismus nicht gemäss bezeichnet werden. Wie günstig sich aber die propagative Kraft des Volkes auch zeigen mag, dies darf uns nicht in dem Streben ermatten lassen, das Volkssanitätswesen zu regeln, um so vor der verwüstenden Gewalt künftiger Epidemien uns im voraus zu bewahren.

Den letzten Vortrag hielt Julius Pikler als Gast unter dem Titel *Die Psychologie des Glaubens an das objective Sein.* Die darin behandelte und zu den strittigsten Grundfragen der Philosophie zählende Frage lautet in gemeinfasslicher Form folgendermassen: Wenn unser Gesichtssinn farbige Oberflächen wahrnimmt oder unser Tastsinn Tastgefühle empfindet, glauben wir uns zu zwei Behauptungen berechtigt: erstens, dass ein gewisses Ding existirt, und zweitens, dass wir dasselbe, beziehungsweise dessen Eigenschaften wahrnehmen. Dagegen betrachten wir

unsere Begierden, Lust- und Schmerzgefühle, Emotionen des Zornes, Mitleids u. s. w. nicht als Wahrnehmungen objectiver Existenzen; sie sind rein subjective Vorstellungen. Woher stammt diese Unterscheidung? Warum gehen wir im ersten Falle über die blosse Vorstellung hinaus und constatiren wir ein objectives Sein? Die Antwort des Vortragenden auf diese Frage kann nicht so kurz wie die Frage selbst zusammengefasst werden, doch kann gesagt werden, dass dieselbe nicht die Reproduction einer schon bekannten philosophischen Theorie ist, sondern — obwohl in der von Locke, Berkeley, Hume und Kant inaugurirten Gedankenrichtung verharrend — eine grösstenteils neue und originelle Weiterentwicklung der bestehenden Doctrinen, ein Hinweis auf Factoren ist, deren Einfluss auf die Entstehung des Glaubens an das objective Sein bisher nicht genügend gewürdigt wurde.

— In der Plenarsitzung am 19. März erledigte die erste Classe die diesjährige Preisconcurrenz um den Teleki-Dramenpreis. Um diesen concurrirten diesmal Lustspiele und es liefen zum Termin (31. December) 14 Concurrenzstücke ein. Zu Preisrichtern wurden seitens der Akademie Anton Zichy, Albert Pálfy und Gregor Csiky, seitens des Nationaltheaters Nikolaus Feleki und Franz Náday ernannt. Die Lustspielconcurrenz fiel diesmal ziemlich traurig aus. Die Stimmen der fünf Preisrichter zersplitterten sich auf drei Stücke als die relativ besten, in der Weise, dass eine Stimme auf «Csalódások» (Täuschungen), eine Stimme auf «Régi és új» (Alt und Neu) und drei Stimmen auf «Eladó leány» (Heiratsfähiges Mädchen) entfielen. Das letztgenannte Stück weist zwar keine komischen Charaktere, aber amusante Situationen, neben flüchtiger gearbeiteten auch gut ausgearbeitete Scenen und in der Charakterzeichnung keine psychologischen Verstösse und Ungereimtheiten auf und entspricht einem der Haupterfordernisse der Preisaufgabe, der Bühnenmässigkeit, in anerkennenswertem Maasse. Dieses Stück empfiehlt denn die Mehrheit der Preisrichter-Commission der Akademie zur Preiskrönung. Dieser Antrag wird vom Plenum acceptirt, die Zuerkennung des Preises an «Eladó leány» beschlossen und der den Namen des Verfassers enthaltende Devisenbrief von dem Vorsitzenden eröffnet. Der Verfasser des Stückes ist Karl Gerő, zweiter Secretär des Nationaltheaters. Auf Antrag Paul Gyulai's wurde für die Folge die strenge Handhabung jenes Paragraphen der Preisausschreibungen beschlossen, welcher nur rein geschriebene, gebundene und paginirte Manuscripte von Concurrenzstücken als zur Concurrenz zulässig erklärt.

Auf die hiemit geschlossene Plenarsitzung folgte die Vortragsitzung der ersten Classe. Auf dem Programm derselben stand blos ein Vortrag des correspondirenden Mitgliedes Ivan Télfy unter dem Titel: *Drei französische Hellenisten und das Volapük.* Die behandelten drei Hellenisten sind Emil Egger, Emanuel Miller und Gustav d'Eichthal.

— In der Plenarsitzung am 26. März bildete den ersten Gegenstand der Tagesordnung der *Bericht über die letztjährige Karátsonyi-Dramen-Preisconcurrenz.* Um den Karátsonyi-Preis warben heuer ernste Dramen. An der Concurrenz beteiligten sich dreizehn Stücke. Mitglieder des Preisrichtercomités waren unter Paul Gyulai's Präsidium Gustav Heinrich, Albert Lehr, Karl Vadnai und der Referent Josef Bánóczi. Von den dreizehn Stücken verdienen in einer oder der ande-

ren Hinsicht einige Würdigung die sechs Stücke: *Koloman, Judith, Martyrer und Heiliger, Für das Ideal, Koppány* und *Mutter und Gattin.* Zwei Stücke sind unvergleichlich bedeutender und ragen weit über ihre Mitconcurrenten hinaus, das eine *Salomo*, durch seine poetischen Vorzüge, das andere, *Der Bekehrte*, durch seine bewegtere dramatische Handlung. Das letztere ist ein Drama in fünf Aufzügen. Es hat eine einheitlich gedachte und consequent durchgeführte Handlung mit einem psychologischen Problem, dessen dramatische Lösung es anstrebt. Es ist nicht mit Episoden durchzogen, hat nichts Ueberflüssiges. Diese Oeconomie des Baues ist sein Vorzug, aber auch seine Schwäche. Das Stück vermag, so wie es ist, sein Problem nicht durch alle fünf Acte auf der Höhe des Interesses zu erhalten. Es wird hie und da schleppend, stellenweise leer, was durch den geschickten und stimmungsvollen, oft geistreichen Dialog nicht ganz ersetzt werden kann. Ausserdem hat es Compositionsfehler, deren Nachweis das Eingehen auf Details erfordern würde.

Das andere Stück, *Salomo der Weise*, ist wirklich, was es sich nennt, ein biblisches Drama; das Sujet, die Fäden der Handlung, die Nebenbegebenheiten, die handelnden Personen und zahlreiche Wendungen des Dialogs sind der Bibel entnommen. Der Dichter verknüpft das Hohelied mit der Geschichte Salomon's. Die Handlung des Dramas wirkt mehr wie ein Märchen und das Ganze mehr wie ein Idyll als wie ein Drama. Dem möglichen Conflict weicht der Dichter sorgfältig aus. Sein Held hat nicht die Energie des biblischen Salomon. Er handelt nicht, sondern beobachtet blos; er leidet, aber kämpft nicht, sondern entsagt, wie ein enttäuschter Ritter des Mittelalters, nur dass er sich vor neuen Kämpfen nicht in das Kloster, sondern in seinen Harem rettet. Salomon ist bereits im Moment der Empfängniss seiner Liebe entschlossen, nötigenfalls zu entsagen und er hält leider Wort. Er zeigt also nicht einmal einen inneren Kampf. Selbst wirkliche menschliche Leidenschaft ist sorgfältig von ihm ferngehalten. Er ist also ganz und gar undramatisch. Ebenso wenig dramatisch ist die Heldin. Zu dem Mangel dramatischer Charaktere kommt der Mangel an Handlung und Verwicklung. Die Nebenbegebenheiten hängen mit der Haupthandlung nur lose zusammen. Doch abgesehen von dem Mangel der dramatischen Erfordernisse enthält das Stück einen seltenen Reichtum hoher poetischer Schönheit. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, dass ein Werk von so hoher poetischer Schönheit, selbst bei dem Zurückstehen der dramatischen Eigenschaften, des Preises entschieden würdig sei, stimmten die Commissions-Mitglieder Albert Lehr und Karl Vadnai *für* die Zuerkennung des Preises, die drei übrigen Mitglieder: Paul Gyulai, Gustav Heinrich und Referent Josef Bánóczi, aber *dagegen*. Das Plenum schloss sich dem Votum der Mehrheit an. Der Preis wurde für heuer nicht ausgeteilt.

Auf die Verlesung des Referats folgten die laufenden Angelegenheiten. Der Generalsecretär meldete das Ableben des correspondirenden Mitgliedes Karl Somogyi, dessen Verdienste er in einem warmen Nachruf würdigte, ferner das Ableben des Präsidenten der Belgrader Akademie, Pancsics. Auf Antrag Franz Pulszky's wird die Entsendung eines Condolenzschreibens an die Belgrader Akademie beschlossen. — Anlässlich der deutschen Reichstrauer wurde die für den April l. J. in Berlin anberaumte Versammlung des internationalen Geographischen Congresses auf das nächste Jahr verschoben. — Die Finnische Literaturgesellschaft

in Helsingfors ladet die Akademie zur Teilnahme an ihrem im Juli zu feiernden 50jährigen Jubiläum ein. Bezüglich der Vertretung der Akademie wird die I. Classe einen Antrag stellen.

— **Ungarische Geographische Gesellschaft.** In der Vortragssitzung am 22. März hielt den ersten Vortrag Dr. Gustav Thirring unter dem Titel *Neuere Beiträge zu Ladislaus Magyar's Biographie.* In dem Vierteljahrhundert, welches seit dem Tode Ladislaus Magyar's, unseres einzigen Afrikareisenden, verflossen, haben die einander auf dem Fusse folgenden Entdeckungen im dunkeln Erdteile die Tätigkeit L. Magyar's immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Er wird in seinem eigenen Vaterlande nicht genug gewürdigt und einige Kritiker des Auslandes sprechen ihm jedes Verdienst ab. Diese ungünstige Kritik findet ihre Erklärung grossenteils darin. dass bis jetzt Niemand die gesammte Tätigkeit Magyar's in Betracht gezogen hat und dass das Ausland von einem grossen Teil seiner Reisen gar keine Kenntniss hat. So ist es zu erklären, dass in neuerer Zeit in Südafrika viele Entdeckungen gemacht wurden, bezüglich welcher Magyar die Priorität gebührt, wie Vortragender mit zahlreichen Beispielen nachweist. Er betont auch, dass die Berichte der neueren Reisenden vollständig mit jenen Darstellungen Magyar's übereinstimmen, welche von einigen ausländischen Geographen scharf angegriffen wurden. Hierauf verliest er einen bisher bei uns ganz unbekannt gewesenen Reisebericht Ladislaus Magyar's, welchen dieser am 21. März 1854 aus Gambos in Südafrika dem Gouverneur der südafrikanischen portugiesischen Colonien in Benguela übersandte und welcher in portugiesischer Sprache in der Zeitschrift des portugiesischen transmarinen Rates erschien. Dieser Bericht liefert wichtige Beiträge zur Biographie Magyar's und wirft auf mehrere bisher dunkle Punkte seiner südafrikanischen Reisen ein helles Licht. Besonders interessant ist der Teil des Berichts, welcher Magyar's zweite grosse Reise in das Innere Südafrikas behandelt, von welcher wir bisher nur mangelhafte Kenntniss hatten. Vortragender bespricht diese Reise Magyar's eingehend und zeigt zugleich die Karte vor, auf welcher er aus den in Magyar's sämmtlichen (teilweise ungedruckten) Schriften zerstreuten Daten die Richtung, die Zielpunkte und die Zeit der sämmtlichen Reisen Magyar's genau bestimmt hat. Auf unseren bisherigen Karten war blos Magyar's erste Reise ersichtlich gemacht, während dessen ausgedehnte Reisen von 1851—1864 daselbst gänzlich fehlten. Vortragender beabsichtigt in Kurzem in einem grösseren Werke die wissenschaftliche Wirksamkeit Ladislaus Magyar's eingehend zu würdigen.

Hierauf hielt das ordentliche Mitglied Berthold Weiss einen Vortrag *über die handelsgeographische Mission Ungarns,* dessen Boden schon von den Römern als der Schlüssel zur Balkan-Halbinsel betrachtet wurde. Der Vortragende erörtert zunächst die Gründe, aus welchen, wie dies schon Széchenyi bemerkte, auf der unteren Donau der ungarische Handel sich nicht entwickeln könne, so dass tatsächlich unser Handel über Orsova hinaus in rapidem Rückgang begriffen ist. Der Verkehr zwischen Orient und Occident wurde durch die 150—260 Kilometer breite Kette der Alpen, die in den Gebirgen der westlichen Hälfte der Balkan-Halbinsel ihre Fortsetzung findet, seit jeher in das Donautal gelenkt und ist die Richtung der Römerstrassen, welche von Vindobona zur Balkan-Halbinsel führten und

Pannonien durchzogen, auch von den modernen Schienensträngen beibehalten worden. Die Hauptstrasse Roms nach dem Orient führte über Aquincum nach Belgrad, sie verliess hier das Donautal (welches quasi durch die Natur selbst bei dem Eisernen Tor abgeschlossen wird), durchzog das Moravatal bis Nissus, von wo sich die eine Strasse über Üsküb und das Vardartal nach Salonik abzweigte, während die andere Hauptstrasse über das Nischavatal, das Sofistko-Polje, Philippopel und Adrinopel nach Stambul führte, sich somit fast genau in derselben Linie fortzog, wie der Schienenstrang der modernen Ingenieure. Die Vorteile der geographischen Lage Ungarns wurden nicht nur von den Römern, sondern auch von den ungarischen Königen ausgenützt und haben die slavischen Völker der Balkan-Halbinsel es lange Jahrhunderte hindurch für nötig erachtet, sich auf Ungarn zu stützen, das ihnen in Folge seiner Lage als bester Stützpunkt dienen konnte. Um nun die Vorteile der geographischen Lage Ungarns zu verwerten, müssen wir die Vermittlung zwischen Orient und Occident möglichst in unseren Händen concentriren, unserer eigenen Production auf der Balkan-Halbinsel einen immer grösseren Absatz verschaffen und durch das eingehende Studium der Industriebedürfnisse der Balkanvölker unserer Industrie einen lohnenden Wirkungskreis sichern. Diese handelspolitische Occupation des Orients muss jetzt geschehen, wo die Bedürfnisse im Entstehen begriffen sind, da es später, wenn unsere sich rapid entwickelnde Industrie schon eine Ueberproduction aufweisen wird, schwer sein dürfte, die Concurrenten zu verdrängen, die sich daselbst in der Zwischenzeit festgesetzt haben werden. Von den zur Ausnützung unserer vorteilhaften Lage führenden praktischen Mitteln hebt der Vortragende namentlich Eines hervor, die Errichtung von Waarenlagern, eine Institution, durch welche das einst unter ungarischer Oberhoheit gestandene kleine Ragusa den ganzen Handel der Balkan-Halbinsel in seine Hände zu reissen und Jahrhunderte lang zu behaupten vermochte.

VERMISCHTES.

— **Minister August Tréfort** hat seinem neuesten Bande gesammelter *Reden und Briefe* ein vom 14. Februar 1888 datirtes *Vorwort* vorausgeschickt, das wir hier in vollständiger Uebersetzung folgen lassen:

»Ich hatte die Absicht, einige meiner bei festlicheren Gelegenheiten gehaltenen Reden in einem kleinen Bande zu veröffentlichen. Der Verleger der Sammlung wünschte jedoch meinen ursprünglichen Plan zu erweitern und eine grössere Anzahl meiner in den letzten sechzehn Jahren, seit ich ungarischer Minister für Cultus und Unterricht bin, gehaltener Reden und auf unsere öffentlichen Angelegenheiten bezüglicher brieflicher Enunciationen aufzunehmen, damit der Band auf diese Weise in gewisser Beziehung den Charakter eines Memoires über meine amtlichen und nicht-amtlichen Bestrebungen während der erwähnten Epoche erhalte.

»Ich habe diesem Wunsche entsprochen, — nicht als ob ich dieser Sammlung einen grossen literarischen Wert zu vindiciren geneigt wäre, oder als ob ich meine Reden für rhetorische Muster hielte; — wem die Rolle bekannt ist, welche ich

im öffentlichen Leben spielte und noch spiele, der weiss, dass ich zwar für die Form stets lebendigen Sinn besass, dass ich jedoch für die Hauptsache stets den Inhalt betrachtet habe. Niemals habe ich schönklingenden *Phrasen und Redensarten* nachgejagt; stets war mein ganzes Streben auf *positive Ergebnisse* gerichtet.

»Ich bin davon überzeugt, dass dieser Band viele lebensfähige Wahrheiten enthält, viele Ideen, auf welche ich die Aufmerksamkeit meiner Zeitgenossen zu lenken bemüht war, Ideen, welche es verdienen, das allgemeine Interesse der ungarischen Nation zu beschäftigen. Bei uns, wo neben der rasch auflodernden Begeisterung auch das schnelle Vergessen ein geradezu charakteristisches Racenmerkmal unseres Stammes ist, bei uns, im Lande des bekannten »ungarischen Strohfeuers«, ist es nicht genug, auf gewisse Wahrheiten einmal hinzuweisen, gewisse Ideen nur anzuregen, — man muss dieselben immer wieder auf die Tagesordnung setzen. Diese charakteristischen Eigentümlichkeiten unseres Volkes mögen wohl in erster Reihe — falls andere Motive nicht vorhanden sein sollten — die Sammlung und erneute Veröffentlichung der in diesem Bande vorliegenden Reden und Briefe rechtfertigen.

»Der Band enthält aus jenen Reden und Aeusserungen, welche ich während meiner sechzehnjährigen ministeriellen Amtswaltung bei der Verhandlung des Unterrichts-Budgets im Reichstage und bei anderen Gelegenheiten auch anderwärts gehalten und getan habe, dasjenige, was mir einer erneuten Veröffentlichung wert schien. Diese Reden sind in den allermeisten Fällen durch spezielle Gelegenheiten hervorgerufen, aber keine derselben enthält das Geringste, was mit meinen während dieser ganzen Epoche festgehaltenen Grundanschauungen im Widerspruche stünde. Der Band enthält auch einige andere meiner Reichstags-Reden, welche sich auf wichtigere Fragen oder Institutionen unseres Unterrichtswesens beziehen, so besonders die bei der Verhandlung des Gesetzes über den obligaten Unterricht der ungarischen Sprache und des Mittelschulgesetzes gehaltenen Reden.

»Auch die Rede habe ich aufgenommen, mit welcher ich im vergangenen Jahre die feierliche Jahressitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften eröffnet habe. In dieser Rede habe ich den Gedanken ausgeführt, dass wir stets nach dem Westen gravitiren müssen, denn wir können uns nur dann erhalten, wenn wir uns auf den Westen stützen, und habe zu zeigen versucht, dass Ungarn stets damals in günstigster Lage war, als es seine Stellung in diesem Sinne auffasste. Aus dieser Rede ergiebt sich aber unwillkürlich auch eine zweite Wahrheit, — dass man die Geschichte nicht fälschen darf und Ruhm und Herrlichkeit nicht dort suchen soll, wo weder der eine noch die andere zu finden ist, — denn die historische Wahrheit vermag uns in erster Reihe zu rüstiger Arbeit anzuspornen und zugleich uns mit der Gegenwart zu versöhnen.

»Der Grundgedanke dieser Rede steht im Zusammenhange mit der an meine Budapester Wähler gehaltenen Rede, welche ein vollständiges Arbeitsprogramm enthält. Die in dieser Rede über politische und gesellschaftliche Fragen ausgesprochenen Ansichten finde ich seitdem, durch vielfache Erscheinungen des Tages, gerechtfertigt. Dass bezüglich der Kirchengüter eine Controle notwendig sei, — habe ich damals ausgesprochen und jetzt bin ich bestrebt, diese Idee zu realisiren, wie ich auch bestrebt bin, die Congrua-Frage zu lösen und die Bischöfe zur Reform der Priester-Seminarien zu bewegen.

»Die beiden kurzen Ansprachen, mit denen ich die Sitzungen der volkswirtschaftlichen Commission bei der ungarischen Akademie der Wissenschaften eröffnet habe, weisen auf einen organischen Fehler unserer Gesellschaft hin, — auf das mangelhafte Verständniss für die Bedeutung der Industrie. In diesem Sinne müsste auf die ungarische Gesellschaft Tag für Tag eingewirkt werden.

»In den verschiedenen Briefen, welche meist an Männer, die im Dienste des Staates und der Gesellschaft wirken, gerichtet sind, habe ich nicht über private, sondern stets über allgemeine Interessen gesprochen, — über die Verbesserung des materiellen und geistigen Zustandes unserer Nation. Beinahe alle Fragen, die hier berührt sind, haben eine grosse Bedeutung für das ganze Land. So besonders, was über die Notwendigkeit, die ungarische Industrie zu fördern, gesagt ist. Wenn wir wollen, dass unsere Enkel fähig seien, sich von der Industrie des Auslandes zu emancipiren, müssen *wir* eine eifrige Tätigkeit in dieser Richtung entfalten.

»Endlich, im Anhange, teile ich eine auf dem Reichstage von 1861 gehaltene Rede, als Bild der damaligen Verhältnisse und Auffassungen, mit. An diese Rede will ich hier, zum besseren Verständnisse meiner Reflexionen, einige Bemerkungen knüpfen.

»Es war in der ersten Woche des Octobers im Jahre 1860, als ich an einem schönen Herbsttage von Bruck über Wien nach Hause reiste. In Pressburg stieg Baron Béla Wenckheim ein, mit dem ich schon damals in einem herzlichen und vertraulichen Verhältnisse stand. Wenckheim teilte mir die Entstehung des Oktober-Diploms mit; von ihm erfuhr ich auch, dass dasselbe demnächst publicirt werden sollte. Die Veröffentlichung dieses Actenstückes machte nicht die Wirkung, welche die Verfasser desselben erwartet hatten, die aufrichtig meinten oder sich doch selbst zu überreden suchten, dass diese Concessionen das Land vollständig zufrieden stellen und dass die Restauration der Comitate und die unglückliche Institution der Judex-Curial-Conferenz die durch die Gesetzgebung des Jahres 1848 geschaffenen Institutionen — die ministerielle Regierung und das parlamentarische System — in den Hintergrund drängen würden. Doch brach das freiere und Hoffnungen weckende politische Leben an, — ich selbst übernahm auf einige Monate, unter Baron Béla Wenckheim als Obergespan, das Amt eines Vicegespans im Comitate Békés, trotzdem ich im Jahre 1848 Staatssecretär gewesen.

»In den Comitaten gestaltete sich die Strömung hauptsächlich nach dem Einflusse, der Energie und der Anschauung der tonangebenden Männer und war deshalb eine sehr verschiedene, — es gab Comitate, welche die vorhandene factische Regierung sozusagen ignoriren wollten; — andere fassten die Lage nüchtern auf und erwarteten ruhig die Einberufung des Reichstages. Aber schon aus jenen Bewegungen war zu ersehen, dass es ein Fehler war, die Wiederherstellung der Verfassung mit den Comitaten und dem Reichstage zu beginnen. — Endlich Anfang April trat der Reichstag zusammen, und da die collegiale Regierung, die ja nicht einmal eine gesetzliche war, auf den Reichstag entweder keinen Einfluss ausüben wollte oder einen solchen auszuüben nicht wagte, herrschte in den ersten Tagen eine liebenswürdige Verwirrung, — bis endlich die Präsidenten gewählt wurden und die Dinge in ihr normales Geleise gelangten. Da unter den Abgeordneten nur wenige catilinarische Existenzen waren, war das Verhältniss, trotz der abweichenden Anschauungen und der verschiedenen Parteistandpunkte ein herz-

liches, — hatten wir doch sogar einen gemeinschaftlichen Klub. Der Mittelpunkt der Wirksamkeit dieses Reichstages war bekanntlich die von Franz Deák verfasste Adresse.

«Dieser Adresse und der bezüglichen Rede Franz Deák's ging der Tod Ladislaus Teleki's voraus. Dass der Selbstmord eines solchen Mannes die grösste Sensation erzeugte, das ist sehr natürlich; die Commentare blieben nicht aus, jeder suchte nach einer Motivirung und erklärte sich das Ereigniss nach seiner Auffassung. Ich will hier nicht wiederholen, was ich hierüber in meiner über Moriz Lukács gehaltenen Denkrede gesagt habe, auf welche ich einfach verweise. (*Ungarische Revue*, 1882, S. 537.)

«Endlich begann die Adress-Debatte, welche natürlich grosse Dimensionen annahm, — denn Jedermann wusste, dass nach Octroyirung der Februar-Verfassung und bei den in Wien herrschenden Anschauungen unsere Angelegenheit für diesmal noch nicht ins verfassungsmässige Fahrwasser gelangen werde.

«Ich selbst habe die hier mitgeteilte Rede am 22. Mai gehalten. Was ich sagte, waren nicht individuelle Ansichten, — es waren die Ansichten der gesammten Adresspartei.

«Man darf mich nun mit Recht fragen, ob ich die damals ausgesprochenen Ansichten auch heute noch hege.

«Auf diese Frage kann ich ohne Zögern antworten: im Grossen und Ganzen denke und fühle ich auch heute noch so und halte dieselben Ansichten, die ich im Jahre 1861 ausgesprochen, auch heute noch für die meinigen, — mit Ausnahme des über die *Personal-Union* Gesagten. So lange Oesterreich mit Deutschland verknüpft war, war zwischen Ungarn und den Erbstaaten gesetzlich kein anderes Verhältniss möglich, als das der Personal-Union; — seit aber Deutschland und das deutsche Kaisertum entstand, ist ein anderes Verhältniss, als das des Dualismus mit gemeinsamen Angelegenheiten, nicht denkbar, wenn wir nicht fortwährende Reibereien wollen, welche früher oder später unter dem Drange der Dinge zu solchen Ereignissen führen könnten, wie wir sie in den Jahren 1848 und 1849 durchlebt haben.

«Baron Josef Eötvös und wir anderen, die wir im Vereine mit ihm vor dem Jahre 1848 im Interesse der Reform und des parlamentarischen Systems wirkten, — wir glaubten, dass das Verhältniss zwischen Ungarn und den Erbstaaten nur auf Grundlage der Personal-Union geregelt werden könne, — eben in Folge jenes Verhältnisses, in welchem die Erbstaaten zu dem deutschen Bunde standen.

«Uebrigens will ich gerne gestehen und meine übrigen Freunde, wenn sie heute noch lebten, würden ebenfalls zugeben, dass die schwache Seite unseres im Interesse der Reform und des parlamentarischen Systems geführten Feldzuges eben darin liegt, dass wir das Verhältniss Ungarns zu den Erbstaaten innerhalb des parlamentarischen Systems nicht eingehender untersucht und dargestellt haben. Ich will durchaus nicht behaupten, dass wir ein fertiges Recipe gehabt hätten; aber wir haben tatsächlich auch jene Frage studirt, — doch gestatteten die damaligen Censur-Verhältnisse keine öffentliche Discussion dieses staatsrechtlichen Problems. Zu der Presse des Auslandes oder zu den Comitats-Congregationen wollten wir nicht unsere Zuflucht nehmen, — denn wir wussten wohl, dass in diesem Falle die Besprechung der ganzen Frage — nämlich auch der Reform und der

parlamentarischen Regierung — unmöglich gemacht oder doch wesentlich erschwert werden würde.

»So schliesse ich denn dieses Vorwort mit dem Wunsche, der Leser möchte diesen Band mit demselben Gefühle zur Hand nehmen, mit welchem ich denselben in die Welt schicke: *mit der wärmsten Liebe zu dem ungarischen Staate und zu der ungarischen Cultur*«.

— **Ungarns deutsche Bibliographie 1801—1860.** Schon vor Jahresfrist ist der folgende stattliche Doppelband erschienen: *Ungarns deutsche Bibliographie 1801—1860.* Verzeichniss der in Ungarn und Ungarn betreffend im Auslande erschienenen deutschen Drucke. Im Auftrage des kgl. ung. Ministeriums für Cultus und Unterricht begonnen von CARL M. KERTBENY. Fortgesetzt und mit einer wissenschaftlichen Uebersicht versehen von GÉZA PETRIK. Budapest, 1886, Universitäts-Buchdruckerei. Comm. v. Friedr. Kilian. Zwei Bände. CCXIX, 416 und 657 Seiten.

Das Werk ist in gewisser Beziehung, allerdings mit einer colossalen Lücke (an deren Ausfüllung gegenwärtig Géza Petrik arbeitet), eine Fortsetzung des in dieser Revue (1881 S. 62) kurz besprochenen KERTBENY'schen bibliographischen Buches: *Ungarn betreffende deutsche Erstlings-Drucke, 1454—1600.* Budapest, 1880).

Unterrichtsminister Tréfort hatte seiner Zeit den schon kränklichen, aber noch immer rastlos sammelnden Kertbeny mit der Ausarbeitung dieses Werkes betraut, welches durch Kertbeny's plötzlich erfolgten Tod (23. Januar 1882) Bruchstück blieb; der Verfasser hatte blos die Literatur der ersten drei Decennien aufgearbeitet und auch diese, wie Petrik's reiche und wichtige Nachträge beweisen, in ziemlich mangelhafter, unvollständiger Weise. Kertbeny hatte die einschlägige Literatur nach Decennien geordnet alphabetisch zu bearbeiten begonnen; Petrik ist von diesem Systeme seines Vorgängers, das mit mancherlei Mängeln keine irgend nennenswerten Vorzüge darbietet, mit Recht abgegangen und hat schon die Ergänzungen und Verbesserungen zu Kertbeny's Arbeit in *einem* alphabetischen Verzeichnisse zusammengefasst, die Literatur von 1830—60 aber vollständig in einheitlich alphabetischer Folge ausgewiesen. Die erschöpfende wissenschaftliche Uebersicht am Eingange der Bibliographie und das vollständige Namenregister am Schlusse des Werkes erhöhen wesentlich die Brauchbarkeit desselben, nicht minder der Umstand, dass Petrik sich nicht blos auf die Angabe des Titels der einzelnen Bücher beschränkt, sondern auch, besonders bei encyclopädischen Werken und Fachzeitschriften, auch den Inhalt (speciell den auf Ungarn bezüglichen Inhalt) der einzelnen Bände angibt.

Die in diesen beiden Bänden zusammengefasste Literatur hat keinen Anspruch auf tieferes Interesse in weiteren Kreisen. Es ist, im allgemeinsten Sinne des Wortes, zum überwiegenden Teile Tagesliteratur, d. h. heute meist veraltetes Schrifttum, das nur mehr aus historischen Gesichtspunkten Beachtung verdient. In diesem Sinne wird man aber hier manches finden, was beachtet werden darf. Die politischen, literarischen und gesellschaftlichen Bestrebungen des ungarischen Volkes in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts spiegeln sich auch in dieser deutsch geschriebenen Literatur, welche wieder ein neuer Beweis ist für die nicht

stets richtig aufgefasste und gewürdigte Tatsache, dass die Deutschen Ungarns dem öffentlichen Leben und den nationalen Bestrebungen ihres Vaterlandes stets die grösste Teilnahme entgegenbrachten und an echt-vaterländischer Gesinnung hinter den Magyaren niemals zurückstanden.

Der Culturhistoriker wird besonders in den deutschen Flugschriften aus dieser Zeit manches lehrreiche und charakteristische Material finden, dessen Verwertung bisher noch nicht stattgefunden hat.

— **Ungarische Journalistik 1888.** Nach einer Zusammenstellung des unermüdlich tätigen ungarischen Bibliographen Josef Szinnyei weist die folgende Uebersicht die Summe sämmtlicher ungarischer Zeitungen und Zeitschriften vom Beginne des Jahres 1888, im Vergleich mit dem Vorjahre aus:

	Anfang 1887	Anfang 1888	Differenz
I. Politische Tagesblätter	21	21	—
II. » Wochenblätter	41	41	—
III. Illustrirte Blätter vermischten Inhalts	5	3	— 2
IV. Kirchen- und Schulblätter	37	38	+ 1
V. Belletristische Blätter	15	13	— 2
VI. Humoristische Blätter	11	11	—
VII. Fachzeitschriften	109	110	+ 1
VIII. Nicht-politische Provinzblätter	122	130	+ 8
IX. Inseraten-Blätter	6	5	— 1
X. Journale	141	153	+12
XI. Vermischte Beilagen	31	36	+ 5
Zusammen	539	561	+22

Die erste ungarische Zeitung erschien am 1. Januar 1780 in Pressburg; in der Hauptstadt erschien das erste ungarische Blatt am 8. October 1788. Im Jahre 1830 erschienen erst 10 ungarische Zeitungen und Zeitschriften, im Jahre 1840 schon 26, in der Sturmzeit der Jahre 1848/49 mehr als die dreifache Zahl: 86. Nachdem 1850 die Zahl der ungarischen Blätter auf 9 herabgeschmolzen war, hob sich dieselbe bis 1861 auf 52 und bis 1868 auf 140 und ist seitdem in fortwährendem Zuwachse begriffen. Von den 561 ungarischen Zeitungen und Zeitschriften des l. Jahres erschienen 249 in der Hauptstadt, 311 an 124 Orten der Provinz und 1 im Auslande (in New-York). Im Vorjahre erschienen von 539 Journalen 254 in Budapest, 284 an 118 Orten der Provinz und 1 im Auslande.

Die Summe der Pränumerationspreise sämmtlicher am Beginn des Jahres 1888 erscheinender ungarischer Zeitungen und Zeitschriften beträgt zusammen 2405 fl. 45 kr. (1887: 2543 fl. 12 kr.)

Seit 1780 erschienen Alles in Allem 2568 ungarische Journale in 8663 Jahrgängen und zwar 1361 Zeitungen und Zeitschriften in der Hauptstadt und 1184 in der Provinz.

Ausserdem erscheinen in Ungarn 197 Journale in nicht-ungarischer Sprache und zwar:

	Anfang 1887	Anfang 1888	Differenz
I. in deutscher Sprache	146	126	—20
II. « slavischer «	40	39	— 1
III. « rumänischer «	30	22	— 8
IV. « italienischer «	8	6	— 2
V. « hebräischer «	1	1	—
VI. « französischer «	3	3	—
Zusammen	228	197	—31

Demnach entfällt auf 10,989 des Magyarischen mächtige Einwohner des Landes je ein ungarisches Journal, auf 14,273 Deutsche je ein deutsches, auf 71,782 Slaven je ein slavisches und auf 105,626 Rumänen je ein rumänisches Journal.

Alles in Allem erscheinen gegenwärtig in Ungarn 758 Journale, so dass auf 18,111 Einwohner je ein Journal entfällt.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Ábranyi Emil, Szabadság—Haza. (Freiheit—Vaterland. Gedichte von Emil Ábrányi.) Budapest, 1888, Pallas, 165 S.

Amtliche statistische Mitteilungen. Ergebnisse des fünfjährigen Waarenhandels Ungarns. Zusammengestellt von Alexander Varga von Tinód. Budapest, 1888, Statistisches Landes-Bureau, 4°, XXIII und 1043 S.

Ballagi Géza, A politikai irodalom Magyarországon. (Die politische Literatur in Ungarn bis 1825.) Budapest, 1888. Franklin, 947 S. — Inhalt: Die Anfänge der Publicistik. Hindernisse ihrer Entwickelung. — Das Zeitalter Joseph II. — Die Zeit Leopolds II. — Von 1792 bis 1825.

Benyovszky Móricz gróf életrajza. (Das Leben des Grafen Moriz Benyovszky, seine Memoiren und Reiseskizzen, übersetzt von Moriz Jókai.) Budapest, 1888, Ráth, 145 S. und ein Porträt.

Gesetzartikel XLV. vom Jahre 1887 über die Aenderung einiger Bestimmungen der auf Stempel und Gebühren bezüglichen Gesetze und mit Gesetzkraft versehenen Vorschriften. Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen. Budapest, 1887, Ráth 41 S.

Domanovszki Endre, Dante mint politikai író. (Dante als politischer Schriftsteller von Andreas Domanovski.) Budapest, 1888, Akademie, 20 S.

Erődi Dániel, Nova et Vetera. (Nova et Vetera. Gedichte von Daniel Erődi.) Budapest, 1888, Grill, 140 S.

Galgóczy K., Emlékbeszéd Korizmics L. fölött. (Denkrede auf das Ehrenmitglied der ungarischen Akademie Ladislaus von Korizmics von Karl Galgóczy.) Budapest, 1887, Akademie, 22 S.

Görgey István, 1848 és 1849-ből. (Aus den Jahren 1848 und 1849. Erlebnisse und Eindrücke. Urkunden und Erklärung derselben. Studien und historische Kritik von Stefan von Görgey.) Budapest, 1888, Franklin. Dritter (Schluss-Band.) 732 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Götz K., Károly Gusztáv jelentései az 1685—86-iki táborzásról. (Die Berichte des Markgrafen Karl Gustav von Baden-Durlach über den Feldzug von 1685 und 1686. Von Karl Götz.) Budapest, 1888, Kilian, 68 S.

Grünwald Béla, A régi Magyarország 1711—1825. (Das alte Ungarn, 1711—1825). Budapest, 1888. Franklin, 576 S. — Inhalt: Der Mangel eines selbständigen staatlichen Lebens. — Der Einfluss der ständischen Verfassung. — Die volkswirtschaftliche und sociale Stagnation. — Der König. — Die Hierarchie. — Die Magnaten. — Der Adel. — Bürger und Bauern. — Die auswärtigen Angelegenheiten. — Die obersten Behörden. — Das Kriegswesen. — Die Finanzen. — Volkswirtschaftliche Zustände. — Die Kirche und der Unterricht. — Gesetzgebung und Reichstag. — Das Justizwesen. — Die Administration und die Komitate. — Nationalität und Literatur. — Stimmungen und Strömungen. — Einen Abschnitt aus diesem bedeutenden Werke hat die *Ungarische Revue* in ihrem vorigen (1887) Jahrgange (S. 492—527) mitgeteilt. Eine ausführliche Besprechung bringen wir demnächst. Heute teilen wir nur jene Erklärung mit, welche der Verfasser zur Richtigstellung einer falschen Interpretation seiner Grundanschauung an den Chef-Redacteur des «Pester Lloyd» gerichtet hat. Dieselbe lautet mit Weglassung der einleitenden Zeilen:

«Ich habe den Versuch gemacht, die öffentlichen Zustände in Ungarn im XVIII. Jahrhundert zu schildern. Unsere Geschichtschreiber charakterisiren diese Periode unserer Geschichte als die des tiefsten Verfalls und brechen den Stab über den damaligen Adel, werfen ihm seinen Egoismus, sein starres Festhalten an seinen Privilegien vor und verurteilen ganze Generationen ungerechterweise, indem sie auf dieselben als Masstab die Ideale späterer Jahrhunderte anwenden, welche der Adel jener Zeit in ganz Europa nicht kannte, ebenso wenig, wie das Bügertum oder der Bauer.

«Diese Auffassung der Vergangenheit Ungarns ist einfach ungeschichtlich und eben weil ich sie für seicht und ungerecht hielt, stellte ich mich ihr in meinem Buch entgegen und führte die Ursachen des Verfalls der Nation im XVIII. Jahrhundert nicht auf den Adel, sondern auf jene grossen historischen Tatsachen zurück, welche bis jetzt in unserer Geschichtschreibung gar nicht berücksichtigt wurden. Der Verlust der staatlichen Selbstständigkeit, die ständische Verfassung, der Mangel des eigentlichen Organs einer nationalen Cultur, des Bürgertums, das fremde antinationale Königtum, welches bei uns die materielle und geistige Entwickelung hemmte und sich zu wenig für Ungarn interessirte, um eine segensreiche Tätigkeit selbst im Gegensatze zu den herrschenden Classen zu entfalten; die unglücklichen confessionellen und nationalen Verhältnisse sind die grossen historischen Ursachen des Niederganges, des Zusammenschrumpfens und Erstarrens des nationalen Lebens, denen der Adel ebenso erlag, wie die übrigen Classen der Gesellschaft, weil diese Ursachen unwiderstehlich, überwältigend wirkten. Eben weil die Nation selbst schwach, der nationale Charakter in Literatur, Kunst, Wissenschaft unentwickelt war, ist der Einzelne schutzlos dem fremden Einflusse ausgesetzt gewesen und der Adel verlor in den höheren Schichten seinen nationalen Charakter, weil er sich auf keine nationale Cultur stützen konnte.

«Ohne diese Gesichtspunkte ist unsere neuere Geschichte gar nicht zu verstehen. Der Geschichtschreiber darf ganze Classen nie verurteilen, er muss sie begreifen und verstehen, denn sie handeln immer unter dem Einflusse von grossen, unerbittlichen Gesetzen, und wer diese Gesetze kennt, wird nie mit Leidenschaft, Hass, Hohn über die Generationen längstvergangener Zeitalter sprechen, weil sich im Leben grosser Gruppen immer die Gesetze der allgemeinen menschlichen Natur manifestiren. Unsern Adel, unsere Institutionen hatten wir mit dem übrigen Europa gemeinsam, die mittelalterliche Rechtsordnung hatte überall in unserem Weltteil dieselben

Wirkungen. Das Bild, welches ich in meinem Buche male, ist der Wirklichkeit entsprechend, düster, niederschlagend; doch sind es Zustände, die im XVIII. Jahrhundert in ganz Europa vorwalteten; es war eine Rechtsordnung, die man in ganz Europa für heilig und unantastbar hielt. Es war eine fürchterliche Rechtsordnung, doch war sie nicht das Product des ungarischen Adels allein, sondern der europäischen Entwicklung. Nur Eines unterscheidet den ungarischen Adel und bildet ein Unikum in der europäischen Geschichte, dass er es war, der in Ungarn, ohne Unterstützung des verkommenen philisterhaften Bürgertums, für die demokratischen Ideen und gegen seine eigenen Privilegien kämpfte und die feudale Rechtsordnung stürzte, die nationale Regeneration Ungarns herbeiführte, ohne dass in dieser ganzen Periode ein einziger Publicist bürgerlicher Abkunft an der Agitation gegen die Privilegien des Adels und für die staatsbürgerliche Rechtsordnung teilgenommen hätte. Der Sieg der neuen demokratischen Ideen ist in Ungarn das eigenste ausschliessliche Werk des ungarischen Adels, herbeigeführt nicht im Rausche eines Augenblicks, sondern durch einen zähen, bewussten, begeisterten Kampf eines Vierteljahrhunderts.

«Dies ist meine Auffassung, welche ich in meinem Buche consequent durchgeführt habe. Eben der Glanz derjenigen Epoche unserer Geschichte, in welcher der Adel allein für die staatsbürgerlichen Ideen kämpft, dieses einzige Schauspiel einer Aristokratie, die ihrer eigenen bevorzugten Stellung im Namen höherer Ideen ein Ende machen will, reizte mich unwiderstehlich, diese interessante Bewegung in ihrer ganzen Eigentümlichkeit zu schildern, deren Resultat den ewigen Ruhm des ungarischen Adels bilden wird.»

Hódi, Páter Laurentius. (Pater Laurentius. Tragödie in fünf Akten von Hódi.) Budapest, 1888. Grill, 296 S.

Horváth Jenő, Harcászat. (Kriegskunde von Eugen Horváth von Róna. Erster Theil: Elemente der Kriegskunde. — Zweiter Theil: Angewandte Kriegskunde.) Budapest, 1888, Pallas. VIII, 261 und VII. 291 S.

Jurkovics Aladár, A szirén. (Die Sirene. Roman aus dem hauptstädtischem Leben von Aladár Jurkovics.) Budapest, 1888, Ruzicska, 160 S. — Das Erstlingswerk eines den französischen Naturalisten nacheifernden Schriftstellers, mit allen Mängeln eines solchen ersten Versuches, aber nicht ohne alles Darstellungstalent. Die Sirene ist die Kassierin eines hauptstädtischen Cafés, welche das häusliche Glück eines Husaren-Offiziers vernichtet und schliesslich ihn selbst zum Selbstmorde treibt. Der naturalistische Geschmack des Verfassers gefährdet sogar die Moral der Geschichte, was gewiss nicht beabsichtigt war.

Justh Zsigmond, Művészszerelem. (Künstlerliebe, Roman von Sigmund Justh.) Budapest, 1888, Pallas, 183 S.

Keleti Karl, Die Ernährungs-Statistik der Bevölkerung Ungarns, auf physiologischer Grundlage bearbeitet. Uebersetzung aus den amtlichen statistischen Mitteilungen. Budapest, 1887. Statistisches Landes-Bureau. 4°, V, 182, 363 S. und 19 Tabellen.

Magyar Művészek. (Ungarische Künstler. Neue Folge. Herausgegeben von Thomas Szana.) Budapest, 1888. Hornyánszky. Erstes Heft: Paul Böhm. 4°, 1—16 S. und ein Lichtdruck. — Das Unternehmen will, wie in seiner ersten Folge, die bedeutendsten im ersten Bande noch nicht behandelten, ungarischen Künstler der Gegenwart biographisch und ästhetisch darstellen und zugleich durch künstlerisch wertvolle Reproduction ihrer bedeutendsten Leistungen in weitesten Kreisen bekannt machen. Von den für diese neue Folge in Aussicht genommenen Künstlern erwähnen wir die Maler Paul Böhm, Leopold Horovitz, Karl Lotz, Paul Ivanovics, Johann Valentiny — und die Bildhauer Viktor Tilgner, Max Klein, Georg Zala und Alois Strobl als die bedeutendsten und bekanntesten, denen sich eine lange Reihe jüngerer, noch

weniger bekannter, aber begabter und der Beachtung würdiger Künstler anschliessen soll.

Ortvay Tivadar, Jeruzsálemtől Názárethig. (Von Jerusalem bis Nazareth. Reise Erinnerungen von Dr. Theodor Ortvay.) Pressburg, 1888, Stampfel, 91 S.

Pesty Frigyes, Magyarország helynevei. (Die Ortsnamen Ungarns in historischer, geographischer und sprachwissenschaftlicher Beziehung von Friedrich Pesty. Herausgegeben von der historishhen Commission der ungar. Akademie der Wissenschaften.) Budapest, 1888, Akademie. Erster Band, 447 S. — Die Bedeutung der Ortsnamen hat auch in Ungarn sehr früh zur Beschäftigung mit denselben geführt. Die ungarische Akademie hat bereits im Jahre 1837 einen diesbezüglishen Preis ausgeschrieben und denselben auch Sigmund Lenkey zugesprochen, das preisgekrönte Werk aber nicht der Veröffentlichung würdig befunden. Nach Lenkey haben sich Alexander Ensel-Résö (1862) und erst jüngst Theodor Ortvay (dieser allerdings in Beschränkung auf die Gewässer) mit der Sammlung und Erklärung der Ortsnamen befasst. Umfassender, als die bisherigen Versuche auf diesem Felde, will Friedrich Pesty in dem gross angelegten Werke, dessen erster Band 1569 Artikel enthält, das gesammte bekannte, d. h. ihm zugängliche Material nach allen Richtungen hin erforschen und aufklären und hiedurch wichtige Beiträge nicht nur zur Geschichte und Geographie Ungarns, sondern auch zur ungarischen Sprachwissenschaft liefern. Wir werden das bedeutende Buch ausführlich besprechen.

Radányi József, Jézus születésének és halálának éve. (Das Geburts- und Todesjahr Jesu auf Grund der Chronologie, von Josef Radányi.) Kronstadt, 1887, Selbstverlag, 69 S.

Régi magyar Nyelvemlékek. (Alte ungarische Sprachdenkmäler. Fünfter Band: Die Bibelübersetzung des Jordánszky-Codex. herausgegeben von Georg Volf.) Budapest, 1888. Akademie. 4°, XXXI, 110a und 930 Spalten. — Schon Gabriel Döbrentei, der erste Herausgeber der alten ungarischen Sprachdenkmäler, beabsichtigte diese erste ungarische Bibelübersetzung, ein in literar- wie sprachgeschichtlicher Beziehung ausserordentlich wichtiges Denkmal der altungarischen Literatur, zu ediren und Franz Toldy liess den Text vor nun vollen vierzig Jahren drucken. Aber erst jetzt, nach vier Decennien, tritt der Band, von Prof. Georg *Volf* ergänzt und mit einer vortrefflichen Einleitung versehen, ans Licht. Der Codex stammt aus den Jahren 1516—1519 und enthält nicht das Original, sondern nur eine Abschrift der dem Ladislaus Bátori zugeschriebenen Bibel-Uebersetzung. Dass der genannte Pauliner-Mönch, der in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts in Buda-Szent-Lőrincz ein heiliges Leben lebte, der Verfasser dieser Uebersetzung sei, ist eine unbewiesene und gar nicht wahrscheinliche Hypothese. Die Handschrift, welche aus dem alten Testamente die fünf Bücher Moses (die ersten beiden fragmentarisch), die Bücher Josua und der Richter, aus dem neuen Testamente die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, den Brief Pauli an die Hebräer, den Brief Jakobis, die beiden Briefe Petri und die drei Briefe Johannis, den Brief des Judas und die Apokalypse enthält, scheint ursprünglich im Besitze der Tyrnauer Nonnen gewesen zu sein. — Mit diesem Bande sind nunmehr sämmtliche altungarische Sprachdenkmäler in einer den Forderungen der Wissenschaft durchaus entsprechenden Weise herausgegeben.

Schiller Frigyes szinművei. (Schillers Dramen, übersetzt von Franz Tomor. I. Wallenstein, dramatisches Gedicht, erster Theil: Wallensteins Lager. Die Piccolomini.) Budapest, 1888, Lampel, 168 S. — Mit diesem Bande eröffnet Prof. Franz Tomor eine vollständige, inhaltlich wie formell getreue Uebersetzung von Schillers dramatischen Dichtungen. Die Uebersetzung des «Wilhelm Tell» war schon vor einigen Jahren erschienen.

DIE VÖLKER DES URAL UND IHRE SPRACHEN.

Vortrag in der Ungarischen Geographischen Gesellschaft.

I. Geschichtliche Einleitung.

Es gibt wohl keinen Flecken Landes auf diesem Erdrund, der das Interesse der Ungarischen Geographischen Gesellschaft in so hohem Maasse beanspruchen könnte, als das Uralgebiet. Im weiteren Sinne des Wortes verstehe ich darunter hauptsächlich jene Landstriche, die sich gegen Westen bis zum weissen Meere, gegen Osten bis über den Ob und in südlicher Richtung bis zum 56. Breitegrad erstrecken. Das Rückgrat dieses grossen Flächenraumes wird gebildet durch den Ural, dessen Gewässer in östlicher Richtung sämtlich den Ob, in westlicher Richtung dagegen die Flüsse Petschora, Mezen und Wiena (Dwina) bereichern.

Der Ob wird durch den von Süd-Osten kommenden Irtisch gespeist, der hinwiederum den Tobol in sich aufnimmt. Alle die genannten Flüsse ergiessen sich in das nördliche Eismeer und in einen Busen des Letzteren, in das Weisse Meer. Die Kama entspringt zwar nicht dem Ural, nimmt aber viele Gewässer des Letzteren auf und mündet in die Wolga. Dieselbe Richtung ungefähr verfolgt auch der Jajk, seit Katharina II. Ural benannt: ebenso wie die Wolga ergiesst auch dieser sich in das Kaspische Meer. Selbstverständlich gehören die Gegenden der Wolga und des Jajk nicht zum Uralgebiete; dennoch werden wir uns im Laufe dieser Untersuchung öfters mit ihnen befassen müssen.

Warum gerade das Uralgebiet für die Ungarische Geographische Gesellschaft von so hohem Interesse ist, das möge aus folgenden Andeutungen erhellen.

König Mathias von Ungarn erteilte bekanntlich dem Italiener Anton Bonfini den Auftrag, eine Geschichte der Ungarn zu verfassen. Bonfini geht ans Werk und schreibt in schönem Latein alles nieder, was er über den Ursprung der Magyaren vorgefunden hat: manchmal gibt er auch wohl Eigenes dazu. Er ist ja der leichtgläubige Sohn seines leichtgläubigen Jahrhun-

derts. Er glaubt es aufs Wort, dass die Hunnen, nachdem sie über den kimmerischen Bosporus herübergekommen waren, nicht nur die Gothen aus ihren Wohnstätten verjagten, sondern das ganze europäische Skythien unterjochten und das rückeroberte Pannonien nach sich selbst «Ungaria» benannten. Papst Pius II., der, wie Bonfini fortfährt, ein sehr gelehrter Mann war, stelle es in Abrede, was durch alle Geschichtschreiber einhellig behauptet wird, dass nämlich die Ungarn (Magyaren) und Skythen durch den Handel mit Marderfellen sehr berühmt geworden seien. Der heilige Vater berufe sich sogar auf einen Veroneser, der an den Quellen des Don eine ungarisch sprechende Völkerschaft vorgefunden hätte. Unserem glorreichen Könige Mathias sei dies durch sarmatische Kaufleute zur Kenntniss gebracht worden, worauf er dann in jene Gegenden Kundschafter entsendete, um den verwandten Stamm zur Uebersiedelung nach Pannonien zu bewegen, welches Land durch die fortwährenden Kriege stellenweise gänzlich entvölkert war. Es sei ihm zwar bis dato nicht gelungen: wenn ihn aber Gott erhält, werde er es noch ganz gewiss zu Wege bringen.*

Simon Kézai dedicirt seine «Gesta Hungarorum» betitelte Chronik dem König Ladislaus (dem Kumanier, 1272—1290) mit folgenden Worten: «Invictissimo et potentissimo domino Ladislao tertio, gloriosissimo regi Hungariæ magister Simon de Keza fidelis clericus eius». Dieser Simon nun gibt der ersten Heimat der Ungarn den Namen Scythien, ein Land, welches von Osten an Asien grenzt und einerseits vom Eismeer, anderseits vom Gebirge *Rif* (Ural) umgeben wird. Aus dem Gebirge Rif, — sagt Simon weiter — entspringen zwei grosse Flüsse, der Etul und die Togora. Jener ist der Don, der bei den Ungarn Etul (Etel) heisst, und der in das Meer der Alanen (in das Schwarze Meer) mündet, der andere Fluss nimmt eine nördliche Richtung, gelangt durch viele Sümpfe und Schneegebirge nach Irkania und ergiesst sich in das Eismeer. Scythien grenzt also gegen Osten an Joriana (Scitico quoque regno de oriente jungitur regnum Jorianorum) und

* Quare Unni, bello asperrimi, trajecta ad Cimmerium Bosphorum palude Maeoti, non modo sedibus Gothos rejecerunt, sed Universam Europæ Scythiam domitarunt, in repetitisque Pannoniis quieverunt, quas a se Ungarias appellarunt. Pius autem pontifex (mihi crede) doctissimus, Ungaros ab Unnis, quod omnes rerum scriptores confirmant, promanasse non patitur, pari cum Jornande tractus affectu, qui Ungaros ac Scythas pellium murinarum commercio notos fuisse scribit. Deinde Sacrosanctus ille pater cujusdam Veronensis nomen adducit, qui cum ad Tanais ortum penetrasset, gentem Ungarica lingua loquentem se invenisse dicebat. Divus quoque Matthias noster, hujusce rei non ignarus, quam a Sarmaticis quibusdam mercatoribus acceperat, legatos illuc ac exploratores misit, quibus cognatam gentem si posset in Pannoniam populis diuturno bello haud parum exhaustam alliceret: quod etsi hactenus assequi nequivit, si vixerit tamen fortasse præstabit. Bonfinius, Rerum Hungaricarum Decades. Decas I. lib. II. Edit. Car. Andr. Bel. Lipsiæ, 1771. p. 41.

umfasst drei Teile. nämlich Bascardia, Dentia und Mogoria. — In Irkania soll nach Kézai der dichte Nebel die Sonnenstrahlen verdecken und die Sonne im Juni, Juli und August täglich nur drei Stunden lang scheinen.

Eine Wiederholung dieser Schilderung finden wir im sogenannten «Chronicon pictum Vindobonense» vom Jahre 1385, ferner bei Turóczi um 1480, also zur Zeit des Königs Mathias, als Bonfinius sein gelehrtes Werk verfasste. Statt Togora schreiben beide Togota: sonst wird alles, selbst die Fabel von einem drei Stunden währenden Tage gedankenlos nachgeschrieben. Dies muss uns umso mehr Wunder nehmen, als unter König Ludwig dem Grossen über Lithauen und unter König Mathias über Moskau ganz authentische Nachrichten circulirten, somit also auch bekannt sein musste, dass der Tag daselbst im Juni, Juli und August länger andauert als bei uns. Hieraus nun konnte wenigstens Turóczi folgern, dass in Irkania, jenem angeblich am Eismeer gelegenen Lande, der Tag zu Sommerszeiten noch viel länger sei.

Von den gewöhnlichen Chroniken unterscheidet sich der Anonymus des Königs Bela (Anonymus Belæ regis notarius). Bei diesem heisst die scythische Heimat der Ungarn Dentumoger, welches Land sich angeblich vom Eismeere bis zum Schwarzen Meere erstrecke (finis cuius ab Aquiloni parte extenditu usque ad Nigrum pontum) und im Rücken durch den Don (Tanais) begrenzt sei. Es gebe dort sehr viele Sümpfe und so viele Zobel, dass nicht nur Adlige und Nicht-Adlige, sondern auch gewöhnliche Hirten in zobelverbrämten Kleidern einhergehen. Auch wohnten die Leute (also auch die ersten Magyaren) nicht in künstlich gebauten Häusern, sondern in Zelten aus härenem Zeuge. Sie leben von Wild und Fischen, essen Honig und trinken Milch, und haben zahlreiches Vieh. Ihre Kleider sind aus Marder- und anderen kostbaren Tierfellen.

Weder die Chroniken, noch der Anonymus hatten eine Ahnung von der Entdeckungsreise der Dominikaner, deren Beschreibung durch den ungarischen Piaristen Josef Desericius aus der Vaticana ans Tageslicht gefördert wurde, und zwar in demselben Jahre (1746), in welchem der Anonymus Belae regis Notarius zum ersten Male in Schwandtner's «Scriptores rerum Hungaricarum» erschien.

Der im Jahre 1215 durch Papst Honorius anerkannte und approbirte Orden der Dominikaner bemühte sich hauptsächlich um die Bekehrung der Heiden. Ungarische Dominikanermönche waren es, welche die frühere Heimat der Ungarn erforschen wollten, um die dort zurückgebliebenen Brüder zum christlichen Glauben zu bekehren. Auf Kosten des Königs Béla IV. machten sich vier Mönche auf den Weg, um die Spur eines gewissen Otto, der schon früher dort gewesen, verfolgend, jenes rätselhafte Land aufzusuchen. Ihr Weg führte sie von Konstantinopel an die nördliche Küste des Schwarzen Meeres nach ‚Sicchien‘. Endlich nach vielen

Mühsalen glückte es dem Julianus (zwei seiner Gefährten kehrten zurück, der dritte starb unterwegs) in Gross-Bulgarien eine Ungarin anzutreffen, deren Weisungen ihm in das jenseits der Wolga liegende Land der Ungarn verhalfen, wo «omnino habebant Ungaricum idioma et intelligebant eum, et ipse eos.» Gleichzeitig erfuhr er aber auch, dass die Tartaren oder Mongolen «contra Allemanniam vellent ire.» Er kehrte daher mit der doppelten Nachricht, dass er die Ungarn gefunden und dass der Feind im Anzuge sei, nach Hause zurück, indem er zu Johannis (am 21. Juni 1237) aufgebrochen war und zwei Tage nach Weihnachten wieder die Pforten Ungarns betrat (Ungariæ portas intravit). Auf dem Rückwege durchschiffte er auf der Wolga fünfzehn Tage lang das Land der Mordwanen (Mordwinen), während er durch Ruthenien (Russland) und Polen seinen Weg zu Pferde zurücklegte.* Das von Julian entdeckte Land wird in den Reisebüchern des XIII. Jahrhunderts öfters unter dem Namen Magna Hungaria und als östlich von Magna Bulgaria liegend erwähnt. Nachdem aber die Mordwinen zu Bulgarien gehörten, und unter der Herrschaft der Wolgaer bulgarischen Fürsten standen, müssen wir uns jenes «Gross-Ungarn» in der nordöstlichen Nachbarschaft Bulgariens denken.

Wenden wir uns nun um beiläufig vierhundert Jahre zurück bis zum Jahre 836. Damals, unter Kaiser Theophilos, regierte in Makedonien als Statthalter ein gewisser Kordyles. Seinen Sohn mit den makedonischen Gefangenen jenseits der Donau zurücklassend, ging Kordyles nach Konstan-

* Ueber die Mordwinen (Mordwanen) äussert sich Julianus in folgender Weise: «Isti a prophetis suis accipientes, quod esse debeant Christiani, miserunt ad ducem Magnæ Landameriæ, quod eis mitteret sacerdotem, qui ipsis baptismum conferret. Qui respondit: Non meum est hoc facero sed Papæ Romanorum: prope enim est tempus, quo omnes fidem Ecclesiæ Romanæ debemus suscipere, et ejus obedientiæ subjugari». Bei Magna Laudameria ist hier an das Fürstentum Gross-Wladimir zu denken. Vor dem moskauischen Fürstentume nämlich sind in Folge der Teilung des Hauses Rurik in östlicher Richtung drei russische Fürstentümer entstanden: Susdal, Wladimir und Rostov. Moskau selbst wurde im Jahre 1147 durch den Fürsten zu Kiew, Georg Dolgorucki Wladimirovits gegründet, und der jüngere Bruder des Alexander Newski tritt im Jahre 1248 als erster Fürst von Moskau auf. Später, im Jahre 1328, wurde Moskau zur Hauptstadt, nachdem die Fürstentümer Susdal, Wladimir und Rostow mit einander verschmolzen worden. Bei Julians Rückkehr im Jahre 1237 war Moskau noch kein Fürstentum, folglich war das Fürstentum Wladimir in unmittelbarer Nachbarschaft der Mordwinen.

Julian's Erzählung, das sogenannte «Factum Magnæ Hungariæ», wurde zuerst in Desericius Werk «De initiis et majoribus Hungarorum» vom Wesprimer Bischof Biró herausgegeben, Budæ, 1748. Tom. F. 169—176. Später erschien dieselbe in Fejér's Codex Diplomaticus, in Endlicher's «Monumenta Arpadiana» und in Theiner's «Vetera Monumenta Hungariam sacram illustrantia» Tom. I. Romæ, 1859. In ungarischer Uebersetzung wurde Julian's Erzählung mitgeteilt von Karl Szabó in den «Quellen zur Geschichte Ungarns» (Magyarország történetének forrásai) II. Pest, 1861.

tinopel, um dem Kaiser einen Plan vorzulegen, wie man jene Gefangenen zurückführen könnte, die unter Wladimir, dem Sohn des Krumus, durch die Bulgaren fortgeschleppt wurden. Letztere wollten jedoch die Rückgabe der Gefangenen verhindern und wandten sich an die *Ungren* um Hilfe. Unterdessen kamen die Schiffe aus Konstantinopel an, um die Gefangenen fortzuführen. Die Hunnen aber kamen plötzlich in grossen Massen herbei, und erklärten den Makedonen, sie könnten gehen, wohin sie wollen, wenn sie ihr Hab und Gut zurückliessen. Die Makedonen antworteten mit den Waffen in der Hand und verjagten die Turken. — Diese Angabe finden wir bei Leo Grammaticus, dessen Werk mit dem Jahre 1013 endet, und der ein Zeitgenosse Stephans des Heiligen war. * Hier also, im Jahre 836, werden die Ungarn zuerst erwähnt, und zwar unter drei verschiedenen Benennungen: *Ungren, Hunnen* und *Turken.* Woher sie aber gekommen waren, darüber lässt uns Leo Grammaticus im Unklaren.

Wenn wir noch um dreihundert Jahre zurückgreifen, und bei dem Jahre 536 stehen bleiben, tritt uns Jordanis oder Jornandes entgegen, auf dessen Zeugniss Pius II., wie aus Bonfini ersichtlich, seine Ansicht über den Ursprung der Ungarn gründete. »Jenseits des Schwarzen Meeres (supra mare Ponticum) lagern die Bulgaren, die durch unsere Sünden gar sehr bekannt wurden, bemerkt Jordanis. Ober ihnen hausen die tapferen Hunnen, deren zahlreicher Stamm sich in Ultziagiren und Saviren teilt. Die Ultziagiren wohnen neben dem Chersonnes, den die Kaufleute aus Asien mit ihren Waaren besuchen; sie ziehen von einem Ort zum anderen, wie es die Bedürfnisse ihrer Heerden bedingen. Im Winter nähern sie sich dem Pontus. Die Hunuguren aber sind darum so bekannt, weil der Handel mit Marderfellen von ihnen ausgeht (Hunuguri autem hinc sunt noti, quia ab ipsis pellium murinarum venit commercium). Von vielen tapferen Völkern gefürchtet, wohnten sie Anfangs neben der Maeotis, dann in Moesien, Thracien und Dacien, zuletzt, wie wir lesen, wieder in Skythien.« ** Diese Angaben des Jordanis sind zwar ziemlich confus; doch kann man hier unter Hunuguren nur die Hunnen verstehen, denn aus dem, was Jordanis sagt, lässt sich nicht das Geringste auf den Ursprung der Ungarn beziehen.

Vor Kurzem entdeckte der russische Gelehrte D. A. Chvolson Aufzeichnungen, die aus der Feder des arabischen Schriftstellers Abu-Ali Achmed ben Omar Ibn Dasta herrühren, und in denen die Zustände des IX. Jahrhunderts bei den Chosaren, Burtasen, Bulgaren, Ungarn, Slaven und Russen geschildert werden. Der Inhalt dieser Schrift ist in Kurzem folgender:

* Leo Grammaticus. Bonner Ausgabe, pp. 233, 234.

** Jordanis de Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis. Ed. Closs, Stuttgart, 1861. p. 29—39.

»Das Land der Chosaren liegt zehn Tage Weges vom Lande der Petschenegen entfernt. Die Strecke zwischen beiden ist bald mit Wäldern bewachsen, bald eine sumpfige Steppe. Die Hauptstadt heisst Sara-Sen, eine andere ihrer Städte Hab-Neta (an dem Flusse Itil oder Wolga). Im Winter wohnen sie in ihren Städten, ziehen jedoch bei Beginn des Frühlings auf die Puszta hinaus und verbleiben daselbst bis zur kälteren Jahreszeit.

»Das Land der Bulgaren grenzt an jenes der Burtasen. Jene wohnen an den Ufern des Itil, welcher sich in das chosarische (kaspische) Meer ergiesst und die Länder der Slaven und Chosaren durcheilt. Der König heisst Almus, der sich zum Islam bekennt. Das Land der Bulgaren ist von Sümpfen und dichten Wäldern durchzogen. Sie werden in drei Stämme geteilt, u. zw. in Berzulen, Esegelen und Bulgaren. Sie stehen in Handelsbeziehungen mit den Chosaren und Rossen, die an den Ufern des genannten Flusses wohnen. Namentlich die Rossen suchen sie mit ihren Waaren auf, so mit Marder- und Zobelfellen und vielem Anderen.

»Zwischen dem Lande der Petschenegen und Esegelen befindet sich der erste Teil des ungarischen Gebietes. Die Ungarn sind türkischen Ursprungs; sie wohnen in Zelten und ziehen je nach der Ergiebigkeit ihrer Viehweiden von einem Orte zum andern. Ihr Land ist ausgedehnt; von einer Seite stösst dasselbe ans römische (schwarze) Meer, in welches zwei grosse Ströme einmünden. Der grössere heisst Dsejhun. An den Ufern dieser beiden Flüsse halten sich die Ungarn auf. Bei Anbruch der kalten Jahreszeit nähern sie sich kürzesten Weges dem Flusse und treiben Fischerei, so lange der Winter anhält. Im Gebiete der Ungarn gibt es sehr viele Waldungen und Gewässer; der Boden ist durchtränkt; man findet aber auch viel fruchtbares Land. Ihrer Religion nach sind sie Götzendiener. Sie herrschen über alle benachbarten Slaven, legen ihnen drückende Steuern auf und behandeln sie wie Kriegsgefangene. Zu Zeiten brechen sie in das Gebiet der Slaven ein, und schleppen die erbeuteten Gefangenen in einen Hafen des römischen Meeres, nach Karch, wo ihnen die griechischen Kaufleute schon entgegenkommen, um für ihre menschliche Waare griechische Producte, Sammt und bunte Teppiche einzutauschen.»

Aus diesem wertvollen Bericht erhellt, dass die Chosaren in der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts an den südlich gelegenen Ufern der Wolga wohnten, (in Folge dessen auch das kaspische Meer den Beinamen des »chosarischen» erhielt), und dass ihr Land gegen Norden zu, ebenfalls an den Ufern der Wolga, das Gebiet der Bulgaren berührte. Da Ibn Dasta sagt, dass zwischen den Chosaren und Bulgaren zehn Tage Weges liegen, das Land der Bulgaren aber auf beiden Seiten der Wolga, etwa bis zur Mündung der Kama, in nördlicher Nachbarschaft der Chosaren sich befindet; müssen wir uns die geographischen Verhältnisse in der Weise vorstellen, dass die Petschenegen ein gutes Stück nordöstlich von der Wolga wohnten,

der erste Teil des Ungarnlandes hingegen zwischen den Esegelen und Petschenegen, vielleicht an den Ufern der Flüsse Kama und Vjätka zu liegen kam. Der andere grössere Teil des ungarischen Gebietes zog sich bis an das römische oder schwarze Meer hin, und zwar jenen zwei Flüssen entlang, von denen der grössere bei Ibn Dasta unter dem Namen Dsejhun erwähnt wird. Dieser Fluss ist bekanntlich der in den Aral-See einmündende Amu-Darja; der Dsejhun des Ibn Dasta, welcher sich ins römische Meer ergiesst, kann also nur der Dnjeper sein, — der Don kommt hier nicht in Betracht, da das Land der Chosaren bis dorthin reicht, — der andere, kleinere Fluss aber ist der Dnjester. Der Hafen, wo die Ungarn ihre Gefangenen zu Markte brachten, ist vermutlich das alte *Carcira*, in welcher Form man die Stadt *Karch* des arabischen Schriftstellers wiedererkennt. Nach alledem müssen wir erklären, dass sich der andere Teil des ungarischen Gebietes, nach dem Bericht des Ibn Dasta, in westlicher Nachbarschaft der Chosaren, sowohl gegen Westen, als gegen Norden bis zu unbestimmten Grenzen erstreckte.

Wir haben gesehen, dass die Ungarn, nach Angabe des Leo Grammaticus, im Jahre 836 durch die Bulgaren herbeigerufen wurden, um die nach dem heutigen Rumänien geschleppten makedonischen oder griechischen Gefangenen zurückzuhalten, auch konnten wir uns überzeugen, dass die Letzteren unter der Regierung des Bulgarenfürsten Wladimir dahingebracht wurden. Die hier erwähnten Bulgaren sind nämlich keine Anderen, als jene, im alten Moesien um 678 ansässig gewordenen und sehr bald zur Macht gelangten, sogenannten moesischen Bulgaren. Sie lagerten zu Jordanis' Zeiten noch an den Ufern des Pontus (schwarzen Meeres) in der Nähe des Don; dann gegen 558 wurden sie von den Avaren unterjocht, schüttelten unter Fürst Kubrat oder Kuvrat um 634 das Joch der Avaren ab und wurden unter den fünf Söhnen des genannten Fürsten in eben so viele Lager gesondert. Der älteste, Batbajas, verblieb im ererbten Lande, zwischen Don und Wolga; der zweite, Kotragos, passirte den Don und liess sich seinem älteren Bruder gegenüber nieder. Der dritte, Asparuch, ging über den Dnjeper und Dnjester, und hielt auf seinem Zuge in Onglus, (im Winkel) nördlich von der Donau inne. Der vierte kam nach Pannonien unter die Herrschaft des Avarenkhagans. Der fünfte endlich occupirte die neben Ravenna gelegene Pentapolis, unter der Oberhoheit eines christlichen Königs. So wird uns die Sachlage von einem griechischen Schriftsteller, Theophanes, dargestellt, und seine Erzählung weist so recht auf die Beweglichkeit der Bulgaren und überhaupt der wandernden Völker hin.

Die Bulgaren des Batbajas und Kotragos wurden hernach durch die, immer weitere Gebiete behauptenden Chosaren nach Norden gedrängt, dorthin, wo wir dieselben nach der Beschreibung des Ibn Dasta im IX. Jahrhunderte finden. Asparuch wagte aus seinem Winkel (Onglos) heraus öfters Einfälle in das Reich der griechischen Kaiser. Constantinus Pogonotus suchte

ihn in seinem Neste auf, wurde aber aufs Haupt geschlagen, und brachte seine Verfolger, die Bulgaren, sozusagen auf seinem Rücken an das rechte Donauufer hinüber, wo sich dieselben im Jahre 678 ansässig machten und ihr Gebiet sehr bald bis zum Hæmus oder Balkan ausbreiteten. So entstand die Macht der moesischen Bulgaren, die den griechischen Kaisern besonders unter Krumus gefährlich wurde. Krumus' Nachfolger war Wladimir, zu dessen Zeiten, um das Jahr 836, die Ungarn das erstemal bei der Donau erscheinen. Sonach wären die Ungarn von den Gegenden des Dnjester und Dnjeper zur Donau gekommen, und folglich müssen wir annehmen, dass sie von jenen Wohnstätten, in denen sie Ibn Dasta findet und beschreibt, schon um das Jahr 836 Besitz ergriffen hatten. Es fragt sich nur, woher sie in letztere Gegend gekommen?

Darüber finden wir bei Constantinus Porphyrogennetos annähernd genaue Aufklärung. Constantinus schildert sein Reich um das Jahr 945, und kennzeichnet gleichzeitig das politische Verfahren, welches die Kaiser angesichts der nördlichen Barbaren, besonders der Petschenegen, Turken (Magyaren), Chosaren, Rossen und anderer Völkerschaften zu befolgen haben.* «Mit den Petschenegen müssen wir im Frieden leben, sagt der Kaiser; man soll ihnen Gesandte zusenden und gebührliche Geschenke schicken, und ebenso ihre Abgesandten und Geisel in Konstantinopel gehörig empfangen. Denn das Volk der Petschenegen wohnt sehr nahe zur Stadt Cherson, die ihren Angriffen ganz und gar ausgesetzt ist: auch sind dieselben die unmittelbaren Nachbarn der Rossen, die von ihnen Pferde, Hornvieh und Schafe kaufen. Die Rossen werden nur allein durch die Petschenegen gehindert, in die benachbarten Provinzen und in die Umgegend von Konstantinopel einzufallen.

«Auch von den Turken (Magyaren) werden die Petschenegen gefürchtet. Wenn also der Kaiser mit Letzteren in Frieden lebt, können dem Reiche weder die Rossen, noch die Turken etwas anhaben; ja in diesem Falle dürfte der Kaiser sogar den moesischen Bulgaren gefährlich werden, die (auf einen Wink des Kaisers) von den Petschenegen angegriffen werden können.»

Nach dieser allgemeinen Schilderung der politischen Lage wirft Constantin einen Rückblick auf die Vergangenheit:

«Die Petschenegen lagerten ehedem zunächst den Flüssen Atel und Geich (Jajk), und hatten die Mazaren und Uzen zu ihren Nachbarn.» — Die Uzen sind ein, später unter dem Namen «Kumanier» bekannt gewordenes Volk, das sich damals ebenfalls am Flusse Geich (Jajk), vielleicht östlich von den Petschenegen, aufhielt. Ueber die Mazaren ist nichts bekannt. Indem aber dem Ibn Dasta das Wort «madsar» bekannt war, könnte ange-

* De administrando imperio. Bonner Ausgabe, cap. 37, 38, 40, 41.

nommen werden, dass die Mazaren Constantins mit den Madsaren des Ibn Dasta identisch seien, deren eine Hälfte zwischen den Esegelen und Petschenegen ansässig war. Die Sache lässt sich aber nicht mit voller Gewissheit behaupten, da Constantin selbst Folgendes über die Magyaren berichtet:

«Das turkische (magyarische) Volk wohnte früher in der Nähe der Chosaren, in jenem Lande, das von Lebedias, dem ersten Wojwoden der Magyaren, den Namen Lebedia erhielt. Hier befindet sich ein Fluss, Namens Chidmas oder Chingulus. Damals nannten sich die Turken (Magyaren) aus irgend einer Ursache Σαβαρτοὶ ἀσφαλοί. Sie zerfielen in sieben Stämme, mit ebenso vielen Anführern, deren erster Lebedias war». Nachdem wir den Fluss Chidmas oder Chingulus (Χιδμάς ὁ καὶ Χιγγυλοὺς ἐπονομαζόμενος) nicht bestimmen können, sind wir auch nicht in der Lage, etwas Bestimmtes über Lebedia zu sagen. Combiniren lässt sich etwas weniges aus dem, was weiter folgt: «Vor fünfzig Jahren», heisst es bei Constantinus, wurden die Petschenegen von den verbündeten Chozaren und Uzen angegriffen und aus ihren Wohnstätten vertrieben, deren sich die Uzen bemächtigten. Trotzdem blieb aber auch ein Teil der Petschenegen in dem Lande. Dieselben wohnen bis auf den heutigen Tag mit den Uzen beisammen, von denen sie sich auch in ihrer Tracht unterscheiden. Unterdessen suchen sich die vertriebenen Petschenegen eine neue Heimat, überfallen die Turken in Lebedien und besiegen dieselben. Das Heeresvolk der Turken spaltet sich nun in zwei Lager. Der eine Teil begibt sich nach Osten, nach Persis, (εἰς τὸ τῆς Περσίδος μέρος), wo sie mit Beibehaltung ihrer alten Benennung Σαβαρτοὶ ἀσφαλοί auch jetzt noch wohnen. Der andere Teil zog sammt ihrem Anführer Lebedias nach Atelkuzu (Ἀτελκούζου), wo auf Anraten des Chosaren-khagans der auch von Lebedias anempfohlene Arpad (Ἀρπάδης), Sohn des Salmutzes (Σαλμούτζης) zum Fürsten gewählt wurde».

«Aber auch in Atelkuzu, welches Land von Constantinus an anderer Stelle «Etel und Kuzu» (Ἐτελ καὶ Κουζοὺ) genannt wird, wurden die Turken von den Petschenegen überfallen und vertrieben; die Letzteren setzten sich in Besitz des Landes, in dem sich folgende Flüsse befinden: der erste heisst Baruch (Varuch), der zweite Kubu, der dritte Trullos, der vierte Brutos, der fünfte Seretos.»

«Die vertriebenen Turken suchen sich nun unter Arpad's Führerschaft eine andere Wohnstätte und gelangen nach Gross-Moravien, wo sie auch heute noch wohnen und seitdem mit den Petschenegen keinen Krieg geführt haben.»

«Moraviens tapferer Fürst, Sfendoplok (Σφενδοπλόκος), — berichtet Constantinus weiter, — war von allen benachbarten Völkern gefürchtet. Vor seinem Tode verteilte er sein Reich unter seine drei Söhne, deren ältesten er zum Haupterben einsetzte. Anfangs befolgten sie den Rat ihres Vaters und lebten im Frieden; später aber entbrannte der Bürgerkrieg. Die hadernden

Bruderstämme wurden von den Turken (Magyaren) überrumpelt, und mussten Moravien den Siegern überlassen. Jetzt wohnen die Turken, — sagt der Kaiser — nicht nur in Moravien, sondern von der Donau angefangen auch an den Flüssen Timeses (Temes), Tutes (?), Moreses (Maros), Krisos (Körös), Titza (Tisza, Theiss); ihr Gebiet grenzt ferner gegen Westen an die Franken, gegen Süden an die jenseits der Save ansässigen Chrobaten, gegen Norden endlich an das Land der Patzinakiten oder Petschenegen. Auch die Kavaren oder Kabaren schlossen sich ihnen an, nachdem dieselben von den Chosaren abgefallen waren. Sie bildeten seitdem den achten Stamm der Turken».

Dies der Bericht Constantins. Wenn wir nunmehr die Frage aufwerfen, woher die Ungarn gekommen seien, so können wir auch auf Grund dieses Berichtes keine genügende Auskunft erteilen. Es ist möglich, dass Constantins Lebedia mit dem ersten Lande der Madsaren, identisch ist, mit jenem Lande, welches Ibn Dasta zwischen die Esegelen und Petschenegen verlegt, wobei uns die Gegenden der Kama und Wjätka vor Augen schweben. Woher aber sind sie nach Lebedia, oder zur Kama oder Wjätka gekommen? oder ist etwa Letzteres ihre ursprüngliche Heimat? Diese Frage wird weder durch Ibn Dasta, noch durch Constantin hinreichend beantwortet.

Wir haben gesehen, dass die Rossen den Bulgaren Marder- und Zobelfelle lieferten. Dies berichtet uns Ibn Dasta. Die ungarischen Chroniken hinwiederum versetzen die Urheimat der Ungarn weit nach Norden, wo kaum mehr Tageshelle herrscht, und wo der Togota, das Land Irkanien durchfliessend, in das Eismeer mündet: Zobel und Marder giebt es dort in solchen Massen, dass sich nicht nur die Edelleute in diese wertvollen Felle kleiden, sondern selbst die Hirten in marder-verbrämten Gewändern einhergehen. Auch Turóczi bemerkt, dass die ungarischen Historienbücher vieles auf Scythien Bezügliches enthalten, wovon bei anderen Autoren keine Spur zu finden sei. Wahrscheinlich wurde dies dem getrübten Gedächtnisstoffe des Volkes entnommen.*

Constantin gedenkt öfters des merkwürdigen Umstandes, dass die Turken ehedem aus irgend einem Grunde Savartoi-Asphaloi hiessen, und dass die nach östlichen Gegenden ausgewanderten Turken noch heute, — das heisst, zu Constantinus Zeiten — diesen Namen beibehalten haben. Dass sich die Ungarn niemals weder Türken, noch Hunnen nannten, und dass ihnen beide Benennungen nur durch Fremde beigelegt wurden, daran kann nicht gezweifelt werden. Wäre es also möglich, dass jene sonderbare Benennung ihr eigener, selbstgegebener Name war?

* Quas (historias) equidem dum diligenti lectione perlustravimus, multa in eisdem de parte mundi Scythica, unde Hungari emersisse perhibentur, aut omissa aut neglecta, *seorsimque ab aliorum auctorum positionibus conscripta apparebant.* Turóczi, Praefatio.

Das Wort wird durch Zeuss «savartojasphali» erklärt. Er denkt dabei an das deutsche «swart, schwarz», und an das slavische «Černii Ugri» (schwarze Ungarn), wie die Magyaren einmal bei Nestor benannt werden.* Ich glaube vermuten zu dürfen, dass sich das Wort durch «schwarze Falen» erklärt. Den Kumaniern, die bei Konstantin *Uzen* heissen, wird seit 1070 von den Slaven die Benennung *Polovzen*, von den Deutschen der Name *Falen* beigelegt. Polovz entspricht vermutlich dem Worte *fal*, und beide bezeichnen einen, der die Fläche bewohnt, wie Zeuss (p. 744) behauptet. Ich glaube aber, dass die Namen *fal, falava, valve* u. s. w. aus viel älterer Zeit, aus dem Gothischen, stammen.

Es scheint mir sehr glaubwürdig, dass die Nomina Gentilia der Finnen, Wenden, Falen, Walachen (Wlachen) von den Gothen herrühren, und dass ebenso, wie man die Slaven zusammenfassend *Wenden*, die lateinischen und romanischen, oder romanisch scheinenden Völker *Walachen* (Blachen, Welschen) nannte, auch alle jene Völker die Benennung *Fal* erhielten, die späterhin als Turken, Petschenegen, Uzen u. s. w. auftreten. Schliesslich beschränkte sich der Name nur mehr auf die Kumanier. Somit wäre diese griechisch klingende Benennung «Savartoi-asphaloi» nichts anderes, als savartoi faloi = Swarte Falen. Im Gothischen ist *Svarta* = schwarz, *Svartis* = Schwärze, Tinte; auch im Skandinavischen bedeutet *svart* und *sort* soviel, als schwarz. Die Völker aber gebrauchten sowohl ehedem, als auch noch heut zu Tage, das Wort *schwarz*, um die Bedeutung des «Unterworfenen», das Wort *weiss*, um das «Herrschende» auszudrücken. Der russische Czar heisst bei vielen seiner Untertanen der *weisse* Czar; auch im Syrjenischen ist *s'öd* kum = schwarzer Mensch, d. h. Bauer.

Bie Benennung «savartoi falio» = «schwarze Falen» konnte mithin niemals der eigentliche Name der Ungarn sein; und nur von den germanischen Völkern wurden dieselben «Fal»-en genannt. Sie mögen vielleicht einstens savartoi = swarti gewesen sein, und zwar zu jener Zeit, als die Chosaren, oder andere Völker die Herrschaft behaupteten und erst später, nach erlangter Selbständigkeit, erhielten die Ungarn den Namen «Turken». Der abgefallene und nach Persis ausgewanderte Teil behielt auch nach seiner Vertreibung aus Lebedia den Namen *fal* oder *swarte fal*, berichtet Constantinus, — mit anderen Worten, die Ungarn waren auch späterhin unter diesem, bei den Germanen gebräuchlichen Namen bekannt.

Durch die Gothen gelangten wahrscheinlich viele Nachrichten nach Konstantinopel, die später verloren gingen. Einiges ist uns dennoch bekannt, wie z. B. die folgende Erzählung:

Procopius, der Zeitgenosse und Geschichtschreiber des Kaisers Justinianus, der den Belisar auf allen seinen Feldzügen begleitete, berichtet uns,

* Zeuss. Die Deutschen und die Nachbarstämme. München, 1837. p. 749.

dass in Skandinavien, oder, wie er sagt, in Thule, etwas sehr wunderbares geschieht. Bei Beginn des Sommers geht die Sonne ungefähr vierzig Tage nicht unter, sondern scheint in einem fort. Nach sechs Monaten, wenn der Winter im Anzuge ist, sieht man ebensolang nichts von der Sonne. «Wiewohl ich ein grosses Verlangen hatte hinzugehen, um mir die Sache mit eigenen Augen zu betrachten, war es mir doch nicht möglich»; sagt Procopius. «Ich erfuhr es aber von denen, die aus jenem Lande kommen». Er sagt weiter: «Unter den in Thule wohnhaften Barbaren gibt es nur ein wildes Volk, das der Skrith-Finnen». Dieses Volk trägt keine Kleider aus gewobenem Zeug, und geht ohne Sandalen einher; die Leute trinken gar keinen Wein, und nähren sich auch nicht von den Erzeugnissen des Bodens, denn sie säen und ackern nicht, und ihre Frauen werden niemals spinnend oder webend angetroffen. Männer und Frauen gehen auf die Jagd. In den ungeheuren Wäldern und hohen Gebirgsgegenden findet sich eine grosse Anzahl jeglichen Wildes. Das Volk ernährt sich von Wild und kleidet sich in Felle, die in Ermangelung eines Garnes mit Sehnenstücken der erbeuteten Tiere zusammengenäht werden u. s. w.

«Sobald das Weib ihr Kind zur Welt bringt, wickelt sie dasselbe in ein Tierfell, hängt es an einen Baum, steckt ihm Mark in den Mund, und begibt sich sogleich auf die Jagd, womit sie sich gleich ihrem Manne befasst. Dies ist die Lebensweise der Skrith-Finnen».*

Diese Erzählung des Procopius stimmt auffallend mit dem Berichte des Tacitus († 117) überein. «Der Fenne ist ausserordentlich wild und entsetzlich arm; er hat weder Waffen, noch Pferde, noch Wohnhäuser; seine Nahrung ist Gras, seine Kleidung ein Tierfell, seine Lagerstätte die Erde. Seine einzige Hoffnung ist der Pfeil, dem er in Ermangelung von Eisen eine Knochenspitze gibt. Männer und Frauen ernähren sich von der Jagd; das Weib begleitet ihren Mann dahin, und fordert ihren Anteil an der Beute. Die Kinder haben vor Raubtieren und Unwetter keine andere Zuflucht, als die zusammengeflochtenen Zweige der Bäume.» (Germania 46). — Verdächtig scheinen die Worte «victui herba», die möglicherweise interpolirt sind. Da sich nämlich die Fennen nach Angabe des Tacitus ausschliesslich mit der Jagd befassten, so diente das Wild gewiss zur Nahrung, ebenso wie das Fell der erlegten Tiere zur Kleidung.

Tacitus' Fennen sind offenbar das Volk, welches wir bei Procopius unter der Benennung Skrith-Finnen wiederfinden: indessen wohnte zu Tacitus' Zeiten ein Teil dieses Volkes noch an den östlichen Ufern des Baltischen Meeres, während die Skrith-Finnen des Procopius in den nördlichsten Gegenden Europa's jagten. Also schon im VI. Jahrhundert bestanden Handelsbeziehungen zwischen Konstantinopel und dem Nord-Cap, wo der

* Procopius, de bello gothico II. 15. Bonner Ausgabe.

längste Tag im Sommer thatsächlich vierzig Tage, und die längste Nacht im Winter eben so viele Tage andauert. Dies war übrigens auch einem Zeitgenossen des Procopius, dem Jornandes, bekannt, der die Sache nicht von Einwohnern Norvegiens, sondern wahrscheinlich anderswoher erfahren hatte. Er berichtet nämlich über Scandza (Skandinavien), dass die Bienen daselbst wegen der Kälte nicht aufkommen; ferner, dass gegen Norden das Volk der *Adogiten* wohnt, wo die Sonne im Sommer vierzig Tage lang scheinen soll, während man im Winter ebenso lange keine Sonnenstrahlen zu Gesichte bekommt. Ein anderes Volk sind die *Kerefennen* (Kerefennae), die sich nicht von der Saat, sondern vom Fleische des Wildes und von Vogeleiern ernähren. — Die *Skrith-Finnen* des Procopius sind vermutlich vom Westen des nördlichen Skandinaviens, die *Kerefennen* des Jornandes aber vom östlichen Teile desselben in die *Literatur* eingedrungen.

Was das Wort *skrith* zu Procopius' Zeiten bedeutete, darüber belehrt uns die Edda. Wir lesen in der Völundar-Kvidha Folgendes: «Es waren drei Brüder, Söhne eines finnischen Königs, die auf «*skridhu*» d. h. auf Holz-Schlittschuhen (Holzsohlen) liefen und jagten (their skridhu ok veiddu dyr). Die Skrith-Finnen des Procopius sind also auf Holz-Schlittschuhen jagende Finnen. Im Schwedischen heisst der Schlittschuh noch heute *skrid-sko*. Wie demnach das Wort skrith (σκριθ) nach Konstantinopel gelangte, ebenso kam auch das Wort *fal*, als Nomen gentile nach der griechischen Hauptstadt.*

Alfred, König von England, regierte 871—901, also etwa zur Zeit des Grössfürsten (μέγας ἄρχων) Árpád. Alfred hinterliess uns sehr wertvolle Nachrichten über den grössten Teil Europa's, aus denen hier Folgendes mitgeteilt werden soll: «Westlich von den Moraviern wohnen die Turinger und Bemen (Tschechen), sowie auch ein Teil der Bayern; gegen Süden, jenseits der Donau wohnen die Karintier bis zu den Alpen, wo das Gebiet der Bayern und Schwaben aufhört. Östlich von Karintien, *im Rücken des Wüstenlandes* liegt Bulgarien und weiter gegen Osten Griechenland. Ebenfalls östlich von den Moraviern liegt das Gebiet der Weichsel, weiter gegen Osten Dacien, wo seiner Zeit auch die Gothen wohnten.» — Nachdem also dem König Alfred weder Turcia, noch Ungria bekannt war, sondern nur ein östlich von Kärnthen gelegenes *Wüstengebiet* und ausserdem noch Dacien, wo einstens die Gothen wohnten, d. h. Siebenbürgen und die Walachei, so dürfte derselbe seinen geographischen Bericht um 880 verfasst haben, bevor noch die Ungarn von ihrem heutigen Lande Besitz ergriffen hatten.

* Die Worte *Σαβαρτοὶ-ἀσφαλοὶ* kann man aus dem Grunde «sawarti-fali» lesen da die Byzantiner auch den Namen der Avaren in der Form *Ἄβαρ* gebrauchen. Die Silbe — *ἀς* — vor «fal» *(φαλοί)* kam vermutlich des besseren Verständnisses wegen hinzu, da *ἀσφαλοί* ein bedeutungsvolles Wort ist. — Die Edda wird hier nach der Ausgabe Lüning's citirt (Zürich, 1859).

Eingehender schildert Alfred Skandinavien, und zwar nach Angaben eines Normannen, Namens Other. Dieser erzählt dem König, dass er in Halgoland, im heutigen norwegischen Bezirke Helgeland, wohne. Als er den König besuchte, hatte er zu Hause 20 Kühe, 20 Schafe, 20 Schweine, 600 Renntiere stehen, darunter sechs besonders wertvolle Locktiere. Sein kleines Stück Feld wird mit Pferdekraft bearbeitet. Den grössten Teil seines Einkommens macht die Steuer der Finnen aus, die aus Tierfellen, Federn, Fischbein und Schiffstauen besteht. Jeder Finne zahlt nach Kräften Steuer: es giebt welche, die 50 Marder, fünf Renntiere, ein Bärenfell, zehn Gewicht (?) Federn, und Hemden aus Leder entrichten, nebst 60 Ellen Tauwerk, welch' letzteres aus Robben- oder Wallross-Häuten verfertigt wird. Other erzählt dem König, dass das Gebiet der Normannen lang, aber schmal sei (Norwegien); der brauchbare Boden liegt an der Küste, aber selbst diese ist bergig. Ostwärts zieht sich von Norden bis Süden ein Bergrücken hin (Kölen), auf dem sich die Finnen aufhalten. Das fruchtbare Land erweitert sich gegen Süden zusehends; jenseits desselben, am östlichen Teile des Bergrückens ist Svea-land (Schweden), und nördlich von Letzterem liegt Kvenland (Cvenaland).

Auch seine Reisen schildert Other dem König Alfred. Die eine unternahm er, um zu sehen, wie weit die Erde nordwärts reiche. Dem Ufer entlang aufwärts segelnd, so dass rechts das trockene Land, links die offene See zu liegen kam, gelangte er bis dahin, wo die Erde gegen Osten einbiegt, d. h. bis zum Nord-Cap. Seinen Weg ostwärts fortsetzend, kam er nach geraumer Zeit dahin, wo das Meer eine südliche Biegung macht (Weisses Meer). Indem er nun den Meeresstrand weiter verfolgt, findet er schliesslich die Mündung eines grossen Flusses, der Dwina oder Wiena, wie derselbe von den Skandinaven und Finnen benannt wurde. Bis dahin ist das Ufer überall öde, und nur hie und da zeigen sich *Ter-Finnen*, die jagen, fischen und Vögel fangen. In den Fluss einbiegend, findet er die Ufer überall bevölkert. Er gelangt zu den *Beormen* (biarm-en), von denen er Vieles erfährt, was sich auf jenes Land, oder wenigstens auf die benachbarten Gegenden bezieht; was Wahres daran ist, kann er nicht bestimmen, da er keinen Mut hatte, auszusteigen und sich selbst von dem Gesagten zu überzeugen. Es scheint ihm, als ob die Finnen und Beormen sich ein und derselben Sprache bedienten. (tha Finnas him thuhte and tha Beormas spraecon neah an gedeode).* Der Grenzpunkt seiner zweiten Reise gegen Süden war der Hafen Haethum, der zwischen Wenden, Sachsen und Anglen liegt (betvuh Vinedum and Seaxum

* Others Bericht wurde 1770 durch den finnischen Gelehrten Porthan herausgegeben; siehe H. G. Porthans Skrifter. Helsingfors, 1873. Vol. V. — Neuerdings übersetzt von Rask, 1815. Siehe Samlede Afhandlingar, Kopenhagen, 1834. I, 297—382 Ich benütze diese zwei Uebersetzungen und Erklärungen.

and Angle) und den Dänen gehört. Diese Reise glaube ich hier übergehen zu dürfen.

Nach der Schilderung Alfreds liegt östlich von Kärnthen, *im Rücken des Wüstengebietes* Bulgarien. Der Primenser Abt Regino bemerkt vom Jahre 889: «Das unbekannte und unglaublich wilde Volk der Ungern verliess, von den Petschenegen gedrängt, das Land Scythien, durchstreifte sodann fischend und jagend die *Wüstenländer* (deserta) *der Pannonier und Avaren*, und richtete wiederholt Einfälle gegen Kärnthen, Moravien und Bulgarien».* Das frühere Reich der Avaren wird also nach den Eroberungen Karls des Grossen ein Wüstenland genannt; und nachdem Alfred in jenem Wüstenlande noch keine Ungern kennt, musste er seinen geographischen Bericht notwendig vor der Ankunft der Ungarn verfasst haben.

Bei Other werden die Lappen Finnen und die Finnen Kvénen benannt, und noch heute werden beiden Völkern von den Norvegern die nämlichen Benennungen gegeben. Bei Alfred heisst auch der Botnische Meerbusen das kvenische Meer, da seines Wissens sowohl die westlichen, als östlichen Ufer jenes Busens von Kvénen bewohnt wurden. Other findet an dem nördlichen Meeresufer *Ter-Finnen* vor.

Zwei Epitheta werden also den Finnen, bez. den Lappen, beigelegt; *Skrith* und *Ter*. Vom ersten wissen wir, dass dasselbe einen auf Schlittschuhen laufenden und jagenden Finnen, d. h. Lappen bedeutet; und hier bemerke ich, dass der auf Schlittschuhen vorwärts gleitende Jäger das Wild, welches im Winter in den hohen Schnee einsinkt, sehr bald einzuholen vermag. Was kann also das Epitheton *Ter* bedeuten?

Ehedem vermutete ich, dass Others *ter* identisch sei mit dem Alt-Skandinavischen *tre*, Norvegischen und Schwedischen *trae*, Englischen *tree* (Gothischen *triva* = Baum), und dass demnach *ter-finn* bedeutet: «ein im Walde lebender Lappe». Indess heisst der Wald im Alt-Skandinavischen *skogr* (das *r* ist das Kennzeichen der Nom. masculini generis), im Schwedischen *skog;* das Wort *ter* kann mithin kaum die Bedeutung des Waldes haben, schon aus dem Grunde nicht, weil Other um das Nord-Cap in das weisse Meer gelangte, wo er am Ufer keinesfalls Wälder sehen konnte, sondern nur kahle Felsblöcke. Das Wort *ter* ist noch heute ein geographischer Name. Das südöstliche Ufer der Halbinsel Kola heisst russisch *Terskij bereg;* aus letzterem wurde das deutsche *Tersche Küste* gebildet, ungarisch: *Teri mart*. Nachdem also das Wort *ter* nicht die Bedeutung des Waldes besitzt, ist dasselbe ein aus der skandinavischen Zeit stammendes Erbe, dessen buchstäblicher Sinn mir nicht bekannt ist.

Aus der skandinavischen Zeit rührt auch die Benennung des nördlichen Ufers der Kola-Halbinsel her; dieselbe lautet im Russischen

* Reginonis Chronicon ad annum 889. Bei Pertz, Scriptores I.

Murmanskij bereg, zu Deutsch Murmanskische, richtiger *Murmansche* Küste. Das Wort *murman* ist aus *nurmann* oder *normann* entstanden; die Substituirung von *n* für *m* ist keine seltene Erscheinung in der Geschichte der Sprachen. Mithin stammt jener Name aus der Zeit, in welcher die Handels- und Raubzüge, vielleicht auch die Herrschaft der Normannen in jenen nördlichen Gegenden im Schwange waren.

Bisher haben wir ersehen, dass die Gentilia *fenn, finn* dem Tacitus, Procopius, Other und König Alfred bekannt waren, dass aber die beiden letzteren Autoren einen Unterschied machen zwischen Finnen und Kvenen. Auch habe ich behauptet, dass die Norweger noch heutigen Tages — wovon ich mich persönlich überzeugte — die Lappen mit der Benennung Finnen, die Finnen hingegen mit dem Namen Kvenen belehnen. Die Finnen des Tacitus, Procopius, Other und Alfred wären demzufolge Lappen, wie dieselben noch heute von den Norwegern genannt werden.

Auch der Name Kven erhielt sich lange; schliesslich aber wird derselbe durch die Benennung «Finnen» verdrängt, welche hinwiederum nach erfolgter Umwandlung der Bedeutung dem Worte «Lappen» weichen muss. Nun aber trat der Name *Finn* in das Erbe des alten Wortes *Kven*, und so blieb die Benennung «Lappen» den Finnen des Tacitus, Procopius, Other und Alfred anhaften.

Other sagt ferner, dass die Biarmen, *wie es ihm scheint*, eine der finnischen ähnliche Sprache sprechen. Gewiss verstand er darunter die finnische, das heisst lappische Sprache, indem seine Steuerzahler Finnen waren, mit denen er notwendig verkehren musste. Es fragt sich nun, welches Volk unter dem Namen der *Biarmer* oder *Biörmer* zu verstehen sei? Die alten Skandinaven nannten das Weisse Meer *Gand-vig*. *Vig* bedeutet Bucht, Busen, Meerbusen; was aber ist *Gand?* Die Antwort ergibt sich, wenn wir die westliche Spitze des Weissen Meeres betrachten, die auf Russisch *kandalakskij zaliv*, zu Deutsch *kandalaskaja Bucht* heisst (auch hier hiesse es richtiger *kandalax*'sche Bucht). Das Wort *kandalax* ist karjelisch-finnischen Ursprungs: *kanta* bedeutet Spitze und *laax* (laaks) Bucht. Eine gleichnamige Bucht befindet sich in der That am west-nördlichen Ende des Weissen Meeres, und heisst also ganz richtig Spitzbucht. Das altskandinavische Volk sprach das Wort *kanta* wie *gand* aus, und setzte noch aus seiner Sprache das Wort *vig* = Bucht hinzu. Folglich müssen wir unter *biarm* ein karjelisch-finnisches, und nicht, wie allgemein angenommen wird, ein permisches Volk verstehen.

Vor Others Zeiten näherten sich die Normannen sicherlich auch auf trockenem Lande der Wiena oder Dwiena, wo sie teils von den dortigen, teils von entfernteren Völkern jene wertvollen Felle kauften; der Name *biarm* existirte also auch schon vor Other. Er aber umschiffte zu allererst das Nord-Cap, und entdeckte auch die in das Weisse Meer, in die *Gand-Vig*

führende Meerstrasse, — welch' letztere Benennung bei den Altskandinaven für das ganze weisse Meer angewendet wurde. Nach Other nehmen die berühmten Biarma-Züge der Normannen ihren Anfang, die sich gegen die Uferbewohner der Wina richteten. Besonders nennenswert ist der Raubzug vom Jahre 1026 oder 1027, der auf Befehl des heiligen Olaf, Königs der Norweger, von Karli und dessen Bruder Gunsten, denen sich unterwegs auch Thorer Hund angeschlossen, unternommen wurde. Im Lande Biarma angekommen, kauften sie vorerst Tierfelle zusammen, dann schlichen sich Nachts Thorer Hund und sein Gefolge an einen *Holmgord* (umfriedete Insel) benannten Ort, wo Jomala, das Götzenbild der Biarmer aufgestellt war, dessen Kniee eine mit Silbermünzen gefüllte silberne Schüssel hielten.* Das karjelisch-finnische Wort *jomala* oder *jumala* bedeutet einen Gott; ein neuerlicher Beweis, dass die dortigen Einwohner Karjelier waren. Nachdem sie das Bild alles wertvollen Schmuckes beraubt hatten, flüchteten sie sich von dannen. Alles das beweist, dass die nach dem Lande Biarma unternommenen Züge der Normannen eher den Raub, als den Handel zum Zwecke hatten, trotzdem dass dieselben über 200 Jahre andauerten. Der letzte dieser Züge, über den wir Kunde haben, ging im Jahre 1222 vor sich. Warum dieselben unterblieben, kann aus Folgendem entnommen werden:

Die germanische Race in Skandinavien (Dänen, Norweger, Schweden, mit anderen Namen Dänen, Normannen, Varangen), war aller Orten von ihren Verheerungen und Eroberungsgelüsten bekannt. Man kannte und fürchtete diesen Stamm in England, Frankreich und an der Küste des Mittelländischen Meeres. In Konstantinopel diente derselbe in der Leibwache des Kaisers, unter der Benennung *Warangen, Waraeger.*

Von Schweden her mussten natürlich in erster Linie die östlichen Uferbewohner des Baltischen Meeres derlei Raubzüge über sich ergehen lassen, der finnische Meerbusen war ein sehr geeignetes Tor, um in die Länder der finnischen Völkerschaften zu gelangen. Im Jahre 862 waren es die drei Brüder Rurik, Sineus und Truvor, die bis zum Ladoga-See eindrangen, von wo aus dieselben sich gegen Süden wendeten. Angeblich wurden sie von den Finnen und Slaven herbeigerufen, um Ordnung und Ruhe zu stiften. In jener entfernten und unbekannten Gegend, an dem Djneper-Flusse, ist vielleicht schon vom VII. Jahrhunderte angefangen die Stadt Kiew gestanden, später wurde am Wolchow, der dem Ilmen-See entspringt, Nowgorod

* Thorir veik aptr til Jomala ok tók silfrbolla, er stód i knjam honum; hann var fullt af silfrpennigum = Thorir ging dann zu Jomala, und nahm die Silberschüssel, welche auf seinen Knieen war, voll mit Silberpfennigen. Heimskringla eller Norges kongessagaer af Snorre Sturlasson. Udgivne ved C. R. Unger. Christiania. 1868. p. 382., wo die ganze Fahrt und das ganze Unternehmen weitläufig beschrieben wird. — Siehe ferner noch: Joh. Andr. Sjögrén: Historisch-ethnographische Abhandlungen über den finnisch-russischen Norden, St. Petersburg, 1861. I, S. 396.

(Neu-Stadt) gegründet. Kiew war damals den Verheerungen der Chosaren ausgesetzt, die erst durch Dyr und Askold vertrieben wurden. Nach dem Ableben seiner Brüder verlegte Rurik seine Residenz nach Nowgorod, indem er zu gleicher Zeit auch Kiew unter seine Herrschaft zwang. Dies ist der Anfang des heute so übermächtigen russischen Reiches. Die Finnen nennen sowohl das Land Schweden, als auch jeden, der von dort abstammt, *Ruotsi*, und dieser finnische Name ist das Urwort jenes, bei den Byzantinern öfters genannten *Ross*, des deutschen *Russ*(land), des ungarischen *Orosz* und des türkischen *Urus*.

Wladimir der Grosse machte im Jahre 980 Kiew zu seiner Residenzstadt; im Jahre 990 lässt er sich taufen und die bulgarisch-slavische Sprache wird auch im neuen christlichen Lande zur Kirchensprache. Hiedurch wird natürlich der Slavisirung der Rossen Vorschub geleistet, deren Zahl, im Vergleich mit ihren slavischen Untertanen, eine sehr geringe war. Wladimir verteilt seine Besitztümer unter seine zahlreichen Söhne; die Letzteren leben hernach in ewigem Kriege mit einander, und schwächen sich auf diese Weise gegenseitig.

Die Stadt Nowgorod, durch Handel bereichert, wählt sich 1136—1270 ihre Fürsten eigenmächtig, aber immer aus dem Hause Rurik. Vom Jahre 1270 jedoch entwickelt sich die Stadt unter einem eigenen *Posadnik*,* und indem dieselbe mit den deutschen Hansestädten in Verbindung tritt, wird sie ebenso selbstständig, wie die letzteren. Die Nowgoroder bemächtigen sich des Handels, der nichts anderes war, als Eintreibung von Steuern und Raub, und dehnen ihre Handelsbeziehungen nicht nur gegen das Weisse Meer, sondern auch gegen den Ural hin aus. Aber schon im Jahre 1240 gewann Fürst Alexander an der Newa einen grossen Sieg über die Schweden, der ihm den Namen Alexander Newski eintrug. (Er wird als russischer Schutzpatron verehrt.) Dieser Sieg und die wachsende Macht der Nowgoroder machten endlich den biarmischen Raubfahrten ein Ende.

Auch der Verbreitung des Christentums wandten die Nowgoroder ihre Aufmerksamkeit zu. Der berühmteste Missionär war Stefan, den die russische Kirche in die Reihe der Heiligen aufgenommen hat. Geboren zu Ustjug, widmete er sich in einem Rostower Kloster den Vorstudien des Priestertums. Er erlernte die komier, d. h. die syrjenische Sprache, und begann sein Missionswerk in einem Orte, Namens Kotlas, am Ausflusse der Wytschegda (Eš-wa). Um seiner Wirksamkeit grösseren Erfolg zu sichern, befolgte er, vielleicht auch unwissentlich, das Beispiel der alten Missionäre

* Das slavische *Sad* (Lat. *sed*-eo, Deutsch: *sitz*-en, *setz*-en) bedeutet einen Sitz, eine Stätte. *Po-sad* heisst also: Litz ausser der Stadt, Vorstadt. Davon *posadnik*, Bürgermeister Nowgorod wurde 200 Jahre lang von *Posadniken* regiert. Auch in *Pskow* gab es Posadnike. (Die Stadt Ujvidék, Neusatz, in Ungarn heisst slavisch: Novi-Sad).

Ulfila und Konstantin (Kyrillos), erfand ein neues Alfabet für die syrjenische Sprache und unternahm einen Versuch, die heilige Schrift ins Syrjenische zu übertragen. Einige Ueberreste dieser Schrift sind auf einem Bilde der Kirche zu Wožem entdeckt worden: Sjögrén veranstaltete eine Copie dieser Zeichen, vermochte dieselben aber weder zu entziffern, noch zu deuten.* Stefan der Heilige taufte im Jahre 1380 viele Permier oder Syrjenen; im Jahre 1390 gründet er in Wodsa ein Kloster, in dem der Gottesdienst in syrjenischer Sprache abgehalten wird. Ein syrjenischer Zauberer, dem in der Biographie Stefans des Heiligen der allem Anscheine nach russische Name *Pan Sotnik* gegeben wird, war der thätigste Widersacher des Christentums. Einst, als er sich mit seiner Körperkraft und seiner Geschicklichkeit auf der Jagd brüstete, soll er gesagt haben, dass mit Hilfe der syrjenischen Götter ein, höchstens zwei syrjenische Männer den stärksten Bären niederstrecken, während nicht einmal hundert Russen im Stande seien, einen einzigen zu erlegen. Wir müssen bemerken, dass vor Erfindung des Schiesspulvers mit Speeren und Pfeilen auf Bären auszugehen viel Mut und körperliche Kraft erforderte. Dass man bei dieser Gelegenheit die syrjenischen Götter zu Hilfe rief, ist uns aus den erhaltenen ugrischen Liedern und Sagen bekannt. Von den syrjenischen Göttern sind uns aber nur einzelne Namen bekannt. Der christliche Gott heisst heute *jen;* gewiss war dies auch der Name der heidnischen Gottheit. *Kul* war ein Wassergott, jetzt ist er der Teufel. Doch glaubt der Syrjene noch heutigen Tages, dass der *kul'* im Wasser lebt, Frau und Kinder hat, und sich von Fischen ernährt; den Abend vor dem Feste der Wassertaufe aber, d. h. zu Epiphanias, verlässt er das Wasser. An diesem Tage werden Flüsse und Gewässer geweiht (auch bei den Ungarn hat sich die Benennung «Wasserweihe» [vizkereszt] für das Fest der heiligen drei Könige erhalten), was der Teufel natürlicher Weise nicht leiden kann und schon am vorhergehenden Abend dem Wasser entsteigt. Doch kehren wir zu unserem Gegenstand zurück.

Der Handel und die Macht der Nowgoroder erreichten um 1414 ihre höchste Blüte; zu dieser Zeit herrschten sie von Pskow und dem Baltischen Meere bis zum Weissen Meere. So erkaufen z. B. die Ustjuger im Jahre 1425 um 50,000 Stück Eichhörnchen und 240 Stück Zobelfelle den Frieden von den Nowgorodern. Die Macht der letzteren reichte aber auch bis über den Ural hinaus. So sind z. B. in mehreren, der Nachwelt überlieferten Contracten die tributpflichtigen Provinzen von Nowgorod in folgender Reihenfolge aufgezählt: 1. *Sawolotscha,* d. h. die Gebiete der Dwina oder Wiena, vom Onega bis zum Mesen. 2. *Tre,* d. h. das Nowgoroder Finnenland — noch heute heisst das süd-östliche Ufer der Halbinsel Kola die *terische Küste.* 3. *Perm,* d. h. die Gegenden der Wytschegda und des oberen Kama

* Siehe p. 406 des angeführten Werkes.

von Permiern und Syrjenen bewohnt. 4. *Jugra*, oder das *Ugrenland* jenseits des Urals. Nowgorod musste einen Teil der Steuer von diesem Lande dem Fürsten von Moskau entrichten, der besonders das *sa kam*-er Silber (= Silber von jenseits der Kama) als Tribut zu fordern pflegte. Indess werden die Nowgoroder Steuereinnehmer im Jahre 1445 von den Jugoriern oder Jugren arg misshandelt. Im Jahre 1453 erscheinen die Letztgenannten das erstemal als Wogulen. Ihr Fürst Assika und dessen Sohn Jumsan dringen bis zur Wytschegda vor und nehmen zu Ustwim den zweiten Nachfolger Stefans des Heiligen, genannt Pitirim, gefangen. Er stirbt von ihrer Hand. Im Jahre 1485 hinwiederum fallen Ustjugier und Syrjenen in Jugrien ein und erpressen daselbst viel Steuer.

Das sogenannte Gross-Perm liess sich im Jahre 1462, unter Jona, ebenfalls einem Nachfolger Stephans, taufen. Fünf Jahre später (1467) führen die Permier und Wätschanen einen glücklichen Krieg gegen die Jugorier und nehmen Assika mit sich nach Wjätka in die Gefangenschaft, setzen ihn aber nach Empfang eines Lösegeldes auf freien Fuss.

Unterdessen gelangte das Moskauer Fürstentum zu immer grösserer Macht und Iwan der Grosse (1462—1505), ein Zeitgenosse von König Mathias, legt den Grund zur Machtentfaltung des russischen Reiches. Iwan erobert 1472 das Land Perm; im Jahre 1477 macht er der Nowgoroder Unabhängigkeit ein Ende und betrachtet alle Provinzen, die den Nowgorodern Steuern entrichtet hatten, als sein Eigentum. 1487 besiegt er den Kasanen-Chan, der sich Herr Bulgariens nannte; 1497 hat er bereits sämmtliche Kasenfürsten seiner Herrschaft unterworfen.

Gegen die Jugorier eröffnete Iwan schon im Jahre 1465, also noch vor dem Falle Nowgorods, seine Feindseligkeiten. Im Jahre 1483 zieht unter Fürst Kurbskij eine grössere Heeresmacht gegen die Wogulen und Jugorier, — ein Beweis, dass die Völker des Ural unter verschiedenen Fürsten lebten. Die Russen erreichen schon den Ob. Zwei Jahre später schliessen die Iugorier und ihre Verbündeten mit den Russen bei Ustwim einen Frieden, verpflichten sich zu Steuerleistungen und geloben, die Permier nicht mehr zu beunruhigen. Wahrscheinlich wurden sie friedensbrüchig, da schon 1499 ein neuer und noch grösserer Feldzug gegen das Uralgebiet eröffnet wurde. Nachdem der Ural im November überschritten war, gelangte das Heer zu einer umfriedeten wogulischen Stadt, Namens Läpina; hier schlossen die Russen mit dem Obdorer Fürsten der Ugrer ein Bündniss, und die wogulischen Städte Jujl, Munkes oder Munkos, und mehrere andere, 32 an der Zahl, wurden genommen. Ueber tausend vornehme Gefangene und 50 Fürsten wurden fortgeführt, und im Jahre 1500 kehrte das siegreiche Heer nach Moskau zurück. Wir ersehen hieraus, dass zwischen den Wogulen und ihren am unteren Ob wohnenden nördlichen Verwandten kein Einverständniss herrschte, — ja, die Wogulen selbst bildeten keine verbündete Macht.

Zwischen Iwan dem Grossen und König Mathias wurden mehrmals Botschaften gewechselt. Der russische Grossfürst erbat sich z. B. vom ungarischen König Prägemuster (die eine Seite der damals geprägten russischen Münzen zeigt das Bild des heiligen Ladislaus). Mathias konnte mithin von dem 1483-er Feldzuge wohl unterrichtet sein, und konnte wie Bonfinius erzählt, ganz gut von russischen Kaufleuten gehört haben, dass am Ural und jenseits desselben Völker wohnten, die sich eines dem Ungarischen ähnlichen Idiomes bedienen.

Sigismund Herberstein, der am Ofner Hofe sowohl unter Wladislaus, dem Nachfolger des Königs Mathias, als auch unter Ludwig II. wohl bekannt war, wurde im Jahre 1516 vom Kaiser Maximilian und Karl V., wie auch im Auftrage des österreichischen Erzherzogs Ferdinand nach Moskau entsendet. Als Gesandter Ferdinands, Königs von Ungarn und seines Bruders Karls des V. war er 1529 neuerdings in Moskau, um den Grossfürsten zu einem Friedensschluss mit Sigismund, König von Polen, zu bewegen. Des Slavischen kundig, eignete er sich sehr bald auch die russische Sprache an, und sammelte sowohl schriftliche, als mündliche Berichte, unter anderem auch über die woguIischen Feldzüge, und arbeitete seine Erfahrungen in einem Werke auf.* Auf Grund eines russischen Manuscriptes schildert er in diesem Buche die Gegenden der Petschora, des nördlichen Ural und des Ob; bezeichnet uns den Weg, auf dem man aus der Petschora hinauf in die Ussa, und aus letzterem Flusse in die Stschugora gelangt. Den Ural überschreitend kommt man zum Flusse Sibut (Sigwa), von letzterem zur Festung Lepin (Läpina gorod) und weiter zum Flusse Soswa, wo Wogulen wohnen. Die Soswa mündet in den Ob. Stromaufwärts auf letzterem findet man überall Wogulen und Juguren (vogulici et ugritzschi), bis zur Mündung des Irtysch, in den sich ein anderer, Soswa benannter Fluss ergiesst. Jenseits desselben befinden sich zwei Festungen Jerom und Tumen, in denen jugrische Knezen, dem Grossfürsten Tribut entrichtend, das Regiment führen (quibus præsunt domini Knezi Juhorski magno duci Mosco, ut ajunt, vectigales). Seit jenem glücklichen Feldzuge nahm Iwan der Grosse auch das Land der Ugrer oder Jugrer in die Reihe seiner officiellen Titel auf, und über dasselbe berichtet Herberstein: »Hæc est Juharia, ex qua olim Hungari progressi, Pannoniam occuparunt, Attilaque duce multas Europæ provincias debellarunt .... Ajunt Juharos in hunc diem eodem cum Hungaris idiomate uti, quod an verum sit, nescio. Nam etsi diligenter inquisiverim, neminem tamen ejus regionis hominem habere potui, quocum famulus meus, linguæ Hungarico peritus, colloqui potuisset.« (P. 1, 2 des angeführ-

* Rerum Moskovitarum Commentarii Sigismundi Lib. Baronis in Herberstein, Neyperg et Guettenhag etc. Basileæ, 1556. Zweite Ausgabe. Die Vorrede wurde von Herberstein in Wien, 1549, geschrieben.

ten Werkes). Hier lesen wir also zum erstenmale, woher die Ungarn in ihr heutiges Land gekommen sind. Dies «Juharia» war zwar weder dem Ibn-Dasta, noch dem Constantinus Porphyrogennetos bekannt, die Spuren desselben lassen sich jedoch in dem «regnum Jorianorum» des Simon Kézai und des «Chronicon Pictum» wiederfinden, ferner in der Art und Weise, wie jenes Land von den ungarischen Chroniken gekennzeichnet wird, endlich in dem grossen Reichtum an Zobel- und Marderfellen.

Nach dieser historischen Uebersicht kann ich nunmehr den nördlichen Ural und seine Gegenden einer Betrachtung unterziehen.

II. Die Syrjenen, Permier, Wotjaken.

Der Ordensbruder Julianus fand im Jahre 1237 jenseits der Wolga Menschen, «qui omnino habebant Ungarorum idioma, et intelligebant eum, et ipse eos». Julianus brachte aber auch noch andere Nachrichten mit sich. Die Tartaren oder Mongolen hatten noch im selben Jahre, 1237, die dortigen Provinzen überfallen, 1239 beugten sie die russischen Fürsten bis Twer und Jaroslaw unter ihr Joch; auch Moskau musste fallen. Gleich den übrigen russischen Fürsten wurde auch der Fürst von Moskau ihr steuerzahlender Unterthan. Von ihrem Plünderungszug aus Ungarn 1242 zurückkehrend, durchstreiften sie die Länder der Mordwinen, Bulgaren und Baskiren und überfielen auch das Ugrenland; Nowgorod indessen blieb verschont.

Im Jahre 1246 wurde Johann Plano Carpini vom Papst Innocenz IV. zum Gross-Chan der Mongolen als Gesandter entsendet. Plano Carpini reiste durch Polen nach Kiew, von hier in das Land der Tartaren. Zuerst passirte er das Gebiet der Kumanier oder Falen oder Walwen, das sich in einer grossen Fläche an den Flüssen Dnjeper, Don, Wolga und Jajk ausdehnt. Batu-Chan traf er an dem Ufer der Wolga unter einem schönen, einst dem ungarischen König Béla IV. angehörigen Zelte. Das Land der Kumanier (Falen, Polovzen) grenzt, nach Plano Carpini, «gegen Norden an Russland, an die Mordwinen, an Bulgarien und die Baskiren, d. h. an Gross-Ungarn».* Plano Carpini glaubt, dass Baskirien mit Gross-Ungarn identisch sei. Neun Jahre später (1255) war es ein anderer Abgesandter, Rubruquis, der behauptet: «dass der Jajk (Jagog) von Norden, aus dem Lande Paschkatir her-

* Nous travers âmes tout le pais des Comans, qui est en une plaine, où passent quatre grandes revières. La première *Nieper* . . . la seconde *Don* . . . la troisième Volga . . . la quatrième *Jaac* . . . ce prince Bathy tient une grande et magnifique cour. Ses teutes sont de fine toile de lin et fort grande; elles avaient été autrefois au roi de Hongrie . . . Ce pais des Comans a immédiatement au nord la Russie› les Mordvines, les Bilères, c'est à dire la Grande Bulgarie; les Bastargues, qui est la Grande Hongrie. Voyages faits principalement en Asie, par Bergeron. Tom. II. 5—7.

kommt, dessen Einwohner sich derselben Sprache bedienen, wie die Ungarn (Le langage de ceux de Pascatir et des Hongrois est le même). In ihrer Eigenschaft als Hirten haben sie weder Städte, noch Dörfer; ihr Gebiet grenzt gegen Westen an Gross-Bulgarien. Aus diesem Lande Paskatir sind die Hunnen herausgekommen, die dann später Hungren (Magyaren) genannt wurden. Paskatir ist nichts anderes, als Gross-Ungarn».*

Der nördliche Teil des heutigen Baskiriens, jenseits der Wolga, zwischen Kama und Ufa, und zwischen dem 54—56° der nördlichen Breite, und dem 72—74° der östlichen Länge könnte allenfalls jenes Land gewesen sein, in dem der Ordensbruder Julian ein ungarisch sprechendes Volk vorgefunden hatte, und noch zwanzig Jahre später, als Rubruquis seine Reise unternahm, hörte man Nachrichten über jenen Stamm. Aus Julian's Bericht ersehen wir aber, dass in jener Gegend auch Tartaren wohnten, die sich immer mehr ausbreiteten, während die unter ihnen wohnenden Ungarn mit jenen in kurzer Zeit verschmolzen.

Die Bastargen des Plano Carpini sowohl, als auch das Land Paskatir des Rubruquis finden sich noch in den ungarischen Chroniken vor, in denen die Urheimat der Ungarn in drei Teile zerfällt: Baskardia, Dentia und Mogeria (bei Anonymus Dentumogeria). Auch wird erwähnt, dass dieses Land gegen Osten an das jorianische Reich (regnum Jorianorum) stösst, welches aber sammt jenem Flusse Togota nur auf Grund der Tradition seinen Weg in die Chroniken gefunden hat. Die nördlichen Gegenden des Ural waren weder dem Plano Carpini, noch dem Rubruquis bekannt: indess erinnert uns das später so berühmt gewordene *Jugria, Juharia* an das *jorianische Reich* der Chroniken.

Die heutigen ethnographischen Landkarten zeigen uns westlich von Baskirien das Land der *Udmorten* oder Wotjaken, deren Sprache mit jener der Syrjenen und Permier identisch ist. Einem heutigen Julian würden in jenen Gegenden sehr bald die auf *-ni* endigenden Infinitive auffallen, wie z. B. *töd-ni* oder *tod-ni* (Ung. *tudni*, wissen), *min-ni* oder *mun-ni* (Ung. *men-ni* gehen), *ju-ni* (Ung. *in-ni* trinken), *s'oj-ni* (Ung. *en-ni*, essen), *sot-ni* (Ung. *süt-ni*, braten), *us-ni* (Ung. *es-ni*, fallen), *n'ul-ni* (Ung. *nyal-ni*, ablecken) u. s. w. Mit gerechtem Erstaunen würde er vernehmen, dass der Udmorte ebenfalls *vur-ni* (= nähen) sagt, wo er selbst sich des Verbums *varr-ni* bedient, dass *vuris* und *varis* dasselbe bedeutet, wie im Ungarischen *varrás* (Nähen, Naht, Narbe), und dass die Passiva *vuröd-ni* und *vurit-ni* dem Ungarischen *varratni* (genäht werden) ganz analog gebildet sind. Alsbald würde er gewisse lautlichen Veränderungen wahrnehmen, durch die Wörter von ganz gleicher Beschaffenheit einen fremden Anstrich gewinnen. Es könnte ihm nicht entgehen, dass der Udmorte ein *p* spricht, wo er selbst

* Ibid. Bergeron, 47, 89.

ein *f* lauten lässt, z. B. *pi* = Ung. *fi* (Sohn), ferner Udm. *k* = Ung. *h*, z. B. *kulom*, Ung. háló, Netz; *kul-ni*, Ung. halni, sterben, *kulsi-ni*, Ung. halálozni (hinsterben); er würde sehr bald gewahr werden, welchen Veränderungen die Vocale unterliegen: (k*u*lom, h*á*ló; k*u*lni, h*a*lni; p*o*lni, f*é*lni: v*o*sni, v*e*szni, v*o*söm, v*é*sz; *o*lni, *é*lni; *o*löm und *o*lan, élet; k*o*lni, k*e*lleni; kolög, kellék. Vielleicht würde er sogar auf die Idee verfallen, dass er sich mit jenen Leuten wohl nicht allzuschwer verständigen könnte.

Welches ist nun wohl das Land der Udmorten? Im weitesten Sinne des Wortes jener Teil des heutigen syrjenischen Gebietes, der durch Iwan den Grossen nach Niederwerfung der Nowgoroder und Vernichtung der tatarischen Herrschaft dem russischen Reiche einverleibt wurde. Dies wäre also der westliche Teil des nördlichen Ural, und dass dies Gebiet für uns, namentlich für die Ungarische Geographische Gesellschaft von hohem Interesse sei, erhellt zur Genüge schon aus den oben angeführten sprachlichen Proben.

Die Syrjenen sind zwischen 59—65° nördlicher Breite und 63—77° östlicher Länge auf einem grossen Flächenraum zerstreut. Die Permier, die den Syrjenen am nächsten stehen, sind in geringer Zahl und wohnen auf viel beschränkterem Gebiete zwischen 58—60° n. Br. und 72—74° ö. L. Beide kann man füglich für ein und dasselbe Volk halten, wie sie sich denn auch mit einem Namen *Komi-murt* (= Komi-Mann) nennen. Dass *Komi* den Fluss Kama bezeichnet, halte ich für wahrscheinlich, obwohl letzterer im ursprünglichen Texte *Kam*, und nicht *Kom* heisst. Nachdem aber die Städte Solikamsk und Čerdin, d. h. die Gegenden am oberen Kama von den Einwohnern *Kom-mu* = *Kom-land* genannt werden, erscheint es mir als gewiss, dass das Wort *Komi murt*, plur. *komijas* oder *komi-murtjas* so viel bedeutet, als Leute von der Kama. Die Komier waren einst sehr zahlreich; jetzt dürften kaum mehr 100,000 existiren. In einer Entfernung von 22 Wersten, am Ustsysolsker Wege, östlich von der Stadt Jaren, oder Jarensk, befindet sich das erste syrjenische Dorf.

Viel grösser ist die Zahl der Wotjaken, oder *Udmorten*; dem syrjenischen *murt* entspricht nämlich im Wotjak'schen *mort*. Ebenso wie Komimurt einen Kama-Mann bezeichnet, bedeutet gewiss auch das Wort *Udmort* einen Ud-Mann. Ich glaube in «Ud» den ursprünglichen Namen der Wjätka erraten zu dürfen, so dass *Wot* nichts anders wäre, als *Ud* oder *Ut*; *Wotjak* ist nur der russificirte Name des Volkes. Die Wotjaken treten am zahlreichsten in dem, am Flusse Wjätka gelegenen Kreis Glasow auf; folglich wurde das Wort *ud-mort* in derselben Weise von der oberen Wjätka oder Wot entlehnt, wie der Name *Komi-murt* auf die obere Kama hinweist. Die Udmorten wohnen zwischen 50—58° nördlicher Breite und 66—72° östlicher Länge und zählen mehr als 220,000 Seelen.

Die Sprache der Komier ist mit jener der Udmorten zu einem einheit-

lichen Ganzen verbunden. Beide Sprachen sind nur Dialekte eines und desselben Idioms. Es muss jedoch bemerkt werden, dass an der Sprache der Udmorten und Wotjaken der Einfluss des Tartarischen viel erkenntlicher ist, als an dem Komier oder syrjenischen Idiome. Nicht nur sehr viele tartarische Worte (noch mehr als im Ungarischen) finden sich darin vor, sondern auch der Accent gemahnt ans Türkische, da der Udmorte, abweichend vom Ungarischen und anderen verwandten Sprachen, den Accent nicht auf die erste, sondern auf die letzte Silbe des Wortes legt.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht gedenke ich nun die betreffenden Sprachen in gedrängter Schilderung zu vergleichen, ohne ein ganzes System derselben entwerfen zu wollen.

Syrj. *Ud*-ni und Wotj. *udi-ni* bedeutet: «öfters geben», besonders: «zu trinken geben», weshalb man auch das Wort *ud-mort* mit «gebender, gastgebender Mann» zu deuten trachtete. Nachdem wir oben gesehen, dass das Ungarische *a* im Wotjakischen meist einem *u* entspricht (z. B. *al* und *ul*, unter, Ung. *halni*, Wotj. *kulni*, sterben, Ung. *haj*, Wotj. *ku* haut etc.), so liegt es nahe, dass dem Ungarischen *ad* geben im Syrjenisch-Wotjakischen obwohl in etwas erweitertem Sinne ein *ud* entspreche. Ferner hatten wir constatirt, dass in den entsprechenden Wörtern das Ungarische *e* = Syr. Wotj. *o*. Z. B. Ung. *kérni* (bitten), Syrj. Wotj.: *korni*, Ung. *élni* (leben), Syrj. Wotj. *olni* u. s. w.

Die persönlichen Fürwörter sind im Syrjenischen: 1. *me*, 2. *te*, 3. *si* od. *sija* = Ung. 1. én, 2. te, 3. ő; Plur. 1. *mi*, 2. *ti*, 3. *sijas* od. *sijajas* = Ung. 1. mi. 2. ti, 3. ők. Im Wotjakischen: 1. *mon*, 2. *ton*, 3. *so*; *mi*, *ti*, *sojos*. Zwischen den ungarischen Pronomina Personalia einerseits, und den syrjenisch-wotjakischen anderseits besteht folgender Unterschied: Die ungarischen persönlichen Fürwörter haben nur drei Formen:

én	te	ő	mi	ti	ők	(ich, du, er, wir, ihr, sie.)
enyém	tiéd	övéje	miénk	tiétek	övéjek	(mein, dein etc.)
engemet	tégedet	őt	minket	titeket	őket.	(mich, dich etc.).

Um die verschiedenen Beziehungen auszudrücken, lassen sich diese Formen nicht mit Suffixen verbinden. Auf die Frage *Wem?* = *kinek* antworten wir: nekem, neked, neki; nekünk, nektek, nekik. Auf die Frage *kitöl!* (von wem?) lautet die Antwort: tőlem, tőled, tőle, tőlünk, tőletek, tőlük u. s. w. Hingegen nehmen die persönlichen Fürwörter im Syrjenischen und Wotjakischen alle jene Endungen auf, die wir in der Declination der Substantiva vorfinden. Hier antwortet man auf die Frage *Wem?* wie folgt:

Syr:	menim,	tenid,	sili;	mijanli	tijanli	(najali)
Wolj:	minim	tinid	toli;	mil'emli,	til'edli	sojosli

Auf die Frage: *Von wem?*

Syrj:	mensim	tensid	silis;	mijanlis	tijanlis	(najalis)
Wolj:	monestim	tonistid	solis;	mil'estim.	til'eslid	sojosles.

Im Syrjenischen wird der Plur. 3. pers. mit dem pron. demonstr. *naja* substituirt.

Solche Endungen, die Beziehungen ausdrücken, gibt es im Syrjenisch-Wotjakischen in grosser Anzahl; einige derselben will ich hier folgen lassen und zwar in Verbindung mit dem Subst. *töl, tol* = Winter (Ung. *tél*):

	Syrjenisch	*Wotjakisch*
	töl	*tol*
Wohin?	tölli	tolli und tol'ne
Von wo?	töllis	tollis « tolles
Wo?	tölin	tolin
Woraus?	tölsan	tolisen u. s. w.
	Plur.	
Wohin?	töljas töljasli	toljos toljosli
Von wo?	töljaslis	toljoslis
Wo?	töljasin	toljosin
Woraus?	töljassan	toljossen u. s. w.

Das Anfügen der besitzanzeigenden Endungen geht in folgender Weise vor sich:

Syrj.	töle	tölid	tölis;	tölnim	tölnid	tölnis
Wotj.	tole	toled	tolez;	tolmi	toldi	tolzi
Ung.	télem	téled	téle;	telünk	teletek	telök.

Mein Winter, dein Winter u. s. w.

Syrj.	töljase	töljasid	töljasis;	töljasnim	töljasnid	töljasnis
Wotj.	toljosi	toljosid	toljosis;	toljosmi	toljosdi	toljos-zi
Ung.	teleim	teleid	telei;	teleink	teleitek	teleik

Meine Winter, deine Winter etc.

Beispiele von Postpositionen und Adverbien:

öl, jil = hinauf (Ung. föl)
kež = zwischen (Ung. köz)
kin'a, knidza } künn = draussen (Ung. künn)
kost = zwischen (Ung. köz)
kuzip = in der Mitte (Ung. közép)
kuz' = längs (hossz)
pal, pöl } = halbseits (Ung. fél — [oldal])
ul, ult } = unter (Ung. al)
valo = vor (Ung. elő)
vil = drauf (Ung. fel, rajt)

Unter den Nomina Substantiva machen sich Einige durch Kürze bemerkbar: *ki* (Ung. *kéz,* die Hand), *ma* (Ung. *víz,* Wasser), *mu* (Ung. *méz,* Honig), *muš* (Ung. *méh,* Biene), *ji* (Ung. *jég,* Eis), in denen der Endconsonant abgeworfen erscheint. Es gibt homophone Worte mit verschiedener Bedeutung, wie in anderen Sprachen, und auch im Ungarischen z. B. *tü* (Ung. *tüdő* Lunge und *tó) = Lunge* und der *See; til* (Ung. *szél* und *tűz) = Wind* oder *Feuer (tiles'* = feurig, Ung. *tüzes, tiltini* = feurig machen). Es gibt welche, die so zu sagen die umgekehrte Form der entsprechenden ungarischen Wörter repräsentiren, z. B. *vo* (Ung. *év,* Jahr), *voj* (Ung. *éj,* Nacht), *tuj* (Ung. *út,* Weg), *völ, val* (Ung. *lo(v),* Pferd). Endlich finden sich Stammworte, die im Ungarischen in weiter gebildeter Form auftreten, z. B. *lol, lul* (Ung. *lél-ek,* Seele), *pos* (Ung. *fesz-ek,* Nest), *pil* (Ung. *felhő,* Wolke) etc. Interessant ist *kon-ult* und *hón-alj* (Achselhöhle.)

Zahlreiche Substantiva lauten dem Ungarischen fast ganz ähnlich, z. B.

bed, bod (Ung. bot, Stock)
der. (Ung. dér, Reif)
durinš, (Ung. darázs, Wespe)
kep (Ung. kepe, Mandel)
kudz' (Ung. húgy, Urin)
ködzil (Ung. hangya, Ameise)
lém (Ung. lép, Vogelleim)
mel'a (Ung. mell, Brust)
nim (Ung. név, Name)
nimtöm (Ung. névtelen, namenlos)
näz', naz (Ung. nyest, Marder)
pel' (Ung. fül, Ohr)
pi (Ung. fiú, Sohn)
sin (Ung. szem, Auge)
sur (Ung. ser, sör, Bier)
s'ur (Ung. szarv, Horn)
s'ura (Ung. szarvas, Hirsch)
s'urtöm (Ung. szarvatlan, ungehörnt)
van' (Ung. vagyon, die Habe)
vir (Ung. vér, Blut)
voj, vöj (Ung. vaj, Butter)
vuvem-pi (Ung. v[e]ev[ő] [legény] fi, Bräutigam)

Von den Zahlwörtern sind bemerkenswert: *das* (Ung. tiz 10), *kiz'* (Ung. húsz 20), *s'urs* (Ung. ezer 1000). *Das* (zehn) ist aus dem Grunde interessant, weil dasselbe nur im Syrjenisch-Wotjakischen, sonst aber in keiner anderen ugrischen Sprache vorkommt.

Bei *nim-töm* (siehe oben) sei hier noch bemerkt, dass der Ringfinger in sämmtlichen finnischen, ugrischen und türkischen Sprachen, ja selbst im

Sanskrit der «namenlose Finger» heisst; Syrj. *nimtom ćun'* ist also = namenloser Finger.

Im Wotjakischen, wie auch im Ungarischen sind folgende Worte: *anaj* (anya),* *ataj* (atya), *aras'* (aratás), *arislan* (oroszlán), *ambar* (hámbár), *baka* (béka), *badir* (bátor) etc. türkischen Ursprungs.

Die Conjugation will ich an dem Verbum *todni* (tudni, wissen) veranschaulichen:

todo (tudok, ich weiss)	todomi (tudunk, wir wissen)
todod (tudsz)	tododi (tudtok)
todoz } (tud)	todozi } tudnak
tode } (tud)	todo } tudnak
todi (tudék, ich wusste)	todimi (tudánk, wir wussten)
todid (tudál)	todidi (tudátok)
todiz (tuda)	todizi (tudának)

Im Syrjenisch-Wotjakischen findet sich von der objectiven Conjugationsform (tudom, tudod, tudja, ich weiss *es*, du weisst *es*, er weiss *es*) keine Spur, was umso auffallender ist, da dieselbe in der Sprache der südlichen, einst sehr mächtigen Mordwinen und der östlichen benachbarten Ugren sich noch viel vollkommener entwickelt hat, als im Ungarischen. — In letzterer Sprache gibt es bekanntlich zwei Verba des Seins: *val* ist eine vollständige, *ler* (lenni) eine defective Form. Dieselben Formen treten uns auch im Syrjenischen und Wotjakischen entgegen, woselbst dem *val* ein ebenfalls defectives *völ*, dem Verbum *lenni* ein entwickeltes *luni, loni* entspricht. Der Syrjene sagt: *völni*, der Ungar hingegen kann nicht sagen: *valni*, = sein. Hinwiederum heisst es im Ungarischen *vagyok* (ich bin), vagyunk (wir sind) etc., während die Syrjenen in allen Personen der Einzahl und Mehrzahl nur *em*, die Wotjaken nur *van* sagen können, welche letztere Form dem Ungarischen *van* in auffallender Weise ähnelt. Dem Ungarischen Praet. imperf. *valék, valál, vala, valánk, valátok, valának* entspricht im Syrjenischen genau: *völi, völin, völi* und *völis; völim, volinnid, völini* und *völinis*, während im Wotjakischen für sämmtliche Personen nur die Form *val* existirt. Syrj. *ol* (légy, sei), *olo* und *olas* (legyen, er sei), *olam* (legyünk, wir seien), *olö* (legyetek, ihr seiet), *oloni* und *olasni* (legyenek, sie seien).

Das mit einer Negation verbundene syrjenische oder wotjakische Verbum weist eine vom Ungarischen ganz verschiedene Formation auf. Syrj. *og, on, oz* und *eg, en, ez* und Wotj. *ug, ud, uz* und *öj, öd, öz* sind Verneinungen, denen sich das Verbum in unpersönlicher Form anschliesst: z. B. *og tod*, (nem tudok) ich weiss nicht, *on töd, oz töd, eg töd* u. s. w. Im Wotjakischen *ug tod, öj tod* etc.

* Das eingeklammerte Wort ist immer das entsprechende ungarische

An Derivativis ist die syrjenisch-wotjakische Sprache beinahe noch reicher, als die ungarische: z. B.

Syrj. tödni (tudni), wissen
tödödni (tudatni), zu wissen machen
tödsalni, bekannt machen
tödsasni, bekannt werden
tödsini, bekannt werden
tödmalni (tudakozni), erkundigen
tödmasni, bekannt werden
tödmödni, erkenntlich machen
tödtöm, unkundig
tödtömödni, unkenntlich machen
tödtömödsini, unkundig sein
Wotj. todni und todini (tudni), wissen
toditini (tudatni), zu wissen machen
todis'jani (tudakozni), erkundigen
todis'kini, sich erkenntlich machen
todis'jaskini, sich ausgeben
todmani, erkundigen
todmatini, zu wissen machen
todmatiskini, bekannt werden
todontom, unbekannt u. s. w.

Noch etliche Verba: *ujni* (uszni) schwimmen, *ujodni* (usztatni) schwimmen lassen; *kelni* (kelni), hinübergehen, *kelan-in*, Furt; *eskini*, glauben; *esködni*, schwören, beweisen; *eskodsini*, sich überzeugen, Wotj. *oskini*, *oskitini*. Das Ungarische *eskü* (Eid, Schwur), *esküdni* (schwören) sind augenscheinlich mit den angeführten syrjenisch-wotjakischen Zeitwörtern identisch. *Korni* (kérni) bitten; *lebni* (lebegni) schweben, *lebödni* (lebegtetni), schweben lassen; *leptini*, heben; *leptsini*, sich erheben; *kelni* (kelni) erstehen u. s. w.

* * *

Jenes sehr grosse Gebiet, das sich vom nördlichen Ural gegen Westen hin erstreckt, wird durch die Richtung der Flüsse gekennzeichnet. Die Petschora, von den westlichen Abhängen des Ural kommend, der Mezen und die Dwina (Wina, Wiena), in den südlicheren Teilen jener Gebiete entspringend, münden in das Eismeer und in das Weisse Meer. Die Kama hingegen und ihr Nebenfluss, die Wjätka, entspringen gegenüber den Nebenflüssen der Dwina, nehmen dann eine südliche Richtung und ergiessen sich vereint in die Wolga. Zwischen diesen, in entgegengesetzter Richtung hineilenden zwei Flüssen erhebt sich ein langer Bergrücken, der das ganze fragliche Gebiet in einen nördlichen und einen südlichen Abhang sondert. Der nördliche Abhang, das Gebiet der Petschora, Mezen und Dwina, ist kälter, da

die vom Eismeer eindringenden Stürme durch kein Gebirge aufgehalten werden. In den südlichen Abhängen, an der Kama und an der Wjätka ist das Klima natürlich viel milder.

Im syrjenisch-wotjakischen Gebiete endigen die Fluss-Namen gewöhnlich mit der Silbe *wa* (= Wasser), wie *Eš-wa, Jaj-wa, Jem-wa,* die beiden *Mil-wa* (die eine mündet in die Petschora, die andere in die Wytschegda), *Sil = wa, Sis-wa, So-wa, To-wa, Vel-wa* u. s. w. An einigen dieser Namen ist noch die Bedeutung erkenntlich, wie an *Eš-wa,* = Wiesen-Wasser, eigentlich die syrjenische Benennung der *Wytschegda.* Die *Dwina* nämlich entsteht aus zwei grossen Verzweigungen, aus der Suchona, die von Westen, und aus der Eš-wa, die von Osten kommend sich vereinigen. *Jem-wa* bedeutet *Dornwasser* (vergl. Dornbach, slav. Trnava). — *To-wa* ist «Teichwasser».

Der Syrjene, bez. Wotjake befasst sich mit Ackerbau. Der Landbau gedeiht auf dem nördlichen grossen Abhange viel weniger, als am südlichen. Der Syrjene (Wotjake) ist daher ein *mu-kerisj* (= Land-bauer, — *mu,* Land, Erde, *ker-ni,* tun, machen), oder *mugörisj-ködzisj.* (= Land-Ackern-der-Säender). Der Pflug heisst im Syrjenischen *gör,* im Wotjakischen *göra, göri. Görni* oder *görani* bedeutet also: pflügen, ackern. Der Ackermann zieht eine Furche, im Ungarischen *barázda,* Syrj. *borozda* und *börözda* (slavischen Ursprungs). Der Wotjake hat dafür ein eigenes Wort: *göri sjur,* was so viel bedeutet, wie Pflug-Reihe, Pflug-Strasse (*sjur,* Ung. *sor*). Der aufgeackerte Boden wird mit der Egge geegget. Der Syrjene gebraucht hiefür das Wort *pinjortni* (*pinj* = der Zahn), eigentlich: mit Zähnen durchziehen, wie im Ungarischen *fogasolni.* Die Vorstellung ist die nämliche. Die Frucht heisst im Allgemeinen *sju.* Sprüchwörtlich ist: *kodir sjuisj loö, seki e mera,* wo die Frucht, dort der Scheffel. Die Arten der Frucht: *šobdi,* Weizen; *rudseg,* Korn; *id,* Gerste; *sör,* Hafer. *Rudseg* ist wie das entsprechende ung. *rozs* ein Fremdwort; *šobdi, id, sör* hingegen sind *syrjenisch-wotjakische* Wörter. Die ungarischen Wörter *árpa* und *búza* sind türkischen Ursprungs. Vom Syrj. *vundini* (Ung. vágni, schneiden) stammt *vundas, vundan* (Ernte, eigentl. Schnitt). Im Wotj. ist *arani* (Ung. aratni) = ernten, *arasj* (aratás) Ernte, tartarischen Ursprungs, wie im Ungarischen. Das Werkzeug, womit man erntet, heisst im Syrj. *čarla,* Wotj. *sjurló,* Ung. *sarló* (ebenfalls tart. Sichel). Im Wotj. heisst der Acker *tarlau;* dies Wort ist identisch mit dem Ung. *tarló,* das ein Stoppelfeld bezeichnet, ferner mit dem tart. *tarla,* = Ackerland. Ebenfalls tartarisch ist Wotj. *ulmo* (alma). Im Syrjenischen wird der Apfel mit *jablög,* einem slavischen Worte bezeichnet.

Der Wald heisst syrj. wotj. *vör; sjöd-vör* = dunkler, d. h. dichter Wald; *vör-pi* = der Sohn des Waldes, d. h. das Wild; *vöra mort,* ein im Walde lebender Mensch. Bemerkenswert ist, dass *erd* im Syrjenischen das äussere, freie, unbeschützte Land bedeutet. Vielleicht gehört das ungarische

erdő (der Wald) ebenfalls hieher. Im Syrjenischen und Wotjakischen ist *pu* = das Holz; *pu kerni* = Holz fällen, schneiden; *ker* ist der Balken, *kerka* das Haus. Im Hause befindet sich der Tisch, Syrj. Wotj. *pizan*. In allen ugrisch-finnischen Sprachen gibt es eine eigene Benennung für «Tisch», nur der Ungar hat dafür ein slavisches Wort; wahrscheinlich wurde das ursprünglich ungarische Wort von dem letztgenannten verdrängt. Im Syrj. Wotj. finden wir entweder den Ausdruck *gögrös pizan*, der runde Tisch, oder *n'ol serög̈a pizan*, viereckiger Tisch. (N'ol = vier, serög (ung. sarok) = Ecke). *Pizan-kerisj* = Tisch-macher, Tischler). Der Stuhl heisst im Syrj. *ulös* (Ung. ülés), der Sitz, der Sessel; *böra ulös* wörtlich, «ein Stuhl mit Rücken» *(bör* = Rücken).

Vurni (Ung. varrni) — nähen; *vurisj* = der Nähende. Schneider; *sapög-vurisj* = Stiefel-Näher, Csizmenmacher, — all diese Worte weisen darauf hin, dass die gewöhnlicheren Handwerke auch dort bekannt sind. *Pastalni* oder *pastavni* heisst «*ein Kleid nähen*». *Pastav* (pastal, pastav) ist ganz identisch mit dem ungarischen *posztó* (Stoff), dessen Etymologie nicht bekannt ist.

Die Namen der Erze sind im Syrjenisch-Wotjakischen die folgenden: *zarni* (ung. arany, das Gold), *ezisj* (ung. ezüst, Silber), *irgön, irgon* (Kupfer), *kört, kert* (Eisen). *Zarni* und *ezisj* lauten fast ebenso, wie im Ungarischen, während *irgön* und *kört, kert* allein stehen. Uebrigens sind die Namen der Erze auch anderswo schwankend. *Azvesj* und *uzvesj* sind offenbar mit *ezisj* identisch; *sjöd azvesj* (schwarzes «azvesj») = Blei, *tödi azvesj* (weisses a.) = Zinn. — Von ihren Schmiedearbeiten waren sowohl die alten Tschuden, als auch die Finnen bekannt. Syrj. *dorni*, wotj. *dorani* = schmieden, ein Pferd beschlagen; *dorödni* = mit Eisen beschlagen werden, *dorödan* = Hufeisen, *dorög* = das Schmieden, die Schmiedearbeit. Ung. *kovács, kovácsolni* sind slavischen Ursprungs.

Ich will hier noch das Wort *sol* anführen, welches «Salz» bedeutet (ung. *só*) und mit dem slavischen *solj* (Salz) identisch zu sein scheint. Syrj. *sol* kommt aber auch in der Form *sov* vor (aus *l* daselbst gewöhnlich *v*). *Sov* aber ist nichts anderes, als das ung. *só* (bei den Moldauer Csángó-Magyaren ausgesprochen wie *szó*). Syrj. *dor* = Rand, Seite, tritt öfters zu Ortsnamen, wie in *Sol-dor, Sov-dor* = (Salzwerk), welchen Namen zwei Ortschaften führen, nämlich *Sol-dor* = Solikamsk, d. h. Salzwerk am Kama-Flusse, (vergl. ung. Szolnok, also etwa: «Kamaer Szolnok») — und *Sol-dor* «Solvičegodsk, d. h. Salzwerk an der Wytschegda.

Paul Hunfalvy.

(Schluss folgt.)

JOHANN ARANY'S NACHLASS.*

Nach langem Zögern hat sich endlich Ladislaus Arany, seines grossen Vaters würdiger Sohn, entschlossen, all' jene teils vollendeten Werke, teils Fragmente und Torsi gebliebenen Manuscripte herauszugeben, die sich im Nachlasse des unsterblichen Dichters vorgefunden, und er hat Recht daran gethan, denn er hat sich um die Dankbarkeit des Publikums verdient gemacht, das seinen Poeten von mehreren neuen Seiten kennen lernt und sich das Bild seiner bedeutenden Persönlichkeit nunmehr vervollständigen kann.

Das Unternehmen, an welchem sich die vornehme Verlagsfirma Moriz Ráth beteiligt, umfasst vier Bände, von denen zur Stunde bereits zwei, der erste und dritte vorliegen. Der erste ist versifizirten, der zweite prosaischen Arbeiten gewidmet, während die beiden letzten Bände den Briefwechsel des Dichters enthalten. Wir haben es also dermalen blos mit einem Bande Gedichte und einem Bande Correspondenzen zu thun.

I.

Nicht ohne Rührung blättern wir in diesem *poetischen* Teil des Aranyschen Nachlasses, der einen 540 Seiten starken Band ausmacht und der allein genügte, um uns volle Erkenntlichkeit für die Herausgeber abzuzwingen. Schon bei der flüchtigen Durchsicht dieses regellosen Wustes von dichterischen Arbeiten, die einen Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten umfassen, werden wir unseren tiefsten Respect dem hohen Ernst zollen, mit welchem der Poet an den beiden Hauptwerken seines Lebens arbeitete, die sich um die *Hunnen-* und um die *Toldi*-Sage gruppiren. Zu der ersten hatte er schon in den fünfziger Jahren zwei mächtige Anläufe genommen, ehe er sich ein Jahrzehnt später an die Ausführung seines endgiltigen Epos «Buda's Tod» machte. In dem ersten Wurfe hiess die Dichtung «Csaba, der Königssohn» und in den drei ersten Gesängen, die erhalten geblieben, spinnen bereits ihre Ränke der unsterbliche Dietrich von Bern und die nimmer alternde Kriemhilde des Nibelungenliedes. Einige Jahre später und der Dichter vollendet einen neuen Plan, nach welchem die Hunnensage den Gegenstand einer Trilogie bildet, deren erster Teil mit dem Tode Buda's geendigt hätte, und zwar liess er den ungarischen Alexandriner, dessen er sich im ersten Anlauf bedient, bereits fallen, um die deutsche Nibelungen-Strophe anzunehmen. Auch diesmal gedieh das Werk nur einige Gesänge weit, um schliesslich gänzlich beiseite gelegt zu werden. Und achtzehn

* Arany János Hátrahagyott Iratai és Levelezései. Budapest, kiadja Ráth Mór. (Johann Arany's hinterlassene Schriften und Briefwechsel.)

Jahre, nachdem er «Buda's Tod» vollendet, sehen wir ihn fast am Vorabende seines Lebens den letzten Teil der Hunnen-Trilogie beginnen, ohne jedoch über den ersten Gesang hinauszukommen. Dieselbe Selbstverleugnung, welche ihn hiess, so viele Torsi Torsi bleiben zu lassen und aus vollständig neuem Material ein vollständig neues Werk zu schaffen, bekundet er auch in den verschiedenen Anfängen zu «Toldi's Liebe». Zwischen dem Beginn, den Petőfi's liebevolles Drängen veranlasste, und der Vollendung, welche inmitten der Musse der Krankenstube erfolgte, liegt die ganze Schaffenszeit des Dichters. Aber ausser dem ersten Gesange hat er nur einige unbedeutende Bruchstücke für das endgiltige Epos verwendet und die übrigen Fragmente blieben in den tiefsten Tiefen seines Schreibtisches vergraben, bis sie die Herausgabe dieses Nachlasses der Kenntniss weiterer Kreise übermittelte.

Schon das erste Stück dieses Nachlasses lässt uns einen tiefen Einblick machen in die Geistes- und Gemütswelt des durch Krankheit und allerlei Gebreste körperlich vor der Zeit gealterten Dichters und lässt uns die universelle Rolle erkennen, die der Dienst der Musen in seinem ganzen Leben, namentlich aber in dessen letztem Abschnitt gespielt. Das Gedicht, das an den sprachgewaltigen Arany erinnert, lautet in einer improvisirten Uebersetzung:

«Drück' fest an den Busen
Die Leier der Musen,
Dein Leben lang!
Greif fest in die Saiten:
Trost wird Dir bereiten
Im Kummer ihr Klang.

Wenn Wein auch, wenn Liebe
Dich nimmermehr triebe:
Stets sind Dir bescheert
So viele der Freuden
So viel auch der Leiden
Des Sanges noch wert!

Schön ist bis an's Ende
Das Sein, nur verwende
Klug jeglichen Tag.
Und heisch' im Gemüte,
Nicht Blume noch Blüte
Vom herbstlichen Hag.

Hast eitel gehofft Du,
Siehst über Dir oft Du
Den Himmel voll Dust:

Was heiter, geniesse,
Dem Trüben verschliesse
Die fröhliche Brust.

Nicht glaub' : mit den Zeiten
Erschlaffen die Saiten,
Nur wechselt der Kreis,
In welchem sie tönen :
Daran sich gewöhnen
Bringt herrlichen Preis.

Stoff draussen und drinnen
Im eigenen Sinnen
Find'st Du allezeit.
Auch halt' beim Erstehen
Von neuen Ideen
Die Leier bereit !

Ob Hörer Dir lauschen,
Ob nicht, lass es rauschen,
Wie ein Gott Dich's gelehrt,
Verklingts auch in Stille,
Wie im Sommer der Grille
Gezirp', ungehört !

Wie uns dieses Gedicht sagt, was dem Dichter seine Muse war, so widerspiegeln uns die übrigen, wie er über seine Bedeutung als nationaler Dichter dachte. Die Summe seines Wirkens zieht er selber in dem tiefsinnigen Gedichte «Woher, Wohin», in welchem er am Schlusse bemerkt, dass in finsterer mitternächtiger Stunde auch sein kleines Licht gross habe erscheinen mögen. Die Menschen warfen darauf einen flüchtigen Blick und ein Gelehrter mochte auf seiner Platte die Erscheinung so verzeichnet haben, wie man eine Sternschnuppe verzeichnet, ohne dass er sich selbst an die Bedeutung des Zeichens am nächsten Morgen mehr erinnerte. Doch

«Die zukünftigen Geschlechter
Werden kaum darnach mehr fragen,
Werden kaum es wissen, dass ich
Einst gelebt hier und zur Leier
Mit der grossen Menge sang.»

Mit herbem Humor besingt er sich auch selbst als «alten Herrn mit der Guitarre», der halbblind und halbtaub den ganzen Tag über klimpert, nicht weil ihn der Lorber aneifert, sondern weil er seine erstarrenden Finger wärmen will. Auch könne ihm die Kunst nur von Nutzen sein, sollte er ins

Elend geraten; da brauchte er sich nur an den Wegrand zu setzen und mancher Heller fiele ihm in den Hut. Bald wieder findet er, dass sein Leben keine Fackel, sondern eine schlechte Kerze sei, bei welcher viel Talg vergebens, in unseliger Arbeit, vertropfe. Zu wiederholten Malen nimmt er sich vor, das Dichten sein zu lassen, aber immer kommt «Noch Eines» dazu, er kommt sich vor wie eine schnatternde Gans, die sich noch immer hören lässt, wenn auch alle Sänger der Lüfte im Herbst bereits verstummt sind; aber er schreibt immer fort, lediglich nur

«Um als Bettler nicht zu sterben
Der nichts hinterlassen hat.»

Dazwischen aber schreibt er die feinsten Beobachtungen über Natur und Kunst, über Leben und Dichten nieder. Auch die öffentlichen Zustände wirken auf ihn verstimmend ein und trüben im Verein mit körperlichen Leiden den heiteren Grundton seines Wesens. Das Strebertum und das patriotische Pharisäertum widern ihn in tiefster Seele an und es jammert ihn, dass das Vaterland nicht durch äussere Gewalt, nicht unter der Last einer ganzen Welt, sondern an innerer Fäulniss zugrunde gehen müsse. Er erinnert sich daran, dass auch er einstens manch' kühnes Wort über's Vaterland gewagt, als dies eben noch ein Wagniss war. Nun aber sei er gleichgiltig und feig geworden, da jeder Gassenbube und jedes alte Weib König und Minister anbrüllen dürfen. Nicht nur Zeitfragen, auch gesellschaftlichen Typen widmet er bald rührende, bald erheiternde Strophen. So dem armen Weibe, das aus Gattenliebe tief und tiefer sinkt, dem vornehmen unverschämten Bettler, ja selbst dem alten Kellner auf der Margarethen-Insel, dessen Unbeholfenheit sein Mitleid erweckt, und dem Zeitungscolporteur, der die Jahres-Abonnenten für die schmutzigsten Leute von der Welt hält. Dazwischen dichtet er auch Volkslieder, die zu den schönsten unserer ganzen Literatur zählen, Balladen wie die «Feiertagsstörer», wie sie nur der Schöpfer der ungarischen Ballade schreiben konnte, und Gedichte jeglichen Genres, die alle Vorzüge der Arany'schen Muse enthalten, ohne an das nahe Ende des Dichters durch etwas anderes gemahnen zu lassen, als durch die schmerzliche Resignation und durch die geklärte Weltanschauung desselben. Dem zu Tode verwundeten Muscheltier entringt sich eine kostbare Perle nach der anderen und so möchten wir auch zu den kostbarsten Perlen unserer Nationalliteratur die drei kurzen vierzeiligen Strophen zählen, die Johann Arany im März 1880, offenbar beim Anblicke eines frühknospenden Strauchgewächses geschrieben. Das Gedichtchen betitelt sich «Trügerischer Strahl» (csalfa sugár) und lautet in einer Uebersetzung, welche mehr die Stimmung als die hohe Kunst des so einfach und volkstümlich scheinenden Originals wiedergeben möchte, folgendermassen:

«Willst, Sträuchlein, du schon treiben
Und der Lenz ist doch nicht nah —,
Lass', Maid, das Seufzen bleiben,
Deine Zeit ist noch nicht da.

Hat's Sträuchlein früh getrieben,
Macht bald der Frost es kahl:
Auf allzu frühes Lieben
Folgt bitt'rer Reue Qual.

Mir düstert sich die Stirne,
Seh' welk den Strauch ich steh'n,
Seh' ich die närr'sche Dirne
So jung zugrunde geh'n.»

Den Schluss des Bandes bilden die Papierschnitzel, die sich in Johann Arany's Nachlass gefunden. Es sind dies zumeist unvollendet gebliebene Gedichte, Knittelverse, Epigramme, Scherze und Spielereien, die seine Privatschicksale ebenso treu begleiten, wie die öffentlichen Zustände. Am meisten aber machte er sich über sich selbst lustig, über seinen Stefans-Orden wie über sein Lungen- und Leberleiden. Eine «Elegie» beginnt:

«O Schnupfen und du Grippe,
Katarrh und Influenz.»

Eine andere lautet:

«Katarrh, Phlegma,
Mördrisch Asthma,
Emphysema
Und auch Rheuma,
Mein ewig Thema.»

Schliesslich findet er, er sei «Paul Niemand, eine wehleidige Maschine, mit einer Pfeife im Munde». Seine letzten Namenstage feiert er nicht minder ironisch. Am 2. März 1881 schreibt er:

«Achtzig Jahr, wie wunderbar,
Auch siebzig Jahr,
Wenn gesund man war,
Doch wenn man sechzig vier ertrug,
Hat man zum Ueberdruss genug.»

Am 2. März seines Sterbejahres spricht er in einem ernsten Quatrain die Ueberzeugung aus, dass er dieses Jahr nicht mehr überleben werde. Seine Grabschrift hatte er schon zehn Jahre früher verfasst. Er gab ihr folgende launige Fassung:

«Hier ruht
Johann Arany, Redacteur.
Geboren am 2. März 1817.
Gestorben . . . .
Der Artikel ist hier noch nicht aus,
Eine Fortsetzung kommt noch heraus,
Sei Du mein Redacteur, o Herr, und fange
Von vorne mich an im neuen Jahrgange.»

Wenn aber Etwas im Stande ist, unser Bedauern darüber zu steigern, dass der Dichter verscheiden musste, ohne all' seine Entwürfe vollendet zu haben, so sind es die wenigen Strophen, welche aus einem Gedichte über Franz Deák übrig geblieben sind. Es wäre dies nach seiner Vollendung ein poetisches Monument gewesen, wie es derselbe Dichter dem Andenken Graf Stefan Széchényi's errichtet und das von unserem Poetennachwuchse zu erhalten, der Weise der Nation so wenig Aussicht hat. «Grösser noch als der Patriot war der Mensch in ihm», so schliesst das Fragment über «den guten alten Herrn», das sich im Nachlasse Johann Arany's vorfindet, aus welchem wir andererseits ersehen, dass Arany ein ebenso guter Mensch wie ein grosser Dichter war.

II.

Haben wir mit hohem Genuss den poetischen Nachlass Johann Arany's durchstöbert, so wird unser Interesse auch bei der Lectüre seines *Briefwechsels* keinen Augenblick erlahmen. Den Reigen eröffnet die Correspondenz mit Stefan *Szilágyi*, einem noch jetzt lebenden Schriftsteller, der im Jahre 1885 in Marmaros-Sziget sein 44-jähriges Professoren-Jubiläum gefeiert. Als junger Mann hatte derselbe vom Frühling 1842 bis zum Frühling 1844 in Nagyszalonta gewohnt. Von dort war er in die Zips gegangen, um sich in der deutschen Sprache zu vervollkommnen, weil er an der Wiener Universität medizinische Studien betreiben wollte. In Wien hatte er jedoch eingesehen, dass ihn weniger Aeskulap als Clio anziehe und er wurde Historiker ex professo. In dieser Ueberzeugung ging er nach Pest, von wo er 1845 nach M.-Sziget berufen wurde, wo er noch heute weilt.

Während der Wanderschaft Szilágyi's konnten die beiden Freunde nur wenig mit einander verkehren. Umso lebhafter wurde ihre Correspondenz nach der endgiltigen Niederlassung desselben. Szilágyi schickte dem Freunde Bücher, was damals ein ausserordentlich complicirtes Unternehmen war, und er stand ihm mit Rat und That bei, so oft er bei Entwerfung seiner Epenpläne historischer Daten bedurfte. So währte dieses Verhältniss bis zur Revolution, um welche Zeit die Briefe seltener gewechselt wurden. Nach der Revolution fingen jedoch die Büchersendungen und die nützlichen Ratschläge abermals an und erst als Arany als Professor nach Nagykőrös kam

und selbst über eine Bibliothek verfügte, wurde der Verkehr ein weniger häufiger. Die mitgeteilten Briefe gehen nur bis zum Frühjahr 1848 und atmen eine herzliche, achtungsvolle Freundschaft — die Ansprache lautet noch immer: Sie — und ihre Publication gestattet uns einen lehrreichen Blick in die Werkstätte und auf den Entwicklungsgang des Dichters.

Selbstverständlich wird unsere Aufmerksamkeit am liebsten und längsten bei dem Dialoge *Arany-Petőfi* verweilen, der auch den grössten Raum in diesem Bande einnimmt.

Wenn Etwas im Stande ist, diese beiden Heroen unserer Nationalliteratur uns menschlich nahe zu rücken, so ist es das intime, ungekünstelte und nur durch eine Kette von Zufälligkeiten für die Lesewelt erhalten gebliebene Zwiegespräch, das der grösste ungarische Lyriker und der grösste ungarische Epiker zweiundeinhalb Jahre lang mit einander unterhielten und das zu belauschen uns der dritte Band des Johann Arany'schen Nachlasses gestattet. Der vierundzwanzigjährige Petőfi war es, der, im Glücke seines jungen Ruhmes schwelgend, im Feber 1847 neidlos den Lorber auf das Haupt des unbekannten dreissigjährigen Gemeindenotärs von Nagy-Szalonta drückte, dessen «Toldi» ihn mit Entzücken erfüllt hatte. «Dem Dichter des Toldi sende ich meine Seele, zum warmen Händedruck, zur feurigen Umarmung,» so beginnt er seine enthusiastische versifizirte Epistel, der er in kurzangebundener Prosa einen gewöhnlichen Schreibebrief voranschickt, in welchem es heisst: «Schreiben Sie mir Etwas von sich, Etwas, Alles, wie alt Sie sind, ob ledig, ob verheiratet, blond oder braun, hoch oder niedrig, Alles wird mich interessiren.» Aber schon vierzehn Tage später bietet er dem im Sturme erworbenen Freund das Du-Wort an und bespricht mit ihm seine literarischen Pläne. Er will Epen schreiben, deren Helden Matthäus Csák und Rákóczi sein sollen, allein «ich muss von einem Tag zum andern leben und kann meine Zeit nicht auf Werke verwenden, für welche man mich nicht sofort bezahlt. Ja, wenn mir die Nation jährlich 7—800 Gulden Conventionsmünze gäbe, da würde ich ihr zeigen, dass sie ihr Geld nicht hinausgeworfen. Freilich hat die Nation andere Sorgen, als hieran zu denken. Und es gibt auf Erden gewiss keine Mutter, die von ihren Kindern tyrannischer forderte und gegen sie dann so undankbar ist, wie unser teures Vaterland, das liebe Ungarn.» An Arany gewendet ruft er aus: «Du bist ein neuer Beleg dafür, dass auf der Welt kein Talent verloren geht. Die Natur ist nicht so dumm, um Kräfte umsonst zu schaffen. Was sie schafft, das will sie auch nützen.» Jeder der Briefe Arany's atmet Dankbarkeit für dieses herzliche Entgegenkommen. Der weltentrückte Poet ist bald von einer wahren Leidenschaft für seinen jüngeren Bruder in Apoll erfüllt. Beide blicken zu einander empor und beide freuen sich, dass die Nation zwei so prächtige Kerle ihr eigen nennt, bis Petőfi sich endlich gegen alle Lobsprüche verwahrt. «Ich bin nicht gar zu bescheiden,» sagt er. «Ich gebe aufrichtig zu,

dass ich das Lob verdiene, aber wenn man mich ins Gesicht lobt, da ist's mir, als hätte ich die Kr.... und dürfte mich nicht kratzen.»

Im Juni wird das Freundschaftsbündniss durch einen Besuch Petőfi's in Szalonta besiegelt, wohin derselbe von seiner Brautfahrt einen Abstecher machte. Neun Tage lang brachte er im Kreise der Familie Arany's zu, wo er einen unvergesslichen Eindruck zurückliess. «Wir geniessen keinen guten Bissen, ohne Dich zu erwähnen. Wir sagen immer: Warum ist Petőfi nicht hier, wie würde ihm das schmecken! Das hat Petőfi so gemacht, das hat ihm gefallen u. s. w. Wie froh wären wir, wenn Du unser Sohn wärest, da kämest Du wenigstens auf die Ferien zu uns!» Der Intimität der Herzen kommt bald die Intimität der Geister gleich. Sie teilen einander literarische Pläne mit, Petőfi vermittelt für seinen Provinzkumpan allerlei schriftstellerische Verbindungen in der Hauptstadt und zuweilen geht die Correspondenz in poetische Episteln über, bei welcher Gelegenheit sich Petőfi des schwungvollen Hexameters, sein schlichterer Genosse aber der fünffüssigen reimlosen Jamben bedient, in die er sich durch seine Shakespeare-Uebersetzungen hineingeschrieben. Interessant ist es zu sehen, wie der Schöpfer der ungarischen Ballade dazu kam, sich in dieser Kunstgattung zu versuchen. Am 27. August 1847 schreibt Arany: «Seitdem Du fort bist, habe ich nur wenig gearbeitet. Manchmal schreibe ich einige Gedichte, aber sie sind schlecht wie Holzäpfel. Mit der Lyrik geht's mir nicht mehr, die Zeit solcher Ergüsse ist bei mir vorbei, ich bin alt. Ich muss mich in der Ballade versuchen, die könnte ich auch in den Blättern veröffentlichen und ich bleibe dabei doch in meinem Elemente. Solche werde ich auch Jókai (für dessen Blatt) schreiben.» Darauf antwortet Petőfi: «Ich glaube Dir aufs Wort, dass Deine Gedichte schlecht sind, gleichwohl bitte ich Dich, lieber Junge, mir sie abzuschreiben und zu schicken, denn zwei Nasen sehen mehr. Du handelst nicht unweise, wenn Du solche Balladen schreibst, denn daran leiden wir vollständig Mangel. Ich hätte es schon längst versucht, doch fühle ich wirklich keinen Beruf hiezu in mir. Toldi lese ich jetzt zum sechsten Mal. Es ist wirklich ein elendes Machwerk. Ich werde ihn heuer gewiss noch weitere sechsmal lesen, um seine Niederträchtigkeit besser in mich aufnehmen zu können». Arany replizirt: «Du thust gut daran, an die Schlechtigkeit meiner Gedichte zu glauben: Ich bin in der Lyrik unendlich ungeschickt und ich würde mich grässlich ärgern, müsste ich von einem Andern so unbeholfene Gedichte lesen. Mir ist's, als verdürbe in meiner Faust die für zartere Finger geschaffene Leier. Wo sollte ich aber auch lyrische Begeisterung hernehmen? Meine prosaische Lebensweise hat mich fast phlegmatisch gemacht, meine kleinlichen Leiden und Freuden sind nicht wert besungen zu werden und wenn ich mich auch in meinem Familienleben zu den Glücklicheren zählen kann, ist dieses Glück doch nicht von einer Art, dass man seine ausbrechenden Freuden in Versen ausschütten,

sondern blos derart, dass man seine wohlthuende Wärme stets empfinden kann. Ausserhalb der Familie aber bringt mir das Leben blos Jammer und Elend, und auch dies ist nicht so beschaffen, um Gefühlsausbrüche zu veranlassen, sondern stumpft nur allmälig die Seele ab und bereitet Phlegma statt des Blutes; dazu kommt noch, dass ich jenseits des lyrischen Alters stehe, ich habe keine jugendlichen Freuden, Klagen und Hoffnungen mehr; kurz die Rolle des Herzens ist grösstenteils ausgespielt und der Kopf tritt nun die Herrschaft an. Ich will daher, mein lieber Junge, in dem Reiche der Lyrik nicht mehr ungelegen fallen, sondern mich auf den Weg begeben, auf dem mir bereits einige Schritte gelungen sind, ich will Geschichten schreiben, wie Tinódi....»

Das Freundschaftsband wird durch die Verehelichung Petőfi's (am 8. September) keinen Augenblick lang gelockert. Das junge Paar macht auf seiner Hochzeitsfahrt sogar einen Abstecher zu Aranys in Szalonta. Da Petőfi sich einmal scherzhaft «Lord Arthur Krumpli» unterschreibt, antwortet «John Stibli, shoemaker and poet» in einem launigen, nicht ganz göttlich-groben englischen Briefe, der von «Szalonta-Bury» datirt ist. Oft auch beklagen sich die beiden Dichter über die Censur, vor welcher namentlich Arany einen heillosen Respect zu haben scheint. Am 10. Feber schreibt ihm Petőfi, der die Drucklegung des Arany'schen Gedichtes «Muránys Belagerung» besorgte: Der Censor wollte drei Strophen morden, dort wo Du Maria Széchy von dem armen, unverdorbenen böhmischen Nachbar sprechen lässt. Er witterte nämlich eine Anspielung auf die heutigen politischen Verhältnisse, doch machte ich ihm begreiflich, dass dies schon aus dem Grunde unmöglich sei, weil der Autor ein eselhafter Bauer sei, der keinen Begriff von der Politik und von Verhältnissen habe. Schliesslich stumpfte ich an dem Schleifstein meiner Capacitation seinen mordlustigen Dolch ab und das Kind Deiner Laune blieb unversehrt. Und das dankst Du mir, denn der Censor war der alte Rezseta und mit dem alten Rezseta kann nur ich reden.»

Es kommen die Märztage 48. Am 21. März schreibt Petőfi: «Wir haben Revolution, Freund, und Du kannst Dir denken, wie sehr ich da in meinem Elemente bin. Viele wollen unserer Bewegung diesen Namen abdisputiren, und warum? Weil kein Blut geflossen ist. Das gereicht der Sache nur zum Ruhme, ändert aber an dem Namen nichts. Ich halte jede gewaltsame Umwälzung für Revolution und wir haben doch mit Gewalt die Pressfreiheit erkämpft.» Und Arany antwortet: «Meinen herzlichen Händedruck für Deine glorreichen Bürgerkämpfe! In der Fülle meiner Freude und meines Stolzes rufe ich aus:

O, et delicium et dulce decus meum!

«Toldi's Lebensabend» liegt fertig, doch habe ich ihn noch nicht abgeschickt. Die grossen Ereignisse haben mir die Lust am Copiren verdor-

ben.» Am 18. April schreibt Petőfi: «Weiss Gott, ich sage es nicht als Lob, aber ich kann es nicht verschweigen, dass Du ein grosser Esel bist. Was zum Teufel fällt Dir ein zu sagen, dass «Toldi's Lebensabend» Dein letztes Werk sein soll? Junge, in Deinem Kopfe steckt noch sehr viel, und wenn Du es freiwillig nicht herausbringst, schlage ich Dir's mit dem Knüttel oder mit dem Hammer heraus. Du hast freie Wahl. Mir aber schreibe derartiges Zeug nicht mehr. Vor Allem musst Du Dich wieder an Toldi machen. Hast Du ihm Kopf und Fuss gemacht, so musst Du ihm nun auch einen Leib machen, sonst sündigst Du gegen Gott und Menschen. Wenn Du Toldi fertig machst, werden sich Homer und Ossian glücklich schätzen, dass Du ihnen die Hand reichst.» («Toldi's Liebe» war offenbar das Resultat dieser nicht wenig kategorischen Aufforderung.) In demselben Briefe trägt Petőfi dem Freunde die Redacteurstelle bei einem zu gründenden volkstümlichen Wochenblatte an; Arany kommt auch nach Pest, wo er 7—8 Tage lang Petőfi's Gast ist und das für ihn materiell vorteilhafte Geschäft abschliesst. In den Wahlen für den ersten ungarischen Reichstag erleiden Beide dasselbe Missgeschick, durchzufallen, und sie teilen einander ihre resp. Niederlagen in bitteren Schreibebriefen mit. Den ganzen Sommer 1848 über bilden gleichwohl Redacteursfreuden und Leiden und Buchhändler-Transactionen fast den ausschliesslichen Inhalt ihrer Correspondenz. Am 16. August schreibt Petőfi aber schon: «Das Vaterland ist schlimm daran, entweder kommt eine Alles umstürzende, aber Alles rettende Revolution, oder wir gehen zugrunde, doch so schimpflich, wie eine Nation noch nie zugrunde gegangen. Ich glaube, wir stehen am Vorabend einer ungeheueren Revolution und Du weisst, dass ich keine leeren Ahnungen habe.»

Im October wird Petőfi Soldat und auch Arany sehen wir bald in die Nationalgarde eintreten, jenen führt der Kriegspfad nach Debreczin, diesen nach Arad, wo er am 19. November die Kanonentaufe erhält, während der Honvédhauptmann Petőfi sich anschickt, seiner Frau in einer schweren Stunde beizustehen. Der literarische Inhalt ihrer Correspondenz wird denn auch immer magerer und magerer und auch die Allgemeinheit tritt immer mehr hinter den Privatschicksalen der beiden Dichter zurück. Am 15. December schreibt Petőfi: «Ich bin Vater, heute Mittags wurde mir ein Sohn geboren, den man morgen oder übermorgen taufen wird. Pathe und Pathin werden ein sicherer Johann Arany und dessen Frau sein. Er selbst heisst Zoltán.» Am 7. Jänner: «Ehe ich das Vaterland rette, muss ich meine Familie retten.» Und er bittet den Freund, Weib und Kind zu sich nach Szalonta zu nehmen, da er selbst in den Krieg müsse. Am 14. Feber schreibt er abermals von Debreczin, wohin er als Adjutant und Courier Bem's eine Botschaft zu überbringen hatte, und wiederholt seine Bitte an Arany, über seinen Sohn Zoltán ein Gedicht zu schreiben. — Zwischen dem 22. Feber und dem 21. April 1849 tritt eine vom Schlachtendonner ausgefüllte Pause ein. Die Gattin

Arany's hatte in strenger Winterzeit den Weg nach Debreczin gemacht und von dort die Gattin und das Kind des Freundes nach Szalonta gebracht, und als später Julia Szendrey ihrem Gatten nach Debreczin und von da nach Pest folgte, blieben nicht nur das Kind mit der Amme, sondern auch das Pferd und der Husar Petőfi's bei Aranys in Szalonta.

Am 23. Mai schreibt Arany: «Ich habe gethan, was ich noch nie in meinem Leben gethan. Ich habe mich um ein Amt beworben und bin zum Concipisten beim Ministerium des Innern ernannt. Ich musste es annehmen, weil ich in Szalonta nicht die geringste Aussicht auf das tägliche Brod mehr hatte. Morgen gehe ich nach Debreczin (wo sich damals die Regierung befand), um das mir unbekannte Joch auf den Nacken zu nehmen.» Nun ist es Petőfi, der seinen Brief aus Szalonta datirt, wohin er kam, um seinen Sohn abzuholen: «Uebergib dem Kriegsminister meine Resignation und bitte den Platzcommandanten in meinem Namen, mein Pferd öffentlich versteigern zu lassen. Sei Du bei der Feilbietung anwesend und sage den Käufern, das Pferd sei Bem's Schlachtross gewesen, der es Petőfi geschenkt und Petőfi verkaufe es, um sich dafür Brod zu schaffen.» Das letzte Schreiben Petőfi's ist aus Mezöberény adressirt, wohin er sich voll Erbitterung über Kossuth mit seiner Familie zu befreundeten Verwandten zurückgezogen hatte mit dem Wunsche, «nimmermehr auf die Schwelle des öffentlichen Lebens gedrängt zu werden.» Am 11. Juli schreibt er: «In den Augenblicken, da ich ganz und gar vergesse, dass ich auch ein Vaterland besitze, bin ich glücklich.» Allein nur einige Tage lang hielt er dieses Glück aus; das Verhängniss trieb ihn nach Siebenbürgen an Bem's Seite zurück, und einige Wochen später war er spurlos verschwunden.

Man kann diesen Briefwechsel, in welchem sich nicht nur die Schicksale der beiden Freunde, sondern auch die Zustände und Ereignisse des denkwürdigen Doppeljahres getreulich widerspiegeln, nicht ohne tiefe Rührung und Wehmut verfolgen. Niemals für die Oeffentlichkeit bestimmt, lassen diese Briefe die beiden Dichter auch ohne jene gewisse Pose erscheinen, welche selbst der Unbefangenste annimmt, sobald er sich dem grossen Objectiv des photographischen Druckapparats gegenüber befindet. Wir werden daher auch die vielen ans Triviale, stellenweise fast ans Cynische grenzenden drastischen Ausdrücke, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen, nicht auf Rechnung der Autoren setzen, sondern sie der Stimmung und der Laune derselben zugute halten und wir werden uns an den edlen und selbstlosen Acten selbstverleugnender Aufopferung erbauen, an welchen dieser in unserer Literaturgeschichte classische Freundschaftsbund so reich ist. Wir werden schliesslich mit Interesse die Spuren der gegenseitigen Anregung dieser so grundverschiedenen und einander so mächtig anziehenden Charaktere verfolgen. Hatte Arany den jüngeren Genossen schon bei dessen Lebzeiten mit den zärtlichsten Gefühlen umgeben, so bewahrte er

demselben nach dessen Verschwinden ein vergötterungsähnliches Angedenken. Stets übermannte ihn der Schmerz, so oft er des hingegangenen Freundes gedachte und als Julia Szendrey nach einem kurzen Trauerjahr den Witwenschleier von sich warf, da ging er in seinem Gedichte «Des Honvéds Witwe» fürchterlich ins Gericht mit dem leichtlebigen Weibe. Zu wiederholten Malen spricht er in späteren Gedichten die Hoffnung aus, dass Petőfi wiederkehren und die Leier wieder ergreifen werde und noch im Jahre 1877, als dem alternden Dichter die Begeisterung über die Siege Osman Paschas das schöne Gedicht «Plevna» eingab, rief er aus: «O lebte er noch, den als Todten noch unsre Sehnsucht gern aufsucht, er würde Dich würdig besingen.»

Und auf das Exemplar der Petőfi'schen Gedichte, das er vom Dichter im Jahre 1847 erhalten, schrieb er den Vers aus der Odyssee:

> Οἴχετ' ἄϊστος ἄπυστος, ἐμοὶ δ' ὀδύνας τε γόους τε
> Κάλλιπεν...

(Er verschwand unsichtbar, unbekannt, mir Trauer und Schmerz hinterlassend.)

Und der Sohn des Dichters, Ladislaus Arany, der seines Vaters würdiger Vertrauter war, constatirt:

«Die traurige Melancholie seiner Lyrik besass einen ständigen Klageton in der schmerzlichen Erinnerung an die nimmer wiederkehrende schöne Zeit, die sie gemeinsam verlebt und mit deren Verschwinden auch die Jugend seiner Seele für ewig dahin war.»

Wie schön diese Zeit für Beide aber gewesen, belehren uns die von ihnen gewechselten Briefe, diese beredten Zeugen ihres gegenseitigen Verkehrs auf jeder Seite und in jeder Zeit....

Den Band beschliesst der Briefwechsel mit dem gemütvollen Dichter Michael *Tompa*, einem reformirten Pastor in einem stillen Winkel des Gömörer Comitats. Ihr schriftlicher Verkehr hatte bereits im Jahre 1847 begonnen, obgleich sich die Beiden persönlich erst im Jahre 1852 sahen. Wie schade, dass die Briefe Johann Arany's aus dieser Zwischenzeit verloren gegangen sind! Im Jahre 1852 war es nämlich, dass die überall Verschwörer witternde Polizei bei Tompa Haussuchung hielt und die Briefe Johann Arany's an das Kaschauer Kriegsgericht leitete, wo sie spurlos verschwanden. Es sind also aus dieser Zwischenzeit blos die Briefe Tompa's vorhanden, welche uns über die Bestrebungen der volkstümlich-nationalen Dichtung belehren und uns das Verhältniss des merkwürdigen Triumvirats Petőfi-Arany-Tompa in heller Beleuchtung vor Augen führen.

Bis zum Tode des sanften Gömörer Dichters (1868) setzt sich dieser Briefwechsel in bald kürzeren, bald längeren Intervallen fort. Das ganze äussere und innere Leben Johann Arany's spiegelt sich in diesen niemals

für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen wieder und die Biographie des grossen Dichters wird — das ist schon heute zu sehen — erst dann geschrieben werden können, wenn auch der letzte Band der Correspondenz erschienen sein wird.

Wie wir aus dem Vorworte Ladislaus Arany's ersehen, wird der nächste und letzte Band den Briefwechsel mit Josef *Lévay*, *Tomory*, Nicolaus *Szemere*, Gabriel *Kazinczy*, Anton *Csengery* u. A. umfassen. Das Vorwort schliesst mit folgenden Worten, die wir und mit uns jeder Freund der ungarischen Nationalliteratur gern unterschreiben werden. «...Ich wünsche und hoffe, dass Jene, die Johann Arany bisher blos aus seinen schriftstellerischen Werken kennen konnten, aus diesen Briefen seine ganze Individualität erkennend, begreifen mögen, was bei all' seiner Einfachheit und sich gerne zurückziehenden Natur jene anziehende Eigenschaft war, die seine Freunde und all' Jene, die ihn näher kannten, als besonders charakteristische und individuelle Züge erkannten und weshalb sie sich zu ihm mit so warmen Sympathien hingezogen fühlten.

«Möge auch diese Sammlung ein Andenken dieser schönen Verhältnisse zwischen Freunden sein!»

Budapest, April 1888.

ALBERT STURM.

HIERONYMUS LASKI.

Die Gestalt und die Tätigkeit des bekannten Diplomaten des XVI. Jahrhundertes, dessen Name ein Jahrzehnt einen Ruf hatte in ganz Europa, der mehrmals von der Themse und Seine bis zur Donau und dem Bosporus in diplomatischen Sendungen alle mächtigen Höfe durcheilte, gab einen anziehenden Stoff zur historischen Darstellung. Sein Leben ist eingeflochten in die fünfzehnjährige Geschichte des Ungarnvolkes, jene Geschichte des blutigen Kampfes um die Krone, der nach der Niederlage bei Mohács angefangen, zwischen dem Nationalkönig Zápolya und der mächtigen Dynastie der Habsburger ausgekämpft wurde. Ein thätiges, bewegliches Leben, reich an interessantem Inhalt, ausgezeichnete diplomatische Erfolge und abenteuerliche Begebenheiten, ehrgeizige Pläne und niedere Gedanken und Gefühle, welche die Seele jenes Menschen durchtobten. Wir sind Dank schuldig dem Verfasser, dass er diese Persönlichkeit zum Gegenstand seiner breiten Monographie * machte, umsomehr, als dasjenige, was wir über Laski bisher hatten, teils irrig, teils unzureichend ist.

* *Hieronymus Laski von Alexander Hirschberg. — Lemberg 1888. — 8° 328. S.* (Hieronim Laski przez Alesandra Hirschberga. We Lwowie 1888.)

Einem mächtigen Adelsgeschlechte entstammend war Hieronymus am 27. September 1496 als der älteste Sohn des Sieradzer Wojewoden geboren. Nachdem er eine ernste, wissenschaftliche Erziehung in Rom und Bologna genossen, trat er in den königlichen Dienst und erreichte schon mit dem 24. Jahre die hohe Würde eines Wojewoden von Sieradz. Die diplomatische Laufbahn betrat er bereits 1520. Die polnische Politik war damals in zwei Richtungen aufmerksam und thätig; einerseits war es Sigismund I. darum zu thun, die Kronen von Böhmen und Ungarn nach dem eventuellen Aussterben der dortigen Jagellonen sich und seinen Nachkommen zu versichern, anderseits wollte er die preussische Angelegenheit, die schon so viele Jahre mit grossem Schaden für Polen sich dahinschleppte, günstig für dasselbe beendigen. Dem einen und dem anderen trat hindernd das österreichische Haus entgegen, welches Ungarn auf Grund der mit Mathias Corvin und Ladislaus dem Jagellonen geschlossenen Traktate für sein eigen betrachtete, und was den deutschen Orden anbelangt, die Oberherrschaft über denselben um keinen Preis aufgeben wollte. Um diese für Polen ungünstigen, ja verderblichen Einflüsse zu brechen und zu beseitigen, beschloss Sigismund im Westen einen Bundesgenossen aufzusuchen, der den Kaiser schachieren würde, und fand ihn in Frankreich, dem Rivalen der Habsburger um den Vorrang in Europa. Hieronymus machte zweimal die Gesandtschaft an Franz I. durch, 1520 und 1524; das erste Mal ohne sichtlichen Erfolg, das zweite Mal schloss er ein Heiratsbündniss zwischen den Kindern beider Könige, von Frankreich und Polen ab, welches Bündniss beiden Seiten im Notfalle Hilfe versichern sollte. Sonst hat er in diesem Zeitraume nichts wichtigeres vollbracht. Aber bald eröffnete sich ihm ein neues Feld der Thaten. In Polen, dessen furchtsame, unentschlossene Politik trotz alledem eine Neutralität dem Kaiserhause gegenüber zu bewahren sich bemühte und an keine ernste That sich wagte, war es für seine bewegliche, elastische Energie, für seinen unersättlichen Ehrgeiz zu enge. Es war ihm zu wenig die Sieradzer Wojewodschaft und die Hauptmannschaft von Marienburg, die ihm der König versprach; die Sucht nach Ruhm und Ehrentiteln drängte ihn, anderswo die Erfüllung seiner Pläne zu suchen. Uebrigens war sein Vermögensstand derartig, dass er notwendig eine recht einträgliche Beschäftigung haben musste, um seinen Finanzen aufzuhelfen; ein luxuriöses Leben trieb ihn in Schulden, die nun mit grosser Wucht auf seinen ungeheueren Gütern zu lasten anfingen. Alles dies war der Grund, dass Hieronymus sich nach Ungarn wandte, wo nach der Mohácser Niederlage Johann Zápolya zum Könige erwählt und seine Wahl von dem polnischen Volke mit grosser Teilnahme aufgenommen wurde, so dass eine Menge Freiwilliger zu ihm eilte, um ihm in dem Kampfe mit Ferdinand zu helfen. Von Zápolya mit Freuden empfangen, wurde Hieronymus allsogleich mit einer diplomatischen Sendung betraut; er begab sich zu den,

den Habsburgern feindlichen deutschen Fürsten, nach Frankreich, England und Dänemark und es gelang ihm überall, mit Ausnahme Englands, für Ungarn günstige Gelöbnisse zu erreichen. Bei seiner Rückkehr fand er aber in Ungarn grosse Veränderungen. Das österreichische Heer drang in Ungarn ein, besiegte Zápolya und nahm das ganze Königreich ein; der König musste nach Siebenbürgen fliehen. In dieser erzkritischen Lage fasste Zápolya den Gedanken, der schon vordem populär in Ungarn gewesen: die Hilfe der Türken gegen die ihn hart bedrängenden Oesterreicher zu gebrauchen. Laski war nicht der Schöpfer dieses Planes, wie man allgemein annimmt, denn noch vor seiner Ankunft in Ungarn, bevor er noch in ein Verhältniss zu Zápolya getreten, war dieser Gedanke weit verbreitet und tief eingebürgert. Laski wurde nun nach Constantinopel geschickt. Trotzdem er nun mit einer kleinen und keineswegs glänzenden Schaar Begleiter und noch dazu ohne Geschenke ankam, trotzdem er anfangs kühl und schroff von den türkischen Würdenträgern empfangen und sogar unter Wache gestellt wurde, wusste er durch ein äusserst gewandtes Benehmen, dabei aber voll Würde und Entschlossenheit, das Wohlwollen der hohen Pforte zu gewinnen, so dass seine Sendung am günstigsten ablief. Er that keinen einzigen Schritt, der seiner Sache schaden konnte, ging auf keine einzige Bedingung ein, die für das ungarische Königreich erniedrigend gewesen wäre, er verpflichtete sich zu nichts, was Ungarn unter die Herrschaft der Türkei bringen könnte, und doch erreichte er durch seinen Takt, seine Energie, seinen Scharfsinn und eine alles ausnützende Gewandtheit, dass der Sultan versprach, persönlich Zápolya zu Hilfe zu kommen und als ein Darlehen 10,000 Soldaten gab, an deren Spitze Laski von seiner Gesandtschaft heimkehrte. Aus Targovisthin, der Hauptstadt des Moldauer Wojewoden, schickte er am 10. April 1528 ein Schreiben an Ferdinand, in welchem er ihm den Krieg erklärte, ein anderes gleichzeitig an die Siebenbürger, wo er in hochmütigen Worten von dem Beginn seiner feindseligen Schritte Nachricht gab. Beide Schriften riefen am Hofe Ferdinands eine grosse Entrüstung wach, am polnischen Hofe keine geringe Unzufriedenheit, denn Sigismund, der seine Neutralität Oesterreich gegenüber noch nicht aufgab, sah es ungern, dass ein Senator des polnischen Königreichs eine solch thätige und hervorragende Rolle im Lager der Oesterreich feindlichen Partei spielte. Er wollte Laski zur Verantwortung ziehen für dies Benehmen und befragte in dieser Hinsicht die Senatoren; man kam überein, ihn vor den Reichstag zu citiren, und da dieser nicht so bald zusammenkam, erwuchsen aus der ganzen Affaire keine grösseren Unannehmlichkeiten für Hieronymus, als diejenige, dass der König ihm die versprochene Marienburger Hauptmannschaft wegnahm, um ihm dadurch seine höchste Ungnade fühlen zu lassen.

In Zápolya's Angelegenheit, der nach Polen geflüchtet in Tarnow sass, unternahm Hieronymus jetzt eine zweite Gesandtschaft nach Constantino-

pel, von wo er mit dem Versprechen baldiger Hilfe seitens des Sultans zurückkehrte, und dafür zum Lohne die Zipser Grafschaft erhielt. Unterdessen fingen die Anhänger Zápolya's an sich zu sammeln und die Oesterreicher aus der eingenommenen Position zu verdrängen; die Niederlage des österreichischen Heeres bei Sárospatak bestimmte endlich Zápolya zurückzukehren und ihm folgte auch Laski. Von hier begab sich dieser nach Schlesien, um für seinen Herrn ein Söldnerheer zu werben, doch seine Bemühungen blieben erfolglos, da die polnische Regierung den Durchzug versagte und die Soldaten mit Gewalt zurücktrieb, was bei Zápolya und Soliman, der nun mit einem grossen Heere herangezogen kam, eine tiefe Unzufriedenheit hervorrief, die für Polen von üblen Folgen sein konnte. Trotzdem kam Zápolya, für den das türkische Heer Ungarn erobert und Ferdinand verdrängt hatte, wieder in den Besitz seines Königreiches. Aber kaum dass Soliman davonzog, rückte die österreichische Armee in Ungarn ein und bemächtigte sich der nordwestlichen Comitate; das ungarische Heer trat zwar tapfer dem weiteren Vordringen hindernd entgegen, aber Zápolya sah, dass dieser ins Unendliche sich hinziehende Kampf die Lebenskräfte des Landes vernichte und beschloss mit Ferdinand Frieden zu schliessen. Im Einverständniss mit Soliman, an den Laski eigens in dieser Angelegenheit geschickt wurde — (er hatte jetzt schon den Titel des Siebenbürgischen Wojewoden) — kam man nach langen beiderseitigen Debatten überein, eine Zusammenkunft in Posen zu veranstalten, wohin die Bevollmächtigten Zápolya's und Ferdinands kommen und unter Vermittelung polnischer und sächsischer Commissäre die Sache endlich schlichten sollten; diese Unterhandlungen, an denen Laski einen sehr hervorragenden Anteil nahm, führten zu nichts, da Ferdinand von seiner Seite keine Concessionen machen wollte; man einigte sich nur über einen vierjährigen Waffenstillstand. Da jedoch dieses Uebereinkommen in festgesetzter Zeit nicht bestätigt wurde, führte man weitere Unterhandlungen im Jänner 1531 in Visegrád, wo man endlich einen dreimonatlichen Waffenstillstand schloss. Erst nach Erlangung der Genehmigung Solimans, an den Laski bereits eine vierte Gesandtschaft machte, schloss er im Namen Zápolya's einen einjährigen Frieden mit Ferdinand in Visegrád am 17. April.

Aber schon im Jahre 1530 dachte Hieronymus Laski daran, Zápolya zu verlassen, da er seine Wünsche nicht zufriedenstellte und Ferdinand sich zu nähern, um ihm seine Dienste anzubieten. Er begab sich an den Hof des römischen Königs und unter dem Vorwande, einen Frieden zwischen ihm und Zápolya zu stiften, begann er die Unterhandlung hinsichtlich der Bedingungen, unter welchen er auf die Seite des bisherigen Feindes übergehen würde. Die Unterhandlung führte zu nichts, denn man traute Laski nicht; auch auf seiner zweiten diplomatischen Reise, die er in demselben Jahre auf Zápolya's Geheiss an den Hof Ferdinands antrat und

während deren er bei den Zusammenkünften in Krems und Innsbruck sich dem österreichischen Hause verdient zu machen suchte, verscheuchte er den Unwillen und das Misstrauen, die ihm von Seiten Ferdinands und Karls V. begegneten, nicht; man sah ihn als einen gefährlichen Menschen an, der nur zum Scheine die Freundschaft anbietet, um desto leichter die Pläne des kaiserlichen Hofes zu durchschauen, der sich in ihre Gunst und ihr Vertrauen hineinschleichen will, um desto sicherer zu ihrem Schaden thätig zu sein. Auch zum Frieden kam es zwischen den beiden Rivalen weder jetzt, noch auf dem Pressburger Tag im Februar 1533. Aber Laski blieb bei dem einmal gefassten Plane nicht stehen, er gab seine Bemühungen nicht auf, sich dem Dienste Ferdinands zu widmen. Zwischen ihm und Zápolya kam es jetzt zu immer grösseren Zerwürfnissen. Laski befand sich in immer ärgeren Vermögensverhältnissen und die Ursache dessen sah er darin, dass Zápolya seine Dienste nicht gehörig belohne. Dieser hingegen, sei es, dass er von einigen Laski feindlichen Magnaten beeinflusst wurde, sei es, dass er ihn geheimer Unterhandlungen mit Ferdinand verdächtigte, vertraute ihm nicht mehr und zeigte ihm immer mehr seinen Unwillen. Es kam endlich zur Katastrophe zwischen ihnen. Zápolya, dem Laski mit allen seinen Forderungen, trotz den bisherigen Verdiensten, eine Last war, wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich seiner zu entledigen. Die Gelegenheit fand sich bald. Laski hatte auf Befehl Zápolya's den feindlichen Magnaten Paul Arthandy hinterlistig gefangen genommen und dieser wurde nun mit seinem Bruder Blasius auf eine ganz eigenmächtige Weise von dem einflussreichen Gritti, dem Gubernator des Königreiches und obersten Heerführer, hingerichtet. Es entstand eine allgemeine Entrüstung, welche ihren Höhepunkt erreichte, als Emerich Csibak, Bischof von Waradin, der Nebenbuhler Gritti's und Laski's um die Siebenbürger Wojewodschaft, auf Veranlassung Gritti's meuchlings von den Türken ermordet wurde. Ein gewaltiger Sturm erhob sich über den Köpfen beider, die öffentliche Meinung zeigte auf Gritti und Laski als die einzigen, die den Tod des Bischofs verschuldet. Zápolya kam dies sehr gelegen: den 31. August 1534 liess er Laski gefangen nehmen. Und wer weiss, was für ein Ende die ganze Sache für ihn genommen hätte; Zápolya erliess sogar den Befehl, ihn aus der Welt zu schaffen, man sollte ihn in der Donau ertränken; nur durch einen unbekannten Zwischenfall entrann er einem fürchterlichen Tode. Den angestrengten Bemühungen seiner Verwandten und Freunde, die alles Mögliche versuchten, um ihn zu befreien, vorzüglich aber dem Einfluss des Hetman Tarnowski, gelang es endlich, ihn in Freiheit zu setzen. Tarnowski, der seiner Zeit Zápolya gastfreundlich in Tarnow bewirtet, kam persönlich, um die Befreiung Laski's durchzusetzen und erreichte dies nur nach feierlicher Verpflichtung, zu der er sich im Namen des Letzteren bequemen musste, dass Hieronymus niemals im Dienste seines Feindes nach Constantinopel

reisen und überhaupt bei der Pforte nichts unternehmen würde, etwa aus Rache für die Gefangennahme, was für Zápolya schädlich sein könnte. Um den Forderungen des Wojewoden Genugtuung zu leisten, sollte der König ihm 15,000 Dukaten auszahlen, und mittlerweile bis zum Auszahlen der Summe die Stadt Debrezin verpfänden.

Jetzt suchte Laski vor allem, so schnell als möglich sich mit Ferdinand zu versöhnen; seine Verwandten wollten es um jeden Preis; sein Bruder Johann reiste in dieser Angelegenheit an den österreichischen Hof. Der römische König verlangte zu allererst, dass Hieronymus öffentlich und feierlich ihm Abbitte leiste für die Kriegserklärung vom Jahre 1528. Diese Bedingung wurde angenommen; die weiteren Unterhandlungen zerschellten an den zu hohen Forderungen Laski's. Als dieser sah, dass seine Bemühungen keinen Erfolg davontragen, versuchte er sein Glück mit dem polnischen Könige, um seine verlorene Gunst zu gewinnen, aber auch hier fand er nur Enttäuschung.

Endlich nach langem, vergeblichem Pochen erlangte Laski die Erfüllung seiner Wünsche; Ferdinand hatte sich doch besonnen, ihn in seine Dienste aufzunehmen und ernannte ihn zum Mitglied des «Rates des Königreichs Ungarn.» Anfangs bekam er nur geringe diplomatische Missionen und unbedeutende strategische Aufgaben; man wollte ihm sichtlich noch nicht trauen. Dies spornte seinen Stolz und seinen Ehrgeiz; es demütigte ihn, aber erbitterte ihn auch gegen Ferdinand; er verlangte entschieden wichtigere Aufgaben. Eine solche ward ihm erst im Jahre 1539 zu Teil; Ferdinand wollte ihn nach Constantinopel schicken, um für sich die Pforte zu gewinnen. Laski war jedoch, wie wir bereits wissen, durch das Versprechen des Tarnowski vom Jahre 1534 gebunden; er musste vor allem beim Hetman um die Lösung von dem gegebenen Worte ansuchen. Hat ihn der Hetman wirklich dispensirt, wie Verfasser vermutet? (S. 282.) Aus dem, was Verfasser in den angeführten Quellen angiebt, kann man nur den entgegengesetzten Schluss ziehen. Denn warum würde Tarnowski Alle insgesammt und jeden Einzelnen feierlich versichern, dass Laski *ohne* sein Wissen und seinen Willen die Reise angetreten? warum würde er in einem Briefe an Hieronymus selbst diesen mit scharfen Worten dafür gezüchtigt haben, wie man aus dem Briefe des Letzteren sieht, wo er sich entschuldigt und um Verzeihung bittet (291)? Der Beweis, dass Laski in einem Briefe an Ferdinand *selbst* davon spricht, er habe die Erlaubniss des Hetman erhalten, weckt gar kein Vertrauen, da wir gewöhnt sind, bei diesem Menschen oft eine Differenz zwischen seinen Worten und der Wahrheit zu sehen. Es ist nicht zu verwundern, dass eine ungemeine Entrüstung aus dem Grunde gegen ihn losbrach sowohl an dem polnischen, als an dem ungarischen Hofe. Ausserdem brachte die Gesandtschaft keineswegs den erwünschten Erfolg; ausser einem halbjährigen Waffenstillstand konnte Laski nichts mehr beim Sultan errei-

chen. Noch einmal, schon nach dem Tode Zápolya's (1540), trat Laski, als Gesandter Ferdinands, seine siebente Reise nach Constantinopel an, um des Sultans Gunst zu erwerben, aber er fand jetzt überall einen Unwillen und eine feindselige Stimmung der türkischen Würdenträger und des Sultans selbst; es begegneten ihm Verachtung, Beleidigungen und Drohungen, man liess ihn gefangen nehmen und bedrohte sogar sein Leben. Auf ernste Fürbitten Ferdinands befreit, kehrte er nur mit der Nachricht zurück, dass der Sultan im nächsten Jahre mit einem ungeheuren Heere gegen Ungarn losziehen werde. Und diese misslungene Mission war seine letzte diplomatische That; am 22. December 1541 starb er in Krakau.

Ein Mensch, der ohne Zweifel grosse Dinge verrichten könnte, ständen nicht seinen ungewöhnlichen angeborenen Talenten grosse Fehler hinderud entgegen. Hoch gebildet, ein scharfer Politiker und gewandter Diplomat, ein kühner und tapferer Krieger, ein ausgezeichneter Kenner der türkischen Verhältnisse, konnte er sich grosse Verdienste erwerben; aber diese Vorzüge überwucherten ein unersättliches Verlangen nach Ruhm und Glanz, ein unersättliches Verlangen nach Belohnungen und Gewinn, denen er nachjagte, denn sein Hang zum luxuriösen Leben führte ihn zum materiellen Ruin. Daher sieht man bei ihm gar keine Festigkeit in politischen Anschauungen, gar keinen Grundgedanken in seinen Thaten; er diente demjenigen, der ihn besser bezahlte, und ohne Skrupel warf er sich aus dem Lager seiner Freunde in das seiner Feinde, wenn es nur mit Gewinn und Nutzen für ihn verbunden war; er ist der Typus eines diplomatischen Condottiers. Mit Neugierde liest man seine Lebensbeschreibung, aber er weckt weder Sympathie noch Achtung.

Dies Buch, dessen Inhalt in aller Kürze angegeben, ist die erste erschöpfende Monographie Hieronymus Laski's und als solche für jeden ein wichtiges Material, der sich mit der Geschichte Polens, Ungarns oder Oesterreichs jener Zeit befassen wird. Vor allem aber ist es für die Geschichte der beiden letzteren, wie man schon der Inhaltsangabe entnehmen kann, von besonderer Wichtigkeit und es wird schwerlich einer das Buch entbehren können, dem es um die Schilderung jenes fünfzehnjährigen Kampfes zu thun sein wird. Was den materiellen Wert des Buches anbelangt, liegt dieser vor allem in gänzlicher, so weit es möglich ist, Erschöpfung des Stoffes; das gedruckte Material wurde vollends ausgebeutet, so dass man dem Verfasser keine Vernachlässigung nachweisen könnte. Ausser diesem aber standen ihm zu Gebote grösstenteils handschriftliche Materialien und zwar aus den Archiven: dem kaiserlichen zu Wien, dem königlich ungarischen zu Budapest, dem königlich polnischen zu Warschau und zu Krakau, dem fürstlich Czartoryski'schen zu Krakau, dem Krakauer Landesarchiv, dem Stadtarchiv zu Kesmark; aus allen diesen schöpfte er reichlich. Daneben Handschriften der Ossolinski'schen Bibliothek zu Lemberg, der Jagellonischen

zu Krakau und der Dzialynski'schen zu Kornik, aus denen er vor allem die höchst wichtigen Acta Tomiciana benützte, die für jene Zeit nur handschriftlich vorhanden sind (der letzte von den gedruckten, der neunte Band umfasst das Jahr 1527).

Lemberg. F. BOSTEL.

OSMANISCHE VOLKSMÄRCHEN.



(Schluss.)

Ebenso wie die Erdenbewohner so haben auch die Geister im türkischen Volksmärchen ihre abgesonderten Reiche und Länder. Die Anzahl und Grösse der Geisterreiche ist sogar noch eine ungleich grössere als die der irdischen Länder. Sie scheiden sich in zwei Hauptgruppen, die der guten und die der bösen Geister. Die guten Geister schützen und leiten die Menschen, welche sich auf ihren Boden verirren, während die bösen Dämonen, die Feinde der Menschen, Alles vernichten, was sich zwischen ihre Grenzpfähle verläuft.

Betrachten wir zunächst das Reich der Peris und der in ihrem Dienste stehenden Feen, Halbfeen und anderen guten Geister. — In wolkenartigen, zumeist grünen Kleidern bereisen sie die Erde, oder auch in Gestalt von Tauben, einzeln oder in grösseren Trupps. Nicht immer frei von boshaften Schelmereien stehen sie dennoch, wo sie können, den unbeholfenen Menschenkindern, zumal den Liebenden und Verliebten bei. Sie treten als «Vierzig», «Sieben» oder «Drei» auf, unterstehen jedoch stets einem gemeinsamen Herrscher, einem Könige oder einer Königin, den sie nicht selten den Menschen geraubt und welchen sie in ihren Künsten unterrichtet und sich so selbst zum Herrscher herangezogen haben. Aber diese Letzteren werden unter strenger Bewachung gehalten, denn diese Perikönige menschlicher Abstammung sehnen sich, trotz ihrer Herrschergewalt, immer wieder aus dem Geisterlande hinweg, aus welchem die irdische Liebe fur ewig verbannt ist. Auch jedes Perimädchen, in dessen Herz ein Funken irdischer Liebe gefallen, sehnt sich nach den grünen Auen der Erde und ruht und rastet nicht eher, als bis sie ihrer Perieigenschaften entkleidet in die Arme ihres Menschengeliebten gesunken. Sind doch die Perifeen die Vestalinnen des Geisterreiches und sie müssen ihr geheiligtes Land und ihre Schwestern verlassen, wenn irdische Liebe in ihrem Innern keimt. Gewöhnlich erscheinen sie dem geliebten Menschenkinde im Traume und nachdem sie demselben ihre Leidenschaft gestanden und ihm den Liebesbecher kredenzt haben, wird das erste Zusammentreffen im Bade der Peris verabredet. Nur wenn der Geliebte vom Becher der Liebe getrunken, sind sie seiner sicher, nur dann findet dieser Mut und Kraft, die Geliebte zu entgeistern.

So erschien einst eine der «Vierzig» einem jungen Prinzen im Schlafe.

Als dieser erwachte, teilte er die Erscheinung seinem Lala mit, welcher sich anstatt des jungen Bey's ins Bad schlich, wo er von unsichtbaren Händen tüchtig durchgebläut wurde. Es gelang ihm aber dennoch bis in die Badestube vorzudringen, in welcher sich die verliebte Perifee befand. Er raubt ihr nun eine der Armspangen und bringt sie seinem Prinzen, welcher das Kleinod erkennend in noch heisserer Liebe zu der schönen Fee entbrennt, so dass ihm der Lala versprechen muss, ihn zum Mindesten in den Feengarten, in welchem sich das Bad befindet, zu führen. Dort angekommen finden sie kaum Zeit sich zu verbergen, als auch schon vierzig Tauben angeflogen kommen, die sich niederlassen und sich beim Berühren der Erde in vierzig reizende Jungfrauen verwandeln. Sie treiben nun allerhand Spiel und Kurzweil und werfen dann ihre schleierartigen Kleider ab, um in's Bad zu steigen. Der Prinz erkennt auf den ersten Blick das Mädchen, welches ihm im Traume erschienen und raubt dessen Kleider. Ein furchtbarer Donnerschlag ertönt, der Himmel umzieht sich mit finsteren Wolken und erschreckt entsteigen die Peris dem Bade, werfen sich in ihre Kleider und husch! husch! fliegen sie als Tauben wieder davon. Nur die Eine kann ihre Kleider nicht finden, dafür aber findet sie ihren geliebten Prinzen, den sie nun — die gleichfalls Sterbliche — unter Freudentränen umarmt. An ihrer Stelle aber ist der verräterische Lala zum Peri geworden, und zwar weniger wegen seines Verrates, als weil er es unterlassen hat, die geraubten Kleider zu verbrennen. Nach der Hochzeit findet aber der Prinz und seine Gemahlin dennoch Mittel und Gelegenheit, auch ihn wieder den Händen der Perigeister zu entreissen.

Eine andere Fee lockte einen auf der Jagd befindlichen Prinzen in Gestalt eines Rehes tief in den Wald hinein. Dort verschwindet plötzlich das Reh und der Jüngling erblickt statt des dunklen Waldes rings um sich her einen prächtigen Garten mit duftigen Rosenhecken, Nachtigallensang und anmutigen Bächen. In der Mitte des Gartens befindet sich ein Kiosk von Smaragden und Diamanten erbaut und vor dem Eingange des Kiosks ein Wasserbecken, welches aus drei Quellen Zufluss erhält. Noch steht der Prinz verwundert ob dieser Herrlichkeit, da erscheinen drei Tauben, setzen sich auf den Rand des Beckens und nachdem eine jede einen Tropfen Wasser in den Schnabel genommen, tauchen sie ins Bassin, um sofort wieder als drei liebliche Mädchen dem hellen Bade zu entsteigen. Bei ihrem Anblicke entschwindet dem hinter einem Rosenstrauche lauernden Jünglinge fast der Verstand. Dennoch hört er, wie die eine der Perifeen ihren Schwestern erzählt, dass sie heute einen wunderschönen Prinzen erblickt habe. «O, den habe ich auch gesehen», sagt die Zweite, worauf die Dritte, die Jüngste und Schönste erwidert, indem sie dem lauschenden Jünglinge mit ihren grossen Augen schelmisch zublinzelt: «O, wenn Ihr ihn erst gesehen hättet, wie ich!» Nachdem sie noch eine Weile herumgeschäckert haben, entkleiden

sich die drei Feen und begeben sich zur Ruhe. Auch der Prinz war inzwischen, von dem berauschenden Anblicke ermüdet, eingeschlafen. Im Traume aber erscheint ihm die Dritte der Peris, gesteht ihm ihre Liebe und rät ihm, ihre und die Kleider ihrer Schwestern zu verbrennen. Der Prinz erwacht, thut, wie ihm die Fee geraten und wird dadurch Besitzer der drei schönsten Jungfrauen auf dem ganzen Erdenrund.

Gleich den Perimädchen, haben aber auch die Perifürsten Gelüste nach irdischem Gute. Sie verlieben sich in schöne Erdenkinder. welche ihnen dann zumeist mit Hilfe eines untergeordneten Geistes in die Arme fallen.

Einst ging einmal ein König der Erde auf die Pilgerfahrt. Bevor er aber sein Haus verliess, fragte er seine drei Töchter, was er ihnen von der Reise mitbringen sollte. »Eine Krone«, sagte die Erste, »eine Armspange« die Zweite und die Dritte verlangte ein Myrthenblatt. Die Krone und die Armspange zu finden, fiel dem Padischah nicht schwer, dagegen kann er trotz allen Mühen kein Myrthenblatt für seine jüngste Tochter finden. Noch sucht er vergeblich darnach, als ein Araber vor ihm erscheint und ihm sagt, dass im Garten seines Herrn, des Perikönigs, ein Myrthenstrauch grüne und dass er ihm gerne ein Blatt davon bringen wolle, wenn er ihm verspreche, bei seiner Ankunft zu Hause seine jüngste Tochter in ein mit Vogelfedern bedecktes Zimmer einzuschliessen. Der Padischah versprichts und erhält sein Blatt. Zu Hause angekommen, erfüllt er den sonderbaren Wunsch des Perikönigs und die junge Prinzessin belustigt sich nicht wenig, als sie in das mit Federn bedeckte Zimmer gebracht wird. Sie öffnet auch ein Fenster und in demselben Augenblicke kommt ein Vogel zu ihr ins Zimmer geflogen, der sich vor ihren Augen in einen so schönen und herrlichen Prinzen verwandelt, dass sich die Prinzessin sofort in ihn verliebt. Von diesem Tage an wollte die Prinzessin das Federzimmer gar nicht mehr verlassen, da der Jüngling jeden Abend zu ihr kam und erst sich Morgens wieder in einen Vogel verwandelte und davon flog. Die beiden Schwestern des Mädchens aber kamen hinter das süsse Geheimniss und während eines Abends lockten sie ihre Schwester aus dem Zimmer und schlossen das Fenster. Der Perikönig, welcher kurz darauf angeflogen kam, bemerkte nicht, dass das Fenster geschlossen war und flog mit aller Gewalt gegen die Scheiben, so dass er sich schmerzlich dabei verwundete. Er flog davon und kehrte nimmer wieder. Die Prinzessin jedoch wurde von diesem Tage an traurig und trübsinnig und da ihr geliebter Perikönig trotz allem Warten nicht wieder kam, so nahm sie den Wanderstab in ihre Hand, legte Eisen auf ihre Schuhsohlen und zog in die Welt hinaus, ihren Geliebten aufzusuchen. Sieben Jahre hatte sie schon vergeblich alle Länder durchwandert, als sie eines Abends in einem schattigen Tale unter einem grossen Baume ausruhte. Und während sie so da lag und sinnend in die Aeste des Baumes sah, erblickte sie zwei merkwürdige Vögel, welche sich auf einem Zweige niedergelassen hatten und mit

einander sprachen. «Wenn doch das schöne Mädchen dort unten unsere Sprache verstehen könnte, dann würde sicherlich unserem armen kranken Perikönig geholfen werden. Das Mädchen brauchte nur die Blutstropfen, welche uns entrinnen, wenn wir uns bekämpfen, aufzufangen und mit einer Handvoll Erde zu vermischen, so würde unser König genesen.» Die Prinzessin horchte erfreut auf, da sie von ihrem Zusammensein mit dem Perikönig die Geistersprache verstand und als die beiden Vögel kurz darauf auf einander zuflogen und sich mit ihren Schnäbeln zerhackten, dass das Blut zwischen den Zweigen durchtröpfelte, mengte sie das aufgefangene Blut mit einer Handvoll Erde zusammen und als dies die Vögel sahen, flogen sie vor der Prinzessin her und führten sie an das Krankenlager des Perikönigs, der sofort genas, als er das Mädchen erblickte, und mit ihm zusammen als ihr Gemahl aus dem Reiche der Geister entfloh.

Ein anderer Perikönig hatte sein Herz an ein schönes, aber armes Mädchen verloren. Mit Benützung der Zaubersprüche: «Schliesse deine Augen!» «Oeffne deine Augen!» entführt sein Vertrauter die Jungfrau in ein prächtiges Schloss, in dem hunderte von dienstfertigen Holoiks und viele mit allen Kostbarkeiten geschmückte Zimmer zu ihrer Verfügung stehen. Sie wird mit den teuersten Speisen bewirtet und in ein Gold- und Seidestrotzendes Bett gebracht, in dem sie, nachdem sie schweren Scherbet zum Schlaftrunke erhalten, einschlummert. In der Nacht kommt der Perikönig zu ihr, doch sieht sie ihn nicht, da sie in Folge des Schlaftrunkes ihre Augen nicht öffnen kann. Da sie ihren Gemahl aber doch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen wollte, so trinkt sie eines Abends den Becher Scherbet nur halb aus und als sie nun in Mitte der Nacht erwacht, erblickt sie neben sich einen mondschönen Prinzen schlafen. Sie nimmt die Kerze in die Hand, um sich an seinem Anblicke zu weiden; da sieht sie auf seiner Brust zwei goldene Ringe, die mit einem silbernen Schlosse zusammengehalten werden. Neugierig öffnet sie das Schloss und mit ihm die Brust des Perikönigs und sie schaut darin ein noch viel prächtigeres Schlafgemach als das ist, in welchem sie sich befand. Vierzig Arbeiter sind noch mit seiner vollständigen Ausstattung beschäftigt und als sie diese fragt, für wen sie das Zimmer schmückten, antworten diese: «Für das Mädchen unseres Perikönigs, denn dieses wird bald eines Kindes genesen.» Vor Freude schliesst das Mädchen schnell wieder das Schloss, dabei aber fällt ein Tropfen von dem Lichte auf die Brust des Königs, der darüber erwacht und in solch grossen Zorn gerät, dass er das Mädchen verstösst. Da er sie aber über alle Maassen liebt, so verzeiht er ihr den Ungehorsam nach einiger Zeit und nimmt sie wieder zu sich. Aber auch er wird schliesslich wieder Mensch, überwältigt von den Seligkeiten der irdischen Liebe.

Ein anderer, den Menschen entführter Perikönig kam in Vogelgestalt auf den Nähtisch eines Mädchens geflogen und stahl ihm am ersten Tage

einen Ring, am zweiten ein Armband und am dritten Tage ein Tuch. Der Wunsch, zu erfahren, wer diese Dinge alle gestohlen hat, macht das Mädchen krank und trotzdem sein Vater, ein grosser König, alle Aerzte und Zauberkünstler des Landes zusammenruft, so kann sie dennoch Keiner gesund machen. Endlich gibt Einer dem Könige den Rat, ein öffentliches Bad zu bauen, in welches Jedermann unentgeltlich eintreten und von seinen Gebrechen geheilt werden könne, nur müsse er dafür wahrheitsgetreu erzählen, was er in den letzten Tagen gethan und was ihm passirt sei, und auf diese Weise hoffte man den Dieb zu entdecken. — Nun lebte in einem Dorfe in der Nähe der Königsstadt ein armer Kahlkopf, der eine lahme Mutter hatte und als er von dem billigen und wohlthätigen Bade vernahm, besann er sich keinen Augenblick, sondern nahm seine lahme Mutter auf den Rücken und trug sie zur Stadt. Auf dem Wege dahin erblickt er, wie ein grosser Hahn an einem Brunnen Wasser holt und da er neugierig war, was der Hahn mit dem Wasser anfangen werde, so setzt er seine Mutter ab und geht dem Hahne nach. Sie kommen an eine hohe Mauer, in der Mauer ist ein Loch, und als der Kahlkopf hinter dem Hahne durch das Loch schlüpft, erblickt er ein prächtiges Schloss vor sich. Er tritt in dasselbe ein, findet aber Niemanden dort vor und versteckt sich nun in einem Schranke. Kaum ist er darin, als drei Tauben geflogen kommen und sich in ebenso viele schöne Mädchen verwandeln. «Es ist schon spät», sagt die Eine, «und unser König wird bald kommen!» und sie beeilen sich deshalb die Zimmer zu reinigen und ein Mahl für den Erwarteten zu bereiten. Nachdem sie das Essen auf den Tisch gestellt, fliegen sie wieder davon. Der Kahlköpfige hat indessen Hunger bekommen, und er wagt sich aus seinem Verstecke heraus, um von den Speisen etwas zu geniessen. Jedoch kaum fasst er darnach, als er von unsichtbaren Händen einen so derben Schlag auf seine ausgestreckte Hand erhält, dass dieselbe dick aufschwillt. Auch seiner linken Hand geht es nicht besser, als er mit dieser es versucht, eine der aufgestellten Speisen zu ergreifen. Er verkriecht sich deshalb wieder in seinen Schrank. Nun erscheint der Perikönig, ein schöner, schlanker Prinz, auf dessen Gesichte jedoch Trübsinn lagert. Er isst nur Weniges von dem Mahle und betrachtet dann sinnend und mit feuchten Augen einen Ring und ein Armband, welche Dinge er in seinem Kleide wohl verwahrt bei sich trägt. «O du, deren Finger dich getragen! O, du, deren weissen Arm du geziert! Und nahst Du wohl, Du Holde!» ruft er sehnsüchtig weinend aus und trocknet sich dabei seine Tränen in einem goldgestickten Tuche. — Am andern Tage verlässt der Kahlkopf das Schloss, sucht seine Mutter wieder auf und trägt sie in das Bad. Dort muss er der Verordnung gemäss erzählen, was ihm in den letzten Tagen passirt ist, und so erfährt die Königstochter, wo sich die ihr gestohlenen Pretiosen befinden, und lässt sich sofort von dem Kahlkopf in das rätselhafte Schloss führen. Wieder erscheint der Perikönig und weint still über Ring,

Armspange und Tuch. Die Prinzessin wird gleichfalls von Liebe ergriffen und eilt in die Arme des ihr vom Geschicke Bestimmten. Sie leben nun eine Zeitlang glücklich und zufrieden mit einander; als aber die Prinzessin sich Mutter fühlt, erklärt ihr ihr Gemahl, dass sie nun nicht mehr bei ihm bleiben dürfe. Sie solle zu seiner Mutter gehen, und dort ihrer Niederkunft entgegensehen. Traurigen Sinnes erfüllt die Prinzessin den Wunsch ihres Gatten und gibt in dem Hause ihrer Schwiegermutter einem jungen Prinzen das Leben. Der Perikönig kommt nun jeden Tag als Vogel an das Fenster geflogen und fragt, wie es seinem Kinde gehe. Da beschliessen die beiden Frauen, den Perikönig zu entführen und zu retten. Sie locken ihn eines Tages unter dem Vorwande, sein Sohn wolle ihn sehen, in das Haus, schliessen alle Fenster und Türen und bestecken die Cypressen und Lederbäume im Garten mit giftigen Nadeln, so dass die Peris, die von allen Seiten herbeifliegen, um ihren König zu befreien, todt zu Boden fallen.

Durch die Vermittlung eines alten Mannes erhielt ein junges Mädchen in der Nacht einen Zauberstab zugesteckt und als sie eines Tages mit demselben ganz absichtslos in der Erde gräbt, erscheint ein Araber und führt sie in ein königlich ausgestattetes Palais. Der Periprinz erscheint, aber es ist das diesesmal kein dem Menschengeschlechte entsprossener, sondern ein wirklicher Periprinz. Er verliebt sich in das Mädchen, kann sie aber nur dann ehelichen, wenn sein Vater, der alte Peripadischah, seine Zustimmung erteilt. Er führt deshalb seine Geliebte vor den Gestrengen, der betroffen von der Anmut des jungen Kindes erklärt, dass er nicht nur beim Menschen-, sondern auch beim Perigeschlechte solche Schönheit noch nicht erblickt habe. Er warnt jedoch seinen Sohn eindringlich vor einer Verbindung mit dem Mädchen, da es unter den Menschen viele Hexen gäbe, welche dem Perigeschlechte schon vielen Schaden gebracht hätten. Erst als der junge Prinz erklärt, dass er sterben müsse, wenn er das Mädchen nicht bekomme, und dass die Peris ja auch geheime Kräfte hätten, die Zaubereien der Hexen zu brechen — man braucht nämlich den Dschaddis nur ein Perikleid anzuziehen, um ihre Macht zu vernichten — gibt der Vater seine Zustimmung; das Mädchen wird die Frau des Periprinzen und damit selbst Peri.

Sehr häufig ist der Königssohn von Jemen auch der König der Peris und seine Schönheit ist so überirdisch, dass schon die Beschreibung derselben die Mädchen ihm in die Arme treibt, gewöhnlich durch die Vermittlung eines Halbperis. Ein solcher Halbperi, in Gestalt eines Vogels, erzählte einst einer jungen Königstochter von der Schönheit des Jemen-Padischahs und diese wird davon so ergriffen, dass sie selbst den Vogel bittet sie nach Jemen zu führen, damit sie den Schönen, und sei es auch nur für eine einzige Minute, erblicke. Der Vogel verspricht es zu thun, doch müssten sie vor dem Hahnenschrei wieder zurückgekehrt sein. Das Mädchen besteigt nun den Rücken des Vogels, der sich in die Lüfte hebt. Er zeigt ihr im Fluge

die Goldberge, er zeigt ihr im Fluge die Silberberge und sie befinden sich vor dem Seraij des Padischahs von Jemen. Die Prinzessin tritt in das Schloss ein, wo sie den König schlafend findet. An seiner Lagerstatt stehen zwei Leuchter und ein Becher Scherbet. Sie vertauscht die Leuchter, trinkt den Scherbet aus, sie küsst darauf den «sonnengesichtigen» Prinzen, besteigt dann eilig ihren Vogel und kehrt nach Hause zurück. Der König von Jemen wacht Morgens auf, sieht die Veränderungen, kann aber nicht erfahren, wer in der Nacht bei ihm gewesen. Auch in der zweiten Nacht kommt das Mädchen, vertauscht die Lichter, trinkt den Scherbet und küsst den schönen Helden, aber als sie zum dritten Male kommt, wird sie von dem jungen Manne festgehalten und ihre Schönheit entzückt denselben in solcher Weise, dass sie sich nur mit Mühe gegen Morgenanbruch von ihm loszureissen vermag. Sie besteigt wiederum den Vogel um nach Hause zurückzukehren, aber kaum sind sie bei den Goldbergen vorbeigekommen, da kräht der Hahn und der Vogel stürzt mit seiner Last zur Erde nieder. Der Peri ist todt, aber die Prinzessin lebt, nur muss sie lange Zeit einsam im Gebirge verbringen, ehe sie von ihrem Jemenprinzen gefunden und — geheiratet wird.

Die Jediler, die sieben Peris werde gewöhnlich die Rosenmädchen, Gül Kislari genannt. Viele Sterbliche sind schon unglücklich geworden, aus Liebe zu diesen Rosenmädchen; glücklicher jedoch war ein edler Padischah, welcher wie die Jediler selbst ein enragirter Liebhaber von Rosen war, weshalb er sich auch den prachtvollsten Rosengarten der Erde angelegt hatte. Hier war er eines Tages, betäubt von dem Dufte seiner Lieblinge, in Schlummer gesunken. Da sieht er im Traume sieben goldglänzende Vögel das Wasserbassin in der Mitte des Gartens umspielen. Endlich lassen sie sich auf einem Rosenstrauch nieder, und als der König später erwacht, sieht er, dass auf jenem Strauche sieben so wundervoll duftende Rosen erblüht sind, dass ihr Duft die ganze Welt erfüllt. Am folgenden und am dritten Tage geschieht dasselbe; jedesmal wenn der König erwacht, erblickt er Rosen von anderer Farbe und anderem Dufte auf der Stelle, auf welcher sich die Jediler niedergelassen hatten, und wenn er schläft, ist es ihm immer so wonnevoll, als ob er sich im Paradiese befände und mit Houris getändelt hätte. Er verliebt sich selbstverständlich in die Rosenmädchen und macht sich auf den Weg, um dieselben aufzusuchen. Vergebens wenden die Feinde der Peris alle Mittel auf, um den König auf seiner Wanderschaft zurückzuhalten und ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Die Peris, welche Kenntniss davon erhalten haben, dass der Rosenprinz ausgezogen ist, um sie aufzusuchen, beschützen ihn und als er sie nach langer Wanderschaft findet und sie sich vor dem Prinzen entschleiern, erblickt er ihre Rosenwangen, er atmet ihren Rosenhauch ein und die Peris nehmen den Prinzen mit sich und leben mit ihm zusammen in einem ewig blühenden und duftenden Rosenhaine.

Dr. Ignaz Kúnos.

GABRIEL BÁTHORY UND GABRIEL BETHLEN IN IHREM VERHÄLTNISSE ZUR KRONE POLENS.

II. Gabriel Bethlen.

Ein edler Fürst, welcher den Glanz der hohen, ihm gewordenen Stellung durch persönliche Vorzüge hob und dessen Regententhaten jene Verunglimpfungen zu Lügen stempelten, womit servile, nach der Gunst von Oben schielende Scribler sich selbst der Schande Brandmal für alle Zeit aufdrückten, — so steht Bethlen Gábor in dem Rahmen der ereignisschweren, von dem Getöse religiöser Unduldsamkeit und von kriegerischem Waffengeklirre begleiteten, hochbewegten Zeit.

Denn, welch gewaltiger, selbst den gesammten europäischen Continent erschütternder Begebenheiten lange zuvor bereits im Stillen fortwuchernde Keime sprossten nicht und entwickelten sich nicht während seiner fünfzehnjährigen (1613—1629) siebenbürgischen Wojewodschaft und welch hervorragend teilnehmende Rolle spielte er nicht gerade in den wichtigsten und folgenreichsten Momenten seiner Tage. Und er spielte diese hervorragende Rolle trotz oder, besser gesagt, weil er keinen einzigen Augenblick hindurch vergessen hatte, der jeweiligen Situation eine Gestaltung abzugewinnen, welche gestatten würde, den Volkswohlstand in seinem Fürstentume nach allen Richtungen auf das Allerkräftigste emporzubringen und auf der erreichten Höhe zu erhalten.[1]

Und durch seinen bedeutenden Anhang in Ungarn unterstützt, griff Bethlen Gábor nicht dann erst persönlich mit ein in das in mächtigen Umschwung versetzte Triebrad der welthistorischen, während seiner Fürstendauer zu Tage tretenden Begebenheiten. Nicht erst im verhängnissvollen Verlaufe des unerquicklichen, sämmtliche dynastische Interessen hochgradig schädigenden «Bruderzwistes im Hause Habsburg»;[2] nicht erst, nachdem der in Folge des Prager Fenstersturzes am 23. Mai 1617 inaugurirte und nach der für 1618 in Aussicht gestellten Erfüllung der damaligen, bedeutungsvollen, astrologischen Prophezeiung von den «Sieben M»[3] an Boden gewinnende,

[1] Cf. *Teutsch*'s vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde gekrönte «Geschichte der Siebenbürger Sachsen», Kronstadt 1852. 16. I. p. 506.

[2] Cf. hierüber die Urkunde de dato Linz 10. Novemb. 1613 bei *Hurmuzaki* l. c. IV. p. 532 No. CCCCLIV.

[3] Mense Martio Morietur Magnus Monarcha Mundi Mathias, lautete die spätere Deutung.

sogenannte «Dreissigjährige Krieg» zur furchtbaren Flammenlohe war angefacht worden,[1] trat er hinein in der Handelnden Kreis. Sein Auftreten auf der Weltbühne, dieser wohl immer, damals aber ganz insbesondere mit eruptionslustigen, vulkanischen Elementen drohenden Stätte, war bedeutend früher erfolgt und der ihn bestimmende Anstoss hiezu lag anfänglich jedenfalls weniger in dem persönlichen Verlangen nach einer Ausweitung der eigenen Machtsphäre, als vielmehr in jenen natürlichen Utilitätsprincipien, welche zunächst in seinem Gegenüberstehen zu den Türken, seinen Lehensherren, in seinen Kundgebungen nach Aussen notwendig ihn bestimmen mussten. Und die Türken, deren Absichten zunächst bezüglich der Moldau und Walachei, dann aber auch bezüglich Siebenbürgens, Ungarns und Polens Báthory Gábor, der unmittelbare Vorgänger, durch seinen Lieblingstraum von einem unabhängigen Grossstaate, vielfach durchkreuzt, verzögert und zum guten Teile sogar vereitelt hatte, versahen sich von Bethlen Gábor bei dessen Erhöhung auf den siebenbürgischen Fürstenstuhl der treuesten und ausdauerndsten Mitwirkung bei der Verwirklichung ihrer politischen Intentionen.

Das väterliche Schreiben des Grossvezierstellvertreters Mehmet Passa von 1614[2] verlieh diesen lehensherrlichen Erwartungen einen um so beredteren Ausdruck, als es an dem Winke mit dem Zaunpfahle, an der verblümten Drohung des Verlustes der grossherrlichen Gunst und des Fürstentumes bei Nichterfüllung dieser gehegten Erwartungen, keineswegs fehlte.

Die volle Tragweite dieses Schreibens wohl ermessend, fügte sich Bethlen Gábor den zwingenden Verhältnissen, fand sich aber dabei zugleich in eine Stellung zu Polen gezwängt, deren Anschein leichtlich zu dem Glauben an das Bestehen der feindlichsten Gesinnungen für *den* Fall hätte berechtigen können, wenn er, was er gezwungen tun musste, selbst auch billigte und sogar ohne den kategorischen Imperativ der Pforte, den eigenen Antrieben folgend, in das Werk gesetzt hätte.

Zu einem derartigen Urteile fehlt aber aller Grund und Boden umsomehr, als wir vielfache Gelegenheit bekommen werden, uns der Ueberzeugung nicht verschliessen zu können, dass der humane Fürst in seinem Edelsinne es wohl verstanden habe, der ihm aufgedrungenen Handlungweise das Rauhe, das Verletzende, das Feindselige vollständig zu benehmen.

Doch greifen wir den Ereignissen nicht vor und lassen wir dieselben selbst sprechen.

Dass die blutigen Conflicte zwischen Türken und Polen durch die Einsetzung Stephan Tomscha's in die moldauische Hospodarschaft keineswegs

[1] Cf. *Gindely:* «Geschichte des dreissigjährigen Krieges». Prag 1882.

[2] *Pray:* «Epistola Procerum Regni Hungariæ» Pressburg 1806. 8. III. p. 365 Num. 96.

zum Abschlusse gelangt, sondern lediglich zu neuer Formentwicklung veranlasst sein konnten, blieb bei der politischen Bedeutung der nach einem Vorlande wider die Herrschaft des Halbmondes verlangenden Republik und bei dem Postulate, schon die Waffenehre des Reiches selbst wiederherzustellen, sogar dem kurzsichtigsten Beurteiler der geschaffenen Sachlage keineswegs verschlossen und es bedurfte wahrlich nicht erst jenes Berichtes, welchen Balthasar Farkas von Kővár aus, unterm 22. Mai 1614 an Andreas Docsi, den Obergespan des Borsoder- und Szatmárer Comitates darüber erstattete,[1] dass die Polen bei Kamieniec Truppen ansammeln, um einen Einfall in die Moldau zu Gunsten eines von ihnen einzusetzenden Wojewoden zu unternehmen. Schon am 13. Mai 1614 waren auch aus dem Kloster Putna bei Radautz derartige Meldungen laut geworden[2] und mussten andererseits bereits viel früher selbst den Weg nach Constantinopel gefunden haben, da Sigmund Balassa, der Pfortengeschäftsträger Bethlen Gábors, wohl nur dieser Tatsache wegen der nötigen Musse Herr geworden war, um unterm 1. Juni 1614 Namens des eigenen Gebieters zum Abschlusse eines Geheimvertrages mit der Pforte gelangen zu können.[3]

In diesem Geheimvertrage finden wir zwar einen Artikel, welcher dahin lautet:

«Wenn der König von Polen, die Wojewoden der Walachei oder Moldau siebenbürgische Schlösser[4] käuflich an sich bringen wollten, wird die Pforte die Zustimmung hierzu verweigern;»

allein Niemand vermag hierin etwas Anderes zu erblicken, als die bedungene Pfortengarantie für die ungeschmälerte Integrität des bethlenischen Fürstentumes, dem selbst im friedlichen Wege nichts abalienirt und kein fremdes Herrscherelement zugeführt werden sollte. Somit konnte eine feindselige Demonstration wider Polen von Bethlen Gábor naturgemäss erst dann inscenirt werden, wenn bei dem Ausbruche eines Krieges zwischen Polen und der Pforte, seitens der Letzteren der nicht leicht zu umgehende Befehl zur beschworenen Vasallenheeresfolge zukam.

Und hierauf zu warten, hiess eben nicht die Geduld auf eine harte Probe stellen.

Zwar der König von Polen und die Republik selbst gaben, für jetzt und nun, den Gedanken an eine Gewaltthätigkeit zum Wiedergewinne des

[1] *Hurmuzaki* l. c. IV. p. 554—555 No. CCCCLXXI. nach einer contemporären deutschen Uebersetzung des im Wiener k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchive deponirten Originales.

[2] *Ibid* IV. p. 553. No. CDLXX.

[3] *Hammer* l. c. II. p. 750 der Pesther Ausgabe von 1840. 8.

[4] Selbstverständlich nicht Schlösser an und für sich allein, sondern mit ihrem Banne, d. i. mit den kriegs-, burgdienst-, zins- und giebigkeitspflichtigen Dorfschaften und Siedlungen oder Pradien.

moldauischen Einflusses, wenn ein solcher wirklich bestanden hatte, gänzlich auf und die früher erwähnten Truppensammlungen bei Kamieniec erwiesen sich als militärische Vorkehr wider die Kosaken:[1] allein Stephan Tomscha's Willkühr, Grausamkeit und Habsucht hatten nicht allein zu den bittersten Klagen bei der Pforte,[2] sondern auch zu einer Verschwörung den Anstoss gegeben, weshalb die herrschsüchtige, die moldauischen Vorgänge luchsäugig verfolgende und deshalb hart an der pokutisch-moldauischen Grenze, zu Ušać wohnende Witwe des Wojewoden Jeremias Mohila, Elisabeth, den Augenblick gekommen erachtete, wo mit Zuthun ihrer hocharistokratischen polnischen Sippe und deren bedeutenden Anhanges, der Wiedergewinn des moldauischen Fürstenstuhles für ihren, noch im Knabenalter stehenden,[3] daher unter ihrer regentschaftlichen Mundschaft verbleibenden Sohn Alexander, mit Erfolg versucht werden könnte.[4]

Und so zogen denn unter ihren Schwiegersöhnen Wiszniowiecki, Korecki und Potocki einige Tausend Polen aus, um verbunden mit den moldauischen Verschworenen, zu welchen sich auch die ungarische Leibwache Tomscha's geschlagen hatte, diesen Letzteren zu Gunsten Alexander Mohila's der Herrschaft zu entkleiden.

Weil die Pforte mit hastenden Rüstungen zu einem Kriege wider Per-

[1] Cf. *Grabowski und Przezdziecki:* «Quellen» Wilno 1843. 8. (poln.) p. 95 den Brief des polnischen Kronfeldhauptmannes Stanislaus Żołkiewski an den König von Polen, de dato: «Bar 12. Juni 1614».

[2] *Tocilescu* l. c. anno II. Vol. 1. fasc. 2. p. 395 No. 543 bringt die Regeste eines Berichtes des venezianischen Bailo Almoro Nani, de dato: «Pera 23. Jänner 1615» womit der Signoria gemeldet wird, der Sultan verweise dem Kaimakam die aus Rand und Band geratenen Zustände der Moldau, da er doch der Tyrannei des Wojwoden Tomscha hätte vorbeugen sollen und können. Cf. auch *Wolf* «Beiträge zur Beschreibung des Fürstentumes Moldau». Hermannstadt 1805. III. p. 121 sq.

[3] Cf. not. sq.

[4] In den Acten des Lemberger Bernhardiner-Klosters (locus credibilis) «Xięga» i. e. «Tomo»: 369 p. 1239 sq. befindet sich ein Schreiben des Stanislaus Żołkiewski an die Stände Polens über die moldauischen und türkischen Zustände, de dato: «Kamionka 7. November 1615», worin es wörtlich heisst:

«Nowy zapał wzniecił się prez dumnę* Helżbietę, Hieromiową niegdyś żonę i innych, którzy jéj tego przed sięwzięciu pomagają. Osłyszawszy się o tumultach bowiem, które świeżo zjawiły się w wołoskiéj ziemi, jęła się kruczać, żeby Aleksandrzyka syna swego, a dziecko w dziesiąci albo jedynastu leciech na hospodarstwo wprowadził. etc.

Ein neuer Brand wurde angeschürt durch die Domna* Elisabetha, einst die Frau des Jeremias und durch Andere, welche ihr zu diesem Unterfangen halfen. Denn kaum hatte sie von den Unruhen gehört, welche neuerdings in den moldauischen Landen angingen, begann sie zu krächzen, dass man ihren Sohn, den kleinen Alexander, ein Kind von 10—11 Jahren, in die Hospodarschaft einführe.

* Rumänisch die «herrschende Frau» von dem lat. «domina», zur Bezeichnung der Gemalin des Hospodaren.

sien beschäftigt und Tomscha selbst einer feindlichen Macht von dreissigtausend Mann mit seinen wenigen Getreuen keineswegs gewachsen war, gelang das Unternehmen wider alles Erwarten. Ja, der gleichartig unternehmungslustige, wie persönlich mutige und tapfere Hauptmann der ungarischen Leibwache des abgesetzten und flüchtigen Fürsten, Stefan Török, wagte bei der unaufgehaltenen Verfolgung Tomscha's am 19. April 1615 sogar einen bewaffneten Einfall in Siebenbürgen, zog sich aber, weil er den Gehetzten nicht mehr erreichen konnte, ohne das Land zu schädigen, wieder zurück.[1]

An den siebenbürgischen und walachischen Wojewoden erging zwar der Pfortenbefehl zur Vertreibung der Polen aus der Moldau; jedoch bezüglich Bethlen Gábor's und Radul's gleich vergeblich.

Beide sollten — heisst es[2] — verhindert gewesen sein, der an sie gerichteten oberherrlichen Weisung zu genügen. Was dem Wojewoden der Walachei die Hände gebunden habe, wollen wir, als unserem Gegenstande vollständig ferne liegend, unerörtert lassen. Dagegen können wir uns der Einsicht platterdings nicht verschliessen, dass Bethlen Gábor in der Nichtbeteiligung an der von der Pforte wider die polnisch-moldauische Occupation anbefohlenen Expedition, sowohl den Politiker als den Polenfreund in ganz gleichem Maasse zum Durchbruche gelangen liess.

Den Politiker deshalb, weil die ungarischen Angelegenheiten, an denen sein Eigeninteresse wesentlich mithing, in den Augen der nach dem ausgedehntesten Einflusse und Territorialbesitze strebenden Pforte, ihm den plausibelsten, selbst seine Lehenstreue vollständig unverdächtigt lassenden Vorwand zur Nichtbeachtung des erwähnten Pfortenbefehles in einer Weise lieferten, die, während sie der oberherrlichen Intentionen Gedeihen bezwecken zu wollen schien, voraus alle Sicherheit versprach, wo es die Festigung der glücklich erzielten Erfolge des Fürsten, als solchen gegolten. Zweitens war es nahezu selbstverständlich, dass bei derartig gewonnener Actionsfreiheit, voraus nach Innen und eventuell nach Aussen, Bethlen Gábor nicht allein für den in Ungarn immer mehr und mehr festen Boden suchenden, weil kronerbberechtigten deutschen Kaiser, sondern auch für das benachbarte Polen, dieses von politischen und religiösen Factionen durchwühlte Reich, ein Factor wurde, mit welchem immerhin vorsichtig zu rechnen war und dessen Freundschaft oder Feindschaft in der Wagschale der Entscheidung wohl auch schon deshalb schwer wuchtete, weil es ihm ein Leichtes war, der Osmanli gefürchtete Macht, wo es Not thäte, auch zu entfesseln.

[1] Cf. *Trauschenfels* «Fundgruben» etc. p. 320 und *Wolf:* l. c. II. p. 124.

[2] *Wolf:* l. c. p. 123 sagt blos, sie seien am Vollzuge des erhaltenen Befehles *verhindert* worden. Von wem? wie? wann? wo? sind Fragen, die weder Wolf noch die Quellen zu lösen gestatten.

Als Polenfreund manifestirte sich Bethlen Gábor vor allem Anderen dadurch, dass er — wie er doch sonst hätte thun können oder vielleicht thun sollen, die von Stefan Török verschuldete Grenzverletzung und Landfriedenshintansetzung, somit eine völkerrechtswidrige Handlung, im Interesse der Polen vollzogen, vollständig auf sich beruhen liess. Dass nämlich Polens Regierung diese moldauische Invasion offiziell desavouirte, und ihr den Charakter einer, von der Krone missbilligten Unternehmung unbotmässiger Privaten aufdrückte;[1] dass bei der in Frage stehenden Dauer der neugeschaffenen moldauischen Zustände, mit dem Verlangen einer Genugthuung kaum Etwas ausgerichtet werden durfte; dass endlich ein Wiedervergeltungszug, der schon deshalb nicht angezeigt war, weil Stefan Török Niemanden geschädigt hatte, mehr Nachteil als Gewinn brächte: dies Alles mag Bethlen Gábor unbestritten auch in Erwägung gezogen haben. Wenn aber auf den Einen, zur That bestehenden Umstand Bedacht genommen wird, dass er, 1617, durch seinen Abgeordneten Kornis mit Nachdruck betonte, den Polen jederzeit die freundlichsten Gesinnungen entgegengebracht zu haben, wird er — neben den bereits angeführten Gründen — das bestehende gute Einvernehmen mit Polen auch schon deshalb nicht haben gefährden wollen, weil er weder dem Könige von Polen in Massregelung der wider das allgemeine Staatsinteresse ganz eigenmächtig in die Moldau Gedrungenen vorgreifen, noch aber durch eben dieses Vorgreifen die geschaffene Nothlage der Republik einen vergrösserten Umfang und ein drückenderes Gewicht gewinnen lassen wollte.

Und eine Nothlage war es, in welche Polen durch diesen Einfall in die Moldau hineingeraten war und welcher schliesslich durch Bethlen Gábor's Bemühungen ein ersehntes Ende bereitet wurde.

Der Tod des Führers des polnischen Invasionscorps, Wiszniowiecki's, im Februar 1616 veranlasste nämlich die polnischen Besatzungen der Moldau, dem geliebten Dahingeschiedenen ein so massenhaftes Ehrengeleite bis weit über die Landesgrenze hinaus zu geben, dass Tomscha, der um jeden Preis die Hospodarschaft wiedergewinnen wollte und zu diesem Behufe der Mitwirkung der Tartaren sich bereits versichert hatte, die momentane Schwäche

[1] In der S. 445 sub nota 4 angeführten Urkunde heisst es darüber:

Jego królewska mc poczuwszy o tym . . . osoby przez listy napominalne i sejmone mandaty względem violationis pactorum foederum obesła i napominać raczył, żeby tego przedsięwzięncia zaniechali, atoli przecie nic na to nie dbając. . . .

Als Se. königliche Majestät hievon hörten, geruhten dieselben diese Leute durch Mahnbriefe und Reichstagsbefehle wegen Verletzung der geschlossenen Verträge zu beschicken und abzumahnen, dies Unternehmen aufzugeben: aber auf alles dieses kein Gewicht legend, haben sie etc. etc.

des Feindes zu einem glücklichen Handstreiche benützte, dann aber auch unaufgehalten dem Leichenzuge nachjagte, diesen am Dniester plötzlich überfiel und unter den Ueberraschten ein grosses Blutbad anrichtete.[1]

Weil er aber gegen den von ihm abgefallenen Landesadel sogleich grausam zu wüten begann,[2] war — um die Worte des Chronisten zu gebrauchen — der im November unternommene Rachezug der mohilanischen Polenpartei, welche diesmal ebenfalls auf eigene Faust handelte — wie Oel, in das Feuer gegossen;[3] hatte jedoch zur Folge, dass die Türken mit Persien Frieden machten und, kampfgerüstet, wie sie waren, im Jänner des nächsten Jahres wider Polen in das Feld rückten.

Was Stanislaus Żołkiewski vorausgesehen und auch vorausgesagt hatte,[4] war somit eingetroffen und für den über Tomscha bei dem ersten Einfalle bei Suczawa davongetragenen Sieg[5] und für Alexanders Wiedereinsetzung, für ein Unternehmen Einiger, sollte die Republik büssen.

Hier nun bezeugte Bethlen Gábor, dem der Befehl des persönlichen Anschlusses an das türkische Expeditionsheer zugegangen war, für Polen den probehältigen Freund in der Not.

Nach einem, von Bar am 13. August 1617 an Janusz Fürsten Zasławski von Ostrog abgefertigten Schreiben des polnischen Feldhauptmannes Stanislaus Żołkiewski,[6] hatte er nämlich dem polnischen Könige nicht

[1] *Wolf* l. c. II. p. 123.

[2] *Banfi*'s Chronik bei *Trauschenfels* l. c. p. 264 sagt: «hott der Stefen Vaida «vill Bugeren (Bojaren) nider lasse hauen wnd auch vill Bugeren Kinder Veiber etlige «lassen spisen Kreitz geweis vnd die Haupter geschorren wnd fol stri (Stroh) gefüt «wnd etlige 70 vmb das palata (Palast) gehangen.» Cf. hiemit *ibid* p. 317 die Angaben des Chronisten Hegyes.

[3] *Niemcewicz* l. c. VI. p. 93.

[4] So heisst es in einem Schreiben desselben von Żołkiew 25. Juni 1616, dessen Original in der gräflich Działyński'schen Bibliothek zu Kornik im Posen'schen sich befindet:

Teraz już do tego przychodzi, że te niebezpieczeństwa, o których Jego K. M. Pan nasz M. Rzeczpospolitą przestrzegał, o których i ja dosyć głośno, nie mogącz y też zatrzymać opowiadał, rzeczą się pewną okażą. Zbierają y granadzą się wojska wielkie tureckie y Czar tatarski etc.	Gegenwärtig kommt es schon dazu, dass diese Gefahren, von denen Se. königl. Majestät, unser königl. Herr die Republik warnte, über welche auch ich, der ich sie nicht aufzuhalten vermochte, vielerlei gesprochen, als Wahrheit sich herausstellen werden. Es sammeln und häufen sich grosse türkische Heere und der Tatarenzar u. s. w.

[5] Cf. *Hegyes* in *Trauschenfels*, Fundgruben p. 173: «Diese Schlacht ist den 16. November bei der Sotschawa nahend geschehen» wobei es heisst: «die Polen sind mit einem *ausbundschönen* Volk» erschienen und hätten, da sie auch viele Kosaken in ihren Reihen hatten, das 10,000 Mann starke feindliche Heer um das Doppelte an Zahl übertroffen.

[6] Cf. Urkunde I.

nur die warnende Nachricht von dem wider die Polen in der Moldau gerichteten Zuge des Skinderbassa zukommen lassen, sondern mehrfachen, ihm zugekommenen Weisungen zum bewaffneten Anschlusse keine Folge gegeben. Jetzt, wo ihm keine Wahl bleibe, müsse er mit 15,000 Mann persönlich wider Polen in das Feld, verspreche jedoch, seinerseits nicht nur nichts Feindseliges zu unternehmen, sondern vielmehr Alles, was als den Interessen Polens dienlich, von ihm in Erfahrung würde gebracht worden sein, getreulich und rechtzeitig mitzuteilen, wie er auch jetzt seine Marschroute gewissenhaft und deshalb angebe, damit man sich von seiner freundschaftlichen Gesinnung vollständig überzeugt halten könne.

Der polnische Kronfeldhauptmann weiss zwar nicht, *welchen* Absichten eigentlich dieses friedenstifterische Gebahren Bethlen Gábor's zuzuschreiben sei, getröstet sich vielmehr mit der banalen Phrase, die Zukunft werde dies enthüllen; ermangelt aber denn doch nicht von der Vermittlung des siebenbürgischen Fürsten in einer das Ansehen und die Interessen Polens im Auge behaltenden Weise [1] vorsichtigen Gebrauch zu machen und, von dem eigenen Könige gedrängt,[2] nach Annahme der vorgeschlagenen Geisseln,[3] mit dem Feinde zu einem Friedenstractatschlusse sich zu verständigen, der schliesslich auch zu Busza zu Stande kam.[4]

Für Polen selbst ging von dem Territorium der Republik zwar keine Spanne verloren; aber der Einfluss Polens in der Moldau war für immer gebrochen und das Haus der Mohila fiel als Sühnopfer [5] und auch der siebenbürgischen Stände Bitte, die nun zu besetzende Hospodarenwürde der Moldau dem Marcus, einem der Feldobristen im Heere des Batthyáni zu verleihen, fand kein Gehör.[6]

Inwieferne Bethlen Gábor bei seiner Intervention zu Gunsten der Polen von Rücksichten auf eben diesen Marcus etwa sich habe leiten lassen, bleibe dahingestellt. Die Wohlthat, welche er durch das glückliche Zustandebringen eines friedlichen Ausgleiches den, zu einem nachdrücklichen und erfolgreichen Widerstande diesmal unfähigen Polen erwies, war jedenfalls eine sehr bedeutende, und hätte daher unter den Polen selbst eine ganz andere Wirkung hervorrufen sollen, als den allgemeinen Ruf nach einem neuen Kriege.[7] Bethlen Gábor, der für seine Person selbst eine pol-

[1] Cf. Urkunde II.

[2] *Święcki* Beschreibung des alten Polens II. p. 25.

[3] Cf. Urkunde III.

[4] *Kherenhiller:* annal. IX. p. 1388; *Niemcewicz:* Die Regierung Sigmunds III. pag. 116.

[5] Cf. *Naruszewicz* l. c. p. 158.

[6] *Gebhardi:* Geschichte der Moldau, ed. *Guthry & Gray:* p. 284.

[7] Cf. *Dzieduszycki:* «Kurzer Abriss der Geschichte und Thaten der Lisowczyker» Lemberg 1843. S. (poln.) II, p. 28.

nische Leibwache deshalb hielt, weil er in die bewährte Tapferkeit und Entschlossenheit dieses Volkes ein unerschütterliches Vertrauen setzte,[1] machte seinem Unmute über die allgemeine Unzufriedenheit und Kampflust anlässlich des von ihm vermittelten Friedens durch die Aeusserung Luft: «In Polen verlangt Alles nach neuem Kriege; jedoch im ganzen weiten Umfange Polens greifen kaum einige Tausend Hände nach Panzer und Sturmhaube. Zu Hause und mit der Zunge sind dies gar tüchtige Soldaten, sobald sie die Nasenspitze mit Bier genetzt haben. Wenn sie aber den Feind erblicken, verlieren sie die Geistesgegenwart.»[2]

Hiemit war jedoch Bethlen Gábors Verhältniss zu Polen zugleich auch in eine andere Phase getreten, und namentlich der hervorragenden Stellung wegen, die er seit dem Beginne des sogenannten dreissigjährigen Krieges gerade der kaiserlichen und der katholischen Sache gegenüber einzunehmen und zu behaupten sich bestimmt fand.

Denn als groben, einer empfindlichen Zurechtweisung würdigen Undank wird Bethlen Gábor die allgemeine und laute Missstimmung der Polen über den von ihm vermittelten Frieden keineswegs angesehen haben. Ueber dergleichen schreitet die Politik sehr kaltblütig zur Tagesordnung und auf dieser stand für den siebenbürgischen Wojewoden gerade jetzt viel Wichtigeres und Erfolgreicheres, als das etwaige Verlangen, das Mütchen an einem Nachbarstaate zu kühlen, der schon deshalb kein ebenbürtiger Gegner sein konnte, weil das Geschrei des Marktes und Privattendenzen in demselben sich mächtiger erwiesen, als die berechnende Klugheit Derjenigen, die sich berühmen wollten, trotz solchen gesetzwidrigen und tollhäuslerischen Vorgängen das Heft der Regierung dennoch in ihren Händen zu haben.

Polen hatte hiemit für ihn, wenn er wirklich daran dachte, desselben zu seinen hochfliegenden Plänen sich mit zu bedienen, jede positive Geltung, mit der zu rechnen gewesen wäre, verloren und er scheint es auch sehr gering angeschlagen zu haben, dass er, der nach Kräftigung des böhmischen Aufstandes und nach der Krönung Friedrich's von der Pfalz offen für die Protestanten, somit als Widersacher des deutschen Kaisers auftrat, hiemit auch Polen in das gegnerische Lager deshalb dränge, weil es bei der bedenklichen Nähe des mit den aufständischen Böhmen verbündeten Ungarns, bei den Sympathien der eigenen Dissidenten für die so plötzlich in vollen Fluss geratene protestantische Sache, bei der Unbotmässigkeit seiner mächtigen Grossen und selbstbewussten Ohnmacht, ein gefürchtetes, weil denkbares Herübergreifen der Bewegung mit eigenen Mitteln weder verhindern noch zurückweisen konnte.

Der scharfsichtigste, wahrhafteste und beredteste Zeitgenosse würde

[1] *Dzieduszycki:* l. c. II. p. 28.
[2] *Khevenhiller:* «Annales Ferdinandei» II. p. 1230.

nicht vermögen, die durch Bethlen Gábor's Anschluss an die böhmischen — sogenannten Glaubensstreiter in Polen geschaffene Lage der Dinge so drastisch zu schildern, als dies in jenem Briefe des Polenkönigs Sigismund III. geschieht, welchen er von Warschau, unterm 15. October 1619 an den obersten Reichskanzler Stanislaus Żołkiewski mit dem Ersuchen gerichtet hat, den so verzweifelt sich gestaltenden Verhältnissen der bedrängten Republik durch Rat und That emporzuhelfen.[1]

Dass in der Auseinandersetzung der hereingebrochenen Calamität Bethlen Gábor's nur als *«eines Menschen voll Schlechtigkeit und Verkehrtheit»*, welcher *«im Dienste der Türken verkehrten Ratschlägen und Projecten»* nachlebe u. s. w. gedacht werde, mag immerhin eines königlichen Mundes wenig würdig sich ausnehmen, ist aber geradezu der schlagendste Beweis dafür, dass die geschaffene Gefahr eine grosse sei, der gegenüber die noch grössere Ratlosigkeit Alles in vorhinein verloren erscheinen liess. Und in der That lässt sich in dem von dem königlichen Briefsteller entworfenen Bilde nicht verkennen, dass den Dingen der allernächsten Zukunft mit kleinmütigem Zagen entgegengesehen wurde. Sehen wir, inwieferne dies berechtigt war!

Für seine Person dachte «der halbe Heide», wie Bethlen Gábor in dem in Rede stehenden, königlichen Schreiben genannt wird, wohl kaum daran, durch eine zeitraubende Diversion nach Polen sein Hauptziel, den Vormarsch auf Wien, in weitere Fernen zu schieben, zumal an diesem Ziele — glücklichen Falles — nicht allein die dauernde Festigung der protestantischen Sache, sondern auch — und dies mochte für Bethlen Gábor entscheiden — der ungeschmälerte Besitz der, wenngleich türkischen Gnaden zu verdankenden Stefanskrone zu holen waren. Anders freilich verhielt es sich mit seinen, auf das Gerassel seiner Werbetrommel aus aller Herren Ländern und aus allen Richtungen der Windrose zu seinen Fahnen gelaufenen Söldnerschaaren, deren Vormarsch durch Unthaten jeglicher Art, durch Brand, Plünderung und geldgierige Zerstörungswut furchtbar gekennzeichnet wurde.[2] Ein vielversprechender Handstreich auf das nahe gelegene reiche Krakau, zumal die Grenze gar nicht oder unzureichend gehütet war, mochte verführerisch locken und hätte, wären hiemit die verschiedenen feindlichen Elemente Polens entfesselt worden, wohl unbezweifelt mindestens den Bürgerkrieg mit allen seinen unseligen Folgen heraufbeschworen. Zwar vergass man dabei von Seiten der polnischen Regierungspartei, nicht nur, dass Bethlen Gábor keine zeitraubende Diversion unternehmen könne, noch auch — bei seiner notorischen Energie und Strenge[3] zulassen

[1] Urkunde V.

[2] *Gindely* l. c. (Ausgabe von Tempsky, Prag 1882. 8 min.) p. 117. I.

[3] *Ibid.* p. 140 in der Charakterschilderung Bethlens, der deshalb oft als «grausam» angesehen wurde.

werde; allein die Furcht hatte nun einmal der Geister sich bemächtigt und scheute zurück vor den selbstgeschaffenen unheimlichen Gespenstern.

Auffallen muss hiebei Mancherlei, wenngleich nicht auch *der* Umstand, dass der von seinem Könige um Rat befragte Grosskanzler und oberste Kronfeldhauptmann Stanislaus Żołkiewski, gelegenheitlich der Beantwortung des an ihn gerichteten königlichen Schreibens, auf das er aus dem Lager ober Rastawic, unterhalb Pawolocza, bereits am 21. October 1619 erwidert,[1] die Befürchtungen seines königlichen Herrn über die bedrohte Lage der Republik zwar teilt, aber seine zum Schutze derselben getroffenen militärischen Dispositionen keineswegs bekannt gibt. Da wir dieselben aus dem Schreiben Żołkiewski's an den Feldhauptmann Stanislaus Koniecpolski, de dato Żołkiew 28. December 1619 in ihrem Gesammtumfange dargelegt erhalten, ist es jedenfalls überaus befremdend:

1. Dass man, trotz der Dringlichkeit der Sache, von der Kundgebung der königlichen Besorgniss bis zu Żołkiewki's schützenden Dispositionen, die Zeit von nahezu zwei vollen Monaten ganz unbenützt vorübergehen lassen konnte, während welcher doch unsägliches Unheil sich hätte breit machen können.

2. Dass Truppen in Action genommen wurden, für deren Sold zu einer Zeit nicht vorgesehen[3] wurde, wo das Ausbleiben desselben allgemein als hinreichender Grund zur Verweigerung des ferneren Kriegsdienstes angesehen wurde, speciell in Polen aber zu Conföderationen d. i. zu Soldatenbündeleien führte, deren Treiben sodann zur Landplage wurde.

3. Dass dem Kaiser, über Vorbitten A thanns, des Stifters des in diesen Tagen so berühmt gewordenen Ordens »der Miliz Christi,«[4] die freie Werbung in Polen, wo doch Not an streitbaren Männern war, so dass selbst die kronbesiedelten Kriegspflichtigen herangezogen werden sollten,[5] — gestattet wurde.

4. Dass mit den im Dienste des Kaisers gestandenen und von Bethlen

[1] Cf. Urkunde VI.

[2] Cf. Urkunde VII.

[3] Cf. Urkunde VI. in Nota.

[4] »Ordo christianæ militiæ« wurde er benannt und dass Althann dessen Stifter gewesen, erhellet aus einem Schreiben Żołkiewskis de dato: Aus dem Lager unter Rastawic 20. Oktober 1619, worin er eben diesem Grafen für die Verleihung und Zusendung dieses Ordens durch den Hauptmann Fray dankt, wobei es heisst: »Nihil gratius accidere mihi potest, quam quod intelligam, illustritatem vestram ea »esse erga Deum optimum maximum pietate et zelo in juvanda re christiana et »ecclesia catholica, quod haud dubiam concipiam spem ordinem hunc militiæ christianæ, »maxima ex parte auctoritate illustritatis vestræ institutum» etc. etc. Der Brief in einer Handschrift des gräflich Ossoliński'schen Institutes zu Lemberg No. 475. p. 240.

[5] Cf. Urkunde VII. in fine.

Gábor aus Ungarn verdrängten polnischen Freicorps der Lissowczyker[1] weitläufige Unterhandlungen eingeleitet wurden, statt sich der Dienste derselben im kürzesten Wege zu vergewissern.

5. Dass der König bei so kläglichen, ja verzweifelten, ihm unmöglich verborgenen Zuständen, an den abenteuerlichen Gedanken sich klammern konnte, dem gefürchteten Gegner durch Siebenbürgen in den Rücken zu fallen, als ob der Marsch durch Siebenbürgen nach Oberungarn ein blosser Spaziergang gewesen wäre, zu dessen Vollziehung die kaiserlichen Waffen den Weg zu säubern hatten,[2] zu einer Zeit, wo Bouquoi sämmtliche Vorteile hatte fallen und seine Truppen in Eilmärschen auf das bedrohte Wien hatte ziehen lassen.[3]

Dass Bethlen Gábor hierüber in Unkenntnis geblieben wäre, lässt sich platterdings nicht annehmen und so gewinnt die Vermutung an Glaubwurdigkeit, dass er keine feindseligen Gesinnungen wider das Polenreich nährte, dass er aber durch die Gerüchte von bevorstehenden Einfällen der Ungarn[4] weniger beunruhigen als verhindern wollte, dem Kaiser ausgiebige Unterstützung zukommen zu lassen. Entgegengesetzten Falles wäre es für ihn ein Leichtes gewesen, der Republik die Türken und Tataren auf den Hals zu hetzen, wie dies kurz darauf in indirecter Weise zum empfindlichsten Nachteile Polens thatsächlich auch geschah.

Die Veranlassung hiezu gab Gaspar Gratiani, der Wojewode der Moldau.

Bei der Nachbarschaft der Moldau zu Siebenbürgen und bei den innigen Beziehungen beider Länder zur oberherrlichen Türkei, war Bethlen Gábor's Aufmerksamkeit gewiss nicht erst durch jenen Brief auf Gaspar Gratiani gelenkt worden, welchen sein Pfortenagent Michael Toldalagi von Constantinopel aus, unter 18. Juni 1620 in der Absicht an ihn schrieb, um ihm ein Bündniss wider den bei der Pforte intriguirenden kaiserlichen Anhänger Homonnay plausibel zu machen.[5]

Er wusste wohl, dass diesem Manne gegenüber, der, von zweifelhafter Geburt, anfänglich dem Erzherzoge Ferdinand in Graz, dann dem Vicekönige von Neapel, hierauf aber der Pforte gedient hatte, welcher derselbe Gesandtschaften nach Deutschland zu besorgen hatte, der hierauf Herzog von Paros und Naxos wurde und durch seine Heirat mit der Tochter des ersten venezianischen Pfortendollmetsches Borissi zu einem sehr bedeuten-

[1] Gindely l. c. p. 165 nennt diese Truppe «Kosaken», was sie nicht waren. Cf. Note 30.

[2] Cf. Urkunde IV.

[3] Gindely l. c. p. 144.

[4] Cf. Urkunde V. und VII.

[5] Nach dem Orig. im k. ung. Hofkanzleiarchive bei Hurmuzaki l. c. IV. p. 595. No. DXIV.

den Vermögen gekommen war, schliesslich aber über Verwendung des polnischen Pfortengesandten Kochanski, seine dem Sultan Osman geleisteten Dienste durch die Verleihung der moldauischen Hospodarenwürde belohnt sah,[1] dass diesem Manne gegenüber jede Vorsicht geboten sei. Dass derselbe aus seinen besonderen Sympathien für die Polen kein Hehl machte, und hierin so weit ging, ihnen die wichtige moldauische Festung Chocim in die Hände zu spielen,[2] mag Bethlen Gábor als eine mehr die Türken als ihn berührende Kundgebung umsomehr angesehen haben, als die Polen nach der Erwerbung von Chocim die alten Lieblingspläne bezüglich der Annexion der Moldau wieder aufgenommen zu haben schienen, was übrigens dafür spricht, dass man von dem Gedanken an eine bethlenische Invasion zurückgekommen sei. Als aber Gratiani auch mit des deutschen Kaisers Pfortengesandten Mollard zu liebäugeln begann, nicht allein bei dem polnischen Könige für Ferdinand II. um Hilfeleistung sich bewarb,[3] sondern Bethlen's an den Sultan gerichtete, die vorgefassten Kriegsoperationen wider den Kaiser besprechende Depeschen zu wiederholten Malen auffing und nach Polen sandte,[4] somit eine feindliche Stellung in aggressiver Weise zu nehmen begann: war der Untergang dieses verräterischen Hospodaren beschlossene Sache.

Nicht zufrieden mit der blossen Meldung des Treubruches und aller verdächtigenden Ueberstürzung Feind, wusste Bethlen Gábor bei dem türkischen Kaiser es durchzusetzen, dass zur Erbringung des unwiderlegbaren Schuldbeweises einige Spione, gleichsam als Ehrengeleite des dem Sultan werten und deshalb von ihm derartig ausgezeichneten Wojewoden an den moldauischen Hof abgefertigt wurden und die Pforte selbst die Rüstungen zu einem Kriegszuge wider Polen sich angelegen sein liess.

Als nun der Schuldbeweis dem Grossherrn vor Augen gelegt wurde, schickte dieser den verhängnissvollen Todesbefehl oder Bujurdun nach Jassi, dessen Vollzuge jedoch Gratiani dadurch zuvorkam, dass er zum offenen Abfalle schritt und mit den Polen sich vereinigte. Gleichsam um alle Rück-

[1] Die Daten über Gratiani sind entnommen: «*Przezdziecki* Quellen z. Gesch. Polens» Wilno 1844. 8. p. 460. *Sękówski* «Collectanea» Warschau 1824. 8. I. p. 328; *Hammer* l. c. II. p. 774 u. A.

[2] *Sękówski* l. c. I. p. 172.

[3] Dieses Schreiben, de dato Pera 25. November 1619 reproducirt *Hurmuzaki* l. c. IV. 86.

[4] Cf. *Hammer* l. c. II. 780; *Przylęcki*: «Denkwürdigkeiten der Koniecpolski» Lemberg 1842. 8. poln. p. 228 u. A. Den schlagenden Beweis liefern auch die Aeusserungen Żołkiewski's in den hier beigegebenen Urkunden sub Nr. IV, wo von Abschriften aufgefangener Bethlenischer Briefe, dann Nr. VII, wo die Zustände der Tataren an Polen gemeldet wurden, so dass — was übrigens die Geschichte von vielen anderen moldauischen Hospodaren mitbezeugt, — der Regent der Moldau der treueste, verlässlichste und mindest kostspielige Spion der polnischen Republik war.

zugsbrücken hinter sich abzubrechen, hatte er sämmtliche zu Jassi befindliche Türken vor seinem Abzuge niedermetzeln lassen.[1] Mit ihm zugleich war aber auch das Verhängniss in die polnischen Reihen eingezogen, welches über Polen durch Gratiani's Züchtigung heraufzubeschwören wohl keineswegs in Bethlen Gábor's Absicht gelegen sein mochte.

Waren ja doch die Verhältnisse Polens derart trauriger Natur, dass mit der Erkenntniss eines unabweislich bevorstehenden, durch Gratiani nur noch beschleunigten Krieges mit der Türkei, Leo Sapieha, der Kanzler von Litthauen, von dem Könige aus Warschau 18. März 1620 ein Schreiben erhielt, ihm in der bedrängten Reichslage seinen gereiften Rat nicht vorenthalten zu wollen,[2] da besonders die Klagen über die Zügellosigkeit der Truppen, der fühlbare Geldmangel und die Unlust des Volkes zu einem nach der kaum beendeten, wenngleich siegreichen Expedition wider Russland, neuerlichen Kriege, die bestehenden, sehr fühlbaren Verlegenheiten nur vermehren.

Um somit den Türken zuvorzukommen und den Kampfplatz — wo möglich ausser Landes gewinnen zu können, zog Stanislaus Żołkiewski mit einem in der Eile zusammengerafften Heere von 6000 Mann über königlichen Befehl nach der Moldau. An der Grenze nahm er Gratiani's geringe Truppenzahl in die Reihen der Seinigen auf und sah, Willens den Vormarsch zu forciren, an der Cecora plötzlich von der Uebermacht des Feindes sich umzingelt. Feigheit, Mangel an Mannszucht und Gratiani's Verrat lieferten das polnische Heer dem Verderben.

Seit jenem verhängnissvollen Bluttage — 7. October 1620 — wurde die Moldau «das Grab der Polen» genannt.[3] Auch der ritterliche Führer Żołkiewski fiel nach mannhafter Gegenwehr und mit ihm ein Grundpfeiler des polnischen Reiches, dessen Demütigung und Schwächung Bethlen Gábor nur dann gewünscht haben könnte, wenn sein ganzes bisheriges Verhalten gegenüber der Republik eine blosse Maske zu *dem* Zwecke vorgesteckt gewesen wäre, zu gelegener Zeit durch eine fremde Macht vollbringen zu lassen, was ihm seine Zeit, seine Pläne, seine Mittel nicht gestatteten. Allein zu dieser Annahme fehlt alle Berechtigung. Sein Feind war nur der nach der Cecoraer Niederlage von Bauern auf der Flucht erschlagene Gratiani, nicht aber Polen, von dessen geschichtlicher Bildfläche er hier zugleich verschwindet.

[1] *Naruszewicz* l. c. II. 152.
[2] «Leben des Leo Sapieha» ed. Turowski, Sanok 1855. 8. poln. p. 230.
[3] Ueber diese Schlacht bestehen mehrfache Berichte der Zeitgenossen.

Urkunden.

I.

Bar *13. August 1617.*

Stanislaus Żołkiewski, Wojewode von Kijow, an Janusz Fürsten Zasławski von Ostrog, über den Inhalt einer durch Kornis vom Fürsten von Siebenbürgen erhaltenen Botschaft.

Oświecone, miłościve książe. Iż wasza książeca mość do terazniéjszéj potrzeby rzeczy pospolitéj raczysz obiecować przybyc, potrzebna bardzo i przygodna będzie osoba w książ. mci sprawom rzeczy pospolitéj: bo lubo do traktatow przyjdzie (co daj Boże); życzyłbym żeby jako najwięcéj ludzi zacnych, wielkich było, za których zdaniem i powagą sprawy te mają być prowadzone, gdyż, im w większéj kupie i potędze staniem, tym minéj lekce poważać będzie nas mógł nieprzyjaciel, jako gdyby nas w małéj potędze zastał; mógłby się zaraz na państwa rzeczy pospolitéj rzucić, i chcieć zamysłów swych dowodzić, albo na potym przynaimniéj, jeżli by się nam teraz jako zwiozło, wziąłby tym większe serce na szkodzenie państw rzeczy pospolitéj, wziąwszy miarę, żeśmy ladajako w obronie ojczyzny piérwiéj stanęli, a gdy nas teraz wsłusznéj gotowości poganie obaczą, i tym snadniéj uczeiwy i pożyteczny rzeczy pospolitéj pokój wytargujem, i na potem nie tak łacno będą sie chcieli na nas porwać. Lecz na drugą stronę nie bardzo się do tego bierze, aby zawzięcie tych pogan przez traktaty miało uspokoić, i kto się na to uprzes piecza, bardzo się na tym myli, gdyż przestrogi zewsząd idące, ten człek Skenderbasza nader jest chytry, obłudny, by się najbardziéj łasił, łagodnym słowom jego niepotrzeba wierzyć. Wszystek jest na to, aby pod płaszczem przyjaźni mógł nas jako nakryć. Miałem znowu pisanie od niego po onym pierwszym, któregom kopią

Durchlauchtiger, gnädiger Fürst. Dass Ew. Durchlaucht bei der gegenwärtigen Not der Republik zu versprechen geruhen, persönlich zu erscheinen, wird den Angelegenheiten der Republik in Ew. Durchlaucht eine sehr nötige und zeitgemässe Persönlichkeit zuführen: denn, obschon es (was Gott gebe) zu Tractaten kommen wird, würde ich wünschen, dass so viele von edlen und angesehenen Männern als eben möglich dabei wären, da nach Massgabe deren Urteiles und Ansehens diese Angelegenheiten vorzunehmen wären. Denn in je grösserer Anzahl und Machtentfaltung wir uns einstellen; desto weniger wird uns der Gegner unterschätzen können: wogegen er, wenn er uns schwach fände, sich gleich auf die Länder der Republik werfen könnte und entweder seinen Absichten Nachdruck geben oder aber — wenn wir jetzt halbwegs heil wegkämen — desto grösseren Mut, die Länder der Republik später zu schädigen, fassen dürfte. Würde er doch den Masstab daher nehmen, dass wir in Verteidigung der Republik kurz zuvor nur wie zum Scheine erschienen, wogegen er, wenn er uns jetzt, das Heidenpack, in ehrfurchtgebietender Bereitschaft finden wird, um so leichter einen ehrenhaften und uns nützlichen Frieden von der Republik sich wird abhandeln lassen und künftighin nicht so leicht wider uns auftreten wird. — Andernteils aber nimmt es keinen besonderen Anlauf dazu, als könnte die Hartnäckigkeit dieser Ungläubigen durch Tractate beschwichtigt werden, und wer sich von derlei Hoffnungen einschläfern lässt, wird übel dabei fahren, weil von allen Seiten Warnungen eingehen. Dieser Mensch, der Skenderbascha, ist allzu schlau und heuchlerisch, so sehr er sich einschmeicheln mag und seinen schönen Worten ist nicht zu trauen. In Allem

w xiąż mci, memu mciwemu panu posłał; toż pisze, co i pierwiéj. O trzy jednak rzeczy przy tym pośledniéjszym liście swym do mnie wskazał: jedno o naznaczenie miesca dla umówienia się, naco jakom się rezolwował, już w xiąż mć z pierwszego listu mego raczysz wiedzieć. Druga, aby kilka zamków naszych były zrzucone, nie mianuje które zamki. Trzecie, żeby poseł wielki od króla jegomci był gotowy, który by do porty jechał na potwierdzenie rzeczy umówionych. Na te dwa punkty pósledniejsze odłożyłem mu rezolucyją do spólnego się znim zjachania i dalszéj namowy. Dziś trzeci dzień przyjechał zaś domnie pan Jan Kornysz od pana wojewody siedmigrodzkiego, którego wczora przyzwałem do siebie przy wieżącym liście, co mu ustnie powiedział, w xiąż mći, memu mciwemu panu, jako zacnemu senatorowi oznajmuję; siła było ofert, jako wiele życzy wszysztkiemu chrześciaństwu, jako téj koronie, z którą złączona siedmigrodzka ziemia, długo zażywała dobrych czasów. Spominał, jako przeszłego roku jeszcze, gdy zasłychnął ogotowaniu się Skinderbasze do Wołoch, że wtym króla jegomości przestrzegł, więc i teraz dowiedziawszy się o złych zamysłach Skinderbaszy, przeciwko państwom rzeczy pospolitéj, że o tym do jego król. mści i do niektórych senatorów dał znać. I teraz o gotowości Skenderbasze, tenże poseł imieniem jego powiedział, że jest nie lekce poważona, że zwiódł z sobą nie mały orszak dobrych żołnierzów z Bosnij, z Kroacyj, z serbskiéj ziemię, z Macedonii; tych tu co z Silistryi, z Bułgaryi, z Tracyi lekko kładzie, puściwszy słowa, których było siła, na stronę, radzi pan wojewoda siedmigrodzki, żeby tego nieprzyjaciela nie lekce ważyć. Powiadał i to poseł, że dawno jeszcze przedtem, niźli się te kłótnie zaczęły, kiedy nasa-

und Jedem geht er darauf aus, uns unter dem Deckmantel der Freundschaft in irgend einer Weise mitzuspielen. Ich hatte wieder ein Schreiben von ihm, nach jenem ersten, dessen Abschrift ich Ew. fürstlichen Durchlaucht, meinem gütigen Herrn gesendet. Er schreibt, was er früher geschrieben, doch hat er in diesem seinen letzten Briefe mir gegenüber dreier Dinge Erwähnung getan: Erstens der Bestimmung eines Zusammenkunftsortes zur Besprechung, worüber Ew. fürstl. Durchlaucht meine Denkweise aus meinem früheren Briefe bereits kennen. Zweitens will er, dass einige unserer befestigten Plätze rasirt werden. Welche? sagt er nicht. Dass drittens von Seite Seiner Majestät des Königs ein Gesandter ersten Ranges bereit gehalten werde, welcher zur Ratifizirung der vereinbarten Angelegenheiten an die Pforte abgehe. Den Endbescheid auf diese beiden letzten Punkte stellte ich ihm erst im Augenblicke meines Zusammentreffens mit ihm in Aussicht, wo wir uns darüber besprechen würden. Heute ist es der dritte Tag, seit bei mir Herr Johann Kornis, vom Wojewoden von Siebenbürgen entsendet, angekommen ist. Ich liess ihn gestern mit seinen Creditiven vor mich. Was er mir mündlich mitgeteilt hat, mache ich Ew. fürstl. Durchlaucht, meinem gütigen Herrn, als einem hochgeachteten Senator hiemit zu wissen. Es gab da viele Anträge, wie sehr er der gesammten Christenheit alles Gute wünsche, wie sehr dieser Krone, mit welcher das siebenbürgische Land, so lange es mit derselben verbunden war, der besten Zeiten genossen habe. Er erwähnte, wie er noch vorigen Jahres, als ihm die Kunde von der Kriegsbereitschaft Skinderbassas wider die Moldau zugekommen sei, hierüber Se. Majestät den König gewarnt habe; eben so habe er auch jetzt, wo er von den üblen Absichten Skinderbassas auf die Länder der Republik Nachricht erhalten habe, an Se. königl. Majestät und an einige Senatoren hievon Meldung getan. Und jetzt erzählte in dessen Namen sein Gesandter von der Kriegsbereitschaft des Skinderbassa, die nicht gering anzuschlagen sei; dass dieser keine geringe

dzał pana wojewodę siedmigrodzkiego na państwo siedmigrodzkie, z okazyj ludzi naszych,* których był Wielamowski Gabrielowi Batoremu posłał, mówił Skinderbasza do pana wojewody siedmigrodzkiego te słowa: «Mam nadzieję w Bogu, że nie umrę, aż ten hardy naród (to jest nasz) zetrę. Zaczym radzi, izby się jego jako najpilniej strzedz, słowom łagodnym nie wierzyć: bo chócby miał największe zakazanie od porty, jeżli mu się poda *rei bene gerendae opportunitas* pewnie jéj zażyć nie zaniecha. Nie będzie szkodził, jeżli nie będzie mógł. Powiedział daléj ten poseł, *quod est essentiale*, że pan jego tegoż Skinderbasze pobudki, miał od Porty różnemi czasy, kilkadziesiąt czauszów z listy, żeby 15,000 wojska do Skenderbasze posłał. Teraz ośm dni przedtem, niżli ten poseł wyjechał, (a był tu w drodze z Białogrodu dwie niedziele zupełnie) przyniesiono panu wojewodzie siedmigrodzkiemu surowe pisanie od cesarza, rozkazując, żeby koniecznie sam *in persona* szedł z jako największą potęgą do Skinderbasze. Nie mogąc się zbronic, będąc tam u nich jak wgarści, przyszło mu się rezolwować, że się ruszył, i idzie tu na Braszow, na Totrusz ku Jasom, przechodząc Skenderbaszę, objecuje jednak i upomina przez tego posła Kornysza, abyśmy się *hostilia* od niego nie obawiali, że nam raczéj pomagać, niż szkodzić chce; jeżliby do traktatów przyszło, jakoby stanęły *optimis nostris conditionibus*, i objecuje, cokolwiek by się między Turki dowiedzieć, nam do przestrogi należnego, że nas chce przestrzegać. A to jest *summa* poselstwa tego. *Qua fide* się to od niego dżieje, sam pan Bóg wie, czas potym okryje. Jest tam jeszcze przy nim pan Dworzycki, któregom ja z rozkazania króla jegomci, zro

Schaar tüchtiger Soldaten an sich gezogen habe, aus Bosnien, aus Croatien, aus dem Serbischen, aus Macedonien, wogegen jene aus Silistrien, Bulgarien und Thracien gering zu achten seien. Hiebei fielen sehr viele Worte, die bei Seite gelassen sein mögen. Der Herr Wojewode von Siebenbürgen rät, diesen Feind ja nicht zu unterschätzen. Auch dies erzählte der Gesandte, dass Skinderbassa, als er — lange vor Beginn der heutigen Zerwürfnisse — den Herrn Wojewoden von Siebenbürgen in die Herrschaft von Siebenbürgen einsetzte, anlässlich unserer Leute,* die Wielamowski dem Gabriel Báthory geschickt hatte, zu dem Herrn Wojewoden diese Worte gesprochen habe: «Ich hoffe zu Gott, dass ich nicht sterben werde, bevor ich dieses stolze Volk (d. i. unser Volk) zermalme.» — Deshalb rät er, sich vor Diesem auf das Eifrigste in Acht zu nehmen und seinen sanften Worten nicht zu trauen. Denn selbst wenn er von der Pforte die gemessensten Verbote hätte, würde er, sobald die Gelegenheit zu einem lohnenden Unternehmen sich darböte, dieselbe zu benützen ganz gewiss nicht unterlassen. Er werde nicht schaden, sobald er nicht könne. Dieser Gesandte sagte auch weiter — und Dies ist das Wesentlichste, dass sein Herr über Anregung desselben Skinderbassa, von der Pforte zu verschiedenen Zeiten einige zehn Tschausche mit Briefen bei sich gehabt habe, damit er 15,000 Mann zu Skenderbassa stossen lasse. — Jetzt, acht Tage bevor dieser Gesandte abreiste (und er brauchte zur Reise von Bialogrod hierher zwei volle Wochen) wurde dem Herrn siebenbürgischen Wojewoden vom Kaiser ein strenges Befehlsschreiben zugestellt, dass er unter allen Umständen selbst in eigener Person, mit einer möglichst grossen Macht zu Skenderbaassa ziehe. Da er sich nicht weigern dürfe, weil er gleichsam ganz in ihren Händen ist, musste er einen Entschluss fassen, rückte aus und zieht hierher über Kronstadt und über Tatrusch gegen Jassi zu, den Skenderbassa bei Seite lassend, ver-

* Die polnischen Malcontenten.

zumiewając się znim posłał. Potkał ten poseł pana Dworzyckiego trzy dni jazdy do Białogrodu, jeszcze go bez chyby na miejscu zastał. Skoro się pan Dworzycki wróci, cokolwiek przyniesie, będe w xiąż mci memu mciwemu panu komunikował. Teraz nic innego nie dostaje, jedno iż tak widomie nasadził się na ojczyznę nieprzyjaciel, żebyśmy *communicatis consiliis et viribus* stanęli, *in terminis* bronienia ojczyzny. Ja oczekiwam na służkę swego, któregom z Skinderbaszynym posłańcem do niego posłał, z mego sprawiwszy się, o następywaniu Skenderbasze na miejsce którem determinował, stawię się. Teraz jednak idę już do obozu. Co się tyczy stanowiska dla ludzi w. xiąż mci gdy w. xiąż mć raczysz bliżéj nastąpić, racz w. xiąż mć kogo przed sobą przysłać, opatrzy się tymczasem miejsce, gdzie ludzie w xiąż mci będą mieli stanąć. Ja w wtorek po nieszporze wychodzę do obozu. Zatym służby me powolne oddaje w. mciwą łaskę w. xiąż mci, mego mciwego pana.

Z Baru die 13. Augusti 1617.

W. xiąż mci, mego uprzejmego pana
powolny przyjaciel i sługa
Stanisław Żołkiewski mp.
wojewoda Kijowski.

spricht aber und versichert durch diesen Gesandten Kornis, wir sollten von ihm nichts Feindseliges befürchten, er wolle uns eher helfen als schaden. Wenn es zu Tractat-Verhandlungen käme, wolle er zusehen, dass dieselben unter den besten Bedingungen für uns vor sich gehen und was immer er von den Vorgängen bei den Türken zu unserer Warnung in Erfahrung bringen würde, hievon wolle er uns warnen. Und Dies ist die Kernsache dieser Gesandtschaft. In welcher vorbedachten Absicht dies von ihm geschehe, weiss Gott allein. Die Zeit wird es nachträglich offenbaren.

Noch ist bei ihm Herr Dworzycki, den ich über Befehl Seiner Majestät des Königs, nach gepflogenem Einverständnisse mit Höchstdemselben, dahin geschickt habe. Dieser Gesandte hat den Herrn Dworzycki noch drei Tagreisen von Bialogrod begegnet und vollständig unbehelligt gefunden. Sobald Herr Dworzycki zurückgekehrt sein wird, werde ich, was immer er bringen möge, Ew. fürstl. Durchlaucht, meinem gütigen Herrn mitteilen. Jetzt bleibt nichts übrig, als dass wir, da der Feind wider unser Vaterland so unverhüllt aufsteht, nach gemeinschaftlichen Kräften und Ratschlüssen an den Reichsgrenzen uns aufstellen, um das Vaterland zu verteidigen.

Ich erwarte meinen Diener, den ich mit dem Boten des Skinderbassa abgesendet habe. Sobald ich mit ihm über den Marsch (das Vorgehen, Handeln) des Skinderbassa mich werde verständigt haben, werde ich am Orte, den ich bestimmte, mich einstellen. Jetzt aber begebe ich mich schon ins Lager. Was den Standpunkt der Leute Eurer fürstl. Durchlaucht betrifft, werden Ew. Durchlaucht, sobald Sie näher heranrücken werden, geruhen, Jemanden vor sich herzusenden. Man wird indessen für einen Platz sorgen, wo die Leute Ew. Durchlaucht sich lagern. Ich meinesteils begebe mich Dienstag nach dem Abendsegen ins Lager. Hiemit empfehle ich meine bereitwilligen Dienste zu Ew. fürstl. Durchlaucht Gnaden, Ew. Durchlaucht, meines gewogenen Herrn. Aus Bar am 13. August 1617 Ew. Durchlaucht, meines gütigen Herrn bereitwil-

liger Freund und Diener, Stanislaus Żołkiewski mp. Wojewode von Kijow.

Das Autograph befindet sich im Archive des Fürsten Roman Sanguszko.

II.

Bar *28. Sept. 1617.*

Einlagzettel in einem Schreiben des Stanislaus Żołkiewski an den König von Polen, über den Versuch des Bethlen Gábor, die Polen mit Skinderbassa zu versöhnen.

Pan wojewoda siedmigrodzki za usiłowaniem pilnem Skinderbaszy, chciał mię był na to wyciągnąć, żebym się był z Skinderbaszą widział; nie zdało się to ichmść panom senatorom i mnie samemu, bośmy się tak domyśliwali, że to na to czynił, żeby był udawał, gdybym do niego był jechał, żem prosił u niego pokoju. Ludzi tych dawał mi w zakładzie, których na téj karcie sam pan wojewoda siedmigrodzki ręką swą napisał.

Der siebenbürgische Herr Wojewode hat über eifriges Drängen des Skinderbassa mich dazu vermögen wollen, damit ich mit Skinderbassa zusammentreffe. Den gnädigen Herren Senatoren und auch mir selbst erschien dies jedoch nicht passend, weil wir auf die Vermutung kamen, er tue dies deshalb, um, wenn ich mich zu ihm begeben würde, vorschützen zu können, ich hätte bei ihm um den Frieden gebeten. Jene Leute, welche der siebenbürgische Herr Wojewode mit eigener Hand verzeichnet hat, stellte er mir als Geisseln.

Manuscript des gräfl. Ossoliński'schen National-Institutes zu Lemberg, Nr. 475 p. 145.

III.

O. O. O. D. *1617.*

Einlagzettel aus dem, in vorangegangener Nummer erwähnten Schreiben des Stanislaus Żołkiewski an den König von Polen, enthaltend die von Bethlen Gábor angedeuteten Geisseln. Imbraim Basza aut Hali Basza, ex istis duobus alteruter (sic!) sit sat fidendum, ex Reg(ul)is Hiopolien aut Cermensis, ex Tartaris Reg(ul)us Albinipihorine sis, ex Ungaris unus aut Duo, ex Moldavis unus aut Duo, ex Valachis Kakilia Logofet et Strois Logofet.

Ibid. Abgedr. *Niemcewicz* Zbiór pamiętników d. i. Memoirensammlung Lemberg 1833. 8. VI. p. 41.

IV.

O. O. O. D. *1619.*

Fragment eines Schreibens des Stanislaus Żołkiewski an Se. Hochwürden den Herrn Grosssecretär der Krone Polens über Bethlen Gábors Anschluss an die wider die Christenheit ziehenden Heiden.

— — — To coś mi wmć pisał, że się falcgrof koronował, że tak pilnie *conquirit* ratunków, obeszło mię nie mało;

Was Ew. Wohlgeboren mir schreiben, dass der Pfalzgraf sich habe krönen lassen und so eifrig nach Rettungsmit-

leczco do inteligencyej z królem angielskim, tego nie uczyni; *stultus* do każdéj niecnotliwéj sprawy jak na miód. Nie będzie bez wielkiego gomonu. Nam założywszy ręce na to patrzyć nie uczciwa i nie pocieszna. Kto wié co heretyctwo to może zamyślać, zwłaszcza kiedy nas będą widzieć *inermes, opportunos injuriae.* Posłał mi Gracyjan* kopią lista wojewody siedmigrodzkiego do Skinderbasze, który tuszy sobie Wieden wziąć. Siła złego ci Potrowie zamyślają, i będąli mogli, czynić będą. *Ut jugulent homines surgunt de nocte latrones.* Trzeba i nam niespać. Z méj strony bez sejmu radbym się jako najdłużéj obszedł, ale *praesens status et ratio rerum* potrzebuje go. bo bez niego *nihil possumus facere.* Jakikolwiek będzie *eventus*, starajmy się, prośmy pana Boga *aere et commodo christianae et nostrae reipublicae.* Jakkolwiek przecie będzie, *patebit*, że na Jego król mci panu naszym nie schodziło, *quominus prospiceretur* niebezpieczeństwom, kościół boży i rzecz pospolitą zachodzącym. Nie złożywszy sejmu (dolęże co takowego rzecz pospolitą) winowanoby nas, że widząc na oko *flagrantem vicinam parietem*, nie chcieliśmy radźić i zabiegać pożarowi. Takbym jednak zrozumiał, żeby czas złożyć, aż ku temu czasowi, kiedy heretyctwo pocznie ekzekwować swoje zamysły, czego się spodziewać po świątkach. *Strepitus armorum metus praesentis periculi*, aczci łacniéj naciągnie i naszych ludzi *voluntates* do zdrowéj rady. Pisałem o tym i do jegomci x. podkanclerza z okazyéj listu jego i rozkazania, przez pana starostę trembowelskiego. Piszę co rozumiem, poddając to pod wolę jego król. mci. O kęzym sejmie boję się, żeby nas bardziéj nie pomieszał; ma li być, niech będzie zwyczajny.

* Der Wojewode der Moldau.

teln ausgehe, hat mich nicht wenig ergriffen; was aber das Einverständniss mit dem Könige von England betrifft, das wird er denn doch nicht thun; nur der Thor ist zu jeder ungerechten That so schnell wie zu dem Honige der Falle. Es wird dies nicht ohne grosse Wirrsal abgehen. Es ziemt sich nicht, noch ist ist es für uns erspriesslich mit in den Schoss gelegten Händen dabei zuzusehen. Wer weiss, welche Pläne dieses Ketzervolk hegen mag, besonders, wenn es uns waffenlos, der Unbill zugänglich findet. Gratian * hat mir eine Abschrift des Briefes des siebenbürgischen Wojewoden an Skinderbassa geschickt, der fest daran hält, er würde Wien einnehmen. Dieses Gesindel hat viel Böses vor und sobald sie können werden, werden sie es auch verüben. Um Menschen zu würgen, erheben sich des Nachts die Räuber. Auch wir dürfen nicht schlafen. Ich meinesteils möchte mich so lange als möglich ohne Reichstag begehen, allein der gegenwärtige Stand und die Verhältnisse der Dinge benötigen desselben, weil wir ohne ihn nichts ausrichten können. Welcher Erfolg immer eintreten sollte, trachten wir darnach und flehen wir zu Gott dem Herrn auch, durch Geld den Vorteil der christlichen Staaten und des unseren fördern zu können. Wie immer es übrigens werden möge, es wird offenkundig werden, dass es an Seiner Majestät unserem Könige nicht gelegen war, dass nicht vorgesehen worden sei den Gefahren, welche die Kirche Gottes und die Republik bedrohen. Ohne einen Reichstag zusammenzuberufen, — falls Etwas der Republik zustossen sollte — würde man uns beschuldigen, dass wir den Brand des Nachbarhauses vor Augen habend, dem Feuer nicht wehren und Einhalt thun wollten. Ich würde aber dafür halten, die Zeit hiezu bis zu dem Augenblicke zu verschieben, wo das Ketzertum seine Absichten durchzuführen beginnen wird, was nach den Feiertagen zu erwarten steht. Das Waffengerassel ist die Furcht vor einer vorhandenen Gefahr, wird aber auch den Willen unserer Leute zu einem gesunden Rate sich hinneigen

Wysławszy *deliberatorias*, nadsłuchiwać co się dziać daléj będzie. Będzie *in potestate* króla jegomci kiedy i na który czas go złożyć.

lassen. Hierüber habe ich auch an Se. Gnaden den hochwürdigen Herrn Unterkanzler geschrieben, gelegenheitlich seines Briefes und durch den Starosten von Trębowla gegebenen Befehles. Ich schreibe, wie ich es verstehe, wobei ich Alles dem Willen Seiner königl. Majestät unterstelle. Einen Reichstag ausser der Ordnung fürchte ich, damit er uns nicht noch mehr in Unordnung bringe. Soll einer sein, so sei es der ordentliche. Nach Absendung der Verhandlungspunkte ist weiter zuzuhören, was geschehe. Es wird in der Macht Sr. Majestät des Königs liegen, wann und für welche Zeit er zusammenzuberufen sei.

Manuscript des gräfl. Ossoliński'schen National-Institutes zu Lemberg. Nr. 475 p. 235.

V.

Warschau *15. Octob. 1619.*

Sigmund III., König von Polen, an Stanislaus Żołkiewski, obersten Reichskanzler, über Bethlen Gábors Vorgehen.

Ad supremum exercitus Generalem, Illustrissimum Dominum Stanislaum Żołkiewski, supremum Cancellarium.

Sigismundus Tertius, Dei Gratia Rex Poloniæ. Wielmożny, uprzejmie nam miły! Wiadome są dobrze upréjmości waszéj, jakie rozruchy i niebezpieczeństwa pełne trwogi powstali w królestwie czeskim. Poszedł daléj ten zapał, i inne odleglejsze państwa zaraził, bo i węgierskie królestwo takąż jako i Czechowie rebelią przeciwko panu i królowi własnemu podniosło. Wszedł z wojskiem niemałem do Węgier, miawszy ciche i chytre z Czechami porozumienie i z niektóremi pani węgierskiemi wojewoda siedmigrodzki, a prędkością swoją oprymowawszy tych wszystkich, którzy wierni byli panu swemu, posiada prowincye i miasta tamecznego królestwa, z jaką krzywdą *legitimi principis*, z jakiem niebezpieczeństwem państw naszych, snadnie każdy osądzić może. Co jako nas prędko doszło, zarazem i listyśmy rozpisali do panów senatorów woje-

An den Oberbefehlshaber des Heeres, den erlauchten Herrn Stanislaus Żołkiewski, obersten Kanzler.

Sigmund III. von Gottes Gnaden König von Polen. Hochgeborener, Uns besonders Lieber! Sehr gut bekannt ist es Eurer Ergebenheit, welche Unruhen und Furcht erregende Gefährlichkeiten im Königreiche Böhmen entstanden seien. Dieser Brand griff weiter um sich und erfasste auch andere, entferntere Reiche. Denn auch das Königreich Ungarn hat sich mit derselben Rebellion wie die Böhmen wider seinen eigenen Herrn und König erhoben. Der Wojewode von Siebenbürgen, der eine geheime und listige Verständigung mit den Böhmen unterhalten hatte, so wie mit einigen der ungarischen Magnaten. ist mit einem nicht kleinen Heere nach Ungarn einmarschirt und nachdem er durch seine Raschheit Diejenigen, welche ihrem Herrn treu gewesen waren, niedergedrückt hatte, besetzt er nun Provinzen und Städte des dortigen Köreiches. Mit welcher Benachteiligung des dortigen Fürsten (lies: «rechtmässigen» statt «dortigen»), mit welcher Gefahr für Unsere Besitzungen, kann Jedermann leichtlich beurteilen. Sobald

wodztwa krakowskiego, i uniwersały rozesłali do obywatelów i starostów bliższych granic węgierskich, aby w wszelakiéj byli i ostróżności i gotowości. Posłaliśmy i do samego wojewody siedmigrodzkiego z listami dosyć łagodnemi, aby u siebie uważył, w jakie niebezpieczeństwo wdaje wszytko chrześciaństwo, napominając, aby tak szakodliwych zaniechał zamysłów, któreby i państw naszych mogliby w takiej dosiądz bliżkości. Nie ustawają dawać nam znać panowie starostowie ukrainy węgierskiéj i województw, jakie z téj tam strony państwom naszym *imminent pericula;* piszą, aby się na nie pilne miało oko, uważając dobrze złe i przewrotne człeka tego, który cokolwiek czyni, to wszystko *spiritu turcico* czyni, przedsięwzięcia, zwłaszcza jeżeli mu się wszystko *juxta mentem* jego powiedzie. Jakoby jednak temu zabieżeć, *non satis explicant.* My, jako głowa téj rzeczy pospolitéj, nic nie opuściwszy, i na ten czas, co w ręku naszych zostawiła rzecz pospolita, a daléj w rzeczy patrząc i uważając tak blizkie państwa węgierskiego *motus*, i niebezpieczne, które *in ea vicinitate*, aby i państw naszych nie dosięgły, nam należy obmyslawać. Bo jeżeli które kiedy tę rzeczpospolitą niebezpieczeństwo zachodziło, tedy to zachodzi. Gdyż nietylko zkąd innąd mamy pewne przestrogi i wiadomości, ale i z listu samegoż Betlena Gabora do nas pisanego, że ta impresa jego jest z porozumieniem się w przód cesarza tureckiego, któren przyobiecał, że cokolwiek posiędzie, onemu ma podać, zostawszy sam przy części jakiéj, a przy tytule królestwa węgierskiego, czego są wielkie znaki. Bo jako nam dał sprawę ten komornik nasz urodzony Obałkowski, i insi oznajmują, że przy nim jest Turków nie mało, którzy na to patrzą, jakie jego są *progressus*, i jeśli

die Kunde hievon Uns zukam, haben wir allsogleich Briefe an die Herren Senatoren der Krakauer Wojewodschaft und allgemeine Rundschreiben erlassen an den Adel und an die Starosten, die nächst der ungarischen Grenze sich befinden, damit sie sich demgegenüber mit aller Vorsicht und Bereitschaft verhalten. Wir haben auch an den Wojewoden von Siebenbürgen selbst gesendet, mit ziemlich sanften Worten mahnend, es bei sich selbst zu überlegen, welcher Gefahr er die gesammte Christenheit aussetze, und an das Herz legend, so verderbliche Pläne fallen zu lassen, welche bei so ganz unmittelbarer Nähe selbst auf Unsere Lande herüber wirken könnten. Die Herren Starosten des Grenzgebietes gegen Ungarn und die Wojewoden hören nicht auf, Uns zu melden, welche Gefahr Unseren Landen von dortaus drohe. Sie schreiben, dieselben seien gut zu überwachen, denn dieses Menschen Schlechtigkeit und Verkehrtheit sei nur zu gut bekannt, der was immer er thun möge, im türkischen Geiste handle und Alles unternehmen könne, besonders wenn ihm Alles und Jedes vollständig nach Wunsch gehe. Wie aber Dem zu begegnen sei, setzen sie nicht hinlänglich auseinander. Wir, als das Haupt der Republik, unterlassen nichts und werden seiner Zeit, was die Republik unseren Händen überlassen hat, mit Rücksicht und Bedachtnahme auf die Dinge, nach Pflicht alle Vorsorge treffend, schirmen, damit jene, so nahen Erschütterungen des ungarischen Reiches und die so nahen Gefahren nicht auch unser Reich berühren. Denn, wenn dieser Republik überhaupt je eine Gefahr gedroht hat, so droht ihr eine jetzt. Wir haben nämlich nicht nur von anderwärts verlässliche Warnungen und Nachrichten, sondern auch aus einem an Uns geschriebenen Briefe Bethlen Gábor's selbst geht hervor, dass sein Unternehmen nach vorausgegangener Verständigung mit dem türkischen Kaiser begonnen habe, dem er die Zusicherung gegeben, dass, was immer er in seinen Besitz bekommen werde, er diesem unterwerfen wolle, sich selbst mit irgend einem Teile und mit dem Titel eines ungarischen Königs begnügend.

przysiędze swéj dosyć uczyni, tychże we wszystkich rzeczach *ad consilia sua adhibet, etiam secretissima.* Jakoż takowe jego przewrotne rady i zamysły nam objecować mogą bezpieczeństwo? Gdy tak blizko miasta naszego stołecznego pogaństwo nam podsadzi, które, czego potęgą nie mogło dostąpić, przez tego człeka chytrą praktykę bez kosztu i pracy chce dokazać. Bo wątpić w tym by najmniéj niepotrzeba, jeżeli się wojewodzie siedmigrodzkiemu powiedzie, że to wszytko co obiecał, ziścić Turkowi będzie musiał. Zatém wjakim niebezpieczeństwie państwa nasze pobliższe Węgier będą, jako otworzone wrota do korony pogaństwu, snadna rzecz do uważenia. Nie przestanie i daléj przez toż instrumentum zamysłów swojch dokonywać, i zawsze *animum cupidissimum dominandi* będzie pobudzało, aby przylegle państwa infestował, a samo za nim, to co on obejmie, *nullo negotio* posiadać będzie, i tu już na żadne łagodne człeka tego objetmie, który się potencyą cesarza tureckiego i chełpi i szczyci, ubezpieczać nie potrzeba. Szczęście bowiem jest kaiać się cudzym grzechem i szkodą. *Nostra enim res agitur, paries dum proximus ardet.* A już nie tylko proximus, lecz sama sciana téj korony.Bo ten człowiek miastom naszym trzynastu spiskim, tytułu króla węgierskiego zażywając rozkazuje, by mu wszytkie dostatki do wojny należące gotowali, i ludzie swoje do taboru jego wporządku wojennym posłali, żywność także wojsku jego przechodzącemu aby sposabiali. *To in ipsis principiis.* A czegoż dali nam spodziewać się potrzeba, jeżeli mo *ad nutum* jego zamysły padną? Trzeba tu *consilium solidum*, trzeba o tym myślić, żebyśmy *in promptu* mieli takowe sposoby i środki, ktoremiby *imminentibus periculis* zapobieżyć moglo; gdyż, a kto nie

Hiefür gibt es sehr viele Anzeichen. Denn wie Uns jener Unserer Kämmerer Obałkowski rapportirte und Andere zu wissen thun, gibt es nicht wenig Türken bei ihm, welche scharf zusehen, welche Fortschritte er mache und wie er seinem eidlichen Versprechen genüge. Diese zieht er in allen, auch in den geheimsten Dingen zu Rate. Welche Sicherheit können Uns diese seine verkehrten Ratschläge und Projecte versprechen? Da er so nahe an Unserer Hauptstadt dieses Heidenvolk Uns hersetzet, welches, was es durch Gewalt nicht erlangen konnte,durch die hinterlistigen Umtriebe dieses Menschen ohne Kosten und Anstrengung durchsetzen will. Denn es ist keineswegs daran zu zweifeln, dass, wenn es dem siebenbürgischen Wojewoden gut gehen wird, er den Türken Alles, was er ihnen zugesichert hat, auch erfüllen müssen wird. In welcher Gefahr also Unsere in der Nähe von Ungarn gelegenen Lande sich befinden werden, wie da dem Heidenvolke alle Türen und Tore zu Unserem Kronbesitze offen stehen werden: ist eine der Berücksichtigung sehr würdige Sache. Er wird auch künftighin durch eben dieses sein Werkzeug die eigenen Absichten in Vollzug zu bringen nicht unterlassen und den herrschgierigen Geist immer wieder stacheln, um die benachbarten Staaten zu beunruhigen und sodann hinter ihm selbst Alles das, was er einmal erworben, mühelos in Besitz zu nehmen und man hat sich durch keinerlei schöne Versprechungen dieses Menschen, der sich mit der Macht des türkischen Kaisers brüstet und in derselben seine Ehre sucht, in Sicherheit lullen zu lassen. Das Glück befriedigt sich an fremden Sünden und Schaden. Handelt es sich doch um uns, wenn die Nachbarwand in Flammen steht. Und hier geht es nicht um die Nachbarwand, sondern um die Wand des Staates. Denn dieser Mensch befiehlt unter Gebrauchnahme des Titels eines Königs von Ungarn Unsern dreizehn Zipserstädten, dass sie für alle seine zur Kriegführung erforderlichen Bedürfnisse Sorge tragen, gerüstete Mannschaft in sein Lager stellen und auch für seine durchziehenden Truppen den Mundvorrat bereit halten und dies geschieht zu allem Anbeginne. Was bleibt Uns also

widzi, że *arte machiavellica penetralia regni nostri petuntur.* Lepiéj *in eam partem peccare*, być ostróżnemi, niżeliby jaki *casus improvidus* (sic ! improvisus ?) nas miał, czego Boże broń, *occupare.* Jakoby tedy do tego przystąpić, co za *media* zażyć, *ut tempestive periculis obviam eatur* dosięgami zdania uprzejmosci w. pilnie, żądając, żebyś uważywszy u siebie, jako wielkie, i jako niebezpieczne ztąd nad królestwem naszem w tak bliskim sąsiedztwie wiszą niebezpieczeństwa, dodał zdrowéj i rzetelnéj rady swojéj, i takie podał sposoby, któremiby zamysłom tego człeka i chytrym radom pogańskim zabieżyć się mogło. Co wszytko snadniéj uprz. w. wyrozumiesz z tego responsu, który nam od wojewody siedmigrodzkiego przyniosł urodzony Obałkowski komornik nasz, którego kopią także i listu naszego do niego uprz. w. posyłamy.* *Patebit clare* uprz. w. *spiritus* tego człowieka,na poł a niemało wszytek pogański, zaczym uważysz u siebie, jaką chytrą praktyką zamysły swoje pogaństwo przez to *subjectum* wykonywać chce, czego od Dniestru dokazaćnie mogło, a to krótszą i sposobniejszą drogą chcą dopiąć, czegoby prędzéj i łatwiéj przyszło z jakiem na wszytkie korony niebezpieczeństwem i ostatnią państw naszych zgubą, snadne *judicium.* Aby tedy tak daleko górę zamysły przewrotne Gabora nie brały i onym wstręt jakikolwiek wczas był uczyniony, jakimby przyjść do tego sposobem? pilnie uprz. w. u siebie uważysz. Jeżeliby tamtą stronę od pogaństwa uspokoiwszy, kozaki wedle *intentum* rzeczy pospolitéj w porządek wprawiwszy, nie zeszło się nietylko województwa krakowskiego powiatowego żołnierza, ale i co więcéj wojska, byle i kwarcianego na ukrainie granic węgier-

noch weiterhin von ihm zu erwarten übrig, sobald sein Vorhaben nach Wunsch gelingen sollte? Es bedarf hier eines sich bewährenden Rates, es bedarf der Ueberlegung, wie wir solche Mittel in Bereitschaft halten könnten und solche Wege, damit den bevorstehenden Gefahren könne begegnet werden. Denn, und wer sähe dies nicht ein? durch macchiavellische Kniffe will man auf das Herz Unseres Reiches vorgehen. Es ist besser, nach jener Seite hin zu fehlen, dass Wir auf Unserer Hut sind, als dass Uns irgend ein unvorhergesehener Zufall, was Gott verhüte — überrasche. Wie sollten wir die Sache angreifen? welche Mittel gebrauchen? um rechtzeitig den Gefahren begegnen zu können? Hierüber holen wir dringend Ew. Dienstfertigkeit Wohlmeinung ein, damit Wohldieselben bei sich überlegen, wie gross und wie verderbenschwanger die Gefahren seien, welche sich über Unser Königreich in so naher Nachbarschaft zusammenziehen, und Ihren gesunden und aufrichtigen Rat erteilen und Mittel vorschlagen, durch welche den Absichten dieses Menschen und den listigen heidnischen Ratschlägen könnte begegnet werden. Alles dieses wird Ew. Dienstfertigkeit aus der Antwort genauer kennen lernen, welche Uns der wohlgeborene Opałowski, Unser Kämmerer, von dem siebenbürgischen Wojewoden gebracht hat. Wir senden Ew. Dienstfertigkeit eine Abschrift hievon, wie auch eine des von Uns an ihn geschriebenen Briefes.* Es wird klar zu Tage treten der Geist dieses halb, wenn nicht ganz heidnischen Menschen, weshalb Wohldieselben bei sich werden feststellen können, mit welch hinterlistiger Praktik das Heidentum die eigenen Absichten durch dieses Instrument durchführen will. Es ist leicht einzusehen, dass man Dasjenige, was man am Dniester nicht durchsetzen konnte, nun auf leichteren und kürzeren Wegen erreichen wolle, was schnell und leicht geschehen würde, wenn man über unser ganzes Reich Gefahren und über Unsere Lande das äusserste Verderben brächte. Damit also die schlechten Absichten

* Diese zwei Schreiben aufzufinden, gelang meiner Forschung nicht.

skich położyc, aby w tak blizkiem niebezpieczeństwie gotowe i prędkie były *praesidia*. Jesdechmy bowiem nie pomału *solliciti* o niebezpieczeństwo téj tam sciany państw naszych, które tak blisko pod miastem stołecznym, gdzie i *sedes* i *insignia regni* są złożone. A widzimy że w takich progressach wojewody siedmigrodzkiego barzo bliskie mogą być *pericula*. Dodasz nam tedy uprz. w. rady swéj, jakoby i ostróżność i gotowość *in omnem casum* mogła być sposobną. Uważywszy i to, jeżliby się nie zeszło w tył od siedmigrodzkiéj ziemi onemu zabiazeć, zwlaszcza jeżeli mu wojska cesarskie odpór jaki dadzą, bo by tem nie leda wstręt mógł się szkodliwym jego zamysłom uczynić, nimby się z wojskiem czeskiem złączył, które spólne złączenie nietylko *legitimum* znosi *imperium*, ale jako to ich *initia* pokazują, *aperte oppugnant et exstirpare nituntur* z serc ludzkich *religionem catholicam*, czego *abominanda vestigia* na tych miejscach, którędy przechodzą, w kościołach, w klasztorach katolickich zostawują. Tak to *malum* góra wynosi, że, strzeż Boże i państw naszych zarazić niechciała, prędkoby ci, którzy *in vicinia jura violarunt*, dodali *auxilia*. Wczas tedy trzeba zabiegać, aby *charissima quaeque pignora* w tem krolestwie zostały wcale, jako wiara święta jego, co jest wszytkich królestw *firmissimum propugnaculum*.

Donosimy i to do wiadomości uprz. w. że cesarz jegomć przez grofa Altan wniósł do nas prożbę, abyśmy mu z korony *voluntarium militem* wywieść pozwolili, czegośmy i wedle *antiqua i nova foedera*, świeżo w Presszburgu podtwierdzonych bronić nie mogli, gdyż nie jest to rzecz nowa. W téj rzeczy pospolitéj są dawne i swieże przykłady takowego przyzwania, zwłaszcza gdy to będzie *sine detrimento reipublicae*,

Gábors nicht so weit zur Geltung gelangen und ihnen bei Zeiten eine Schranke gezogen werde, wollen Wohldieselben eifrig mit sich zu Rate gehen, wie dies zu erreichen sei? Wäre es nicht angezeigt, nach Säuberung der dortigen Gegend von den Heiden und nach der im Sinne der Republik vorgenommenen Ordnung der Kosakenangelegenheit, nicht nur aus der Krakauer Wojewodschaft den Bezirkscontingent, sondern vielmehr auch andere zahlreiche Truppen, selbst die Quarter in die Grenzgelände gegen Ungarn zu verlegen, damit bei so naher Gefahr die Besatzungen in schneller Bereitschaft zur Hand seien? Wir sind nämlich nicht wenig besorgt um die Sicherheit dieser Unserer Wand dort, welche Unserer Hauptstadt so nahe ist, wo nicht nur die Residenz, sondern auch die Kroninsignien sich befinden. Und Wir ersehen, dass aus diesen Vorgängen des siebenbürgischen Wojewoden sehr rasch eine Gefahr für Uns sich herausbilden könne. Ew. Dienstfertigkeit werden Uns also den eigenen Ratschlag mitteilen, wie für alle Fälle die Vorsicht und Bereitschaft könne bezweckt werden. Auch *Das* wolle in Erwägung gezogen werden, ob es nicht angezeigt wäre, ihm von Siebenbürgen aus in den Rücken zu fallen, besonders, wenn ihm die kaiserlichen Heere einen Widerstand entgegensetzen. Auf diese Weise könnte seinen schlimmen Absichten kein geringer Abbruch geschehen, bevor er sich noch mit den böhmischen Herren verbunden hatte, welche Vereinigung nicht nur die legitime Herrschaft aufhebt, sondern — wie dies diese ihre Anfänge zeigen, jene Herrschaft offen bekämpft und die katholische Religion mit der Wurzel auszurotten versucht, wovon die verdammungswertesten Spuren an den Orten, die sie durchzogen, in den katholischen Kirchen und Klöstern vorhanden, bezeugen. Das Uebel erhebt sein Haupt so stolz, dass Gott verhüte, damit es nicht auch Unsere Staaten anstecke. Schnell würden Jene, welche in der Nachbarschaft das Recht verletzten, Hilfe spenden. Es muss daher bei Zeiten Vorkehr getroffen werden, damit alle teueren Unterpfänder dieses Königreiches unangetastet bleiben, wie auch dessen hei-

i bez kosztu naszego do tych czeskich i węgierskich mieszanin. A to i bliżsi nas sąsiedzi, mogąc być w pokoju, dobrowolnie się przymieszali, toż mają znami porozumienie, które oni z pogaństwem. Spokojnieć dotąd Szlązacy znami żyją i dotrzymawają nam tych, które między niemi a nami są postanowienia, acz i Szlązko, jako od korony odeszło, historya jaśnie swiadczy, powinnibyśmy wedle naszéj przysięgi *illegitime alienata recuperare*, ale to nie wręku naszym zostaje, to na zgodzie wszytkich stanów koronnych jeżeli jednak *progressus* wojewody siedmigrodzkiego takie będą, które sobie tuszą, bez pochyby granic naszych nie zaniechają, i przy potędze, państw naszych sięgać będą. Naco *consilium* jak *vires* potrzeba mieć gotowe. Nie tajne i to uprz. w. że biskupstwo wrocławskie jest nadane i fundowane od królów polskich, przodków naszych, zawsze ten kósciól był *sub unione ecclesiae metropolitanae Gnesnensis*, jako się *iniquitate temporum* odstrychnął *ab ista unione*. Odzywali się jednak przodkowie nasi, i my z prawem naszym, odzywali się i arcybiskupi gnezniéńscy i synody prowincyonalne, o czym pisma i poselstwa po ojcach *exstant;* zostaje tedy prawo nasze wcale, zostaje i kościoła naszego gnezniéńskiego, na ktore nie pomniąc *status Silesiae*, rzucili się na to biskupstwo, ktorego jest przełożonym i głową arcyksiąże jegomość *Carolus*, dobra kościołowi temu należące żołnierzem heretyckim osadzają, kanoniki i insze duchowiéństwo *ad impia juramenta* przymuszają, co, że jest *in derogationem* prawa naszego zdało się nam przez pisanie swe napomnieć, aby sobie tego nie przywłaszczali, co jest *juris alieni*, a jako same osoby, tak dobra biskupstwa tego, żeby wdawnych prerogatywach zostawili. Wczym, jeżeliby nie z przedsięwzięcia swego nie odstąpili,

liger Glaube, welcher sämmtlicher Königreiche stärkstes Bollwerk ist.

Wir bringen auch dies Ew. Dienstfertigkeit zur Kenntniss, dass Se. Gnaden der Kaiser durch den Grafen Althann bei Uns die Bitte habe vorbringen lassen, damit Wir ihm gestatten, aus dem Königreiche Freiwillige zu beziehen, was Wir nach den älteren und letztlich neuerdings zu Pressburg abgeschlossenen Verträgen abzuschlagen nicht vermochten. Ist es ja doch nichts Neues und haben Wir ja doch in Unserer Republik ältere und jüngere Beispiele einer derartigen Werbung, besonders da dergleichen ohne Schädigung Unserer Republik und ohne Kostenleistungen Unsererseits, wider jenen böhmischen und ungarischen Trubel geschieht. — Aber noch nähere Nachbarn, die in Frieden hätten sich verhalten können, haben aus freien Stücken sich mithineingemengt und haben mit Uns ein ähnliches Einverständniss, wie Jene mit den Heiden. Die Schlesier leben mit Uns bis nunzu in Frieden und halten Uns jene Uebereinkommenspunkte, welche zwischen ihnen und zwischen Uns bestehen. Allein die Geschichte lehret deutlich, dass Schlesien von der Krone abgefallen sei und nach Unserem Krönungseide sollten Wir das widergesetzlich Entfremdete in den Wiederbesitz nehmen. Dies ist jedoch nicht in Unsere Hand gegeben, sondern beruht auf der Einmütigkeit aller Stände der Krone. Wenn aber die Fortschritte des siebenbürgischen Wojewoden derartige sein werden, wie man zuversichtlich erwartet. wird man ohne Zweifel Unsere Grenzen nicht unbehelligt lassen und wird, mächtig geworden, nach Unseren Landen herübergreifen. Für diese Eventualität sind Rat und Kraft bereit zu halten. Ew. Dienstfertigkeit ist ferner auch dies nicht unbekannt, dass das Breslauer Bistum von den polnischen Königen, Unseren Vorfahren, bestiftet und begabt wurde. Diese Kirche war stets mit der Metropolitankirche von Gnesen verbunden und ist durch die Ungunst der Zeiten von dieser Union abgefallen. Unsere Vorfahren und auch Wir machten Unsere Rechte geltend; auch der Erzbischof von Gnesen und die Provinzialsynoden thaten es, worüber

dodasz nam rady uprz. w. swojéj, jako daléj, gdyż idzie o prawo nasze, idzie o fundacyą przodków naszych, postąpić będziem mieli. Naco, jako i na wyżéj napisane *puncta* od uprz. w. oczekiwają prędkiego a rzetelnego responsu, tymczasem, jako nam możność nasza dopuszcza, obmyślawać będziem państw naszych bezpieczeństwo. Życzymy zatym uprz. w. od pana Boga zdrowia dobrego. Dan w Warszawie die 15 Octobris roku 1619, panowania królestw naszych polskich 32, szwedzkich 26.

Schriften und Sendbotenberichte aus der Väter Zeiten bestehen. Unser Recht besteht also zu voller Kraft, so wie jenes Unserer Gnesner Kirche, welches die Stände von Schlesien nicht beachteten, indem sie sich über dieses Bistum warfen, dessen vorgesetztes Haupt der Erzherzog Carl ist; die ihm gehörenden Kirchengüter mit ketzerischen Soldaten besetzen, die Domherren und andere Geistliche zu gottlosen Eidschwüren zwingen ; was — weil es Unserem Rechte derogirend erschien — Uns veranlasst hat, durch ein Schreiben sie zu mahnen, nichts desjenigen, was fremden Rechtes sei, sich anzueignen und sowohl die Personen wie die Güter dieses Bistumes bei den alten Freiheiten zu belassen. Wenn sie hierin von ihrem Vorhaben nicht ablassen würden, werden Ew. Dienstfertigkeit Uns den Rat erteilen, wie Wir weiter werden vorzugehen haben, da es sich doch um Unser Recht und um eine Stiftung unserer Vorfahren handelt. Hierauf, so wie auf die oberwähnten Punkte von Ew. Dienstfertigkeit eine schnelle und aufrichtige Antwort erwartend, werden Wir indessen, wie die Möglichkeit dies Uns gestattet, Unserer Lande Sicherheit bedenken.

Wir wünschen also Ew. Dienstfertigkeit von Gott alles günstige Wohlergehen. Gegeben zu Warschau den 15. October 1619, Unserer Reiche, des polnischen im 32., des schwedischen im 26. Jahre.

Aus den Manuscripten des polnischen Geschichtschreibers Przychłęcki.

VI.

Aus dem Lager ober Rastawicz unterhalb Pawolocza *21. October 1614.*

Fragment aus einem Briefe des Stanislaus Żołkiewski an den König von Polen, womit dieses Regenten Schreiben vom 15. October 1619 beantwortet wird.

— — Słusznie nie mają być lekce poważane niebezpieczeństwa, które się wznieciły pierwéj w Czechach, a poszła ta zaraza do Szlązka, do Węgier, o scianę panstwom w. król mci, osobliwie miastu stołecznemu przyległe. Próżno tedy lekce ważyć i nie być na to gotowym i ostróżnym. Skarzy się pan Jerzy Hum-

— — Mit Recht sollen die Gefahren keineswegs gering angeschlagen werden, welche zuerst hervorgerufen worden sind in Böhmen, um von dort als Seuche nach Schlesien und Ungarn sich zu verschleppen, in die unmittelbarste Nachbarschaft der Staaten Ew. königl. Majestät, besonders, anstossend an die Hauptstadt. Es ist daher eitel Ding, dies gering anzuschlagen und nicht auf der

nicki w liście, który do mnie pisał, że *inopinate oppressit* ich *ista calamitas*, która się tak nagle wznieciła. Trzeba patrzéc, żeby się nam niespodziewanie toż nie stało, kiédy słychać o wojskach gotowych, a o wojskach po wielkiéj części swawolnych sabatów i inszych. Co wiedzieć, co kto myśli, jako tu niema się *consulere indemnitati et securitati* panstwa w. król mci; tedy jakom już do w. król mci. pana mego mciwego pisał, nietylko ten pułk, nad którym był jegomć pan starosta sandomirski, ale i wszytkę niemal potęgę wojska puszczam ku górom, ku szlązkiéj i węgierskiéj granice. Rozpisałem im stanowiska począwszy od Oswięcima, Zatora, Sącza, Biecza etc. i już dzis wczas idzie wojsko na stanowiska tamte naznaczone. — —

Hut und in Bereitschaft sein zu wollen. Herr Georg Humnicki klagt in dem an mich geschriebenen Briefe, dass dieses Unheil ganz unvorhergesehen über sie hereingebrochen sei, das so plötzlich entstanden ist. Man muss zusehen, dass auch nicht uns etwa, wider alles Erwarten Gleiches zustosse, da man doch von schlagfertigen Heeren und von Truppen zu hören bekommt, die meistenteils ohne Mannszucht, aus Freischärlern und anderem Gelichter bestehen. Bezüglich der Kenntniss des Vorhabens Anderer bleibt nichts übrig, als für die Schadloshaltung und Sicherheit der Staaten Ew. königlichen Majestät Sorge zu tragen. Daher habe ich, wie ich dies Ew. königlichen Majestät, meinem gnädigen Herrn bereits geschrieben, nicht nur jenes Regiment, welches der Herr Staroste von Sandomir commandirt, sondern fast die ganze Heeresmacht nach den Bergen, an die schlesische und an die ungarische Grenze marschiren lassen. Ich bestimmte ihnen die Standquartiere angefangen von Oświęcim. Zator. Sandez, Biecz u.s.w. und schon heute ziehen die Truppen in ihre dort ihnen bestimmten Stellungen ab.*

Aus einem Manuscript der öffentlichen Bibliothek zu Posen II. H. aa 12. p. 330 sq.

VII.

Żołkiew *28. Dezember 1619.*

Stanislaus Żołkiewski an den Feldhauptmann Stanislaus Koniecpolski über Truppendislocirungen anlässlich der von Böhmen und Ungarn der Republik direct und indirect drohenden Gefahr.

Taki jest *status* terazniejszy spraw rzecz pospolitéj, ojczyzny naszéj, ze jako w. mść pisać raczysz, nie zminéjszać, ale

Der gegenwärtige Zustand der Republik, unseres Vaterlandes ist der Art, dass, wie Ew. Hochwohlgeboren zu schreiben geruhen, die streitbare Mann-

* Im weiteren Verlaufe dieses Schreibens meldet Żołkiewski dem Könige die Verwendung eines Heeresrestes auch in anderer Gegend und bemerkt, die Truppen hätten bis letzten Dezember 1619 ihre Soldgebühr erhalten und nicht mehr, daher sie denn auch nur zur Dienstleistung bis letzten Dezember 1619, keineswegs aber auf eine diesen Zeitpunkt überschreitende Dauer verpflichtet seien. Er wolle sich daher mit dem Unterschatzminister verständigen, um für weiteren Soldbedarf, ohne Belästigung der Republik, bei Zeiten Rat zu schaffen. Dieser Schlusspassus des Schreibens ist aber stilistisch so gefasst, dass es zweifelhaft bleibt, ob von dem nach Schlesien und Ungarn gesendeten oder von dem als Rest bezeichneten Heeresteile die Rede sei.

przyczynić by trzeba żołnierza, ale nie zawodzić *contra mentem* w dług rzeczy pospolitéj, i zatym żeby do konfederacyéj żołnierskich nie przyszszło, które im barzo zasmakowały; przyjdzie tak tego rzemyka pociągać, jako go stanie. Aczci dotąd nie widziałem się z jegomć panem podskarbim, pierwiéj dla zabaw, a potym dla choroby jego; lecz jakom się z jegomcią zsyłając zrozumiał, za gotowiznę, która jest, może się zaciągnąć na tę przysztą ćwierć 2500 koni żołnierzów, oprócz powiatowych. Już podobno raczysz w. mść wiedzieć od jegomci pana krajczego, że za posłaniem do mnie jegomci pana starosty czechowskiego od jegomci, radem na to przypadł, żeby tam co najwięcéj wojska obrócić. A po gotowni, gdy te postrachy nastąpiły, że już i Lisowczyki z Węgier wyparto, tym barziéj potrzebują tamte kraje *sollicitam curam*, żeby im *praestetur securitas*. Kazałem tedy wszystkim tym rotom, w tymtu kraju położonym, iść do wmci. Nie tyłko tedy z swemi rotami uczyń wmć co potrzeba jest, ale jest tam pobliż wmci rota pana Kazanowskiego. Idą i insze. Racz wmć z jegomcią panem krajczym (który słyszę na saméj granicy jest) zrozumiewając się, czynić i zażyć tych rot *secundum quod magis expediverit*. Terazniejszy wprawdzie czas sam przez się nie wojenny, ale na to się nie spuszczać, trzeba gotowości, która jako może nieprzyjaciela od zawziętego umysłu zahamować, i odwieść, tak na drugą stronę, gdyby jéj nie było, samo to mogłoby do szkodzenia rzecy pospolitéj inwitować. Przetoż, ponieważ wmc w tamtym kraju jesteś, *invigiles* wmć, *ne quid detrimenti respublica capiat*. Idą tam roty pana Dynofa, pana Strzyżowskiego, pana Małyńskiego, pana Wrzeszcza, pana Witosławskiego, pana Firleja, pana Makawieckiego, i tamtym z Ukrainy

schaft nicht zu verringern, sondern zu vermehren wäre, keineswegs aber — wider besseres Wollen, durch Belastung der Republik mit Schulden; so also, damit es zu keinen Soldatenconföderationen komme, die ihnen sehr wohl schmecken. Man muss daher die Zügel anziehen, so lange sie sind und ausreichen. Doch kam ich bis jetzt mit dem hochgeborenen Herrn Unterschatzmeister nicht zusammen; früher wegen der Verhinderungen und dann wegen der Krankheit, denen er anheimgefallen ist. So viel ich aber durch Botenverkehr mit ihm erfuhr, können für das Baargeld, welches zur Verfügung vorhanden ist, für die nächste Zeit zweitausendfünfhundert Berittene für die Dauer des nächsten Vierteljahres herangezogen werden, ausser Jenen aus den Bezirken. Ew. Hochwohlgeboren werden wohl schon von dem Herrn Tafelvorschneider erfahren haben, dass über meine Beschickung durch den Herrn Starosten von Czechow von Seiten Eurer Hochwohlgeboren, ich sehr gerne dazu zustimmte, so viel Truppen als möglich dahin zu senden. Und seit die Schreckensnachricht einlangte, dass die Lisowczyker aus Ungarn seien herausgedrängt worden und deshalb jene Reichsteile grösserer Vorsorge bedürfen, damit ihnen volle Sicherheit zu Teil werde, sind diese Truppen in voller Bereitschaft. An sämmtliche Rotten, die hier liegen, erliess ich den Befehl, zu Ew. Hochwohlgeboren zu stossen. Verfügen daher auch Ew. Hochwohlgeboren nicht nur über Ihre Rotten, damit sie dahin stossen, wo es erforderlich ist, sondern auch die Rotte des Herrn Kazanowski befindet sich in Ew. Hochwohlgeboren Nähe. Auch noch Andere ziehen heran. Wollen Sie daher mit dem Herrn Vorschneider — der, wie ich höre, an der Grenze selbst steht, nach zu Stande gebrachtem Einvernehmen Befehle geben und dieser Rotten sich bedienen, je nachdem es zum Besten sein wird. Die gegenwärtige Zeit ist zwar, an und für sich selbst genommen, keine kriegerische; allein hierauf ist sich nicht zu verlassen. Man muss auf Kriegsbereitschaft bedacht sein, welche, wie sie den Feind in den vorgefassten Absichten einhalten und von denselben abführen kann, ebenso ande-

kazałem zejść, bo tam po nich nić, są tam tylko roty pana strażnika. *Alta pax* z łaski Bożéj na Ukrainie, i teraz car tatarski posyła posła, (dał mi znać hospodar) * z przyjaźnią do jego król mci, byle jeno upominki zwykłe dane były, co téż już stało się. Odprawion z niemi pojechał już pan Oleszko. Cóż tam te roty na Ukrainie mają czynic? niech raczéj idą, gdzie ich rzeczpospolita potrzebuje. Na szarpańce z swoją rotą pan strażnik będzie Ukraincom powodem. A iż nas też tu przestrzegają, żebyśmy się strzegli sabatów tą dziurą ku Samboru, jako byli wpadli przed kilką lat po niebożczyku Stadnickim; zostawuję tu cztery roty: moją, pana starosty chełmskiego, pana wojewodzica bełzkiego i pana wojewodzica bracławskiego, którzy przy tym samem przechodzie leżą; insze wszystkie wyprawię tam ku wmci, a będzieli i tych potrzeba, jedno wmć raczysz dać znać, każę i tym. Co się tyczy Lisowczyków, wiem że mam o nie siła inwidiej, a niewinnej, jako i zawsze; by było na tem stanęło, jako była ich intencya, gdy się znami rozeszli. Piszą mi teraz, że tak chcieli uczynić, zbylibyśmy byli uczciwie téj kupy, exonerowata by się od niéj korona, aleści pan Humanaj gwoli zięciom swym, alboli co inszego ich pomieszalo, że oto nawarzyli tego piwa. Posłałem do nich Łudzickiego, wyrostka swego, z listem, który wczora się wrócił, zarówno z posłańcem wmci przyjechał. Listy mam od nich pełno powolności, piszą mi, że do króla jegomci posłali, chcąć czynić, co jego król. mć każe; toż mi i Ludzicki o wielkiéj skrusze i obserwancyej ich przeciwko mnie powiada. Posłałem znowu do nich Komorowskiego, utwierdzając ich w téj powolności, żeby rozkazania króla jegomci słuchali, a tym

* Gratiani, Wojewode der Moldau.

rerseits, wenn sie nicht vorhanden wäre, nur zur Aufmunterung dienen würde, die Republik zu schädigen. Weil demnach Ew. Hochwohlgeboren in jenem Reichsteile sind, mögen Sie darüber wachen, dass die Republik keinerlei Nachteil erleide. Dahin ziehen die Rotten des Herrn Denhoff, des Herrn Strzyżowski, des Herrn Małyński, des Herrn Wrzeszcz, des Herrn Witosławski, des Herrn Firlej, des Herrn Makowicki und jene in der Ukraine befahl ich herauszuziehen, denn daselbst dienen sie zu nichts und es bleiben dort nur die Rotten des Herrn Grenzhutcommandanten. Aus Gottes Gnade herrscht tiefer Friede in der Ukraine und jetzt entbietet der Czar der Tataren, wie mir der Hospodar zu wissen gab,* einen Gesandten mit Freundschaftsversicherungen an Se. königl. Majestät; nur sollten die hergebrachten Geschenke entrichtet werden, was auch geschehen ist. Versehen mit denselben reiste bereits Herr Oleszko ab. Was sollten denn auch diese Rotten in der Ukraine thun? Sie sollen lieber dahin ziehen, wo die Republik ihrer benötigt. Der Herr Grenzhut-Commandant wird mit seiner Rotte den Ukrainern gegen etwaige, von aussen kommende Landfriedensstörer genügen. Und weil man uns hier auch warnet, vor den Freischärlern auf der Hut zu sein, bei jenem Engpasse nächst Sambor, wo sie vor mehreren Jahren nach dem Ableben des Stadnicki gleichfalls eingebrochen waren, lasse ich an diesem Orte vier Rotten zurück und zwar meine eigene, jene des Herrn Starosten von Chełm, des Sohnes des Herrn Wojewoden von Bełzk und des Sohnes des Herrn Wojewoden von Bracław, die an dem nämlichen Engpasse liegen. Alle Uebrigen werde ich zu Ew. Hochwohlgeboren hindirigiren und wenn auch die Ersteren nötig wären, wollen Ew. Hochwohlgeboren mir dies nur melden und ich erlasse auch an jene Befehl. Was die Lisowczyker anbelangt, weiss ich, dass ich ihretwegen sehr vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt bin, wenngleich unverschuldetermassen, wie stets. Wäre es doch darauf

czasem, zakim im rozkazanie jego król. mci będzie przyniesione, żeby z wmcią albo zjegomcią panem krajczym się znosili, i jeżliby nagłegoco przypadło, wspólnemi siłami żeby bezpieczeństwu rzeczy pospolitéj. Powiada Łudzicki, że się i w życiu poskromili, płacić każą, nie czynią takowych zbyłków, o jakie się przedtem ludzie na nie skarzyli. Ale iż tam wmć bliżéj, lepiéj możesz o wszytkim wiedzieć. Takiéj zeszłości zdrowia jegomci pana wojewody Krakowskiego bardzo mi żal. Przecie jednak raczsię wmć zrozumiewać z jegomć panem starostą lanckorońskim, żeby zamek krakowski nie był *sine tali quali praesidio*, choćby wybrańce krakowskie, sandomirkie ruszyć, wszak tem podobno gdzieś jest pan Fox, racz mu wmść rozkazać, żeby ich zwołał. Żadnego niebezpieczeństwa godzi się lekce ważyć, a głowę pospolicie najpilniéj warują. Lecz mniemam że i sam przez się raczysz to mwć uważać.

W Żołkwi 28. Decembris 1619.

schlussgiltig angekommen, was sie verlangten, als sie von uns abzogen. Gegenwärtig schreiben sie mir, sie hätten gerne meinen Willen gethan. Wir wären dieses Haufens mit Ehren losgeworden und die Krone hätte sich ihrer entledigt; allein seinen Schwiegersöhnen zu Gefallen hat Herr Humanaj oder irgend etwas Anderes derart sie rebellisch gemacht, dass sie uns diese Suppe einbrockten. Ich sandte meinen jugendlichen Leibdiener, Herrn Łudzicki an sie, mit einem Briefe. Er ist gestern zurückgekehrt und zugleich mit Ew. Hochwohlgeboren Boten eingetroffen. Ich habe von ihnen Briefe voll der Unterwürfigkeitserklärungen. Sie schreiben mir, sie hätten an Se. königl. Majestät gesendet, bereit das zu thun, was Se. Majestät der König befehlen würden. Auch Łudzicki erzählt mir von ihrer Reue und von ihrer grossen Hochachtung für mich. Ich sandte wieder den Komorowski an sie, um sie in ihrer Gehorsamswilligkeit zu bestärken, damit sie den Befehlen Sr. königl. Majestät sich fügen und bis die Befehle Sr. Majestät des Königs herabgelangt sein würden, sie zu einer Verständigung mit Ew. Hochwohlgeboren oder mit dem Herrn Vorschneider zu bewegen und, wenn etwas Dringendes vorfallen sollte, mit vereinten Kräften dem Besten der Republik ihre Dienste widmen. Łudzicki sagt, dass sie auch in ihrer Lebensweise sich zusammengenommen haben, sie seien keineswegs mehr übermütig, weshalb die Leute früher wider sie Klagen geführt haben. Da jedoch Ew. Hochwohlgeboren näher zur Stelle sind, werden Sie über Alles besser Bescheid wissen können. Ein derartiges Herabkommen der Gesundheit des Herrn Wojewoden von Krakau thut Uns sehr leid. Doch wollen Ew. Hochwohlgeboren mit dem Herrn Starosten Lanckoroński sich in das Einvernehmen versetzen, damit das Krakauer Schloss nicht ohne irgendwelche, wie immer geartete Besatzung belassen werde, wenngleich man die Krakauer und Sandomirer, von der Krone besiedelten Kriegsdienstpflichtigen aufbieten sollte. Es soll ja dort irgendwo herum der Herr Fox sein. Wollen Ew. Hochwohlgeboren ihm befehlen, dass er sie zusammenberufe. Es

ziemt sich nicht, irgend eine Gefahr gering anzuschlagen und für gewöhnlich schützt man ja das Haupt auf das Eifrigste. Doch ich glaube, Ew. Hochwohlgeboren werden dies aus eigenem Antriebe wohl in Erwägung ziehen. Zu Żołkiew den 28. December 1619.

Nach einer Handschrift des gräfl. Ossolinski'schen National-Institutes zu Lemberg Nr. 475 p. 236.

Szuczawa. WILHELM SCHMIDT.

DIE ERBOBERGESPANSCHAFT

IN IHRER VERFASSUNGSGESCHICHTLICHEN ENTWICKLUNG.*

Die Erbobergespanschaft, seit 1870 eine blosse Würde, war einst, vornehmlich in der Zeit nach der Mohácser Schlacht bis ans Ende des XVIII. Jahrhunderts, eine gewohnte Form der Obergespanschaft in Ungarn, mit mannigfachen Normen und begleitet von Institutionen, die ihre Bedeutung gänzlich noch immer nicht eingebüsst haben.

Die Anfänge dieses Instituts reichen ziemlich weit zurück. Man kann dieselben gewissermassen in der Vergabung ganzer Comitate oder ähnlicher Gebiete (Zupen) suchen, welche schon seit Béla III. üblich war, gegen welche aber schon die goldene Bulle ihr Verbot, doch vergeblich, einlegte. Doch diese Vergabungen, welche bis in die zweite Hälfte der Regierung Karl Robert's reichen, machten nicht blos das Amt erblich, sondern verwandelten auch die damals noch dazu gehörigen Güter und Einkünfte in Privatbesitz und führten daher nicht zu eigentlichen Erbobergespanschaften, sondern zu territorialen Herrschaften, hie und da, insbesondere in den südlichen Gebieten der Stefans-Krone, zu förmlichen Grafschaften, wie Modrus und Brebir. Die einzige, aus welcher sich mit der Zeit eine eigentliche Erbobergespanschaft entwickelte, war die Vergabung des Graner Comitats an das Erzbistum von Gran, welche 1270 erfolgte, während die Vergabung der Neutraer und Vesprimer Obergespanschaften an die betreffenden Bistümer von Seite Karl Robert's, wenigstens was das Amt betrifft, nur vorübergehend war, da schon um das Jahr 1330 die Obergespanswürde der betreffenden Comitate wieder Weltliche versahen. Erst als mit der Entwicklung des königlichen Castellanats unter Karl Robert's Regierung die Verwaltung der Comitats-Güter und Einkünfte von der Obergespanschaft getrennt wurde, und hiermit die Beteiligung des Obergespans an denselben aufhörte, bedeutete die erbliche Uebertragung der Obergespanschaft ein einfaches Erbamt und hiermit das, was das ungarische

* Auszug aus dem am 9. April gehaltenen Vortrage des ordentlichen Akademie-Mitgliedes und Universitäts-Professors Dr. EMERICH HAJNIK.

Staatsrecht bis in die neueste Zeit mit dem Begriffe der Erbobergespanschaft verband.

Erbobergespanschaften in diesem Sinne entstehen erst im XV. Jahrhundert und zwar eher im Besitze von Bistümern, als einzelner Familien. Ausser der Graner Erbobergespanschaft, die sich bleibend erhielt, rief Sigismund (1392) die Vesprimer Erbobergespanschaft wieder ins Leben; seit der Mitte des XV. Jahrhunderts erscheint der Raaber Bischof als Raaber Erbobergespan, Mathias Corvinus liess die Erbobergespanschaft des Neutraer Bischofs wieder aufleben und belohnte (1464) die Verdienste des Bischofs von Grosswardein, Johann Vitéz, mit der des Biharer Comitates. Unter Wladislaus II. kam die Obergespanschaft des Bácser Comitates in bleibende Verbindung mit dem Erzbistume Kalocsa, die des Baranyaer Comitats mit dem Fünfkirchner Bistume und auch die Obergespanswürde des Heveser Comitates muss laut G. A. 56 : 1514 um diese Zeit an den Bischof von Erlau übertragen worden sein.

Zu den geistlichen Erbobergespanschaften, deren Zahl schon vor der Habsburger Zeit ihre Vollendung beinahe erreicht hatte, und die zu vermehren bereits (G. A. 1498, 1504) verboten wurde, gesellten sich weltliche erst unter der Regierung Mathias Corvinus. Er war es, der zuerst mit der erblichen Vergabung gewisser Burgen, welchen schon seit Ende des XIV. Jahrhunderts die Obergespanschaft anhaftete, auch diese erblich an einzelne Familien verlieh, wie mit der Burg Szklabinya die Turóczer an die Ernst's, mit der Burg Solymos die Arader an die Bánffy's, die aber dieselbe bald mit der Erbobergespanschaft für Verőcze vertauschten, und in gleicher Weise kamen die Zápolya's mit der Zipser Burg auch in den Besitz der Zipser Obergespanschaft, während die Erbobergespanschaft der Perényi's für Abauj, und der Drágffy's für Kraszna und Mittel-Szolnok erst unter den Jagellonen entstanden.

Die Perényi's blieben Erbobergespane in Abauj bis ans Ende des XVII. Jahrhunderts, während die übrigen eben erwähnten weltlichen Erbobergespanschaften teils noch vor Mohács, teils bald darnach verschwanden. Doch noch im XVI. Jahrhunderte (1561) lebte die Turóczer Erbobergespanschaft neuerdings auf in den Händen der Révay's, die Zipser in jenen der Thurzó's, welche bis 1636 blühte, während die Gömörer Erbobergespanschaft der Bebek's nur von kurzer Dauer (bis 1567) war und das Wieselburger Comitat, dessen Obergespanschaft Ferdinand I. seiner Schwester der Königin-Witwe Maria erblich verlieh, auf Grund dieser Verleihung bis in die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts unter directer königlicher Leitung verblieb.

Für das Institut der Erbobergespanschaften war das fruchtbarste das XVII. Jahrhundert. 1600 entstand die Trentschiner Erbobergespanschaft in den Händen der Illésházy's, 1606 die Árvaer für die Nachkommen Georg Thurzó's, 1607 die Varasder für die Erdődy's und 1610 erhielten die Illésházy's zu Trentschin noch die Erbobergespanschaft für Liptau. Nach dem Aussterben des bezeichneten Zweiges der Thurzó's (1621) kam die Arvaer Obergespanschaft (1666) für kurze Zeit erblich an Stefan Tökölyi, der dieselbe aber schon 1668 verlor, doch so, dass ihr Besitz den Thurzó'schen Nachkommen weiblicher Linie bis Mitte des XVIII. Jahrhunderts verblieb. Länger (1622—1691) blühte die Unger Erbobergespanschaft der Dragoth's, während die Pressburger Erbobergespanschaft der

Grafen Pálffy seit 1650, und die Zipser der Grafen Csáky seit 1651 bis auf unsere Zeiten bestanden. 1666 kam die Sároser Obergespanschaft erblich an die Rákóczy's und der G. A. 76 : 1659 verband die Obergespanschaft der Comitate Pest, Pilis und Solt ständig mit der Würde des Palatins.

Im Fürstentume Siebenbürgen und in den dazu gehörigen ungarischen Gebieten kam die Erbobergespanschaft nicht zu solcher Blüte. Dort waren blos die Török's von Enying und später die Bethlen's Erbobergespäne von Hunyad und in Marmaros die Rhédey's, zuletzt aber Emerich Tökölyi, während die Báthory's sich Erbobergespäne von Kraszna schrieben und die Burghauptmannen von Grosswardein bleibend die Obergespanschaft von Bihar führten.

Mit dem Aufhören der Türkenherrschaft in Ungarn zu Ende des XVII. Jahrhunderts lebten in diesen Gebieten nicht blos die alten geistlichen Erbobergespanschaften wieder auf, sondern ihre Zahl wurde vermehrt, indem auch die Tolnaer Obergespanschaft mit dem Fünfkirchner Bistum vereinigt wurde. In den zurückgewonnenen südlichen Gegenden aber wurden ganz neue weltliche Erbobergespanschaften errichtet, nämlich in Verőcze und Posega für die Nachkommen des Franz Ivannovics de Schitaro, in Sirmien für die Odescalchi's, in Valko für die Grafen Draskovics, während Johann Franz B. Orsich als Nachkomme der Frangepan's Graf von Modrus, die Riccijardi's und bald nach ihnen Sinzendorff Grafen von Likka wurden. Doch mit der Errichtung der Militärgrenze und mit der definitiven territorialen Einrichtung Kroatiens und Slavoniens hörten diese Erbobergespanschaften spätestens um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts auf, selbst im Posegaer Comitate, dessen Erbobergespanschaft für den Fall des Aussterbens der Ivannovics 1707 dem Grafen Peter Keglevich verliehen ward.

Im eigentlichen Ungarn entstanden aber noch Ende des XVII. und anfangs des XVIII. Jahrhunderts bleibende Erbobergespanschaften, nämlich die Oedenburger der Esterházy's, welche seit 1686 besteht, doch erst 1734 mittelst Privileg bestätigt wurde. Ferner 1711 die Honter der Koháry's, 1716 die Eisenburger der Batthyány's und 1721 erhielten die Althan's die Zalaer, 1740 die Schönborn's die Bereger Erbobergespanschaft und endlich 1751 entstand als die jüngste Erbobergespanschaft die Komorner im Besitze der Grafen Nádasdy.

Seitdem hat sich die Zahl der Erbobergespanschaften nur vermindert, teils in Folge Aussterbens einzelner hierzu berechtigter Familien, wie der Illésházy's, Koháry's, Althan's, teils in Folge des Entziehens derselben, wie der Abaujer Erbobergespanschaft den Perényi's, oder der geistlichen Erbobergespanschaften den betreffenden Bistümern.

In der grössten Blüte des Instituts der Erbobergespanschaft anfangs des XVIII. Jahrhunderts zählte man deren 25—26, nämlich ausser der Palatinal-Erbobergespanschaft neun geistliche und 14—16 weltliche, zu welchen sich noch mehrere andere gesellten, die jedoch nicht auf privilegialer Grundlage beruhten, sondern nur in Folge der Uebermacht einzelner Familien in gewissen Comitaten factische Erbobergespanschaften vorstellten, wie z. B. die Ugocsaer in den Händen der Perényi's, die Neograder in jenen der Forgách's.

* * *

Was nun die Erbobergespanschaft als Rechtsinstitut betrifft, muss man deren solche unterscheiden, die geistlichen oder weltlichen Würden anhaften, und solche, die einzelnen Familien gebühren.

Die ersteren waren, das Palatinat ausgenommen, insgesammt geistliche Erbobergespanschaften, welche einzelnen Bistümern in dem Sinne zukamen, dass dieselben mit dem betreffenden Bistum zugleich conferirt wurden, ihre Verwaltung, im Falle der Sedis-Vacanz, bis ins XVIII. Jahrhundert dem betreffenden Capitel zufiel und im gegebenen Falle auch dem Coadjutor zukam.

Was die Familien-Erbobergespanschaften betrifft, war deren Erblichkeit nicht gleichmässig normirt. Meist nur der männlichen Linie der betreffenden Familie gebührend, erhielten manche Familien, wie die Rákóczy's, Erdődy's, Ivannovics's, die Erbobergespanschaft für beide Linien (utriusque sexus); und während die meisten Erbobergespanschaften nach den Normen des Majorats vererbten und nur manche, wie die der Pálffy's und Erdődy's, nach der des Seniorats, erhielten wieder andere Familien die Erbobergespanschafts-Würde ohne bestimmte Erbordnung, so dass die Krone bei der Ernennung des jeweiligen Obergespans blos an die Familie und an keine bestimmte Person gebunden war, wie bei den Illésházy's, Csáky's, Nádasdy's. Endlich wurde ausnahmsweise die Erbobergespanschaft auch so verliehen, dass dieselbe nicht blos an eine bestimmte Familie, sondern auch an den Besitz einer bestimmten Herrschaft gebunden sein sollte, wie die der Althan's an die Csáktornyaer, die der Schönborn's an die Munkács-Szt-Miklóser Herrschaft oder die der Révay's an den Besitz der Szklabinyaer Burg.

Die Erbobergespäne überragten an Würde die übrigen Obergespäne, hatten daher laut G. A. 10 : 1687 den Vorsitz im Oberhause und mussten für ihre Ernennung eine höhere Taxe entrichten; aber alle überragte an Würde der Erbobergespan von Pressburg, der sogenannte Graf von Pressburg, der sich unmittelbar den Bannerherren anschloss.

Um die Obergespansfunctionen ausüben zu können, benötigten auch die Erbobergespäne, wenigstens seit Ende des XVII. Jahrhunderts, einer königlichen Ermächtigung, welche für sie meist nicht als eigentliche Ernennung, sondern als Bestätigung galt, nur wenn die Erbfolge nicht bestimmt war, konnte man von eigentlicher Ernennung sprechen. Bei bestimmter Erbordnung scheint im XVI. und XVII. Jahrhundert die Uebernahme der Erbobergespanschaft ohne königliches Decret, nur auf Grund einer blossen Verhandlung mit dem betreffenden Comitate erfolgt zu sein.

Auch der Erbobergespan, damit er ein wirklicher sein könne, musste die dazu erforderliche Qualification haben, daher z. B. Ordensgeistliche ausgeschlossen waren; im Falle der Minderjährigkeit aber versah vor dem XVIII. Jahrhundert die Obergespanschaft der gesetzliche Vormund, so dass es ausnahmsweise vorkam, dass manche Angelegenheiten eines solchen Comitates Frauen versahen, wie Helene Zrinyi für ihren minderjährigen Sohn Franz Rákóczy die des Sároser Comitates. Seit dem XVIII. Jahrhunderte ernannte man in solchen Fällen einen zeitweiligen Administrator, den zwar die Krone ernannte, die doch an den Vorschlag der erbberechtigten Familie hie und da gebunden war. Auch der Palatin, der Primas, sowie der Erzbischof von Erlau erhielten, da sie anderweitig beschäftigt waren, regelmässig Administratoren.

Während das Institut der Administratoren in Begleitung der Erbobergespanschaft sich entwickelte und erst in neuerer Zeit als Surrogat der Obergespanschaft benützt wurde, im neuesten ungarischen Staatsrechte aber gar nicht mehr vorkommt: hinterliess die Erbobergespanschaft ein bleibendes Andenken im Wappen mehrerer Comitate, indem bald das vollständige Wappen der betreffenden Familie, bald nur einzelne Bestandteile desselben in das Comitats-Wappen übernommen wurden.

* * *

Was endlich die Beschränkung und das Aufheben des Instituts der Erbobergespanschaft betrifft, begegnet man hierauf bezüglichen Versuchen schon am Ende des XV. und anfangs des XVI. Jahrhunderts. Der G. A. 57 : 1498 will schon die geistlichen Erbobergespanschaften, sofern dieselben nicht schon aus den Zeiten der heiligen Könige herrühren, beseitigen und der G. A. 3 : 1504 verbietet überhaupt die Errichtung neuer Erbobergespanschaften.

Auch in der Habsburger-Zeit richteten sich die Angriffe hauptsächlich und zunächst gegen die geistlichen Erbobergespanschaften, nämlich schon im Friedensschluss zu Wien und auf den Reichstagen 1608 und 1609, doch ohne Wirkung. Erst unter König Karl III. wurde auf Grundlage eines Vortrages der k. ung. Hofkanzlei 1727 eine diesbezügliche königliche Resolution gefasst, in deren Sinne die geistlichen Erbobergespäne aufgefordert werden sollten, ihre diesbezüglichen Privilegien vorzuweisen, in deren Ermangelung die Obergespanswürde den betreffenden Bistümern zu entziehen wäre. Dieser königlichen Entscheidung fiel blos die Raaber Erbobergespanschaft zum Opfer, auf die übrigen aber blieb sie wirkungslos. Erst 1773 ordnete Maria Theresia die Vollstreckung dieser Carolinischen Resolution an und schon beim ersten Vortrage (1774) die bischöflichen Obergespanschaften betreffend, erklärte Maria Theresia ihren festen Entschluss, die Verbindung von Obergespanschaften mit einzelnen Bistümern lösen zu wollen, welchen sie, sobald die betreffenden Bistümer in Erledigung kamen, vollführte. Den Primas ausgenommen, dem sie aus besonderer königlicher Huld die Obergespanschaft auch fernerhin beliess, hob sie alle geistlichen Obergespanschaften successive auf, ausgenommen die des Erlauer Bischofs, dessen Bistum während ihrer Regierung nicht vacant wurde.

Auch die weltlichen Erbobergespanschaften hatten schon seit Anfang des XVIII. Jahrhunderts viele Gegner. Nicht nur dass in Reichstagsverhandlungen öfters gegen dieselben gesprochen wurde, sondern um ihre Zahl zu vermindern, begann man territoriale Aenderungen, wie in Slavonien, hierzu zu benützen, dem Rechtsgrunde einzelner Erbobergespanschaften nachzugehen, nicht berechtigte Zweige der Erbobergespansfamilie von dem Besitze derselben auszuschliessen, was der Abaujer Erbobergespanschaft der Perényi's ein Ende bereitete. Der ungarische Hofkanzler Graf Nikolaus Pálffy erklärte sich in einer Denkschrift an die Königin Maria Theresia gegen das Institut der Erbobergespäne und Josef II. gab in einem seiner Erlässe demselben den Beinamen: absurd.

Doch erst der Reichstag 1790/1, warf die Frage der Aufhebung der Erbobergespanschaft förmlich auf und da er zu keiner Entscheidung kommen konnte, betraute er die mit dem G. A. 67 : 1791 entsendete Regnicolar-Deputation mit

der Ausarbeitung eines diesbezüglichen Elaborates. Die Regnicolar-Deputation betraute wieder hiermit den Baron Ladislaus Prónay, der in einem sehr gründlich ausgearbeiteten Entwurfe, mit Hervorhebung sämmtlicher politischer Nachteile dieses Instituts, die Aufhebung derselben beantragte und eine Ausnahme höchstens hinsichtlich des Palatins und Primas gestatten wollte, den hievon betroffenen Familien aber einige, wenn auch mehr nur moralische, Entschädigung in Aussicht zu stellen meinte. Die Regnicolar-Deputation schloss sich der Meinung Prónay's an, doch mit Ablehnung der Entschädigungsfrage, und formulirte einen hierauf bezüglichen, dem kommenden Reichstage vorzulegenden Gesetzartikel.

Die k. ungarische Hofkanzlei legte das Project der Regnicolar-Deputation, und zwar in Begleitung eines davon abweichenden Referates, der Krone erst 1802 vor, welche diesbezüglich damals keine definitive Resolution erliess, sondern blos hinsichtlich des Erlauer Bischofs, des Palatins und Primas das Verbleiben der Erbobergespanschaften bei denselben aussprach, doch mit dem Bemerken, dass sie mit königlicher Genehmigung für die Comitats-Verwaltung Administratoren zu bestellen haben.

Günstiger äusserte sich bezüglich der Erbobergespanschaften die Regnicolar-Deputation vom Jahre 1827; doch trotzdem reifte die Erbobergespanschaft immer mehr ihrem Ende zu. Schon der Reichstag 1848 bekleidete den Palatinal-Administrator der vereinigten Comitate Pest, Pilis und Solt mit den Rechten eines Obergespans, und der G. A. 42:1870, welcher die Comitate reorganisirte, gab, ohne dass hierüber sich eine Debatte entwickelt hätte, der Krone das Recht, die Obergespäne ganz frei, ohne jedwede Rücksicht auf die Erbberechtigten zu ernennen, was 1874 auch in den Königreichen Kroatien-Slavonien-Dalmatien eintrat.

Die Erbobergespanschaft wurde hierdurch zu einem blossen Titel, welcher den dazu berechtigt gewesenen Familien und Bistümern verblieb, und der einzige, der nebst dem Titel noch ein Recht geniesst, ist der Pressburger Erbobergespan, der sogenannte Pressburger Graf, dem noch die jüngste Reform des ungarischen Oberhauses Sitz und Stimme auf dem ungarischen Reichstage bewahrte.

EIN UNGARISCHES LOSBUCH AUS DEM XVI. JAHRHUNDERT.

In Begleitung eines interessanten, und auch im Druck erschienenen Vortrages legte der verdienstvolle Director der Bibliothek des ungarischen National-Museums, Béla von Majláth, der ungarischen Akademie der Wissenschaften am 3. October 1887 ein sogenanntes Los- und Glücksbuch aus dem sechzehnten Jahrhunderte vor, von dessen Existenz in so alter Auflage man bisher keine Kenntniss hatte, während es doch innerhalb dreier Jahrhunderte sechzehn Auflagen erlebte, erst vor kaum einem Jahrhunderte zur Marktliteratur herabsank und etwa vor 20 Jahren auch von dort verdrängt wurde, — seine originelle Richtung aber in Form, Ausdrucksweise und Stil gegen jedwede zeitgemässe Neuerung treu bewahrte. Diese Lücke in unseren literarischen Forschungen erklärt sich daraus, dass die abergläubische Wissbegierde die Producte der divinatorischen Literatur

mit grösserem Eifer gesucht und benützt hat, als die Producte jener Zeit auf historisch-epischem Gebiete, und daher diese in grösserer Anzahl und besserem Zustande der Nachwelt verblieben sind, als jene.

Diese ungarische «Fortuna» enthält im Wesentlichen so ziemlich Alles, was die Losbücher italienischer und deutscher Provenienz um ein Bedeutendes früher schon geboten hatten. Immerhin ist sie keine Uebersetzung, sondern vielmehr eine Compilation aus den ausländischen Werken, und eben darin ist ihre Originalität zu suchen. Aus den fremden Literaturen sind uns nämlich bisher 14 Originalmanuscripte (aus dem XII—XV. Jahrhunderte, nebst zahlreichen, aber ziemlich belanglosen Nachahmungen) und 32 Druckwerke bekannt. Die deutschen Manuscripte (Wien, Heidelberg, München, Hagenau, Berlin u. s. w.), in der Ausführung durchaus interessant, teilweise sogar von künstlerischem Werte, gleichen sich bezüglich des Inhaltes nur insofern, als das Aufsuchen des gewünschten Orakelspruches auf eine gegebene Frage in allen durch verwickelte Hinweise von einem Bilde oder einer Bildergruppe auf andere beträchtlich erschwert wird; ihre instructive Richtung dagegen, wie auch die beiläufige, scheinbar zufällige Berücksichtigung der unterhaltenden Gesellschaftsspiele sind ziemlich verschieden: während fünf Manuscripte auch das Würfeln berücksichtigen, findet sich in vier anderen keine Spur davon; andere fünf Manuscripte haben als Titel das Glücksrad, vier andere nicht; so entbehren auch die deutschen Druckwerke dieses schlichte Symbol der Unbeständigkeit alles irdischen Glückes, während es sich auf ungarischen Losbüchern bis in die jüngste Zeit erhalten hat. Trotz der Buchdruckerkunst aber blieben die Losbücher in Deutschland noch lange Zeit als Manuscripte verbreitet, so dass Italien (1473), Frankreich (vor 1528) und Spanien (1528) mit Druckwerken vorangingen. Das erste deutsche Losbuch erschien 1539 im Drucke (Strassburg).

Das «Libro del Sorte» von Lorenzo Spirito (Vicenza 1473) führt mit vierfacher Hinweisung durch vier Bildergruppen und entspricht in den Hauptzügen den deutschen Manuscripten; während aber in diesen entweder die Drehung einer mit einem Engel gezierten Scheibe oder der Zahlensatz eines doppelten Würfelns den Ausgangspunkt bildet, bieten im Libro del Sorte schon die Fragen der ersten Bildergruppe den Hinweis zur zweiten, wo mit drei Würfeln gelost wird; die Losziffern verweisen zur dritten und vierten Gruppe und hier findet sich die prophetische Antwort auf die verfolgte Frage. Die erste Gruppe besteht aus den Bildern von zwanzig Königen, die zweite aus Himmelskörpern und Tieren, neben jedem in sechs Colonnen 56 Variationen der Wurfzahlen dreier Würfel, die dritte aus mythologischen und Tiergestalten, jede in einem concentrischen Kreise von 56 Flussnamen, welche den Hinweis zur vierten Gruppe — den Propheten — und den Wahrsagungsversen (56 Terzinen bei jedem Propheten) bieten. Die allgemeine Beliebtheit und grosse Verbreitung dieses Losbuches machte dasselbe zum Typus und veranlasste bald die Herausgabe eines Concurrenzwerkes («Triompho di Fortuna» von Sigismund Fanti, Venedig, 1526), welches sich aber trotz der herrlichen Ausstattung keiner besonderen Nachfrage erfreute, weil das Auffinden des Orakelspruches durch äusserst verwickelte Hinweisungen derart erschwert ist, dass das Vergnügen des Lesers die Mühe nicht aufwiegt. Hier erscheinen 12 Fortunen nach den Windrichtungen geordnet und benannt, mit Buchstaben, die auf

die folgende Gruppe — bestehend aus den Façaden der vorzüglichsten italienischen Fürstenpalais ... hinweisen. Dies führt auf 72 Seiten zu je zwei concentrischen Kreisen, in welchen die Losnummern eines doppelten Wurfes und die italienische Zeiteinteilung von 21 Stunden nebst Abbildungen von Tieren, Himmelskörpern, mythologischen und Tiergestalten erscheinen. Die folgende Gruppe hat je vier Kreise die beiden oberen mit Brustbildern, die unteren mit Zeichnungen geschmückt, welche sich auf berühmte Schriftsteller und Künstler beziehen. Zwischen diesen Kreisen befindet sich wieder ein concentrischer Kreis, in welchem die Planeten, die Gestalten von Göttern, Tierkreise, Sterne und Elemente gezeichnet sind. Auf den Radien der Kreise stehen die Namen von 21 Ländern und Städten nebst Hinweis auf die letzte Gruppe der Astrologen (darunter auch eilf Sibyllen und die Königin Margaretha, die Heilige), und erst nach fünffachem Hinweis durch die sechs Bilderreihen dieser Gruppe gelangt man zur horoskopischen Antwort. Die späteren Producte dieser Gattung sind alle der bequemeren Spur des »Spirito« gefolgt, der auch in Spanien und Frankreich zahlreiche Uebersetzer und Nachahmer gefunden hat, die jedoch dem Verfasser der ungarischen »Fortuna« offenbar unbekannt geblieben sind.

Das erste deutsche Losbuch, »gedicht und gedruckt zu Strassburg von Heynrichen Vogtherren. Anno 1539« hat weder Namen- noch Bildergruppen, und lehnt sich einfach an die 24 Buchstaben des Alphabets, auf welche eine mit einem Engel gezierte Drehscheibe hinweist. Die Prophezeiungen sind in Versen gehalten, welche den grossen Unterschied zwischen den deutschen Losbüchern und den italienischen bezüglich der moralischen Basis deutlich erkennen lassen. Bei den Franzosen, Spaniern und Italienern versteckt sich nämlich der Aberglaube hinter der Maske des Spiels und der geselligen Vergnügung, um seine astrologischen Gaukeleien zu treiben; in den deutschen Losbüchern erscheint er im Gewande der Frömmelei, um diese, durch die Pflege des Aberglaubens, den schwachen Herzen beizubringen; später gewinnt er einen starken satirischen Beigeschmack. Im gleichen Jahre erschien (ebenfalls zu Strassburg) das erste Losbuch mit Benützung der Spielkarten, das aber entschieden satirische Tendenz hat. Das interessanteste Werk jedoch ist das vom Prämonstratenser-Professor Paul Pombst zu Ehren Ferdinands I. verfasste Losbuch (Strassburg 1546). Das zweite Titelblatt stellt das Glücksrad dar, an vier Seiten je ein König; der König rechts gleitet abwärts, jener links strebt nach oben, während der obere in ruhiger Majestät mit Schwert, Scepter und Reichsapfel tront, der untere dagegen zu Boden stürzt. Auf der Drehscheibe weist der Jesusknabe auf eine der in Doppelreihen geschriebenen 21 Nummern hin; ihnen entsprechen ebensoviele Fragen; auf der Kehrseite zeigt ein Engel die 21 Zahlen, denen die Namen der Erzväter entsprechen. So verweist eine Gruppe auf die andere, 21 Helden, 21 Königinen mit 56 Variationen der Würfelzahlen, die bei der Gruppe der Könige durch die 56 Combinationen dreier Würfe und 21 Combinationen zweier Würfe für Frauen ergänzt werden. Es folgt noch die Gruppe der Propheten, der Heiligen (mit acht mythologischen Gestalten) und darauf die Weissagungen in 1197 Strophen. Noch populärer aber war das Losbuch von Wickram (Strassburg 1557), ohne Fragen, da die Orientirung durch die Buchstaben der Drehscheibe geschieht, auf welche ein Einhorn hinweist. Die Bilder sind grotesk und die Satire, mit welcher die

Gebrechen und die Sittenlosigkeit der Zeit gegeisselt werden, streift ans Derbe. — Aus diesen Quellen nun hat der Verfasser des ungarischen Losbuches geschöpft, das nun als der älteste ungarische Druck in dieser Literatur zu gelten hat. Schon früher hat der verdienstvolle Bibliograph Karl Szabó ein Losbuch gefunden, dessen Titel und erste sieben Bogen fehlen; nach den in den Ueberschriften der Capitel vorkommenden Sibyllen nannte er es «Sybillák jövendölése» (Wahrsagung der Sibyllen). Majláth fand nun im Bücherverzeichnisse des Liptauer Vicegespans Martin Pongrácz aus dem Jahre 1744 ein Losbuch unter dem Titel «Sibyllæ lusus» angeführt, und nachdem ihm auch die Brief- und Büchersammlung des Genannten zur Verfügung stand, gelang es ihm, das mit dem lateinischen Titel verzeichnete Werk selbst zu finden, das keinen eigentlichen Titel, sondern nur ein Titelbild hat: eine auf der geflügelten Erdkugel stehende Fortuna, das Haar offen wallend, die Augen mit einem Schleier verbunden, über den Armen ebenfalls einen Schleier haltend; mit der Rechten streut sie Geld aus, darüber steht blos «*Fortuna*». Dass dem noch ein Titel vorangegangen wäre, ist nicht wahrscheinlich, da die Bogenmarke auf dem dritten Blatte A_3 der Zahl der Blätter entspricht; wäre dagegen noch ein Titelblatt vorangewesen, so wäre das erwähnte Blatt das vierte und könnte die Bogenmarke nicht haben. Das zweite Titelbild stellt das Glücksrad dar, von einer aus der Wolke herausgreifenden Gotteshand gedreht; daran die Fortuna mit verbundenenen Augen, den Körper in einen Fischschwanz endigend; die vier Gestalten wie bei Pombst, nur dass die untere bereits am Boden liegt. In der linken unteren Ecke des Schnittes ist das Monogramm des Xylographen (G·C) ersichtlich, über dem Schnitte steht: «Szerenczének avagy szerenczétlenségnek kereke» (das Rad des Glückes oder auch Unglückes). Wäre also noch ein drittes Titelblatt anzunehmen, so dürfte dies etwa gelautet haben: «Fortuna oder das Rad ......» Die Titelblätter sind übrigens in allen späteren Auflagen (III. Komorn 1757, VIII. Ofen 1817, XVI. 1868), wie auch die Kreise, die Sibyllen, die Ermahnungen an die Reichen und an die Armen, die Instruction zum Gebrauch des Buches, die Vorrede vollkommen treu beibehalten, nur die Orthographie und einzelne grammatische Formen zeigen Spuren von Modernisirung; so wäre auch ein etwaiges drittes Titelblatt wohl mit herübergenommen worden. Wiewohl auf dem Titelblatte nicht erwähnt, ist doch als Jahr der Herausgabe 1594 mit ganzer Bestimmtheit anzunehmen, weil die fünfte Sibylle (Erithrea) ein offenes Buch in der Hand hält, auf welchem deutlich «A. D. 1594» und das Monogramm des Xylographen zu sehen ist. Da nun in der Vorrede der Herausgeber die Bemerkung macht, dass er dieses Buch «vor einigen Jahren» gedruckt habe, ist es klar, dass wir einen zweiten Druck vor uns haben, der jedenfalls noch dem XVI. Jahrhunderte angehört und mit den Blocks der ersten Ausgabe hergestellt worden ist. Auch die späteren Ausgaben bestätigen dies, denn die dritte Ausgabe (1757) hat ein Titelblatt, welches zur Komorner Ausgabe (1707) geschnitten wurde, was aus der Jahreszahl rechts ersichtlich ist, während links das Monogramm des Xylographen steht; die Bilder der Sibyllen aber sind zur Ausgabe von 1656 angefertigt, was sich aus der Jahreszahl im Buche der fünften und bei der neunten Sibylle ergibt. Die neueste Ausgabe (1868) hat das Titelblatt der Ausgabe von 1707, die Fortuna und das Glücksrad von 1757 und zehn Sibyllen von 1656; die fünfte Sibylle hat aber die Jahreszahl 1616 und auch

die sechste unterscheidet sich vom 1756er Druck. Mit der Jahreszahl fehlt auf dem Titelblatte auch der Druckort, doch geht schon aus einem flüchtigen Vergleich mit anderen Druckwerken vom Ende des XVI. und vom Anfange des XVII. Jahrhunderts deutlich hervor, dass das Werk in der Officin des Buchdruckers Jakob Klezl (Klœsl) in Bartfeld hergestellt worden ist. Dasselbe gilt auch vom Szabóschen Fragmente, wiewohl man dies seinerzeit als Klausenburger Druck hinstellen wollte. Zwischen beiden ist übrigens bezüglich des Stiles eine Grenze schwer zu ziehen, beide sind reich an Archaismen und Schwankungen, selbst siebenbürgische Idiotismen sind in beiden vorhanden; immerhin aber spricht der ganze Eindruck dafür, dass das Szabó'sche Fragment älter ist. Nachdem aber die Zeichnungen minder rein, die Maassverhältnisse nicht dieselben sind, wie in der «Fortuna», so hätte die Annahme, dass wir es mit einem Klausenburger Druck zu thun haben, etwas für sich, doch müsste man auch noch annehmen, dass es nur ein unbefugter und unsolider Nachdruck des ersten Bartfelder Druckes sein kann.

Die ungarische Fortuna umfasst 65 Blätter in 4°. Auf der Rückseite stehen in 16 Doppelversen Ermahnungen «*an die Reichen*» und Tröstungen «*an die Armen*». Nach dem zweiten Titelblatte folgt die Vorrede des Herausgebers, eine poetischeMahnung an den Leser, diesem belustigenden Buche nicht allzusehr zu trauen, christlich zu leben, auf seinen Verstand zu achten und sich zu bessern, — endlich in Prosa die Instruction zum Gebrauche des Buches. Bogen B—D₃ bringen die erste Bildergruppe, auf jeder Seite in einem concentrischen Kreise Bilder aus der Tierwelt.

Die Blätter dieser Gruppe sind in solchem Maasse abgegriffen, dass ein Teil der Namen nicht mehr lesbar ist. Die Zusammenstellung und selbst einzelne Tiere der folgenden Gruppe (Löwe, Greif, Drache, Hirsch, Bär, Leopard) verraten das Vorbild «Spirito's» ; italienisch ist auch die Einteilung der Kreise in 21 Classen, die jede für sich eine, aus den Wurfzahlen combinirte Zahl haben. Die Kreise befinden sich in viereckigen Rahmen, über welchen die Fragen stehen. Bogen D₃—G enthalten auf 21 Seiten die zweite Gruppe, Säugetiere, von denen sechs Namen nicht mehr lesbar, aber aus den Beziehungen der ersten Gruppe leicht zu ergänzen sind. Hier enthalten die concentrischen Kreise Länder- und Städtenamen, mit den Hinweisungen auf die folgenden 12 Sibyllen (Bogen G₂—R₄), wo auch die gereimten Antworten zu finden sind. Die Länder- und Städtenamen, wie auch die Sibyllen stammen aus Fanti's «Triompho di Fortuna» (1526). Die 12 Sibyllen haben ausser ihrem besonderen Namen (Persica, Libica, Delphica, Cymeria, Erythrea, Samia, Cumara, Hellespontica, Phrygia, Tyburtina, Kumea und Agrippina) noch eine laufende Nummer und weissagen in je 37 Strophen, also im Ganzen 444 Strophen mit 1776 Versen.

Die Einwirkung der deutschen Losbücher zeigt sich in der Gestalt der Fortuna mit den verbundenen Augen, die aus Wickram (1560) genommen ist, und in der Darstellung des Glücksrades, dem Losbuche des Pombst entlehnt. Selbstständig ist dagegen die Verteilung der Fragen durch das ganze erste Capitel, die bei den Italienern auf 1—2 Seiten zusammengedrängt sind, bei den Deutschen aber um das Glücksrad herum stehen. Die sittliche Tendenz des Werkes erinnert am meisten an Wilckram, sowohl wegen der Strenge, mit welcher die Sittenlosigkeit der Zeit verurteilt wird, als auch wegen der Derbheit des das Schamgefühl nicht

selten verletzenden Tones, in welchem dies geschieht. Ausserdem aber bietet es auch reiche Ausbeute in sprachgeschichtlicher Hinsicht.

CZENSTOCHOVA.

Was dem Moslim Mekka oder Medina, was dem altgläubigen Russen das heilige Kiew, das ist oder besser das war dem katholischen Polen seit unvordenklicher Zeit der Gnadenort Czenstochova an der russisch-preussischen Grenze, jenseits welcher man sich gewöhnt hat, diesen Namen Tschenstochau auszusprechen. Von der Höhe des polnischen Jasnagora, des lateinischen clarus mons, welcher das zwei grosse Staaten verbindende Flachland weit überragt, blickt noch heute, wie zur Zeit König Wladislaw's des Jagellonen, ringsum in die Ferne das uralte Kloster, das dem Orden des heiligen Paul des Eremiten geweiht, zu seinen Schätzen ein wunderthätiges Marienbild zählt, dem Czenstochova seinen grossen Ruhm verdankt. Und rings um die Klosterkirche !ein formidables System von Befestigungen, die ein halbes Jahrtausend hindurch den Krieg mit all' seinen Schrecken gesehen. Polen und Hussiten, Schweden, Russen und Preussen haben in der Flucht der Zeiten an den Umwallungen des festen Platzes ihre Visitkartenzurückgelassen oder sind als Sieger eingezogen über seine hallenden Zugbrücken, durch seine altersgeschwärzten Tore. Aber der Pauliner letzte Stunde hat geschlagen. Von der russischen Regierung auf den Aussterbe-Etat gesetzt, durften sie seit Jahrzehnten keine neuen Mitglieder in ihren Orden aufnehmen. Sei es nun, dass die Mönche ihnen zu langsam starben, sei es, dass ihnen die Verehrung der Polen für diesen religiösen Mittelpunkt ein Dorn im Auge war, sei es aber auch, dass — und dies scheint das Wahrscheinlichste zu sein — die Besetzung dieses festen, an der preussischen und in der Nähe der österreichischen Grenze gelegenen Platzes durch ergebene Truppen in den Rahmen ihrer «Defensiv-Massregeln» passte, genug an dem, die Russen haben vor Kurzem die Mönche aus dem alten Kloster vertrieben, von dem sie nunmehr selber Besitz ergriffen. Und nunmehr wird es einem Ungar kaum je mehr gelingen, das Kloster mit seinen Schätzen in Augenschein zu nehmen, das auf jeden kundigen Besucher den Eindruck eines ungarischen Museums machen musste. Aber dieser kundigen Besucher gab es in den letzten drei Jahrzehnten nur wenige; von katholischen ungarischen Geistlichen, die am ehesten in der Lage wären, Auskunft über diesen Gnadenort zu geben, haben seit Beginn der sechziger Jahre blos der gegenwärtige Bischof Dr. Zalka und das Akademiemitglied Vincenz Bunyitay denselben besucht und so kam es, dass die Kunde von Czenstochova in unserem Vaterlande immer spärlicher und seltener wurde. Das für Mitglieder des katholischen Clerus ausserordentlich erschwerte Passwesen hat Diejenigen, die sich für die Sache interessirten, von dem Kloster ferngehalten und wir müssen daher dem jungen Gelehrten Aladár Ballagi Dank wissen, dass er in seiner Schrift über russische Wallfahrten * auch

* *Búcsújdróhelyek Oroszországban* (Wallfahrtsorte in Russland.) Von Professor Aladár Ballagi. Budapest bei Ludwig Kókay, 1888.

dieser Stätte ziemlich ausführlich gedenkt. Derselbe war voriges Jahr im August auf der Heimkehr aus Petersburg an der Station Czenstochova der Warschau-Krakauer Bahn ausgestiegen und hatte sich auf den Klarenberg begeben, wo er von den Mönchen als Ungar freundlich aufgenommen wurde.

Denn die ungarischen Traditionen sind in Czenstochova selbst immer lebendig geblieben. War doch der Gründer des Pauliner-Ordens selbst ein Ungar, der Graner Canonicus Eusebius, gewesen und waren doch die ersten Insassen des Czenstochovaer Ordenshauses aus dem Honter Comitat, und zwar aus Maria Nostra im Jahre 1382 vom Herzog von Opolien, ehemaligem Palatinus von Ungarn, dahin verpflanzt worden. Seither war der Zusammenhang zwischen polnischen und ungarischen Paulinern niemals unterbrochen worden. Residirte doch der gemeinsame Ordensgeneral immer in Ungarn, und zwar bis zur Türkenzeit in Buda-Szent-Lőrincz und dann in «Maria-Thall» im Pressburger Comitat. Und heute trägt noch der Hügel gegenüber der Schönen Schäferin, nächst dem Ofner Johannisberge, in Erinnerung an das erste Kloster dieses Ordens, den Namen Paulinerberg.

Dieser enge Zusammenhang mit dem ungarischen Ordenshause macht es erklärlich, dass sich auf dem Klarenberge selbst so viele Hungarica befinden. Gleich beim Eingange in den grossen Münster, der viele Tausende von Gläubigen fasst, sind die lebensgrossen Bildnisse der Ungarkönige Stefan und Ladislaus und des ungarischen Königssohnes Emerich zu sehen. Es sind dies bärtige, in weisse goldgezierte Mäntel gehüllte Gestalten, die Könige mit dem Scepter in der Rechten und dem Reichsapfel in der Linken, Stefan der Heilige sogar mit der deutschen Kaiserkrone auf den blonden Locken. Die Vorhalle des Klosters hingegen scheint ganz und gar das Werk Georg Martinuzzi's zu sein, der vormals Paulinerprior in Sajólád, dann Grosswardeiner Bischof und Cardinal wurde. Die ganze Halle ist nämlich mit Fresken aus dem Leben des berühmten «Frater György» bedeckt.

Das erste Bild stellt ihn als Prior von Czenstochova, von seinen Mönchsgenossen umgeben dar. Auf dem zweiten wird er in Gegenwart der Königin Isabella zum Bischof geweiht; auf dem dritten wird er in der Cardinalsversammlung zu Rom vom Papste Julius VII. und Kaiser Karl V. mit dem Purpur geschmückt; auf dem vierten wird er im Alvinczer Schlosse von Meuchlern gemordet und auf dem fünften sehen wir ihn aufgebahrt in weisser Kutte mit langem weissen Barte... Im Erdgeschosse finden wir nebst anderen ungarischen Paulinern auch König Salamon verewigt; auch er trägt die weisse Kutte und sein langer weisser Bart reicht bis an den Strick um seine Lenden.... Im ersten Stockwerke ist auf einem sehr grossen Bilde die Scene dargestellt, wie König Ludwig mit glänzendem Gefolge die sterblichen Ueberreste Sct. Paul's nach Buda-Szt.-Lőrincz bringt. Andere Bilder zeigen denselben König und auch König Mathias in seinen Beziehungen zum Orden.

Im zweiten Stockwerke finden wir eine aus den Porträts ungarischer Pauliner bestehende Gemäldegalerie. Selbstverständlich spielt daselbst der heilige Gerhardus, der am Fusse des Ofner Blocksberges den Märtyrertod starb, eine hervorragende Rolle. Der Heilige hat den Kopf rasirt und trägt nur vorn eine Art von Schopf, wie er im XVII. Jahrhundert in Ungarn Mode war. Er ist mit einem verschnürten weissen Gewande bekleidet, daneben liegt eine rote Kopfbedeckung.

Ringsumher die heidnischen Magyaren, die den Heiligen, von der Legende abweichend, steinigen. Hier findet sich auch das Porträt des ersten ungarischen Bibelübersetzers Ladislaus Báthori, das einzige, das von diesem wackeren Mönche bekannt ist. Auch die Schatzkammer ist an ungarischen Souvenirs reich. Da finden wir Schwert und Crucifix Stefan Báthori's, da die wundervollen Messgewänder, welche Königin Hedwig, die Tochter Ludwig's des Grossen, dem Orden geschenkt und die von seltenem Kunstwert sind.

Aber auch das Gnadenbild, dem Czenstochova seine Berühmtheit, das Kloster aber seinen Reichtum verdankt, ist in Ungarn nicht unbekannt. Es ist dies die sogenannte Schwarze Madonna, welche der frommen Sage nach St. Lukas in Jerusalem auf ein Brett des Cypressentisches der heiligen Jungfrau gemalt. Im goldigen Felde ist die Mutter Gottes mit dem Jesukindlein auf dem linken Arme, die Rechte segnend über dasselbe haltend, zu sehen, während die linke Hand ein Buch hält. Auf dem dunkelbraunen Antlitz sind die Spuren zweier tiefer Hiebe zu sehen, die angeblich ein Tartar nach dem wundertätigen Bilde geführt. Das Bildniss ist übrigens klein und unansehnlich. Es steht auf einem Altar aus Ebenholz, der mit vielen Säulen und sechs silbernen Engelchen geziert ist. Auf dem Altar und ringsumher eine Unzahl von Votivtafeln und eine Unzahl von Händen, Füssen, Nasen, Ohren, Augen u. s. w. aus Wachs und Silber geformt, von frommen Gläubigen gespendet, denen die wundertätige Jungfrau irgend einen dieser wichtigen Körperteile geheilt. Die Copien dieser Schwarzen Madonna, welche nach der Kunstgeschichte byzantinischen Ursprungs ist und sich zuerst in dem Besitze der heiligen Helene befunden haben soll, sind in unserem Vaterlande nicht wenig verbreitet. Noch im Jahre 1672 hat die Baronin Johann Pető in Lepoglava einen mit dem Abbilde Unserer Lieben Frau von Czenstochova gezierten Altar errichtet; auf dem Hauptaltare der Pester Universitätskirche wie in der Graner Bakács-Capelle ist ihr Bildniss zu sehen, dessen Urheber lange vor Gabriel Max das Kunststück zuwege brachte, dass die Augen der Madonna dem Beschauer überallhin zu folgen scheinen und ihm immer gerade ins Gesicht sehen. In Czenstochova wird des Nachts das kostbare Gnadenbild mit einer weissen Hülle bedeckt. Erst vor Kurzem geschah es, dass sacrilege Hände nächtlicherweile nach dem heiligen Schatze griffen. Da schlugen Flammen aus den frevlerischen Händen und die Spuren der fünf Finger zeigten sich als Brandspuren an der Hülle, eine beredte Mahnung an gottlose Tempelräuber.

Das labyrinthartige Kloster sammt den dazugehörigen Kirchen befindet sich in der Mitte des sternförmigen pentagonen Forts. Am äussern Tore prunkt in Stein gehauen das Wappen der Lubomirski; darüber die heilige Mutter Gottes und sonstige Heilige, darunter die Inschrift: Sub tuum præsidium! Auf einer Zugbrücke gelangt man zu einem zweiten Tore, das das Marmorbild König August Stanislaus' zeigt; über dem dritten Tore ist die eigentliche Pauliner-Madonna, die mit den sieben Schmerzen zu sehen, während sich uns auf dem vierten, innersten Tore Wladislaw, Herzog von Opolien zeigt, wie er das Bildniss der Schwarzen Madonna den Paulinern übergibt.

Endlich befinden wir uns auf einem weiten, mit grossen Würfelsteinen ausgelegten Hof und wir stehen vor dem Münster, dessen Stirnseite die grosse Copie des Marienbildes ziert. Meilenweit ist die Kirche mit ihrem hohen, schlanken

Turme zu sehen, auf dessen Spitze man den schwarzen Raben mit einem Stück Brod im Schnabel erblickt, das er Paul dem Eremiten bringt. Wie der fromme Pole das vierte Tor passirt hat und sich vor dem Abbild der wundertätigen Madonna befindet, wirft er sich jählings mit der Stirne aufs Pflaster, breitet weit die Arme aus, so dass seine Gestalt das lateinische Kreuz bildet und wartet in dieser Stellung das Ende der Messe ab. Schon um 6 Uhr Morgens erschallen alle Glocken des Münsters, und Ballagi, der selber Reformirter ist, schildert die ausserordentliche Wirkung der Scenen, welche sich anlässlich der Messe abspielen. Die Exaltation der Gläubigen ist ergreifend und der Autor, der das Studium von Gnadenorten zu einer seiner Specialitäten erkoren, will Aehnliches noch niemals gesehen haben. Der Mönche, welchen die Pflichten des Gottesdienstes obliegen, gab es im vorigen August noch sechzehn, die dem ungeheuren Andrange von Wallfahrern — man zählte deren hundertundfünfzigtausend im Jahre — kaum genügen konnten. Deshalb mussten ihnen auch die Geistlichen, denen sie ihre Gastfreundschaft angedeihen liessen, wenigstens im Beichtstuhl behilflich sein. Ihre Kleidung ist die historische weisse Kutte mit Kapuze. Der Aelteste trägt noch einen Bart, während die Uebrigen Glattgesichter sind. So sie das Kloster verlassen, müssen sie nach den Ordensregeln sich in einen schwarzen Mantel hüllen. Unter den sechzehn Paulinern, die Ballagi angetroffen, gab es keinen Ungar mehr, doch hatten noch vor wenigen Jahrzehnten ein Esterházy, ein Rácz und sonstige Ungarn in diesen ehrwürdigen Mauern gehaust.

Von früh Morgens bis spät Abends wimmelt es auf den Hügelländen von Wallfahrern und — Bettlern. Am Fusse der Burg ziehen sich vierfache Reihen von Buden hin, in welchen heilige und profane Waaren feilgeboten werden. Auf der anderen Seite liegen vier Reihen von Garküchen und zwischen den beiden Lagern eine veritable Wagenburg, von den Fuhrwerken der Wallfahrer gebildet.

Den Höhepunkt der Frequenz hat der 8. September zu verzeichnen. Zweifelsohne hat an dieser religiösen Schwärmerei der Polen auch die nationale einen bedeutenden Teil. Wer nach Jasnagora geht, um der Regina Regni Poloniæ zu huldigen, der thut nicht nur ein frommes, sondern auch ein patriotisches Werk und unter den Zelten, die sich rings um die altersgraue Klosterfeste aufbauen, mag wohl schon manche russenfeindliche Verständigung gelungen sein. Und darum muss es die Polen ins innerste Mark getroffen haben, als sie erfuhren, dass die Regina Regni Poloniæ sich fürder in moskowitischen Händen befinden werde. Die Pauliner von Czenstochova verjagt, bedeutet für die Polen: keinen nationalen Mittelpunkt mehr. Von ihrem Standpunkte handeln die Russen gewiss sehr praktisch, wenn sie zwei Fliegen mit einem Schlage tödten. Einerseits unterdrücken sie eine Einrichtung, aus welcher der polnische Patriotismus und der polnische Katholizismus stets neue Nahrung zogen, andererseits richten sie sich zwischen Oesterreich und Preussen ein Ausfallnest her, in welchem sie feindlich gesinnte Mönche nicht brauchen können. Dass sie da durch die Besitzergreifung von Kloster und Münster von Czenstochova mit roher Hand die zartesten Gefühle von Millionen antasteten, das hat die russische Regierung keinen Augenblick lang in ihren Entschlüssen irre gemacht. Die Millionen, denen das Herz da bluten mag, sind stumm und sie werden stumm bleiben. Auch uns aber mag die Russificirung

Czenstochova's schmerzlich berühren, nicht nur, weil — Petroleum- und Spiritussteuergesetze freilich ausgenommen —

»Wenger polak, dwa bratanki,
Jak do szabli, i do sklanki ....«
(Ungar, Pole sind zwei Brüder,
Gilt's zu fechten, gilt's zu zechen.)

und uns das Schicksal der Polen nahe geht, sondern weil die Burg Czenstochova, wie wir gesehen, zahllose Gegenstände enthält, die an die Geschichte Ungarns erinnern und in moskowitischer Hand über kurz und lang irgendwohin verschwinden werden, wo sie kein Forscher mehr auffinden kann.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** In der April-Sitzung der zweiten Classe hielt den ersten Vortrag das ordentliche Mitglied Emerich Hajnik unter dem Titel: *Die erbliche Obergespanswürde in der ungarischen Verfassungsgeschichte,* den wir oben in ausführlichem Auszuge mitteilen.

Hierauf hielt das ordentliche Mitglied Julius Schwarcz einen Vortrag unter dem Titel: *Wissenschaft und Gesellschaft.* Vortragender widerlegt den von den Lobrednern des Mittelalters verkündeten Irrglauben, als könnten die Pfleger der theoretischen Wissenschaften gegenwärtig weder im Staate, noch in der Gesellschaft einen so bedeutenden Wirkungskreis und Einfluss erlangen, wie ehedem. Das Mittelalter kann kaum in Betracht kommen. Damals gab es weder Gedankenfreiheit, noch staatsbürgerliche Rechtsgleichheit. Darum konnten die, rein theoretischen Zielen nachstrebenden Forscher damals durchaus nicht zur Geltung gelangen. Selbst in England wurden noch zur Zeit Bacon's die Gelehrten wenig geachtet, ja selbst im XVIII. Jahrhundert konnten sie es zu keiner so grossen Geltung bringen, wie im XIX. Jahrhundert. Denn erst seit 1789, seitdem es Denkfreiheit und staatsbürgerliche Rechtsgleichheit gibt, vermögen Staat und Gesellschaft die Männer der Wissenschaft in vollem Maasse zu verstehen und im Gemeininteresse gehörig zu verwerten. Auf einen je engeren Kreis sich heute im Staate der Einfluss der mittelalterlichen Machtüberbleibsel beschränkt, eine desto bedeutendere Rolle fällt den Koryphäen der Wissenschaft zu. Die individuelle Kraft gelangt heute überhaupt in immer grösseren Proportionen im Staate wie in der Gesellschaft zur Geltung. Dies gilt auch von den Repräsentanten der Wissenschaft. Da aber den Grundton in der Gesellschaft das gebildete grosse Publikum gibt und dessen Kreis sich immer mehr erweitert, kann jene Lehre nicht Stand halten, nach welcher heute bereits die ganze Gesellschaft im Dienste des Materialismus stünde und die Männer der Wissenschaft zu schätzen unvermögend wäre.

— In der Plenarsitzung am 30. April bildete den ersten Gegenstand die *Denkrede auf den gewesenen Staatssecretär Gedeon Tanárky.* Ein Altersgenosse und Freund des Verewigten, das ordentliche Mitglied Lorenz Tóth, feierte das Andenken dieses edlen Veteranen. Nachdem Denkredner vor Allem seinen

Schmerz über die schwindende Zahl seiner alten Freunde und Arbeitsgenossen und seiner Hoffnung, dass den erledigten Platz der Dahingeschiedenen nicht minder Vortreffliche ausfüllen werden, Ausdruck gegeben, schilderte er eingehender den interessanten Lebenslauf Tanárky's, seine Jugendzeit, seine Familienverhältnisse, seine als Stadt- und Comitats-Notär, dann als Abgeordneter und Staatssecretär, als Akademiker und ausserhalb der Akademie entfaltete wissenschaftliche und culturelle Wirksamkeit. Er zeichnete mit der an ihm bekannten Meisterschaft der Charakteristik den männlichen, ernsten, stolzen Charakter Tanárky's auf dem Hintergrunde des Zeitalters, der wechselnden Landeszustände, der verschiedenartigen Reichstags- und Parteigestaltungen, unter denen der Verewigte lebte und wirkte. Die Auszüge aus den Schriften und Reden Tanárky's, sowie aus den an ihn gerichteten Briefen des Barons Josef Eötvös, welche den gefeierten Staatsmann am treuesten charakterisiren, konnte der Denkredner wegen der Kürze der seinem Vortrage zugemessenen Zeit nicht vorlesen; auch musste er auf eine eingehendere Würdigung des bedeutenden historischen Werkes Tanárky's «Ungarns Stellung im europäischen Staatensystem» verzichten, welches seine Wahl zum Staatssecretär und zum Akademiker veranlasste, und der übrigen Werke desselben. Der treue Freund charakterisirte diesfalls nur in grösseren Zügen die Reden und literarischen Arbeiten des Gefeierten. Besonders interessant war die Schilderung der Umgestaltung der Nagy-Kőröser höheren Schule und des Lebens des Professorencollegiums an derselben, welches in der Zeit der fünfziger Jahre eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten und Dichter des Landes, darunter Johann Arany, Karl Szász, Alexander Szilágyi u. a. zu seinen Mitgliedern zählte. Zu den interessantesten Teilen der Denkrede gehörte die Charakteristik der männlichen, edlen Individualität Tanárky's, mit welcher Denkredner seinen über eine Stunde lang dauernden, durch Wärme des Tones und Plastik der Charakterzeichnung ausgezeichneten Vortrag schloss, und in welcher Alle, die den Verewigten näher kannten, sein treues Abbild finden konnten.

Den zweiten Gegenstand der Sitzung bildete der Bericht über die um den *Farkas-Raskó-Preis* (100 fl.) concurrirenden patriotischen Dichtungen. Wie die aus Paul Gyulai, Albert Lehr und Alexander Baksay bestehende Preisrichter-Commission durch den Mund ihres Referenten Paul Gyulai verkündet, fand sich unter den 32 concurrirenden Gedichten kein einziges, welches auch nur annähernd die Bedingung der Preisausschreibung, dass das preiszukrönende Werk absoluten Kunstwert haben müsse, erfüllt und die Commission empfiehlt demzufolge der Akademie die Nichtausfolgung des Preises, welcher in solchem Falle zum Capital der Akademie geschlagen wird.

Den letzten Sitzungsgegenstand bildeten die laufenden Angelegenheiten. Der Generalsecretär meldete, dass zur Concurrenz um den Josef Péczely-Preis (1000 fl.) für in den letzten drei Jahren in Druck erschienene oder auf der Bühne dargestellte historische Dramen drei Stücke eingesandt wurden: L. Bartók's «Anna Turán», A. Szabó's «Frauenlist» und eines Ungenannten «Pater Laurentius», welche der I. Classe zur Beurteilung zugewiesen werden. Ferner meldete er, dass Dr. Ludwig Szerényi der Akademie 5000 fl. testirt habe. Schliesslich legte er das Verzeichniss der in diesem Monat erschienenen akademischen Publicationen vor. Damit war die Sitzung zu Ende.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 2. Mai las das correspondirende Mitglied Michael Zsilinszky sehr interessante, auf Grund neuer und unverarbeiteter Urkunden und Diarien verfasste *Beiträge zur Geschichte des Pressburger Reichstages im Jahre 1708.* Er schildert Josefs I. Hof und Minister, deren Zahl zwar von 160 auf 34 herabgesetzt wurde, unter denen sich aber ausser dem Primas und dem Fürsten Paul Esterházy kein Ungar befand. Die Angelegenheiten Ungarns erledigte der sogenannte Kriegsrat, da Ungarn als eroberte Provinz betrachtet wurde. Die fremden Minister waren selbstverständlich der ungarischen Verfassung abhold und boten Alles auf, die Abhaltung von Reichstagen zu verhindern. Die Revolution Franz Rákóczy's II. diente ihnen als willkommener Vorwand zur Hetze gegen die ungarische Nation. König Josef war zwar geneigt mit Rákóczy Frieden zu schliessen, wollte aber den vornehmsten Wunsch der für die Freiheit der Nation kämpfenden Verbündeten, dass die auswärtigen Mächte den zu schliessenden Frieden garantiren mögen, trotz des Zuredens seiner ungarischen Räte nicht erfüllen. Der Palatin und die in Wien wohnhaften Magnaten baten den König oft, die Reichsstände einzuberufen, damit sie sich über die wichtigeren Friedenspunkte, wie: die Garantie der auswärtigen Mächte, die Erbfolgefrage, die Selbständigkeit Siebenbürgens, die Herausziehung der fremden Truppen, die Beschwerden der Protestanten u. s. w., äussern könnten. Aber erst der Ónoder Reichstag schreckte die deutschen Minister auf und Josef beschloss endlich einen Reichstag in Pressburg zu halten, zu dem er auch die Parteigänger Rákóczy's einberief. — Vortragender stellt nun, besonders auf Grund der Correspondenz Rákóczy's und Bercsényi's, die Ansichten und die Haltung der ungarischen Aufständischen dem Pressburger Reichstag gegenüber in wahrhaft interessantem Lichte dar. Bercsényi spricht von demselben anfangs mit bitterem Hohn, dann blickt er mit Besorgniss auf die Vorbereitungen der Comitate und macht dem Fürsten Vorschläge in Betreff des Empfanges der sie zum Reichstag zu laden bestimmten königlichen Abgesandten. Rákóczy aber will, entschieden auf der Basis der Ónoder Beschlüsse stehend, mit den Getreuen des Königs ohne Befragen der verbündeten Stände in keinerlei Berührung treten und weist das Einladungsschreiben des Palatins streng zurück. Neu ist auch die Angabe, dass König Josef nicht wagte nach Pressburg zu gehen, weil er fürchtete, dass die Ungarn den siegreich vordringenden Schwedenkönig zum König von Ungarn ausrufen werden. Die Verhandlungen hatten übrigens einen tumultuösen Verlauf, was die Wechselfälle des fortlaufenden inneren Krieges zur Genüge erklären. Die Gravaminal-Commission stellte ein langes Register unbedingt zu sanirender Gravamina zusammen. Eine längere und heftigere Debatte veranlasste die Religionsfrage, da die katholische Mehrheit es ablehnte, die Gravamina der Protestanten als Landesgravamina dem König zu unterbreiten, weshalb letztere eine Separat-Petition an den König richteten. Doch erhielten sie weder auf diese, noch auf die übrigen Gravamina einen Bescheid, weil der Reichstag in Folge des Ausbruches der Pest nach dreimonatlichen Verhandlungen aufgelöst wurde.

Hierauf legte Dr. Ludwig Havas als Gast sein Buch: *Bibliotheca Geographica Hungarica* vor und las dessen Einleitung. Vortragender will durch seine bibliographische Arbeit den künftigen Verfassern der Geschichte der ungarischen geographischen Literatur den Zugang zu den bisher verborgenen reichen Fund-

gruben der ungarischen geographischen Literatur öffnen. Das Buch umfasst die gesammte auf Ungarn bezügliche geographische Literatur ohne Unterschied der Abfassungssprache und der Herkunft der Verfasser von den allerältesten Urkunden und Chroniken angefangen bis zum Jahre 1849 inclusive, und ausserdem die von ungarländischen Verfassern herrührenden, auf das Ausland bezüglichen geographischen Literaturproducte. Das Buch bietet somit ein sehr willkommenes Orientirungsmittel für Jeden, der sich mit der Geographie Ungarns überhaupt oder einzelner Teile desselben befasst.

— **Die Kisfaludy-Gesellschaft** hielt am 29. März unter dem Vorsitze Paul Gyulai's ihre regelmässige Monats-Sitzung. Der Secretär Gregor Csiky las eine Zuschrift Professor Anton Herrmann's, des Herausgebers der «Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn», welcher der Gesellschaft zwanzig Exemplare seiner Zeitschrift zum Zwecke der Versendung an ihre correspondirenden Mitglieder zur Verfügung stellt. Die Spende wird dankend angenommen und soll dem Wunsche des Spenders entsprechend verwendet werden.

Hierauf begann Ludwig Tolnai die Reihe der Vorträge mit der Verlesung eines humoristischen Lebensbildes unter dem Titel: «Der Ballcomité-Präses». Der Held der Geschichte ist ein grundsatzloses Individuum, welches die leitende Maxime hat, «die Dummheit der Menschen auszubeuten» und dies auch auf die mannigfaltigste Weise thut. — Sodann las Emil Ábrányi ein stimmungsvolles Gedicht unter dem Titel: «Die Erde», in welchem der Dichter nach seinem Tode auf einen Stern zu kommen wünscht, welcher der Erde gleiche und auf welchem er die auf der Erde durchlebten Freuden und Leiden von neuem durchleben könnte.

Hierauf las Professor Gustav Heinrich eine literarhistorische Studie über ein von Andreas Dugonics im Jahre 1794 erschienenes und noch in demselben Jahre zur Darstellung gelangtes dreiactiges Trauerspiel: «Nikolaus Toldi». Das Stück ist selbstverständlich keine selbstständige Bearbeitung der dem alten Dugonics übrigens wohlbekannten und zu seiner Zeit noch sehr populären Toldi-Sage. Dugonics ist eben niemals originell oder selbstständig, was er selbst auch niemals behauptete, und gerade Professor Heinrich hat in zwei früheren Studien nachgewiesen, dass die beiden Dramen von Dugonics: «Ladislaus der Kumanier» und «Maria Bátori» einfache Uebersetzungen von Justin Fr. Bertuch's «Elfride» und Graf Soden's «Inez de Castro» sind, — bei welchen Uebertragungen Dugonics sich im Wesentlichen darauf beschränkte, die fremden Namen in ungarische zu verwandeln und den Schauplatz der Handlung nach Ungarn zu verlegen, höchstens noch hie und da Anspielungen auf vaterländische Dinge und Thatsachen einzuflechten —, im Uebrigen unbekümmert darum, ob die auf diese Weise entstandene ungarische Fabel auch ungarischen Geist atme, ob die einfach entlehnten fremden Gestalten mit dem ungarischen Namen auch einen ungarischen Charakter erhielten, ob die ganze Handlung in den ungarischen Rahmen passe, in den der patriotische Dichter dieselbe willkürlich hineinversetzt.

Besonders misslang Dugonics diese naive Magyarisirung fertiger fremder Theaterstücke bei seinem Toldi-Drama, da er hier mit einer weitverbreiteten Sage und mit einem Helden in Widerspruch geriet, dessen markante, imponirende Gestalt, von dem Nimbus des Heros umgeben, noch lebhaft in der Erinnerung der



Zeitgenossen lebte. Denn Dugonics hat auch hier, wie er selbst gesteht, eine «Korfuische Geschichte» magyarisirt, ohne zu fragen, ob die Handlung derselben zu Toldi's Charakter und Thaten stimme. Das ist nun durchaus nicht der Fall. In dieser Geschichte ist Toldi das jammerhafte, thatenlose, widerstandsunfähige Opfer einer nicht einmal sehr geschickt angezettelten Intrigue — er wird nämlich fälschlich des Vaterlandsverrates angeklagt! —, ein schwacher, alter Mann, der nur klagen und weinen, leiden und beten kann, eine willenlose Puppe, mit welcher lasterhafte Buben ihr freches Spiel treiben, ein hilfloser Greis, der in seiner passiven Apathie nicht einmal unser Mitleid zu wecken vermag. Und das soll Nikolaus Toldi, der gewaltige Held sein, vor dem Könige gezittert, der allein ein Heer aufwog, der sich als unnahbarer Halbgott der Erinnerung seines Volkes eingeprägt hat! Kein Wunder, dass das Stück nicht viel Beifall gefunden zu haben scheint und schnell von der Bühne verschwand, während z. B. desselben Verfassers «Maria Bátori» sich bis auf die vierziger Jahre des Jahrhunderts auf den weltbedeutenden Brettern behauptet hat.

Das Original des Stückes, die von Dugonics selbst erwähnte «Korfuische Geschichte», war bisher vollständig unbekannt; Professor Heinrich ist es nach Jahre langem Suchen und Forschen gelungen, auch diese Quelle des alten Dramatikers aufzustöbern. Das Stück führt den Titel: «Der Statthalter von Korfu. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen von C. Christmann. Mannheim 1782.» Der Verfasser ist ganz unbekannt, dürfte aber Schauspieler gewesen sein. Sein Stück erschien nach Datum und Verlagsort gleichzeitig mit der für die Mannheimer Bühne verfassten Theater-Bearbeitung von Schiller's «Räubern». Sonst hat es allerdings mit diesem genialen Producte eines gewaltigen Kopfes nichts gemein. «Der Statthalter von Korfu» ist ein schablonenhaftes Intriguenstück, in welchem die beiden Hauptelemente der dramatischen Production der Sturm- und Drangperiode, das Streben nach lebendiger Schilderung gewaltiger Leidenschaften und die rührselige Empfindsamkeit, ohne Geschick, nicht einmal mit genügender Bühnenkenntniss verquickt sind. Charakteristisch für die mangelhafte dramaturgische Einsicht des ungarischen Bearbeiters ist der Umstand, dass während in dem deutschen Stücke der positive Lenker der Intrigue der Held des Stückes ist, Dugonics ohne Bedenken das unthätige Opfer desselben zum Helden gemacht hat. Unglücklich, wie diese, sind auch die übrigen Abweichungen des ungarischen Dichters von der deutschen Quelle, — besonders auch bald flach und plebejisch, bald bis zum Lächerlichen outrirt und auf die Spitze getrieben Sprache und Stil, welche im Original, im Sinne des Geschmacks der Geniezeit, eine gewisse Pointirtheit und lakonische Kürze anstreben, ohne allerdings selbst mittelmässige Producte talentirterer Stürmer und Dränger, z. B. Klinger's oder Törring's, zu erreichen.

Nun legte Adolf Ágai unter dem Titel: «Kleine Blüten aus fernen Landen» eine Anzahl von Karl Méry geschickt ins Ungarische übersetzter, meist epigrammatischer kleiner Gedichte verschiedener fremdländischer Dichter älterer und neuerer Zeit, vor. — Schliesslich las Karl Szász ein Gedicht von Sigmund Beöthy unter dem Titel: «Dein Wille geschehe» den Ausdruck ruhiger Ergebung in die Fügungen Gottes, und ein eigenes Gedicht: «Heute vor dreissig Jahren», liebevolle Betrachtungen eines glücklichen Gatten an der dreissigsten Jahreswende seines Hochzeitstages.

VERMISCHTES.

— **Die Schul-Sparcassen in Ungarn 1886/7.** In der December-Sitzung des Ungarischen Landes-Agricultur-Vereins wurde folgender, vom k. Rath B. F. Weiss eingereichter Bericht verlesen:

»Löblicher Ausschuss! Immer wieder bin ich in der angenehmen Lage, erfreuliche Fortschritte von unserer segensreichen Institution zu melden. Besonders hervorzuheben sind zwei Auszeichnungen, welche den Schul-Sparcassen zuteil geworden, und welche dieselben anerkennen und als der Verbreitung würdig empfehlen.

1. Die vornehmste Gelehrten-Gesellschaft des Vaterlandes: die Ungarische Akademie der Wissenschaften, deren Präsident Se. Excellenz August Tréfort, k. u. Minister des Cultus und Unterrichts, Vicepräsident Magnatenhausmitglied Josef Stoczek ist, hat zum Beweise der Anerkennung der Schul-Sparcassen als Beisteuer zur Belohnung für die, Schul-Sparcassen manipulirenden Lehrer von ihren wertvollen Editionen 50 gemeinnützige Werke gespendet.

2. Der Landes-Sittenveredlungs-Verein, dessen erster Präsident Se. Excellenz Baron Paul Sennyey, Judex Curiæ und Präsident des ungarischen Magnatenhauses, zweiter Präsident Se. Excellenz Thomas Péchy, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses ist, hat, für die Sache eintretend, die Verbreitung unseres Instituts seinen im Lande befindlichen Filialen warm empfohlen.

Diese beiden Errungenschaften können unserer Institution nur zum Lobe und zur Förderung dienen, und etwaige, hie und da noch auftauchende Zweifel zerstreuen. Dazu dienen noch die Fortschritte, welche die Institution in dem eben abgelaufenen Schuljahre 1886/87 aufweist. Begonnen im Schuljahre 1875/76 an 13 Orten mit 15 Schulen, zählten wir damals an manipulirenden Lehrern 32, ferner 2621 sparende Schüler mit ersparten 13.337 Gulden; das letzte Schuljahr schliesst mit 428 Orten, an welchen sich Schul-Sparcassen befinden, mit 616 Schul-Sparcassen (von 81 eingezeichneten und in Evidenz gehaltenen Schulen sind keine Berichte eingelaufen), mit 28.900 sparenden Schülern mit einem ersparten Betrag von 80,300 fl. und 977 manipulirenden Lehrern. Addiren wir die Ergebnisse der 12 Jahre zusammen, so ergibt sich als Resultat, dass 176,495 Schüler 966.564 fl. in die Schul-Sparcassen einzahlten.

Wie wir bereits bei früheren Gelegenheiten bemerkten, ist das Hauptgewicht nicht auf die Geldsumme, welche nun fast eine Million Gulden beträgt, zu legen, sondern auf die Zahl der sparenden Schüler, nun nahe an 200,000. Diese entwöhnen wir der Verschwendung, der Vergeudung und lehren sie, die Tugend der Sparsamkeit zu üben, leichtsinnigem Verlangen zu widerstehen. Sie gewöhnen sich, Kreuzer auf Kreuzer zu sammeln, den Besitz zu schätzen und — wie wir aus den Berichten mancher Lehrer entnehmen — mit dem Ersparten auch Wohlthaten zu üben. So haben die sparenden Schüler in Wirklichkeit bereits früher und namentlich im abgelaufenen Jahre den durch Brände, wie durch Ueberschwemmung Geschädigten Unterstützungen zugewendet. Am deutlichsten können wir die Wohlthat der Schul-Sparcassen wahrnehmen aus den Berichten der manipulirenden Lehrer, welche, da sie unmittelbar sowohl mit den Schülern als mit den Eltern verkehren,

auf unsere gewohnte Frage: «Welchen sittlichen und practischen Einfluss übt die Schul-Sparcasse sowohl auf die Schüler wie auf die Eltern.» ausführlich antworten.

Zum Verlosungsfond für die manipulirenden Lehrer haben in diesem Jahre Folgende beigetragen:

1. Der Cultus- und Unterrichts-Minister August Tréfort ... 1000 fl.
2. Der Minister für Landwirtschaft, Gewerbe und Handel Graf Paul Széchenyi ... 500 »
3. B. F. Weiss ... 1000 »
4. Erster Pester Vaterländischer Sparcasseverein ... 100 »
5. Pester Ungarische Commerzialbank ... 100 »
6. Baron Albert Wodianer sen. ... 50 »
7. Albert Détsi ... 50 »
8. Ráth-Weiss. Provision ... 34 »

Ausser diesen Geldbeträgen spendete die Ungarische Akademie der Wissenschaften, wie erwähnt, 50, die Verlagsgesellschaft «Franklin» 44 gemeinnützige Werke, Minister Tréfort 10 Jahrgänge der Geographischen Gesellschaft, und B. F. Weiss 5506 Manipulationsbögen für die Schulen.

Indem wir den edlen Spendern auch hier unsern Dank aussprechen, empfehlen wir unsere Institution auch für die Zukunft ihrer gütigen Unterstützung.

Die baaren Beträge wurden wie gewöhnlich durch Verlosung verteilt, während über die Art der Verteilung der Bücher das leitende Comité bestimmen wird.

Es wird von Interesse sein, bei dieser Gelegenheit noch folgende Vorzüge der Schul-Sparcassen zu erwähnen:

1. Die Schul-Sparcassen bilden die Clientel, den Samen für die so sehr erspriesslichen Post-Sparcassen, indem sie den Keim zum Sparen in der zartesten Jugend legen. Trotzdem noch an zahlreichen Orten keine Postämter bestehen, verzeichnen wir doch bereits 113 Schul-Sparcassen, welche ihre Einlagen bei den Post-Sparcassen fructificirend anlegen. Erwähnenswert finden wir, dass in Arad der Chef des dortigen Postamtes Baron Béla Perczel sich der Mühe unterzieht, wöchentlich einmal die dortige Gewerbeschule zu besuchen, das Geld von den Einlegern zu übernehmen und die Sparbüchel auszufolgen. Auch ersehen wir aus den Berichten der Post-Sparcassenleitung, dass sowohl in Ungarn, als in Oesterreich die aus den Schulen stammenden Spareinlagen ein recht bedeutendes Contingent liefern. Und so können die beiden Schwesteranstalten Hand in Hand gehen, sich gegenseitig unterstützend.

2. Aus Frankreich liegen uns folgende interessante Daten vor: Die allgemeinen Sparcassen entstanden dort im Jahre 1818. Nach 56-jährigem Bestehen, d. i. im Jahre 1874, betrug dort die Summe der Einleger 170*,066 und der eingelegte Betrag 573.498,967 Francs. Im genannten Jahre entstanden dort die Schul-Sparcassen und nach Verlauf von zehn Jahren, d. i. im Jahre 1883, finden wir bereits 4.938,290 Einleger mit dem Betrage von 1,893.882,866 Francs. Gegenwärtig zählt man dort an Einlegern 6.000,000 und der ersparte Betrag beläuft sich auf 6 Milliarden. Fern sei es von uns, diese enorme Steigerung des Sparens den Schul-Sparcassen allein zuzuschreiben, als sicher aber ist anzunehmen, dass dieselben in höherem Maasse den Sinn für Sparsamkeit erweckten.

Wir wollen nicht leugnen, dass sich hie und da noch Ungläubige finden, wel-

che unserer Institution ihre Gemeinnützigkeit absprechen. Meines Erachtens könnte man ebenso behaupten: die Sonne leuchte nicht, das Feuer wärme nicht, das Wasser sei nicht nass, das Eis nicht kalt. Auch schreiben manche Lehrer von ihrem Katheder weg ohne eigene Erfahrung in den Zeitungen Artikel gegen die Schul-Sparcassen, nur auf theoretische Gründe bauend. Wie sagt doch Goethe? «Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum.» — In Wahrheit: die Institution der Schul-Sparcassen ist ein goldner Baum, welchen der Ungarische Landes-Agricultur-Verein unter seine Obsorge genommen, ihn seit Jahren pflegt und fördert, damit er goldene Früchte zur Reife bringe, dem Vaterlande sittlich und materiell nütze und dessen Reichtum und Wohlfahrt begründen helfe.» — B. F. Weiss erklärte, auch im nächsten Jahre 1000 fl. dem Verlosungsfonde widmen zu wollen.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Ballagi Aladár. Búcsújáró helyek Oroszországban. (Wallfahrtsorte in Russland. Vortrag von Aladár Ballagi.) Budapest, 1888, Kókai, 48. — Diesem interessanten Vortrage ist die obige Skizze über Czenstochova entnommen.

Deák Ferencz emlékezete. (Franz Deák's Gedächtniss. Gedanken, Briefe, biographische Daten.) Budapest, 1888, Ráth, Erstes Heft. (Vollständig in etwa 25 Heften.) — Das auf drei Bände berechnete Werk bietet zunächst aus Deák's Reden und Staatsschriften eine Sammlung von «Gedanken», welche in Inhalt und Form hervorragen und wohl gesammelt zu werden verdienten. Der zweite Band wird Deák's bisher nur zerstreut oder gar nicht im Druck erschienene Briefe (unter anderen auch seinen Briefwechsel mit Wesselényi und Kossuth) enthalten. Endlich der dritte Band wertvolles und verlässliches Material zu einer Lebensgeschichte des grossen Politikers bieten.

Fehér Ipoly, A bajor középiskolák szervezete és eljárása (Die Organisation und Praxis der bairischen Mittelschulen). Budapest, 1888, 386 S. — Unter diesem Titel veröffentlicht Ipoly Fehér, der als Schul- und Fachmann gleich tüchtige Oberdirector des Szegediner Districts, seinen Bericht über die Gymnasien und Realschulen des Königreiches Baiern, in welchem er dem Unterrichtsminister über seine im officiellen Auftrage 1885 an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen Rechenschaft ablegt. Minister Tréfort hatte ihn 1885 zum Studium der Mittelschul-Verhältnisse eines deutschen Landes entsendet und Fehér hatte Baiern gewählt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil das Schulwesen hier einheitlicher, durch provinzielle Besonderheiten weniger gespalten ist, als in anderen deutschen Ländern, aber auch deshalb, weil über das bairische Unterrichtswesen noch keinerlei zusammenfassende Darstellung (selbst in Deutschland nicht) vorhanden ist. Das Werk gereicht dem Fleisse, der Umsicht und Fachkenntniss seines Verfassers durchaus zur Ehre und würde auch in deutscher Uebersetzung, da es überdies eine Lücke in der pädagogischen Literatur ausfüllt, Anerkennung finden. Der Verfasser gibt ein umfassendes Bild des bairischen Schulwesens, indem er die Organisation und Inspection, die Lehrpläne und Lehrmethoden der Schulen, die Heranbildung und Prüfung der Professoren, Stipendien und Prüfungen der Schüler u. s. w. eingehend behandelt und

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

ausserdem reiche und durchaus zuverlässige statistische Daten mitteilt. Das Buch ist für jeden Schul- und Fachmann überaus interessant und lehrreich und verdient auch weiteren Kreisen als anregende Lectüre empfohlen zu werden. Der Verfasser gibt natürlich nicht blos eine objective Darstellung der bestehenden Verhältnisse, obwohl dies sein erstes und Hauptziel ist, sondern begleitet dieselbe auch mit seinem Urteile, das stets massvoll ist und in der Regel wohl das Richtige trifft. Dabei reflectirt er auch auf die teilweise sehr auseinandergehenden Ansichten der bairischen Schulmänner, wodurch das Bild an Frische und Lebenswahrheit sehr gewinnt. In Baiern (wie übrigens bekanntlich auch in anderen Staaten des Deutschen Reiches) dreht sich der Kampf der Parteien hauptsächlich um die Herrschaft der classischen oder der modernen Richtung, und dieser Kampf ist hier um so heftiger, aber auch um so berechtigter, da das bairische Gymnasium seiner ursprünglichen alten Gestalt viel getreuer geblieben ist, als z. B. das preussische. Mit Recht macht man ihm daher zum Vorwurf, dass es die Naturwissenschaften (auch die Mathematik) auf Kosten der classischen Sprachen allzusehr vernachlässige, dass der Unterricht in der Muttersprache die ihm gebührende Stelle im Lehrplan beiweitem noch nicht einnehme und dass selbst der classische Unterricht viel zu sehr auf die Kenntniss der Sprachen selbst gerichtet sei, ohne im erwünschten Maasse auch den bildenden Gehalt der antiken Cultur zur Geltung zu bringen. Trotzdem gehören die Gymnasien (wie überhaupt alle Schulen) Baierns zu den tüchtigsten Lehranstalten, die nur, wie Alles in der Welt, noch weiterer Vervollkommnung fähig und teilweise sogar bedürftig sind. Viel schlimmer steht es mit der Professoren-Bildung, da diese eigentlich gar nicht existirt. Der Student absolvirt auf der Universität seine Fachstudien, ohne je einer pädagogisch-practischen Leitung teilhaft zu werden. Und die Professoren-Prüfung sorgt auch nicht dafür, dass die Mängel des Hochschul-Untersichts in irgend einer Weise behoben werden. So sind z. B. Philosophie und Pädagogik gar nicht Gegenstände der mündlichen und nur facultativ der schriftlichen Prüfung, und auch die Orientirtheit auf dem Felde der deutschen Sprache und Literatur unterliegt keiner genügenden Controle. Kein Wunder, dass nun die Candidaten über nur sehr mangelhafte pädagogische Kenntnisse verfügen und der practisch-methodischen Schulung vollständig entbehren. In dieser Beziehung haben nicht wir von den Baiern, sondern umgekehrt, diese von uns zu lernen, und es ist ja eine Thatsache, dass die Leistungen der ungarischen Regierung auf diesem Felde bereits die Anerkennung und den Beifall des Auslandes gewonnen haben. Die Forderung von pädagogischen Seminarien und practischen Uebungsschulen, wie sie bei uns an der Budapester Universität bestehen, wurde und wird auch in Baiern wiederholt laut, wobei mehr als einmal auf unsere Einrichtungen als nachahmenswerte Muster hingewiesen wird.

Gyuratz Ferencz, Luther Márton. (Martin Luthers Leben von Franz Gyurátz.) Pápa, 1888, 328 S.

Jókai Mor, Lenczi Fráter. (Frater Lenczi, Roman von Maurus Jókai.) Budapest, 1888, Révai, 150 S.

Kunos Ignácz, Három Kargöz-játék. (Drei Karagöz-Spiele. Der türkische Text aufgezeichnet und ins Ungarische übersetzt von Dr. Ignaz Kunos.) Budapest, 1888, Akademie, 159 S.

Madách Emerich, Die Tragödie des Menschen. Aus dem Ungarischen übersetzt von *Julius Lechner von der Lech.* Mit einem Vorworte von *Maurus Jókai.* Leipzig, 1888, Reclam's Universal-Bibliothek. — Dies ist bereits die vierte Uebersetzung der grossartigen ungarischen Dichtung, welche es wohl verdient, der Goetheschen Faustdichtung an die Seite gesetzt zu werden. — Lechner's Vorgänger waren

Alexander Dietze 1865, Siebenlist, und *Andor von Sponer* 1887. — Ausserdem wurde Eduard Paulay's Bühnenbearbeitung der Dichtung von *Alexander Fischer* ins Deutsche übertragen.

Tréfort Ágost, Beszelyek es levelek. (Reden und Briefe von August Tréfort.) Budapest, 1888. Mehner. 376 S. — Der Band enthält eine Auswahl der bedeutenderen Enunziationen des Unterrichtsministers August Tréfort aus der ganzen sechzehnjährigen Epoche seiner ministeriellen Amtswaltung. In ihrer Gesammtheit sind diese Reden und Briefe ein neuerlicher Beweis für die universelle Bildung und das geradezu erstaunlich vielseitige Interesse, welches Minister Tréfort den verschiedensten Seiten und Aufgaben des öffentlichen Lebens zuwendet. Das interessante Vorwort des Bandes haben wir bereits vollständig mitgeteilt; eine ausführliche Besprechung bringt das nächste Heft dieser Revue.

Um was kämpfen wir! Budapest, 1888, Grill, 52 S.

Das ungarische Unterrichtswesen in den Studienjahren 1885/86 und 1886/87. Unter diesem Titel ist auch der XVI. Jahresbericht des Unterrichtsministers an den Reichstag soeben in deutscher Bearbeitung erschienen. (Budapest, 1883, Universitäts-Buchdruckerei, Lex.-Octav, 300 S.) Der Bericht zerfällt in sechs Abschnitte: 1. Der Landes-Unterrichtsrat. 2. Der Volksschul-Unterricht. 3. Die Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen). 4. Die höheren Lehranstalten. 5. Fachschulen und Fachlehrcurse. 6. Philanthropische und culturelle Anstalten. — Besonders ausführlich sind diesmal die Mittelschulen behandelt, was dadurch vollständig gerechtfertigt ist, dass die Gymnasien und Realschulen eben jetzt ihre abschliessende Organisation erfahren haben. Der Bericht teilt auch die neuen Lehrpläne dieser Anstalten, wie auch das Statut für den Latein-Unterricht an den Realschulen vollständig mit. Im 4. Abschnitt ist auch das neue und wichtige Statut über die Ausbildung der pharmazeutischen Praktikanten und das Organisations-Statut des Wirtschaftsamtes der Universität Budapest vollstandig aufgenommen. Der Bericht gibt, trotzdem er das ungarische Original vielfach kürzend zusammenfasst, ein vollständiges Bild von unserem Unterrichtswesen in der behandelten Zeit, und zwar ein Bild, das wir getrost dem Urteile des Auslandes vorlegen können, da wir uns auf diesem Felde nicht blos unseres angestrengten Fleisses und unserer rastlosen Thätigkeit rühmen dürfen, sondern bereits auch Manches geschaffen haben, dessen sich übri ens weit fortgeschrittenere Länder noch immer nicht rühmen können.

Vadnai Karl, Petru und Anicza, Erzählung. Autorisirte Uebersetzung von Anton Zunft. Lugos, 1888, 79 S.

Volapuk nyelvtan. (Grammatik der Volapük-Sprache mit Uebungen und Beispielen, und mit einem volapükisch-ungarischen und ungarisch-volapükischen Wörterbuche, nach Dr. August Kerckhoffs der ungarischen Sprache angepasst von Béla Zsigmondy.) Budapest, 1888, Pallas, XV, 126 S. — Gleichzeitig ist auch ein *Wörterbuch der Volapük-Sprache, dem ungarischen Idiom angepasst* (Budapest, 1888, Grimm) von Alexander Nagy erschienen, das sich ganz der Schleger'schen Grammatik anschliesst und auch einen Abriss derselben enthält.

Wohl Stephania, Éva. (Éva. Erzählungen, Skizzen, Gedichte in Prosa, Aphorismen von Stephanie Wohl.) Budapest, 1888, Mehner, 241 S. — Der Band enthält drei grössere Novellen: «Der Automat», «Similia similibus» (in französischer Uebersetzung in der «Revue internationale» erschienen) und «Ewig — niemals wieder!» Ausserdem eine bunte Reihe heiterer und ernster Skizzen und geistvolle, anregende Aphorismen. Die Sammlung ist ein neuerlicher Beweis für die vielseitige Bildung und das gereifte Darstellungstalent der begabten Verfasserin.

XLVIII. JAHRESVERSAMMLUNG DER UNGAR. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM 6. MAI 1888.

I. Eröffnungsrede des Präsidenten August Tréfort.

Geehrtes Publikum! Es ist eine gute Sitte, dass die wissenschaftlichen Akademien von Zeit zu Zeit öffentliche feierliche Sitzungen halten, in welchen sie sich dem Publikum vorstellen, wodurch sie auf das Publikum und das Publikum wieder auf sie eine gewisse geistige, wenn ich so sagen darf, magnetische Wirkung üben. Natürlich besitzt diese Wirkung blos dann Bedeutung, wenn das Publikum ein wirkliches Interesse fühlt. Ob das gegenwärtige Interesse des ungarischen Publikums für die Ungarische Akademie der Wissenschaften ein derartiges ist — ist schwer zu entscheiden.

Ich erinnere mich gut daran, dass das Publikum in meiner Jugend, als die Akademie noch kein eigenes Haus besass und ihre feierlichen Sitzungen im Saale des Pester Komitatshauses hielt, massenhaft dahin strömte und dass Saal und Galerien mit aufmerksamen Zuhörern gefüllt waren. Wohl ist es wahr, dass das damalige soziale Leben sehr einseitig und beschränkt war, dass das Publikum in Folge der damaligen Pressverhältnisse, als der Censor in einem meiner Artikel die Erwähnung der schwäbischen Dichterschule strich, weil er darin ein Verhöhnen der Wiener Kreise erblickte, dort Dinge und Ideen hörte, welche bei einem anderen Anlasse zum Ausdruck zu bringen verboten war. Jetzt ist das gebildete Publikum nach vielen Richtungen hin in Anspruch genommen; ich habe jedoch einmal einen speciellen Grund dafür gehört, weshalb unsere öffentlichen feierlichen Sitzungen nicht besser besucht werden: man sagte, sie seien sehr monoton, d. h. langweilig.

Abgesehen von der Langweile, werde ich den Grund ihrer Einseitigkeit und Monotonie in Kürze entwickeln. Der Grund ist sehr einfach und naheliegend: weil man bei uns nicht derart und solche Dinge sprechen kann, wie in den Pariser, Berliner, ja sogar Münchener Akademien, weil bei uns keine geistige Freiheit herrscht.

Ich habe schon an anderen Orten gesagt, was ich unter geistiger Frei-

heit verstehe; aber ich muss es hier wiederholen. Ich verstehe darunter einerseits die Berechtigung, seine individuelle Ansicht oder besser die Wahrheit unverhüllt auszusprechen, ohne dass wir irgend ein Disciplinar-Verfahren, eine Censur oder ein Anathema zu befürchten hätten; andererseits die Fähigkeit, eine solche Wahrheit mit Gleichmut, ohne Echauffement anzuhören und in Erwägung zu ziehen.

Eine solche Freiheit gibt es bei uns nicht, weil die ungarische Gesellschaft im Rahmen der conventionellen oder confessionellen Begriffe und Auffassungen so sehr festgenagelt ist, dass sie nicht im Stande ist, sich zu einem höheren Standpunkte aufzuschwingen und weil sie weniger philosophischen Geist besitzt, als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Sie werden aber vielleicht fragen, was denn der philosophische Geist sei und wie sich die ungarische Gesellschaft diesen Geist aneignen soll? Ich kann Ihnen keine Definition geben, wie ein deutscher Professor, ein Philosoph par profession Ihnen eine geben könnte, allein ich halte es für einen philosophischen Geist, wenn wir uns nicht mit jener Wahrheit begnügen, welche man uns in den Mund legt, sondern wenn wir selbst danach forschen, ob Dasjenige, was als wahr gepriesen wird, auch thatsächlich wahr sei. Der philosophische Geist ist also das Streben nach der Wahrheit und die freie Forschung in allen Regionen des Verstandes. Ohne diesen Geist gibt es keine Bildung, keine Wissenschaft, keine Freiheit; dies beweisen die Epochen der Autokratie und Revolutionsherrschaft, in welchen man nicht forschen und die Wahrheit nicht suchen darf, sondern in welchen man blos schweigen und klein beigeben muss.

Wie muss die ungarische Gesellschaft sich aber den philosophischen Geist aneignen? Muss in den Schulen ein Curs eingefuhrt werden, wie ich und meine Altersgenossen ihn aus dem Buche des Professors Imre lernten — Logik, Metaphysik und Ethik; müssen in den höheren Lehranstalten Kant, Schelling, Hegel oder Schopenhauer und die Philosophie des Unbewussten oder Cousin's Eklektik vorgetragen werden?

Was den Unterricht anbelangt, glaube ich, dass vornehmlich die Geschichte der Philosophie unterrichtet werden muss; dies allein wird jedoch noch keinen philosophischen Geist schaffen; nebstbei müssen die Naturwissenschaften, die Geschichte cultivirt werden, man muss die Meisterwerke der grossen Geister lesen und dann wird der philosophische und kritische Geist erwachen.

Jetzt aber sei es mir gestattet, von jenen Interessen zu sprechen, von welchen ich schon zweimal bei ähnlichen Anlässen sprach, von der ungarischen Cultur.

Wenn wir uns mit dieser befassen wollen, drängt sich von selbst die Frage auf, ob die an Zahl geringeren Racen den Anforderungen der modernen Cultur zu entsprechen vermögen?

Bei der Erörterung dieser Frage beruft man sich auf die Rolle und die Schöpfungen der alten Griechen.

Präcise statistische Daten über die Ziffer der griechischen Race besitzen wir nicht; wenn wir aber den Flächenraum in Betracht ziehen, auf welchem das griechische Volk zuhause und in den Colonien wohnte, konnte diese Ziffer nicht gross sein, wenigstens im Verhältnisse zur Zahl der heutigen massgebenden Völker, und doch haben die Griechen in der Literatur sowohl wie in der Kunst Ausserordentliches geleistet.

Die Römer haben — die Jurisprudenz ausgenommen — nur ins Lateinische übersetzt, was die Griechen geschaffen hatten. Es ist nur zu beklagen, dass die Griechen nicht mehr politisches Talent hatten und politisch so leicht eine Beute der Römer und später — in der christlich-byzantinischen Aera — der türkischen Barbaren wurden. Aber auch in der modernen Welt wussten minder zahlreiche Racen, so die Holländer und Schweden, Beträchtliches zu vollbringen. In der heutigen Welt jedoch ist es kaum möglich, die Concurrenz mit den massgebenden und auch der Anzahl nach grossen Nationen zu bestehen; daraus folgt aber nicht, dass wir nicht bestrebt sein sollen, ihnen nahezukommen, ein Ziel, dessen sine qua non die quantitative Zunahme des Stammes oder vielmehr der Nation ist. Es gilt Eroberungen zu machen auf den Gebieten des Geistes, der Volkswirtschaft und der physischen Kraft.

Und hiemit bin ich bei jenem Thema angelangt, das ich bei jeder Gelegenheit zu berühren pflege: wir bedürfen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Industrie und der Gesundheit.

Obgleich auf dem Gebiete der Wissenschaft, aber insbesondere auf dem der Naturwissenschaft auch solche Männer das Wissen förderten, die keine Schulung hatten, ist dennoch die Schule jenes Mittel, welches die Wissenschaft verbreitet und fördert, was ich schon unzählige Male entwickelt habe, daher jetzt nicht wiederholen will.

Die Literatur ist eine grosse Macht, weil sie die Weltanschauung der gebildeten Classen ausgestaltet; allein, grosse Schriftsteller und grosse Schriftwerke kann man nicht künstlich schaffen. Ein geistreiches gesellschaftliches Leben, Wohlhabenheit, das Interesse für grosse Dinge üben jedoch eine wohlthätige Wirkung auf das literarische Leben und auf die literarische Production. Dies gilt auch für die bildenden Künste. In Betreff der Industrie können Staat und Gesellschaft das Meiste thun. Man muss nur darüber ins Reine kommen, dass der moderne Staat und die moderne Gesellschaft ohne Industrie ihrer Aufgabe nicht zu entsprechen vermögen. Die allgemeine Salubrität endlich ist die Bedingung aller Entwickelung, allen Fortschrittes und Gedeihens; sie ist eine staatenerhaltende Macht.

Ich habe schon wiederholt gesagt, dass die Akademie geneigt und auch fähig ist, alle diese Interessen zu fördern; allein es gehört zu den Aufgaben

der Akademie, in jeder Richtung die höheren Gesichtspunkte einzunehmen, den edlen Strebungen Raum zu schaffen, den philosophischen Geist zu wecken, zu pflegen und zu erhalten und in dieser Richtung dem Vaterlande als Beispiel zu dienen.

Und somit erkläre ich die 48. feierliche Plenarversammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften für eröffnet.

II. Denkrede auf Arnold Ipolyi.

Von Wilhelm Fraknói.

Ein an Erfolgen, an Ruhm und an Segen reicher Lebenslauf erfuhr einen erschütternden, aber würdigen Abschluss, als vor siebzehn Monaten aus der Mitte seiner reichen Sammlungen mittelalterlicher Denkmäler und neuer Kunstwerke, während der Erfüllung seiner erhabenen oberhirtlichen Mission Arnold Ipolyi durch den Todesengel von Johann Vitéz' bischöflichem Stuhle unvermutet hinweggerafft wurde.

Seitdem an seiner Bahre, in der Trauerversammlung seiner Getreuen und Verehrer die feierliche Kundgebung des Schmerzes und der Pietät von den beredten Lippen unseres mit dem Purpur der Kirche geschmückten Genossen erklungen ist, hat uns eine ungewöhnlich lange und noch nicht abgeschlossene Reihe von Denkreden immer wieder das Bild seiner Thätigkeit vor Augen geführt und uns die Vielseitigkeit und die tief ergreifende Bedeutung des Verlustes gezeigt, den wir erlitten haben.

In der That, auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens und der Literatur hat Ipolyi die unvergänglichen Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen.

Der gesammte Kreis der historischen Wissenschaft, von der Ursage bis herauf in die neueste Zeit; die alten Schöpfungen und die modernen Aufgaben der bildenden Kunst; die Bedingungen der Herrschaft der ungarischen Nationalität und Staatsidee; das Glaubensleben und die Angelegenheiten des Unterrichts bildeten die Gegenstände seiner Studien. Und auf allen diesen Gebieten hat er neue Bahnen, neue Richtungen erschlossen.

Als Seelsorger, als Vorstand einer Priester-Erziehungs-Anstalt und als Bischof; als Leiter kirchlich literarischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Vereine hat er in hervorragender Weise schöpferischen Geist und organisatorische Befähigung bekundet.

Dabei hat er Kirchen restaurirt, Kunstgegenstände gesammelt und anfertigen lassen; er strebte die Entwicklung des Geschmacks an und sein Augenmerk verbreitete sich über Alles und Jedes, von den zum Gottesdienste geweihten Geräten, bis auf die Ornamente, welche im alltäglichen Leben gebräuchlich sind.

Und in dieser weitverzweigten Mannigfaltigkeit fehlt gleichwohl die

Einheit nicht, welche die Gemeinsamkeit einer grossen Idee, die Stetigkeit eines erhabenen Zieles verleiht.

Er gehörte zu jenen Begnadeten der Vorsehung, die schon zu Beginn der Laufbahn ihren Beruf erkennen, die ohne Schwanken jenen Pfad betreten, den sie zu verfolgen haben und mit sicherer Hand jene Mittel ergreifen, die ihnen zur Anwendung geboten sind. Er hatte niemals das drückende Gefühl zu später Reue kennen zu lernen, welches Diejenigen befällt, die nach irrigen Richtungen ausgehend, oder nimmer zu verwirklichenden Idealen nachjagend, Leben und Kraft zum grossen Teile erfolglos verschwenden.

Obwohl auch er von den Krisen der Prüfungen und Kämpfe nicht befreit bleiben konnte, liegen gleichwohl die Pfade seines Lebens hell und gerade zu Tag. Seine kraftvolle Intelligenz leitete ihn mit der Sicherheit der Magnetnadel. Es kann von ihm gesagt werden, dass er nicht eine Stunde seiner Zeit verloren habe, dass keine seiner Strebungen vergeblich gewesen. Seinem Wesen wohnte Dasjenige inne, was wir die Harmonie und Symmetrie der Fähigkeiten zu nennen pflegen.

Seine literarischen Werke weisen keinerlei Widersprüche auf; und ebenso wenig ist ein Widerstreit zu finden zwischen seinen Schriften und seinen Thaten. Sein Biograph ist nicht in die Notwendigkeit versetzt, den Schlüssel zu psychologischen Räthseln zu suchen, noch auch zweifelhafte Situationen mit rhetorischen Kunstgriffen zu rechtfertigen oder Irrtümer aufzudecken.

All das erleichtert mir meine traurige Aufgabe: sein Andenken zu feiern.

Es ist mir möglich geworden, obwohl mir die Gaben der Beredtsamkeit nicht beschieden sind, dennoch in Ehrerbietung dem Auftrage zu gehorchen, der Dollmetsch der Akademie zu sein. Und damit durfte ich gleichzeitig auch den Eingebungen persönlicher Verehrung, Dankbarkeit und Anhänglichkeit folgen; ja ich fand sogar Beruhigung in dem Gedanken, dass vielleicht aus dem unscheinbaren Rahmen meines anspruchslosen Vortrages die edle Gestalt des Verewigten in lebhafterer Beleuchtung, in markanteren Zügen vor unser Auge treten werde.

I.

An dieser Stelle, welche dem Cultus der nationalen Bildung und Wissenschaft geweiht ist, heischt jene Thätigkeit Arnold Ipolyi's Würdigung, welche er im Dienste dieser grossen Interessen entfaltet hat; in allererster Reihe diejenige, durch welche er in dem Werke der *Erforschung unserer nationalen Vergangenheit* und der *Entwicklung unseres nationalen Geistes* zu einem bedeutsamen Factor geworden ist.

Die neuen Richtungen, welche auf dem Gebiete der ungarischen Literatur jeweilig zur Herrschaft gelangten, kamen in der Geschichtschreibung nicht immer zur Geltung.

Im Laufe des XVIII. Jahrhunderts, als sich an unserer Nation die Anzeichen völliger Entkräftung bemerkbar machten, waren die dem Jesuitenorden angehörigen Historiker: Timon und Kazy, Pray und Katona sozusagen die einzigen Verkündiger der ungarischen Staatsidee; sie hielten die grossen Erinnerungen der Vergangenheit aufrecht und bewahrten dadurch den letzten Funken der Hoffnung auf eine bessere Zukunft vor dem völligen Erlöschen. Gleichwohl liess sie der Hauch des Nationalgeistes, welcher im letzten Viertel des genannten Jahrhunderts diesen Funken zur Flamme anfachte, unberührt. Nicht Einer von ihnen nahm Anteil an den ruhmvollen Strebungen eines Kazinczy und eines Révay!

Und alsbald darauf, als im zweiten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts der Geist der westeuropäischen Cultur unter Graf Stefan Széchenyi's Führung in der politischen und volkswirtschaftlichen Literatur siegreich Fuss fasste, scheint Stefan Horváth eine Schutzwehr gegen denselben zu errichten.

Dieser berühmte Mann verdient sicherlich den unwürdigen Hohn nicht, mit welchem man in neuerer Zeit seine Verirrungen zu geisseln pflegt. Seine wunderbare Gelehrsamkeit und seine schwärmerische Begeisterung heischen Hochachtung. Allein seine Werke bilden hinsichtlich des Inhaltes wie der Form einen schreienden Gegensatz zu den gleichzeitigen Producten der französischen und der deutschen Gelehrsamkeit, zu den Werken Guizots' und Thiers', Ranke's und Grimm's. Die Wirkung aber, welche er auf den Gemeingeist ausübte, bedrohte die Sache des Fortschrittes mit Gefahr, indem sie jene verderbliche Gattung des Selbstbewusstseins nährte, welche zur Selbstvergötterung führt.

Glücklicherweise tritt zu Beginn der vierziger Jahre auf dem Gebiete der ungarischen Geschichtschreibung eine neue Schule auf, welche mit den Vorteilen hoher Auffassung und weiten Gesichtskreises die Befähigung vereinigt, den Nationalgeist zu nähren.

Das ist hauptsächlich das Verdienst der Akademie, welche mit ihren Preisausschreibungen die Aufmerksamkeit der Nation nachdrücklich darauf hinlenkte, dass die Vergangenheit Ungarns im Zusammenhange mit der Universalgeschichte Europa's behandelt werden müsse; sowie auch darauf, dass die Darstellung des inneren Lebens und der culturellen Entwicklung der Nation eine ebenso wichtige Aufgabe sei, wie die getreue Schilderung der politischen und kriegerischen Ereignisse.

In den Reihen der jungen Schriftstellergeneration fanden sich Mehrere, die dem Mahnworte voll ernster Entschliessung Folge leisteten. Ein anspruchsloser Geistlicher, Michael Horváth, stand an ihrer Spitze. Seine

Arbeiten über die Geschichte des ungarischen Heerwesens, der Industrie und des Handels, seine Schilderungen der culturellen Verhältnisse der nach Europa einwandernden Magyaren — obgleich nur erst bescheidene Versuche — inauguriren in würdiger Weise die neue Richtung. Bald folgten aber die Unabhängigkeitskämpfe und nach deren Bezwingung die Wechselfälle der Verbannung, welche seine Thätigkeit für lange Zeit unterbrochen und nach anderer Richtung hin abgelenkt haben.

Da tritt nun Ipolyi an seine Stelle. Die Geschichtschreibung gehört zu dem traditionellen Wirkungskreise des katholischen Clerus Ungarns. Das Erbe der königlichen Notare, der Mönche und der Lehrer aus dem Jesuitenorden, schien derzeit auf die Seelsorger des Volkes überzugehen. Aus den Pfarrhäusern von Nagykáta und von Zohor treten die leitenden Männer unserer neueren Geschichtschreibung hervor. Es ist, als ob selbst ihre äusserlichen Lebensverhältnisse daran gemahnen sollten, dass eine der Hauptaufgaben des modernen Geschichtschreibers die sei, den Pulsschlag der Völker zu beobachten.

Und in der That schwebte Ipolyi von allem Anbeginn das grosse Ziel vor Augen, die Entwicklung des inneren Lebens, des Charakters der Nation zu schildern, den Geist ihrer Geschichte darzulegen.

In seiner Inauguralrede in der Akademie skizzirte er mit selbstbewusster Offenheit seine Pläne. Er möchte ein Werk schaffen, welches die sämmtlichen erhalten gebliebenen Denkmäler des öffentlichen wie des Privatlebens umfassen würde, von der Thonscherbe der Aschenurne an, welche die Pflugschar aus der Scholle des Grabhügels wühlt, bis zur himmelanragenden Spitze des majestätischen gothischen Domes; von den staatengründenden Massnahmen der Machthaber an, welche die Geschicke des Volkes lenken, bis zum Sprüchworte, welches das Volk unbewusst auf den Lippen führt.

Er nennt das projectirte Werk nationale Archäologie oder Culturgeschichte; eigentlich wäre es die Geschichte der Manifestationen und der Entwickelung des Nationalgeistes gewesen.

Dem unternehmenden Mute entsprach die Behutsamkeit und Sicherheit, mit welcher er, dem sorgsamen Baumeister gleich, bei der Legung der Grundsteine des mächtigen Gebäudes zu Werke ging.

Das erste Werk, welches er im Jahre 1854 erscheinen liess, besitzt alle Eigenschaften eines soliden Fundamentes. Der Titel *Ungarische Mythologie* drückt nicht präcis den Inhalt aus. Das Werk bietet mehr, als die Bücher über die classischen Glaubensmythen zu enthalten pflegen.

Nebst den religiösen Ideen, Gepflogenheiten und Ceremonien verbreitet es sich über Alles, was in den Kreis der geistigen Welt gehört. Es schildert die Auffassung des Menschen von seinem eigenen Wesen, von der ihn umgebenden Natur, von den auf ihn wirkenden Kräften. Es behandelt das

Familienleben, die Feste, die Sagen und Traditionen. Es bietet sonach die Geschichte der alten Cultur des ungarischen Volkes, der ältesten Aeusserungen des nationalen Genius.

Die classischen Studien, welche Jahrhunderte hindurch in den Schulen und in der Literatur des gebildeten Europa uneingeschränkt dominirten, hatten, bei all ihrer Geist und Geschmack bildenden Wirkung, eine verkehrte Situation geschaffen. Jedermann stand unter dem Zauber des hellenischen und römischen Altertums: man kannte genau die Genealogie der olympischen Gottheiten; man begeisterte sich an den Heldenthaten Achill's und trauerte an der Bahre Hektor's. Aber für ihre eigene Vergangenheit, für ihre mittelalterlichen Denkmäler bekundeten die Nationen Gleichgiltigkeit und Unempfänglichkeit.

Endlich trat auch der Niedergang des Classicismus mit all seiner Ueberwucherung und seinen Auswüchsen ein. Die sogenannte romantische Schule lenkte die Aufmerksamkeit auf das Mittelalter hin und erweckte die Pietät für die Schöpfungen und Institutionen desselben. Zuerst hielt diese Richtung, unter Führung Victor Hugo's, ihren Einzug in das Bereich der Poesie; alsbald kam sie auch auf dem Gebiete der Geschichtsforschung und der Altertumskunde zur Herrschaft.

Auch bei uns, eben zur Zeit, als Petőfi und Arany sich aus den Banden classischer Ueberlieferungen befreien und aus den Quellen des Volkslebens den Zaubertrank der Verjüngung der lyrischen Poesie und des Epos zu schöpfen begannen, geht Ipolyi daran, aus den übergebliebenen verwirrten und verblassten Fäden des alten ungarischen Volkslebens das glanzvolle Gewebe von ehedem wiederherzustellen.

Allein während er die Inspiration zu dieser Aufgabe von seinem kräftigen Nationalgefühl empfängt, sucht er die Methode der Lösung auf den Höhen der europäischen Gelehrsamkeit.

Etwa zwei Jahrzehnte zuvor hatten in Deutschland die Brüder Grimm durch ihre epochemachenden Werke zur Zerstreuung des Dunkels, welches das Altertum umgibt, eine neue Leuchte entzündet. Sie verwerteten das Materiale der Sagen, Märchen, Sinnsprüche, Gewohnheiten und abergläubischen Vorstellungen des Volkes, sowie der alten Sprachdenkmäler, um über die Denkweise und Empfindungen des Volkes Aufschluss zu geben, und durch Vergleichung dieser Denkmäler mit jenen anderer Völker die verschiedenartigen Cultur-Einflüsse zu bestimmen.

Diesen Spuren folgte Ipolyi und begann mit Bewunderung erregendem Fleiss und Glück die Denkmäler zu sammeln, welche er in Druckwerken veröffentlicht, in Handschriften verborgen, im Volksmunde lebend vorfand und deren relativen Wert er, auf dem ganzen Gebiete vollkommen orientirt, festzustellen wusste. Auch die Hilfsmittel der vergleichenden Sprachenkunde machte er sich zu Nutze. Die Mythologie der orientalischen

und slavischen, der germanischen und finnischen Völker behielt er fortwährend im Auge.

Das Werk stand sonach vollkommen auf europäischem Niveau, wie denn auch auswärtige Fachorgane einzelne Abschnitte desselben bereitwillig veröffentlichten. Dabei dürfen wir sagen, dass wir Ergebnisse ausgedehnterer Forschungen in keinem ungarischen historischen Werke finden.

In solcher Weise vermochte er tiefen Einblick zu gewinnen in den inneren Organismus des nationalen Lebens und den ungeahnten Reichtum unserer Ueberlieferungen zu erschliessen, in welchen die Nation mit Ueberraschung den weiten Kreis der Weltanschauung ihrer Vorahnen, die Fruchtbarkeit der Phantasie, den Adel des sittlichen Gefühles derselben erkannte.

Das Buch ist kein Conglomerat lebloser Daten. Es durchweht ein frischer Geist dasselbe. Das Auge des Verfassers, obwohl an das Dunkel des Altertums gewöhnt, erkannte auch die Bedürfnsse seiner eigenen Zeit.

Er brachte auf seine Schriftstellerlaufbahn jene ideale Begeisterung und jenes selbstlose patriotische Gefühl mit, durch welche die Vorsehung Generationen nach grossen Katastrophen zu entschädigen und vor Entmutigung zu bewahren weiss. Indem er die Denkmäler längst entschwundener Zeiten aus den Gräbern wieder erstehen lässt, bietet er unter Einem auch seinen trauernden Zeitgenossen Trost und Hoffnung. Er eröffnet seine Studie mit dem kraftvollen Worte: «Wenn das Ungewitter ausgetobt hat, regen sich des Mannes Arme mit neuer Kraft zum Werke!»

Während also die Männer der Wissenschaft das Werk, welches Franz Toldy zu den »grossen Entdeckungen der historischen Wissenschaft» zählt, mit lebhafter Freude begrüssten, wurde dasselbe auch in den weiten Kreisen des gebildeten Publikums mit Begeisterung aufgenommen.

Der Fortschritt der Wissenschaft hat im Verlaufe von vierthalb Jahrzehnten einzelne Thesen desselben modificirt, richtiggestellt, wohl auch widerlegt und einzelne Ergebnisse seiner Forschungen überholt; aber den Wert des Werkes hat die Zeit nicht verringert. Es sei mir gestattet, auch des geringfügig scheinenden Umstandes Erwähnung zu thun, dass das Buch heute ebenso gesucht ist, als bei seinem Erscheinen und (in unserem neueren Buchhandel ein vereinzelt stehender Fall) heute bereitwillig das Achtfache des ursprünglichen Wertes für ein Exemplar angeboten wird.

II.

Der Ideenkreis der geistigen Welt, in welchem der Autor der «Ungarischen Mythologie» den ältesten Spuren der nationalen Cultur nachforschte, grenzt an die Welt der Kunst, in welcher die Völker ihre Ideale verkörpern, ihre höchsten Bedürfnisse befriedigen.

Insbesondere die Baukunst kann mit Recht als eines der ältesten

Geschichtsbücher der Menschheit betrachtet werden, auf dessen steinernen Tafeln dieselbe ihren Glauben, ihre Ideen und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse verewigt hat.

Es gibt in der ungarischen Geschichte Jahrhunderte, aus denen an schriftlichen Aufzeichnungen kaum einige Seiten auf uns gekommen sind; die erhalten gebliebenen Kunstdenkmäler aber werfen volles Licht auf die religiösen und Culturzustände.

Es war also ganz natürlich, dass Ipolyi in dem Streben nach dem grossen Ziele seine Aufmerksamkeit auf das Studium der vaterländischen Kunstdenkmäler ausdehnte.

Die Ahnung dieses inneren Zusammenhanges keimte in seinem Geiste bereits damals empor, als der kaum zwanzigjährige Jüngling in der ungarischen Uebungsschule, dem durch den Cardinal Pázmány in Wien gegründeten ungarischen Priester-Erziehungshause, die ersten seiner literarischen Versuche vorlegte. Gegenstand des einen war «Die Urreligion der Ungarn»; jener des anderen «Die Religion und die Kunst».

Zur selben Zeit, als er an der «Ungarischen Mythologie» arbeitete, erschien sodann seine erste kunstgeschichtliche Studie.

Die mittelalterliche Kunstgeschichte sowohl, als die nationale Mythologie sind neue Wissenschaften.

Während die Archäologie des Altertumes sich fortwährender Pflege zu erfreuen hatte, die Formen und die Meister der antiken Kunst altbekannt waren und die Künstler zum Studium der Schöpfungen derselben nach Italien pilgerten, gingen selbst die Gebildetesten stumm vorbei an den grossartigen Kunstdenkmälern ihres Vaterlandes, welche einem verschlossenen Buche gleich vor ihnen standen.

Ein bescheidener Kunstgelehrter zu Köln, Boisserée, begann, von der erhabenen Kunst ergriffen, welche sich an dem Dome seiner Vaterstadt offenbart, um das Jahr 1808 dieses Meisterwerk der Welt zu studieren, und durch Zeichnungen reconstruirt zur Anschauung zu bringen. Zwei Jahrzehnte später machten der Franzose Caumont und der Engländer Bloxham Versuche, die Zeit der Entstehung und den Charakter der mittelalterlichen Kunstdenkmäler ihres Vaterlandes zu bestimmen und zugleich die Grundzüge einer wissenschaftlichen Archäologie des Mittelalters auszuarbeiten.

Da entstand nun eine wahrhafte Revolution auf dem Gebiete der Kunstgeschichte sowohl, als des Kunstgeschmackes. Die für barbarisch erachteten Schöpfungen des romanischen und gothischen Styles wurden Gegenstand der Bewunderung und der Nachahmung.

Auch in unserem Vaterlande machte in der Morgenröte des nationalen Erwachens ein Strahl der Begeisterung die Memnonssäulen unserer Cultur, die Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst, welche seit Jahrhunderten stumm dagestanden, wieder ertönen. Unser verdienstvoller College

Emerich Henszlmann wurde durch seine, mit reicher Fachkenntniss gearbeitete Beschreibung des namhaften Kaschauer Domes der Begründer der ungarischen Kunstgeschichte.

Zur selben Zeit (1847) betonte die Akademie in einem Aufrufe «An jeden Ungar, dem die nationale Ehre am Herzen liegt» nachdrücklich die Notwendigkeit, dass die Nation unseren Kunstdenkmälern entsprechende Würdigung angedeihen lasse. Es spricht ein scharfer Vorwurf aus dieser Verlautbarung, wenn daselbst gesagt wird: «Während andere Nationen die Reliquien ihrer Vergangenheit, welche von ihrer Cultur und ihrem Glanze in früheren Zeiten Zeugniss geben, erhalten, restauriren, bekanntmachen und im Zauberscheine der Dichtung wiedererwecken, — lassen wir, gleichgiltig gegen unseren alten Ruhm, selbst diejenigen verfallen, welche von den Stürmen vergangener Jahrhunderte verschont geblieben sind.» Dabei verkündet aber der Aufruf zugleich auch die beruhigende Thatsache: «Ob auch Vieles durch die Zeit, noch mehr durch die Bürgerkriege, das Meiste durch Mangel an Verständniss und Pietät vernichtet wurde, ist uns gleichwohl noch überaus Vieles erhalten geblieben unter der Erde wie auf der Oberfläche derselben.»

Inmitten der Stürme der politischen Kämpfe konnte die Stimme der Akademie die erhoffte Wirkung nicht hervorbringen.

Zu Beginn der fünfziger Jahre nahm in Oesterreich die Angelegenheit der Conservirung und Bekanntmachung der Kunstdenkmäler grossen Aufschwung; Eitelberger und Heider waren die auf hohem Niveau stehenden Förderer derselben. Die Regierung errichtete die Centralcommission für Kunstdenkmäler, versah dieselbe mit namhaften Geldmitteln und ernannte aus den Reihen der Fachmänner sogenannte Conservatoren.

Der Wirkungskreis dieser Commission erstreckte sich auch auf Ungarn, woselbst unter den Conservatoren Ipolyi die ihm anvertrauten Interessen mit dem grössten Eifer und dem meisten Erfolge wahrnahm.

Wie bei seinen früheren und späteren Studien, so begann er auch bei dieser seiner Aufgabe damit, sich aus den grundlegenden Werken der europäischen Fachliteratur die theoretischen Kenntnisse in vollem Maasse eigen zu machen. Sodann bereiste er seinen District, dessen Mittelpunkt Pressburg bildete, von Ort zu Ort, in Begleitung eines Architecten, der die Aufnahmen bewerkstelligte und Zeichnungen anfertigte.

Später, als er das Erlauer Domherrnstallum und nachmals den Bischofssitz von Neusohl bestieg, wurden die Comitate Heves und Borsód, Sohl und Turócz in gleicher Weise der Schauplatz seiner kunstgeschichtlichen Forschungen; nicht minder suchte er in anderen Teilen des Landes die hervorragenderen Kunstdenkmäler auf.

Das Ergebniss ist eine ganze Sammlung von Monographien. Dieselben erschienen teils in den Publicationen der Akademie, teils verdanken sie ihre Veröffentlichung seiner eigenen Opferwilligkeit.

Seine Aufmerksamkeit, obwohl in erster Reihe den Schöpfungen der Baukunst zugewendet, erstreckte sich auf den gesammten Kreis der Kunstdenkmäler: auf die Werke der Malerei, der Sculptur und der Goldschmiedekunst, von den vorhistorischen Zeiten bis in das XVII. Jahrhundert, da die Renaissance in dem Barocc-Style untergeht.

Und niemals betrachtete er die Kunstdenkmäler isolirt. Er stellte sie stets in die Beleuchtung der Geschichte und der Tradition. Besonderes Gewicht legte er darauf, ihren inneren Zusammenhang unter einander, ihre Verbindung mit den allgemeinen Kunstrichtungen und dem Geiste ihrer Zeit nachzuweisen. Gleichwie er von dieser Höhe seines Standpunktes aus Alle überflügelte, die vor und mit ihm auf dem Gebiete der ungarischen Kunstgeschichte arbeiteten, so wusste er auch mit ausserordentlichem Geschick die fachmässige Gründlichkeit der Behandlung mit Klarheit und Interesse erweckender Form des Vortrages zu verbinden.

Er begnügte sich nicht damit, für wenige Fachmänner zu schreiben, oder für künftige Generationen Materiale anzuhäufen. Seine Ambition war, den Kenntnisskreis des gebildeten grossen Publikums zu erweitern, den Geschmack desselben zu veredeln, seinen Geschichtssinn zu entwickeln. Unter dem Zauber seiner warmen Worte öffnete sich gleichsam der vaterländische Boden und aus den Tiefen desselben stiegen die Gestalten des Altertumes empor; die verlassenen, verfallenden Trümmer begannen zu reden und erzählten Wunder von dem Kunstsinne und der hohen culturellen Entwicklung der Geschlechter, welche sie geschaffen.

Er schöpfte aus der Vergangenheit Egyptens und Assyriens, Hellas und Roms die Erkenntniss, dass sich die Kraft grosser und begabter Nationen in monumentalen Schöpfungen offenbart. Mit patriotischem Stolze erfüllt, verkündete er, dass jedes der Völker, welche das Gebiet unseres Landes bewohnten, in den Boden desselben tiefe Spuren seiner verheerenden Hand eingewühlt, nach den Römern aber keines Kunstdenkmäler daselbst errichtete, gleichwie auch keines einen Staat gegründet hat; weder die Hunnen, noch die Avaren noch auch selbst die Slaven, sondern einzig und allein die Magyaren. Unsere Nation darf sich sonach auf ihre Kunstdenkmäler als auf einen Rechtstitel berufen, denn dieselben beweisen in unzweifelhafter Weise, dass sie dieses Land nicht allein durch die Gewalt ihrer Waffen, sondern auch durch die Superiorität ihrer Cultur erobert hat.

Sofort an der Schwelle seiner Forschungen musste er sich davon überzeugen, dass die ungarischen Kunstdenkmäler zumeist den Gesetzen der in Europa allgemein zur Geltung gelangten Kunstrichtungen folgten, da ja die Annahme des Christentumes den sämmtlichen Lebensäusserungen der Nationen ein gewisses gemeinsames Gepräge aufdrückte. Gleichwohl aber führten ihn seine Studien auch zu dem Ergebnisse, dass die ungarische Nation, indem sie den

Strömungen der Weltcultur folgte, die europäischen Formen mit Selbstständigkeit verwendete, ja mit den Elementen ihrer eigenen Individualität modificirte.

Ungarn war seit dem Beginn seines staatlichen Bestandes in innigsten Contact getreten mit dem geistigen Leben des Westens, dessen von der erstarrten byzantinischen Kunst so sehr abweichende, sich lebendig fortentwickelnde Kunstrichtung den empfänglichen Geist unserer Nation sofort durchdrang. Schon in den Basiliken Stefans des Heiligen sehen wir das ganze Regierungsprogramm des grossen Staatsgründers ausgedrückt: seinen Anschluss an die römische Kirche, an das westeuropäische Staatensystem. Charakteristisch ist aber an diesen Basiliken zugleich auch die Anwendung des Turmsystemes des römischen Castrums, die sich in anderen Ländern nur ausnahmsweise vorfindet.

Im XIII. Jahrhundert erreichte unsere monumentale Architectur mit der Annahme der Formen des romanischen Rundbogenstyles ihre höchste Entwicklung und zugleich auch ihre grösste Selbstständigkeit. Die ganze Reihe unserer künstlerisch gebauten Klosterkirchen aus jener Zeit zeigt eigenartige Grundrisse, welche in Verhältnissen und Harmonie mustergiltig, mit augenfälliger Kunstöconomie durchgeführt, originelle Kunstschöpfungen, oder doch eigene Kunstnuancen darstellen. Und an eben diesen Kunstdenkmälern finden wir eine so ausserordentlich reiche Sculptur, so vielfache Formenschönheit entwickelt, dass dieselben dem Schönsten an die Seite gestellt werden dürfen, was der romanische Geschmack in Europa geschaffen hat.

So von Epoche zu Epoche fortschreitend stellt er an unseren Denkmälern der Baukunst einerseits den Einfluss des Auslandes, andererseits die eigenartigen Momente und Abweichungen fest, welche dieselben aufweisen.

Bei der Erörterung der Statuen und Altarbilder, mit welchen unsere Kirchen geschmückt sind, weist er gleichfalls nach, dass dieselben nicht importirte Kunsterzeugnisse, und auch nicht Werke importirter Künstler sind. Er deckt die Spuren zahlreicher ungarländischer Kunstschulen und Werkstätten auf. Auch bei diesen ist der Einfluss der allgemeinen Richtungen unbestreitbar: augenfällig ist aber auch die eklektische Verwendung der Eigentümlichkeiten der verschiedenen ausländischen Schulen und Meister, sowie die individualisirende Nachbildung der Gestalten des ungarischen Volkslebens.

Seine Arbeiten charakterisirt die vollkommene Kenntniss der europäischen Kunstgeschichte und jene objective Unbefangenheit, welche sich durch keinerlei Einflüsterungen nationaler Eitelkeit auf Abwege führen lässt.

Indem er auf diese Weise den Aeusserungen der nationalen Individualität nachforscht, beging er auch das gesammte Gebiet der Industrie und wies nach, dass, gleichwie die europäische Civilisation im Allgemeinen keine Idee zu

Tage förderte, welche nicht auch bei uns Wurzel geschlagen, und keine Errungenschaft aufweist, welcher sich nicht auch unsere Nation bemächtigt hat, — so auch in jedem Zweige der Industrie das mittelalterliche Ungarn sich zum Niveau des gebildeten Westens erhoben hat und zugleich das Capital der menschlichen Bemühungen und des Geschmackes auch seinerseits zu mehren verstanden hat. Besondere Sorgfalt verwendete er auf das Studium der Werke der Goldschmiedekunst; namentlich die wissenschaftliche Feststellung der ungarischen und siebenbürgischen Emailtechnik ist sein Verdienst. In den Producten der häuslichen Webeindustrie und in deren Stickerei-Ornamentik hat er neben den deutschen, slavischen und orientalischen Motiven auch die ungarischen Elemente nachgewiesen.

III.

So ausgedehnt und fruchtbar auch Ipolyi's Thätigkeit auf dem Gebiete der ungarischen Kunstgeschichte war, so bildete dieselbe in seinen Augen doch nur einen Abschnitt der Culturgeschichte.

Immer schwebte ihm die Frage vor: welchen Anteil unser Vaterland an den Culturbewegungen Westeuropa's genommen, womit es zu denselben beigetragen, welche neuen Elemente es ihnen geliefert habe?

Deshalb befassten sich seine Studien mit den sämmtlichen Richtungen des nationalen Lebens.

Unter den Factoren der Cultur-Entwicklung der Menschheit nimmt bekanntermassen die Stadt eine hervorragende Stelle ein, da dieselbe der Schauplatz der aufblühenden Wissenschaft, Kunst und Industrie gewesen. Die Geschichte des Entstehens und des Lebens der ungarländischen Städte hat Ipolyi in seiner Monographie »Culturskizze von Neusohl» dargelegt.

Selbstverständlich musste er zugeben, dass die Ungarn kein *städtegründendes* Volk waren; wohl aber vermochte er einen Beweis ihres staatenbildenden Berufes darin zu erkennen, dass sie durch Ansiedelung für das Stadtleben geeigneter Elemente die Städte ins Leben gerufen haben. In dieser Hinsicht hat er die bisherigen verkehrten und oberflächlichen Anschauungen der Geschichtschreibung wesentlich umgewandelt.

Die thüringischen oder flandrischen, sächsischen und schwäbischen Colonisten, welche vom XI. Jahrhundert an nach unserem Vaterlande strömten, vermochten, hier auf sich selbst angewiesen, ihre neue Existenz nicht mit der höchsten Stufe der Cultur: der Städtegründung zu beginnen. Das bekunden deutlich die uralten deutschen Colonien des Thuróczer, Sohler, Ober-Barser und Neutraer Comitates. Sie standen zur Zeit ihrer Einwanderung auf einer primitiven Stufe des Gemeindelebens und der Civilisation und stehen heute noch ebendort; denn sie ermangelten der Bedingungen der höheren Entwicklung.

Die Fremden brachten die Keime der Cultur mit sich, aber dazu, dass sich aus diesen ein städtisches Leben entwickle, bot unser Land nicht nur den Boden, sondern auch den befruchtenden Sonnenschein: in den Rechten der Auton mie und Selbstverwaltung, mit denen seine unvergleichliche Liberalität die im Entstehen begriffenen Gemeinden ausstattete.

Mit besonderer Vorliebe forschte Ipolyi in seinen Studien jenen Factoren nach, denen der ungarische Staat sein Erstarken und seinen Bestand verdankt.

In der Reihe dieser Factoren setzte er an die erste Stelle die Idee der politischen Einheit, der nationalen Zusammengehörigkeit, welche dem Staatskörper gleichsam die Seele einhaucht, demselben starkes und dauerndes Leben verleiht.

Indem er das Auftauchen und Erstarken dieser Idee auf den Blättern der ungarischen Geschichte verfolgte, würdigte er in zutreffender Weise die meisterhafte Politik, welche die ungarische Nation den fremden Völkerschaften gegenüber befolgte, die sie im Lande vorfand oder die später einwanderten, eine Politik, welche durch den Cultus der Freiheit und der Verfassung die Einheit der Nation sicherte.

Mit Stolz verkündet er, dass die Ungarn, als sie das Land erobert hatten, nicht anderen Nationen gleich eine Scheidewand errichteten zwischen Eroberern und Unterjochten; dass sie keine Kasten schufen, wie die asiatischen Völker; dass sie keine Heloten hatten, wie die Hellenen, keine Sklaven wie die Römer und die freien Völker Amerikas, noch auch Unterdrückte, wie die Engländer. Sie forderten für sich keine Hegemonie, ja nicht einmal eine privilegirte Stellung. Sie nahmen die fremden Elemente bereitwillig in den Verband des neuen Staates auf und öffneten ihnen die Schranken zu den Kreisen der privilegirten Classen, ja selbst zu den höchsten Staatsämtern.

Daraus erklärt es sich, dass, obwohl unser Vaterland häufig der Schauplatz inneren Krieges war, die ungarische Geschichte gleichwohl keinen einzigen Fall eines Racenkampfes kennt. Im Gegenteil beweisen alle Daten, dass in den früheren Jahrhunderten jeder Bewohner des Landes, welche Sprache er auch redete, sich als treuen Sohn des Landes, als Ungar bekannte.

Nach den Aeusserungen der politischen Weisheit setzte er sich zum Ziele seiner Studien die Kriegskunst, welche unseren nationalen Bestand erhielt und unsere Cultur verteidigte.

Diesen Gegenstand konnte er ler eingehenden Behandlung durch den Historiker für um so würdiger erachten, weil sich die ungarische Nation unter den anderen Nationen der Welt durch nichts Anderes so sehr auszeichnete, als durch ihre Kriegskunst. Wir haben uns nicht der Entdeckung grosser Wahrheiten, noch wichtiger Erfindungen zu rühmen. Das Eine, wodurch wir unsere Ueberlegenheit bekundeten, war die ungarische Kriegfüh-

rung; und in derselben bildeten nicht die rohe Gewalt, sondern strategische und tactische Vorzüge den Hauptfactor.

In dieser Beziehung können wir uns auch des ausnahmsweisen Glückes rühmen, dass, gleichwie die Kriegsorganisation der Gallier und der Germanen in Julius Cäsar und Tacitus, so jene der Ungarn in den griechischen Kaisern Leo und Constantin unbefangene und wohlberufene Geschichtschreiber fand. Ipolyi war sonach in der Lage, die ungarische Kriegsgeschichte auf fester Grundlage aufzubauen und ebenso sicher bis in die Zeiten Mathias Hunyady's, Nikolaus Zrinyi's und Maria Theresia's fortzuführen, womit er die unverjährbare Macht der alten Ueberlieferungen bewies.

Das grosse Werk, welches der Gegenstand seiner Jugendträume war und dessen Vorbereitung er die Jahre seines Mannesalters widmete, ist nicht zustande gekommen. Es war ihm nicht beschieden, die ungarische Culturgeschichte zu vollenden.

Nach der Wendung seines Lebenslaufes, welche ihn zu hohen öffentlichen Stellungen erhob, konnte er nur mehr wenige Stunden der Wissenschaft widmen. Allein obschon er die Wahrheit des Satzes: »Ars longa, vita brevis« fühlte und das Wort auch häufig wiederholte, setzte er gleichwohl sein Werk mit jener kein Ermatten kennenden Ausdauer, welche der Charakterzug der auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Kraft ist und mit der jede Uebereilung ausschliessenden Ruhe fort, welche das Privilegium des hohen Geistes bildet.

IV.

Die Kriegs- und politischen Ereignisse im engeren Sinne fielen nicht in den Bereich der schriftstellerischen Aufgaben Ipolyi's. Er nahm auf dieselben nur insoferne Rücksicht, als dies die Erläuterung der Culturentwicklung oder der Kunstgeschichte notwendig machte.

So hat beispielsweise sein Werk über die *heilige Krone Ungarns*, welches die Akademie in einer des Gegenstandes würdigen Ausstattung edirte, das epochale Ereigniss der Verleihung der Krone durch Papst Sylvester II. auf Grund unmittelbarer Quellenstudien in ein neues Licht gerückt; er brachte dasselbe in engen Zusammenhang mit jenen weltgeschichtlichen Strömungen, welche bei den zwischen Papsttum und Kaisertum um die Macht geführten Kämpfen im Hintergrunde wirksam waren. Die kraftvolle und sympathische Gestalt des grossen Papstes stellt er in einem meisterhaften Charakterbilde vor uns hin; er würdigt insbesondere seine Politik, welche dem Streben des Kaisertumes nach der Weltherrschaft dadurch einen Damm entgegensetzte, dass sie die neu entstehenden christlichen Staaten unabhängig zu stellen suchte und das System des europäischen Gleichgewichtes begründete, dessen

Aufrechterhaltung zur traditionellen Bestrebung des heiligen Stuhles wurde.

In seinen Erörterungen findet auch das Schreiben Papst Sylvesters an Stefan den Heiligen Platz, durch welches der König von Ungarn mit den apostolischen Rechten bekleidet wird. Die Frage der Authenticität dieses Schreibens hat seit einem Jahrhundert den Gegenstand wiederholter leidenschaftlicher Discussionen in der Literatur gebildet. Ipolyi führt eine neue Serie von Argumenten für die Echtheit des Schreibens ins Treffen, indem er den augenfälligen Einklang nachweist, welcher zwischen dieser Urkunde und den übrigen Schriften des genannten Papstes sowohl in Hinsicht des Gedankenganges als auch des Styles besteht.

Die kunstgeschichtliche Beschreibung der zwei Bestandteile der heil. Krone machte zwar die Lösung hochinteressanter Fragen notwendig, blieb jedoch für die ungarische Kunstgeschichte ergebnisslos. Desto fruchtbarer erwies sich dafür das Studium der Stickereien des Krönungsmantels. Als die Werkstätte, aus welcher die Arbeit hervorgegangen ist, bezeichnet Ipolyi das von der Königin Gisela gegründete griechische Nonnenkloster im Veszprimer Tale. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, dass dieses Kloster denjenigen völlig ähnlich, ja vielleicht eine Tochteranstalt derselben war, welche die byzantinische Prinzessin Theofania, nachdem sie deutsche Kaiserin geworden, aus ihrem Vaterlande nach Deutschland verpflanzte, damit in denselben vornehme Damen erzogen würden und Unterricht in der Hofetiquette und der blühenden byzantinischen Kunststickerei erhielten. Nachdem dies festgestellt ist, erscheint auch die Thatsache erklärlich, dass König Stefan, der Anhänger der römischen Kirche, byzantinische Nonnen ansiedelte, ein Factum, welches bisher zu den Rätseln der ungarischen Geschichtschreibung gehört hatte.

Das Buch über die Stefanskrone, zu dessen Abfassung ihn die Aufforderung der Akademie bestimmte, bildet eine episodenartige Abzweigung von Ipolyi's literarischer Laufbahn.

Einen organischen, ergänzenden Teil derselben bilden dagegen jene Studien, welche die Aufhellung der ungarländischen Geschichte der Religionskämpfe im XVI. und XVII. Jahrhundert bezwecken.

Er gedachte der Geschichtschreiber der sogenannten katholischen Gegenreformation zu werden, vom ersten Auftreten bis zum endgiltig gesicherten Triumphe derselben. Oláh, Veresmarty und Hajnal wären seine Hauptgestalten gewesen. Von dieser Trilogie gelangte nur die mittlere Partie zur Veröffentlichung. Die erste blieb begonnen, die letzte nahezu vollendet in seinem literarischen Nachlasse.

Gleichwie er im Nebel der alten Sagen klar die Umrisse des ungarischen Geistes erkannte und für die stumme Beredtsamkeit der steinernen Denkmäler ein Verständniss hatte: ebenso ergriff in den betrübenden Er-

scheinungen der Religionskriege seinen Geist jene grosse nationale Bewegung, inmitten deren die Morgenröte der ungarischen Literatur anbricht.

Die confessionellen Kämpfe beherrschten im Verlaufe des XVI. und XVII. Jahrhunderts das Staats- und Volksleben, die Wissenschaft und die Schule. Nur an der Hand ihrer Geschichte ist ein tieferer Einblick in die Bewegung des öffentlichen Geistes und der Gemüter zu gewinnen.

Ipolyi legte sein Werk auf breitester Basis an; er fasste alle Momente des öffentlichen Lebens zusammen und setzte die hervorragenden Gestalten desselben in erschöpfenden Charakterbildern an die entsprechenden Stellen.

Er kannte keine Chablone, in deren Prokrustesbett man die historischen Individualitäten hineinzuzwängen pflegt. Bei der Geltendmachung der Principien der Ethik und Gerechtigkeit ignorirte er nicht die Anforderungen der Situationen und Verhältnisse. Er weiss den Geist der Mässigung, welchen die Prälaten des XVI. Jahrhunderts bekundeten, die Geschicklichkeit Peter Pázmány's in Transactionen ebenso zu würdigen, wie er den heldenmütig wagenden Thaten des Primas Franz Forgách seine Bewunderung nicht versagt, der die ihm anvertraute Sache inmitten so vielfacher Gefahren mit Energie und Erfolg zu schirmen verstand.

Ipolyi's Auffassung von der Politik des ungarischen Episcopates im XVI. und XVII. Jahrhunderte hat von verschiedenen Seiten Einwendungen provocirt und es wurde die Ansicht geäussert, diese Auffassung stehe im Widerstreit mit der nationalen Richtung seiner Lebensthätigkeit.

Der Grundzug dieser Politik ist das Festhalten an der Dynastie. Allein Diejenigen, welche diese Politik befolgten, erkannten in derselben nicht nur ein Postulat des Bestandes der katholischen Kirche in Ungarn, sondern zugleich auch eine Garantie der nationalen Interessen.

Es galt zu wählen zwischen dem Bündnisse mit dem Westen und der Bevormundung durch denselben, oder dem Protectorate und der Tyrannei des Ostens. Diejenigen, welche den fünfhundertjährigen Verband mit dem Staatsleben und der Civilisation des Westens aufrecht zu erhalten wünschten, waren naturgemäss bestrebt, jenen Factor zu kräftigen, in welchem sie die hervorragendste Stütze dieses Verbandes erkannten. Die Heftigkeit der gegnerischen Angriffe steigerte ihre Anhänglichkeit, ja führte sie sogar zu Uebertreibungen. Sie mochten irren in Maass und Mitteln, aber ihr Ziel war ein edles, ihre Absicht rein, ihr Gefühl patriotisch.

Uebrigens ist die Reaction, welche unter der Regierung Leopold I. gegen die ungarische Staatsidee zur Herrschaft gelangte, nicht die Schuld des katholischen Clerus; wohl aber ist es dessen Verdienst, dass die Reaction nicht schon ein halbes Jahrhundert früher triumphirte, da ihre Folgen gefährlicher gewesen wären.

Die Strömung der herrschenden Ideen trieb die Völker unwiderstehlich in die Arme des Absolutismus. Selbst die gebildetsten, die Nationen

Cervantes' und Molière's beugten sich ohne Widerstreben, vielleicht wohl gar ohne Erröten vor den beschämendsten Aeusserungen der Herrscherwillkür.

In Ungarn hat die Politik eines Forgách, eines Pázmány, eines Szelepchényi mit der Continuität der historischen Ueberlieferungen das Leben der verfassungsmässigen Institutionen gerettet, welches zwar nur ein Vegetiren war, aber in der Hinkunft die dauernde Wiederherstellung der Unabhängigkeit des ungarischen Staates und der Herrschaft der ungarischen Nationalität möglich machte.

Ipolyi war ein würdiger Nachfolger dieser historisch namhaften Prälaten.

Bei der Charakterisirung seiner Thätigkeit und seines Einflusses kann ein wesentliches Element derselben nicht mit Stillschweigen übergangen werden: seine kirchliche Stellung. Zur Würdigung derselben müsste uns auch schon der Umstand veranlassen, dass es heute zum erstenmale der Fall ist, dass an dieser Stelle das Andenken eines ungarischen Prälaten gefeiert wird; hauptsächlich aber veranlasst uns hiezu die lehrreiche Natur der Verbindung zwischen Schriftsteller und Priester, welche in seiner Person bestand.

Vom Kindesalter an bis zu seinem letzten Hauche bewahrte er die Lehren seiner Religion getreu in der Seele und verkündete dieselben in seiner kirchlichen Thätigkeit wie in seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Der Ausgangspunkt seines ersten Werkes, der Mythologie: die Lehre von der Uroffenbarung und der nachmaligen Verdunkelung derselben, beruht auf den Sätzen der Glaubenslehre. Sein letztes Buch erörtert die segensreiche Einflussnahme des Papsttums auf die Befestigung des ungarischen Staates.

Mit der Kraft seiner Ueberzeugung stand seine Begeisterung für den Ruhm seiner Kirche, stand der Eifer im Einklang, welchen er in der Förderung ihrer Interessen bekundete.

Hätte er zur Zeit der Verfolgungen gelebt, er würde nicht gefehlt haben in der Reihe Derjenigen, welche ihre Glaubenstreue mit der Aufopferung ihres Lebens bezeugten.

Allein er lebte in einer Zeit, welche die Verfolgung ausschliesst und den Bund zwischen religiösem Eifer und dem Geiste der Duldsamkeit in die ersten Reihen der zu lösenden Probleme stellt.

Dieser Bund ist nicht nur die Garantie der friedlichen Entwicklung der Gesellschaft, sondern zugleich auch die Bedingung, dass die erhebende und sittenveredelnde Macht der Religion zur Geltung gelange.

Denn der Geist der Duldsamkeit ist kein Ausfluss des Indifferentismus, noch auch ein Product der Schwäche oder des Eigeninteresses. Er spriesst aus den Wurzeln der starken Ueberzeugung hervor, welche die Waffen der Eroberung in den die Geister überzeugenden Ideen, in den die Herzen gewinnenden Thaten sucht.

Also war die Toleranz Ipolyi's. Ohne auf dem Gebiete der Grundsätze Concessionen zu machen, wusste er unbefangen jeden, den öffentlichen Angelegenheiten geleisteten Dienst zu würdigen und nahm jede Bereitwilligkeit, die Erreichung der gemeinsamen Ziele zu fördern, in Anspruch.

Auch er würde die edlen Worte gesprochen haben, welche Dupanloup, der berühmte Bischof von Orleans, in der französischen Akademie sprach: «Ich forsche Jenen gegenüber, welche Gott auf meine Lebenswege stellt, vor Allem nicht nach demjenigen, was mich von ihnen trennt, sondern danach, was mich ihnen näher bringt; ich suche nicht die Gelegenheit zum Zusammenstosse, sondern die Möglichkeit des Einvernehmens, welches zur Uebereinstimmung in der höheren Wahrheit zu führen vermag.»

Und er, der in seinen meisterhaften akademischen Denkreden auf Josef Lonovics, Graf Stefan Károlyi und Moritz Czinár den ungarischen Prälaten, den katholischen Magnaten, den gelehrten Mönch mit aller Wärme seiner Begeisterung verherrlichte und ihre Tugenden als die Emanation des religiösen Gefühles hinstellte, — er nahm keinen Anstand, auch auf das Grab eines anspruchslosen protestantischen Geschichtschreibers den unverwelklichen Kranz seiner Beredtsamkeit niederzulegen, dessen schönstes Blatt die Verherrlichung der patriotischen Verdienste bildet, welche auf einer bescheidenen Lebensbahn errungen werden können.

Ipolyi wusste sämmtliche Pflichten gegen seine Kirche in solcher Weise zu erfüllen, dass er mit der Stimme seines patriotischen Gefühles niemals in Widerstreit geriet. Er wusste seinen Geist, sein Herz und seine Thatkraft zu verteilen zwischen seine Kirche und seine Nation.

Alle die grossen und erhabenen Ideen, welche wir als unvergängliches Erbe vergangener Zeiten überkommen haben und welche die Nation in ihren neueren Kämpfen begeisterten, erfassen seinen Geist, geben seiner Thätigkeit ihre Richtung, umkränzen mit der leuchtenden Doppel-Gloriole der Wissenschaft und der religiös-moralischen Auffassung seine Schriften.

Er war jederzeit von dem Bewusstsein durchdrungen, dass der ungarische Prälat auch eine nationale Mission habe und er erfüllte dieselbe mit staatsmännischer Festigkeit und Weisheit. Gleichzeitig verstand er es, die edlen Traditionen der katholischen Kirche Ungarns auch in den Rahmen der neuen Formen des staatlichen Lebens einzufügen.

Vor neun Jahrhunderten war das junge Reis des ungarischen Staates durch die Vorsehung der Völker in den Boden der katholischen Kirche gepflanzt worden. Seither ist dieses Reis allerdings zu einem mächtigen Baume geworden. Aber je höher sein Stamm emporwuchs und je mehr seine weit ausgebreiteten Aeste erstarkten, desto weiter drangen auch seine Wurzeln in die Tiefe. Ob ihn auch jeder Frühling mit neuem Laubschmucke bekleidet, jeder Sommer eine neue Folge seiner Früchte zur Reife bringt, — die Lebenskraft saugt er aus dem ursprünglichen Boden.

Und sicherlich werden selbst diejenigen, welche dieses Gesetz der Völkerphysiologie nicht acceptiren, bereitwillig anerkennen, dass der Organismus des ungarischen Staates im katholischen Clerus einen seiner wesentlichen Bestandteile besitzt, dessen über die Grenzen des im engen Wortsinne genommenen Lebensberufes hinausgehende Thätigkeit das öffentliche Leben nicht missen kann.

Der Clerus hat allerdings die politischen Prärogative des ersten Standes verloren, aber er darf Beruhigung finden in dem Bewusstsein, dass die Kirche, bevor noch ihr Wort im Rate der Kronen und in den gesetzgebenden Körperschaften massgebend geworden, die Macht der Lenkung der Völker schon früher geübt hat.

Auch heute, inmitten des Ringens der um die politische Herrschaft wetteifernden Richtungen, steht ihm in dem Bereiche der nationalen und civilisatorischen, der ethischen und humanitären Aufgaben ein ergiebiges Feld offen zur Befriedigung seiner patriotischen Ambition und seines kirchlichen Pflichtgefühles.

V.

Auch Ipolyi suchte es auf diesem Gebiete.

Was wir Politik zu nennen pflegen, stand ihm fern. Er mengte sich weder unter die Massen des Forums, noch unter die Mächtigen des Palatins. Jedoch auf den öffentlichen Geist einzuwirken, an der Festigung der ungarischen Staatsidee teilzunehmen, die Entwicklung der Cultur in nationaler Richtung zu fördern, — das war ihm Lebenszweck. Dieses Streben tritt unablässig auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten hervor.

Häufig betont er die Notwendigkeit, dass die Geschichtsforschung «für das Leben fruchtbar sein», «dem nationalen Leben zur Nahrung dienen» müsse. Wiederholt erörtert er die erhebende und kräftigende Wirkung des Geistes der nationalen Geschichte und verkündet, dass der Mangel historischen Wissens selbst durch die höchste Bildung und den blühendsten Wohlstand nicht ausgeglichen werden kann. Seiner Auffassung nach ist die Vergangenheit «der Lichtstrahl, in dessen Scheine die Zukunft aufdämmert; das Samenkorn, welches selbst unter Ruinen die Keime neuen Lebens entfaltet.» Es war seine Ueberzeugung, dass eine Rückkehr zur Vergangenheit zwar der Entwicklung der Menschheit widerstreiten würde, dass aber aus dem Samen der Vergangenheit das Korn entspriesst, welches Hoffnung auf eine künftige Ernte bietet.

In den Jahren der Unterdrückung (1859) leitete er aus den jüngstvergangenen Ereignissen die Lehre ab, dass unsere Entwicklung zweckmässiger, gefesteter und sicherer gewesen wäre, wenn wir die Vergangenheit gründlicher kennen und sie nicht blos durch den Nimbus der Poesie hin-

durch im Strahlenkranze ihres Ruhmes betrachten, noch auch mit der hoffärtigen Skepsis der Philosophie ansehen und geringschätzen, noch endlich durch das auf die Oberfläche gerichtete Sehrohr der politischen Geschichte beobachten würden.

Und ebenso betonte er auch in den sonnenhellen Tagen unseres constitutionellen Lebens (1878), dass der Fortschritt der Gegenwart an die Fäden der Vergangenheit anknüpfen müsse, damit nicht, indem man diese zerreisst, in der unsicheren Bewegung der neuen Zeit auch die Errungenschaften der Vorzeit zu Grunde gehen. In der Geschichtskenntniss erblickte er den Gradmesser und die Waage, an denen wir angesichts der ruhelosen Theorien und zweifelhaften Doctrinen unserer Tage den Gang des normalen Fortschrittes zu erkennen vermögen.

Daher betrachtete er denn auch die Pietät für die Denkmäler der Vergangenheit nicht allein als ein Postulat der höheren Bildung, sondern als einen Factor des nationalen Lebens. Er entwickelte eine geradezu agitatorische Thätigkeit im Interesse der Conservirung und entsprechenden Bekanntmachung unserer heimischen Kunstdenkmäler. In der Vorzeit haben Tausende und aber Tausende, von Begeisterung durchglüht, mit vereinten Kräften grosse Werke geschaffen. Was von dieser Glut in unserer nüchternen Zeit noch übrig ist, das bemühte er sich anzufachen. Seine Bücher, seine Abhandlungen und Vorträge erschöpfen eine ganze Skala Wirkung verheissender Töne: von der scharfen Rüge bis zur schmeichelhaften Lobpreisung.

Er vergleicht die an Künstlern und Kunstmäcenen reiche Vergangenheit mit der Gegenwart, in der wir inständig bitten müssen, um Kunstverständige zu gewinnen oder auch nur Schonung der Kunst zu erwirken und um die Menge nicht acht- und gefühllos an den Reliquien unserer Vorzeit vorbeischreiten zu lassen, wie der Beduine an den Denkmälern Egyptens vorüberwandelt. Er geisselt die mit Sorglosigkeit gepaarte dünkelhafte Unwissenheit und die eitle Scheinbildung, welche die Werke des erhabenen Hochsinnes der Vorfahren geringschätzig betrachtet, weil sie unfähig geworden ist, Aehnliches zu schaffen. Er zog die spiessbürgerlichen Gesinnungen einer und der anderen unserer Städte ins Lächerliche, welche mit der modernen Zeit fortzuschreiten wähnen, wenn sie ihre monumentalen Tore und Türme ihrer Basteien niederreissen, um ihre Strassen zu verbreitern. Andererseits bezeichnet er mit Hinweis auf Diejenigen, welche die Ungarn nicht als ein Culturvolk anerkennen, als die wirksamste Form der Widerlegung die Bekanntmachung unserer Kunstdenkmäler. Er schliesst seine Erörterungen regelmässig nach Analogie des »cæterum censeo« mit dem Ausspruche: »Lasset uns unsere Denkmäler conserviren und sammeln, damit sie nicht ganz und gar verloren gehen und dadurch die Vergangenheit leerer, die Gegenwart ärmer, die Zukunft ungewisser werde.«

Gleichwie er von der Erhaltung und Bekanntmachung der alten Kunstdenkmäler die Entwicklung des nationalen Selbstbewusstseins und der nationalen Cultur erwartete, so stellte er dieses Ziel auch unter den derzeitigen Aufgaben der bildenden Künste in erste Reihe.

Nachdem das Staatsleben, die Poesie und die wissenschaftlichen Strebungen auf nationale Grundlagen gestellt waren, sah er die Zeit gekommen, dass die nationale Richtung auch in der Kunst zur Herrschaft gelange.

Er wusste wohl, dass die Kunst ihren Hauptzweck in sich selber habe; aber er kannte auch die aus der Geschichte der Völker resultirende Lehre, dass zu jeder Zeit die grossen Staatsmänner, Schriftsteller und Künstler es waren, welche die erhabensten Ideen, die edelsten Gefühle ihrer Zeit und ihres Landes zum Ausdruck brachten.

In den Versammlungen der ungarischen Gesellschaft für bildende Künste verkündete er mit nie ermattender Ausdauer und unversieglichem Gedankenreichtum Jahre hindurch, dass die ungarische bildende Kunst, nachdem sie das Niveau der europäischen Kunstentwicklung erreicht, sich einen über den individuellen Geschmack und die Willkür des Einzelnen hinausreichenden nationalen Charakter aneignen müsse; die Künstler müssen die Ideenwelt ihres eigenen Volkes, wie sich dieselbe in den Sagen und der Literatur ihres Vaterlandes offenbart, sie müssen das nationale Leben zur Darstellung bringen. Dadurch können sie mitwirken an der Entwicklung unserer nationalen Individualität und zugleich auch das geistige Capital der übrigen gebildeten Völker mehren.

Den Sonnenaufgang der ungarischen Malerschule begrüsste er mit Begeisterung. Jede Wolke, welche diese Sonne trübte, erfüllte seine Seele mit Trauer. Insbesondere kämpfte er gegen die krankhafte Mode an, die Gestalten und Scenen der classischen Mythologie chablonenmässig darzustellen. «Gibt es denn, fragte er, keinen Gegenstand, der uns näher läge, als diese verschollene Welt, keinen Gegenstand, welcher begeisternd die Sprache der sittlichen und patriotischen Ideale des heutigen Lebens zu uns reden würde? Man müsste an der Zukunft der Menschheit und der Kunst verzweifeln, wenn das ewig Schöne nur in einem einzigen Ideenkreise aufzufinden wäre!»

Mit derselben Energie erhob er seine Stimme gegen die irrige Auffassung der nationalen Richtung, den brutalen Realismus der Darstellung. Als ob blos die Csárda und der Jahrmarkt den Typus und den Geist des ungarischen Volkslebens darböten! Unablässig eiferte er unsere Künstler an, sich zu den seelenerhebenden Glanzpunkten unserer alten Sagen, nationalen Legenden und unserer Geschichte, oder doch mindestens zur Schilderung der idyllischen und edlen Scenen unseres Volkslebens aufzuschwingen.

Den Gegenstand seiner ängstlichsten Fürsorge bildete insbesondere dieser Saal, zu dessen Wandgemälden er selbst die Auswahl der geschicht-

lichen Momente getroffen hat. Und der Ausspruch, den er vor vier Jahren gethan: «Nicht mit den Gestalten banaler Apollos und Minerven, sondern mit der Darstellung malerischer Scenen unseres nationalen wissenschaftlichen und literarischen Lebens wolle er die Kunst und das Selbstgefühl der Nation heben», — er ist nunmehr, zum Teil wenigstens, bereits in Erfüllung gegangen.

Nicht geringeren Eifer widmete er der *kirchlichen* Kunst.

Eines der Elemente jener tiefgehenden Wirkung, welche die Kirche auf die Geister zu üben vermochte, ist, dass sie es verstand, das gesammte Wesen des Menschen zu erfassen, für die Pflege seiner sämmtlichen edleren Aspirationen sorgte und auch der Bedürfnisse seines ästhetischen Sinnes nicht vergass, denen sie in den erhabenen Formen und Verhältnissen des Kirchenbaues, in den Sculpturen und der malerischen Ausschmückung desselben, in dem Glanze ihrer Gerätschaften und Gewande Befriedigung bot. Da sie in gleichem Maasse die Fähigkeit des Schaffens und der Assimilation besass, wusste sie sich dem Geschmacke der verschiedenen Zeiten und Weltteile anzubequemen, welchen sie in der Regel in edelster Weise zum Ausdruck brachte.

Solchergestalt war die kirchliche Kunst, welche durch die Erhabenheit ihrer S[illegible]ungen die Seelen erhob und für das Himmlische empfänglich mac[illegible]in stetiger Factor der Verkündigung des göttlichen Wortes und de[illegible]weckung des religiösen Gefühles.

Allein in neuerer Zeit ist der kirchliche Geist in der Kunst immer mehr erstorben und die profanisirten Formen derselben wirkten auch auf das religiöse Leben nachteilig zurück. Deshalb verkündete er die Notwendigkeit einer Regeneration der kirchlichen Kunst und deutete die Mittel zu derselben an. Er forderte die Wiederbelebung der kirchlichen Kunsttradition und Kunstgeschichte; das Studium der kirchlichen Archäologie in den Priesterseminarien; die Errichtung kirchlicher Kunstsammlungen, sogenannter christlicher Museen; die Conservirung der alten kirchlichen Kunstdenkmäler und nach Möglichkeit die Restaurirung derselben; endlich die Ausführung der etwa zu errichtenden kirchlichen Bauten und die Herstellung kirchlicher Geräte in solcher Weise, dass sie mit dem Geiste und Geschmacke der kirchlichen Kunst harmonirten.

In der Erwägung dieser letzteren Aufgabe dachte er an die Klöster, welche ehedem die Asyle der Kunst waren. Es dürfte wohl vermessen erscheinen, sagt er, heute die Kunst wieder in die Klöster zurückverlegen zu wollen, von denen sie seit langer Zeit ausgezogen ist, heute, da die Welt unablässig die plündernde Hand gegen die Klöster ausstreckt. Allein er weist auf einzelne ermutigende Beispiele hin, welche Rom und Deutschland zeigen und gibt der Ansicht Ausdruck, dass die neue Richtung der Institution des geistlichen Ordenswesens einen neuerlichen Erfolg sichern und die

Welt, wenn auch nicht zur Würdigung, so doch wenigstens zur Schonung derselben bewegen könnte.

Uebrigens diente er der Sache der nationalen und der kirchlichen Kunst nicht allein durch beredte und kraftvolle Worte, sondern auch durch Thaten.

Er war die Seele jener Bewegung, welche die Erhaltung und Restaurirung der Kunstdenkmäler in unserem Vaterlande auf die Tagesordnung setzte und nahm Einfluss auf alle Werke derselben. Sobald es ihm seine Mittel gestatteten, begann er selbst die im Bereich seiner Diöcese befindlichen namhafteren monumentalen Kirchen in ihrem alten Glanze wieder herzustellen. Ueber dieses sein Vorgehen gab er, zu Aneiferung und Beispiel, in einem illustrirten Prachtwerke Bericht. In seiner Residenzstadt errichtete er in dem Nonnenkloster eine Werkstätte zur Anfertigung von Kirchengewändern und Herstellung der Stickereien derselben; die Arbeiten dieser Anstalt dienen als Muster kirchlichen Geistes und guten Geschmackes. Der Nachahmung der altungarischen Goldschmiedekunst suchte er durch mannigfache Bestellungen Aufschwung zu verleihen Zur Hebung der ungarischen Historienmalerei setzte er Preise aus.

Unter Einem sammelte er unablässig im Inlande wie i[illegible] Auslande wertvolle Objecte der Malerei, Sculptur, Goldschmiedekunst, de[illegible] und der Webeindustrie. Und zwar sammelte er von allem Anbeginne [illegible] im Dienste der einen Idee: die historische Entwicklung der christlichen [illegible]hst in instructiven Serien darzustellen. Dabei war er frei von den Fesseln des natürlichen Egoismus der meisten Sammler und vermochte sich von Zeit zu Zeit wertvoller Teile seiner Collectionen zu entäussern, um mit denselben das National-Museum und die Landes-Bildergallerie zu bereichern.

In seinem Testamente aber verfügte er, dass seine Sammlung, mit welcher er «das Studium der Kunstgeschichte, die Entwicklung des historischen Sinnes und des Kunstgeschmackes fördern wollte», den Kern eines in seiner Bischofsstadt zu errichtenden ständigen Museums bilde und so zu einem Factor der nationalen Cultur werde.

Am Abende seines Lebens, da er Zeuge war, wie die Kenntniss und Wertschätzung der Kunstdenkmäler an Verbreitung gewann; da er die glänzenden Editionen sah, durch welche dieselben zum Gemeingute der Wissenschaft werden; da er sah, dass die mittelalterliche Archäologie eine Lehrkanzel an unserer Hochschule besitzt und in einem grossen Teile der Seminarien gelehrt wird, — da durfte er mit Selbstgefühl sagen, dass er grossen Anteil habe an all diesen Erfolgen.

Indessen, nebst den idealen Zwecken und Mitteln waren auch die realen Bedürfnisse des Lebens Gegenstand seiner steten Fürsorge.

Sein Werk über die historische Entwicklung der ungarischen Industrie ist sozusagen eine Hymne auf den Cultus der Arbeit. Er ist bestrebt,

das bei uns herrschende Vorurteil, welches den Lebensberuf eines Industriellen oder Handelsmannes als unvereinbar mit einer höheren gesellschaftlichen Stellung betrachtet, zu bekämpfen. Er stellt die durch Ideen veredelte Arbeit als die Quelle nicht nur der materiellen Wohlfahrt, sondern auch der Unabhängigkeit und Freiheit, der Tugend und des sittlichen Gefühles dar. Dieser Idee huldigte er auch dadurch, dass er sein bischöfliches Palais einer Schule für Kunstschnitzerei erschloss.

In seiner Abhandlung über ungarische Kriegsgeschichte spricht er sein Bedauern darüber aus, dass in unserer Zeit des Blutes und Eisens die Nation die Bedeutung des Heeres nicht entsprechend erfasse. Denn obgleich die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, habe der belebende Geist, das nationale Pflichtgefühl diese Institution noch immer nicht zur Genüge durchdrungen. Er redet der Wiederbelebung der grossen kriegerischen Traditionen der Nation das Wort und wünscht, dass die vornehmen, begabten Sprossen der jungen Generation je zahlreicher die militärische Laufbahn zu ihrem Lebensberufe wählen mögen. Denn wir vermögen, so führt er aus, unser Reich und unsere nationale Selbstständigkeit nur durch zwei Mittel zu erhalten: durch eine gut organisirte, ansehnliche Wehrmacht und durch volle Entwicklung der christlichen Civilisation.

Mit solchen Lehren und Verkündigungen trat er in die Fusstapfen der grossen Prälaten unserer Vorzeit, die, obschon sie jederzeit den Oelzweig des Friedens hoch erhoben hielten, gleichwohl auch vor den Gefahren des Kampfes nicht zurückschreckten, wenn das Wohl des Vaterlandes denselben erheischte.

In diesen seinen Enunziationen gesellt sich zu dem Werte gründlicher Gelehrsamkeit und gehobener Auffassung noch die hinreissende Gewalt des beredten Vortrages.

Seine Eloquenz strebte nicht nach jener Formvollendung, welche die Nachahmung der classischen Vorbilder verleiht, noch durchglühte sie jenes Feuer, welches von den Lippen grosser Agitatoren zündende Funken unter die Massen streut.

Er hörte niemals auf, ein Gelehrter zu sein. Er opferte den Erfordernissen der Wirkung niemals die Gründlichkeit seiner Erörterungen. Er liebte es, sein Thema nach allen Seiten hin klar zu stellen, selbst auf die Gefahr hin, ermüdend zu werden. Gleichwohl aber wusste er durch die Glut seiner edlen Begeisterung und die Kraft seiner inneren Ueberzeugung stets seine Hörer zu elektrisiren und macht immer bleibenden Eindruck auf seine Leser.

Das Erscheinen seiner Werke, seine Reden und Vorträge hatten die Bedeutung der Ereignisse von allgemeinem Interesse, angesichts derer das Getümmel der Parteikämpfe und confessionellen Gegensätze verstummte.

Die Nation begleitete ihn mit Sympathie auf seiner ganzen Laufbahn. Sie lohnte ihm mit der höheren Kundgebung der Popularität: mit der all-

gemeinen Wertschätzung. Seine Erhebung von Stufe zu Stufe wurde stets als ein den öffentlichen Angelegenheiten erwiesener Dienst angesehen.

Und mit Recht. Denn Ipolyi zählt zu den Reihen jener eximirten Individualitäten, welche für sämmtliche Factoren der Hebung der Nation gleiche Empfänglichkeit auf ihre öffentliche Laufbahn mit sich bringen und denen durch die Gnade der Vorsehung Gelegenheit geboten wird, an der Geltendmachung derselben thätigen Anteil zu nehmen.

Als die Zielpunkte der edelsten Kraftanstrengungen stehen vor uns: die gleiche Achtung der historischen Traditionen und der modernen Errungenschaften; die Solidarität des kraftvollen Nationalgefühles mit den Ideen der europäischen Civilisation; der Cultus von Wissenschaft und Kunst in Verbindung mit der Achtung vor der Arbeit; das auf Geltendmachung der religiös-moralischen Principien gerichtete Streben im Vereine mit dem Geiste der Humanität.

In Arnold Ipolyi besassen wir einen beredten Verkündiger, einen begeisterten Apostel aller dieser Ideale.

Deshalb wird sein Andenken eine dauernde Stelle finden unter den hervorragenden Gestalten seines Landes.

Einen hervorragenden Rechtstitel hat er auch auf die immerwährende Pietät unserer Akademie.

Die dreifache Aufgabe, welche ihr grosser Gründer derselben gestellt hat: die Wissenschaft in ungarischer Sprache und in ungarischem Geiste zu pflegen, — die Wissenschaft in Ungarn auf europäisches Niveau zu erheben, — durch die Wissenschaft auf das Leben der Nation zu wirken, — diese dreifache Aufgabe hat von den Mitgliedern der Akademie kaum irgend Einer begeisterter erfasst, an ihrer Lösung haben nur Wenige erfolgreicher gearbeitet, als Ipolyi.

Das grosse historische Gemälde, mit welchem, seine Ideen verwirklichend, der Pinsel des genialen Meisters diesen Saal geschmückt hat, zaubert uns die Vorkämpfer der christlichen Civilisation aus den ersten Jahrhunderten unserer Nation vor Augen.

Wenn dereinst jener Teil des geplanten Gemäldecyclus an die Reihe kommt, welcher die leitenden Männer unseres Culturlebens aus der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts darzustellen haben wird, dann wird aus der ruhmvollen Gruppe auch seine edle Gestalt auf die künftigen Generationen herabblicken, denen er in seinen Werken immerdar den Wahlspruch verkündet, den er sein ganzes Leben hindurch bekannte und befolgte: «Deus et patria!»

III. Ungarische Naturforscher vor hundert Jahren.

Von Koloman v. Szily.

Die gebräuchliche Einteilung der Literaturgeschichte in Geschichte der nationalen und der wissenschaftlichen Literatur involvirt ausser dem gewöhnlichen Fehler der Classificationen noch zwei grosse Ungerechtigkeiten. Indem sie das Wissenschaftliche mit dem Nationalen in Gegensatz bringt, sichert sie der belletristischen Literatur gleichsam das ausschliessliche Privilegium zur Benützung des Epithetons: «national». Es geschieht hiemit beiden ein Unrecht; ein Charakterzug, der beiden gemeinschaftlich ist, wird bei der einen überschätzt, bei der andern geleugnet. Die Gefühlswelt der Völker, ihre individuellen Eigenschaften, ihre Auffassung, ihre Denkweise, mit einem Worte Alles, dessen Summe wir nationalen Geist nennen, widerspiegelt sich nicht nur in ihrer Dichtung, sondern auch in ihrer wissenschaftlichen Literatur. Es ist wahr, die Wissenschaft ist Eigentum der Welt, der ganzen Menschheit; aber auf welche Art gelangen wir in den Besitz dieses gemeinschaftlichen Schatzes? Schön hat bereits vor einem Vierteljahrhundert der Präsident unserer Akademie, der unsterbliche Baron Josef Eötvös auf diese Frage geantwortet: * «Jede Wissenschaft ist das Ergebniss individueller Bestrebungen, und die Erfahrung lehrt, dass die einzelnen wissenschaftlichen Bestrebungen die Wissenschaft gerade in jenem Verhältnisse fördern, in welchem sie Resultate der Individualität der Einzelnen oder der Völker sind. Die Verschiedenheit des Geistes und der Gemütseigenschaften, mit welchen die verschiedenen Völker die Wissenschaften auffassen, sichern ihr jene Vielseitigkeit, ohne welche man grosse Wahrheiten nicht finden kann.» Gelänge es je irgend einer mächtigen Schule oder der unglücklichen Strömung irgend eines Zeitalters, die Offenbarungen des nationalen Geistes aus der wissenschaftlichen Thätigkeit auszurotten oder in ihr zu ersticken, so würde dadurch die für die Entwickelung der Wissenschaft notwendigste Lebenswurzel durchschnitten. Es lassen sich beide von einander nicht trennen. Jede Literaturgeschichte, die uns nur von der einen — sei es von der belletristischen, sei es von der wissenschaftlichen Literatur — ein wenn auch noch so klares Bild giebt, bleibt immerhin nur ein trüber, unvollständiger Spiegel, der die literarischen Offenbarungen des nationalen Geistes in seiner vollen Integrität nicht erkennen lässt.

In diesem Sinne hat auch unser verdienstvoller Franz Toldy die Aufgabe der nationalen Literaturgeschichte aufgefasst. Seine Geschichte der

* Eröffnungsrede des Vorsitzenden in der IX. Versammlung der ung. Aerzte undNaturforscher. 1863.

ungarischen nationalen Literatur würdigt nicht blos die Leistungen der ungarischen Poesie und der belletristischen Prosa, sondern erstreckt sich auch auf die Erscheinungen der wissenschaftlichen Literatur. Doch misst er hier und dort nicht mit gleichem Maasse. Während er auf dem Gebiete der Poesie selbst von den primitivsten Flugversuchen ausführlich und mit unverhohlener Vorliebe berichtet, gedenkt er der bedeutendsten wissenschaftlichen Werke nur im Vorbeigehen und zumeist blos in bibliographischen Verzeichnissen. Diese Mangelhaftigkeit, diese Ungleichmässigkeit der Behandlung und der Würdigung ist ihm jedoch zu entschuldigen. Er war der erste Systematiker unserer Literaturgeschichte; er fühlte, dass er allein nicht Alles gleichmässig erfassen konnte: er folgte seiner individuellen Neigung. Einen grösseren Fehler der Literaturgeschichte Toldy's erblicke ich in dem Umstande, dass er die literarischen Leistungen solcher ungarischen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, die nach der allgemeinen Gewohnheit der damaligen Zeit ihre Werke in lateinischer Sprache schrieben, absichtlich ignorirt und ihrer selbst in den bibliographischen Notizen nicht gedenkt. Ich will nur einige Beispiele erwähnen. Die Literaturgeschichte Toldy's kennt nicht den Historiker Stefan Katona, den Geographen Mathias Bél, den Kartographen Johann Lipszky, den Nationalökonomen Gregor Berzeviczy; er ignorirt sie völlig, weil sie als Ungarn ihre Werke nicht ungarisch, sondern lateinisch schrieben. Es ist dies gerade so, als wenn die Engländer für Newton, die Franzosen füs Descartes und Fermat, die Deutschen für Leibniz und Bernoulli keinen Platz hätten in der Literaturgeschichte der Nation. Unsere ausgezeichneten Männer vom vorigen Jahrhundert waren nicht weniger unser, wenn sie ihre Werke nicht in ungarischer Sprache geschrieben haben; sie haben in erster Reihe für uns geschrieben; *wir* fühlten den Einfluss ihrer Leistungen; der Boden, auf dem wir aufgewachsen, erhielt von ihnen seine erste Bearbeitung; ohne sie, ohne Kenntniss und Würdigung ihres Einflusses können wir die Entwickelung der in ungarischer Sprache vorhandenen wissenschaftlichen Literatur nicht wahrhaft verstehen. Unsere Literaturgeschichte hat in dieser Hinsicht eine alte Schuld nicht nur des Dankes und der Pietät, sondern auch des nationalen Selbstgefühles abzutragen. Die jüngere Generation; die schon unter der Leitung der Literaturgeschichte Toldy's aufgewachsen, — ich spreche aus Erfahrung —, ist schnell fertig mit dem Urteile, dass es im vorigen Jahrhundert noch keine nennenswerte ungarische Naturforscher gab, und dass die naturwissenschaftliche Forschung bei uns erst mit der Gründung der ung. Akademie der Wissenschaften oder höchstens mit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts beginnt. Die Erfahrung lehrt aber, dass es nur das lebhafte *Bewusstsein* der Continuität ist, durch welche die Literatur einer Nation gehoben wird. Schmälern wir nicht die Verdienste unserer Vergangenheit, denn wir leisten damit der Gegenwart keine Dienste und fördern nicht die Zukunft.

Gestatte mir die geehrte Generalversammlung, bei dieser Gelegenheit das Andenken einiger hervorragender ungarischer Naturforscher aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts aufzufrischen. In Anbetracht der mir zu Gebote stehenden Zeit kann ich ihr literarisches Bild nur mit einigen flüchtig hingeworfenen Strichen zeichnen; doch wird auch vielleicht dies genügen, in uns die Ueberzeugung zu erwecken, dass das verflossene Jahrhundert durchaus nicht arm war an ausgezeichneten ungarischen Naturforschern. Wir finden unter ihnen verdienstvolle Männer, die sich in ihrer Zeit einen Weltruf erworben, die ihren Namen unsterblich machten in der Geschichte ihres Wissenschaftsfaches. So war

Ignaz Born einer der ersten Geologen seiner Zeit, Mitglied der berühmtesten Gelehrten-Gesellschaften Europas: der Londoner, der Stockholmer, der Münchener, der Berliner Akademie. Er wurde 1742 in Kapnikbánya im Szatmárer Comitat geboren,* dort wo die Marmaros und Siebenbürgen in einem Winkel sich berühren. Kapnikbánya, das liebe «natale solum», wie er es nennt, gehörte damals zu Siebenbürgen; deshalb betrachtet er auch Siebenbürgen als seine Heimat und deshalb nennt er die Siebenbürger seine lieben Landsleute. Den grössten Teil seines Lebens verbrachte er in Prag und in Wien, dort als Assessor des Münz- und Bergamtes, hier als Ordner der kaiserlichen Mineralien-Sammlung und als Rat der Hofkammer. Doch hat er deshalb seine Verbindungen mit Ungarn nicht aufgegeben, ja seine berühmtesten Werke, die seinen Namen in ganz Europa bekannt machten, beziehen sich auf Ungarn. Seine Briefe über seine mineralogischen Reisen in Ungarn und Siebenbürgen, welche an einen Freund in Deutschland gerichtet waren und welche dieser später in Leipzig herausgab, wurden ins Englische, Französische und Italienische übersetzt. Während des Sommers lässt er arme Studierende in den Liptauer und Zipser Karpathen reisen, damit sie für ihn ungarische Mineralien sammeln. In Gesellschaft zweier Schemnitzer Professoren plant er eine Expedition zur naturhistorischen Erforschung des Liptauer Comitates. Seine Experimente in der Amalgamirung der Roherze vollbringt er in Schemnitz und als er nach langen Bemühungen ein glänzendes Resultat erzielt, wendet er die neue Operation zuerst auf die Schemnitzer Bergwerksproducte an. Schaarenweise kommen ausländische Gelehrte und Bergleute (Engländer, Franzosen, Spanier, Deutsche und Dänen) nach Schemnitz, um das Born'sche Verfahren an Ort und Stelle kennen zu lernen und zu Hause zu verwerten. Ihre Gegenwart benützt Born zur Bildung einer internationalen Gesellschaft für Geologie und Bergbau, welche ihre erste Sitzung im September 1786 in Szkleno in der Nähe von

* J. Trausch, Schriftsteller-Lexicon. Kronstadt, 1868. S. 162—168. — J. Szinnyey, Magy. Orsz. Term. tud. és Mathem. Könyvészete. Budapest 1878. S. 78—80.

Schemnitz hält.[1] Zweifellos war dies der erste internationale wissenschaftliche Congress. Wir finden in der Reihe der Mitglieder der in Szkleno zusammengetretenen Gesellschaft die berühmtesten Geologen und Chemiker Europa's; unter ihnen Lavoisier, Guyton-Morveau, Klaproth, Gmelin, Gahn, Werner, Pallas u. s. w. Born war die Seele der Gesellschaft; mit seinem Tode und mit dem Ausbruche der französischen Revolution endet jedoch bald das grosse Unternehmen, für welches die damalige Zeit auch noch nicht reif genug war. Aber der Ruf Schemnitz's verbreitete sich in der ganzen Welt. Im Jahre 1794, als der französische Nationalconvent über die Errichtung einer neuen Schule, der späteren École polytechnique beratet, beruft sich der Referent auf Schemnitz, «wo die Chemie nicht blos theoretisch gelehrt wird, wie in Frankreich; es sind dort Laboratorien errichtet, mit allen notwendigen Mitteln ausgestattet, damit die Schüler Gelegenheit haben, die Experimente zu wiederholen.» Der französische Convent nimmt für den Unterricht der Chemie die Schemnitzer Lehranstalten zum Muster.[2]

Born's grosse Verdienste, welche er sich «mit seinem Amalgamirungs-Verfahren und mit seinen sonstigen metallurgischen Erfindungen» um das Vaterland erworben, hat auch der Reichstag von 1791 anerkannt, indem er ihm, dem ungarischen Sprössling einer alten deutschen Adelsfamilie, den ungarischen Adel verlieh; dasselbe that auch Siebenbürgen ebenfalls 1791, im Todesjahre Born's.

Blos der alphabetischen Reihenfolge wegen erwähne ich an zweiter Stelle den in seinem Fache ebenso berühmten und verdienstvollen Max Hell, einen Astronomen ersten Ranges seiner Zeit.[3] Er wurde 1720 in Schemnitz geboren; nachdem er seine Studien in Neusohl und in Wien absolvirte, wirkte er als Professor in Leutschau und in Klausenburg, und wurde von hier auf den Lehrstuhl für Mechanik an die Wiener Universität berufen, wo er gleichzeitig die Directorsstelle an der damals im Bau begriffenen Universitäts-Sternwarte bekleidete. Unter seiner Leitung oder wenigstens nach seinen Plänen wurden auch die Tyrnauer, die alte Ofner, die Erlauer und die Karlsburger Sternwarte gebaut und eingerichtet. August Stanislaus, der letzte Polenkönig, ersuchte ihn, dass er das bewegliche Dach des Warschauer königlichen Observatoriums nach dem Muster des Ofner und Erlauer einrichte. Von Christian VII., König von Dänemark, berufen, beobachtet er auf einer Insel des nördlichen Eismeeres den Sonnendurch-

[1] Sur l'institution de la Société de l'Art de l'exploitation des mines établier Schemnitz en Hongrie. Annales de Chimie, 1790. I. 116. — Herr Emil Rombauer, Director der Brassóer Oberrealschule, war so freundlich, mich auf diese Stelle aufmerksam zu machen.

[2] Moniteur, Nr. 8. Octidi Vendemiaire, l'an 3 de la Républ. franc.

[3] Term. tud. Közl. I. 343., XII. 235., XIX. 428.. XX. 33. — Erdélyi Muzeum 1817, VIII. 88. — Szinnyei a. a. O. 269—273.

gang der Venus. Seine diesbezüglichen Beobachtungen verwickeln ihn in eine lange und bittere Polemik mit dem grossen französischen Astronomen LALANDE. Der Streit blieb damals unentschieden, doch hundert Jahre später beweist der berühmte französische Astronom Faye gerade in der französischen Akademie, dass Hell im Rechte war. Die Resultate seiner zahlreichen Beobachtungen, eine Fülle von Abhandlungen astronomischen und physikalischen Inhaltes sind in den 37 Bänden seines grössten Werkes «Ephemerides astronomicæ» erschienen. Ausser den beiden skandinavischen Gelehrten-Gesellschaften beehrten ihn noch die Pariser, die Bolognaer und die Göttinger Akademie mit einem Mitgliedsdiplome. Die Engländer zeichnen ihn noch mehr aus; denn als Kaiser Josef den Jesuitenorden aufhebt, wird MAX HELL mit der Zusicherung einer hervorragenden wissenschaftlichen Anstellung nach London berufen. Aber er zieht es vor, bei dem Wiener astronomischen Institut zu bleiben, welches er eingerichtet und welches unter seiner Leitung so berühmt geworden. Er starb im Jahre 1792; noch sein Grabstein verkündet seine ungarische Abstammung: «Hic situs est Maximilianus Hell, Hungarus Schemnitziensis, astronomus Europæ notus.»[1]

Aber einen noch grösseren Ruf als die beiden Erwähnten erlangte WOLFGANG KEMPELEN, einer der genialsten Mechaniker der Welt.[2] Er wurde 1734 in Pressburg geboren, studirte in Raab und in Wien, stand im Dienst der ungarischen Hofkammer und der Hofkanzlei und zog sich zuletzt mit dem Titel eines Hofrates in den Ruhestand zurück; er starb im Jahre 1804 in Wien. Auch als Beamter erwarb er seine grössten Verdienste auf dem Gebiete der Mechanik. Er leitete den Bau der heutigen Ofner Königsburg; die Wasserwerke des Schönbrunner Gartens wurden von ihm eingerichtet und bei dem Baue des Franzenskanals schöpften seine «mit Feuer und Dampf arbeitenden Maschinen» das Wasser.[3] Grosses Aufsehen erregte er in ganz Europa mit seiner Schachspiel-Maschine, mit jenem erstaunlichen Meisterwerke der mechanischen Raffinität, obzwar der Wert derselben ein ephemerer war. Von bleibendem Werte jedoch ist seine Sprechmaschine und die darauf bezügliche physiologische Studie. Brücke, der neue Begründer der physiologischen Akustik, äussert sich darüber folgendermassen: «Kempelen hat uns eine physiologische Akustik hinterlassen, die wohl später hie und da ergänzt und manchmal berichtigt wurde, die aber so fest gegründet war, dass sie allen späteren diesbezüglichen Untersuchungen sowohl bisher, als auch in der Zukunft die sicherste Grundlage bietet.»

Nicht so weltberühmt und so genial, wie Kempelen, aber für die Cultur der Monarchie nichtsdestoweniger von eminenter Bedeutung war

[1] Wurtzbach, Biogr. Lexicon.
[2] Nyelvtud. Közlem. VIII. 325—480.
[3] Term. tud. Közl. XIX. 428; XX. 122.

Paul Makó von Kerekgede. Er wurde 1724 in Jász-Apáthi geboren.[1] Er lehrte Logik und Metaphysik zuerst an der Tyrnauer, später an der Wiener Universität. Seine grosse Gelehrsamkeit und sein aufgeklärter Geist lenkte auf ihn die Aufmerksamkeit Van Swietens, auf dessen Anempfehlung er ans Theresianum auf den Lehrstuhl der Mathematik, Physik und Mechanik berufen wurde. Hier wirkte er bis zur Aufhebung des Jesuitenordens, und als die Tyrnauer Universität nach Ofen verlegt wurde, war er als weltlicher Geistlicher und Waitzner Domherr Director der philosophischen Facultät an der Ofner und später an der Pester Universität. Seine Lehrbücher über Logik, Physik und besonders Mathematik wurden nicht nur in der Monarchie, sondern auch in Deutschland und in Italien benützt und häufig nachgedruckt. Seine österreichischen Biographen bemerken, dass seine Bücher und seine Vorträge in Wien die Lust zum Studium der höheren Mathematik erweckten, die man bis dahin fast nur dem Namen nach kannte. Sein lateinisches Werk über «die Natur und die Ableitung des Blitzes» wurde ins Deutsche und von Nikolaus Révai ins Ungarische übersetzt. Seine lateinischen Elegien wurden ihrer classischen Sprache wegen auch in den Schweizer Schulen gelehrt. Er starb in Ofen im Jahre 1793.

Born, Hell, Kempelen und Makó verbrachten den grössten Teil ihres Lebens in Wien. Andere unserer Naturforscher des vorigen Jahrhunderts hat ihr Schicksal oder ihr Wissensdurst noch weiter von der Heimat getrieben. Der Oberarzt der Stadt Debreczin, der aus Pressburg gebürtige Andreas Segner (1704—1777) beschliesst als hochberühmter Professor der Halleer Universität sein an Entdeckungen reiches Leben.[2] Der im Weszprimer Comitate geborene Ladislaus Csernák (1742—1816), der sich mit seinem «Cribrum Arithmeticum» das Lob Le Gendres und Gauss' errang, lässt sich als Professor des Deventerer Lyceums in Holland nieder, aber auch dort ist er stolz auf seine Abstammung, denn auf dem Titelblatt seiner Bücher fehlt neben seinem Namen nie die Beifügung: Pannonius.[3] Mathias Bucsányi (1731—1796) aus Altsohl, den Verfasser mehrerer wertvoller meteorologischer Abhandlungen, finden wir als Privatdocent an der Göttinger Universität, von wo er sich später nach Hamburg zurükzieht.[4] Josef Balog

[1] Term. tud. Közl. III. 456. — Wurtzbach, Biogr. Lexicon.

[2] Term. tud. Közl. III. 494.

[3] Tud. Gyüjt. 1817. VI. 175. — Ueber das «Cribrum» äussert sich Legendre in der 105. Nr. des Moniteur Universel 1812 folgendermassen: «Ce grand ouvrage est un monument précieux élevé aux sciences: il mérite de figurer dans toute bibliotèque mathematique de quelqu' importance.» Ebenso Gauss (Werke II. 182): «Der Verfasser dieses wichtigen und sehr verdienstlichen Werkes hat seinen Namen den unvergesslichen von Rhaeticus, Pitiscus, Brigg, Vlacq, Wolfram, Taylor zugesellt.»

[4] Term. tud. Közl. III. 451.

von SZENTIMRE wird von seiner Leidenschaft für Botanik nach Amerika getrieben; von hier schikt er seinem Freund und Lehrer Josef Benkö in Közép-Ajta seltene Pflanzen.[1]

Aber nicht nur unter den ins Ausland Gewanderten, sondern auch unter den daheim wirkenden Naturforschern des vorigen Jahrhunderts finden wir mehrere, die sich die Anerkennung und die Achtung der damaligen wissenschaftlichen Welt errangen.

Auch von diesen seien hier nur einige erwähnt: die beiden BENKÖ, JOSEF (1740—1814) mit seinem tragischen Geschick, der von seinem Biographen Graf Emerich Mikó[2] der Begründer der Siebenbürger Geschichtsforschung genannt wird und in dem wir den hochverdienten Bahnbrecher der Siebenbürger Naturgeschichte und der ungarischen botanischen Nomenclatur verehren, und SAMUEL BENKÖ (1743—1825), der Oberarzt des Borsoder Comitates, dessen auf zwanzig Jahre (1780—1801) sich erstreckende lateinisch geschriebene meteorologisch-medizinische Beobachtungen ins Deutsche übersetzt wurden und dessen Werk «über die Symptome der Fieber» von der Dijoner Akademie preisgekrönt und in der Serie ihrer Mémoiren herausgegeben wurde.[3] JOHANN GROSSINGER (1728—1803), der bisher noch nicht genügend gewürdigte hochverdiente Verfasser der «Universa historia physica regni Hungariae»;[4] JOHANN HORVÁTH (1732—1800), Professor der Physik an der Tyrnauer, später an der Ofner und Pester Universität, dessen Lehrbücher über Physik, Mathematik und Mechanik auch in den italienischen Universitäten und Akademien benützt, in Venedig nachgedruckt und zum Teil auch ins Deutsche übersetzt wurden;[5] JOSEF PAP v. FOGARAS (1744—1783)[6], Schüler Johann Bernoullis II., Professor der Philosophie und der Mathematik in Maros-Vásárhely, der facile princeps der Philosophen, der es zwölf Jahre hindurch (1772—1783) mit den naturphilosophischen Preisen der ausländischen wissenschaftlichen Akademien gerade so machte, wie bei uns Szigligeti mit den Dramenpreisen, denn sie wurden fast immer ihm zu Theil; in neun Fällen gewann er sechsmal den ersten und dreimal den zweiten Preis an der Berliner, Harlemer, Leydener und Seelander Akademie.[7] Als ihn Kaiser Josef 1784 zum Professor der Philosophie an der Pester Universität ernannte, traf ihn das Decret bereits auf der Bahre.

[1] Magyar Hirmondó 1780. S. 589—91.

[2] BENKÖ JÓZSEF élete és munkái. Pest 1867. S. 231.

[3] Term. tud. Közl. III. 453. — Hanák, «Az állattan története.» Pest 1849. S. 69.

[4] Siebenbürg. Quartalschrift VI. 310. — Siebenbürg. Provinzialblätter II. 152.

[5] Közhasznú Ismeretek tára II. 192.

[6] Georg. Fejér, Historia Aca. Scient. Pazmaniae literaria. Budae 1835, S. 113. — Term. tud. Közl. III. 454.

[7] Eine seiner goldnen Ehrenmedaillen ist in der Antiquitäten-Sammlung des ung. National-Museums aufbewahrt.

Ich könnte noch erwähnen: FRANZ WEISZ (1717—1785),[1] den auch im Auslande vortheilhaft bekannten Astronomen an der Tyrnauer, später an der Pester Sternwarte; STEFAN WESZPRÉMI,[2] Oberarzt der Stadt Debrezin, den verdienstvollen Verfasser der «Succincta medicorum Hungariae et Transilvaniae biographia» und noch mehrere Andere. Doch sei es genug!

Das bereits Gesagte dürfte hinreichend sein, in der geehrten Versammlung die Ueberzeugung zu erwecken, dass Ungarn vor hundert Jahren durchaus nicht arm war an ausgezeichneten Naturforschern; nicht an Gelehrten mangelte es uns; an Cultur waren wir arm und sind es heute noch. Vor hundert Jahren standen wir ungefähr dort, wo Russland heute steht. Auch Russland hat heute verdienstvolle, weltberühmte Naturforscher, aber sein Volk kennt eher nur die Auswüchse als den Segen der Cultur. So war es vor hundert Jahren mit uns bestellt. Schmerzlich donnert Born 1774 gegen Ungarn das Wort Seneca's: «Sicut barbari plerumque inclusi et ignari machinarum, segnes labores obsidentium spectant, nec quo illa pertineant, qua ex longinquo struuntur intelligunt, idem vobis evenit. Marcetis in rebus vestris, nec cogitatis.» Die Nation war entsetzt ob dieser schrecklichen Worte;[3] ein Zeichen, dass Born im Rechte war, dass er ins Lebendige getroffen. Doch nahte schon die Stunde des Erwachens! Fast gleichzeitig mit Bessenyey und seinen Gardisten-Collegen, ja zum Teil noch vor diesen treten auf: STEFAN MÁTYUS (1725—1796) in Siebenbürgen, JOSEF CSAPÓ (1734—1799) in Debrezin und JOHANN MOLNÁR (1728—1804) in Ofen. Der Eine schmuggelt unter der Flagge der Diätetik — denn was ist wichtiger als die Gesundheit? — eine Physiologie, der Andere unter dem volkstümlichen Titel «Blumengarten» eine Botanik in die Hände des ungarischen Lesers; der Dritte gesteht offen, was er will: den Spuren der Schüler Newtons folgend, schreibt er für ungarische Leser eine magyarische Physik, was bis damals noch nicht dagewesen ist. Die Verfasser wissen auch, dass sie von der Jugend das Meiste zu hoffen haben; diese apostrophiren sie am begeistertsten; diese bitten sie, dass sie zuhause, im Familienkreise eifrige Apostel der wissenschaftlichen Lehren sei. «Und es wird eine Zeit kommen — so sprechen sie ermunternd — in welcher jemand auf dieses Fundament einen Turm bauen wird; und es wird eine Zeit kommen, in welcher die künftigen Sprösslinge unseres Vaterlandes der Kühnheit unseres Eifers mit Dank gedenken werden. Und es kommt die Zeit, da die Blüten Früchte zeugen werden. Es muss dafür gesorgt werden, dass die ihres hohen Zieles bewussten Bestrebungen der Zukunft das Fundament oder wenigstens das

[1] Term. tud. Közl. III. 496.

[2] Pannoniae luctus, Posonii 1799. S. 87—90

[3] Horányi, Nova Memoria 516.

Material vorfinden.»* Johann Molnár gründete die erste wissenschaftliche ungarische Zeitschrift «Magyar Könyvház», die er 13 Jahre (1783—1795) hindurch redigirte oder besser gesagt, selbst schrieb. Auch hier sagt er es klar, dass sein Ziel die Verbreitung der Kenntnisse ist. Sein offenes Auftreten übte den grössten Einfluss; nach den Berichten seiner Zeitgenossen wurden die Bücher Molnárs von der Jugend gierig vergriffen und sie wanderten von Hand zu Hand.** Es fehlte nicht an Nachfolgern, die durch sein Beispiel angeeifert, kleinere oder grössere ungarische Handbücher über die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft herausgaben. So schrieben Franz Benkő (1745—1816) in Nagy-Enyed, Samuel Zay in Komorn ungarische Mineralogien, Andreas Dugonics (1740—1818) eine Geometrie und eine Algebra, Stefan Gáthi (1749—1843) eine Zoologie, Samuel Rácz (1744—1807) eine Physiologie. Es ist wahr, sie behandeln alle nur mehr die Elemente des betreffenden Faches und vermeiden behutsam die Anhöhen desselben, aber von dem Wenigen sagen sie viel, und was sie vorbringen, das legen sie klar und verständlich dar. «Sie tragen Leben in die Wissenschaft, um so die Wissenschaft ins Leben tragen zu können.» In jeder Zeile zeigt sich der ungarische Ideengang, die ungarische Denkweise und gerade das ist es, was den Leser noch heute ergreift, wenn ihm diese alten Büchlein zufällig in die Hände geraten. Am Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts erblickten auch inhaltlich bedeutende ungarische Bücher das Tageslicht. Die Chemie von Franz Nyulas, die Botanik Diószegi's, die Physik Martin Varga's stehen schon ganz auf dem Niveau der Zeit und dabei widerspiegeln sie getreu den ungarischen Typus nicht blos in Wort und Satz, sondern auch im Geiste. Leider hat ein verhängnissvoller Irrtum den Gang dieser so schön begonnenen Entwickelung für eine lange Zeit gehemmt. Die Auswüchse und Gewaltsamkeiten der ins Extreme getriebenen Sprachneuerung haben auf keinem Zweige der Literatur so viel Schaden angerichtet, als auf dem naturwissenschaftlichen. Der wilde Purismus und der jedes Gesetz mit Füssen tretende Solœcismus Paul Bugát's und seiner Anhänger haben die naturwissenschaftliche Terminologie mit unverständlichen Wörtern und mit plumpen Germanismen angesteckt: sie haben das notwendige Band zwischen der ungarischen und der internationalen Terminologie zerrissen, und, was vielleicht noch schlimmer war, sie haben die Nation ihrer eigenen Literatur entfremdet. Vierzig Jahre dauerte dieses gespannte Verhältniss zwischen der Nation und ihren Gelehrten, und erst am Ende der Sechziger Jahre haben wir angefangen einzusehen, dass nicht die Nation, der wir ihre Entfremdung so oft vorgeworfen, sondern wir selber

* Johann Molnár, A fizikának eleji. Pressburg u. Kaschau 1777. Bevezető tudósítás.

** Tud. Gyüjt. 1820. IX. 60.

die Schuldigen waren. Gleichsam als natürlicher Uebergang befiel damals besonders unsere jüngeren Gelehrten eine gewisse kosmopolitische Stimmung. Auch davon sind wir abgekommen. Wir haben eingesehen, dass wir uns der Weltcultur anpassen müssen, dass wir aber dabei auch unseren eigenen Typus bewahren müssen. Wir haben eingesehen, dass unsere naturwissenschaftlichen Schriftsteller vom vorigen Jahrhundert bereits den richtigen Weg gefunden, den auch wir einschlagen müssen; denn wenn wir wollen, dass unsere Literatur auf die Nation von Einfluss sei und dass sie die Kenntnisse in immer weitere Kreise verbreite, müssen wir Sorge tragen, dass sie nicht nur der Sprache, sondern auch der Form und dem Geiste nach ungarisch geschrieben sei. Wir haben uns von einer alten Wahrheit überzeugt, die Kossuth neulich mit folgenden Worten ausgedrückt: «Es ist zweifellos wichtig, dass man den auserlesenen Talenten Mittel und Gelegenheit bieten muss, einen so hohen Flug in der Atmosphäre der Wissenschaft zu nehmen, wie ihn ihre Adlerflügel nur zu leisten vermögen. Giebt es doch kaum ein Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntnisse, in welchem die Geschichte einen epochebildenden Schritt an den Namen eines Ungars geknüpft hätte. Was aber dennoch als wichtiger in Betracht zu kommen hat, ist die Rücksicht auf die allgemeine ungarische nationale Cultur. Jenes ist eine Frage des Ruhmes, dieses ist eine Existenzfrage. Mögen sich auch in den Reihen unserer Race ein-zwei Männer finden, die sich so hoch emporschwingen, wie kein Sterblicher vor ihnen (wie Schiller von Keppler sagt), wir haben keine Zukunft, wenn wir das Verständniss unseres Volkes nicht heben und mit dem Gewicht seines Verständnisses seine natürliche Lebensfähigkeit und damit seine Selbsterhaltungskraft nicht vervielfachen.»*

IV. Die Wandgemälde und die künstlerische Decoration des Prunksaales der Akademie.

Von Gustav Keleti.

Geehrte Akademie! Das Thema meines Vortrages hat den Vorteil, dass es keiner langen Einleitung bedarf.

Der erste Rundblick, den wir bei unserem Eintritt auf diese Wände warfen, versetzte uns sofort in den Kern der Sache, in «medias res» — wie wir uns gelehrt auszudrücken pflegen.

Dieser geräumige Saal empfing das zu unseren wissenschaftlichen Festen hieher strömende Publikum von Anfang an, viele Jahre hindurch, auch noch im vorigen Jahre, in dem unschicklichen Negligée des Provisoriums. Derselbe war bisher das Stiefkind des stolzen Palastes der ungari-

* Term. tud. Közl. VII. 27.

schen Wissenschaft. Erst von heute angefangen verdient er, wiewohl noch nicht völlig fertig, den Namen Prunksaal; und mir wurde das Glück zu Teil, ihn am heutigen Tage im neuen, seiner Bestimmung angemessenen Gewande vorzustellen.

Diese Rolle gereicht mir, ich gestehe es, zu grosser Genugthuung. Mein Rechtstitel darauf ist vielleicht nur jene Ungeduld, mit welcher ich der Angelegenheit dieser uns gemeinsam interessirenden Metamorphose seit lange gedient, und die freudige Genugthuung, welche ich, nach Ablauf der langen Prüfungsjahre unfruchtbarer Sehnsucht, über den Vollzug der Umgestaltung empfinde.

Weit höher nämlich, als es den Anschein hat, rangirt die Bedeutung dieser unserer culturellen Errungenschaft. Denn als solche muss der gelungene Versuch der Decoration dieses Saales betrachtet werden. Als kräftiger, verheissungsvoller Beweis unseres höheren Berufes, unserer geistigen Befähigung, kurz als ein Factum, in welchem wir die verwandten Interessen und Zwecke der nationalen Wissenschaft und Kunst in schönster Harmonie vermält sehen können. Und wenn heute in unseren Reihen Fremde sässen, die blos gekommen wären, sich von dem Wohlklang unserer Sprache einen Begriff zu bilden, so würden sie von unseren Worten zwar nichts verstehen, aber sie würden von den farbig geschmückten Wänden dieses Saales in einer allgemein verstandenen Weltsprache die Verkündigung dessen lesen, was ich soeben gesagt habe: die Bestätigung der bedeutenden Entwickelung unserer nationalen Cultur.

So, im Zusammenhange mit unseren wichtigsten Interessen, fasste diese Angelegenheit bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten auch der damalige unvergessliche Präsident der Akademie, weiland Baron Josef Eötvös auf, der die Ausschmückung des Saales zuerst angeregt hatte. Er betrachtete dieses Unternehmen als einen neuen Ausgangspunkt unserer höheren künstlerischen Bestrebungen und empfahl dasselbe der Aufmerksamkeit des Landes in einem warmen Aufrufe, welchen er eben am Tage der feierlichen Eröffnung des Akademiepalastes, am 11. December 1865, im «Politikai Hetilap» (Politisches Wochenblatt) veröffentlichte.

«Der Palast steht nun fertig da — sagte Eötvös vor 23 Jahren — und die heutige Feier seiner Eröffnung ist im heiligsten, verheissungsvollsten Sinne des Wortes ein nationales Fest, welches die Seele jedes Patrioten mit reiner Freude erfüllen mag, da er den reichen Lohn des der erlösenden Idee gebrachten Opfers im prächtigen Hause der nationalen Wissenschaft verkörpert vor Augen sieht. Was noch vor Kurzem nur ein hoffnungsloser Wunsch gewesen, ist nun Wirklichkeit. Und das materielle Capital, welches die bewusste Opferwilligkeit mit patriotischer Gesinnung sammelte, wird sich immer mehr in ein geistiges Capital umwandeln, welches in mancherlei Form, aber mit tausendfachem Segen an die Nation zurückfällt.

«Doch fehlt aus der heilsamen Verkettung dieser Wechselwirkung noch ein Glied und die Zeit ist gekommen, um auch diese Lücke auszufüllen.

«Denn der Palast der ungarischen Akademie ist zwar aufgebaut; die vaterländische Wissenschaft hat ein geräumiges und bequemes Haus, in welchem sie auf breiterer Basis wirken und, wie sehr sich ihr Wirkungskreis auch erweitern mag, noch lange Zeit Raum finden kann; dieses Haus bleibt jedoch so lange noch Stückwerk und unvollendet, so lange die leeren Wände der inneren Säle und die für Statuen bestimmten Nischen der äusseren Hallen unsere Armut verkünden werden; es wird lückenhaft und unvollkommen sein, so lange wir das Werk, welches berufen ist, dem in die Seele der gegenwärtigen Generation eingeprägten Wendepunkte der vaterländischen Geschichte und der gegenwärtigen Entwickelungsphase des ungarischen Gemeingeistes als dauerndes Denkmal zu dienen, nicht mit dem Schmucke der Kunst bekränzen.

«Mögen die äussere Form und Verzierung des Palastes, die Verhältnisse und architectonischen Details seiner inneren Räume noch so imposant und prächtig sein und ihrer speciellen Bestimmung noch so sehr entsprechen, von den eigentlichen Zwecken des Gebäudes, von der Geschichte seines Werdens, von den hervorragenderen Momenten unserer gesammten Cultur würde die tausendstimmige Sprache der Kunst, welche wir in seinem Inneren zu Worte kommen lassen sollen, ausgiebiger berichten, als die goldenen Lettern, die als Inschrift an seiner Stirnwand glänzen.

«Die erste und grössere Hälfte der Aufgabe ist vollendet; überlassen wir die für uns erschwingliche, noch übrige kleinere Hälfte derselben nicht unseren Nachkommen! Lassen wir den Akademiepalast ein gleichmässiges, vollständiges Denkmal unserer Gegenwart sein und mögen wir das Haus, mit welchem die Nation die Wissenschaft beschenkte, in dem Moment, wo diese triumphirend ihren Einzug in dasselbe hält, zugleich der vaterländischen Kunst eröffnen!

«Ein schöneres Feld für die Anspannung ihrer Kraft kann sich ihr nicht erschliessen, als bei der Ausschmückung des Akademiepalastes; der Nation hinwiederum wird sich nie eine dankbarere, schönere Gelegenheit zur Förderung der vaterländischen Kunst bieten, als bei Verwirklichung dieser künstlerischen Nebenabsicht.

«*Der Anfang sollte mit dem Prunksaale der Akademie gemacht werden*» — fuhr der verewigte Präsident fort und forderte das vaterländische Publikum in begeisterten Worten zu Beitragspenden auf.

«Der Zweck, welcher uns vorschwebt — sagte er —, die der Würde der Nation entsprechende Vollendung dieses monumentalen Baues, fordert nur mehr ein verhältnissmässig geringes Opfer und wir könnten dasselbe in wenigen Jahren beisammen haben, wenn eine entsprechende Anzahl begeisterter Patrioten oder vaterländischer Vereine die Anfertigung je eines Wandgemäldes oder Skulpturwerkes auf eigene Kosten übernähme.»

Nicht an die bedrückte Masse des Volkes wandte er sich mit dieser Bitte, »nur einzelne von unseren, mit Glücksgütern reichlicher gesegneten Landsleuten, welche in Folge ihrer höheren Bildung von dem Gefühle der Notwendigkeit einer würdigen Vollendung des der Nation zum Ruhme gereichenden grossen Werkes durchdrungen, andererseits aber auch davon überzeugt sind, dass die lange vernachlässigte vaterländische Kunst ihren höheren Aufschwung von dem Zeitpunkte an würde rechnen können, wo ihren begeisterungs- und schöpfungsfähigen Vertretern in dem Palaste des vom Herzblute der Nation genährten vaterländischen Institutes würdige und begeisternde Aufgaben gestellt werden.«

Nahezu ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit dieser Aufruf erklang. Endlich ist auch das Ergebniss dasselben sichtbar. Es ist blos ein verheissungsvolles Halbresultat, aber es lüftet im vorhinein den Schleier von dem ersehnten Endziele.

Jetzt drängen bereits beredte Thatsachen zur Vollendung des mit geringen Mitteln begonnenen Werkes, für welches zuerst Eötvös, dann Michael Horváth, Ipolyi und andere unserer Vortrefflichen ihren Eifer bethätigt haben.

Und fragen wir, wer diejenigen waren, welche die Berufung auf die Notwendigkeit der materiellen Unterstützung, wie eine Stimme des erwachenden Gewissens, sofort verstanden und dem vorgesteckten Zwecke Opfer zu bringen eilten: so begegnen wir in erster Reihe dem Namen eines seiner patriotischen Opferwilligkeit wegen berühmten ungarischen Magnaten. Dann folgten der Reihe nach die alten Stützen des ungarischen Gemeingeistes, der ungarische Episcopat und die Glieder der hohen Geistlichkeit, sowie einige mit bescheideneren Mitteln, aber mit hohem Sinne gesegnete Bürger, die mit den in ihrem Kreise gesammelten Pfennigen die Spenden der Reichen vermehrten.

Die Spenden-Sammlung verhiess Erfolg. Die Akademie constituirte demnach bereits 1873 eine Commission aus denjenigen ihrer Mitglieder, die sie für berufen hielt, den geschichtlichen Inhalt der projectirten Wandgemälde festzustellen.

Die Commission bestand unter dem Vorsitze Michael Horváth's aus den ordentlichen Mitgliedern Emerich Henszlmann, Arnold Ipolyi, Florian Römer und Franz Toldy. In dieser Namen übernahm Arnold Ipolyi die Ausarbeitung des detaillirten Programms. Indem sich die Commission dasselbe zu eigen machte, kam sie in erster Reihe darin überein, dass die zum Schmucke des Saales bestimmten Wandgemälde sich auf die Darstellung von auserlesenen Hauptmomenten aus der *Geschichte der ungarischen Literatur* beschränken mögen, ein Cyclus von Vorwürfen, welche der Akademie als Institut der ungarischen Literatur und Wissenschaft am meisten entsprechen.

Die Commission beschloss ferner, dass die Künstler, welche mit der Ausführung dieser historischen Wandgemälde betraut werden, hinsichtlich der Anordnung und Verteilung derselben das Princip der Gruppirung vor Augen halten mögen. Da die architectonische Gliederung des Saales zur Aufnahme von Wandgemälden nicht besonders geeignet schien; da ferner unsere Literaturgeschichte, besonders in ihrem Kindesalter, nicht so reich ist, um für mehrere, gesonderte Bilder hinreichenden Stoff zu bieten, meinte die Commission, wir mögen lieber, dem Vorgange alter, vortrefflicher Vorbilder folgend, den sich darbietenden Stoff in, grössere Zeiträume zusammenfassenden Bildern verarbeiten lassen, also ein solches System der künstlerischen Oekonomie wählen, welches — mit Umgehung der Zeit- und Raumeinheit — die das Zeitalter charakterisirenden kleineren Factoren um die hervorragenden Gestalten, als Mittelpunkt, gruppirt.

Bei diesem Verfahren hoffte man zu erreichen, dass die im Geiste der Zeiten und Begebenheiten miteinander in Bezug und Verbindung gesetzten Einzelheiten dem Beschauer der umfangreiche Wandflächen ausfüllenden Gemälde dennoch ein einheitliches und übersichtlich charakteristisches Ganzes bieten werden.

Dieses Uebereinkommen in Betreff des zu wählenden historischen Stoffes fand die Billigung der leitenden Kreise der Akademie; die Inangriffnahme der Arbeiten indessen erlitt einen von Jahr zu Jahr sich erstreckenden, immer weiteren Aufschub.

Bei uns ist nämlich das Gefühl der nationalen Trauer ein wirksamerer Kunstpatron, als das Ideal des Schönen. Wenn einer unserer Trefflichen heimgeht, wissen wir rascher, als anderwärts, das für sein Denkmal erforderliche Capital herbeizuschaffen. Die in der Kunst selbst beruhende Triebkraft dagegen ist hierzulande von geringerer Bedeutung.

Zur Lähmung derselben vereinigen sich: die häufige Inanspruchnahme der patriotischen Opferwilligkeit, die Strohfeuernatur unseres Enthusiasmus und der Mangel des Vertrauens sowohl in unsere eigene künstlerische Fähigkeit, als auch in die Zuverlässigkeit unserer Kunstverständigen.

Inzwischen starben mehrere ausgezeichnete Mitglieder der Saalcommission; auch ihre Protokolle vergilbten, bis die Akademie nahezu nach Ablauf eines Jahrzehnts, im Jahre 1881, eine zweite gemischte Commission zum Zwecke der neuerlichen Verhandlung der Angelegenheit entsandte. Diese neuere Commission ging um einen Schritt weiter, indem sie, den von Ipolyi ausgearbeiteten Entwurf acceptirend, die hervorragendsten ungarischen Künstler, in erster Reihe Karl Lotz, Julius Benczúr und Michael Munkácsy, zur Uebernahme je eines Wandgemäldes aufforderte, was dieselben mit patriotischer Bereitwilligkeit zusagten.

Trotzdem verzögerten unter dem Deckmantel dieser verheissenden Zusagen neuere Hindernisse die Ausführung des geplanten Werkes immer

mehr und mehr. Es waren dies einerseits die anderweitige Inanspruchnahme der gewählten Künstler, andererseits das Versiegen der materiellen Mittel, endlich im Schosse der Commission selbst hinsichtlich der Reihenfolge der Ausführungsmodalitäten im Namen der Kunst sich geltend machende Ansprüche, welche bisher unberücksichtigt geblieben, aber der Berücksichtigung sehr würdig waren.

Es war dies die Frage einer vorhergehenden planmässigen Decorirung des Saales selbst als architectonisches Ganze, welche notwendig erschien, bevor an die Wandgemälde der erste Pinselstrich gewendet wurde.

Bei umgekehrter Reihenfolge der Arbeit drohte nämlich dem künstlerischen Gelingen des ganzen Unternehmens die Gefahr, dass unsere ausgezeichneten Maler, ohne die Farbenwirkung der Umgebung vorher beurteilen zu können, sozusagen blind, und der Eine auf Kosten des Werkes des Anderen, arbeiten würden, als Endresultat aber, anstatt der für die Ausschmückung des Saales in Aussicht genommenen höheren Harmonie, das Gegenteil derselben erzielt werden könnte.

Die Anerkennung dieser Forderung bezeichnete eine günstige Wendung in der Thätigkeit der Commission, jedoch die unmittelbar darauf entspringenden Zweifel liessen dieselbe neuerdings für mehrere Jahre einschlafen.

Unser gegenwärtiger Präsident (August v. Tréfort) wurde endlich der sich in die Länge ziehenden Odyssee unserer unfruchtbaren Bestrebungen müde und fand — unter Berücksichtigung sämmtlicher obschwebender Schwierigkeiten — mit einem wohl inspirirten energischen Entschlusse die Lösung des Knotens.

Er nahm die Entscheidung beider Fragen gleichzeitig und gleichmässig in Angriff. Er forderte in Betreff der als Vorbedingung urgirten architectonischen und ornamentalen Decoration des Saales den Architecten Albert Schikedanz, der bereits bei mehreren Gelegenheiten schöne Beweise seines decorativen Talentes und gründlich gebildeten Geschmackes gegeben hatte, zur Vorlage eines Entwurfes und des entsprechenden Kostenvoranschlages auf.

Wegen Uebernahme der historischen Wandgemälde aber ging er den Maler Karl Lotz an, eine der wenigen Säulen der modernen monumentalen Kunst, die geeignetste Kraft, die er für die erfolgreiche Lösung der wichtigen culturhistorischen Aufgabe — meiner Ueberzeugung nach — finden konnte.

Beide Künstler nahmen den ehrenden Auftrag unter den durch die Umstände vorgezeichneten, sehr bescheidenen Bedingungen, aber mit würdigem Ehrgeiz an.

Von dem Augenblicke an kam die grosse Last in Bewegung. Beide Künstler fertigten nacheinander, der Natur ihrer verschiedenen, aber doch einander gegenseitig ergänzenden Aufgaben entsprechend, die Cartons und

Pläne aus; die orientirenden Versuche, insbesondere die chromatische Decoration der architectonischen Wandflächen und Gliederungen betreffend, waren ununterbrochen im Zuge. Denn innerhalb Jahresfrist, in dem Intervall zwischen der vor- und diesjährigen Generalversammlung der Akademie musste ein guter Teil der Arbeit fertig werden, um, von der zutreffenden Richtung des Werkes heute Zeugniss gebend, nicht wieder ins Stocken zu geraten, bis der Prunksaal der Akademie, in dem seinem Namen und seiner Bestimmung entsprechenden Prunke, vollendet dastehe.

Mit den literarhistorischen Wandgemälden übernahm Lotz eine ähnliche Aufgabe, wie seiner Zeit sein unsterblicher Vorgänger Rafael mit der Ausführung der Fresken der vaticanischen Stanzen, namentlich der «Disputa» und der «Schule von Athen.» Der grosse Meister der Renaissancezeit achtete in Betreff des religions-philosophischen Ideengehalts derselben auf die Eingebungen der Gelehrten des päpstlichen Hofes. Und wiewohl die Aufgabe ursprünglich nicht besonders malerisch, ja nach den hausbackenen Ansichten über die Kunst kaum lösbar schien, war Rafael mit den unerschöpflichen Hilfsquellen seines Genies doch im Stande, alle Schwierigkeiten der Stoffmasse siegreich zu überwinden.

Auch Karl Lotz hielt sich hinsichtlich des historischen und vornehmlich des literarhistorischen Inhaltes seines für die westliche Wand des Prunksaales bestimmten, ungeachtet der Mannigfaltigkeit der Gegenstände doch einheitlichen grossen Wandgemäldes an das Wesen des von den Gelehrten der Saalcommission der Akademie, in erster Linie vom verewigten Bischof Arnold Ipolyi entworfenen Programms. Es schied blos dasjenige aus, was sich mit der Grundbedingung der künstlerischen Versinnlichung unvereinbar erwies. Dies musste er aber, konnte es auch umso eher mit voller Freiheit thun, weil die unerfüllbaren Forderungen zum überwiegenden Teile die Cardinalpunkte der leitenden Ideen nur wenig tangirten, und jene verdienstvollen Gelehrten selbst an mehreren Stellen des 1875-er Protokolls wiederholt ausgesprochen hatten, dass sie in ihrem Programm den historischen Stoff der geplanten Wandgemälde nur in seinen Hauptzügen andeuten wollen, hinsichtlich des Umfanges und der Form jedoch vor der individuellen Meinung und der Inspiration des mit der Ausführung zu betrauenden Künstlers sich gerne beugen.

Lotz erwies sich des also geäusserten Vertrauens vollkommen würdig. Auf der Höhe seiner schwierigen Aufgabe stehend, veranschaulicht er uns die Einführung und Befestigung der christlichen Civilisation in Ungarn, indem er den Erfolg des weisen und segensreichen Wirkens unseres ersten apostolischen Königs, Stefan des Heiligen, zur Darstellung bringt, und in dem weiten Rahmen seines aus den mittelalterlichen Momenten der ungarischen Literaturgeschichte construirten Gemäldes, in gedrungener Fülle von Motiven, auch die Zeit des grossen Königs Ludwig einbezieht.

Der Künstler lässt die hervorragenden Episoden dieses langen Zeitraumes — der besonderen Grundstimmung ihrer geschichtlichen Bedeutung entsprechend — in einzelnen ernsten Accorden erklingen, und so den Hymnus aller Rechtstitel unseres nationalen Fortbestandes und Gedeihens zur erhebenden Symphonie verschmelzen.

Wie wir sehen, ist dieses erste nunmehr vollendete Wandgemälde — durch farbig decorirte Wandpfeiler in drei Felder geteilt — unten von der Brüstung der Gallerie, oben von je drei halbkreisförmigen Bogenwölbungen eingefasst. Die inneren Flächen der die Bilder einrahmenden Gewölbbögen deckt eine in die Plafond-Decorationen hinüberspielende teppichmusterartige Ornamentation, welche die Wandgemälde einerseits trennt, andererseits mit der umgebenden Architectur verbindet.

Den Hintergrund des dreieinigen Wandgemäldes bildet die halbkreisförmige Apsis einer reichgegliederten Kirche im romanischen Styl, durch deren Fensteröffnungen der blaue Himmel hereinblickt und der ganzen Scenerie eine tiefe Perspective verleiht.

Gerade in der Mitte des Gemäldes erhebt sich ein reichverzierter baldachinüberwölbter Tron. Auf der Höhe der hinanführenden und mit Purpurstoff bekleideten Stufen steht, als Mittelpunkt des Bildes und des ganzen Bildercyclus, die greise Gestalt *Stefans des Heiligen*, ohne Waffenrüstung, auf dem Haupt die vom Papste gesandte heilige Krone, auf den Schultern den von der Königin Gisella gestickten Krönungsmantel, in der Fülle seiner königlichen Würde. Gleichsam auf eine göttliche Eingebung hindeutend erhebt er seine Linke gen Himmel und überreicht mit der Rechten die Urkunde seiner väterlichen und königlichen Mahnungen seinem Sohne *Emerich*, dem Prinzen des verhängnissvollen Gelübdes, der, auf der Mittelstufe des Trones knieend, sein schwärmerisch schönes Antlitz emporhebt und die Schrift an sein Herz drückend den Worten seines Vaters lauscht. Von der Seite her neigt sich zu dem Jüngling, im vollen Hohenpriester-Ornate, den Kirchenhirtenstab in der Hand, dessen greiser Erzieher, der Bischof Sanct GERHARD, nach Einigen der Verfasser der Mahnungen des Königs («Sti. Stephani Regis de institutione ad Emericum ducem liber»). Diese Gruppe voll Innigkeit ergänzen nun im Vordergrunde links die Gestalten zweier Benediktiner Glaubenslehrer — vielleicht WALTER's und HEINRICH's, der Martinsberger Magister —, von denen der eine, in schwarzer Kapuze, mit asketischem Gesichtsausdruck, in tiefes Nachdenken versunken, mit einer Feder in der Hand, eine Heilige Schrift und einen Todtenkopf vor sich, eine besonders schöne Figur bildet. Noch weiter hinten erkennt man Bischof HARTWICK, den Biographen Stefans des Heiligen und andere Kirchenmänner. Ihnen gegenüber rechts sehen wir das fromme Werk der Bekehrung zum Christentum in vollem Gange, in der Gestalt eines greisen Mönches von mildem Gesichtsausdruck, welcher von seinem Sitze sich nach seitwärts

neigend aus einem auf seinen Knieen ruhenden Buche das Wort Gottes einem vornehmen stattlichen Jüngling und Jungfräulein erklärt, welche ergriffen und sinnend die Verkündigung der seligmachenden neuen Lehre anhören. Zwischen diesen lieblichen Vertretern des jungen Christentums und dem Königstrone, aber um eine Treppenstufe tiefer steht ein kahlköpfiger, graubärtiger Mönch in der Kutte, dem König sein apostolisches Doppelkreuz entgegenhaltend, während von dem Hintergrunde her, aus dem Kreise der Höflinge, ein Harfner und – das Kirchenmodell im Arme — der Erbauer der Stuhlweissenburger Cathedrale herantreten.

Den Raum zwischen den beiden Gruppen des Vordergrundes, vor dem Tronaufgang, nimmt ein auf Löwen ruhendes Taufbecken mit feinem Reliefschmuck in romanischem Styl ein. An seiner Seite lehnt eine epheuumschlungene alte Steintafel, mit der, als gemeinsamen Wahlspruch der Chronistenzeit gedachten Inschrift: «Emlékezzünk régiekről» (Lasst uns der Vergangenheit gedenken!)

In dem linksseitigen Bildfelde des triptychonartigen Wandgemäldes bildet König Koloman den Mittelpunkt, um den sich die Darstellungen der sein Zeitalter charakterisirenden Momente gruppiren. In der Figur des Königs ist unser Künstler von der Ueberlieferung abgewichen, welche den aufgeklärten Herrscher mit einer ganzen Reihe körperlicher Gebrechen verunstaltet. Er stellt ihn, im Gegensatz zu derselben, als eine im besten Alter stehende, kraftvolle Mannesgestalt dar. Wir sehen den König in selbstbewusster Haltung vor die Symbole seiner Würde hintreten; mit der Rechten ergreift er das Gesetzbuch, mit der gebietenden Bewegung seiner Linken scheint er ein freisprechendes Urteil über die am Fusse der Marmorstufen des Aufganges vor seine Füsse hingesunkene halbnackte Frau zu sprechen, welche der Henker unter der Anklage der Hexerei an den gefesselten Händen in die Halle gezerrt hat, während er in seiner Linken die Fackel trägt, welche den der Verurteilten harrenden Scheiterhaufen in Brand stecken soll. Dieser, die Zeitideen wirksam versinnlichenden Gruppe gegenüber fesselt unseren Blick im rechtsseitigen Vordergrunde eine ebenso leidenschaftliche und den Nationalcharakter ebenso kräftig ausdrückende Gruppe. Der Künstler markirt in dieser aus zwei Gestalten bestehenden Gruppe das Hinschwinden des heidnischen Zeitalters. In der einen Gestalt sehen wir einen betagten Repräsentanten des alten heidnischen Sängerordens, wie er, dem der neuen Weltordnung huldigenden König mit zorniger Bewegung den Rücken wendend, sein Saitenspiel entzweibricht, während sein Gefährte, an den Trümmern des zerstörten Altars niedergesunken, verzweiflungsvoll sein Antlitz verhüllt und sein zum Schutze des alten Glaubens gezogenes Schwert mit voller Entsagung zur Erde neigt. Verständlicher, als in diesen zwei erschütternden Vordergrundscenen, ist es kaum möglich Geschichte zu malen. Was jenseits dieser zwei Gruppen die Lücken des Mittel- und

Hintergrundes ausfüllt, ist die literarhistorische Ergänzung der Zeit des gelehrten Königs und seiner Nachfolger. Rechts hebt sich die reizend edle Gestalt der königlichen Nonne, der *heiligen Margarethe*, in Begleitung des *Rogerius*, des Verfassers des «Carmen miserabile,» hervor; rückwärts reihen sich ihnen, eine ganze Gruppe schöner Charakterköpfe bildend, die übrigen Legendenschreiber an.

Links von der Figur des Königs wies der Künstler im Kreise der Predigtenschreiber eine hervorragende Stelle dem *Pelbart von Temesvár* an, der auf der reichgeschnitzten Kanzel stehend mit Schreiben beschäftigt erscheint, als ob er eben eine seiner geistlichen Reden concipirte.

Wir gehen zum letzten, zum rechtsseitigen Dritteil des Bildercyclus über, auf welchem die stattliche Gestalt des Königs *Ludwig des Grossen* den Mittelpunkt der Composition bildet. Der Künstler konnte indessen, innerhalb der engen Grenzen des massgebenden Programms, aus dieser ereignissreichen Epoche blos die culturhistorisch bedeutenden Episoden berühren.

Den Forderungen der Symmetrie entsprechend geben auch auf diesem Bilde eine geräumige Estrade und die hinaufführende mehrstufige Treppe den Schauplatz der Handlung oder, sagen wir lieber, der an Momenten reichen Situation ab. Den prachtliebenden, vom glänzenden Hofstaat umgebenen König selbst führt uns der Künstler mit der Hauskrone auf dem Haupte, in kostbarem Festkleide über dem Panzerhemd, als Protector der Wissenschaft und Kunst vor, wie er mit Kennermiene den plastischen Entwurf zum Fünfkirchner Universitätspalast prüft. In ideenverwandtschaftlicher Verbindung tritt neben dieser Scene aus dem Mittelgrunde das Modell der Grosswardeiner Reiterstatue des Heiligen Ladislaus hervor, während weiter hinten in einer Nische der Halle ein seiner Bekleidung nach italienischer Maler an einem Wandgemälde mit heiligem Sujet arbeitet. Behufs Hervorhebung der literarhistorischen Bezüge deuten drei von der Gallerie des Hintergrundes herabblickende Mannsgestalten im Costüm der heiligen drei Könige des Morgenlandes auf den Anfang der kirchlichen Schauspiele, die sogenannten Mysterien, hin, während im Vordergrunde links zwei Dominikanermönche, mit kreuzköpfigem Wanderstabe in der Hand in lebhaftem Gespräch dahinschreitend, uns die Erforscher der Urheimat der Ungarn und darunter Julian, den Verfasser des Werkes «De facto magnæ Hungariæ», in das Gedächtniss rufen. Diesen gegenüber sehen wir rechts um die sitzende Gestalt eines graubärtigen Prälaten, vielleicht des *Anonymus Belae Regis Notarius*, unsere alten Chronikenschreiber gruppirt, darunter auch den Hofprediger *Ladislaus des Kumaniers*, Thomas von Spalato, den Verfasser der *Marci Chronicon*, Thuróczy. Sie lauschen insgesammt mit gespannter Aufmerksamkeit der Volkstradition, welche durch die lebhaft erzählende hagere Figur eines auf seinem über die Stufen ausgebreiteten Pelzmantel sitzenden alten Landmannes versinnbildet ist. Wer in den Cha-

rakterbildern dieser Epoche auch die heroischen Elemente der Nation nicht missen möchte, mag in der Gestalt jenes Helden mit dem Harnisch unter dem roten Mantel und mit dem harten kriegerischen Gesichtsausdruck, im Gefolge des ebenfalls mit dem Schwerte umgürteten Königs, Nikolaus Toldi erkennen.

Wir haben hiemit, wenigstens in den Hauptzügen, den historischen Stoff skizzirt, welchen Karl Lotz in seinem eben vollendeten Wandgemälde an der westlichen schmäleren Wandfläche zur Versinnlichung des Mittelalters bearbeitet hat.

Bekanntlich plant der Künstler für den gleicherweise dreigegliederten Bilderraum der gegenüberliegenden Saalwand die Darstellung des Zeitalters des Königs Mathias und der Reformation.

Die der Fensterreihe gegenüberliegende und von drei Türen durchbrochene Längenwand des Saales ist für die Darstellung der neueren und neuesten Zeit unserer Nationalliteratur, vielleicht von den Tagen der Bessenyeischen Genossenschaft an bis zur Gründung der Akademie, vorbehalten. Auf die volle Ausgestaltung dieses Bildercyclus dürfen wir vielleicht nicht in allernächster Zukunft mit Bestimmtheit rechnen. Karl Lotz hat blos die Anfertigung des eben vollendeten und des die Zeit Mathias' und der Reformation in ähnlicher Weise behandelnden, demnächst in Angriff zu nehmenden Wandgemäldes übernommen.

Er hat aber ausserdem noch die, dem Saale zu nicht geringerer Zierde gereichenden, in achteckige Medaillon-Form gedrängten beiden Bilder des reichdecorirten Plafonds vollendet. Das eine, von dem als Mittelpunkt geltenden gekrönten Landeswappen nach Osten fallende Bild bringt, der die Geheimnisse der Natur versinnbildenden Sphinx gegenüber, in einer vom menschlichen Geiste beseelten Frauengestalt die *Wissenschaft*, das andere, vom Mittelpunkte westlich gelegene Bild aber in einer himmelanschwebenden, mit Hilfe einer Amorette die Psyche mit sich emporführenden Frauengestalt die *Poesie*, in einer geistreich erdachten und in eine reizende Form gekleideten Allegorie, zur Darstellung.

Ober der Fensterreihe des Saales aber hat der Künstler in den halbkreisförmigen Lünetten die den Classen der Akademie entsprechenden Wissenschaftskreise, ebenfalls in weiblichen Gestalten, mit je einem Genius im Gefolge allegorisirt. Diese Malereien können durchwegs, was treffende Charakteristik, edle Form und Rhythmik der Composition anbelangt, sämmtlich kleine Meisterwerke genannt werden, wiewohl dieselben, unmittelbar um die Lichtquellen des Saales placirt, naturgemäss in den Schatten zurücktreten und in ihrem vollen, von den stylvollsten Producten der heutigen Kunst nirgends überflügelten Verdienst erst bei nachhaltig darauf hingerichteter Aufmerksamkeit und bei günstiger Beleuchtung voll und ganz gewürdigt werden können.

Das mittlere Lünettenbild allegorisirt, mit Beihilfe erläuternder Embleme und die unteren Ecken ausfüllender, grau in grau ausgeführter, bedeutsamer Nebenfiguren, die *schöne Literatur*; links daneben die *Mathematik*, neben dieser die *Naturwissenschaften*. In dem von den mittleren, westwärts liegenden Lünettenbilde sehen wir die *Geschichts-* und *Altertumswissenschaft*, in dem östlich davon gelegenen aber die *Rechts-* und *Staatswissenschaft* mit unverkennbar deutlicher Versinnbildung in durchaus edlen Gruppen individuellen Lebens voller Gestalten vorgeführt.

Für diese Darbildungen war das 1875-er Programm der akademischen Saalcommission nicht massgebend. Sie sind die allerdings auf die allerschlimmst situirten Wandflächen des Saales mit nicht alltäglicher Selbstverleugnung hingezauberten Schöpfungen der eigensten Inspiration und der reifen Kunst des Professors Lotz. Und die Spuren seiner Meisterhand trägt auch noch eine grössere Anzahl kleinerer Figürchen, Köpfe und sinnbildlicher Kleinigkeiten, welche nunmehr wertvolle Bestandteile der Ornamentik des auch in seiner architectonischen Gliederung umgestalteten, mit Gold und Farben reich verzierten Plafonds bilden.

Unsere Künstler haben nämlich an der Decoration des Saales mit vollem Einverständniss, nicht blos äusserlich nebeneinander, sondern einander gegenseitig unterstützend gearbeitet.

Es ist nicht leicht, die Belege dieser Arbeitsgemeinsamkeit überall mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und nachzuweisen, da ja die architectonisch-ornamentale Decoration des Saales in ihrer mosaikhaften, aber matt schimmernden Buntheit sich ohnedies einer eingehenden Beschreibung entzieht. Die Vielseitigkeit ihrer Aufgabe liegt darin, den Wandgemälden als würdiger Rahmen zu dienen; der würdige Rahmen zu denselben ist indessen der in stimmungweckender, versöhnender, unsere Phantasie sanft einwiegender Farbenharmonie erglänzende *ganze Saal*. Der Farben- und Formenschatz unserer Ornamentik bildet das Erbe von Jahrhunderten, ja Jahrtausenden; wir pflegen ihr Repertorium heute nicht mehr mit besonderem Glück zu bereichern; aber der geschickte Schachspieler erfindet ja auch keine neuen Figuren, dennoch versteht er durch geistreiche und findige Combination der beschränkten Zahl der vorhandenen, sich selbst und Anderen täglich neues Vergnügen, neuen Genuss zu bereiten.

Suchen wir daher zwischen den Zeilen dieser rätselaften Formenwelt, selbst in ihren ausschweifendsten Dithyramben, auch keinen Ausdruck von Gedanken. Ideen vermag die Ornamentik nicht, oder nur lallend auszusprechen; doch lässt sie Empfindungen, Ahnungen erklingen und versteht es die tieftönige Rhetorik der historischen Malerei mit leiser Melodie zu begleiten. Sie genügt ja auch ihrem Berufe, wenn sie dies thut, wenn sie zwischen dem dunkeln Laube des Lorbers und der Cypresse wie ein neckischer Lufthauch kost und lispelt.

Dies ist das Geheimniss, die Aufgabe der rein ornamentalen Wanddecoration, welche ihrer schmiegsamen, spielenden Natur entsprechend die sämmtlichen Flächen und Winkel des Saales oder der Halle, die wesentlichen und die minder bedeutsamen, aber sämmtliche Bestandteile der architectonischen Construction derselben mit Gold und mit Farben umspinnt, umflicht, je nach Zweck und Anlass hervorhebt oder zurückdrängt, ruhig oder bewegt erscheinen lässt.

Diese kleinere, liebenswürdige Schwester der monumentalen Wandmalerei schätzten die Meister der Glanzperioden der Kunst, wie wir wissen, nach ihrem vollen Werte und dass sie von derselben nicht gering dachten, bewiesen sie dadurch, dass sie sich mit derselben zeitweise selbst mit voller Hingabe beschäftigten. Um diesbezüglich nur auf ein einziges, uns näher liegendes Beispiel hinzuweisen, erinnere ich daran, dass hier in Budapest Adolf Láng, der talentvolle Erbauer des Künstlerhauses, den Plafond des Beratungssaales eigenhändig mit zarter Ornamentik ausgemalt hat und dass diese Deckendecoration zu den von aller Welt gepriesenen Perlen unseres steinernen Schatzkästchens, der Kunsthalle, gehört.

Unseren eigenen Prunksaal anbelangend, war es vorauszusehen und wird es nun durch die vollendete Thatsache bestätigt, dass der beabsichtigte günstige Gesammteindruck des Saales in erster Linie nicht von dem Gelingen der eigentlich historischen Wandgemälde, sondern von dem harmonischen Einklang jener viel ausgedehnteren Wandflächen abhängt, welche eine rein architectonische Ornamentirung erheischen.

Demnach ist der farbige Schmuck der die Wandgemälde umgebenden grösseren Wandräume, die Wandflächen unter der Gallerie, die Gallerie und die Karyatiden, der Plafond mit seinen Gewölbzwickeln, die ornamentale Beschaffenheit der Bögen und Nischen der Gallerie, der architectonischen Rahmenwerke, die nicht überreiche, aber wohlberechnete Menge der angebrachten Vergoldung, eventuell auch der entsprechende Farbenschmuck der Fensterscheiben, schliesslich aber die Summe all dieser Factoren berufen, den entsprechend prächtigen Eindruck und die ernste, feierliche Stimmung des ganzen Saales hervorzurufen und zu bestimmen.

Die nach den Plänen und unter der Aufsicht des Professors Schickedanz ausgeführten Arbeiten dieser Art zeigen heute, dass sowohl der Architect, als auch die unter seiner Leitung arbeitenden Organe die künstlerischen Gesichtspunkte vor Augen hielten.

Wenige wissen es und noch Wenigere vermögen es zu würdigen, wieviel Sorgfalt, Geduld, Fachkenntniss und gebildeten Geschmack diese mehr untergeordnete Aufgabe und deren richtige Lösung seitens des dirigirenden Künstlers voraussetzen; und, wenn alle diese Eigenschaften in ihm vorhanden sind, was die befriedigende Ausführung des Werkes, ausser der grossen Anzahl vorhergängiger Skizzen und Planzeichnungen, für eine Menge an Ort

und Stelle, auf den Brettern eines den Saal in seiner ganzen Höhe verbarrikadirenden und verfinsternden Gerüstes vorzunehmender Proben, zeitraubender und kostspieliger, immerfort zu erneuerder unzähliger Versuche erfordert.

Das Verdienst eines solchen Erfolges erheischt aber eine doppelte Anerkennung hierzulande, wo auf dem Gebiete der höheren Ornamentik selbst das gebildetste Talent in Folge des Mangels an Uebung und der sich erneuernden Gelegenheit genötigt ist jene Schule zu entbehren, welche anderwärts, um die grösseren Kunstcentren herum, in dem Lande der guten Traditionen und der Milliarden, heute schon das Leben selbst bietet, und welche einst, in der Renaissance-Zeit beispielweise, die Prachtliebe, die Sitten und die heitere Lebenslust selbst der kleineren italienischen Fürstenhöfe in reichem Maasse boten.

Professor Schickedanz suchte und fand auf seiner zu diesem Zwecke unternommenen italienischen Studienreise für die Decoration des grossen Saales der Akademie glückliche Eingebungen, welche in der unermesslichen Anzahl der angewandten Motive und in der geschmackvollen, richtig ersonnenen Farbencombination zu Tage trat. Seinem Verdienst setzt jene weise Mässigung die Krone auf, welche er in seinem Werke bewies, wohl wissend, welch grossem Künstler er mit seiner untergeordneten und dennoch sehr wichtigen Mitwirkung hilfreiche Hand zu bieten hatte. Er setzte seinen Stolz darein, das einen dauernden Wert besitzende Werk desselben nach Kräften zur vollen Geltung zu bringen und es sei zu seinem Lobe gesagt, dass sein mit Selbstverleugnung verbundenes Streben das vorgesteckte Ziel erreicht hat.

Nicht *er* strebt nach der Palme, sondern überreicht sie gerne dem Meister, der sie ebenfalls von sich abweisen möchte.

Karl Lotz handelt immer so und bleibt sich auch jetzt consequent. In seinem ganzen Leben hat er die steilsten Höhen der Kunst zu erklimmen gesucht; und sobald er das ins Auge gefasste Ziel erreichte, sich stets als anspruchsloseren Wanderer betrachtet, als jene Kunstgenossen, die auf sanfteren Stegen und auf ausgetretenen Pfaden gemächlich einherschritten, ohne den bis aufs Blut stachelnden Sporn, ohne die schlafraubenden Zweifel des höheren Ehrgeizes zu empfinden.

Er hat seine schönsten Jahre — nur in einem sehr engen Kreise wahrhaft gewürdigt — mit der Ausführung von im Verhältniss zu seiner gross angelegten Begabung und gediegenen Bildung unbedeutender Aufträge zugebracht. Trotzdem hat ihn nie der Missmut übermannt — und er ist stets unter uns geblieben. Jetzt, in seinem vorgerückten Alter, möchten wir uns überbieten, sein schöpferisches Talent bis zur Erschöpfung in Anspruch zu nehmen.

Und wenn ein Mann Not thut, wenn so heikliche Kunstanforderungen in den Vordergrund treten, wie beim Plafond des Opernhauses und bei den

Wandgemälden der Akademie; zur selben Zeit, wo man in dem als fortgeschritten gepriesenen Auslande, behufs Lösung einer eines monumentalen Genius bedürfenden Aufgabe, fruchtlos halb Europa durchstöbern mochte, weil es heute bereits so wenige gibt, die im Bereiche der Kunstgattungen höheren Stils Stand zu halten vermögen: da entdecken wir in dem abseits gelegenen Ungarlande endlich Karl Lotz, der, wie der alte Toldi am Hofe Ludwigs, mit seinem wuchtigen Schwerte, welches jüngere Ritter gar nicht zu schwingen vermögen, bescheiden hervortritt und, als ob es sich um eine Bagatelle handelte, ohne Ruhmredigkeit die Ehre des Landes rettet.

Auch auf ihn, auf Karl Lotz, passen die schönen Worte, welche Lafenestre, einer der Hauptleiter der französischen Kunstangelegenheiten, mit Bezug auf Paul Baudry, den grossen Künstler der Wandgemälde des Pariser Opernhauses sprach, als dieser, nach Vollendung seines Riesenwerkes, in seinem schönsten Mannesalter unvermutet dahinschied und aus diesem Anlasse ein Teil seiner hinterlassenen Werke mit grosser Pietät ausgestellt wurde:

«Das Andenken seiner Persönlichkeit wird unter uns fortleben — sagte vor kaum zwei Jahren Lafenestre — und ebenso unvergesslich werden uns auch seine Werke sein, durch welche der gelehrte Träumer die subtilsten Regungen seiner Künstlerseele so gut zu fixiren verstanden, in uns aber das reine Gefühl für die höhere Schönheit, das heilige Erbe des Altertums, welches wir kein Recht haben verloren gehen zu lassen, zu pflegen und zu erhalten gewusst hat. In der französischen Kunst wird alsbald die Lücke fühlbar werden, welche dieser schweigsame Einsiedler zurücklässt. Man konnte ihn nur selten sehen, — niemals hören. Man wusste von ihm blos, dass er im Centrum von Paris, in seinem abseitsgelegenen Atelier zurückgezogen lebt und unter unermüdlichem Sinnen und Studiren ruhelos arbeitet. Niemand war verwundert, wenn man ihn in irgend einem Augenblicke unvermutet mit einem neuen Meisterstück in der Hand herabsteigen sah. Diese feste Kraft des Alleinbleibens, diese Würde des Schweigens, diese Anspruchslosigkeit der Lebensweise, diese Zähigkeit seiner Forschungen boten eben so seltene, wie auch wahrhaft notwendige Vorbilder, welche für die Charlatane, die Lärmmacher und Intriguanten vielleicht einen stummen Vorwurf bilden konnten, aber allen aufrichtig strebenden und mit bescheidener Hingabe ihrem Berufe lebenden Künstlern als heilsamer Ansporn dienten.»

Mein Vortrag ist länger ausgefallen, als ich bei dieser Gelegenheit gewünscht hätte. Und ich bitte deshalb um Entschuldigung. Der dritte Vorleser darf nicht viel zu sagen haben. Doch war ich heute in Erfüllung meiner speciellen Aufgabe den Herren Karl Lotz und Albert Schickedanz für ihre, den Zwecken der Akademie gewidmeten, gewissenhaften und patriotischen Bemühungen, an deren Gelingen wir uns heute Alle erfreuen, gebührende Anerkennung und eine gewisse Motivirung unseres Lobes schuldig.

V. Aus dem Berichte des Generalsecretärs.

Aus dem offiziellen Ausweis über die im abgelaufenen Jahre entwickelte Thätigkeit der Akademie, der sich in den Händen des Publikums befindet, ist ersichtlich, dass während des abgelaufenen Jahres in den Sitzungen der Akademie 88 Arbeiten vorgelesen wurden; dass sie 30 Bände und 57 Hefte veröffentlicht, 12 Zeitschriften und 4 Büchereditions-Unternehmungen unterstützt hat. Diese Ziffern zeigen die Dimensionen und Resultate der Thätigkeit der ungarischen Akademie.

Doch wenn überhaupt, auf allen Gebieten, der innere Wert und ideelle Gehalt wesentlicher ist als die Masse und Extension, so gilt dies vor Allem von der wissenschaftlichen Thätigkeit, bei deren Beurteilung in erster Linie die Frage auftaucht: wie weit sie die Summe der menschlichen Kenntnisse vermehrt, oder wie weit sie die Verbreitung und Verwertung derselben gefördert hat? wie weit es ihr gelungen ist, die augenfälligen Lücken der Literatur auszufüllen und die zu Tage tretenden Bedürfnisse zu befriedigen?

Ich kann mich keineswegs competent erachten, den Wert der vorjährigen Thätigkeit der Akademie aus diesen Gesichtspunkten zu beurteilen, sondern muss mich auf die Andeutung und Gruppirung der wichtigsten Momente beschränken.

Indem ich mit den sprachwissenschaftlichen Arbeiten den Anfang mache, muss ich vor Allem die Thatsache constatiren, dass die heftigen Polemiken, welche in den letzten Jahren zwischen den Vorkämpfern der Neologie und Orthologie, der finnischen und türkischen Sprach- und Stammverwandtschaft geführt wurden, bereits zu Ruhe gelangt sind; dass aber dessenungeachtet die einander entgegenstehenden Richtungen in ihrer geräuschlosen Arbeit, ihren für die Wissenschaft erspriesslichen Kraftanspannungen keinen Stillstand eintreten liessen. Im abgelaufenen Jahre bildeten mehrere wichtige Fragen und Capitel der ungarischen Grammatik den Gegenstand der Discussion. Neben der Abhandlung des sich jugendlicher Geisteskraft erfreuenden Nestors der ungarischen Linguisten, des Ehrenmitgliedes Samuel Brassai «über den Accent und die Wortfolge» und der Abhandlung des corr. Mitgliedes Josef Szinnyei «über die possessiven Personalsuffixe», muss ich insbesondere die grosse Monographie des corr. Mitgliedes Sigmund Simonyi «über die ungarischen Adverbien» hervorheben, von welcher bisher die erste Hälfte des ersten Bandes erschienen ist. Der Verfasser weist darin nach, in welcher Weise im ganzen Lebenslaufe der ungarischen Sprache, in ihrer alten und neuen Literatur, sowie auch in der Sprache des Volkes die bestimmenden Teile des Satzes (die Nominalsuffixe, Präfixe und Verbaladverbien) fungiren. Er stellt Vergleichungen mit allen jenen Sprachen an, welche mit der ungarischen im Verwandtschaftsverhältniss stehen, oder in Folge äusserlicher Berührungen auf die Entwicke-

lung derselben Einfluss geübt haben. Er stellt mit vollständiger grammatischer Orientirtheit und grossem literarischen Apparate die Thatsachen nach ihrer Entwickelung zusammen; untersucht die Ursachen der einzelnen Erscheinungen und giebt eine psychologische Erklärung derselben; endlich stellt er, den letzten Stufen ihrer Entwicklung entsprechend, ihren gegenwärtigen Gebrauch fest.

Diese Monographie macht klar ersichtlich, wie viel auf dem Gebiete der ungarischen Grammatik noch zu thun ist; zugleich aber auch, welch bedeutende Dienste das durch Simonyi bereits in dieser seiner Monographie verwertete, weil unter seiner redactionellen Mitwirkung entstandene *Ungarische Sprachgeschichtliche Wörterbuch* leisten wird, welches nach zehnjährigen Vorarbeiten sich nunmehr unter der Presse befindet und in fünf Bänden in die Oeffentlichkeit treten wird. Während die Publication dieses grossen Wörterbuches erst jetzt in Angriff genommen wurde, ist im abgelaufenen Jahre das ungarisch-deutsche und deutsch-ungarische *Handelswörterbuch* factisch erschienen, welches unter der Oberaufsicht der national-ökonomischen Commission entstanden und berufen ist, jene Schwierigkeiten zu beseitigen, welche dem Gebrauche der ungarischen Sprache im kaufmännischen Leben bisher hindernd im Wege standen. Der Vollendung nahe steht die grosse sprachgeschichtliche Publication der Akademie, die Sammlung *Ungarischer Sprachdenkmäler*, von welcher im abgelaufenen Jahre zwei Bände erschienen sind und der letzte, der XV., sich unter der Presse befindet.

Die Materialsammlung der vergleichenden Sprachwissenschaft haben drei junge Arbeiter vermehrt: Ignaz Kunoss veröffentlichte eine Sammlung osmanisch-türkischer Volksmärchen- und Volksdichtungen, Ignaz Halász eine Sammlung schwedisch-lappischer Texte, Bernhard Munkácsi aber arbeitete ein votjakisches Wörterbuch aus, und macht gegenwärtig im Auftrage der Akademie im Lande der Vogulen Sprachstudien, während sein Begleiter Karl Pápay sich das Sammeln ethnographischer Daten zur Aufgabe gemacht hat. — Indem die Akademie den ugrischen Völkern und Sprachen grosse Aufmerksamkeit zuwendet, befördert sie das tiefere Verständniss der ungarischen Sprache, leistet aber zugleich der allgemeinen Wissenschaft einen Dienst, den dieselbe in erster Linie von uns zu erwarten berechtigt ist.

Mit gleichem Rechte darf dieselbe unsere Mitwirkung zur Lösung jener Probleme der Philologie und Ethnographie erwarten, welche bezüglich des Volkes und der Sprache der Zigeuner seit lange auf der Tagesordnung stehen. Diese Aufgabe übernahm das Ehrenmitglied Erzherzog Josef, der würdige Erbe des begeisterten Interesses seines erhabenen Vaters für die Sache der ungarischen Wissenschaft und insbesondere für unsere Akademie, welche während der beiden ersten Jahrzehnte ihres Bestandes in dem berühmten Palatin nicht blos ihren nominellen, sondern auch ihren facti-

schen Protector verehrte. Die Zigeuner-Grammatik, welche wir, Dank der Opferwilligkeit ihres Verfassers, vor Kurzem veröffentlicht haben, steht hinsichtlich des Reichtums des Materials hoch über allen ähnlichen Werken. Sie enthält die Ergebnisse einer sechsunddreissig Jahre hindurch mit unermüdlichem Eifer und, fügen wir hinzu, mit einer durch nichts irre gemachten Ausdauer fortgesetzten Beobachtung und Uebung. Wir finden dieselben in einer allen Erfordernissen der systematischen Sprachlehre entsprechenden Weise bearbeitet, zugleich, vermittelst der Vergleichung mit der uralten Sanskritsprache und der heutigen arischen Volkssprache Indiens, durch die Leuchte der vergleichenden Sprachwissenschaft aufgehellt; während der dem Werke durch das ord. Mitgl. Emil Ponori-Thewrewk beigefügte umfangreiche Anhang ein reiches Repertorium der Geschichte und Literatur der Zigeuner bildet.

Von den in den Bereich der ungarischen Literaturgeschichte gehörenden Publicationen der Akademie ist der zweite Band des vom ord. Mitgliede Zoltan Beöthy verfassten Werkes: «Die erzählende schöne Prosa in der alten ungarischen Literatur,» welcher den Zeitraum von 1774—88 umfasst. zu nennen. Indem der Verfasser in den einzelnen Literaturwerken die sich entwickelnden Veränderungen der äusseren und inneren Form erklärt, macht er mit der Schilderung der Zeitverhältnisse und der Individualität der Schriftsteller auch die Ursachen der Entstehung und der Wirkung ihrer Werke ersichtlich. — Das zweibändige grosse Werk Josef Bayers: «Die Geschichte des ungarischen Theaters,» stellt aus einem reichen, auf einem bisher ganz vernachlässigten Felde gesammelten Material ein ebenso interessantes, als wichtiges Capitel der ungarischen Cultur- und Literaturgeschichte zusammen. Er verfolgt die ungarische Schauspielkunst und dramatische Literatur von ihren Anfängen, den kirchlichen Mysterien und den Schuldramen, bis zu dem Zeitpunkte, wo sie, im Jahre 1837, mit der Gründung des Nationaltheaters gleichsam ihre Grossjährigkeit erlangt. Besonders erschöpfend und fesselnd sind jene Teile des Werkes, welche lehren, welch ein bedeutender Factor der ungarischen Nationalität und Cultur die ungarische Schauspielkunst, wiewohl sie mit dem Elend zu kämpfen hatte, am Ausgange des vorigen Jahrhunderts gewesen ist, und welch bedeutenden Rechtstitel sie demzufolge darauf hatte, dass sie der grösste Ungar in den Dienst seiner hohen Zwecke zog.

Während wir hier eine einzelne Richtung der vielseitigen Thätigkeit des Grafen Stefan Széchenyi gewürdigt finden, wird uns seine gesammte öffentliche Laufbahn in der Sammlung seiner Reden vorgeführt, welche unter der Redaction des Ehrenmitgliedes Anton Zichy erschien, und welcher demnächst die Sammlung seiner Journalartikel, sodann aber die Sammlung seiner Correspondenz nachfolgen wird, womit eine der hervorragendsten Quellen der Geschichte der neuesten Zeit eröffnet sein wird.

Unter den die ältere ungarische Geschichte betreffenden Quelleneditionen verdient namentlich das *Ragusaner Diplomatarium* Erwähnung, welches uns Professor Josef Gelčich in Ragusa zur Verfügung stellte. Er stellt aus dem Archive seiner Vaterstadt alle Urkunden zusammen, welche sich auf die Verbindungen mit Ungarn beziehen, von der Urkunde Ludwigs des Grossen vom Jahre 1358 angefangen, in welcher dieser König die Privilegien der ihm huldigenden Stadt Ragusa bestätigt und ihre Untertanenpflichten regelt, bis zum Jahre 1684, wo sich die Republik Ragusa neuerdings unter die ungarische Oberhoheit begiebt. Der grösste Teil derselben erinnert an die Glanztage unserer Geschichte, wo Fürsten und Republiken unter der Oberhoheit der ungarischen Krone Schutz und Sicherheit suchten. — Zur Geschichte des Zeitalters der Decadence, der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, bieten der 12. Band der *Siebenbürgischen Reichstagsdenkmäler* und der 3. Band des *Alvinczer Diplomatariums* Quellenmaterial.

Mit der Herausgabe der Quellen hielt deren Aufarbeitung Schritt. Ich kann hier, von den zahlreichen Abhandlungen absehend, blos der grösseren Werke Erwähnung thun. Von Heinrich Marczali's Monographie «Josef II. und seine Zeit» ist der abschliessende 3. Band erschienen. Somit besitzen wir nunmehr das vollständige Gemälde dieser lehrreichen, bedeutsamen zehn Jahre, welche der kritische Kampf zwischen der Nation und ihrem Herrscher ausfüllt. Das in diesem Buche aufgespeicherte und mit berufener Hand verarbeitete archivalische Datenmaterial verbreitet über jedes Moment desselben neues Licht. — Der zweite Band der «Geschichte des niederungarischen Bergbaues» vom corr. Mitgl. Anton Péch behandelt die im XVII. Jahrhundert auf dem Gebiete des Bergbaues entwickelte Thätigkeit und durchgeführte Reformen.

Die «Geschichte der ungarischen Landwirtschaft» vom ord. Mitgl. Gustav Wenzel ist der erste Versuch der Darstellung jener Zustände, welche in Ungarn auf allen Gebieten des Ackerbaues und der Viehzucht epochenweise zu Tage traten, und erstreckt sich auch auf die socialen Verhältnisse, welche dieselben schufen. Desgleichen verwertet das Werk des ord. Mitgl. Friedrich Pesty «Ungarns Ortsnamen in historischer, geographischer und sprachwissenschaftlicher Hinsicht» zum ersten Male jene Anhaltspunkte, welche die Ortsnamen hinsichtlich der geographischen Dislocation und der Culturzustände der Völker enthalten.

Ludwig Szádeczky schrieb die Geschichte des polnischen Exils der Witwe Johann Zápolya's und ihres Sohnes.

Zum Zwecke der Pflege der ungarischen Kriegsgeschichte begann die kriegsgeschichtliche Commission der Akademie die Herausgabe eines neuen Organes (*Kriegsgeschichtliche Mitteilungen*), welches unter Mitwirkung militärischer Fachmänner neue Lichter auf die Entwickelung unserer Heeres-

institutionen und auf die Kenntniss der grossen Kriegsthaten der Nation werfen wird.

Das nunmehr seit zwei Jahrzehnten bestehende Organ der Altertumswissenschaft, der *Archäologische Anzeiger*, hat seiner Bestimmung auch im abgelaufenen Jahre würdig entsprochen, sowohl durch Lösung grösserer Aufgaben, wie die fachmässige Behandlung des mittelalterlichen ungarischen Kostüms und der ungarischen Goldschmiedekunst, als auch durch die Beschreibung einzelner bedeutender Funde, wie des Radnaer Goldbarrenfundes und des Tronvorhangs des Königs Mathias, endlich durch die Beigabe den Text begleitender reicher Illustrationen.

Aus dem Bereiche der europäischen Geschichte fand blos ein einziger Gegenstand unter den Mitgliedern der Akademie einen Bearbeiter, das Leben Colberts, welches das corr. Mitgl. Aladár Ballagi als Antrittsvortrag bot. Die Laufbahn des berühmten französischen Staatsmannes besitzt auch das Interesse der Actualität, indem sie in augenfälliger Weise den engen Zusammenhang der politischen Macht und des culturellen Fortschritts der Nationen mit der Entwickelung der materiellen Interessen zur Anschauung bringt.

Die zum Bereiche der Rechts- und Staatswissenschaften gehörigen Arbeiten gelangten in grösserer Häufigkeit als sonst auf die Tagesordnung unserer Sitzungen. Wir veröffentlichten in dieses Fach einschlagende Abhandlungen von den ord. Mitgl. Julius Schwarcz und Lorenz Tóth, sowie von den corr. Mitgl. Victor Concha,, Andreas Domanovsky und Julius Wlassics; ferner ein selbstständiges Werk des corr. Mitgl. Friedrich Medveczky, »Sociale Theorien und Ideale«, welches die Entwickelung der socialen Ideen in der Rechts- und Staatsphilosophie der alten und neuen Zeit darstellt und die hervorragendsten Verkündiger derselben von Platon bis Rousseau charakterisirt.

Unsere *nationalökonomische Commission* veröffentlicht die classischen Werke der europäischen Koryphäen der nationalökonomischen Wissenschaft in ungarischen Uebersetzungen. Ferner entwickelt sie auch eine eifrige Thätigkeit in der Behandlung der practischen Aufgaben der Volkswirtschaft. Eine ganze Serie der auf der Tagesordnung befindlichen Fragen (Mühlenindustrie, Spiritussteuer-Gesetzgebung, Auswanderung, Schutz gegen Ueberschwemmungen u. s. w.) bildeten den Gegenstand von Vorlesungen und Debatten. Ausserdem hat die Commission, ihren Wirkungskreis erweiternd, sich die Erforschung und Darstellung der volkswirtschaftlichen Zustände der einzelnen Landesteile zur Aufgabe gemacht, indem sie volkswirtschaftliche Monographien einzelner Städte und Comitate ausarbeiten lässt, deren bereits fünf fertig sind.

In noch grösserer Anzahl sind Arbeiten erschienen, welche die Bekanntmachung der *natürlichen* Verhältnisse des Landes zum Gegenstande haben,

unter den akademischen «Abhandlungen» ebensowohl, wie in den «Naturwissenschaftlichen Mitteilungen». Daneben war auch auf dem gesammten weiten Gebiete der mathematischen und Naturwissenschaft eine lebhafte Thätigkeit im Gange. Aus der grossen Anzahl der in diesen Bereich gehörigen Arbeiten seien nur die grösseren, selbstständig erschienenen Werke hervorgehoben: die «Beiträge zur Kenntniss der Structur des centralen Nervensystems» betitelte Studie des corr. Mitgl. Ludwig v. Thanhofer und das systematische mathematische Werk des corr. Mitgl. Julius König, von welchem der die Analysis behandelnde erste Band erschienen ist.

Die mathematische und naturwissenschaftliche Classe der Akademie ist zugleich diejenige, welche in grösserer Anzahl junge Arbeiter der Wissenschaft herbeizieht. Im abgelaufenen Jahre wurden bereits die Arbeiten zweiundzwanzig Solcher in unseren Sitzungen vorgelegt und in unseren Abhandlungen veröffentlicht. Sie bieten die sichere Hoffnung, dass an Ersatz für die sich lichtenden Reihen der Veteranen kein Mangel sein werde.

Im abgelaufenen Jahre erwies sich übrigens der Tod noch gnädig gegen die Akademie. Er nahm aus der Reihe der Mitglieder der ersten Classe kein einziges, aus derjenigen der zweiten und dritten Classe zusammen fünf weg. Die ungarische katholische Kirchenliteratur verlor in dem Ehrenmitgl. Johann Danielik und dem corr. Mitgl. Karl Somogyi zwei ihrer Koryphäen. Sie standen seit lange dem öffentlichen Leben fern. In den vierziger und fünfziger Jahren aber waren sie die Führer jener Bewegung, welche die kathol. kirchliche Wissenschaft, durch Einbürgerung der ungarischen Sprache und der modernen Literaturformen, mit dem nationalen Leben in engere Verbindung brachte. Johann Danielik erweist sich mit seiner «Geschichte der Philosophie» als würdigen Schüler Bossuets; seine historische Studie über «die ungarischen Prämonstratenser» aber gehört sowohl durch die Höhe der Auffassung, als auch durch die fesselnde Darstellung zu den Zierden unserer historischen Literatur. Karl Somogyis Buch «vom Gehorsam gegen die Gesetze» ist das Product eines tief denkenden philosophischen Geistes. In der langen Reihenfolge seiner kirchenpolitischen und pädagogischen Abhandlungen sind Schätze vielseitiger und gründlicher Wissenschaft aufgespeichert. Er verband mit strengem kirchlichen Geiste warmes patriotisches Gefühl, welches ihm einst Verfolgungen zuzog, und beredten Ausdruck in der hochherzigen That fand, dass er seine durch sein ganzes Leben mit seltener Opferwilligkeit und Fachkenntniss gesammelte reiche Bibliothek der Hauptstadt des Alföld, dem aus seinen Ruinen wiedererstandenen Szegedin, zum Geschenk machte. — Das ungarische ärztliche Collegium betrauert zwei seiner Veteranen in den corr. Mitgl. Emerich Héry und Ludwig Arányi. Der Erstere gehörte zu den Bahnbrechern der ungarischen medizinischen Literatur. Der Letztere teilte seine Thätigkeit zwischen Sanitätswesen und vaterländischer Altertumswissenschaft. Hervor-

ragende Verdienste erwarb er sich durch jene Action, vermittelst welcher er die allgemeine Aufmerksamkeit auf das bedeutendste Baudenkmal des Zeitalters der Hunyady, auf die Burg Hunyadvár, lenkte und deren Erhaltung und Restauration mit Erfolg leitete. — Ein treuer und eifriger Arbeiter der nationalen Cultur ging mit dem corr. Mitgl. Gedeon Tanárky zu Grabe, der mit seinem Werke «Ungarns Stellung im europäischen Staatensystem,» welches die Vorzüge der gründlichen Studien des Geschichtschreibers und des weiten Gesichtskreises des Staatsmannes in sich vereinigt, seinen Namen auch auf den Blättern der ungarischen historischen Literatur verewigt hat. — Endlich müssen wir voll Pietät einer hervorragenden Gestalt des politischen Lebens gedenken, des Barons Paul Sennyei, des ältesten Mitgliedes des Directionsrates der Akademie, der zu jeder Zeit warmes Interesse für die Angelegenheiten der Akademie an den Tag legte und derselben die Stütze seiner Auctorität selbst in jenen kritischen Zeiten nicht entzog, wo ihren nationalen Beruf ernste Gefahren bedrohten.

Die Berichte des Directionsrates über den Vermögensstand unserer Akademie weisen auch im verflossenen Jahre erfreuliche Ergebnisse auf. Die letzte Vermögensbilanz weist einen Zuwachs von 88,000 fl. aus, zu welchen seitdem wieder mehrere neue Vermächtnisse hinzukamen.

DIE THEISS-REGULIRUNG.

Seit einigen Jahren scheint es zu den normalen Erscheinungen zu gehören, dass im Frühjahr die Hochwässser der Theiss Dammrisse verursachen, grosse Flächen inundiren, zum Schutze der gefährdeten Fluren und Städte Militär aufgeboten und eine ganze Serie von ausserordentlichen Verfügungen getroffen wird, wo ein regelmässig functionirender Organismus Not thäte.

An den Dämmen längs der Theiss allein, jene längs der Nebenflüsse gar nicht gerechnet, haben seit dem Jahre 1868, also seit der Vollendung der Dämme, somit seit zwanzig Jahren, in acht Jahrgängen achtundvierzig Dammrisse stattgefunden. Im Jahre 1869 durchriss die Theiss an zehn Stellen die Dämme und inundirte 157,000 Joch. In der Folgezeit, bis 1876, kamen keine nennenswerten Wasserschäden vor, aber in den Jahren 1876, 1877, 1878, 1879 und 1881 wurden jährlich grosse Territorien überflutet. Seit 1881 erlitt die Theissgegend bis zum heurigen Frühjahr — den vorjährigen Schleusseneinsturz nicht in Betracht gezogen — nur unerhebliche Schäden, heuer jedoch sind wieder weite Flächen unter Wasser gesetzt worden.

Die öffentliche Meinung schreibt diese, trotz der Regulirung sich wiederholenden Calamitäten, den bei der Regulirung begangenen technischen Fehlern zu. Manche sind der Ansicht, dass das bisher befolgte Regulirungssystem, welches im Bau von Parallel-Dämmen und Abkürzung der Stromkrümmungen zum Ausdrucke kommt, unrichtig sei. Andere wünschen neue bisher noch nicht befolgte Regulirungs-Methoden in Anwendung gebracht zu sehen; und selbst diejenigen, die den Bau von Dämmen nicht unbedingt verurteilen, urgiren gleichzeitig neuere, zu treffende Verfügungen. Wieder andere geben zwar zu, dass es ausser dem Bau von Dämmen und Durchstichen keine andere Regulirungsmethode gebe, sind jedoch der Ansicht, dass die Dämme nicht nach richtigen Plänen, die Durchstiche nicht in richtiger Reihenfolge hergestellt wurden.

Die Frage, was behufs Beseitigung der dermaligen Zustände in Hinkunft zu geschehen habe, ist daher noch nicht geklärt.

Vor der Erörterung der zur Beseitigung eines Uebelstandes zu treffenden Mittel wäre es jedenfalls erwünscht, das Maass des Uebels genau zu bestimmen.

Das durch Dämme geschützte Inundationsgebiet der Theiss und deren Nebenflüsse beträgt laut dem Jahresberichte der Theisstal-Gesellschaft 3.815,709 ung. Joch.* Dieses Territorium kam vor Herstellung der Dämme fast alljährlich unter Wasser, so dass es als Ausnahmsfall zu betrachten war, wenn der grössere Teil des Inundationsgebietes zur Frühjahrszeit nicht inundirt war. Von einer regelmässigen Boden-Cultur konnte in diesen Gebieten unter solchen Umständen nicht die Rede sein.

Wie hoch der Nutzen aber zu bemessen sei, der in Folge der Regulirung aus der Cultivirung dieser riesigen Fläche resultirt, darüber fehlen alle Daten. Ebenso bestehen auch keinerlei Aufzeichnungen darüber, in welchem Umfange die Territorien im Theisstale seit Beginn der Regulirung überschwemmt wurden; soviel ist jedoch bekannt, dass vom eigentlichen Theiss-Ueberschwemmungsgebiet, das ohne jenen der Nebenflüsse 1.885,000 Joch beträgt, im Laufe der letzten zwanzig Jahre im Ganzen 550,800, d. i. im Jahresdurchschnitt 27,540 Joch unter Wasser gesetzt wurden, was im Ganzen anderthalb Percente des gesammten geschützten Gebietes beträgt. Wenn aber auch der Percentsatz des überschwemmten Territoriums gegenüber dem geschützten Gesammtgebiet kein erheblicher ist, ist es zugleich gewiss, dass die Ueberschwemmung der verhältnissmässig kleineren Bodenfläche jetzt einen grösseren Schaden verursacht, als dies vor der Regulirung bei Ueberflutung des ganzen Inundationsgebietes der Fall war, indem das Wasser jetzt bebaute Felder bedeckt, die Ernte vernichtet, und damit in Verbindung Meierhöfe, Gehöfte zerstört, während vor der Regulirung die Fluten blos

* Unter ung. Joch ist hier und in Folgendem ein Joch von 1200 □Klftern oder 4315 98 □Metern zu verstehen.

Hutweiden erreichten, denen das Wasser nicht nur nicht schadete, sondern dieselben noch befruchtete.

Es ist sehr zu bedauern und selbst der Fortgang der Regulirungs-Werke leidet darunter, dass weder der durch die Regulirung erzielte landwirtschaftliche Nutzen, noch die seit der Regulirung durch Ueberschwemmungen verursachten Schäden ziffermässig bekannt sind. Und wenn auch dieser Mangel bezüglich der Vergangenheit blos teilweise gut zu machen ist, erscheint es für die Zukunft unbedingt notwendig, dass so, wie dies der Leiter des statistischen Landesbureaus, Karl Keleti beantragt hat, die Wasserschäden von Jahr zu Jahr entweder durch die Theisstalgesellschaft oder durch die Regierung constatirt werden und dass über die ökonomischen Resultate der Theiss-Regulirung eine systematische Statistik geführt werde.

Es fehlen aber nicht nur die ziffermässigen Daten über die wirtschaftlichen Ergebnisse der Theiss-Regulirung; wir haben auch von den Baukosten der Dämme keine genaue Kenntniss. In dem an das Abgeordnetenhaus gerichteten Berichte des Ministers für Communication und öffentliche Arbeiten vom 10. Juni 1880 ist hierüber Folgendes zu lesen:

»Mit Bedauern constatire ich es, dass ich mich seit Jahren erfolglos bemühte, mir über die Wirksamkeit der Gesellschaften detaillirte und verlässliche Daten zu verschaffen, was mir bis heute nicht gelang. Insbesondere fehlen die Daten über die Bau- und Erhaltungskosten der früheren Zeit. Sie sind heute nicht gut trennbar, da in Folge des dem steigenden Hochwasser-Niveau entsprechenden graduellen Ausbaues der Dämme und deren gleichzeitig arivirten Schadhaftwerden es schwer hält zu constatiren, welche Arbeiten und Kosten zu Lasten des Baucapitales, welche zu Lasten der jährlichen Erhaltung zu verrechnen sind? Und doch wäre es wichtig, dies genau zu wissen, denn nur dann wären wir im Stande zu sagen, wie viel die Regulirung gekostet hat. Diesbezüglich besteht eine sehr falsche Berechnungsweise. Man pflegt nämlich die ganze Summe, welche eine Gesellschaft seit ihrer Kreirung bis zum heutigen Tage ausgegeben, als Wasserschutzkosten zu rechnen und auf diese Art darzuthun, dass der Wasserschutz schon derzeit höher zu stehen kam, als der Wert des geschätzten Grundes repräsentirt. Man kann aber als Wasserschutzkosten wohl nur jene Summen annehmen, die der ursprüngliche Bau der Dämme und deren weitere Erhöhung und Verstärkung gekostet hat, oder noch kosten wird. Diese Summen sind es, welche die Wertsteigerung des Bodens belasten, die in Folge des Wasserschutzes erreicht wurde. Die Erhaltungskosten des Dammkörpers, wie sie aus mannigfachen Ursachen resultiren, resp. die Instandhaltung der früheren Verfassung, können nicht zu den Wasserschutzkosten gerechnet werden, sondern belasten einfach das Jahres-Erträgniss des geschützten Terrains.«

Dies der ministerielle Bericht. Es geht hieraus hervor, dass die Ge-

sellschaften bei Berechnung der Wasserschutzkosten unrichtig vorgehen; denn wenn sie als Wasserschutzkosten die gesammte seit Beginn der Regulirung verausgabte Summe annehmen, so müssten sie dem gegenüber den ganzen Nutzen in Rechnung ziehen, den die landwirtschaftliche Bebauung der vormaligen Ueberschwemmungsgebiete seit Beginn der Regulirung ergeben hat.

Laut dem der Generalversammlung pro 1887 unterbreiteten Berichte der Theisstalgesellschaft beträgt das seit der Constituirung der Gesellschaften bis Ende 1886 investirte Baucapital 64.755,000 Gulden. In diesem Betrage ist jedoch der grösste Teil jener Auslagen mitinbegriffen, welche die Erhaltung der Dämme und die Administration der Gesellschaften erforderten. Und dass diese letzteren Auslagen keine geringen sind, erhellt aus den Jahresberichten der Theisstalgesellschaft, wonach die Dammerhaltungs- und Administrationskosten sämmtlicher Gesellschaften betrugen:

1883	740,000 fl.
1884	789,000 «
1885	943,000 «
1886	993,000 «

Auch muss der Umstand betont werden, dass die Wasserschutzkosten sich nicht gleichmässig auf das Inundationsterrain verteilen. Während von den oben nachgewiesenen 65 Millionen Gulden bei einzelnen Gesellschaften 189 fl. auf das Joch entfallen, belastet bei anderen das Joch blos ein Betrag von 7 fl. Daraus folgt, dass die Interessenten einzelner Gesellschaften bisher für den Wasserschutz wahrlich nicht geringe Opfer gebracht haben.

Die wiederholten Dammrisse und Hochwasserschäden, die dem Grundbesitzer die bisher gebrachten Opfer als nutzlos erscheinen lassen und ihn immer und immer wieder mit den Kosten der Dammreparaturen belasten, haben die Theisstal-Interessenten teilweise in ihrem Glauben erschüttert und in ihnen das Vertrauen an die Richtigkeit des bisher befolgten Regulirungssystems untergraben. Sie haben das Terrain für Jene geschaffen, welche die vorhandenen Uebelstände nicht in den begangenen Irrtümern und in den Grenzen, welche der menschlichen Kraft gegenüber den Naturgewalten gegeben sind, suchen, sondern einem radikalen Systemwechsel das Wort reden.

Um die mit der Theissregulirung zusammenhängenden Fragen zu untersuchen, müssen daher zunächst jene Regulirungs-Mittel und Systeme einer Prüfung unterzogen werden, welche man an Stelle des bisherigen Systemes empfiehlt, oder womit nach Ansicht Einzelner die bisherigen Regulirungs-Arbeiten zu ergänzen wären. Zum Schlusse werden wir das bisher befolgte Dammsystem in technischer und administrativer Beziehung einer Kritik unterwerfen.

I.

Diejenigen, welche den Bau von Dämmen für schädlich oder zwecklos erachten, proponiren drei andere Regulirungssysteme.

Das Eine besteht darin, dass in den oberen Teilen der Täler Wasser-Sammelreservoire gebaut werden, deren Bestimmung wäre, die das Anschwellen des Flusses verursachenden Wasser-Ueberschüsse so lange zurückzuhalten, bis der Fluss-Wasserstand sinkt. Sodann würden die in den Reservoirs zurückgehaltenen Wasser-Massen zur Speisung der Flüsse dienen.

Ein zweites Project besteht in der Ableitung eines Teiles der Theissfluten mittelst eines künstlichen Seitencanales in einen Nebenfluss der Theiss, oder in die Donau.

Das dritte Project endlich wäre die Sicherung eines freieren, schnelleren Abflusses der Theiss-Hochwässer durch Entfernung der durch das Eiserne Tor angeblich gebildeten Abfluss-Hindernisse.

Die zuerst berührte Idee, nämlich die Verhinderung der Hochwässer durch den Bau von Sammel-Reservoiren ist schon sehr alt. Ihre Popularität verdankt sie jedoch dem bekannten Brief Napoleon III. vom 21. Juli 1856, in dem er dem Minister für öffentliche Arbeiten deren Studium empfiehlt.

Ich teile den Brief auszugsweise mit, da er ein treues Bild davon gibt, wie die Fürsprecher dieses Systemes sich die Verhinderung von Hochwässern vorstellen.

«Bevor man das Heilmittel eines Uebelstandes sucht, ist es notwendig, dessen Ursache sicher zu constatiren.

«Woher stammen denn die plötzlichen Hochwässer unserer grösseren Flüsse? Hauptsächlich von Gebirgsregen und in sehr geringem Maasse von Flachlandsregen. Dass dies so ist, beweist die Loire, deren Hochwasser bei Roanne und Nevers um zwanzig bis dreissig Stunden früher zu beobachten ist, als bei Orleans oder Blois. Dasselbe ist bei der Seine, Rhone und Gironde der Fall. Während der letzten Hochwässer verständigte der Telegraph die Bevölkerung um einige Stunden, selbst Tage früher und genügend präcis von dem Zeitpunkte, wann das Wasser steigen wird.

«Diese Erscheinung ist leicht begreiflich. Dem auf das Flachland niederfallenden Regen ist die Erdoberfläche sozusagen ein Schwamm. Das Wasser muss, bevor es in den Fluss gelangen kann, weite durchlässige Flächen durchfliessen, deren geringes Gefälle den Abfluss verzögert. Regnet es aber zwischen den Bergen — ich spreche vom Regen, nicht von der Schneeschmelze, — wo der Boden, meistens aus kahlen Felsen und Gerölle bestehend, das Wasser nicht zurückhält, so führt die Steilheit der Abhänge alles Wasser plötzlich in den Fluss und dessen Niveau steigt auch plötzlich. Nach jedem Regen kann man dies beobachten. Das Regenwasser nämlich, welches auf die Felder strömt, macht keine Bäche, jenes dagegen, welches

auf die Hausdächer fällt und in der Dachrinne sich sammelt, bildet sofort winzige Bächlein. Hier ist das Hausdach der Bergabhang, die Rinne der Talboden. Denken wir uns ein Tal von 1—2 Meilen Breite und 4 Meilen Länge und nehmen wir an, dass auf diese Fläche binnen 24 Stunden ein Niederschlag von 1 Dm. Höhe gefallen ist, so hat es während dieser Zeit 12.800,000 Kubikmeter Wasser geregnet, die in den Fluss abgeflossen sind, und derselbe Fall ist gleichzeitig bei jedem anderen Nebenflusse eingetreten. Nehmen wir z. B. an, die Loire oder Rhône habe zehn solche Nebenflüsse; dies würde der immensen Wassermenge von 128 Millionen Kubikmetern entsprechen, die binnen 24 Stunden im Flussbette abfliessen müssten. Wenn wir jedoch diese Wassermenge derart zurückhalten könnten, dass sie zum Abfluss zwei-dreimal so viel Zeit brauchen würde, so wäre natürlicherweise das Hochwasser nur ein halb- oder ein drittteil so gefährlich. Alles hängt daher davon ab, ob wir im Stande sind, den Abfluss des Wassers zu verzögern.

«Das Mittel, um dies zu erreichen, besteht darin, dass in den Seitenarmen der Flüsse, den Mündungen der Täler und überall dort, wo im Flussbette Engen sich befinden, Querdämme errichtet werden, die dem Wasser eine geringe Abflussöffnung belassen, dasselbe, sobald dessen Menge zunimmt, teilweise zurückhalten und derart in den oberen Partien künstliche Wasserreservoire bilden, die sich nur langsam entleeren. Wir müssen im Kleinen das wiederholen, was die Natur im Grossen geschaffen hat. Wenn der Boden- oder der Genfer-See nicht wäre, würden die Täler des Rheins und der Rhône aus grossen von Wasser überflossenen Flächen bestehen, denn das Niveau dieser beiden Seen steigt alljährlich auch ohne Regen, nur in Folge der Schneeschmelze um 2—3 Meter. Dies entspricht beim Bodensee dritthalb Millionen, beim Genfer-See einer Milliarde und 770 Millionen Kubikmeter Wasser. Es lässt sich leicht vorstellen, welche gewaltige Ueberschwemmungen sich von Jahr zu Jahr wiederholen würden, wenn die bei den Seemündungen befindlichen Berge, die die Stelle der Dämme einnehmen, und die nur eine der Flussbreite und Tiefe entsprechende Wassermenge abfliessen lassen, das oben erwähnte enorme Wasserquantum nicht zurückhalten würden.»

Die französischen Ingenieure haben indess bald nachgewiesen, dass die in dem Briefe ihres Kaisers entwickelte Idee practisch nicht verwirklicht werden kann. Am eingehendsten behandelte die Frage der Bau-Inspector Dupuit in seinem im Jahre 1858 erschienenen Werke: «Les Inondations, examens des moyens proposés pour en prévenir le retour.»

Humphreys und Abbot befassen sich in ihrem grossen Werke über den Mississippi ebenfalls mit der Frage der Sammel-Reservoire (S. 406 u. ff. der II. Auflage) und beweisen die Unmöglichkeit, das Mississippi-Tal auf diese Weise gegen Ueberschwemmungen zu sichern.

Auch hat diese Methode, Ueberschwemmungen zu verhindern oder

deren schädliche Wirkungen zu vermindern, nirgends practische Anwendung gefunden. Es ist unmöglich, in den unbewohnten Seitentälern der Flüsse so riesige Reservoire anzulegen, welche die bei Hochwasser in den Flüssen abfliessenden Wassermengen fassen könnten; und es würden die Baukosten derselben, mit den durch dieselben bezüglich Senkung des Hochwasserspiegels erreichbaren Resultaten in keinem richtigen Verhältnisse stehen.

Wer unsere Karpathentäler kennt, weiss, dass dort zu Zwecken der Flösserei schon lange in den Bergtälern Reservoire bestehen. Dort, wo die Täler sich zu einer Art Becken verengen, sind dieselben mit hölzernen oder steinernen Mauern abgesperrt, wodurch kleine Teiche gebildet werden, welche das Wasser langsam sammeln, um sodann wöchentlich ein- bis zweimal durch Ablassen des aufgestappelten Wassers auf der so entstehenden Flutwelle die Flösse in den Fluss hinabschwemmen zu können.

Die Aufnahmsfähigkeit solcher künstlicher Wasser-Reservoire ist jedoch im Verhältniss zu jenen Wassermengen, die behufs Verhinderung oder Verminderung der Fluss-Hochwässer zurückgehalten werden müssten, eine äusserst geringe. So fasst z. B. die steinerne Talsperre zu Kroncsok im Sohler Comitate 137,000 Kubikmeter Wasser und kostete 74,000 Gulden. Die Vaczoker Talsperre, gleichfalls im Sohler Comitate, kostete bei einem Fassungsraum von 61,000 Kbm. 45,000 fl. Die gleichfalls steinerne Klause bei Koritnyica im Liptauer Comitate fasst 36,000 Kbm. und kostete 30,000 fl.; die Talsperre bei Apsinecz im Mármaroser Comitate, teils aus Erdanschüttung, teils aus Holz erbaut, kostete bei einem Fassungsraum von 379,000 Kbm. Wassergehalt 90,400 fl.; die hölzerne Klause bei Hoverla, ebenfalls in der Mármaros, bei 178,000 Kbm. Wassergehalt 130,800 fl.; die hölzerne Talsperre bei Kozmicsek bei 126,090 Kbm. Inhalt 51,000 fl.; schliesslich die im Banater Dominium der priv. österr.-ung. Staatsbahn-Gesellschaft erbaute hölzerne Talsperre des Berzava-Baches bei einem Fassungsraum von 191,000 Kbm. Wasser 19,000 Gulden.

Wir wollen nun berechnen, welche Wassermengen in den Gebirgstälern aufzuspeichern wären, um ein Austreten der Theiss bei Tokaj zu verhindern.

Bei dem höchsten Wasserstande von 7·84 M. über Null während des Hochwassers vom Jahre 1881, betrug die bei Tokaj pro Secunde abgeflossene Wassermenge 2750 Kub.-Meter. Heuer war der höchste Wasserstand noch um einen Meter höher, nämlich 8·72 M. über Null. Wir werden daher nicht zu hoch greifen, wenn wir annehmen, dass die bei dem höchsten heurigen Wasserstande pro Secunde abgeflossene Wassermenge bei Tokaj rund 3000 Kbm. betrug. Das Theissbett kann aber, wenn der Fluss vollbord fliesst, blos 964 Kub.-M. pro Secunde abführen; soll daher die Theiss bei Tokaj nicht

austreten, so müsste der bei Hochwässern zum Abfluss kommende Ueberschuss von 2000 Kub.-M. pro Secunde in den Reservoiren zurückgehalten werden. Während einer vierundzwanzigstündigen Dauer des Hochwassers müssten also 173 Millionen Kub.-Meter Wasser zurückgehalten werden. Nachdem jedoch heuer das Hochwasser bei Tokaj durch 34 Tage höher stand als die natürlichen Flussufer, kann im Durchschnitte angenommen werden, dass das obige vierundzwanzigstündige Wasserquantum wenigstens 15 Tage hindurch angesammelt, respective 173,000,000 × 15 = 2593 Millionen Kubikmeter Wasser hätten zurückbehalten werden müssen. Von dieser Wassermenge gewinnt man ein Bild, wenn man sich vor Augen hält, dass dieses Wasser 5 Meter hoch aufgeschichtet 120,000 Joch oder beiläufig 10 Quadrat-Meilen bedecken würde.

Dass in der That diese enorme Wassermenge aufgespeichert werden müsste, um das Austreten der Theiss bei Tokaj zu verhindern, geht auch aus nachstehender annähernder Berechnung hervor.

Das gemeinsame Inundationsgebiet der Theiss und ihrer oberhalb Tokaj einmündenden Nebenflüsse beträgt 1.114,000 Joch.

Die Wirkung der oberhalb Tokaj gelegenen Inundations-Gebiete war vor der Regulirung auf die unterhalb Tokaj gelegenen Abschnitte des Flusses dieselbe, wie die von künstlichen Reservoirs, oder der im Laufe der Flüsse befindlichen natürlichen Seen. Denn sobald das Wasser die Ufer überstieg, überschwemmte es zunächst diese Inundationsflächen als ebensoviele Reservoire, und solange dieselben nicht mit Wasser gefüllt waren, konnte im unteren Stromlaufe kein bedeutenderes Hochwasser entstehen. Wenn nun diese 1.100,000 Joch vom ausgetretenen Hochwasser nur einen halben Meter hoch bedeckt waren, so betrug bereits das derart angesammelte Wasser 2370 Millionen Kubikmeter; und doch ist die Voraussetzung, dass die Wasserhöhe im Inundationsgebiete einen halben Meter betrug, alles eher als übertrieben. Ich erwähnte bereits, dass bei Tokaj die Uferhöhe 5·75 M., anderwärts noch geringer ist; die Hochwasserhöhe betrug bei Tokaj auch vor der Regulirung 7·67 M., d. h. der Wasserstand war um zwei Meter höher als der Uferrand. Allein trotz des riesigen Wasserquantums, welches auf den überschwemmten Flächen zurückgeblieben war, floss bei Tokaj vor der Regulirung noch immer soviel Wasser ab, dass auch auf den unteren Sectionen beträchtliche Hochwässer sich ergaben.

Während sonach die bestehenden grössten Talsperren für Zwecke des Holzschwemmens und der Flösserei einige hunderttausend Kubikmeter Wasser fassen, müssten, um die Theissüberschwemmungen zu beseitigen, solche von 2600 Millionen Kubikmeter Fassungsraum hergestellt werden.

Wer sich mit dem Bau von Talsperren für Flösserei-Zwecke befasst oder dieselben aufmerksam studirte, weiss wie schwer es hält, für solche Anlagen geeignete Stellen zu ermitteln. Solche Stellen, wo das Tal sich

weitet, um nach geringer Entfernung wieder eine Enge zu bilden, kommen selten vor und doch sind nur diese zum Bau von künstlichen Wasser-Reservoiren geeignet. Legt man nämlich das Reservoir dort an, wo das Tal auf eine grössere Länge eng ist, so wird dessen Rauminhalt gering sein; wird es an einer breiten Stelle abgesperrt, so kostet die Absperr-Wand sehr viel.

Aus all diesen Motiven bin ich der Ueberzeugung, dass es gar nicht möglich ist, in den Seitentälern der Theiss solche Thalsperren herzustellen, deren Fassungsraum einige Millionen Kubikmeter betragen würde, da in diesen Nebentälern geeignete Stellen in genügender Anzahl hiefür nicht zu finden sind.

Um so riesige Wassermassen aufspeichern zu können, müssten die Nebenflüsse der Theiss, als die Iza, Taracz, Talabor und Nagy-Agh in ihrem unteren Laufe in breiten Tälern abgesperrt werden; in diesem Falle würden jedoch bebaute Flächen, ja ganze Dörfer unter Wasser gesetzt werden. Die bebauten Flächen müssten daher expropriirt und die Bewohner der Ortschaften anderwärts angesiedelt werden.

Welche Kosten der Bau solcher Talsperren verursachen würde, lässt sich ohne Detailpläne und Kostenüberschläge nicht bestimmen. Da jedoch die oben hergezählten Talsperren für Flösserei-Zwecke pro Kubikmeter Fassungsraum, durchschnittlich 40 Kreuzer gekostet haben und überhaupt nicht wahrscheinlich ist, dass die grossen Reservoire für Regulirungszwecke billiger herzustellen wären, so dürften die Baukosten von Talsperren zur Aufnahme von 2595 Millionen Kubikmeter Wasser annähernd auf tausend Millionen Gulden zu stehen kommen. Dies ist ein Betrag, der die Unmöglichkeit, Reservoire von solchen Dimensionen zu bauen, wie ich glaube, zur Genüge darthut.

Sollten die Talsperren nicht behufs vollständiger Beseitigung, sondern blos zur Milderung der Hochwässer gebaut werden, so würden die aufzuwendenden Kosten doch noch sehr grosse sein und in keinem richtigen Verhältnisse zum erzielten Nutzen stehen.

Sollte zum Beispiel durch die Aufspeicherung des Wassers nur bezweckt werden, dass die Hochwässer der Theiss bei Tokaj keine grössere Höhe erreichen als der höchste Wasserstand vor der Regulirung war, so müsste so viel Wasser reservirt werden, dass der heurige höchste Wasserstand um 1·2 M. herabgesetzt werde, denn um so viel überschritt er jenen vom Jahre 1855. Hiezu müssten pro Secunde 250—300 Kubikmeter, daher binnen 24 Stunden 21.600,000 Kubikmeter zurückgehalten werden; und da das Hochwasser heuer während 27 Tagen höher stand, als jenes von 1855, so wäre obige Wassermenge durchschnittlich 12 Tage hindurch zurückzuhalten, was in Summa 259 Millionen Kubikmeter ergibt. Reservoire von diesem Umfang würden aber annähernd hundert Millionen Gulden kosten und mit dieser enormen Summe hätten wir nichts anderes erreicht, als dass

das Hochwasser heuer bei Tokaj 1·2 Meter niedriger gewesen wäre. Ich glaube hiedurch bewiesen zu haben, dass die Wasserreservoire selbst als Aushilfsmittel zur Mässigung der Hochwasserhöhe nach Ausbau der Dämme nicht anwendbar sind.

Mit dem Bau von Talsperren am oberen Laufe der Theiss und an den oberhalb Tokaj mündenden Nebenflüssen wäre jedoch die Aufgabe noch nicht gelöst. Die Erfahrung lehrt, dass auch die Hochwässer der Körös und Maros im Laufe der Theiss unterhalb Csongrád beträchtliche Hochwässer verursachen. Es wären somit auch an den Körös-Flüssen und an der Maros Talsperren zu etabliren. Die Körös-Flüsse wären mittelst Reservoire um 200—250 Millionen Kubikmeter zu entlasten, damit sich der Hochwasserstand in der vereinigten Körös wesentlich senke. Dies würde neuerdings enorme Kosten verursachen. Wenn aber trotz aller dieser Schwierigkeiten die Wasser-Reservoire doch gebaut würden, so wäre das Theisstal doch nicht gegen jene Uebelstände und Gefahren gesichert, welche derzeit aus der unzulänglichen Widerstandsfähigkeit und dem Reissen der Dämme entspringen. Denn, wenn es schon schwer hält, die Höhe der Uferdämme unter Berücksichtigung der Hochwasser-Niveauerhöhung als Folge der Regulirung richtig zu bemessen, so besteht diese Schwierigkeit in noch gesteigerterem Maasse bei Bestimmung der Höhe der Querdämme von Talsperren. Diese Höhe muss nämlich mit der Ausdehnung der Wasser sammelnden Fläche und der Dauer der Niederschläge in ein richtiges Verhältniss gebracht werden. Kann die Thalsperre zur Zeit der Wassernot die gesammten Niederschläge des Tales während der Hochwasserperiode nicht fassen, sondern füllt sie sich bereits, bevor die Wassernot ihr Ende erreicht, so hört ihre Wirksamkeit auf den weiteren Verlauf des Hochwassers auf. Auch sind die Querdämme der Talsperren ebensowenig gegen das Bersten gesichert, als Uferdämme; der Schaden aber, den das aus einem gerissenen Reservoir auf einmal herabströmende grosse Wasserquantum verursachen würde, wäre viel grösser als jener, den ein Uferdammriss verursachen kann, da hier das Wasser sich nie so rapid ausbreitet, als dort.

Aus dem bisher Angeführten erhellt, dass der Bau von künstlichen Wasser-Reservoiren die Hochwässer nicht beseitigen, ja nicht einmal vermindern kann.

Als eine andere Schutzmethode gegen Hochwasser wird der Bau eines künstlichen Canales zur Ableitung eines Teiles des Hochwassers proponirt. Dieses Project wird damit motivirt, dass die Hochfluten der Theiss zwischen den Dämmen trotz deren wiederholter Erhöhung keinen Platz haben. Zum Beweise führt man an, dass die Hochwässer mehrmals die Dammkronen überschritten und dass öfters Dammrisse vorgekommen sind. Man will daher die Hochfluten der Theiss teilen und nachdem zwei Bette dem

Wasser mehr Abfluss gewähren als eines, durch den Bau des zweiten Bettes die Hochwasserhöhe der Theiss vermindern und dadurch die bestehenden Uebelstände zum grossen Teil beseitigen.

Viele motiviren den Bau solcher Canäle auch damit, dass es bei dem mehr trockenen Klima des Alföld unrichtig sei, das Wasser je schneller abzuleiten und die Dürre noch zu vermehren. Sie würden es für zweckmässiger erachten, den Frühjahrs-Ueberfluss an Wasser zu Berieselungszwecken zu verwenden.

Letzterer Zweck ist jedoch durch den Bau des Hochwasser-Ableitungscanales nicht zu erreichen. Die Hochwässer der Theiss und ihrer Nebenflüsse stellen sich nämlich im Frühjahr ein, wo eine Berieselung nicht notwendig ist, im Ableitungscanal aber kann der Frühjahrs-Ueberschuss, um ihn im Sommer zu verwenden, nicht deponirt werden. Die Hochwässer der Theiss würden daher auch, wenn ein Ableitungscanal gebaut würde, abfliessen, ohne für Berieselungszwecke verwendbar zu sein.

Wenn ein derartiger Ableitungscanal seinem Zwecke entsprechen soll, muss er einen Teil der Theissfluten direct in die Donau abführen; denn würde er in einen Nebenfluss der Theiss oder in einen unteren Abschnitt derselben münden, so wäre dem unteren, d. i. jenem Teile des Theisstales, welches auch jetzt mit den meisten Uebelständen kämpft, nicht geholfen.

Von den diesbezüglichen Projecten ist das des Ingenieurs Johann Lám das älteste. Nach diesem wäre ein Canal bei Verőcze von der Theiss ausgehend, und bis in das Tal des Ér reiche d zu bauen, welcher einen grossen Teil der Theiss-Hochwässer, ferner jene der Flüsse: Túr, Szamos und Kraszna abzuleiten hätte. Hiedurch würde in den Rayon des Ér, Berettyó und der Körös-Flüsse eine ihre eigenen Hochwässer überschreitende Wassermasse geleitet werden, und Täler, welche schon bei der Abfuhr ihrer eigenen Hochwässer so vielen Schäden ausgesetzt sind, gänzlich zu Grunde gerichtet werden. Weiters würde dieses Wasserquantum durch die Körös bei Csongrád wieder in die Theiss gelangen, somit der Theissabschnitt von Csongrád bis Titel überhaupt keine Besserung erfahren.

Der Ableitungscanal ist daher, wenn er zweckentsprechend sein soll, in die Donau zu führen. Ein solcher Canal könnte nur am linken Theissufer erbaut werden, denn sonst würde, da das Gefälle der Donau ein grösseres ist als jenes der Theiss, ein von einem Punkte der letzteren unterhalb der Tokajer Berge ausgehender Canal zur Donau ein geringeres Gefälle haben, als die Theiss selbst. Dieses ist aber bekanntlich ohnehin schon äusserst gering; ein Canal mit noch geringerem Gefälle würde daher die Hochwässer noch weniger abführen können, als die Theiss selbst.

Nun trifft aber ein Ableitungscanal am linken Theissufer auf seinem Wege die Szamos, Körös, Maros, Béga und Temes. Er hätte diese Flüsse zu kreuzen, was nur so möglich wäre, dass er in diese hineingeführt und die

vereinigten Gewässer an einem weiter flussabwärts liegenden Punkte wieder geteilt würden. Die technisch richtige Lösung dieser Frage grenzt an Unmöglichkeit, jedenfalls ist sie schwerer zu lösen, als der Bau solcher Theissdämme, die gegen das Hochwasser Sicherheit bieten.

Will man erreichen, dass die Hochwasserhöhe der Theiss erheblich abnehme, so müsste in diesem Abflusscanal ein Wasserquantum von 1000—1500 Kubikmetern pro Secunde abfliessen, denn in der Theiss fliessen bei Tokaj, wie bereits erwähnt, circa 3000 Kbm. pro Secunde ab. Einen Ablasscanal zu graben, in dessen Bett 1000—1500 Kmb. abfliessen können, würde viele hundert Millionen von Gulden kosten. Auch dieser Canal wäre daher derart zu bauen, dass nur ein Teil des Wassers im Bette selbst, während der andere Teil zwischen Dämmen, die aus der beim Graben des Bettes gewonnenen Erde hergestellt würden, abfliessen würde.

Weiter unten werde ich nachweisen, dass die Theissdämme grösstenteils auch heute noch unzulängliche Dimensionen besitzen und dass mit Rücksicht auf die Sicherheit des Wasserschutzes deren Verstärkung notwendig wäre. Diese Arbeit wird aber deshalb nicht durchgeführt, weil die Interessenten die diesbezüglichen Kosten für zu hoch erachten.

Welche in die Augen springende Inconsequenz liegt nun darin, wenn die Kosten zum Ausbau der Dämme mit entsprechenden Dimensionen nicht vorhanden sind, diesem Uebelstande durch das Graben eines neuen Bettes und den Bau zweier neuer Dammlinien abhelfen zu wollen? Das Graben des Canalbettes würde ja selbst in dem Falle, wenn der Canal überall in der Ebene geführt würde, die bisherigen Gesammtkosten der Dammbauten vielfach übersteigen. Der Canal hätte auch die zwar nicht bedeutenden Wasserscheiden zwischen den Nebenflüssen der Theiss zu durchschneiden und würde an einzelnen Stellen, z. B. zwischen der Körös und Maros, der Temes und Donau sehr beträchtliche Erdbewegungen erfordern.

Alle Bemerkungen über das Project eines Hochwasserableitungscanales sind allgemeiner Natur, da ein solches, welches der Kritik Stand halten würde, noch nicht verfasst wurde.

Im Jahre 1872 entwarf Hobohm das Project eines solchen Canales, der nach der Auffassung des Projectanten, von der Theiss bei Péterfalva ausgehend, daselbst alle Wassermengen aufnähme, welche Hochwässer verursachen. Von hier sollte er gegen Fertö-Almás führen, wo er den Fluss Túr durchschneiden und dessen Gewässer gleichfalls aufnehmend, sich gegen Szatmár-Németi wenden, wo er in die Szamos mündend, durch deren Verzweigung den Wasserüberfluss gleichfalls in sich aufnehme, sodann über N.-Majtény, die Kraszna aufnehmend im Verfolge des Ér-Tales den Weg nach Diószeg einschlagen. Unter Diószeg nimmt er den Berettyó und die kleine Körös mit ihren gesammten Hochwasser-Ueberflüssen auf, wendet sich sodann nach Szeghalom, nimmt hier die schnelle Körös auf, führt an

Gyoma vorbei, überschreitet hier durch Abzweigung die dreifache Körös, in der Richtung gegen Szarvas und Hódmező-Vásárhely, fällt unter Makó in die Maros, durchschneidet dieselbe, und wendet sich rechts von Zombor gegen Ó-Bessenyő, fast parallel mit der Theiss, nimmt rechts von Becskerek vorüberführend, bei Perlasz die Bega auf, wendet sich nach Leopoldvár und läuft, die Temes überschreitend, mit dieser bis Pancsova, teilt dort die Temes in zwei Arme und mündet, nachdem er fast parallel mit der Donau gegen Kubin fliesst, endlich bei Palánka in die Donau.»

Dieser Canal würde nach der eigenen Berechnung der Projectanten von Péterfalva bis zur Maros pro Secunde 95—96 Kubikmeter, im Abschnitte von der Maros zur Temes 145, von der Temes bis Palánka 164 Kubikmeter Wasser abführen. Es sind dies 3—4 Percente des Hochwassers der Theiss! Ob die Ableitung so verschwindend kleiner Wassermengen am Hochwasser der Theiss wohl etwas ändern würde?

Hobohm hat in einer heuer im Frühjahr erschienenen Studie das Project eines neueren Canals in Anregung gebracht, der von Margitta ausgehend, bei Grosswardein die Schnelle-, unterhalb Tenke die Schwarze-, bei Boros-Jenő die Weisse-Körös durchschneiden, unter Arad über die Maros führen, sodann ober Temesvár die Béga und Temes durchschneidend, im Tale der Karas bei Palánka die Donau zu erreichen hätte.

Nach der Auffassung des Projectanten würde die Sohlenbreite des zu grabenden Canales am oberen Teile 16 Meter betragen, und talabwärts bis 60 Meter zunehmen; seine Tiefe würde 2—3 Meter betragen. Die im Canal abfliessende Wassermenge berechnet der Projectant in der Section zwischen den Körös-Flüssen pro Secunde zu 145—241 Kubikmeter, in jener zwischen der Körös und Maros zu 343, zwischen der Maros und Béga zu 774 und in der untersten Partie zu 1088 Kubikmeter. Hievon würden aber nur $^1/_5$—$^1/_8$ im Bette, der übrige Teil zwischen den Dämmen fliessen. Die Kosten des Canals veranschlagt der Verfasser auf 56,700,000 fl.

Wir wollen weder die Berechnung der Abflussmenge, noch den Kostenvoranschlag einer Kritik unterziehen. Soviel aber geht schon aus dieser kurzen Beschreibung hervor, dass mit einem Aufwande von 57 Millionen Gulden ein künstlicher Fluss geschaffen würde, dessen Wassermenge jener der vereinigten Körös entsprechen und der bei Hochwasser ebenso zwischen Dämmen fliessen würde, wie die Theiss oder Körös und demzufolge mit allen jenen Uebelständen zu kämpfen hätte, deren Beseitigung sich das Project als Zweck gestellt hat.

Der fragliche Canal würde überdies nur für die Interessenten der Körös-Gegend, des unterhalb Csongrád gelegenen Theiss-, ferner des Temes- und Béga-Tales von Nutzen sein. Kann wohl angenommen werden, dass diese Interessenten ausser den bereits für Dämme verausgabten Summen auch noch diese neueren Auslagen zu tragen im Stande wären?

Ein annehmbares Project für einen Entlastungscanal ist sonach noch nicht entworfen worden. Aber auch in *Ermanglung eines solchen ist es zweifellos, dass der Bau eines Ableitungscanals bei den Terrain-Verhältnissen des Theisstales die Lösung schwieriger technischer Aufgaben erfordern und dessen Baukosten jene der Dammbauten vielfach überschreiten würde.*

Als drittes Project beantragt man die Entfernung der unter dem Namen des «Eisernen Tores» bekannten Schiffahrts-Hindernisse auf der unteren Donau und hiedurch die Vertiefung des Bettes derselben. Man behauptet, hiedurch würde das Hochwasser-Niveau der Donau und indirect das der Theiss gesenkt werden.

Der diesbezüglich beabsichtigten Senkung des Hochwasserstandes der heimischen Flüsse hat bereits Paul Vásárhelyi in seinem Berichte vom 15. December 1834 über die Entfernung der Schiffahrts-Hindernisse auf der unteren Donau Erwähnung gethan. In der Einleitung dieses Berichtes sagt er Folgendes:

«Die irrige Vorstellung von den Hindernissen des Donau-Stromes, allgemein bekannt unter dem Namen des Eisernen Tores, die undeutlichen Begriffe von Stau und Rückstau, endlich der Umstand, dass Wenige im Stande sind, die Schwierigkeiten der Fellsensprengungen unter dem Wasser in einem so mächtigen Strome und die damit verbundenen unerschwinglichen Kosten zu beurteilen, gaben manchen überspannten Erwartungen Raum und erhöhten nur noch mehr den schon lange genährten Wunsch, «einmal schon das Eiserne Tor eröffnet zu sehen,» was nach den Ansichten Vieler, nebst der gesicherten Schiffahrt auch die Senkung des Wasserspiegels sowohl in der Donau, als auch in den einmündenden Flüssen, und somit die Austrocknung der Moräste und Sümpfe in Ungarn unbezweifelt zur Folge haben müsste.

«Die seit den Zeiten Marsigli's bis jetzt erschienenen Beschreibungen dieser Strecke waren wenig geeignet, mehr Licht und richtigere Begriffe über den wahren Stand der Donau zu verbreiten und den allgemeinen Wahn über die Ausführbarkeit einer den Wasserabfluss merkbar befördernden Strom-Correction» zu benehmen. Es sind kaum vier Jahre verflossen, dass im «Tudományos Gyüjtemény» ein Aufsatz erschien, worinnen behauptet wird, «die Donau werde durch die Stromhindernisse bei Alt-Moldova um 7 Klafter gestaut, könne aber um 3 Klafter gesenkt werden; der unmittelbare Einfluss der Stauung reiche bis Bezdán im Bácser Comitat, der mittelbare bis Pest, ja bis Wien, und so an den Nebenflüssen u. s. w.»

«Es ist also kein Wunder, wenn die gedachte Meinung so feste Wurzeln fasste, dass beinahe kein Regulirungs-Gegenstand, selbst in den höheren Stromgebieten Ungarns, in Verhandlung kommen kann, ohne Orsova, ohne das Eiserne Tor zur Sprache zu bringen. Durchstiche, Strom-Concentrirungen, Exsiccations-Canäle etc., wodurch die Correction oft blos lokaler Gebre-

chen des Stromes beabsichtigt wird, werden nutzlos erklärt; »unten« heisst es, muss dem Strome ein freierer Abfluss verschafft werden.»

Dieses Citat zeigt, wie alt dieses Vorurteil, dass behufs Verminderung der Theiss-Hochwässer die Schiffahrts-Hindernisse auf der unteren Donau entfernt werden müssen. Alle jene, welche diese Ansicht teilen, sind in dem Irrtum befangen, dass die die Schiffahrt hindernden Felsbänke auch dem Abfluss des Wassers ein Hinderniss bieten.

Wie falsch diese Ansicht ist, ergiebt sich aus Folgendem:

Die Schiffahrts-Hindernisse der unteren Donau beginnen bei Moldova in einer Entfernung von 170 Kilometern unterhalb der Einmündung der Theiss in die Donau. In dem Donauabschnitte von der Theissmündung bis Moldova beträgt das Gefälle vier Centimeter pro Kilometer; von Moldova bis zum unteren Ende des Eisernen Tores dagegen ist das gesammte Gefälle auf 100 Kilometer Länge 25·275 Meter, somit pro Kilometer durchschnittlich mehr als 25 Centimeter.

Wie ist es möglich, dass die Schiffahrts-Hindernisse die Donau stauen, wo doch gerade längs dieser Hindernisse das Gefälle der Donau viel grösser ist, als im oberhalb gelegenen Abschnitt. Jede Staunung ist der Natur der Sache nach von einer Verringerung des Gefälls begleitet, während längs der Hindernisse auf der unteren Donau das Gefälle zunimmt. Dieselben stören daher den Wasser-Abfluss nicht.

Würden wir jedoch das Gefälle, welches sich jetzt von der Theissmündung bis zum Eisernen Tor ungleichmässig verteilt, indem es ober Moldova 4, unterhalb 25 Centimeter beträgt, pro Kilometer gleichmässig verteilen, so würden wir hiedurch den Wasserstand der Donau im Abschnitte von der Theissmündung bis zum Eisernen Tor nicht unerheblich senken. Diese Arbeit würde aber nicht nur die Entfernung der Felsbänke zwischen Moldova und dem Eisernen Tor, sondern auch die Vertiefung des ganzen Flussbettes von der Theissmündung bis Moldova voraussetzen.

Diese Arbeit proponirte der vaterländische Ingenieur Enea Lanfranconi, welcher die Herstellung eines 300 Meter breiten Canals durch Baggerung beantragte, deren Kosten er auf 20 Millionen Gulden berechnete. Allein auch diese enorme und jedenfalls kostspieligere Arbeit würde nicht die Senkung der Hochwässer in der Theiss herbeiführen, denn der Wasserstand der Donau bei der Theissmündung wirkt nur beiläufig bis Török-Becse zurück, bei Szegedin hingegen ist er ohne allen Einfluss auf den Stand der Theiss. Wollten wir daher auf diese Weise den Hochwasserspiegel der Theiss senken, so müssten die Baggerungen nicht nur im Donaubette, sondern auch in der Theiss fortgesetzt werden, hiemit würden die Kosten fortwährend wachsen und doch wäre ein Resultat nur im untersten Abschnitt der Theiss wahrnehmbar.

Die Vertiefung der Felsbänke in der unteren Donau und in Verbin-

dung hiemit diejenige des Donaubettes von der Theissmündung abwärts wäre daher ein äusserst kostspieliges, jedenfalls mehr als 20 Millionen Gulden beanspruchendes Unternehmen, welches nur im untersten Laufe der Theiss den Hochwasserspiegel senken könnte, und das zu erzielende Resultat würde mit den notwendigen Kosten in keinem richtigen Verhältnisse stehen.

Im Interesse des Hochwasserschutzes des Theissthales befürworten Viele auch die Aufforstung der kahlen Berglehnen, indem die Niederschlagswässer an bewaldeten Abhängen langsamer abfliessen.

Es erleidet keinen Zweifel, dass es in unseren Karpathen leider schon viele, nur zur Forstcultur geeignete Berglehnen gibt, die abgeholzt wurden, ohne dass man sich um den Nachwuchs bekümmert hätte. Diese Abhänge sind entweder ganz kahl, oder mit verkrüppelten Erlen und Haselnuss-Sträuchern bewachsen und dienen als überaus magere Weide. Deren Aufforstung wäre schon deshalb zu wünschen, weil dies die einzige Art ihrer Verwendung bildet, während, wenn sie noch lange im gegenwärtigen Zustande verbleiben, die Niederschlagswässer die noch vorhandene Erdschichte langsam abschwemmen und nur die kahlen Felsen zurücklassen werden, deren Wiederaufforstung und Bepflanzung nur mehr mit grossen Opfern möglich sein wird.

Diese kahlen Berglehnen bilden aber glücklicher Weise noch nicht die Regel, sondern sind Ausnahmen. In den östlichen Karpathen, dem Quellen-Gebiete der Theiss sind zwar die Gemeinde-Waldungen und jene Waldpartien, welche für die gewesenen Urbarialisten ausgeschieden wurden, verwüstet, die ärarischen und herrschaftlichen Wälder dagegen befinden sich in gutem Zustand. So beträgt im Marmaroser Comitate, dessen Flächeninhalt 150 Quadratmeilen, der überwiegend aus Gebirgsforsten bestehende Grundbesitz des Aerars 60 Quadratmeilen. Auch einzelne Compossessorate und Grossgrundbesitzer besitzen Forste von enormer Ausdehnung und in gutem Zustande. Ich glaube daher nicht, dass die bisherigen Waldverwüstungen auf den Abfluss der Hochwässer von nennenswertem Einfluss gewesen wären. *Daher kann auch von der Aufforstung kahler Berglehnen, so wünschenswert ich sie auch sonst erachte, meiner Ueberzeugung nach eine Besserung der Hochwasser-Kalamitäten nicht erwartet werden.*

Aus meinen bisherigen Erörterungen resultirt daher, dass wir durch den Bau künstlicher Wasserreservoire die Hochwässer nicht beseitigen oder verringern können; dass wir durch den Bau von Entlastungs-Canälen neuere künstliche und bei Hochwasser ebenfalls zwischen Dämmen sich bewegende Flüsse schaffen, demnach die Länge der Dämme und die mit denselben verbundenen Uebelstände nur steigern, und die Baukosten der Theissdämme vielfach überragende Auslagen verursachen würden; dass die Vertiefung der Felsmassen des Eisernen Tores und des Donaubettes hinauf bis zur Theissmündung auf den Hochwasserstand nur im untersten Laufe der Theiss von

Einfluss wäre und somit das durch dieses Werk zu erzielende Resultat in keinem richtigen Verhältnisse zu den aufzuwendenden Kosten stände.

Es steht uns somit zur Verhinderung der Theiss-Ueberschwemmungen kein anderes Mittel zu Gebote, als der auch bisher factisch angewendete Bau von Paralleldämmen.

II.

Um das Theisstal erfolgreich durch Dämme gegen Hochwasser zu schützen, ist erstens richtige Projectirung und Erbauung der Dämme, zweitens fortwährende gute Instandhaltung derselben und deren Verteidigung bei Hochwasser notwendig.

Auch ohne specielle Motivirung ist es klar, dass wenn auch die einzig wirksame Methode des Wasserschutzes im Bau von Dämmen besteht, dieselben nicht nach momentaner Eingebung, sondern nach richtigen Entwürfen errichtet werden müssen. Der Entwurf selbst ist eine technische Aufgabe. Nachdem aber die zur Abkürzung des Flusslaufes und Vermehrung des Gefälles projectirten Durchschnitte auf Staatskosten durch die Regierung, die Dämme aber auf Kosten der interessirten Grundbesitzer durch die von ihnen gebildeten Gesellschaften durchgeführt werden, so ist die planmässige und homogene Durchführung der Regulirung nur im Wege zahlreicher administrativer Verfügungen zu erreichen.

Es ist ferner in Betracht zu ziehen, dass die Erddämme während der langen Dauer der Hochwässer leicht durchweicht werden; dass Ratten, Maulwürfe, Füchse und andere Tiere im Laufe des Sommers in die Dämme Löcher graben, durch welche dann das Hochwasser sickert; und dass bei windigem Wetter der Wellenschlag die Dämme abbröckelt. Nachdem alle diese Schäden Dammrisse verursachen können, müssen die Dämme fortwährend in gutem Zustand erhalten werden; es ist unerlässlich, dass die Dämme bei Hochwässern bei Tag und Nacht unter continuirlicher Aufsicht stehen, dass zur Verhinderung von Sickerungen und Abschwemmungen geeignetes Material: Pfosten, Piloten, Faschinen, Säcke, Fackeln schon vor dem Hochwasser auf den Dämmen vorrätig sei — und während des Hochwassers Arbeiter in genügender Anzahl sich auf den Dämmen befinden. Die Aufsicht und Verteidigung der Dämme während des Hochwassers ist ebenso wichtig, als deren richtiger Bau. Es ist eine bei jedem Hochwasser sich wiederholende Erfahrung, dass schlecht gebaute Dämme auch gegen hohe Wässer verteidigt werden, während die am besten gebauten, aber nicht verteidigten Dämme rissen.

Im Interesse des Hochwasserschutzes der Po- und Rheingegenden verwendete und verwendet man ebenso viel Sorgfalt auf die gehörige Verteidigung bei Hochwasser, als auf die technisch richtige Erbauung der Dämme.

Der Wasserschutz erfordert sonach die richtige Lösung von zwei Aufgaben wesentlich verschiedener Natur; deren eine ist die Feststellung und planmässige Durchführung der Regulirung, die andere die richtige Organisation, die Erhaltung der vollendeten Werke und der Verteidigung bei Hochwasser, womit eine ganze Reihe von administrativen Verfügungen verbunden ist.

Diese zwei verschiedenartigen Zweige des Wasserschutzes werde ich getrennt, und zwar zuerst die technischen Fragen, sodann die administrativen Agenden behandeln.

Nachdem die Schutzdämme längs der Theiss und ihrer Nebenflüsse nicht erst zu erbauen, sondern grösstenteils schon vollendet sind, ist die erste Frage die, welchen Einfluss die Aufführung der Dämme auf die Höhe der Hochwässer ausgeübt hat? Sind dieselben höher und um wie viel, als vor der Regulirung? Und ist deren noch weitere Steigerung zu erwarten?

Es ist zweifellos, dass, wenn das Hochwasser eines Flusses, welches bisher auf weiten Inundationsgebieten frei abfliessen konnte, durch Dämme eingeengt wird, der Hochwasserstand gegenüber dem frühern Zustand steigen wird; die Frage, um wie viel das Niveau der Hochwässer der Theiss in Folge der Erbauung der Dämme gestiegen ist, wäre leicht zu beantworten, wenn die Hochwasserstände vor der Regulirung mit denjenigen nach derselben, verglichen werden könnten.

Ueber die Hochwasserstände der Theiss vor der Regulirung besitzen wir jedoch nur sehr mangelhafte Daten.

Das gesammte Werk der Theissregulirung basirt auf dem Hochwasserstande vom Jahre 1830. Die Dammhöhen wurden diesem Niveau entsprechend festgesetzt und auch die Aufnahme des Inundationsgebietes unter Zugrundelegung dieses Niveaus verfertigt. Aus der Zeit vor 1830 sind Pegelnotirungen überhaupt nicht vorhanden.

Aber auch die Aufzeichnungen über die Hochwässer in der Periode von 1830—1855 sind sehr lückenhaft. Das Hochwasser vom Jahre 1855 war jedoch an allen Punkten unterhalb Tokaj höher, als jenes von 1830. — Obwohl im Jahre 1855 die Regulirungsarbeiten bereits begonnen waren, konnten sie auf den Hochwasserstand dieses Jahres noch nicht von Einfluss sein, denn laut dem Berichte des Ministers für öffentliche Arbeiten und Communicationen an das Abgeordnetenhaus vom 10. Juni 1880, hat das Hochwasser vom Jahre 1855 «im Ganzen 13 ausgegrabene Durchstiche vorgefunden, und zwar mit einer unteren Breite von 7·58—15·17 M. und einer wechselnden Tiefe von 3·48—1·58 M. über Null. Deren Länge betrug circa 6 pCt. der Länge sämmtlicher Durchstiche, und durch deren Ausbildung würden 10 pCt. der gesammten beabsichtigten Abkürzungen erreicht. Es waren damals 22 pCt. der Dämme erbaut, den grössten Teil derselben durch-

riss und verwüstete das Hochwasser vom Jahre 1855 und überschwemmte factisch das ganze Alföld so, wie dies vor der Regulirung der Fall war.»

Das Hochwasser von 1855 kann somit als ein solches angesehen werden, worauf die gerade nur begonnenen, aber von eben diesem Hochwasser zerstörten Regulirungsarbeiten noch ohne Einfluss waren. Auch der technische Rat Josef Péch zählt in seiner im Jahrbuch der hydrographischen Abteilung des Communicationsministeriums erschienenen Studie das Hochwasser von 1855 unter die Hochwässer vor der Regulirung.

Aus der Periode vor der Regulirung sind daher zwei Hochwasserstände bekannt. Die Annahme, dass vor der Regulirung grössere Hochwässer als diese nicht vorgekommen wären, ist jedenfalls eine unrichtige.

Ebenso wie bei jedem Flusse, hängt auch bei der Theiss der Hochwasserstand von mehreren Factoren ab. Von dem Umfange der Hochwässer der den Hauptfluss speisenden Nebenflüsse, ferner wann dieselben in den Hauptfluss gelangen. Selbst ein bedeutendes Hochwasser eines Nebenflusses wird im Hauptflusse keinen hohen Wasserstand herbeiführen, wenn die von einem anderen Nebenflusse gebildete Flutwelle im Hauptfluss schon im Abnehmen begriffen ist. Das Hochwasser des Hauptflusses wird eben dann das denkbar grösste sein, wenn die durch die grössten Hochwässer der Nebenflüsse im Hauptflusse entstehenden Flutwellen gleichzeitig zusammenfallen. Diese Erscheinung wird natürlich umso seltener eintreffen, je grösser die Zahl der Nebenflüsse ist. Aus dieser Ursache wird sich das grösste Hochwasser der Theiss nur in grossen Intervallen wiederholen.

Bei Tisza-Ujlak war der Hochwasserstand mehrmals grösser, als in den Jahren 1830 oder 1855, und doch wurde oberhalb Tisza-Ujlak, sowie bis zum ersten Durchstich unterhalb Tisza-Ujlak, der 11 Kilom. weiter unten liegt, gar nichts regulirt; unter der Mündung des ersten Durchstiches ist bis auf 70 Kilometer am linken Ufer gar keine zusammenhängende Dammlinie. Auf den Hochwasserstand bei Tisza-Ujlak üben somit die Regulirungswerke gar keinen Einfluss.

Es war aber der höchste Wasserstand bei Tisza-Ujlak:

Im Jahre 1830	... ...	3·85 M. über Null
« « 1855	... ...	4·33 « « «
« « 1867	... ...	5·55 « « «
« « 1869	... ...	5·53 « « «
« « 1878	... ...	6·30 « « «
« « 1881	... ...	4·85 « « «
« « 1888	... ...	4·24 « « «

Bei Tisza-Ujlak war daher der bisher bekannte grösste Wasserstand im Jahre 1878; und dass das Zunehmen des Wasserniveaus gegenüber 1830 und 1855 nicht der recht weit unterhalb Tisza-Ujlak beginnenden Regulirung zugeschrieben werden kann, geht auch daraus hervor, dass die Hochwasserstände von 1881 und 1888 bei Tisza-Ujlak jenen von 1855 nicht

überstiegen. während dies an allen anderen Punkten der Theiss der Fall war. Hätte nun aber den ausserordentlichen Hochwasserstand von 1878 die Regulirung verursacht, so hätte diese Ursache auch 1881 und 1888 wirken müssen.

Wenn sonach bei Tisza-Ujlak, wo keine Regulirung stattfand, spätere Wasserstände höher waren, als die im Jahre 1830 oder 1855, so kann nicht bezweifelt werden, dass auch im unteren, regulirten Theisslaufe höhere Wasserstände als die in den Jahren 1830 und 1855 beobachteten selbst dann vorgekommen wären, wenn die Regulirung nicht erfolgt wäre.

Obwohl über den höchsten Stand der Theisshochwässer vor der Regulirung nur sehr mangelhafte Daten vorhanden sind und dieser Mangel heutzutage nicht mehr zu ersetzen ist: werde ich doch in Nachstehendem die Hochwasserstände nach der Regulirung in Ermanglung mehrerer mit den allein bekannten zwei Hochwasserständen aus der Zeit vor der Regulirung d. i. mit jenen von 1830 und 1855 vergleichen.

Bei Vásáros-Namény, wo bereits die Szamos sich mit der Theiss vereinigt hat, waren die Wasserstände, wie folgt:

1830	— —
1855	7·43 M.
1867	8·74 «
1869	9·14 «
1878	8·18 «
1881	9·27 «
1888	9·58 «

Nach diesen Daten waren die Hochwasserstände nach der Regulirung immer höher, als jener des einen Jahres, den wir aus der Zeit vor der Regulirung kennen.

Die aussergewöhnliche Höhe der Hochwässer von 1869, 1881 und 1888 ist übrigens der Szamos zuzuschreiben und nicht der Theiss, denn in diesen Jahren war der Theissstand bei Tisza-Ujlak verhältnissmässig nicht hoch. Es ist auch unzweifelhaft, dass noch höhere Wasserstände eintreten können, als der heurige, welcher unter den bisher bekannten der höchste ist, wenn nämlich ein so hoher Stand der Szamos wie heuer, mit einem so hohen der oberen Theiss, wie jener von 1878, zusammenfällt.

Der bisher beobachtete höchste Wasserstand nach der Regulirung überschritt den vor der Regulirung eingetretenen Hochwasserstand von 1855 um 2·15 M. Ich muss aber neuerdings bemerken, dass aus einer Vergleichung der grössten Hochwässer, welche während der seit Beginn der Regulirung verflossenen 33 Jahre vorgekommen sind, mit dem einzigen Hochwasser, das aus der Zeit vor der Regulirung bekannt ist, sichere Schlüsse nicht gezogen werden können.

Bei Tokaj, wo die Theiss bereits auch die Bodrog aufgenommen, waren die Hochwasserstände der Theiss folgende:

1830	7·16 M.
1855	7·67 „
1867	7·19 „
1876	7·84 „
1878	6·94 „
1879	7·55 „
1881	7·80 „
1888	8·78 „

Diese Wasserstände zeigen, dass der höchste Stand nach der Regulirung, wenn man von 1888 abstrahirt, nur 17 Cm. höher war, als jener vor der Regulirung, und nur das Hochwasser von 1888 überschritt den vor der Regulirung eingetretenen Hochwasserstand von 1855 um 1·11 M. Nachdem nun unterhalb Tokaj die Dämme schon seit mehr als 30 Jahren bestehen, ohne dass während dieser 30 Jahre der Hochwasserstand nennenswert zugenommen hätte, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, dass der abnorme Hochwasserstand bei Tokaj im Jahre 1888 aus dem Zusammentreffen abnorm hoher Wasserstände der Szamos und Bodrog entstanden ist und das Hochwasser von 1888 auch dann aussergewöhnlich hoch gewesen wäre, wenn man die Theiss nicht regulirt hätte.

Ich muss aber auch hier erwähnen, dass falls irgend einmal ein so hoher Wasserstand der obern Theiss wie 1878 mit so hohen Wasserständen der Szamos und Bodrog zusammenfällt, wie die heuer beobachteten es waren, die Wasserhöhe bei Tokaj jene von 1888 überschreiten würde.

Bei Szolnok waren folgende höchste Wasserstände:

1830	6·84 M.
1855	7·39 „
1867	6·64 „
1876	7·53 „
1878	7·45 „
1879	7·45 „
1881	7·46 „
1888	8·18 „

Auch aus diesen Wasserständen ergibt sich die Lehre, dass das Hochwasserniveau nach der Regulirung, vom Hochwasser des Jahres 1888 abstrahirt, 14 Centimeter höher war, als vorher; vergleicht man aber das Hochwasser von 1888 mit der Wasserhöhe vor der Regulirung, so ist die Zunahme 79 Cm.

Bei Csongrád hatten die Hochwässer folgende Höhe:

1830	5·99 M.
1855	6·72 „

1867	6·66 M.
1876	7·58 «
1878	6·70 «
1879	7·97 «
1881	8·12 «
1888	8·34 «

Die Csongráder Wasserstände zeigen ein von den Tokajern und Szolnokern abweichendes Bild. Seit Beginn der Regulirung hat das Hochwasser-Niveau continuirlich zugenommen und ist jetzt 1·62 M. höher als vor der Regulirung. Dass dieses Anwachsen des Hochwassers überwiegend der Regulirung zuzuschreiben ist, kann daraus gefolgert werden, dass, während bei Szolnok die Hochwässer von 1876, 1878 und 1881 nur wenig höher sind, als jenes vor der Regulirung, bei Csongrád dagegen die Zunahme gegenüber 1855 eine graduelle ist.

Bei Szegedin kennen wir nicht die Höhe des Hochwassers von 1830 dagegen ist uns die von 1845 bekannt.

Die Wasserstände waren hier:

1845	6·39 M.
1855	6·96 «
1867	7·22 «
1876	7·86 «
1877	7·95 «
1879	8·06 «
1881	8·45 «
1888	8·46 «

Es ist demnach bei Szegedin vom Beginn der Regulirung bis 1881 eine continuirliche und graduelle Zunahme der Hochwässer wahrzunehmen. Auffallend ist es dagegen, dass, obwohl an jedem anderen Abschnitte der Theiss die Hochwasserhöhe von 1888 jene von 1881 überschritt, in Szegedin diese beiden Höhen gleich blieben. An den übrigen, höher liegenden Punkten der Theiss ist nirgends eine so continuirliche Zunahme des Hochwasser-Niveaus wahrnehmbar. Die Zunahme beträgt gegenüber 1855 1·50 M.

Aus der Vergleichung der zwei aus der Zeit vor der Regulirung bekannten Hochwasserhöhen mit jenen seit der Regulirung lässt sich daher deduciren, *dass die Höhe der Theisshochwässer seit der Regulirung zugenommen hat und zwar ist das Maximum der Zunahme bei Tokaj 1·11 M, bei Szolnok 0·97 M. Csongrád 1·62 M. und Szeged 1·50 M.; ferner, dass es sehr zweifelhaft ist, ob die Hochwasser-Zunahme bei Tokaj und Szolnok ausschliesslich der Regulirung zuzuschreiben sei. Dagegen ist die von Csongrád abwärts constatirte Zunahme der Hochwasserhöhe unstreitig ein Resultat der Regulirung.*

Die wahrgenommene Steigerung des Hochwasser-Niveaus am unteren

Abschnitt der Theiss wird meistens dem zugeschrieben, dass in der obern Theiss die Durchstiche zufolge der grösseren Geschwindigkeit des Flusswassers und der mehr lockeren Beschaffenheit des Bodens sich rascher ausgebildet haben, als in den unteren Sectionen; ja, dass man deren Ausbildung sogar künstlich befördert hat; dass in Folge dessen die Hochwässer sich rapid in das Alföld ergiessen, wo sie keinen Abfluss finden und das Hochwasserniveau bedeutend erhöhen.

Diese Behauptung ist aber grundfalsch. Bei dem jetzigen, durch Dämme eingeengten Zustand der Theiss haben die im oberen Theisslaufe ausgeführten Durchstiche auf die Höhe der Wasserstände in der unteren Theiss überhaupt keinen Einfluss.

Es wäre etwas Anderes, wenn nicht Dämme die Theiss einengen würden, denn die Herstellung von Durchstichen allein, ohne den Bau von Dämmen, wäre allerdings geeignet, das Hochwasser-Niveau im unteren Abschnitte zu erhöhen. Vor dem Bau der Dämme trat nämlich ein grosser Teil des Hochwasserquantums der Theiss in die Inundationsgebiete aus und verblieb daselbst, und nur jener Teil der Wassermenge gelangte in die unteren Partien des Flusses, den das schlängelnde Bett mit seinem geringen Gefälle ableiten konnte. Gewinnt nun durch Herstellung von Durchstichen das Bett eine gerade Richtung und eine Stärkung des Gefälles, wird es befähigt, von den sonst in die Inundationsgebiete gedrängten Gewässern pro Secunde grössere Mengen in die unteren Abschnitte des Flusses abzuführen, so wird die abfliessende Wassermenge pro Secunde grösser sein, als vor der Herstellung des Durchstiches und wird somit auch bei grösserer Niveauhöhe abfliessen.

Jetzt, wo die Theiss von Dämmen eingesäumt, ist die ganze Hochwassermenge gezwungen, zwischen den Dämmen abzufliessen. Kein Teil derselben kann auf den Inundationsgebieten zurückbleiben und gelangt daher jetzt allerdings pro Secunde eine grössere Wassermenge in die unteren Abschnitte des Flusses, als vor der Regulirung; doch wird die Herstellung von Durchstichen diese Wassermenge weder erhöhen, noch vermindern. Dieselbe Wassermenge wäre pro Secunde in die unteren Sectionen des Flusses gelangt, wenn auch nur die Dämme erbaut und die Durchstiche unterblieben wären.

Die Wasser-Abflussmenge pro Secunde ist jetzt grösser als vor der Regulirung, doch nicht deshalb, weil im obern Laufe des Flusses Durchstiche hergestellt wurden, sondern, weil man längs des ganzen Flusses Dämme gezogen hat, die das Ausbreiten des Wassers in das Inundationsgebiet verhindern.

Man könnte die Einwendung erheben, durch die Herstellung der Durchstiche habe die Geschwindigkeit des Wassers zugenommen und gerade das schneller hinabströmende Wasser verursache die Wassernot des Alföld.

Bedenkt man jedoch, dass die aus den Nebenflüssen in den von Dämmen eingefassten Hauptfluss pro Secunde gelangenden Wassermengen auch dann hätten abfliessen müssen, wenn man die Durchstiche nicht hergestellt, und dass gerade der Wegfall der Durchstiche bewirkt hätte, dass diese Wassermenge bei höherem Wasserstande abgeflossen wäre, während in Folge Herstellung der Durchstiche, da die Geschwindigkeit des fliessenden Wassers zugenommen hat, die in beiden Fällen gleiche Wassermenge nicht bei höherem, sondern niederem Niveau abfliesst: so wird es klar, dass die Vergrösserung der Geschwindigkeit, indem die Abflussmenge pro Secunde gleich bleibt, kein Steigen des Wasserspiegels verursachen kann.

Alles, was zu dem Zwecke geschieht, das Flussbett zur Ableitung des Wassers geeigneter zu machen, wird den Hochwasserstand verringern, aber nicht erhöhen.

Der Fehler liegt daher nicht darin, dass Durchstiche in der ganzen Länge des Flusses hergestellt wurden, sondern, dass die Durchstiche unterhalb Csongrád in so geringen Maassen ausgehoben wurden, dass dieselben sich wegen der Härte des Bodens und des geringen Gefälles des Flusses in diesem Abschnitte nicht genügend ausbilden konnten, und zu deren künstlicher Ausbildung in den fünfziger und sechziger Jahren sehr wenig gethan wurde. Als das Hochwasser von 1876 die schädliche Folge dieser Unterlassung klar stellte und die bedeutende Zunahme der Hochwasserstände unterhalb Csongrád erkennen liess, erweiterte man in erster Reihe die Durchstiche unterhalb Szegedin und beschleunigte deren Ausbildung auf jede Weise. Diesen Arbeiten ist es zu danken, dass sich der Hochwasserspiegel bei Szegedin seit 1881 nicht mehr hebt, was auch der technische Rat Herr Josef Péch in seiner, im Jahrbuche der hydrographischen Abteilung erschienenen Abhandlung über die Entwicklung der Mittel-Theiss beweist. *Es ist somit die weitere Ausbildung der Durchstiche unterhalb Csongrád und überhaupt die Regulirung des Bettes in diesem Abschnitte auch heute noch die dringendste Aufgabe.*

Die in geringen Dimensionen ausgehobenen und gar nicht, oder nur langsam sich ausbildenden Durchstiche haben keine gute, sondern eine schädliche Wirkung. Auch bei den Durchstichen tritt das ein, was bei jeder Teilung fliessender Gewässer vorkömmt, nämlich, dass beide Arme verwildern. Der Durchstich bildet sich nicht in dem Verhältnisse aus, in welchem sich das Mutterbett der Krümmung versandet, und daher verursachen fast alle solche nicht ausgebildeten Durchstiche ebensoviele Wasserabfluss-Hindernisse, die sich in entsprechend vielen Localstauungen offenbaren.

Aus den soeben dargethanen Gründen und weil, wie ich weiter oben erörterte, die Ausbildung der Durchstiche in einem höher gelegenen Abschnitte des Flusses auf die Höhe des Hochwasser-Niveaus im unteren Laufe ohne Einfluss ist, erachte ich auch die weitere Ausbildung der zahl-

reichen Durchstiche im Abschnitte Tokaj-Csongrád aus Regulirungs-Rücksichten nicht zu verschieben. Die Ausbildung dieser Durchstiche würde zahlreiche locale Stauungen in diesem Abschnitte beseitigen und wahrscheinlich im ganzen Abschnitte das Hochwasser-Niveau herabsenken. Die Ausbildung der Durchstiche unterhalb Csongrád erachte ich nur insoferne als in erster Reihe durchzuführen, als die Staatscassa die gleichzeitige Ausbildung aller Durchstiche kaum ertragen könnte; wenn jedoch hinsichtlich der Priorität gewählt werden muss, sind unstreitig in jenem Abschnitte die Durchstiche schleunigst zu erweitern, wo das Steigen des Hochwasser-Niveaus am grössten ist.

Viel wichtiger als die soeben erörterte retrospective Frage, um wie viel der Hochwasserstand seit der Regulirung zugenommen hat, ist die Frage, ob ein noch ferneres Steigen der Theiss-Hochwässer wahrscheinlich ist?

Weiter oben, als ich von den Hochwasserständen bei Vásáros-Nameny sprach, erwähnte ich bereits, dass falls, was nicht ausgeschlossen ist, der bisher beobachtete höchste Wasserstand der oberen Theiss mit dem grössten bisherigen Hochwasser der Szamos zusammenfällt, das Hochwasser bei Vásáros-Namény grösser sein kann, als jedes bis nun beobachtete. Auf das Steigen des Hochwasserniveaus bei Vásáros-Namény würde es auch noch von Einfluss sein, wenn die Szamos mit Dämmen versehen würde; sodann würde aus der Szamos pro Secunde eine grössere Wassermenge in die Theiss gelangen, als jetzt, und diese grössere Wassermenge würde den Hochwasserstand der Theiss bei Vásáros-Namény heben. Weil überdies jetzt die Hochwässer der Szamos in der Regel später die Theiss erreichen, als die Hochwässer der oberen Theiss bei Namény anlangen, nach Eindämmung der Szamos aber, deren Hochwässer eher bei der Theiss ankommen werden als jetzt: so wird auch das Zusammentreffen der Hochwässer der oberen Theiss und der Szamos wahrscheinlicher werden und häufiger stattfinden, als jetzt.

Dasselbe gilt für Tokaj, wo bei den bisher beobachteten Hochwässern die höchsten Wasserstände der vereinigten Theiss und Szamos noch nie mit jenen des Bodrog zusammenfielen.

Der Wasserstand der Theiss kann daher bei Vásáros-Namény und Tokaj die bisherigen höchsten Wasserstände noch überschreiten, doch ist dies nicht der bisherigen Regulirung zuzuschreiben, sondern wird dann eintreten, wenn die durch grosse Anschwellungen der Nebenflüsse verursachten Flutwellen in der Theiss gleichzeitig zusammentreffen, und die noch uneingedämmten Nebenflüsse mit Dämmen versehen sein werden.

Dagegen scheint es aus den uns zur Verfügung stehenden, allerdings wenig zahlreichen Daten *nicht wahrscheinlich, dass die Hochwässer der Theiss unterhalb Csongrad nennenswert grösser sein werden, als die bisherigen bedeutendsten Wasserhöhen.* Allerdings hat der Hochwasserstand bis 1881

graduell zugenommen, doch schon die Wasserhöhe des abnorm grossen Hochwassers von 1888 überschritt jene von 1881 bei Csongrád nur um ein Weniges, bei Szeged hingegen wurde die frühere Wasserhöhe nicht erreicht.

Aus denselben Gründen, aus welchen eine je raschere Ausbildung der Durchstiche herbeizuführen ist, müssen zugleich aus dem Vorlande die an einzelnen Stellen vorhandenen, besonders die zu den Ueberfuhren führenden Querdämme und innerhalb der für den Wasser-Abfluss festzustellenden Normalbreite auch die Bäume und Sträucher, die an sehr vielen Stellen das ganze Vorland bedecken, entfernt werden. Denn sowohl die Querdämme, als auch die Bäume und Sträucher vermindern die Wassergeschwindigkeit, deren Entfernung wird daher auf das Sinken des Hochwasser-Niveaus ebenfalls von Einfluss sein. Der Erlass des Ministers für öffentliche Arbeiten und Communication vom 3. Mai 1887 regelt die landwirtschaftliche Bebauung des Vorlandes, verfügt jedoch noch nicht endgiltig über die Entfernung der Bäume und Sträucher aus der Normalbreite.

Die Entfernung der Querdämme, ferner der Bäume und Sträucher aus der Normalbreite des Vorlandes bildet daher die zweite dringende Aufgabe.

Eine weitere Frage ist es, ob in Folge der Regulirung das Theissbett sich durch Schlammablagerung erhöht hat, wie Viele behaupten, oder nicht?

Der sehr verbreitete Glaube, als würden die schon lange eingedämmten westeuropäischen Flüsse ihre Bette erhöhen, entspricht der Wahrheit nicht. Man pflegt besonders den Po und Rhein als solche hinzustellen, deren Bett sich in Folge der Dämme durch Schlammablagerung erhöht. Dass dies bei dem Po nicht der Fall ist, habe ich in meiner Abhandlung im Jahrgange 1869 der Zeitschrift des ungarischen Ingenieur- und Architecten-Vereines auf Grund authentischer Daten nachgewiesen. Nachdem der Rahmen der gegenwärtigen Studie die Wiederholung des dort Gesagten nicht gestattet, bin ich gezwungen, diejenigen, welche diese Frage interessirt, auf jene Abhandlung zu verweisen. Ueber den Rhein besitzen wir keine so detaillirten Daten, doch kann auch kein stichhältiger Beweis dafür erbracht werden, dass der Rhein sein Bett anschlemmen würde.

Obwohl es bezüglich anderer Flüsse noch nicht erwiesen ist, dass sie ihr Bett zufolge der Dammbauten durch Verschlammung erhöhen, ist doch die Frage, ob dies nicht bei der Theiss der Fall war, viel zu wichtig, als dass wir nicht auf diese Frage eingehen sollten.

Sich über diese Frage mittelst directer Messungen Gewissheit zu verschaffen, ist eine sehr schwierige Aufgabe. Das Flussbett ist nämlich nicht von constanter unveränderlicher Form, sondern ändert sich fortwährend, wird stellenweise erhöht, anderwärts vertieft. Es müssten daher durch eine Reihe von Jahren sehr viele Querschnitte gemessen und zahlreiche Vergleiche angestellt werden, um durch directe Messungen ein positives

Bild zu gewinnen. Der technische Rat Herr Josef Péch hat sich in seiner im Jahrbuche der hydrographischen Abteilung erschienenen Abhandlung über die Entwicklung der Mittel-Theiss mit dieser Frage eingehend befasst und nachgewiesen, dass «die zur Verfügung stehenden Daten zwar nicht hinreichen, um aus denselben auf die Details der Entwicklung der Theiss sichere Schlüsse ziehen zu können, für eine beiläufige Orientirung seien sie aber ausreichend genug.»

Mit diesem Vorbehalt ist das Endergebniss der Studie des Herrn Péch, dass die Sohle des Theissbettes in mehr als der Hälfte der Flusslänge tiefer, die Querschnittsfläche des Flussbettes in mehr als drei Viertelteilen der Flusslänge grösser geworden ist. Die Studie beweist somit, dass das Theissbett nicht nur sich nicht verschlammt, sondern gerade im Gegenteil sich ausgebildet hat.

Ausser den directen Messungen gibt es noch eine andere Methode zur Constatirung der Erhöhung oder Vertiefung des Bettes; dies ist die Vergleichung der niedersten Wasserstände. Aus der Vergleichung des Zu- oder Abnehmens der Hochwasser-Niveau's kann man deshalb auf die Erhöhung oder Vertiefung des Bettes nicht Folgerungen ziehen, weil der Hochwasserstand nicht nur von der Höhe des Bettes, sondern auch von der pro Secunde abfliessenden Wassermenge bedingt ist, diese aber bei Hochwasser sehr veränderlich ist, namentlich bei einem Flusse, längs dessen der Bau von Dämmen im Zuge ist. Jeder Dammriss, der einem Teile der abfliessenden Menge auf die früheren Inundationsgebiete Bahn bricht, vermindert die Menge des zwischen den Dämmen abfliessenden Wassers. Bei niederem Wasserstande dagegen ist zwischen den Abflussmengen pro Secunde kein so grosser Unterschied; wenn daher bei solchen kleinen Wasserständen, welche an anderen Punkten des Flusses bei gleicher Höhe abfliessen, an irgend einem Punkte ein höherer oder niederer Pegelstand beobachtet wird, so kann daraus folgerichtig auf die Erhöhung oder Vertiefung des Bettes geschlossen werden.

Zur Vergleichung der niedersten Theisswasserstände habe ich folgende Tabelle zusammengestellt:

	1862	1874	1878	1886	1887
Tisza-Ujlak ...	—0·24	—	0·00	—	—
Vásáros-Namény	—0·13	—	0·21	—	—
Tokaj	—0·33	—0·20	—0·24	—0·67	—0·42
Szolnok	—0·80	—0·66	—0·72	—0·71	—0·26
Csongrád	—1·11	—0·64	—0·46	—0·98	—0·86
Szegedin	—1·58	—0·74	—0·63	—0·40	—0·25
Török-Becse ...	—1·00	—0·00	—0·50	—0·64	—0·67

Diese Tabelle zeigt, dass bei Tokaj das Theissbett sich auf keinen Fall

erhöhte, sondern vielmehr senkte, indem die späteren Wasserstände gradatim abnehmen.

Auch bei Szolnok lässt sich keine Erhöhung des Bettes feststellen. Der niedere Wasserstand von 1878 und 1886 ist zwar acht, bezw. neun Centimeter höher, als jener von 1862, doch war das niedere Wasser im Jahre 1878 auch bei Tokaj höher, als im Jahre 1862, während die geringe Zunahme beim niederen Wasserstand von 1886 auch in Lokalverhältnissen begründet sein kann.

Bei Csongrád ist zwar der Wasserstand von 1878 höher, als jener von 1862; die geringe, blos 13 Centimeter betragende Differenz zwischen den niederen Wasserständen von 1862 und 1886 lässt jedoch, besonders mit Rücksicht darauf, dass der niedere Wasserstand von 1887 auch nur 15 Centimeter höher als jener von 1862 ist, während das niedere Wasser im Jahre 1887 bei Szolnok um 54 Centimeter höher war als im Jahre 1862, die Auffassung rechtfertigen, dass auf den niederen Wasserstand von 1886 der Wasserstand der Körös von Einfluss war. Es ist daher nicht wahrscheinlich, dass bei Csongrád sich das Bett erhöht habe.

Bei Szegedin dagegen nehmen die kleinen Wasserstände continuirlich zu; so war das Niveau des niederen Wassers im Jahre 1874 höher als im J. 1862; im Jahre 1878 höher als im J. 1874. Dasselbe gilt auch von den späteren Jahrgängen. Diese niederen Wasserstände gestatten die Folgerung, dass das Bett bei Szegedin seit 1862 beiläufig um einen Meter höher geworden ist.

Ich bin der jeden Zweifel ausschliessenden Ueberzeugung, dass diese Erhöhung des Bettes nicht den Ablagerungen der Theiss, sondern jenen der Maros zuzuschreiben ist. Da die Maros ein viel grösseres Gefälle als die Theiss hat, gelangen ihre Hochwässer mit viel grösserer Geschwindigkeit in die Theiss, als die ist, mit welcher die Wässer unterhalb Szegedin abfliessen, was zur Ursache hat, dass die Maros ihren Schlamm im Theissbette und im Vorlande deponirt. Besonders klar zeigen dies die mächtigen Schlammablagerungen, welche bei Szegedin in den Vorländern der Theiss entstehen.

Bei Török-Becse hat, wie es scheint, das Bett bis 1874 sich erhöht; seither senkt es sich aber zweifellos. Die Schlammablagerungen der Maros sind daher hier nicht mehr wahrnehmbar; wie weit sie reichen, könnte nur durch mehrjährige Messungen und genaue Beobachtungen klargelegt werden.

Das Theissbett verschlammt daher nur bei und unterhalb Szegedin, welche Verschlammung den von den Hochwässern der Maros mitgeführten Sinkstoffen zuzuschreiben ist.

Dieser Verschlammung des Theissbettes könnte nur durch eine derartige Abänderung der Marosmündung und Verbreiterung des Vorlandes im untersten Maros-Abschnitt Einhalt gethan werden, welche ermöglichen würde,

dass die Maros den grössten Teil ihrer Sinkstoffe im Endabschnitt ihres eigenen Bettes ablagere und ihre Gewässer in reinerem Zustande in die Theiss gelangen liesse.

Indem ich nun auf die Frage des Baues der Dämme übergehe, ist vor Allem klar, dass dieser aus zweierlei Gesichtspunkten zu beurteilen ist. Der eine ist die Situirung der Dämme, der andere die Bestimmung der Dimensionen, nämlich deren Höhe, Breite und Böschung.

In erster Reihe will ich mich mit der Frage, wie die Dämme zu situiren sind, befassen.

Die zwischen den Dämmen pro Secunde abfliessende Wassermenge nimmt mit der Auseinanderlegung der Dämme nicht in grossem Maasse zu. In jedem Flusse ist nämlich die Geschwindigkeit des Wassers an jenem Punkte des Querprofils am grössten, wo die grösste Tiefe ist; gegen die Ufer zu nimmt sodann die Geschwindigkeit ab, so dass auf breiten Vorländern am Fusse der Dämme meist stehendes Wasser sich befindet. Ueber den Vorländern fliesst sonach nur sehr wenig oder gar kein Wasser ab, trotzdem aber verringern breite Vorländer doch die Hochwasserhöhe in den unteren Abschnitten des Flusses, da sie grosse Wassermassen in sich fassen, aufspeichern und derart in die tiefer gelegenen Partien des Flusses bei Hochwasser pro Secunde weniger Wasser gelangen lassen. Die Theiss hat von Vásáros-Namény bis Szegedin eine Länge von 500 Kilometer. Würden auf diese ganze Länge die Dämme um hundert Meter weiter von einander gesetzt, als sie sich jetzt befinden, und derart das Vorland um 100 Meter verbreitert, so würden auf der so gewonnenen Fläche 120—150 Millionen Kubikmeter Wasser Platz haben, und um ebensoviel weniger Wasser würde während der Dauer des Hochwassers bei Szegedin abfliessen. Diese Menge würde aber genügen, um den Hochwasserspiegel während der ganzen Dauer des Hochwassers um zwanzig Centimeter zu reduciren; die Situirung der Dämme auf grosse Entfernung von einander wäre demnach auf die Höhe der Hochwässer von sehr wesentlichem Einfluss.

Ein anderer Vorteil der grossen Entfernung der Dämme von einander besteht darin, dass die Schlammablagerungen, welche auf den Vorländern überall und selbst dort, wo das Wasser sein Bett vertieft, vorkommen, sich nicht so schnell erhöhen, als auf engen Vorländern, indem sie sich auf weitere Territorien verteilen.

Als die absolutistische Regierung mit dem Patent vom Jahre 1850 die Theissregulirungsarbeiten auf neuer Basis in Fluss brachte, wurde die kleinste Entfernung der Dämme von einander im oberen Teile der Theiss, auf 200, im untern auf 400 Klafter festgesetzt. Aus den oben angeführten Gründen bin ich der Ansicht, dass ein grösserer Abstand der Dämme zweckentsprechender gewesen wäre. Da jedoch heute die Theissdämme bereits überall erbaut sind, ja sich bereits befestigt und gesetzt haben, kann

eine radikale Aenderung der Dammlinien heute kaum mehr empfohlen werden.

Bezüglich der Rectification der Dämme hat der Minister für öffentliche Arbeiten und Communication in seinem bereits wiederholt citirten Bericht vom 10. Juni 1880 beantragt, den kleinsten Abstand der Dämme von Tokaj bis Szegedin gleichförmig auf 760 Meter festzusetzen.

«Die Erfahrung lehrt — so lautet der Bericht — dass, wo im genannten ganzen Abschnitt der gleichmässige Dammabstand auf grössere Länge 750—760 Meter beträgt, der Abfluss des Hochwassers ganz regelmässig ist, das Flussbett rein bleibt, das Vorland sich sehr mässig erhöht und die Dämme vom Wellenschlag nicht sehr leiden, während bei beträchtlich grösserer Dammentfernung der Wellenschlag den Dämmen sehr schadet, deren Verteidigung erschwert, der Wasserstand aber kaum geringer ist, als in den erwähnten regelmässigen Strecken, weshalb der Normalabstand der Dämme von Tokaj bis Szegedin mit 760 Metern festzustellen wäre. Von Szegedin bis Ó-Kanizsa müsste mit Rücksicht auf die Einmündung der bedeutenden und rapiden Maros die Entfernung der Dämme von einander auf 800 Meter erhöht werden.»

Im weiteren Verlaufe des Berichtes sind die 26 Engen angeführt, die von Tokaj abwärts sich vorfinden.

Von den im Berichte angeführten Engen sind seither meines Wissens durch Einwärtssetzung der Dämme nur jene beseitigt worden, die sich zwischen Mindszent und Szegedin befanden. Im Berichte ist erwähnt, dass behufs Beseitigung der Engen unterhalb Szegedin durch Versetzung der Dämme die Pläne bereits fertig sind; die ganze Angelegenheit wurde auch einer Commission zugewiesen, doch blieb es hiebei und die Arbeiten wurden nicht in Angriff genommen.

Die nächste Aufgabe wäre daher die Beseitigung der nachgewiesenen Engen und zu diesem Behufe ein Auseinanderlegen der Dämme dort, wo deren Abstand geringer als der normale ist.

Die zweite auf den Bau der Dämme Bezug habende Frage ist jene der Dimensionen.

Bei Beginn der Theissregulirung wurden die Dämme nach Vásárhelyi's Antrag mit anderthalb Klafter Kronenbreite, einer Böschung von 1 : 2 auf der Wasser- und 1 : 1½ auf der Landseite erbaut; ihre Höhe betrug zwei Fuss, d. i. 63 Centimeter mehr als der Hochwasserstand von 1830. Wie ungenügend diese Dimensionen waren, zeigte die Erfahrung. Am wichtigsten ist natürlich die Dammhöhe; diese war ganz unzureichend, denn schon der Hochwasserstand von 1855 überschritt jenen von 1830 bei Tokaj um 51, bei Szolnok um 54, bei Csongrád um 73, bei Szegedin um 76 Centimeter.

Nach dem Hochwasser von 1855 erbaute man die Dämme wieder nur um etwas höher, als dessen Niveau betrug, ohne auf die Zunahme des Hoch-

wasserstandes in Folge der Regulirung Rücksicht zu nehmen, dieselbe wenigstens annähernd zu berechnen und die Dammhöhe entsprechend festzusetzen. Derzeit sind die Dämme meistens um einen Meter höher, als der bekannte höchste Wasserstand, was auch an den meisten Flussabschnitten entspricht. Diese oftmalige Erhöhung kam selbstverständlich um vieles höher zu stehen, als wenn die Dämme sofort die gehörige Höhe erhalten hätten.

Auch die übrigen ursprünglichen Dimensionen der Dämme waren ganz ungenügend. Die Kronenbreite von nicht ganz drei Meter ergab mit den verhältnissmässig steilen Böschungen Dämme von sehr geringer Dicke. Wenn man in Betracht zieht, dass das natürliche Ufer der Theiss auf sehr langen Strecken die Höhe von fünf Meter über Null kaum übersteigt, während die Dammkrone auf langen Linien auf 9—10 Meter Höhe über Null sich befindet, so ergibt sich, dass der Fuss eines solchen Dammes nicht über 17 Meter breit ist. Zieht man noch die Dauer der Hochwässer in Betracht, welche auch heute, nach der Regulirung, bei Szolnok durchschnittlich 60 Tage hindurch höher sind als das natürliche Ufer, bei Csongrád 70 und bei Szegedin 100 Tage dauern, so wird unzweifelhaft erhellen, dass ein Damm von obigen Dimensionen gegen das Durchweichen ganz und gar nicht gesichert ist.

Derzeit sind die Theissdämme grösstenteils mit einer Kronenbreite von vier Meter und einer Böschung von 1 : 3 auf der Wasserseite erbaut. Nur einige Gesellschaften, wie die Csány-Percsoraer und Sövényháza-Szegeder, haben teilweise Dämme von fünf Meter Kronenbreite.

Die stärksten Dämme besitzt die Körös-Theiss-Maros-Gesellschaft; dieselben haben bei einer Höhe von fünf Metern über dem Erdboden sechs Meter Kronenbreite, eine Böschung von 1 : 4 auf der Wasser- und von 1 : 2 auf der Landseite; überdies haben sie auf der Landseite ein 3·5 Meter hohes und fünf Meter breites Bankett. Der Fuss dieser Dämme ist 38 Meter oder 120 Fuss breit.

Mit gleichen Dimensionen, d. i. mit einer Kronenbreite von sechs Meter sind die Dämme der Ober-Torontaler, Török-Becseer und Nagy-Becskereker Gesellschaften erbaut.

Dass der grössere Teil der Theissdämme mit vier Meter Kronenbreite noch immer zu schwach und die Dimensionen der Dämme der Körös-Theiss-Maros-Gesellschaft nicht übermässig sind, erhellt schon aus dem Vergleich mit den Dimensionen der Dämme längs der west-europäischen Flüsse.

Längs des Po haben die 20 Fuss (über dem natürlichen Boden) hohen Dämme eine Kronenbreite von 23 Fuss, eine Böschung von 1 : 2 auf der Wasser- und 1 : 1½ auf der Landseite, hier befindet sich auch ein zur halben Dammhöhe hinaufreichendes Bankett von 20 Fuss Kronenbreite. Der Fuss dieser Dämme hat somit eine Breite von 118 Fuss.

Dort, wo das Erdreich kein gutes Damm-Material bietet, ist die Kronenbreite 26 Fuss, die Böschung auf der Wasserseite 1 : 3; ausser dem 10 Fuss hohen ersten Bankett ist auf der Landseite noch ein zweites sechs Fuss hohes Bankett vorhanden, ebenfalls mit 20 Fuss Kronenbreite. Der Fuss dieser Dämme ist 166 Fuss breit.

Längs des Rheins in Baden ist die Dammhöhe blos zwei Fuss über dem Ufer, die Kronenbreite zehn Fuss. In Holland besitzen die 16 Fuss hohen Rheindämme eine Kronenbreite von 19½ Fuss, eine Böschung von 1 : 3 auf der Wasser- und 1 : 1½ auf der Landseite.

Die Kronenbreite der 20 Fuss hohen Weichseldämme beträgt 10 Fuss, deren Böschung auf der Wasserseite 1 : 3, auf der Landseite 1 : 2. Der Fuss dieser Dämme ist sonach 115 Fuss breit.

Die mit vier Meter Kronenbreite erbauten Dämme der Theiss-Gesellschaften können auf Grund all' dieser Daten nicht als genügend stark erachtet werden und es ist daher wünschenswert, dass wenigstens bis Tokaj aufwärts, d. i. in jener Section der Theiss, wo die Hochwässer lange dauern, die Dämme mit stärkeren, möglichst mit jenen Dimensionen hergestellt werden, wie sie die Dämme der Körös-Theiss-Maros-Gesellschaft besitzen.

Auf Grund vorstehender Erörterungen ist meine Ansicht über den technischen Teil der Theissregulirung folgende. Es wäre wünschenswert gewesen, dass man die Theissdämme von einander entfernter etablirt und die Arbeiten behufs Ausbildung der Durchstiche längs des ganzen Laufes, besonders aber im Abschnitt unter Csongrád, ferner behufs Regulirung des Bettes und Erhöhung des Abführungs-Vermögens parallel mit dem Dammbau durchgeführt hätte.

Die Nachteile aus der factischen Situation der Dämme halte ich aber nicht für derart grosse, dass sie die Auseinanderlegung der bestehenden Dämme begründen könnten. In dieser Beziehung erachte ich nur die je frühere Beseitigung der Engen für notwendig.

Für notwendig halte ich ferner die je schnellere, vollständige Ausbildung der Durchstiche und die Reinigung und Ordnung des Vorlandes; in erster Reihe im Abschnitt unterhalb Csongrád, in zweiter Reihe zwischen Tokaj und Csongrád.

Endlich halte ich es für wünschenswert, dass in der ganzen Section von Tokaj bis Titel die Dämme mit jenen Dimensionen ausgebaut werden, wie sie die Dämme der Körös-Theiss-Maros-Gesellschaft besitzen.

Der Hochwasserschutz des ganzen Theisstales erfordert jedoch ausser der Regulirung der Theiss auch noch die Sicherung der Inundationsgebiete längs der Nebenflüsse gegen Hochwasser. Welch' grosse wirtschaftliche Bedeutung diese besitzen, zeigt, dass, während das ganze Schutzgebiet der Gesellschaften längs der Theiss 2.327,000 Joch beträgt, jenes der Körös-

Flüsse 740,000 Joch, das der Temes-Béga-Gesellschaft 575,000 Joch und des Bodrog 53,000 Joch umfasst.

Der bedeutendste unter den Nebenflüssen ist nicht nur mit Rücksicht der Ausdehnung des Inundationsgebietes, sondern auch der Complicirtheit der zu lösenden Fragen die Körös. Nicht weniger schwer ist es auch für jene Fragen die richtige Lösung zu finden, welche bei der Regulirung des Temes-Béga-Tales obwalten.

Deren Erörterung liegt jedoch ausserhalb des Rahmens gegenwärtiger Studie und würde eine separate, eingehende Behandlung erfordern.

III.

Die zweite Bedingung des erfolgreichen Hochwasserschutzes des Theisstales ist die richtige Organisation der Regulirungs-Angelegenheiten und die Verteidigung bei Hochwasser.

Bevor ich mich jedoch in die Zergliederung des bestehenden Organismus einlasse, erachte ich es für notwendig, dessen historische Entwicklung zu skizziren.

Als Zweck der Theissregulirung wurde bei ihrer Anregung im Jahre 1846 bezeichnet, die bis dahin vom Hochwasser überschwemmten Territorien für Culturzwecke zu gewinnen.

Die zu diesem Zwecke erforderlichen Arbeiten waren nach Ueberzeugung Jener, welche die Theissregulirung initiirten, durch die interessirten Grundbesitzer zu vollziehen. «Direct den Ufer-Anrainern — so schreibt Graf Stefan Széchenyi in seiner Flugschrift «Eszmetöredékek» (Ideen-Bruchstücke) — und überhaupt allen jenen, die die Früchte der zu bewerkstelligenden Regulirung direct geniessen werden, obliegt der Vollzug der Arbeiten.»

Dementsprechend erklärte Stefan Széchenyi, dass das grosse Werk der Theissregulirung in den Wirkungskreis von Genossenschaften, die aus den interessirten Grundbesitzern zu bilden wären, zu gehören habe; es war daher für ihn nur die Frage, ob die Constituirung einer oder mehrerer Genossenschaften vorteilhafter wäre?

Seine diesbezügliche Ansicht sprach er folgender Weise aus: «Eine Genossenschaft bietet weniger Complicationen, als deren mehrere; deshalb ist es, wo nur möglich, besser, sich enge in den Rahmen einer Gesellschaft zu vereinigen — als sich in mehrere zu trennen. Für die Ordnung des enormen Theisstales ist dies aber ganz unmöglich, worüber es, wie ich glaube, gar nicht notwendig ist, ein Wort zu verlieren; denn es ist klar, dass in dem ausgebreiteten Tale von Tisza-Ujlak bis Szalánkemen, somit in einer Länge von 160 Meilen, wo durch die Nebenflüsse von der Szamos bis zur Maros eine so enorme Wassermenge zusammenströmt, und wo die Interes-

sen so verschieden sind, die Thätigkeit einer Gesellschaft nicht intensiv genug sein kann.

«Zur Ordnung des Theisstales sind demzufolge mehrere Genossenschaften, jedoch — soll die Sache von Erfolg sein — keinesfalls mehr erforderlich, — denn deren grössere Anzahl ist nur ein malum necessarium — als dies die zusammenhängenden hydrographischen Gestaltungen strikte vorschreiben. So passen z. B. der Sajó und die Körös nicht in den Rahmen einer Gesellschaft, während es Schade wäre, die Gegend von Tokaj bis Tiszafüred in zwei Gesellschaften zu spalten.

«Nachdem aber ohne die möglichst grösste Uebereinstimmung in den Arbeiten kein heilsames Resultat erzielt werden kann, die Herstellung und namentlich die Erhaltung der Uebereinstimmung aber ohne ein vermittelndes Centrum gänzlich unmöglich ist, so ergibt sich von selbst, dass behufs der so notwendigen Gleichförmigkeit der Arbeiten neben den jetzt berührten, selbstständig organisirten Gesellschaften auch ein solches centrales Organ geschaffen werden und fortwährend bestehen muss, worin die einzelnen, sozusagen localisirten Gesellschaften ihre Interessen verschmelzen, und wo, wenn irgend ein Zwiespalt auftauchen würde, dieser binnen der kürzesten Zeit geschlichtet würde.» *

Die Organisation der auf Grund dieser Principien geschaffenen Theisstalgesellschaft schilderte Graf Széchenyi in seinem am 30. Jänner 1848 erschienenen Werke «Kritischer Bericht über die Fortschritte der Theissregulirungs-Arbeiten» auf folgende Weise:

«Der Mechanismus der gesellschaftlichen Gebahrung ist auf folgende Weise eingerichtet:

Die Rechte der Gesellschaft im Allgemeinem übt die Generalversammlung aus, welche aus dem die Executive leitenden Centralkörper und aus je drei Vertretern der einzelnen Provinz-Abteilungen besteht. Die Generalversammlung bestimmt die Hauptrichtung des Ganges der gesellschaftlichen Angelegenheiten.

Die Executive wird vom Central-Ausschuss der Gesellschaft geleitet, nach dessen Vorbild auch jede Provinz-Abteilung noch ihren besonderen Ausschuss besitzt.

Diese Corporationen entscheiden über Fragen der Executive mit bestimmtem Wirkungskreis.

In Vertretung der Generalversammlung verfügt der Central-Ausschuss in Allem, entlässt die Provinz-Beamten in Fällen von Nachlässigkeit oder vorsätzlicher Unterlassung; die Provinz-Ausschüsse haben ihm zu gehorchen und können ihn nur auf der General-Versammlung durch ihre Vertreter zur Verantwortung ziehen. Dies ist kurz der administrative Mechanis-

* Ideen-Bruchstücke, besonders über die Ordnung des Theisstales, Seite 45.

mus der Gesellschaft, woraus auf den ersten Blick ersichtlich ist, dass der gehörige Zusammenhang zwar nicht mangelt, diese Organisation jedoch die Einheit der Administration nicht sichert, welche nur dann erreicht würde, wenn der Central-Ausschuss ständig versammelt wäre und die Executive in seiner Hand vereinigen würde. Diese Regelung dieser Verhältnisse muss die Legislative vornehmen, um sicher zu sein, dass die gesellschaftliche Administration mit dem Staats-Gebahren in Einklang steht.»

Das Verhältniss zum Staate resp. zur Regierung glaubte Graf Széchenyi derart regeln zu sollen: «dass das Recht des Staates bestimmt und klar gewahrt bleibe, wonach ohne sein Wissen nichts geschehen könne und er in die Angelegenheiten der Gesellschaft direct und entscheidend eingreife, wenn dieser Eingriff durch die zwingende Not unvermeidlich wird.

Dergleichen ist aber selbstverständlich immer leichter theoretisch auszusprechen, als practisch durchzuführen und in der Detail-Anordnung erfolgreich zu gestalten.

Was mich betrifft, so würde ich den Connex der beiden Systeme auch theoretisch für einen gewagten Versuch halten, wenn diesbezüglich die bisherigen Erfahrungen nicht einige Garantie für die Ausführbarkeit bieten würden. Wenn nämlich das Verhältniss, welches bisher zwischen mir, als dem bisherigen Chef des Communicationswesens und der Gesellschaft auf Grund gegenseitiger Billigkeit bestand, von der Legislative geregelt wird, wenn der Gesellschaft die zur Erzielung der Einheit und Festigkeit der gesellschaftlichen Administration nothwendigen Verfügungen auferlegt werden und die zu gewährende Beihilfe an diese Bedingungen geknüpft wird, so glaube ich, dass diese Aufgabe auch practisch zu lösen sein wird.»

Die Bedingung dieser Organisation war, dass Graf Széchenyi Chef der Landes-Communications-Angelegenheiten und gleichzeitig Präsident der Theisstalgesellschaft war.

Nach Niederwerfung des Freiheitskampfes gab das Patent vom 16. Juni 1850 der Theissregulirung eine neue provisorische Organisation. Die Theisstal-Versammlungen wurden verboten, der Central-Ausschuss aufgelöst und an dessen Stelle ein ernannter Regierungs-Commissär mit einem ihm beigegebenen Staatsamt gesetzt. Das Patent bestimmte auch, dass die Durchstiche auf Staatskosten hergestellt werden, während die Baukosten der Dämme von den direct interessirten Grundbesitzern zu tragen sind.

Das Patent am 9. October 1856 organisirte neuerdings die Theissregulirungs-Angelegenheit. Die Leitung der technischen Angelegenheiten der Theissregulirung wurde einem in Ofen residirenden Central-Inspectorate überantwortet, der Fluss in sechs Sectionen geteilt und für deren jede je ein Bauamt errichtet. Die einzelnen Fluss-Sectionen teilte die politische Behörde in sogenannte Bau-Bezirke.

Jeder Bau-Bezirk (Gesellschaft) trug selbst die Kosten der auf seinem Gebiete errichteten Dämme. Deren Pläne verfassten die vom Staate bestellten und bezahlten Staats-Aemter, diese legten die Pläne zur Genehmigung vor, übten die Aufsicht über die Durchführung der Arbeiten und waren für deren Richtigkeit den centralen Regierungs-Organen gegenüber verantwortlich. Verweigerte die Bau-Gesellschaft die Kosten der Dammbauten, so waren die Dämme von Amtswegen zu Lasten der Gesellschaft zu erbauen. Die Bau-Gesellschaften besassen im Sinne dieser Organisation in der Regel keine besonderen technischen Organe.

Unter der Herrschaft dieses Systemes entstand der grösste Teil der Theissdämme, bis 1867 wurden längs der Theiss 1116 Kilometer Dämme, oder 87 Percent der heutigen Dammlänge erbaut.

Diese Organisation stand mit einigen, im Jahre 1867 erfolgten, doch das Wesen der Sache nicht berührenden Modificationen bis zur Schaffung des Gesetz-Artikels XXXIX vom Jahre 1871 in Kraft. Dieses Gesetz gab den Wasser-Regulirungs-Genossenschaften überhaupt und so auch den Theiss-Gesellschaften eine fast schrankenlose Autonomie. Es machte die Ausschüsse der Gesellschaften, welche nach Széchenyi's Organisation dem Central-Ausschusse unterordnet waren und eigentlich nur dessen Executiv-Organe bildeten, unabhängig im Gegensatze zu der mit den Patenten von 1850 und 1856 geschaffenen Organisation, welche den Ausschüssen weder auf die Projectirung, noch Durchführung der Regulirungswerke Einfluss gestattete, indem nach den Bestimmungen der Patente die gesellschaftliche Wirksamkeit sich auf das Auswerfen und Eintreiben der Kosten beschränkte.

Allerdings bestimmte dieses Gesetz, dass kein Plan ausgeführt werden könne, ohne die Genehmigung der Regierung erhalten zu haben; auch regelte es die Modalitäten der Genehmigung der Pläne und ermächtigte die Regierung, in solchen Fällen, wenn die Angelegenheiten der Gesellschaft sich verwickeln, einen Regierungs-Commissär zu entsenden und die gesellschaftlichen Angelegenheiten durch diesen leiten zu lassen: doch betraute der § 10 dieses Gesetzes mit der Ueberwachung und Controle der Thätigkeit der Gesellschaften die Municipien. Die Leitung ihrer ökonomischen Angelegenheiten überliess das Gesetz ganz den Gesellschaften. Sie stellten im eigenen Wirkungskreise ihr Budget fest, überprüften selbst ihre Rechnungen und konnten nach eigenem Ermessen Darlehen aufnehmen.

Dieses Gesetz resultirte, dass Niemand von der ein Ganzes bilden den Theissregulirung einen Ueberblick hatte, nicht einmal die Regierung selbst.

Von den Beschlüssen der gesellschaftlichen Versammlungen erhielt die Regierung, da die Comitate die Protokolle nur spät oder manchmal gar nicht vorlegten, keine Kenntniss. Darüber, dass die Regulirungs-Gesell-

schaften solche Werke, die die Regierung nicht genehmigt hat, nicht ausführen, wachte nomimell das Comitat, eigentlich aber Niemand. Die Gesellschaften legten ihre Pläne über Dammerhöhungen, Bau von Schleussen oder sonstige Werke, je nachdem dies in ihrem Interesse lag, entweder vor, oder führten auch die Arbeiten aus, ohne dass die Regierung hievon auch nur Kenntniss besessen hätte. Dass unter solchen Umständen allerlei locale und individuelle Interessen ganz unberechtigt sich in den Vordergrund drängen konnten, bedarf keines Beweises.

Dieser Zustand konnte aber nur so lange dauern, als auf der Theiss keine Hochwässer eintraten. Wie bekannt, kam von 1867 bis 1876 kein grösseres Hochwasser vor. Das Hochwasser von 1876 aber legte nicht nur die gänzliche Kopflosigkeit und den Mangel jeder einheitlichen Organisation dar, sondern verursachte auch, besonders im unteren Laufe der Theiss, die ernstesten Bedenken, denn dieses Hochwasser war höher als die bisher beobachteten und inundirte, wo Dammrisse vorkamen, auch solche Territorien, die bis dahin von Ueberschwemmungen frei geblieben waren.

Die unhaltbare Situation trieb sowohl die Regierung, als die Gesellschaften zu neuer Thätigkeit an.

Graf Melchior Lónyay und Baron Paul Sennyey beriefen in einem vom 30. Juli 1876 datirten Circular im Auftrage der Generalversammlungen der Bodrogközer und oberen Szabolcser Gesellschaften die gesammten Interessenten des Theisstales zu einer, noch im Laufe dieses Jahres am 26. September in Budapest abzuhaltenden Theisstal-Generalversammlung ein. Als deren Gegenstand wurde bezeichnet, «Beratung über die Verfügungen: welche in Folge der Erfahrungen anlässlich des heurigen Frühjahrs-Hochwassers notwendig erscheinen, um das Theisstal vor ähnlichen Katastrophen möglichst zu schützen; und über die Art und Weise, wie die Geldmittel zur Herstellung und Erhöhung der zerstörten Dämme den Gesellschaften zu möglichst leichten Bedingungen gesichert werden könnten.»

Die Generalversammlung wählte einen Central-Ausschuss, der nach vielem Deliberiren die Statuten der Theisstalgesellschaft zu Stande brachte. Diese Statuten wurden sodann in der am 20. und 21. Jänner 1878 abgehaltenen Generalversammlung der Vertreter der Gesellschaften längs der Theiss und ihrer Nebenflüsse endgiltig angenommen.

Laut § 1 der Statuten verbünden sich die sogenannten Einzelgesellschaften des Theisstales unter Aufrechterhaltung des ihnen in den G. A. 1871 : XXXIX und 1874 : XI gewährten Wirkungskreises zu einer einheitlichen Gesellschaft.

Laut § 2 waren die Zwecke dieses Verbandes folgende:

a) er fördert die nationalökonomischen Interessen der Regulirung der Theiss und ihrer Nebenflüsse bei der Regierung;

b) bestimmt er die Richtung für die Erledigung solcher Angelegenheiten, die alle Gesellschaften und Vereine gemeinsam berühren;

c) macht Vorlagen an die Regierung betreffs gesetzlicher Inartikulirung solcher durch die Erfahrung gebotener Regulirungsarbeiten und administrativer Verfügungen, die ausserhalb des Wirkungskreises der einzelnen Gesellschaften und Vereine fallen;

d) intervenirt dahin dass die Gesellschaften und Vereine die zur Durchführung der Regulirungsarbeiten benötigten Geldanleihen erhalten und

e) besorgt endlich die Applanirung eventueller Streitfragen zwischen den Gesellschaften und ihren Interessenten, sowie zwischen den Gesellschaften unter einander.

Aus dieser skizzenhaften Darstellung der Organisation geht hervor, dass die verbündeten Einzelgesellschaften sich dem Central-Ausschusse nicht untergeordnet haben. Hiemit war auch ausgesprochen, dass der Central-Ausschuss auf die Leitung der Regulirung keinen entscheidenden Einfluss ausüben kann.

Die Bewegung, welche zur Constituirung der Central-Theissgesellschaft führte, hatte den sehr richtigen Zweck verfolgt, das grosse Unternehmen der Theissregulirung in administrativer Beziehung conformer zu gestalten. Dieser Zweck wurde nicht erreicht, denn es war Niemand da, der für die Dispositionen die Verantwortung zu übernehmen geneigt gewesen wäre, und auch die Einzelgesellschaften weigerten sich, einer selbstgewählten verfügenden Behörde sich zu unterordnen.

Nachdem die Einheitlichkeit der Theissregulirungs-Angelegenheiten auf gesellschaftlichem Wege nicht gelang, half die Gesetzgebung den dringendsten Uebelständen durch die G. A. 1879:34 und 35 ab, deren erster die Modification und Ergänzung des G. A. 1871:39 enthält, während der zweite den Regulirungs- und Hochwasserschutz-Gesellschaften längs der Theiss und ihrer Nebenflüsse einen Staats-Vorschuss bis zu acht Millionen Gulden gewährt.

Die beiden, sich ergänzenden Gesetz-Artikel beschränken die Autonomie der Gesellschaften nur in Bezug auf die Geldgebahrung, in jeder andern Richtung lassen sie dieselbe unangetastet. Dagegen verschärfen sie in bedeutendem Maasse die Staats-Aufsicht und Controle und sichern auf practische Weise jene schon von Széchenyi als unerlässlich bezeichnete Bedingung der richtigen Leitung der Theisstal-Angelegenheiten, dass längs der Theiss Nichts ohne Wissen der Regierung geschehen dürfe. Sie ordnen nämlich an, dass die Gesellschaften sowohl zu ihren Generalversammlungen, als zu ihren Ausschusssitzungen den Strom-Ingenieur einzuladen, und die Protokolle dieser Versammlungen und Sitzungen nicht nur dem Municipium, sondern auch dem betreffenden Strom-Ingenieur — bei sonstigem Pönale —

einzusenden haben. Sie räumen den Strom-Ingenieuren das Recht ein, im Interesse der Gesammtheit gegen unrichtige Verfügungen der gesellschaftlichen Versammlungen an die Regierung zu appellieren, und geben der Regierung das klar ausgesprochene Recht, ihre Einwände zu den gesellschaftlichen Beschlüssen binnen drei Monaten zu machen. Sie gewährleisten ferner das Aufsichtsrecht der Regierung auch dadurch: dass sie die Aufnahme von Darlehen von der Genehmigung der Regierung abhängig machen; dass die Vorlage der von der Generalversammlung geprüften Rechnungen an den Communicationsminister angeordnet wird, welcher, wenn er dies für geboten erachtet, auch die Rechnungsdocumente einverlangen und die Rechnungen bemängeln kann. Die Beaufsichtigung der Dämme wird direct den Strom-Ingenieur-Aemtern unterstellt und verfügt, dass die Strom-Ingenieure wenigstens zweimal jährlich die gesellschaftlichen Dämme zu bereisen und über deren Zustand dem Minister Bericht zu erstatten haben.

Der G. A. XIV vom Jahre 1885 legalisirte die Theisstalgesellschaft und deren Central-Ausschuss, und setzte den Wirkungskreis des letzteren in der Abgabe von Gutachten und in der Aeusserung im Namen sämmtlicher Gesellschaften fest. Den Organismus der Theisstal-Angelegenheiten modificirte er jedoch seinem Wesen nach nicht, indem auch nach diesem Gesetze der Minister die Oberaufsicht über die Gesellschaften im Wege der Strom-Ingenieure ausübt. In etwas erweiterte er den Verfügungskreis der Regierung, indem er ihr das Recht gab, solche Gesellschaften, die keine geeigneten Grenzen besitzen, zu vereinigen; dort, wo die Interessenten aus eigener Initiative Gesellschaften nicht bilden und Dämme nicht bauen wollen, die Bildung und den Bau von Amtswegen anzuordnen; die Kosten zur Erhaltung der Schutzwerke, wenn die Gesellschaft dies nicht thun sollte, in das gesellschaftliche Budget aufnehmen zu lassen; und gegen die gesellschaftlichen Beamten auch seinerseits die Disciplinar-Untersuchung einleiten und dieselben von ihrem Amte suspendiren zu können.

Auch enthält dieses Gesetz einige Bestimmungen über die Dammvertheidigung, worauf ich zurückkommen werde.

Die Organisation der Theissregulirung ist daher derzeit folgende:

Die Herstellung und Erhaltung der Schutzwerke längs der Theiss gehört in den Wirkungskreis der autonomen Einzelgesellschaften; diese sind berufen, die Dämme zu erbauen und in Stand zu halten. Es existirt und wirkt ein Central-Comité, als Ausschuss der Theisstalgesellschaft, doch ohne Schmälerung der Autonomie der Einzelgesellschaften. Der Centralkörper beratschlagt über Angelegenheiten, die alle Einzelgesellschaften gemeinschaftlich interessiren, gibt der Regierung die Wünsche und Bedürfnisse bezüglich der Theissregulirung bekannt, verfügt aber nicht über die Einzelgesellschaften.

Die Regierung übt ihr Aufsichts- und Controlsrecht im Wege der Stromingenieure aus, gelangt durch diese zur Kenntniss der Beschlüsse der gesellschaftlichen Versammlungen und des Zustandes der Dämme; und wenn eine Gesellschaft die von der Regierung als notwendig angeordneten Arbeiten nicht durchführen würde, sind der Regierung die Mittel an die Hand gegeben, dieselben zu Lasten und Kosten der Gesellschaft herstellen zu lassen.

Ich will mich nun mit der Frage befassen, ob diese Organisation in ihrer heutigen Form entspricht, oder ob sie geändert werden müsste?

Die Organisation der Theissregulirung hat folgenden drei Anforderungen zu entsprechen. Sie muss erstens die Durchführung sämmtlicher Regulirungs-Arbeiten nach dem festgestellten einheitlichen Plan sichern und verhindern, dass die Arbeiten der einzelnen Gesellschaften dem einheitlichen Plane Abbruch thun; zweitens müssen die Arbeiten, welche zur Durchführung des einheitlichen Planes, oder zur Erhaltung der schon vorhandenen Schutzwerke notwendig sind, wirklich und rechtzeitig ausgeführt werden; und endlich drittens muss die gehörige Ueberwachung und Verteidigung der Dämme bei Hochwasser unter allen Umständen gesichert sein.

Der ersten Anforderung, wonach nämlich die Durchführung der Regulirungsarbeiten nach einheitlichem Plan gesichert sein muss, entspricht die bestehende Organisation, indem sie unmöglich macht, dass die Gesellschaften irgend eine Arbeit ohne vorher genehmigte Pläne oder gar ohne Wissen der Regierung vollziehen. Nachdem der Plan jeder vorzunehmenden Arbeit durch die Regierung vorher zu genehmigen und die Arbeit nach dem genehmigten Plane auszuführen ist, so ist die Uebereinstimmung der Regulirungsarbeiten, obwohl hieran längs der Theiss zwanzig selbstständige Gesellschaften participiren, gesichert.

Aus dem von mir über die Dämme weiter oben Gesagten geht übrigens hervor, dass die Dämme längs der Theiss nur stellenweise auseinander zu legen sind. Die von den Gesellschaften an den Dämmen in Hinkunft auszuführenden Arbeiten bestehen somit überwiegend aus deren Verstärkung und dem Bau von Schleussen; die dem einheitlichen Plane conforme Ausführung dieser Arbeiten ist aber sehr leicht zu erzielen.

Der zweiten Anforderung, wonach die als notwendig erkannten Arbeiten factisch und rechtzeitig ausgeführt werden sollen, kann bei dem bestehenden Organismus auch entsprochen werden; doch vereitelt dies der geringe Personalstand der bei der Theissregulirung verwendeten Staats-Ingenieure.

Nach dem letzten Jahresberichte der Theisstalgesellschaft bestehen an der Theiss vier Strom-Ingenieur-Aemter in Vásáros-Namény, Tokaj, Szolnok und Szegedin, mit zusammen 20 Ingenieuren. Dieses Personal ist zur Fortsetzung und Beendigung der Theissregulirung durchaus unzureichend.

Die Aufgabe dieses Personales ist es nämlich, die Pläne aller jener Arbeiten zu entwerfen, welche auf die Amelioration des Flussbettes Bezug haben. Um dieselben richtig verfassen zu können, muss die Gestaltung des Bettes fortwährend beobachtet, müssen zahlreiche Profile aufgenommen werden. Die Theiss ist heute ein in grosser Umgestaltung begriffener Fluss, jedes Moment dieser Umgestaltung erfordert Beobachtungen und Aufzeichnungen. Auch über die executiven Arbeiten hat das Ingenieurs-Personal fortwährende Aufsicht zu üben und die hiemit verbundenen wirtschaftlichen Angelegenheiten zu besorgen.

Dieses Personal soll nun laut G.-A. XXXIV vom Jahre 1879 die Thätigkeit der Gesellschaften beaufsichtigen. Hiezu muss es auf den General-Versammlungen und Ausschusssitzungen der zwanzig Gesellschaften erscheinen und über deren eventuell zu bemängelnde Beschlüsse dem Communicationsminister Bericht erstatten. Es ist verpflichtet, die gesellschaftlichen Schutzdämme alljährlich zu bereisen, zu überwachen, ob das benötigte Schutzmaterial rechtzeitig zugeführt und in Vorrat gehalten wird; schliesslich hat es bei Hochwasser-Gefahr stets an den gefährdetsten Punkten, an der Dammverteidigung Teil zu nehmen, und während der Gefahr bald hier, bald dort Dienst zu leisten. Wenn man sich vor Augen hält, dass der gefährliche Hochwasserstand an der oberen Theiss 2—3 Wochen, an der unteren Theiss 4—6 Wochen dauert, während welcher Zeit die Ingenieure auch die Nacht nur ausnahmsweise unter Dach zubringen, und dass nach dem Verlaufen der Hochwässer die Hälfte des Personales krank oder längerer Erholung bedürftig ist, so kann nicht geleugnet werden, dass der Hochwasserschutz einen bedeutenden Teil ihrer Zeit und Arbeitskraft beansprucht. Das geringe Personal kann schon den hier angeführten Aufgaben nicht nachkommen, es ist daher natürlich, dass andere, nicht weniger wichtige Agenden gänzlich unterbleiben.

Zur Feststellung der Veränderungen im Flusslaufe wäre es notwendig, das Längenprofil der Hochwässer und die Abflussmenge bei steigendem und fallendem Hochwasser an vielen Punkten des Flusses zu bestimmen, um constatiren zu können, welche Factoren, als: Wasserzufluss der Nebenflüsse, locale Stauungen etc., während der verschiedenen Hochwässer in Wirksamkeit waren. Wie sehr es uns an diesen unerlässlichen Factoren zur Erkenntniss des Flusslaufes mangelt, beweist zur Genüge die im Jahrbuche der hydrographischen Abteilung vom Vorstand derselben erschienene höchst interessante Studie über die Entwicklung der Mittel-Theiss.

Es wäre sehr notwendig, dass die Strom-Ingenieure die gesellschaftlichen Dämme nicht nur bereisen, sondern von deren Dimensionen, namentlich deren Höhe sich genaue Kenntniss verschaffen, die Dammkrone abnivelliren, eventuell die von den gesellschaftlichen Ingenieuren verfassten, nicht immer verlässlichen Nivellements durch Probemessungen controliren.

Würden derartige Nivellirungen gemacht worden sein, so wären wohl kaum während des heurigen Hochwassers die Theissfluten über die Höhen zwischen Tisza-Lök und Dada, auf einer Länge von dreissig und einigen Kilometern einige Centimeter hoch zwei Wochen hindurch geströmt, und hätten nicht einen grossen Teil des Gebietes der Unter-Szabolcser Gesellschaft, als auch weite Flächen bis über Karczag hinaus unter Wasser gesetzt. Diesem Ueberfluten hätte mit etwas Vorsicht leicht vorgebeugt werden können.

Schliesslich wäre es Aufgabe der Strom-Ingenieure, die Arbeiten zur Verbesserung des Bettes und zur Erhaltung der Dämme zu initiiren. Wie soll man jedoch eine Initiative von Beamten erwarten, die selbst mit ihren laufenden Arbeiten nicht fertig werden können und deren Bemühen darauf gerichtet sein muss, aus der Bürde der ihnen überwiesenen Agenden den dringendsten Arbeiten gerecht zu werden.

Das Strom-Ingenieurs-Personal ist daher in ausgiebigem Maasse und zwar je eher zu vermehren. Jede Verzögerung in der Continuität der Daten verursacht eine unausfüllbare Lücke.

Die dritte Anforderung, welcher die Organisation zu entsprechen hat, besteht darin, dass die erfolgreiche Verteidigung der Dämme bei Hochwasser an allen Punkten gesichert sei.

Die Verfügungen über die Dammverteidigung sind in den G. A. XL: 1871 und XXIII:1884, III. Abschnitt enthalten. Von principieller Bedeutung ist jene Bestimmung des § 36 des Gesetzes vom Jahre 1884, wonach: «Bei Eintreten des Hochwassers die Leitung der Schutzmassregeln seitens der Gesellschaft ausschliesslich dem gesellschaftlichen Director und dem gesellschaftlichen Ober-Ingenieur zukomme, welche die Gesellschaft diesbezüglich mit voller Machtbefugniss auszustatten hat, die aber anderseits für die Schutzmassregeln verantwortlich sind.» Diese Bestimmung ergänzen jene der §§ 146—153 des Gesetz-Artikels XXIII vom Jahre 1885 (Wasserrechts Gesetz), wovon besonders hervorzuheben, dass, wenn der Minister für öffentliche Arbeiten und Communication «an irgend einen besonders gefährdeten Punkt einen Ministerial-Commissär entsendet, dessen Schutzmassregeln sowohl die Interessirten, als auch die gesellschaftlichen, Municipal- und Gemeinde-Beamten Folge zu leisten haben.»

Der Einfluss des Staates auf die Verteidigung gegen Hochwasser beschränkt sich daher, ausser der Entsendung des Ministerial-Commissärs, darauf, dass die Regierung überwacht, ob die Gesellschaft bis zu dem im Gesetz vorgesehenen Termin das benötigte Verteidigungs-Material angeschafft hat, und wenn dies nicht der Fall, ist die Regierung berechtigt, es auf Kosten der Gesellschaft anzuschaffen.

Untersuchen wir nun, ob diese Bestimmungen entsprechend und hinreichend sind?

Zu Beginn der Theissregulirung, als es sich um den Hochwasserschutz von unbebauten unbewohnten Flächen handelte, war es selbstverständlich, die Dämme-Verteidigung den Gesellschaften zu überlassen, nachdem ein Dammriss keinen andern Schaden verursachte, als dass der einjährige Ertrag des bebauten Gebietes zu Grunde ging. Heutzutage sind jedoch auf jenen Flächen, über die vor der Regulirung fast alljährlich Wasser floss, Meierhöfe, Gehöfte entstanden und ein Dammriss gefährdet die Lebens- und Vermögenssicherheit der bezüglichen Einwohner. Auch kann nicht ausser Acht gelassen werden, dass, wenn der Damm einer Gesellschaft reisst, nicht nur die Territorien dieser Gesellschaft, sondern auch jene der Nachbargesellschaften inundirt werden.

Dies in Betracht gezogen kann unter den heutigen Verhältnissen der Hochwasserschutz, oder die Sicherung der Dämme gegen Dammrisse bei Hochwasser nicht den einzelnen Gesellschaften anvertraut werden.

Die Verfügung des § 150 des Wasserrechts-Gesetzes, wonach bei grosser Gefahr der Verwaltungsbeamte an Ort und Stelle zu erscheinen hat, sowie auch jene andere Verfügung, wonach der Minister für öffentliche Arbeiten und Communication auf die gefährdete Stelle einen Ministerial-Commissär entsenden kann, ist für die Sicherheit der Verteidigung total unzulänglich, denn der Verwaltungsbeamte kennt nicht immer genügend die Hochwasser-Schutzarbeiten, die Dämme und localen Verhältnisse, der Ministerial-Commissär dagegen kommt erfahrungsgemäss gewöhnlich dann an, wenn der Dammriss bereits stattgefunden hat. Der entsendete Commissär kann auch nicht immer jene Kenntniss der Menschen, Verhältnisse und Umstände besitzen, welche unter so schwierigen Verhältnissen zu einer erfolgreichen Thätigkeit erfordert wird.

Alle auf die Dammverteidigung bezughabenden Massregeln müssen präventiver Natur sein, denn, wenn irgendwo etwas unterlassen wurde und in Folge dessen der Dammriss bereits stattgefunden hat, kann dies nachträglich nicht gut gemacht werden. Die Präventiv-Massregeln können sich aber nicht darauf beschränken, dass das Schutzmaterial zur Hochwasserzeit vorhanden sei; die Hauptsache ist, dass bei Hochwasser zur Leitung der Verteidigung vollkommen befähigte Beamte auf den Dämmen seien; denn der Erfolg der bei Hochwasser zu verrichtenden Arbeiten ist an Stunden und Viertelstunden gebunden, und setzt die genaue Kenntniss der localen Verhältnisse voraus.

Aus allen diesen Gründen muss es die Aufgabe der Regierung sein, diejenigen zu bestimmen, die mit der Leitung der Schutzmassregeln zu betrauen sind. Mit der Leitung der Dammverteidigung auf den einzelnen, vorher zu bezeichnenden Abschnitten hätte die Regierung, meiner Ansicht nach, einen gesellschaftlichen Beamten zu betrauen, den seine persönlichen Eigenschaften hiezu befähigen, z. B. den gesellschaftlichen Präsidenten oder

ein hiezu bereites Ausschuss-Mitglied; wo aber im Banne der Gesellschaft ein entsprechendes Individuum nicht zu finden, wäre die Dammverteidigung Staatsbeamten zu übergeben. Der entscheidende Gesichtspunkt muss sein, dass der Betreffende die erforderlichen persönlichen Eigenschaften besitze.

Auch kann es der Gesellschaft nicht überlassen werden, zu bestimmen, wie viele Gehilfen der obersten Leitung beizugeben sind, wenn es sich um die Verteidigung eines so langen Dammabschnittes handelt, dass ein Mensch zur Leitung nicht mehr genügt. Nicht jede Gesellschaft besitzt soviel Personal, als zur Zeit des Hochwasserschutzes benötigt wird; auch wäre es nicht billig, solche Gesellschaften zu zwingen, dass sie das Personal ständig in der Anzahl verwenden, als zur Zeit der alle 5—10 Jahre sich wiederholenden Hochwässer notwendig ist. Solche Gesellschaften, respective die oberste Leitung der Verteidigung müsste aus dem zu vermehrenden Stande der Strom-Ingenieur-Aemter Aushilfs-Personale erhalten. Aber auch die derart exponirten Ingenieure müssten im Vorhinein wissen, mit der Verteidigung welchen Dammabschnittes sie betraut sein werden, damit sie dessen Eigenheiten noch vor Eintritt der Gefahr kennen lernen können.

Endlich kann der Gesellschaft auch die Fürsorge nicht überlassen bleiben, dass die mit der Verteidigung eines Dammabschnittes betraute oberste Leitung, sowie auch die Regierung von jedem wichtigen Ereigniss auf jedem Punkte der Schutzlinie schnelle und verlässliche Kenntniss erhalte.

Mit einem Wort, die Regierung bezeichne und wähle die mit der Verteidigung der einzelnen Abschnitte zu betrauenden Personen. Das derart zusammengestellte Personal unterstehe für die Dauer des Hochwassers ausschliesslich den Befehlen der Regierung, resp. des Communicationsministers, dem es unbedingten Gehorsam schuldig sei. Bei Hochwasser kann nur die Dictatur den Erfolg sichern. Die Dictatur braucht nicht länger, als die Gefahr besteht, zu dauern; solange aber die Gefahr vorhanden, ist sie unbedingt notwendig; denn die Sicherheit weiter Gebiete kann nicht von dem Wohlwollen einzelner Organe abhängig gemacht werden.

Es ist daher nicht eine eigentlich organische Aenderung, was ich für notwendig erachte. Ich glaube nicht, dass das Verhältniss zwischen den Gesellschaften und der Regierung modificirt, sondern, dass die Dammverteidigung gegen Hochwasser unter den ausschliesslichen Einfluss der Regierung gestellt, und in allen, selbst den kleinsten Details so vorbereitet werden muss, wie ein sorgsamer Generalstab den Krieg vorbereitet.

Ich halte es für unnötig, dass die Regierung die gesammten Angelegenheiten der Theissregulirung in ihrer Hand vereinige und derart in der staatlichen Centralisation noch weiter gehe, als das absolutistische Regime nach 1849, welches die ökonomischen Angelegenheiten der Damm-Erbauung und der Erhaltung derselben den Gesellschaften beliess.

Die ökonomischen Angelegenheiten, und zwar die Vergebung der Arbeiten, die Beschaffung der benötigten Schutzmaterialien, die Aufnahme der Dammwächter und des übrigen untergeordneten Personales, die Leistung der Zahlungen könnte auch die Regierung nur im Einverständniss mit, ja unter massgebender Einflussnahme seitens der für die Kosten aufkommenden Interessenten behandeln. Es ist wahrlich zweckmässiger, wenn die Interessenten dies mittelst selbstgewählter Organe thun und die Regierung nur das Recht der Ueberwachung und der Controle ausübt.

Wenn die Regierung auch die ökonomischen Angelegenheiten der Gesellschaften in eigene Behandlung nähme, so würde dies baldigst und notwendigerweise die Folge haben, dass der Staat einen Teil der Bau- und Erhaltungskosten der Dämme übernehmen würde, was weder wünschenswert noch gerecht wäre.

Auch ist es nicht nötig, dass der Staat die technischen Aufgaben der Gesellschaften durch seine eigenen Organe vollziehen lasse; es hat vielmehr viele Vorteile, dass die gesellschaftlichen Ingenieure die Arbeiten ausführen und die Staats-Ingenieure dieselben überwachen.

Nach all' dem Angeführten bin ich der Ansicht, dass die Einflussnahme der Regierung, in Entsprechung des Principes Gr. Széchenyi's, nur soweit zu reichen hat, als dies das allgemeine Bedürfniss erfordert. Meiner Ansicht nach ist dem Genüge gethan, dass die Verteidigung bei Hochwasser in die Hände der Regierung gegeben wird.

* * *

Im Laufe meiner Abhandlung führte ich aus, dass die Theissregulirung in ihrem derzeitigen Zustande noch nach keiner Richtung hin als beendetes Werk betrachtet werden kann.

Die Dämme wurden Anfangs nicht überall in der richtigen Linie erbaut; die einzelnen bezüglichen Abschnitte müssen daher verlegt werden. Ein grosser Teil derselben besitzt ferner noch immer nicht jene Dimensionen, welche gegen die Wiederkehr von Dammrissen Gewähr bieten würden. Ein grosser Teil von mit geringen Dimensionen ausgehobenen Durchstichen im Flussbette ist noch nicht ausgebildet; dies ist selbst im Abschnitte von Csongrád bis Titel nicht der Fall, wo doch die abnorme Höhe der Hochwässer dies dringend fordern würde. Aus dem Vorlande sind die den freien Wasser-Abfluss beengenden Hindernisse nicht entfernt. Und endlich hat sich im Organismus der Theissregulirung die Ueberzeugung noch nicht Bahn gebrochen, dass, wie gut auch der Zustand der Dämme sei, bei Hochwasser der Mensch mit den Elementen einen Kampf auszufechten hat, in welchem er nur dann Sieger bleiben kann, wenn er die Waffen zur Ruhezeit sorgfältig

vorbereitet, die Agenden Jedermann's im Vorhinein bestimmt, im Kampfe selbst aber alle Factoren einem Willen unterordnet.

Meine Ansicht, die ich in vorliegender Studie zu begründen suchte, geht dahin, dass diese noch erübrigenden Arbeiten durchgeführt und der Organismus dahin modificirt werden muss, damit auch die Verteidigung wirksam werde; dass alle neueren und zwecklosen Vorschläge aber zu verwerfen sind.

Unwillkührlich drängt sich die Frage auf, ob, wenn alldas, was ich beantragte, geschehen würde, Dammrisse nicht mehr vorkommen und die von Dämmen geschützten Gebiete vor Ueberschwemmung gesichert sein würden?

Es wäre absichtliche Täuschung, auf diese Frage mit ja zu antworten. Es muss zugestanden werden, dass eine absolute Sicherheit nicht existirt, auch keine geschaffen werden kann. Das erreichbare Resultat besteht darin, dass Dammrisse viel seltener stattfinden und die Ueberschwemmungsschäden sich auf ein Minimum herabmindern werden. Da wir aber, um die Inundationsgebiete des Flusses cultivirbar zu machen, kein anderes Mittel besitzen, als den Bau von Dämmen, und nur die Wahl haben, ob wir durch den Bau von Dämmen jenen Grad von Sicherheit erlangen wollen, den gut gebaute, erhaltene und bei Hochwasser verteidigte Dämme bieten, oder ob wir das Austreten des Flusses dulden wollen, wie wir dies vor der Regulirung gezwungen waren — so kann die Wahl nur die sein: Erbauen wir unsere Dämme und reduciren wir hiedurch die schädliche Wirkung der Hochwässer auf jenes Minimum, welches menschlicher Wissenschaft und eifrigem Bemühen erreichbar erscheint.

KARL V. HIERONYMI.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Geographische Gesellschaft.** In der April-Sitzung erläuterte zunächst Generalsecretär Anton BERECZ das von Ferdinand LINGG verfertigte *Erdprofil der Zone vom 31. Grad bis 65. Grad nördlicher Breite.* Mit diesem Werke ist zum ersten Mal eine anschauliche Darstellung der Verhältnisse zwischen den Einzelheiten der Gestaltung der Erdoberfläche und den Dimensionen der Erde im Ganzen durch Anwendung eines einheitlichen Maasstabes gegeben. Dieses Erdprofil zeigt einen Teil eines in Süd-Nord-Richtung geführten Erddurchschnittes, und zwar im durchgängigen Maassverhältnisse von 1 : 1.000,000, so dass ein Millimeter der Zeichnung einen Kilometer der Wirklichkeit nach jeder Richtung repräsentirt. Dem Ganzen ist ein Text nebst zwei Uebersichtstafeln beigegeben. Das Werk fand seitens der ersten Autoritäten rühmlichste Anerkennung und wird mit Recht als vorzügliches geographisches Unterichtsmittel der Aufmerksamkeit der Schulmänner empfohlen.

Hierauf hielt Johann Asbóth einen Vortrag unter dem Titel: *Einige Bemerkungen über die Alfölder Ueberschwemmungen*, deren Wesen sich in folgenden Schlusssätzen resumirt: Als einzige Lösung erscheint jedenfalls nur, dass wir dem Wasser Raum schaffen müssen, wenn wir es nicht ihm überlassen wollen, dass es sich ihn selbst schaffe. Das Dammsystem ist nur ein Teil des Regulirungswerkes, welches der Ergänzung bedarf, wenn es zum Ziele führen soll. Wenn wir aber einmal dabei sind, dass wir dem Wasser Raum schaffen müssen, wird sich vor allem Andern von selbst jene Modalität empfehlen, welche nicht allein Geld kostet, sondern die Kosten auch ersetzt, und zwar reichlich. Das ungarische Alföld wird seinen wirtschaftlichen Höhepunkt nur dann erreichen, wenn es mit einem ausgedehnten Canalisations- und Berieselungsnetz versehen sein wird. Dies wird das Alföld zum Paradiese umzaubern, seine Tragfähigkeit zur vollen Entwicklung bringen, demselben mittelst intensiver Wirtschaft und ganz neuer Culturzweige gegen jede Concurrenz zum Siege verhelfen. Dann wird man sehen, wie viel mehr der Boden wert ist, auf welchen wir Wasser leiten, als jener, von welchem wir es abzapfen. Doch die Sache hat noch eine andere Seite. Die gemassregelte Natur, die Abkürzung und Einengung der Strombette ohne Canalisation rächt sich jetzt nur durch die alljährlichen Ueberschwemmungen. Es steht jedoch zu befürchten, dass sie sich bald noch auf furchtbarere Weise rächen wird. Nach unseren geographischen und meteorologischen Verhältnissen kann die rasche Aufeinanderfolge wasserreicher Jahre nur ein exceptioneller Zustand sein. Wir dürfen, dem Gesetze der Ausgleichung zufolge, umso gewisser auf dürre Jahre rechnen. Von 1778 bis 1863 verursachte der Wasserreichtum nur sechsmal, die Dürre dagegen achtunddreissigmal eine Missernte. In dürren Jahren wird das einseitige Damm- und Durchschnittsystem in vollem Maasse seinen Zweck erreichen, die vordem sich langhin windenden und stagnirenden Gewässer auf dem kürzesten Wege und in der kürzesten Zeit aus dem Lande hinauszuschaffen. Wir haben aber ausserdem auch mit den Entwässerungen begonnen, wir zapfen alle Teiche und Moore ab. Alles das aber wird zur weit drückenderen Folge, als die Ueberschwemmung ist, die Dürre haben, wenn wir nicht für Canalisirung und Berieselung sorgen. Freilich sind dazu geordnete Finanzverhältnisse nötig. Wir haben also noch Zeit zum Ueberlegen.

Oberingenieur Adolf Tóth hielt sodann einen Vortrag über eine *neue, leicht construirbare Projection des geographischen Gradnetzes mit genau übereinstimmenden Flächeninhalten.* Bei den üblichen Projectionen entstehen bei grösseren Abständen von der Mitte bedeutende Verzerrungen, die Flächen stehen auf einer und derselben Karte in verschiedenen Verhältnissen zu den betreffenden Kugelflächen, so dass man von den Grössenverhältnissen kein richtiges Bild erhält. Um diesen Mängeln abzuhelfen, legt der Verfasser eine sphärisch-trigonometrische Berechnung der Durchschnittspunkte der Meridiane mit den Parallelkreisen seiner Construction zu Grunde, weil auf diese Art die grösste Genauigkeit erzielt wird. Er hat ferner zum Zwecke der einfachsten, bequemsten und genauesten Bezeichnung des Gradnetzes die Coordination der Punkte in Wiener Klaftern berechnet, so dass es möglich wird, das Netz in jedem beliebigen Maasse mit Leichtigkeit und Genauigkeit zu construiren, wozu er sich des Millimeter-Papieres bedient. Als Mitte des Netzes und der Berechnung nahm er die geographische Breite von 47 Graden an, welche beiläufig der Mitte der Länder der ungarischen Krone, sowie Oesterreich-

Ungarns und Frankreichs entspricht; für diesen Mittelpunkt berechnete er den Radius vector und nahm denselben als Halbmesser der Erde an. (Ebenso wäre für eine andere Breite als Netzmitte der zugehörige Radius vector zu berechnen.)

Von dieser Mitte aus wurden die Richtungswinkel der oberwähnten Durchschnittspunkte bestimmt, durch Auflösung jenes sphärischen Dreieckes, welches von dem Nordpole, dem Mittelpunkte der Projection, und dem zu berechnenden Durchschnittspunkte gebildet wird. Nachdem in diesem Dreieck zwei Seiten (die Poldistanzen des Mittelpunktes und des zu berechnenden Punktes) und der eingeschlossene Winkel (die vom Meridian der Mitte gerechnete geographische Länge des letzteren Punktes) bekannt sind, kann der Richtungswinkel, sowie auch der Abstand des zu berechnenden Netzpunktes von der Mitte mit grosser Genauigkeit (Grade, Minuten, Secunden bis zur 4. Decimalstelle) berechnet werden. In der Darstellung müssen diese vertikalen Bogen nach irgendwelchem Gesetze jedenfalls verkürzt werden, da sonst die Figuren gegen die Ränder zu stark verbreitert und die Flächen vergrössert würden. Herr Tóth hat nun diese Bogen auf folgende Weise auf die Ebene projicirt: Er denkt sich einen Durchschnitt der Erdkugel, gebildet durch jenen grössten Kreis, welcher durch die Mitte der Projection und den zu projicirenden Punct gelegt werden kann, ferner durch die Mitte der Projection eine die Oberfläche der Kugel berührende Ebene und dehnt die Ebene dieses grössten Kreises aus, bis durch dieselbe die Berührungsebene getroffen wird. In diese Schnittlinie muss die Projection des Punktes fallen, es handelt sich nur um dessen Abstand vom Tangirungspunkt. Durch geeignete Wahl des Augpunktes, beziehungsweise des Abstandes desselben vom Berührungspunkte bewirkt Herr Tóth, dass die Verkürzungen nach den verschiedenen Richtungen kleiner ausfallen, und dass die Flächeninhalte ganz ungeändert bleiben.

Die Vorzüge dieser Projectionsmethode lassen sich dahin resumiren, dass die Richtungen von der Mitte aus mit denen auf der Kugel scharf übereinstimmen, dass die Aenderungen der Längen verhältnissmässig gering sind (sie betragen von der Mitte aus nur die Hälfte der bei der stereographischen Projection entstehenden und in grösseren Abständen noch weniger); ferner sind noch am Rande der Halbkugel keine bedeutenden Verzerrungen und auch diese sind symmetrisch und leicht (nach der Polarprojection) zu beurteilen. Endlich stimmen die Flächeninhalte mit denen auf der Kugel selbst bei Projection der Halbkugel bis zum Rande vollkommen überein und können nach dem Grundmaasstabe überall genau berechnet werden. Die Längen in der Richtung der Strahlen und der concentrischen Kreise können mittelst eines Maasstabes gemessen werden, für welchen die ausgerechneten Daten (von 100 zu 100 österreichischen Meilen und von 100 zu 100 Myriametern) in einer Tabelle in Klaftern enthalten sind. (Diese Daten ändern sich auch bei anderen Radienvectoren nur unbedeutend.) Diese Projection lässt sich bei jeder Breite (als Mitte der Projection) von der kleinsten Fläche bis zur Halbkugel ausdehnen; die Formen sind selbst am Rande der Halbkugel verhältnissmässig wenig verzerrt, und wegen der Uebereinstimmung der Flächeninhalte gewinnt man eine richtige bildliche Vorstellung der Grössenverhältnisse aller Teile gegen einander. Dieses Netz ist in jedem beliebigen Maasstabe mittelst Millimeterpapier leicht und genau zu construiren, selbst wenn es nicht auf einem Blatte Raum hat, sondern sich auf mehrere Blätter ausdehnt: für diesen Fall müssen

aber die Coordinaten auch von Teilen des Grades berechnet werden, was durch Interpolation geschieht. Die vorerwähnte Tabelle der Coordinaten wäre für andere geographische Breiten noch zu berechnen, nachdem die von Herrn Tóth berechnete nur für 47 Grad als Mitte des Netzes Giltigkeit hat.

VERMISCHTES.

— **Graf Moriz Benyovszky.** Gerade hundert Jahre, nachdem die »Memoirs and Travels of Count de Benyovszky, Magnate of the kingdom of Hungary and Poland« in der prächtigen englischen Ausgabe erschienen sind, wird den Landsleuten des genialsten Menschen, den das Neutraer Comitat je hervorgebracht, Gelegenheit geboten, seine wunderbaren, ans Unglaubliche grenzenden Schicksale kennen zu lernen. Kein Geringerer, als M. Jókai hat es unternommen, das berühmte englische Memoirenwerk in ungarischer Sprache zu erneuern. Den genialen Romancier reizte das psychologische Problem, welches der Memoirenheld Benyovszky zu lösen aufgibt. Ihn reizte die Aufgabe, die wahren, aber unglaublichen Ereignisse wahrscheinlich zu machen und den Helden in greifbarer Leiblichkeit hinzustellen. Aus den Memoiren ist nicht ersichtlich, wie Benyovszky dazu kommt, Ungar und Pole zugleich zu sein, was ihn an die Spitze der polnischen Konföderation brachte und schliesslich was ihn veranlasst, gegenüber der schönen Afanasia, von deren Reizen er so entzückt ist, eine Kälte an den Tag zu legen, welche in einem so schreienden Gegensatz steht zu den lockeren Sitten jener Zeit, namentlich aber des Landes, in welchem sich diese Liebesepisode abspielte.

Der Phantasie unseres schaffensfreudigen Romanciers kam nun ein Nachfahre des berühmten Helden, Graf Alexander Benyovszky, zu Hilfe, von dem eigentlich die erste Anregung zu dieser ungarischen Publication ausgegangen. Dieser stellte dem Dichter das gesammte Familienarchiv zur Verfügung, in welchem sich auch eigenhändige Briefe des Grafen Moriz noch vorfinden, und zum Ueberfluss halfen die Herren Thallóczy und Marczali ihm das Historikum der Materie feststellen, so dass Jókai im Stande war, die äussere Authentizität mit der inneren Wahrhaftigkeit des darzustellenden Lebenslaufes in Einklang zu bringen.

Und gleich zu Beginn erfahren wir das überraschende Factum, dass Moriz Benyovszky um fünf Jahre jünger war, als ihn die bisherigen Biographen erscheinen liessen. Nach dem Taufschein, den der Verbőer Pfarrer Franz Kubicsek ausgestellt, ist unser Held nämlich im Jahre 1746 — und nicht, wie man bisher annahm, schon 1741 — geboren. Und das erhöht die Merkwürdigkeit seiner romanhaften Carrière, deren Anfänge nach Archivdaten die folgenden sind: Sein Vater, Samuel, ein gewöhnlicher Landedelmann und kein Graf, wie die bisherigen Biographien angaben, hatte als Reiter-Oberst den Militärdienst quittirt und die Witwe des Generals Pestvármegyey, Baronin Rosa Révay, geheiratet, welchem Ehebunde vier Kinder entsprossen. Moriz, der älteste, war schon als Kind unter die Soldaten gesteckt worden und nahm als Knabe am siebenjährigen Kriege bis zum Jahre 1760 teil. Unter den Beigaben des Werkes befindet sich das Facsimile eines ziemlich unorthographischen Schreibens des sechsjährigen Moriz, in welchem

derselbe bittet, ihm und seinem Vetter Peter zwei Flinten und zwei Säbel zu kaufen. «Denn wir werden das Kriegsexerzitium lernen, damit wir in Zukunft unserem König treue Dienste leisten und ihm unser Leben opfern können.» Schrift und Inhalt des Schreibens würde nun freilich eher auf einen elf-, als auf einen sechsjährigen Knaben schliessen lassen, aber der Taufschein sagt sechs Jahre und dagegen gibts keine Berufung. Der kleine Husaren-Lieutenant war also vierzehn Jahre alt, als seine Mutter starb und die Hälfte ihres Vermögens ihren Töchtern aus erster Ehe vermachte. Noch im selben Jahre starb sein Vater und die Gatten der Töchter, einflussreiche Herren, rissen die ganze Erbschaft an sich und stiessen die Geschwister Moriz', von denen der jüngste, Emanuel, der nachmalige berühmte Graf Emanuel Benyovszky, damals noch nicht gehen konnte, auf die Strasse hinaus. Moriz sammelte nun die Getreuen seines Vaters um sich und installirte sich sammt seiner kleinen Familie, deren Oberhaupt er nun geworden, in dem väterlichen Schlosse. Hierauf erliess die Wiener Hofkanzlei den Verhaftsbefehl gegen ihn wegen gewaltthätiger Besitzergreifung, und Moriz floh nach Polen, zu einem Verwandten, der, ein mächtiger Starost, ihn zum Erben einsetzte. Von seiner zweiten Heimat Lithauen trieb es ihn nun an und auf die See, wo er sich jene seemännischen Kenntnisse aneignete, die ihm in der Folge so gut zu Statten kommen sollten. Eben schickte er sich an, eine Fahrt nach Ostindien anzutreten, als ihn der Tod seines Pflegevaters bewog, nach Polen zurückzukehren und sich als polnischer Starost der gegen die orthodox-protestantischen Dissidenten gerichteten republikanischen Konföderation anzuschliessen. Noch im selben Jahre unternahm er den letzten Versuch, das Erbe seiner Geschwister im Neutraer Comitat zu retten, doch alle an Ort und Stelle gemachten Schritte blieben erfolglos und mutlos wandte er seinem ungarischen Vaterlande den Rücken.

Allein noch diesseits der Karpathen, in der Zips, verfiel er in ein hitziges Fieber. Den Todmüden nahm ein gastlich Haus am Wegesrande auf. Die schöne und liebenswürdige Tochter des Hauses, ein Fräulein v. Henszky, pflegte den fremden Jüngling, der, genesen, seiner Pflegerin seine Hand anbietet. Einen Augenblick schien es nun, als ob aller Ehrgeiz von dem Glücke der stillen Häuslichkeit, die er sich am Fusse der Karpathen gegründet, überwuchert würde. Da erscheint eines Tages ein Schlachtiz, um ihm den Befehl der Conföderation zu überreichen, der ihn zu den Fahnen ruft. Seinem Eide treu, muss er sein angebetetes Weib, das einer schweren Stunde entgegensieht, zurücklassen, und in's Feld gegen die Russen ziehen. Rasch schwingt er sich an die Spitze der Conföderirten empor, aber in der entscheidenden Schlacht sinkt er, aus siebzehn Wunden blutend, mit zerschmettertem Beine zu Boden, fällt er wehrlos den Russen in die Hände.

Benyovszky's Memoiren beginnen erst mit der Schilderung seines Transportes von Petersburg nach Kamtschatka. Was er bis dahin erlebt und erlitten, scheint er seinem englischen Biographen mündlich erzählt zu haben. Der Schwerverwundete wird mit Ketten beladen zu Fuss nach Kasan escortirt. Zu wiederholten Malen bleibt er ohnmächtig auf der Landstrasse liegen. Mildherzige Menschen lesen ihn auf und laben ihn, bis er fähig wird, weitergeschleppt zu werden. In Kasan endlich angelangt, nimmt er bald teil an einer Verschwörung der tatarischen Bojaren gegen die russische Herrschaft. Die Verschwörung wird verraten und Benyovszky flieht nach — Petersburg, um von da zur See zu entkommen. Allein der

holländische Capitän, dem er sich anvertraut, liefert ihn den Russen aus, die ihn zu ewiger Verbannung nach Kamtschatka schicken. Man braucht nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen, um zu ermessen, was für unsägliches Elend solch eine Winterreise bei 30—36 Grad unter Null bedeutet. Anfangs gings noch zu Schlitten vorwärts, aber dann hörte der Pfad auf und es musste wieder marschirt werden. Am 20. December waren sie — Benyovszky und zehn grösstenteils russische Leidensgefährten — aufgebrochen und am 17. April waren sie erst in Tomsk angelangt, zwölf Pferde und acht Kosaken der Eskorte waren unterwegs erfroren. Je tiefer sie aber in den Sommer eindringen, desto schwieriger wird die Reise, denn sie müssen nun reissende Gewässer durchwaten, während sie ehedem über gefrorene Ströme hinweggeeilt. Erholung bringt die Kahnfahrt auf der Lena, auf welcher sie den Hunger wenigstens mit Fischen stillen können, während sie sich bis dahin Tage lang von selbsterlegtem Wilde nähren mussten. Bis sie (Ende August) ins Jakutenland kommen, ist der Winter wieder eingetreten und nun muss das Rennthier ihnen Vorspanndienste leisten. Allein auch dieses versagt endlich und bei Judoma beginnt das Reich der Hundegespanne, das bis nach Ochoczk währt, wo sie am 16. October, nach zehnmonatlicher Reise anlangen. Von da geht es zu Schiff weiter. Wie sie auf die offene See kommen, sind der Capitän und dessen Lieutenant sternhagelvoll besoffen, ein tückischer Sturm erhebt sich und der Hauptmast knickt in der Mitte entzwei, die Mannschaft ist ratlos. Da übernimmt der Gefangene Benyovszky die Führung des Schiffes und ein schnell gereifter Plan lässt ihn das Schiff südwärts lenken, nach Korea, wo die russische Herrschaft zu Ende ist. Allein ein Südwest erhebt sich und vereitelt den schönen Plan und zwingt ihn, in die Bolsabay einzulaufen, wo er das Commando niederlegt, um als Gefangener nach Bolsereczko gebracht zu werden.

Diese Region der ewigen Nacht ist nun der Schauplatz des rührenden Romans, den der europäische Odysseus mit der Tochter des Gouverneurs, der schönen Afanasia erlebt. Der Gouverneur Niloff war ein gutmütiger Bursche, der Benyovszky zum Unterricht seiner Kinder berief. Auf Afanasia, die damals kaum siebzehn Jahre alt war und bis dahin nur rohe, trunksüchtige Gesellen gekannt, machte der schöne Fremdling schon im ersten Augenblick einen tiefen Eindruck. Frau Niloff, die Tochter eines in Kriegsgefangenschaft geratenen schwedischen Generals, bemerkte dies auch sofort und sagte Benyovszky in deutscher Sprache: «Es scheint mir, dass Ihre Schülerin sehr freundlich mit Ihnen ist. Seien Sie auch zu ihr gut. Ich bin eine fromme Mutter.» Und August Samuelovics — so hiess der Gefangene von nun an — schrieb in sein Tagebuch: «Ich bin nicht im Stande, das liebenswürdige Wesen dieses Mädchens getreu zu schildern.» Auf derselben Seite aber bemerkt er: «Das Antlitz meines geliebten Weibes schwebt mir immerdar vor Augen. Seitdem ich sie nicht gesehen, hat sie wahrscheinlich schon einem Kinde das Leben gegeben und der Gedanke an sie lässt mich keine Freude mehr geniessen.»

Aber auch bei allen anderen Bewohnern von Bolsereczko hatte Benyovszky grosses Glück. Für die Kinder der «Notabeln» muss er eine Schule errichten, sein geniales Schachspiel macht ihn zu dem begehrenswertesten Hausgenossen, denn man wettet auf sein Spiel, wie auf einen edeln Renner riesige Summen und seine Protectoren bereichern sich rasch an ihm. Dass er zum Chef der Strafcolonie ernannt

wird und die letztere sich mit ihm im Geheimen verbündet, um aus Kamtschatka Reissaus zu nehmen, erhöht sein Ansehen nach allen Seiten, und diese allerwegen anerkannte Ueberlegenheit seiner Persönlichkeit lässt es nicht gar zu gewagt erscheinen, als Afanasia, die ihrem Abgott ihre Liebe längst gestanden, nun auch ihren Vater bittet, die Begnadigung des Geliebten zu erwirken, «um das Glück, das sie für ihn so heiss ersehne, dereinst teilen zu können.» Der Gouverneur wütet, gibt aber nach und Benyovszky wird der Bräutigam der schönen Afanasia. Nach dem Brautmahl wünschte die Schwiegermama, dass er von nun an Tür an Tür neben seiner Braut wohne, welches verlockende Anerbieten er aber unter einem plausibeln Scheinvorwande abzulehnen wusste. Als er aber eines Nachts den betrunkenen Schwiegerpapa heimbugsirt, führt ihn Frau Niloff in die Schlafkammer Afanasia's, «damit sich die Brautleute aneinander gewöhnen.» Er aber dachte nur an seine verlassene Gattin und schonte die ihm preisgegebene Unschuld des Mädchens. In seinem Tagebuche heisst es: «Meine reizende Gefährtin hatte so viel zu fragen, dass ich kaum auf Alles antworten konnte und die Zeit verstrich, ohne dass wir an's Schlafen gedacht hätten.» Am nächsten Tage kommt sie in seine Hütte; sie habe gehört, dass er unwohl sei und wolle ihn pflegen. Sie blieb bei ihm die ganze Nacht, kochte ihm eine warme Suppe und Mama Niloff schickte ihr ihr Bett in des Bräutigams Hütte, der als Summe des Tages verzeichnete: «Auch dieser Tag verging ohne ungünstiges Ereigniss. Ich werde mich nie gegen meine Ehre vergehen.» Sein Plan war, den Bräutigam zu spielen, bis er bei beginnender Schneeschmelze mit seinen Gefährten auf demselben Schiffe, das sie aus Ochoczk nach Bolseleczko gebracht, die Flucht bewerkstelligen könnte. Nun aber erfährt Afanasia von ihrer Zofe, welche als die Braut eines anderen Gefangenen an der Flucht teilnehmen soll, von dem Complot und macht ihm bittere Vorwürfe darüber, sie hintergangen zu haben. Doch es gelingt ihm, ihren Verdacht zu zerstreuen, er verspricht ihr, auch sie mitzunehmen, und mit der Einweihung in seine Pläne gezögert zu haben, nur um ihre Seelenruhe nicht zu stören. Endlich bricht die Verschwörung aus. Die fünfzig Mitglieder der Strafcolonie schlagen die zehnfach überlegene Besatzung in die Flucht und bemächtigen sich des Forts. Benyovszky bittet den Gouverneur, sich ruhig zu verhalten, damit sein Leben geschont werden könne, doch da versucht dieser seinen Befreier zu erdrosseln und wird angesichts Afanasia's von einem der Verschworenen getödtet. Das heldenmüthige Mädchen verzeiht dem Geliebten den Tod ihres Vaters, an dem sie ihn unschuldig weiss, und pflegt ihn, da er im Kampfe verwundet wird. An seinem Krankenbette sitzend, erfährt sie von einem Nebenbuhler Benyovszky's, dass dieser sie nicht liebe, dass er daheim eine Gattin besitze und die neue Braut nur betrügen wolle. Sie stürzt ohnmächtig zusammen; als sie zu sich kommt, erscheint ihre Mutter, die den unglückseligen Ort mit ihren Kindern verlässt, um auch sie mit sich zu nehmen. Sie aber weigert sich dessen. «Du willst also hier bleiben und gehst nicht mit Deiner Mutter?» stammelte Jene und küsste zum Abschied die Stirne ihres Kindes. Als Benyovszky zu sich kam, war Afanasia sehr bleich und traurig. Sie wollte ihre Tränen verhalten, aber vergeblich und schluchzte bitterlich. Als sie sich endlich beruhigte, sagte sie: «Ich weiss Alles. Verzeihen Sie mir den ersten Ausbruch meines Schmerzes. Fürchten Sie nichts, ich werde nicht mehr schwach sein.»

Benyovszky erschöpfte sich in Entschuldigungen. Er gestand, dass er sie nicht heiraten könne, aber er habe gewartet, bis er für sie einen würdigen Lebensgefährten gefunden haben würde. Untröstlich sei er, dass sie die Wahrheit erfahren, da er für sie nun keinen Trost wisse. Sie aber erwiderte: «Sie sollen darob kein Weh empfinden. Ihre Afanasia wird nicht unglücklich sein. Sie liebt Sie und wird Sie ewig lieben. Konnten Sie mich nicht zu Ihrem Weibe machen, so werden Sie mich nicht verstossen und mich als Ihre Tochter bei sich behalten. Es wird für mich ein Glück sein, wenn ich in dem Lande wohnen kann, das Sie zu Ihrem Vaterlande erwählen, in dem Hause, in welchem Sie weilen, wenn ich Sie sehen und Vater nennen kann. Ich werde die Schwester Ihrer Gattin, die Wärterin Ihrer Kinder sein und werde niemals einem Manne meine Hand reichen. Gestatten Sie mir nun, dass ich Sie in Männerkleidern auf Ihrer gefahrvollen Fahrt begleite. Sogar mein Mädchenname soll vergessen sein. Von morgen an werde ich Achilles heissen.»

Und am nächsten Tage erschien in der Gesellschaft der Verschworenen ein schöner Jüngling in prächtiger Nationaltracht, mit einem Säbel umgürtet und alle warfen sie die Mützen in die Luft und riefen: «Hoch unser herrlicher Achilles!»

Mit der Abfahrt der Yacht, auf deren Hauptmast das Banner der polnischen Conföderation aufgehisst wird, schliesst der erste — 413 Seiten starke — Band des Jókai'schen Werkes, das sich — nach den eingestandenen Intentionen des Autors — das Ziel gesteckt, in Benyovszky nicht einen Abenteurer, sondern einen erhabenen Charakter zu schildern, «bei dem das Genie nur eine reiche Naturgabe zur Verwirklichung grosser Ideen ist. Und dieser Ideenkreis bietet den Schlüssel zum klaren Verständniss der ganzen Geschichte.» Wir sind in der Tat neugierig, wie dies dem Autor im weiteren Verfolg der Geschichte gelingen wird. Ein Urteil darüber kann selbstverständlich erst nach Vollendung des Werkes gefällt werden.

Dieser Jókai'sche Benyovszky, der doch nur eine Biographie sein will und grösstenteils beglaubigte Geschichte ist, liest sich wie ein Roman, u. zw. wie ein guter, anregender und angenehmer Roman und die Schilderung von Land und Leuten gehört zu den besten, welche in dieser Art geliefert worden. P. L.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Branntweinsteuer-Gesetze, die gesammten. G.-A. XX: 1888 über die zeitweilig einzuhebenden Zollzuschläge. — G.-A. XXV: 1888 über die Besteuerung der Presshefe-Erzeugung. — G.-A. XXV: 1888 über die Aufteilung der Branntweinmengen, welche zum kleineren Steuersatz erzeugt werden. Mit Erklärungen und Anmerkungen. Budapest, 1888, Lampel, 148 S.

Brassai Sámuel, Szórend és accentus. (Wortfolge und Accent. Sprachwissenschaftliche Untersuchung von Sam. Brassai.) Budapest, 1888, Akademie, 60 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Csiky Gergely. Az elvált asszony. (Die geschiedene Frau, Roman von Gregor Csiky. Erster Band.) Budapest, 1888, 150 S.

Az erdélyi ev. ref. egyházkerület egyházi törvényei. (Die Kirchengesetze und Statuten des Siebenbürger Districtes der ev. Reformirten, I. Band. Die Kirchengesetze. Amtliche Ausgabe.) Klausenburg, 1888, 118 S.

Gopcsa László, Örmény közmondások. (Armenische Sprichwörter von Ladislaus Gopcsa.) Klausenburg, 1888, Stein, 20 S.

Kiss József, Ünnepnapok. (Festtage, eine Sammlung religiöser und geistlicher Gedichte von Josef Kiss.) Budapest, 1888, Révai, 125 S.

Koncz József, A marosvásárhelyi kollegium könyvnyomdájának száz éves története. (Die hundertjährige Geschichte der Buchdruckerei des evang. reform. Collegiums zu Marosvásárhely, 1786—1886, von Josef Koncz.) Marosvásárhely, 1887, Imreh, 136 S.

Lessing, Minna von Barnhelm, mit (ungarischen) Erläuterungen herausgegeben von *Gustav Heinrich.* Budapest, Franklin, 1888, 152 S. — Diese Ausgabe des Lessingschen Meisterwerkes ist zunächst für Gymnasien und Realschulen bestimmt. Der Herausgeber hat besonders die ziemlich zahlreichen sprachlichen Schwierigkeiten und Eigentümlichkeiten des Stückes erklärt, aber auch die seltenen Vorzüge der Composition und die glänzende Charakteristik gebührend hervorgehoben. Aus der «Einleitung», welche die Entstehung, Bedeutung und Grundidee des reizenden Lustspiels behandelt, dürften jene Daten von weiterem Interesse sein, welche Heinrich über das Schicksal des Stückes in Ungarn mitteilt. «Minna von Barnhelm» wurde zweimal ins Ungarische übersetzt: 1. von R. P. (Pesth, 1792), d. h. von dem Schauspieler Paul Ráth, der im Jahre 1790 als Mitglied der ersten ungarischen Truppe erscheint, 1792 aber aus der Reihe der Schauspieler verschwindet; — 2. von Franz Kazinczy (Ofen, 1834), der, wie es scheint, seine Uebersetzung bereits im Jahre 1805 vollendet hatte, doch erschien dieselbe erst nach Kazinczy's Tode († 22. August 1831) im Druck. Beide Uebersetzungen sind sehr anerkennenswerte Leistungen, doch hat Kazinczy das Original etwas freier behandelt als sein Vorgänger. Beide Uebersetzer ändern besonders an der Rolle des Riccaut de la Marliniere; Ráth streicht den französischen Schwindler vollständig, was auch auf deutschen Bühnen nicht selten war; Kazinczy verwandelt ihn in einen Baron Rillenhausen, d. h. in einen einheimischen Schwindler. Beide Uebersetzer wurden zu dieser nicht unwesentlichen Umgestaltung des Originals wohl durch die Schwierigkeit bewogen, für den französisch parlirenden Riccaut unter den damaligen Verhältnissen geeignete Darsteller zu finden. Auf die Bühne gelangte die ungarische «Minna» zuerst in Ráth's Uebersetzung am 29. Juli 1792; diese Vorstellung ergab eine Einnahme von 47 fl. 26 kr. Die zweite Vorstellung, am 31. August desselben Jahres, erzielte blos eine Einnahme von 25 fl. 43 kr. Im Jahre 1793 wurde das Stück noch zweimal (am 4. Feber und 24. Juli) gegeben, worauf es von den Brettern verschwand. Von Provinz-Darstellungen ist uns nur eine einzige bekannt, am 3. November 1811 in Debreczin; doch liess sich bisher nicht feststellen, ob das Stück hier in Ráth's oder in Kazinczy's Uebersetzung gegeben wurde; es ist überhaupt nicht sicherzustellen, ob die letztere Uebersetzung jemals zur Darstellung gelangte. Das deutsch-nationale Stück scheint die Teilnahme des ungarischen Publikums niemals dauernd gewonnen zu haben.

Lexicon linguae Hungariae aevi antiquioris. Magyar nyelvtörténeti szótár. Historisches Wörterbuch der ungarischen Sprache von den ältesten Sprachdenkmälern bis auf Kazinczy. Im Auftrage der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von *Gabriel Szarvas* und *Sigmund Simonyi.* Budapest, 1889, Hornyánszky, Erster Band, erstes Heft. Gr. 4°, XXXIII und 143 S. — Das ganze, überaus wichtige

auf den umfassendsten Forschungen beruhende Werk, die erste wissenschaftliche Bearbeitung des mühsam aus den Quellen geschöpften Materiales, ist auf fünf Bände berechnet. Wir werden das wertvolle Unternehmen ausführlicher besprechen, sobald uns einige Hefte desselben vorliegen.

Télfy Iván, Három franczia hellenista és a volapük. (Drei französische Hellenisten und das Volapük, von Dr. Johannes Télfy.) Budapest, 1888, Akademie, 27 S.

Török István, A kolozsvári iparos-egylet története. (Geschichte des Klausenburger Gewerbe-Vereins von 1860 bis 1885 von Dr. Stefan Török.) Klausenburg, 1888, Stein, 146 S.

Losteiner Karl, Kurort Parád im Heveser Comitate Ungarns, seine Heilquellen und Kurmittel. Aus dem Ungarischen von Dr. Vilmos Hugonnai. Erlau, 1888, Szolcsányi, 104 S.

Mitteilungen des kön. ung. Ministeriums für Ackerbau, Industrie und Handel. Monatsheft. Auszug aus dem amtlichen Wochenblatte «Közgazdasági Értesitő». Budapest, 1888, Grill Com. IV. Jahrg. I—III. Heft. S. 1—240.

Récsei Viktor, Sopron okori neve. (Der Name Oedenburgs im Altertum und die römischen Inschriften des Oedenburger Comitats, von Viktor Récsei.) Budapest, 1887, Lampel, 80 S.

Szathmáry Karoly, A legszebb herczegnő. (Die schönste Prinzessin. Historischer Roman aus der Zeit Maria Theresias von Karl P. Szathmáry.) Budapest, 1888, Singer und Wolfner, 2 Bde.

Tovölgyi Titusz, Az uj világ. (Die neue Welt. Roman aus der Gesellschaft des Socialismus und Communismus von Titus Tóvölgyi.) Budapest, 1888, Aigner, 2 Bde. — Ein mit lebendiger Phantasie entworfenes Bild der Gesellschaft des künftigen Jahrhunderts, unter der Voraussetzung, dass dieselbe sich auf Grund der Ideen des Socialismus und Communismus gestalten wird.

Tóth Lőrincz, Fegyházi tanulmanyok. (Strafhaus-Studien. — Die Sträflings-Arbeit, von Lorenz von Tóth.) Budapest, 1888. Akademie, 73 S.

Wegweiser durch die ungarischen Karpathen. Im Auftrage des ungarischen Karpathenvereines zusammengestellt von *Franz Dénes.* Mit vielen Illustrationen und zwei Karten. Igló, 1888, Nagel, 134 S.

AUGUST TREFORT

von

KARL SZÁSZ.*

Die letzten sechzig Jahre ungarischer Geschichte dürfen wir, von 1825 ausgehend, als jüngste zusammenhängende Periode staatlicher Umgestaltung betrachten, in deren einzelnen Phasen der Genius einzelner hervorragender Persönlichkeiten die Führerrolle übernommen. Széchenyi, Kossuth und Deák sind die Marksteine auf diesem Wege des Fortschrittes und der nationalen Entfaltung. Der Erste, *der grosse Reformer,* hat seine Nation aufgerüttelt aus hundertjährigem Schlafe und mit schonungsloser Hand den gefälligen Schleier der Selbsttänschung von unsern Schwächen gehoben. Er legte die Ursachen unserer Zurückgebliebenheit bloss und gab den ersten Anstoss zu weitgehenden Umgestaltungen sowohl auf geistigem, wie auf materiellem Gebiet. Der Zweite, *der grosse Agitator,* sammelte sich auf staatsrechtlichem Felde Verdienste von bleibendem Werte. Er verstand es, die durch eine grosse europäische Revolution gebotene Gelegenheit mit ebenso viel Kühnheit im Handeln, als Glück im Erfolge zu ergreifen, erkämpfte die staatsrechtliche Selbstständigkeit Ungarns, zerbrach die lähmenden Fesseln der Leibeigenschaft und der Aviticität und gab Ungarn sich selbst wieder. Doch nur für kurze Zeit. Denn nachdem die Reaction in ganz Europa zum Siege gelangt war, fiel die Errungenschaft eines glücklichen Augenblickes dem Bündnisse zweier Grossmächte zum Opfer und die ohne Blutvergiessen errungene Freiheit und Unabhängigkeit Ungarns ward auf den Schlachtfeldern nach verzweifelter Selbstwehr zu Grabe getragen. Siebzehn schwere

* August Trefort, der kgl. ungar. Minister für Cultus und Unterricht, ist am 22. August seinen Leiden erlegen. Die ungarische Akademie der Wissenschaften, deren Präsident der Verewigte gewesen, wird sein Andenken in einer würdigen Denkrede feiern, die wir dann in deutscher Uebersetzung mitteilen werden. Vorläufig geben wir diese, auf den besten Quellen beruhende Biographie des ausgezeichneten Mannes, welche im ungarischen Original im Jahre 1886 erschienen ist. *Die Red.*

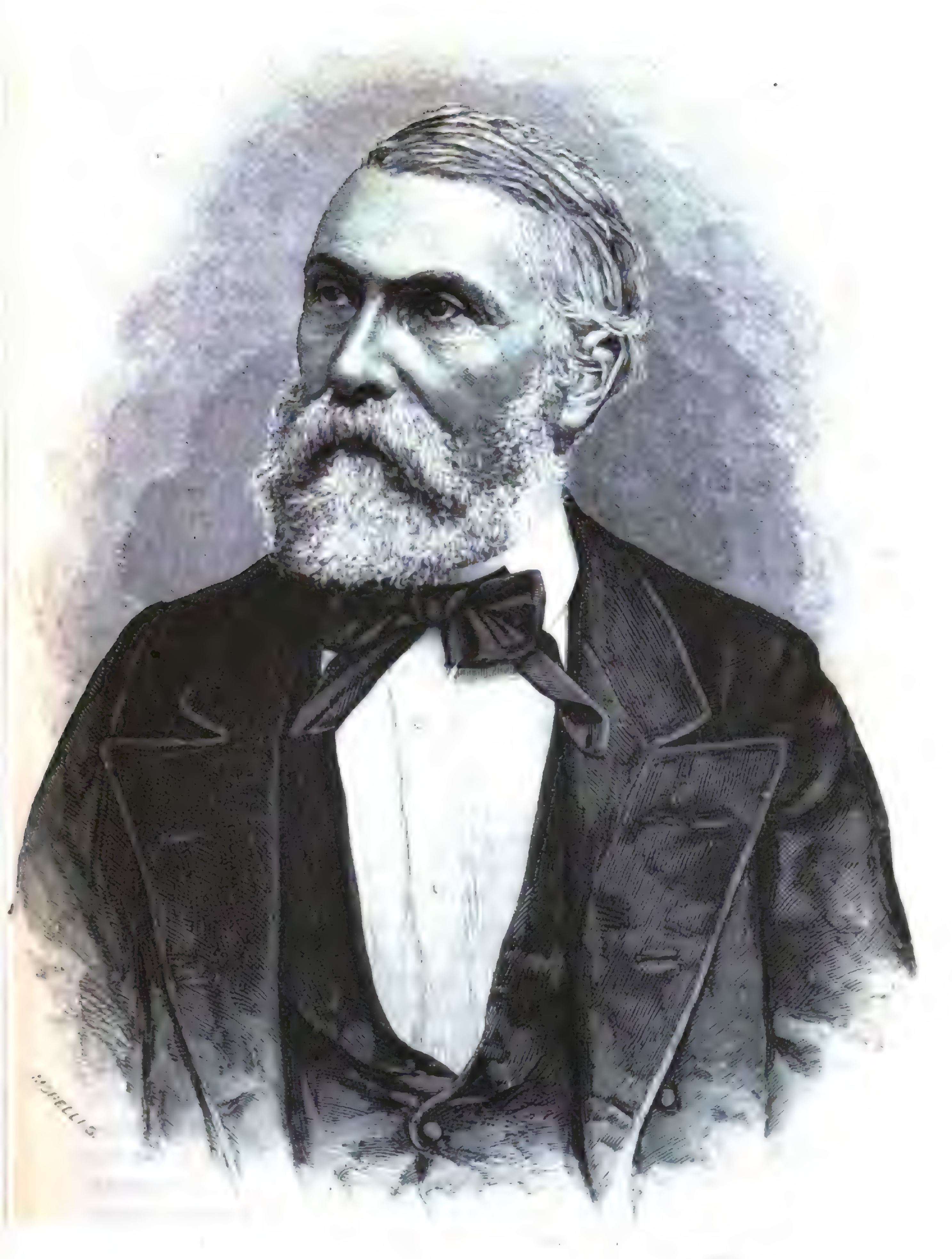
Jahre zogen nun vorüber; der Druck der Willkür von oben, im Lande selbst alles in dem Zwange unthätigen Zuwartens schmachtend! Doch während dieser traurigen Zeit hatte die Nation Nutzen gezogen aus der bittern Lehre, hatte ihre moralische Kraft aufs Neue gesammelt und forderte aufs Neue ihr angestammtes Recht. Da stellte sich der dritte Anführer vor die Reihen, *der weise Rechtsprecher*, der mit Umsicht und Mässigung zurückerwarb, was ein übermässiges Selbstvertrauen aufs Spiel gesetzt. Noch einmal war die Nation sich selbst wiedergegeben und Er war es, der ihr die Schranken des Handelns und des nationalen Fortschrittes aufschloss und zu seinem Volke sprach: Du bist wieder Herr Deiner selbst, greife zur Arbeit und schreite fort auf der offenen Bahn! Dass Széchenyi's stolzes Wort: «Ungarn ist nicht gewesen, sondern wird erst sein,» und der Ausspruch Kossuth's: «Ungarns Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit ruht ausschliesslich in Ungarns eigenen Händen und darf ihnen nicht entrissen werden,» in Erfüllung gegangen, ist Franz Deák's Verdienst, der, als Dritter im illustren Bunde, das grosse Werk zur Vollendung gebracht.

Die Namen dieser drei Männer müssen wir über die drei Perioden unserer nationalen Umgestaltung schreiben. Széchenyi's Namen über das Capitel der Reformbewegung, Kossuth's Namen über den Kampf um Ungarns Unabhängigkeit, und den Deák's über die Wiederherstellung und Festigung unserer Staatsverfassung.

Diese drei Perioden gehören heute bereits der Vergangenheit an, sie sind nur einzelne Aufzüge in dem grossen geschichtlichen Drama Ungarns, das noch immer in fortschreitender Entwicklung ist. Das Werk der Cultur und der staatlichen Consolidirung, das Jene begründet, wird stets noch von regsamen Händen erfreulich gefördert; die Dichtkunst, die wissenschaftliche und politische Literatur haben gleicherweise Teil genommen daran. Der ungarischen Poesie erstand in Vörösmarty ihr Széchenyi, in Petőfi ihr Kossuth und in Arany ihr Deák. Auf dem Felde der Wissenschaften möge es genügen aus der Fülle von Namen den Geschichtsschreiber und Rechtsgelehrten Ladislaus Szalay, die Publicisten Anton Csengery und Baron Sigmund Kemeny, den Nationalökonomen Melchior Lónyay und vor allem Baron Josef Eötvös hervorzuheben, ihn, den grossen Denker, einen der ersten Staatsmänner unseres Jahrhunderts, den Dichter und Redner mit dem Herzen voll Idealen, den wir kühn als Vierten neben die grossen Drei stellen dürfen.

Auch das Feld der Politik weist epochale Gestalten auf: hier waren neben Franz Deák, Graf Julius Andrássy, und nach diesem Koloman Tisza die Anführer; jener vorzüglich um die Ordnung der staatsrechtlichen Fragen bemüht, während Tisza's Wirksamkeit in erster Linie mit der nationalen Erstarkung Ungarns verknüpft ist.

Wenn aber Br. Eötvös mit Recht den Ausspruch gethan, dass Ungarns



39*

Bestand und das Leben der ungarischen Nation einzig und allein eine Frage der nationalen Cultur sei, dürfen wir an dieser Stelle auch jenes Mannes nicht vergessen, der sein ganzes Leben von Jugend auf dem Dienste eben dieser nationalen Cultur geweiht. August Trefort, nun schon seit sechzehn Jahren ohne Unterbrechung Minister für Cultus und Unterricht, kam gerade zur rechten Zeit, um das Erbe des Br. Eötvös zu übernehmen, und hat in Vertretung der culturellen Interessen Ungarns allein mehr getan, mehr in Angriff genommen, neu geschaffen und tatkräftig unterstützt, als jeder seiner Vorgänger und Zeitgenossen. Mit vorzüglichen Eigenschaften begabt, nimmt er unter den hervorragenden Geistern der ungarischen Nation einen ehrenvollen Platz ein; in ihm gelangt die neueste Aera gleichsam zum vollen Ausdruck, die Aera der Arbeit und des Schaffens nach Tagen schwerer Kämpfe.

I. Trefort's Jugend. Lehrjahre.

August Trefort erblickte am 7. Febr. 1817, zu Homonna im Zempliner Comitat, das Licht der Welt. Sein Vater stammte aus einer französischen Familie und stand, infolge seines Berufes als Arzt, mit den hervorragendsten Familien Oberungarns und besonders mit dem gräflichen Hause Csáky in naher Verbindung. Ausser der Wertschätzung, die man ihm in der Ausübung seiner Praxis entgegenbrachte, waren es seine persönlichen Eigenschaften, eine gründliche Bildung und ein liebenswürdiger Zug des Geistes, verbunden mit einer wahrhaft humanen Gesinnung und einem stets hilfsbereiten Herzen, die ihm die Verehrung und Liebe des ganzen Comitates verschafften. Sowohl er, als seine Frau wurden ein Opfer der Cholera von 1831.

Nun übernahm die durch ihre grossherzigen Stiftungen berühmte Gräfin Petronella Csáky die Vormundschaft des vierzehnjährigen talentirten Knaben, der seine Studien in Eperies und Sátoralya-Ujhely begonnen hatte und jetzt zur Fortsetzung derselben nach Erlau kam. Während seiner Ferien wurde ihm das gräfliche Haus zur zweiten Heimat, und die edle Gräfin sorgte, bei der besten Verwaltung seines nicht unbedeutenden Erbteiles, durch eine vorzügliche Erziehung auch für das geistige Wohl ihres Schützlings.

Nachdem er das erste Jahr seiner Gymnasial- und der zu jener Zeit noch damit verbundenen philosophischen Studien in Erlau absolvirt hatte, kam der junge Trefort an die Universität zu Pest, um hier Jus zu hören. Bei dem heutigen Niveau dieser Universität fällt es schwer, sich den Zustand zu vergegenwärtigen, in dem sie sich noch vor wenigen Dezennien befand. Die Sprache des Vortrags war das Lateinische und nur in den Vorträgen Stephan Horváth's und weniger Anderer strich ein frischer nationaler Hauch durch die fremde, gesperrte Stubenluft. Trotz mancher vorzüglichen Lehrkräfte fehlte es der Universität doch an jedem höhern Schwunge,

so dass hier Jene, die schon einen eigenen geistigen Fond mit sich brachten, zwar den Schatz ihrer Kenntnisse bereichern konnten, doch war in den Vorträgen wenig dafür gesorgt, die Regsamkeit des Geistes in den Hörern erst zu erwecken.

Wie heutzutage, so waren auch damals diejenigen, die den juridischen Lehrcurs absolvirt hatten, gewöhnlich bestrebt, sich sobald als möglich nach einem practischen Broderwerb umzusehen. So suchten sie denn, nachdem sie den Jurateneid abgelegt, an der Seite eines Richters an der königlichen Tafel, eines Septemvirs, Landrichters oder renommirten Advokaten unterzukommen, um hier die nötige practische Ausbildung zu erlangen. Der junge Trefort aber, materiell günstig genug gestellt, um nach Beendigung seiner Universitätsjahre nicht sofort an die Erlangung eines Amtes denken zu müssen, betrachtete seine Ausbildung noch nicht für abgeschlossen. — Ausser dem Latein hatte er sich im gräflichen Hause das Deutsche und Französische noch als Knabe angeeignet und seine Sprachkenntnisse (zu welchen später noch das Englische und Italienische kam) auch durch Lectüre fortwährend vermehrt und trat im Jahre 1836, nach Absolvirung der Universität, kaum 19 Jahre alt, eine längere Reise in das Ausland an. Nachdem er einen grossen Teil Deutschlands kennen gelernt, ging er nach England und Frankreich, besuchte Stockholm, Kopenhagen, Petersburg und Moskau und kehrte nach dieser Reise, die er blos zu dem Zwecke unternommen, etwas von der Welt zu sehen und Kenntnisse zu sammeln, Ende 1837, nach mehr als einem Jahre, über Oberitalien in seine Heimat zurück, beladen mit einem reichen Schatze an neuen Eindrücken und Erfahrungen.

Wie jeder, der nicht nur seinem blossen Vergnügen zuliebe reist, zeichnete auch er seine Reiseeindrücke pünktlich auf. Einiges von diesen Notizen erschien später teils in der Zeitschrift «Társalkodó» (Der Gesellschafter: «Das Armenierkloster auf St. Lazarus in Venedig. 1837.») teils in dem von Br. Eötvös redigirten «Árvizkönyv» (Ueberschwemmungsbuch 1839,) um später auch in Treforts «Emlékbeszédek és tanulmányok»* aufgenommen zu werden. Diese «Reisefragmente» sind der erste Versuch auf literarischem Gebiete, der uns Einblick in sein Denken und Beobachten gewährt. Trefort ist die Verkörperung dessen, was man eine receptive Natur nennt, mit einer regen Empfänglichkeit für fremde Eindrücke, einer schnellen Auffassung und jener geistigen Flugkraft begabt, die zu selbstständigen Ideen und Schlussfolgerungen führt. Die Schule des Lebens und der Erfahrungen hat diese persönlichen Anlagen späterhin noch weiter entwickelt und Trefort wurde einer der bahnbrechenden Geister Ungarns. Immer aber ist er von der sichern Grundlage des Selbstgeschauten, der eigenen Betrachtung ausgegangen. So offenbarte sich in ihm schon früh ein Zug, der sich später

* Reden und Studien von August Trefort, deutsch 1883 in Leipzig erschienen.

auch im Staatsmanne nicht verleugnet: er ist conservativ, nicht revolutionär, doch Reformer, der nie abstracte Speculationen, sondern immer die entweder selbst oder von andern gesammelte, concrete Erfahrung zu Grunde legt, aber nie stehen bleibt bei den Ueberlieferungen der Vergangenheit, sondern stets bemüht ist, Neues zum Alten hinzuzufügen, um daraus einen Gewinn auch für die Zukunft zu ziehen.

Die soeben erwähnten «Reisefragmente» geben die Eindrücke wieder, die Trefort in Petersburg und Moskau empfangen, in diesen zwei Städten, welche in ganz Europa, besonders aber in Ungarn, damals noch weniger bekannt waren, als heutzutage. Dies war ein Grund mehr für Trefort, gerade dieses Reiseziel zu wählen, denn es liegt in seinem eigentümlichsten Wesen, eben auch dem seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, woran mancher achtlos vorüberstreift, und mit eigenen Augen zu schauen, was andere keines näheren Blickes wert schätzten. Nicht nur die Oberfläche der Gegenstände, ihr innerer Kern selbst zog ihn an, wobei er sich auch oft genug in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung stellte, die nur zu häufig nach dem äussern Scheine urteilt. Interessant und bezeichnend für den, damals kaum 20-jährigen Jüngling sind in dieser Beziehung auch die Worte, womit er seine «Reisefragmente» einleitet. «Indem — so lautet die Stelle — der europäische Westen den Masstab der philantropischen Philosophie des XVIII. Jahrhunderts auf solche Nationen angewendet hat, die auf einer anderen Stufe der Civilisation stehen und deren Leben sich in anderen Formen äussert, hat er Russland zum Gegenstande des Witzes und Spottes gemacht. Da jedoch dieses Reich und seine Politik von geschichtlichem Standpunkte betrachtet werden muss und ich überzeugt war, *dass aus dem Wirrsal der Meinungen nur die Kenntniss des Schauplatzes selbst heraushelfen könne:* so entschloss ich mich, eine Reise nach Russland zu unternehmen.»

Der hauptsächlichste und für sein ganzes Leben wichtige Nutzen dieser seiner ersten grossen Reise war die Ueberzeugung, dass man Land und Volk, Sitten und Einrichtungen nicht aus Büchern und Beschreibungen, sondern einzig und allein an Ort und Stelle und nach aufmerksamer und eingehender Beobachtung richtig erfassen und beurteilen könne. Zugleich fasste er für das Reisen selbst und für das Sammeln von Erfahrungen auf diesem Wege eine tiefe dauernde Vorliebe, welche ihn späterhin und zu wiederholten Malen in aller Herren Länder, durch fast ganz Europa führte. So bereiste er, unter andern, 1850 in Begleitung seiner Gemalin den europäischen Westen und blieb auch als Minister seiner Neigung treu, so dass er seine Urlaubszeit in jedem Jahre zu solchen Studienreisen zu benützen pflegt. Daher dieser weite Gesichtskreis, die reiche und vielseitige Erfahrung, die ihm unter Ungarns Staatsmännern einen hervorragenden Platz einräumt und welche aus Büchern so umfassend gar nie zu erlangen ist. Doch auch diesen zweiten und zweifelsohne minder mühevollen Weg,

seine Kenntnisse aus Büchern zu vermehren, kann niemand fleissiger benützen, als Trefort, dessen grosse Belesenheit sich auf die verschiedenartigsten Fächer erstreckt.

Es giebt Menschen, deren Gedanken erst dann in klaren Fluss kommen, wenn sie schon die Feder in der Hand haben, um jene auf das Papier zu werfen; auf sie trifft das bekannte «l'appétit vient en mangeant» in variirter Form zu: die Gedanken kommen ihnen während des Schreibens. Was diesen das Schreiben, das ist Trefort die Lecture. Ein fremder Gedankengang fordert seinen Geist gleichsam heraus und befruchtet sein eigenes Denken. Trotz der Lasten seiner hohen Stellung, inmitten einer rastlosen Tätigkeit, findet er immer noch Zeit, seine Liebe zur Lecture, die bei ihm mit den fortschreitenden Jahren nur noch im Zunehmen ist, zu befriedigen. Mit dem Alter geht Schlaflosigkeit zumeist Hand in Hand. Wenn dann Trefort nach des Tages Arbeit die ersehnte Ruhe und Erholung nicht finden kann, so muss ihm ein Buch helfen, ihn über die schleichenden Stunden hinwegzutäuschen. So liest er oft in einer Nacht einen ganzen Band durch. Seine receptive Natur verleugnet sich auch hier nicht; er liest Alles: Gedichte und Romane, Geschichtswerke und Schriften nationalökonomischen Inhaltes, Juridisches und Rhetorisches, Statistik und Philosophie, er ist in den Klassikern des Altertums und der Neuzeit bewandert, liest die englischen, französischen und deutschen Revuen, ist über alle Tagesfragen unterrichtet und wie in der Kenntniss der Länder und Völker, so auch in der Beherrschung aller Literaturen ein unvergleichlicher Geist. Daher auch das Liebenswürdige und zugleich Anregende eines persönlichen Verkehrs mit ihm, denn seine Belesenheit gibt ihm reichen Stoff, belehrend zu unterhalten. Nie kann man ihm begegnen, dass er nicht sagte: «Soeben habe ich ein vortreffliches, oder ein angenehmes, oder ein geistreiches Buch gelesen, es heisst so und so» — und nennt es — «Da steht unter Anderm . . .» und jetzt folgt eine ganze Reihe von Ideen, wovon eine in die andere greift und die alle zusammen eine fortlaufende Kette bilden. Sind aber wir es, die mit den Worten anfangen «da lese ich gerade dieses und jenes Buch,» so können wir sicher sein, dass er es bereits kennt und auch gleich mit einem Urteil über dasselbe zur Hand ist.

Treforts erste Reise ins Ausland gab seinen Anschauungen eine ganz neue Richtung. Seine Studien hatten sich auf die theoretischen Rechtswissenschaften beschränkt und nun trat er im Westen Europas einem pulsirenden Leben, einer grossen politischen und volkswirtschaftlichen Strömung gegenüber und sah vieles, was nicht allein seinen Gesichtskreis erweiterte, sondern ihn zugleich nachdenken liess über die Zurückgebliebenheit seines eigenen Vaterlandes und mit einem auch über die Mittel, wie dieselbe zu bekämpfen sei. Denn hier erwachte in ihm die, damals in Ungarn erst noch bei wenigen vorhandene und nur bei Stephan Széchenyi voll ausgebildete

Neigung für die volkswirtschaftlichen und überhaupt practisch politischen Studien, sowie der Sinn für die Pflege der materiellen Interessen des Landes, als der Grundbedingungen eines höhern geistigen Lebens und sogar der staatlichen Existenzberechtigung.

Dies war also die Richtung, worin er glaubte seinem Vaterlande nützlich sein zu können, und hier standen ihm zwei Wege offen: entweder auf dem Gebiete der Literatur zu wirken oder in Staatsdienste zu treten. Indem er sich unter fortgesetzten Studien für die literarische Laufbahn vorbereitete, wollte er auch den Staatsdienst nicht unversucht lassen und trat daher als Concipist bei der Hofkanzlei in Ofen ein, in der Hoffnung, sich hier vor Allem mit der Finanzadministration vertraut machen zu können und nähere Einblicke in das Steuerverfahren und in die Aerarialverwaltung zu gewinnen. Da aber in Ungarn damals (sowie auch noch heute) in Staatsdiensten nur ein Jurist eine Rolle spielen konnte, legte er noch im selben Jahre sein Advokatenexamen ab. Die Hoffnungen, die er an die Beamtenlaufbahn geknüpft, erwiesen sich jedoch alsbald als trügerisch, das maschinenmässige Amtiren und der bureaukratische Geist entsprach in keiner Weise seinen Erwartungen, so dass er dem Staatsdienste wieder den Rücken kehrte, als einem Frohndienste, an welchen sich auch sein um vier Jahre älterer und idealistischer als er angelegter Freund Baron Josef Eötvös durchaus nicht gewöhnen konnte. Doch während dieser unter dem Drucke der väterlichen Autorität in seiner Stellung ausharren musste, liess Trefort, der mehr Herr seiner Handlungen war, nun auch sein Advokatendiplom ruhig im Schranke liegen, um sich ausschliesslich dem wissenschaftlichen und literarischen Felde zuzuwenden, wobei er sich ausser der Nationalökonomie nun auch auf politische, geschichtliche und ästhetische Studien verlegte.

Sein vielseitig gebildeter Geist zeigte schon früh eine Empfänglichkeit für alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens und besonders für jede culturelle Bewegung. In der Nummer vom 22. Dec. 1838 des «Társalkodó» (Der Gesellschafter) — der Beilage des «Jelenkor» (Gegenwart), unserer einzigen politischen Zeitung aus dieser Zeit — erschienen aus seiner Feder «Einige Worte in Angelegenheit eines Kunstvereines in Pest,» dessen Programm er, mit Unterstützung zahlreicher Freunde, bereits nach wenigen Monaten, am 3. Febr. 1839, veröffentlichen konnte. Unterzeichnet ist dieses Programm unter Andern von Gr. Aurel Dessewffy, Br. Josef Eötvös, Nikolaus Jósika, Moritz Lukács und von Trefort, als dem Verfasser. Der Same fiel auf fruchtbaren Boden: der Verein kam zustande, begann schon im folgenden Jahre (1840) seine Wirksamkeit, liess Kunstblätter erscheinen und gab den Impuls zur Unterstützung der bildenden Künste in Ungarn, wo vorher von dergleichen nicht die Rede sein konnte. Dies war Treforts *erste That* und, die kleine Reiseskizze über das Inselkloster St. Lazarus abgerechnet, zugleich sein erstes öffentliches Auftreten in der Literatur. Er ist

seinen ersten Idealen, seinen frühesten Neigungen treu geblieben; fünfzig lange Jahre haben daran nichts geändert und auch als Minister versteht er es, die Liebe zur Kunst mit seltener Ausdauer zu fördern und ihr auch auf gesellschaftlichem Wege ein immer grösseres Gebiet zu gewinnen.

Doch dies ist nur gleichsam ein Zweig seiner Studien und seiner literarischen Wirksamkeit. In Gemeinschaft mit den geistesverwandten Freunden Br. Josef Eötvös, Moritz Lukács und Ladislaus Szalay ging er an die Herausgabe einer auf europäischem Niveau stehenden wissenschaftlichen Zeitschrift, der «Budapesti Szemle» (Budapester Revue), welche in vierteljährlichen Bänden Politik, Rechts- und Staatswissenschaften, Geschichte und Literatur umfassen sollte. Diese vier Männer haben die in den modernen Literaturen zu so hoher Bedeutung gelangte Essayliteratur in Ungarn eingebürgert. In diese Zeitschrift schrieb Trefort eine gründliche Abhandlung über die materiellen Interessen und das Besitzrecht in Ungarn. Noch waren aber hierzulande die Pfade für ein so ernst angelegtes Unternehmen nicht geebnet, die «Budapesti Szemle» ging mit dem zweiten Vierteljahrsbande ein und auch die nun durch Ladislaus Szalay mit beschränkterem Programm herausgegebene juridische Zeitschrift «Themis», in welche Trefort ebenfalls arbeitete, konnte sich nur kurze Zeit halten. Aber schon hatte sich Trefort durch seine bisherigen Arbeiten, zu welchen noch die *«Gedanken über Geschichtsforschung und über August Thierry»* kamen, einen solchen Namen erworben, dass er 1841 zum corresp. Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde, wo er seinen Sitz im December desselben Jahres mit einer Abhandlung *über die Systeme der Nationalökonomie* einnahm.

Nachdem die «Budapesti Szemle» aufgehört hatte zu erscheinen, musste sich Trefort ein neues Feld suchen. In diese Zeit fallen die *«Blicke auf die geschichtliche Entwicklung der englischen Verfassung»* (1842), gewissermassen Entwurf und Vorstudium zu einem grösseren Werke, von dem weiter unten die Rede sein soll; auch wurde er jetzt ständiger Mitarbeiter des durch Kossuth gegründeten und auch von ihm redigirten «Pesti Hirlap» (Pester Zeitung). Hier erschienen seine Aufsätze über die Zoll- und Bankfrage, Gewerbefreiheit, und über das erste nationalökonomische Werk Chevalier's. Ausserdem schrieb er *über die Bankfrage* eine selbständige umfangreiche Brochure, welche in Ungarn die erste und zugleich eine der gründlichsten Erörterungen dieser Frage war. Als gegen Ende des Jahres 1842 Kossuth von der Redaction des «Pesti Hirlap» zurücktrat und das Blatt in die Hände Ladislaus Szalay's überging, schloss sich diesem mit Br. Eötvös, Lukács und dem unterdessen aufgetauchten genialen jungen Publicisten Anton Csengery, auch Trefort an. Nach dem Rücktritt des volkstümlichen Redacteurs wurde nun der neue Jahrgang unter weitgehenden Reformplänen eröffnet; es galt eine neue Richtung, eine neue Schule in der ungarischen Politik zu begründen, und wie die Folge lehrte, wurde das Unternehmen

dieser wackern Kämpen auch von Erfolg gekrönt, obzwar sie nicht um die Volksgunst, nicht um den Beifall und die Kränze der Menge buhlten, sondern mit den von ihnen als richtig erkannten politischen Principien für ein neues Ungarn stritten. «Zwei Ziele schwebten dieser begeisterten Schaar vor — sagt einer unserer vorzüglichsten Publicisten, — die politische und die gesellschaftliche Umgestaltung Ungarns. Die nächste Aufgabe war aus dem *populus Verbőczii* eine Nation in westeuropäischem Sinne zu machen, die zweite: aus der widerspenstigen «Provinz,» die von Wien aus am Gängelbande geführt, ausgebeutet und regiert wurde, einen unabhängigen Staat zu schaffen.» Man nannte sie Doctrinäre, doch sie stiessen sich nicht daran. Alle ihre Kräfte gingen in dem Anfangs wenig volkstümlichen, aber in seinen Endresultaten dennoch siegreichen Kampfe auf, den sie gegen das Comitatssystem und überhaupt gegen die municipale Staatsverwaltung, sowie gegen die collegiale Administration einerseits, und für die repräsentative Verfassung und die parlamentarische Regierungsform andererseits führten, ein Kampf, der seine Vollendung in den grossen Umwälzungen von 1848 fand.

Unterdessen wurde Trefort als Abgeordneter der k. Freistadt Zólyom (Altsohl) in den 1843/4-er Reichstag gewählt. Dieser Posten war, da die Städte zu dieser Zeit nur ein collectives Stimmrecht im Reichstage hatten, nicht so angesehen, als der eines Comitatsablegaten. Aber die Städte, und in ihnen das bürgerliche Element, hatten mehr Sinn für die materiellen Interessen und setzten mehr Vertrauen in die Verfechter dieser Interessen, als die Comitate. So begann auch Ludwig Szalay, schon damals ein Rechtsgelehrter und Codificator ersten Ranges, seine legislatorische Laufbahn als Abgeordneter der Stadt Korpona, um unter der Leitung Deák's teil zu nehmen an der Redaction des Strafgesetzbuches. Trefort wurde in den Handelsausschuss gewählt und nahm lebhaften Teil an dessen Wirksamkeit.

In die Hauptstadt zurückgekehrt, entfaltete er im «Pesti Hirlap» eine bedeutende Tätigkeit; es erschienen hier bald kleine Artikel, bald grössere Aufsätze literarischen, historischen, juridischen und nationalökonomischen Inhaltes aus seiner Feder. Das Nennenswerteste hievon findet sich gesammelt in seinen Studien, 2. Bände, 1881 und 1882. So enthält der erste Band (Denkreden und Studien) die oben erwähnten «Blicke etc.,» der zweite aber eine ganze Reihe seiner Artikel aus den Jahrgängen 1843—46 des «Pesti Hirlap.» Seine receptive Natur tritt auch hier überall in den Vordergrund, denn gewöhnlich giebt ihm der Ideengang oder irgend ein bedeutendes Werk eines hervorragenden Verfassers den Ausgangspunkt. Hieran knüpft er seine eigenen Betrachtungen, und giebt einen Auszug oder eine Kritik, wie es der Gegenstand oder seine eigene Natur mit sich bringt. Er verfügt schon über einen grossen Reichtum von Ideen, doch mangelt ihm noch jener Sinn für die äussere Gestaltung derselben, der erst den wahren Schriftsteller macht.

Von seinen nationalökonomisc en Schriften aus dieser Zeit ist die Recension der Werke Michael Chevaliers eine der gehaltvollsten; hieran reihen sich seine Aufsätze über das Erbrecht und über die Aviticität (letztere 1845 und 1847), der letztere eine eingehende Besprechung dieser Tagesfrage, welche ihre endgiltige Lösung auch erst im Jahre 1848 fand. Gegenstand lebhafter Controversen war in diesen Tagen auch der durch Kossuth gegründete «Schutzverein,» der von Széchenyi heftig angegriffen, von Deák jedoch verteidigt wurde. Obzwar nun die Mitarbeiter des «Pesti Hirlap» in der Hauptfrage (Municipium und repräsentatives System) mit Deák nicht übereinstimmen konnten, trat Trefort in dieser Frage doch in einer ebenso anziehend als spannend geschriebenen Reihe von Aufsätzen für Deáks Ansichten ein und griff Széchenyi heftig an, wobei er bei aller Anerkennung der Verdienste des grossen Reformers, der sich jetzt schon immer entschiedener von der Opposition lossagte, dessen Parteistellung einer schonungslosen Kritik unterzog.

Seine übrigen Aufsätze sind meist historischen Inhalts. Bald sind es Macaulay's Essays, oder Thiers' Werk über das Consulat und Kaiserreich, bald Louis Blanc's Geschichte von zehn Jahren, bald Schlossers Geschichte des XVIII. Jahrhunderts, die sein Interesse erwecken und an welchen er seine Kritik übt. Doch stets gewohnt, allen Vorgängen auf geistigem Gebiete gleiche Aufmerksamkeit entgegenzubringen, verschmäht er auch die schöne Literatur nicht, wovon seine Besprechungen von D'Israeli's Conningsby — dieser geistreichen Skizze der englischen jüngern Generation, — und von Auerbachs Dorfgeschichten Zeugniss geben.

Die Aehnlichkeit zwischen den ersten Anfängen und der weiteren Entwicklung der ungarischen und englischen Verfassung, brachte ihn im «Pesti Hirlap» 1845 noch einmal auf sein Lieblingsthema, die geschichtliche Entwicklung der englischen Verfassung, zurück. Reformer durch und durch, war er doch allen stürmischen Umwälzungen und revolutionären Convulsionen abgeneigt und ein Freund der «auf historischer Grundlage entwickelten Staatsverfassung.» Von diesem Standpunkte aus hielt Trefort das Studium der englischen Revolution für das ungarische Lesepublikum für besonders nutzbringend. Dieses Ziel vor Augen haltend, scheute er keine Kosten in der Anschaffung von Quellenwerken, um ein selbstständiges Bild dieser grossen Verfassungsumwälzung entwerfen zu können. Schon lag der erste Band druckbereit vor, als die Ereignisse von 1848 Trefort vom Schreibtische abberiefen und ihn auf das Feld der Tat verwiesen. Im Jahre 1849 wurde Pest durch Windischgrätz besetzt, dann kam das Bombardement, bei welcher Gelegenheit Treforts Handschrift, sowie seine wertvolle Büchersammlung ein Raub der Flammen wurde.

II. Die Uebergangszeit.

Allein diese Begebnisse fanden Trefort bereits ferne von seiner Heimat und hier müssen wir zurückgreifen, um den Faden seiner Lebensgeschichte bis in diese Tage zu verfolgen.

Am 14. März 1847 vermälte sich Trefort mit der jüngern Tochter Helene des angesehenen Grundbesitzers Adalbert von Rosty und wurde auf diese Weise seinem nächsten Freunde Br. Josef Eötvös verschwägert, der die ältere Schwester Agnes zur Frau hatte. Die Flitterwochen brachte das junge Paar in Norditalien zu, welches Trefort jetzt bereits zum dritten Male sah. Nach seiner ersten grossen Reise, deren wir bereits Erwähnung getan, hatte er, 1845, Italien bis Neapel bereist, während ihn im Jahre 1846 der Wunsch, auch den Orient kennen zu lernen, nach Griechenland und der Türkei führte, wobei er Korfu, Athen, Konstantinopel, Brussa berührend überall das Volk und die Institutionen, Sitten und Gebräuche zum Gegenstand seiner Studien machte. Auch jetzt war ihm die Hochzeitsreise zugleich eine Studienreise, welche sich über Venedig, die Lombardei, den Lago di Como und die Südabhänge der Alpen erstreckte.

Die Eröffnung des 1847/48-er ungarischen Reichstages ging ziemlich ereignisslos vorüber; kein Mensch hätte voraussagen können, welche Wendung der Dinge im Februar eintreten werde. In diesem Reichstage spielte Trefort keine Rolle und zog vielmehr seinen Schreibtisch und seine Studien der Arena der actuellen Politik vor, welche um diese Zeit, nach dem denkwürdigen Ausspruch Ludwig Kossuth's (am 3. März 1848), den Mühsalen und der fruchtlosen Kreisbewegung einer Tretmühle zu vergleichen war. In stiller Zurückgezogenheit arbeitete er an seiner Geschichte der englischen Revolution, bis die grosse Wandlung eintrat, welche Ungarn sein erstes verantwortliches Ministerium brachte. In diesem Ministerium waren Ackerbau, Handel und Gewerbe mit einer, leider bis auf den heutigen Tag fortbestehenden, Accumulation in einer Hand vereinigt und der vorzügliche Redner Gabriel Klauzál war es, Franz Deák's trefflicher Freund und ein Mann von untadelhaftem Charakter, der mit diesem Portefeuille betraut wurde. Was war natürlicher, als dass man dem in volkswirtschaftlichen Angelegenheiten weniger bewanderten Minister den Mann als Staatssecretär an die Seite stellte, der seine gründlichen Studien auf eben diesem Felde und seine Kenntniss der europäischen Institutionen literarisch schon so vielfach bestätigt hatte?

Gleichzeitig wurde Trefort als Abgeordneter des V. Bezirkes der Hauptstadt in das Parlament gewählt. Mit den besten Absichten, mit neuen Ideen und Plänen, voll froher Hoffnung betrat er seine Laufbahn, auf welcher er in ruhigen Zeiten und unter günstigen Verhältnissen seinem Vaterlande

gewiss auch hervorragende Dienste geleistet hätte. Doch schon zogen auf dem Frühlingshimmel der Märztage die schweren Wetterwolken herauf und von den Vorarbeiten der innern Organisation und neuen Schaffens weg mussten sich alle Blicke, alle geistigen und materiellen Kräfte der alles beherrschenden Existenzfrage, dem Werke der Selbstverteidigung zuwenden. Wie kurz diese neue Wirksamkeit Treforts aber auch gewesen, sie stellte ihn mitten hinein in den Mechanismus der parlamentarischen Verfassung, unter deren Doctrinären und Publicisten er ja auch mitgekämpft hatte, und war somit dem nachmaligen Minister die beste Vorschule.

Das erste ungarische Ministerium dankte in den ersten Tagen des September ab, das zweite kam nicht mehr zu Stande. Széchenyi wurde mit umnachtetem Geiste in die Döblinger Heilanstalt bei Wien gebracht. Graf Batthyány ging in das Lager, von hier als Gesandter zu Windischgrätz, wurde verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und später erschossen. Deák und Klauzál zogen sich vom öffentlichen Schauplatz zurück, Eötvös und Szalay wählten die freiwillige Verbannung und ihnen schloss sich auch Trefort an, der nach Abdankung seines Ministers Klauzál die Angelegenheiten noch eine Weile als Staatssecretär weitergeführt hatte, sich aber schliesslich ebenfalls entschloss, in die Fremde zu ziehen, um nicht mit ein unfreiwilliger Factor der spätern Ereignisse zu werden, die sich dem tiefer Schauenden bereits ahnungsvoll enthüllten.

Mit seiner kleinen Familie bereiste er nun Deutschland und die Schweiz. In Ungarn war der Kampf auf Leben und Tod mit allen seinen Schrecken ausgebrochen, die ganze Welt war voll Unruhe und Bewegung. Das war keine Zeit zu stiller gesammelter Arbeit, und so zog er, 1849 und 1850, aus der Schweiz Rheinabwärts nach Holland und Belgien bis Ostende, stets begleitet von seiner Frau, die seine Begeisterung teilte und ihm auch auf seinen Geisteswegen eine treue Gefährtin war. Im Jahre 1850 sagte die junge Gattin, in Bewunderung des Strassburger Domes versunken: »Sollte ich einen Sohn bekommen, so will ich ihn Erwin nennen.« Und als dieser Wunsch im Jahre 1854 in Erfüllung ging, erhielt das Kind in der Taufe wirklich den Namen des grossen Meisters. Diesem, seinem einzigen Sohne, den 1878 in Bosnien ein allzu früher Tod ereilte, gelten die schönen Zeilen im Vorwort zu den »Studien.«

Nachdem der Sturm des Freiheitskrieges vorübergetost, kehrte Trefort, Ende 1850, nach Ungarn zurück und liess sich in Csaba-Csüd, im Békéser Comitate nieder. Die nun folgende Bach'sche Aera, diese Jahre der Trauer und schwülen Erwartung, brachte er hier in gänzlicher Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten, doch in fortwährender Tätigkeit zu. Zuerst brachte er sein Anwesen in Ordnung, machte nützliche Neuerungen, ein wohnliches, freundliches Landhaus wurde gebaut, und hier lebte Trefort im Kreise der Seinen das glücklichste Familienleben. Seine geschichtlichen

und nationalökonomischen Studien beschäftigten ihn auch jetzt und hier wirkte er auch auf weitere Kreise. Auf seine Anregung und gleichsam unter seiner Organisation entstand der Békéser landwirtschaftliche Verein, einer der ersten und tätigsten im ganzen Lande. Dieses schöne und reiche Comitat mit seinen ausgedehnten Herrschaften, den grossen Gehöften und dem wohlhabenden Bauernstand in seinen Städten, dieses fruchtbare und gesegnete Land war so recht der Boden für Treforts regsamen Geist, um hier auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft, dem wichtigsten Factor der Nationalökonomie in Ungarn, praktische Erfahrungen zu sammeln.

So gingen diese zwölf Jahre der Zurückgezogenheit nicht ungenutzt vorüber. Sie brachten keine Aenderung, wohl aber eine Vertiefung in Treforts Lebensanschauung mit sich und als, 1860, durch das Octoberdiplom, diesen ersten Hauch des wiedererwachenden constitutionellen Lebens, die Comitate wieder hergestellt wurden, ward der allgemein verehrte, in seiner Sphäre so unermüdliche und tüchtige Mann zum ersten Vicegespan des Békeser Comitates, bei Wiedereröffnung des Reichstages, im Jahre 1861, aber als Abgeordneter des Gyomaer Bezirkes in das Parlament gewählt. Seine Programmrede war kurz, doch umso ausführlicher und inhaltsvoller die Rede vor seinen Wählern und dem Comitatsausschuss nach Auflösung dieses Reichstages, in welcher er gegenüber dem Mangel an positiven Errungenschaften auf dessen moralischen Erfolg verwies und die Notwendigkeit des Festhaltens an den 1848-er Gesetzen betonte. Als nach einer Pause von vier Jahren der Reichstag im Jahre 1865 aufs Neue einberufen wurde, entwickelte Trefort seinen Gyomaer Wählern in zwei Programmreden ein Bild der politischen Lage und des einzuschlagenden Weges. Hauptsächlich die materiellen Interessen des Landes, finanzielle und nationalökonomische Fragen berührend, sind diese beiden Reden nicht nur inhaltlich, sondern, was bei ihm seltener ist, auch formell hervorragende Producte eines in Erfahrungen gereiften und zielbewussten Geistes.

Doch auch in der Pause von 1861—1865, welche für die Mehrzahl eine Zeit des Zuwartens oder der Rückzug zu einem rein politischen oder staatsrechtlichen Kampfe war, rief Trefort eine Schöpfung ins Leben, welche auch auf nationalökonomischem Gebiete für alle Zeiten ein segensreiches Denkmal seiner Wirksamkeit bleiben wird.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse lagen nämlich, 1862, sehr darnieder und besonders im Umsatz der Rohproducte war eine Stockung eingetreten, unter welcher gegenwärtig nicht nur Ungarn, sondern ganz Europa leidet. Trefort hielt hauptsächlich die Verhältnisse des Alföld, der grossen ungarischen Tiefebene vor Augen, wo er selbst gelebt und alle Miseren des Landwirtes durchgemacht hatte und war eifrig bemüht, Mittel und Wege zu finden, wie hier Abhilfe geschaffen werden könnte.

Wie so viel Anderes, war auch die durch Széchenyi angeregte Bewe-

gung zur Hebung der Verkehrsmittel und namentlich des Eisenbahnbaues, der absolutistischen Aera zum Opfer gefallen. Was Ungarn zur Zeit an Eisenbahnen besass, war äusserst wenig und das fruchtbare Tiefland wurde fast ausschliesslich durch die einzige Linie der priv. österr. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft beherrscht. Und nicht mit Unrecht sah Trefort in einer directen Verbindung mit dem Meere das beste Mittel zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Alföld. Auf diese Weise entstand in ihm der Plan der *Alföld-Fiumaner Bahn.*

Dieser Plan ging — wenigstens teilweise — in Erfüllung. Von 1862 bis 67 lebte er ganz dieser Idee und ihrer Verwirklichung und sammelte die zu den Vorarbeiten notwendigen Geldmittel, mit deren Hilfe ein Teil der Erdarbeiten auch ausgeführt wurde. Es kamen die Missjahre 1863 und 1865, und in den zumeist betroffenen Comitaten Békés und Csongrád fanden sich kräftige Arme genug, die, das eigene Elend zu lindern, das bedeutende Unternehmen fördern halfen. Als im Jahre 1867 die Verfassung wieder hergestellt wurde, nahm sich die neue Regierung dieser halbvollendeten Bahn, deren Wichtigkeit sie erkannte, warm an. Da aber der neue ungarische Staatshaushalt die Lasten des vollständigen Ausbaues noch nicht tragen konnte, erhielt die Wiener Creditbank im Verein mit mehreren andern Häusern, die Concession hiezu, sodass im Jahre 1869 die Bahn von Grosswardein bis Esseg dem Verkehr übergeben werden konnte. Sie kann mit Recht das Werk Treforts genannt werden.

Doch kehren wir zum Jahre 1865 zurück, wo Trefort seinen Sitz im Abgeordnetenhause aufs Neue einnahm und als ein angesehenes Mitglied der Deákpartei an der Wiederherstellung der Verfassung und namentlich an den nationalökonomischen und finanziellen Fragen der Ausgleichsunterhandlungen mit practischen Ratschlägen lebhaften Anteil nahm und gleichzeitig auch als Journalist den jeweiligen Tagesfragen kurze und gehaltvolle Artikel widmete.

Dem 1867-er zweiten ungarischen Ministerium trat er zwar vorläufig nicht bei, doch blieb er in den öffentlichen und Ausschussitzungen des Reichstages eine feste Stütze der Regierungspartei. Wie er sich die nächsten Ziele und Aufgaben des Landes vorstellte, mag ein geflügeltes Wort am besten illustriren. Im alten Parlamentsgebäude zu Ofen, gegenwärtig dem Sitze des Ministeriums für Cultus und Unterricht, war dazumal ausser diesem auch das Ministerium für Verkehr und öffentliche Arbeiten untergebracht. Auf der Treppe, welche die beiden Ministerien des Br. Eötvös und des Gr. Mikó mit einander verband, begegnete Schreiber dieser Zeilen eines Tages Trefort. «Freund, sagte Trefort, zwischen diesen beiden Türen liegt Ungarns Zukunft. Schulen und Eisenbahnen! dies ist unser Programm.»

Als Br. Eötvös am 2. Febr. 1871 starb, trug Andrássy das Portefeuille für Cultus und Unterricht sogleich Trefort an, doch dieser war durch den

Tod seines ältesten Freundes und innig geliebten Schwagers zu tief und zu schmerzlich erschüttert, um den durch dessen Hinscheiden erledigten Posten unmittelbar nach dem teuren Verblichenen einnehmen zu können. In manchen Fragen auch anders denkend als Br. Eötvös, hätte es überdies Treforts Feingefühl widerstrebt, an den Schöpfungen dieses tiefen Denkers und adeligen Geistes zu rühren. Auch den durch Gorove's Abdankung erledigten Ministerfauteuil für Verkehr schlug er aus.

Br. Eötvös' Nachfolger war der hervorragende Universitätsprofessor und Rechtsgelehrte Theodor Pauler. Doch als dieser schon nach 1½ Jahren sein Portefeuille mit dem der Rechtspflege vertauschte, durfte Trefort seine patriotische Pflicht und das ehrende Vertrauen des Monarchen nicht länger von sich weisen und betrat so, nach einer Vorbereitungszeit von 35 Jahren den Posten, auf welchem er seinem Vaterlande und der Volksbildung so wichtige Dienste zu erweisen berufen war.

III. Minister Trefort.

Nahezu sechzehn Jahre sind verflossen, seit Trefort den Posten bekleidet, auf welchen ihn das königliche Decret vom 4. Sept. 1872 berufen. Sechzehn Jahre, reich an moralischen und äussern Erfolgen, mit allem, was er geschaffen, was er in Angriff genommen und was er zu Ende geführt, das würdige Denkmal eines umfassenden, in der Schule des Lebens geklärten Geistes und rastloser, angestrengter Arbeit.

Der grosse Zug, welcher durch Treforts Tätigkeit als Minister geht, ist die *Universalität*, die gleiche liebevolle Aufmerksamkeit, mit welcher er sich jedem Zweige seines riesigen Wirkungskreises widmet, in dessen eigentliche Grenzen er mit der grössten Gewissenhaftigkeit oft nur Verwandtes und Benachbartes mit einbezog. Weit entfernt, das Einzelne auf Kosten des Vielfachen zu bevorzugen, lässt seine Tätigkeit keinerlei einseitige Vorliebe für dieses oder jenes Fach erkennen und es entspricht nur der natürlichen Reihenfolge des Programmes, das er sich gesteckt, wenn bald die medizinische Facultät mit ihren Interessen, bald die Gewerbeschule, wenn jetzt die Heranbildung der Volksschul- und Mittelschullehrer, und dann wieder die Reform der Gymnasien und überhaupt der Mittelschulen in den Vordergrund tritt. Jedes hat seine Bedeutung und seinen Platz im Programm des öffentlichen Unterrichtes, doch keines überwiegt. Selbst die scheinbare Bevorzugung der Angelegenheiten des Unterrichtes vor denen des Cultus ist in der Natur der Dinge begründet und bedarf keinerlei besonderer Erklärung.

Treforts Politik als Unterrichtsminister war, den öffentlichen Unterricht gleichzeitig an allen Punkten zu heben und parallel fortzuentwickeln. Demgemäss trat er nach einander mit Reformplänen für die Universität, für den Volksunterricht und für die Mittelschulen auf, während sein Haupt-

augenmerk neben Cultus und Unterricht zuweilen auf das künstlerische, nationalökonomische oder sanitäre Moment gerichtet scheint. Kurzsichtige Beurteiler, unfähig den grossen Wirkungskreis bis zu seinen letzten Marken zu übersehen, haben ihn daher oft der Planlosigkeit geziehen. Aber die grossartige Gesammtheit bedeutender Schöpfungen, die unter seinen Händen hervorgegangen, hat endlich auch die Zweifler und Spötter verstummen machen müssen, um immer mehr das Urteil zur Geltung gelangen zu lassen, dass die Vielseitigkeit und Umsicht in allen Zweigen seines Ressorts Dauerndes geleistet und dass seiner Aufmerksamkeit nichts entgeht, dass ihm nichts zu geringfügig scheint, was dem grossen Werke des geistigen Fortschrittes und der nationalen Erstarkung Ungarns in irgend einer Weise förderlich sein könnte.

Es kann nicht Aufgabe dieser kurzen Skizze sein, ein vollständiges Bild der Tätigkeit Treforts zu entwerfen; wir müssen uns vielmehr begnügen, nur in allgemeinen Zügen die Geschichte dieser sechzehn Jahre mehr anzudeuten, als eingehend zu schildern.

Mit der Schöpfung des Volksschulgesetzes hatte Br. Eötvös eine neue Aera der Volkserziehung auf weitester Basis erschlossen. Doch kaum hatte er die ersten Schwierigkeiten überwunden, womit die Einführung des neuen Gesetzes verbunden war, als sich die kalte Hand des Todes erstarrend auf alle Pläne dieses Feuergeistes und warmfühlenden Herzens legte. Er hatte den Grundstein gelegt; seinen Nachfolgern blieb es vorbehalten, das Gebäude zu vollenden. Was Trefort hierin getan, war würdig des grossen Anfanges. Ohne aufzählen zu wollen, wie viel neue Volksschulen in diesen sechzehn Jahren errichtet und organisirt wurden, verweisen wir auf die *Richtung*, welche der Unterrichtsminister in der Regelung des Elementarunterrichtes verfolgt. In Erkenntniss der hohen Bedeutung der Volksschule zur Festigung und Verbreitung des vaterländischen Geistes, hat er in allen Gegenden des Landes und vorzüglich in den von den verschiedenen Volksstämmen bewohnten Marken hunderte und hunderte von Volksschulen errichtet, Ersatzlehrkurse für die Lehrer fremder Zunge ins Leben gerufen und den obligatorischen Unterricht der ungarischen Sprache gesetzlich eingeführt. Sein zweites Ziel war die Hebung und Verbreitung des weiblichen Unterrichts, um den Mädchen eine Bildung zu teil werden zu lassen, die sich von der Erziehung der männlichen Jugend nur darin unterscheiden soll, dass sie dem zukünftigen Berufe des Weibes angepasst wurde. Hierin folgt Trefort seiner des öfters ausgesprochenen Meinung, dass die Erziehung der männlichen Jugend die erwarteten Früchte solange nicht bringen könne, als nicht zugleich für die Erziehung der künftigen Frauen und Mütter befriedigend gesorgt würde. Und in der Tat wäre die Sorge, die er nicht nur den höhern Töchterschulen und insbesondere der, nunmehr im eigenen schönen Hause untergebrachten höheren Mädchenschule in Budapest, sondern auch

den weiblichen Elementarschulen zuwendet, allein schon genügend, ihm für immer ein segensreiches Andenken zu sichern. Die dritte Aufgabe, die sich Trefort gestellt, ist die Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte. Unter ihm hat sich das Niveau der Lehrer- und Lehrerinnen-Präparandien auf überraschende Weise gehoben. Die Präparandien für Bürgerschullehrer erhielten eine selbstständige Organisation, Gewerbeschulen und Lehrcurse wurden errichtet, von der Einführung des Seminarienunterrichtes ist für unsere künftigen Mittelschulprofessoren der beste Erfolg zu gewärtigen. Der Gewerbe-Fachunterricht im engern Sinne ist ausschliesslich Treforts Werk und wir wollen hier nur die tüchtige Gewerbemittelschule in Budapest erwähnen, die ihrem Schöpfer alle Ehre macht.

Für den Mittelschulunterricht hatte schon Br. Eötvös einen Gesetzentwurf ausarbeiten lassen, welcher jedoch nach den ersten Verhandlungen im Reichstage liegen blieb. Hier war also beinahe noch Alles zu machen. Besonders bei den Mittelschulen bildeten die nationalen und confessionellen Gegensätze und die hieraus erwachsenden Fragen und Bedenken ein ernstliches Hinderniss. Trefort zog den Gesetzentwurf seines Vorgängers zurück, um ihn abgeändert aufs Neue vorzulegen, doch erst nach einer Zeit von zehn Jahren und nach vielmaliger Umarbeitung wurde dieser Entwurf vom Reichstage angenommen. Aber auch diese Zeit liess Trefort nicht unthätig und ohne jeden Nutzen für die Mittelschulen vorüberstreichen, deren Verbesserung er, wenigstens soweit es in seinem Verfügungsrechte stand, ungesäumt in Angriff nahm. Vorerst wandte er sich den Realschulen zu, um sie auf gleiches Niveau mit den Gymnasien zu heben. Diese waren ursprünglich vier-, unter Br. Eötvös sechsclassig und wurden durch Trefort auf acht Classen ergänzt; gleichzeitig wurde auch die Maturitätsprüfung eingeführt.

Die nicht weniger reformbedürftigen Gymnasien hatten viel unter der unglückseligen Verzögerung des Mittelschulgesetzes zu leiden, welche die Tatkraft des Ministers lähmte und seine Stellung überaus erschwerte; doch auch hier führte Trefort noch vor der Zustandebringung des Mittelschulgesetzes nützliche Neuerungen ein. Ausserdem sorgte er in munificenter Weise dafür, dass Gymnasien und Realschulen in zahlreichen Städten des Landes ein neues würdiges und zweckmässig angelegtes Heim und eine Versorgung mit Lehrmitteln erhielten, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren nicht einmal die Universität besass. Für die Gymnasien wurde ein neuer Lehrplan nebst ausführlichen Instructionen ausgearbeitet und in der Tat ist dies, wenn auch nicht frei von Mängeln, der erste Versuch, der dem modernen Zeitgeiste angepasst ist und in seinen hohen Anforderungen einen grossen — ja vielleicht, und dies ist sein hauptsächlichster Fehler — einen *zu grossen* Fortschritt bezeichnet.

Nach ausserordentlichen Schwierigkeiten kam das Mittelschulgesetz (1883: XXX) endlich zustande. Als Resultat vielfacher Compromisse kann

es auf Vollkommenheit keinen Anspruch machen, doch lassen sich die vielfachen Vorteile durchaus nicht leugnen, die dem Unterrichtswesen daraus bereits erwachsen. Bei Wahrung der Rechte der einzelnen Confessionen, wurden dieselben zur Concurrenz mit dem Staate angeeifert und den confessionellen Schulen in gewissen Fällen staatliche Subvention zugesichert, und sind gegenwärtig auch schon mehrere dieser Lehranstalten im Genusse dieser Unterstützung. Gerade infolge seines eklektischen Ursprunges ist das Mittelschulgesetz eine Schöpfung, die einerseits die Rechte und Vorteile des Staates wahrt und dabei doch wieder die Bestrebungen der einzelnen Confessionen unterstützt, einesteils die pädagogische Entwicklung nicht hindert, doch anderseits nicht zugiebt, dass die Mittelschule unter das festgestellte Niveau herabsinke. Die Art der obersten Beaufsichtigung wurde hier zum ersten Male klar umrissen, der Maturitätsprüfung ihre Bedeutung und Würde gesichert. Die geschäftsmässigen Umtriebe der Privatlehranstalten endlich wurden nach Möglichkeit verhindert. Für so viele Vorteile darf man wol auch manchen Mangel übersehen und vor allem nicht vergessen, dass dieses Gesetz ein erster Versuch ist.

Was für den höhern Unterricht unter Trefort und durch Trefort geschehen, würde eigentlich einen besondern Abschnitt für sich erfordern. Wer die Universität in Budapest vor fünfzehn Jahren gesehen, kann sie heute nicht wieder erkennen. Besonders die medizinische Facultät mit ihren prächtigen Neubauten und den mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten Kliniken, kann den Vergleich mit jeder andern europäischen Universität kühn aufnehmen. Heutzutage scheint es uns bereits kaum glaublich, dass das anatomische Institut, Chirurgie, innere Klinik, Augenheilkunde, Geburtshilfe und noch einige kleinere Institute, die gegenwärtig alle ihre besondern Monumentalbauten und weitläufigen Räumlichkeiten, zum grossen Teile auch Parallel-Lehrstühle besitzen, noch vor wenigen Jahren sämmtlich in *einem* Gebäude untergebracht waren. Physiologie, Chemie und Naturwissenschaften erhielten ihr selbstständiges Institut, Zoologie und Anthropologie, Mineralogie und Palæontologie ihr eigenes Gebäude. Das alte Universitätsgebäude wurde durch einen neuen Flügel erweitert und die Bibliothek bezog ihr stylvolles neues Heim.

Ebenso erhielt auch die Jurisprudenz volle Berücksichtigung. Auch hier wurde die Zahl der Lehrstühle vermehrt und je nach Bedarf durch Errichtung von Parallellehrstühlen ergänzt. Das Prüfungsverfahren wurde einer Revision unterzogen und eine Enquète, in Angelegenheit des juridischen Fachunterrichtes, einberufen, sollte über das fernere Bestehen der Rechtsakademieen entscheiden. Da jedoch die gänzliche Aufhebung dieser Anstalten, als Stiftungen, und infolge ihres confessionellen Charakters mit grossen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre, begnügte sich Trefort damit: dieselben durch eine neue Organisation wenigstens auf eine höhere

Stufe zu heben. Gleich der juridischen Facultät an der Universität Budapest wurde auch hier die Unterrichtszeit auf vier Jahre festgesetzt, auch errichtete er nach Möglichkeit Lehrstühle für Philosophie, Geschichte und Literatur.

Die Universität Klausenburg ist eine vollständig neue Schöpfung, deren Entstehung in die ersten Tage von Treforts Ministerium fällt und die im November 1882 das erste Jahrzehnt ihres Bestandes vollendet hat. Nachdem sie lange mit den Schwierigkeiten des Anfanges zu kämpfen gehabt, konnte sie ihr zweites Decennium schon unter weit günstigeren Auspicien antreten. Das chemische, physiologische und anatomische Institut steht bereits fertig, andere sind in Aussicht genommen. Trotzdem der Staat zur Erhaltung der Klausenburger Universität nur eine verhältnissmässig geringe Summe verwenden kann, ist sie doch in stetem Fortschritt begriffen. Ihre Bibliothek und ihre wissenschaftlichen Sammlungen, jetzt mit denen des siebenbürgischen Museums verschmolzen, erhalten alljährlich eine genügende Subvention, so dass diese unsere zweite Universität gegenwärtig auf dem Niveau der kleinern Universitäten des Auslandes steht. Ein höheres Ziel anzustreben soll auch — wenigstens vorläufig — ihre Aufgabe nicht sein. Der Plan Treforts, entweder in Pressburg, Szegedin oder Kaschau eine dritte ungarische Universität zu errichten, harrt vorerst noch der endgiltigen Entscheidung.

Die jüngere Schwester der Universität, das Polytechnikum, musste sich von 1870 an zwölf Jahre lang in einem Privatgebäude notdürftig behelfen, bis auch dieses wichtige Institut seinen geräumigen, practisch angelegten Monumentalbau erhielt. Die innere Einrichtung und der Lehrplan dieser Hochschule wurden natürlich ebenfalls einer eingehenden Reform unterzogen, die sich vorzüglich auf die nationalökonomischen Fächer erstreckte.

Man hat Trefort oft zum Vorwurf gemacht, dass er bei den zahlreichen öffentlichen Bauten, die unter seiner Hand entstanden, das ökonomische Princip zu wenig walten lässt. Tatsächlich hat Trefort nicht nur in der Hauptstadt, sondern überhaupt im ganzen Lande ausserordentlich viel gebaut, aber wer könnte leugnen, dass auf diesem Gebiete trotz alledem selbst jetzt noch viel getan werden muss? Unter allen diesen Schöpfungen sind jedoch die Bauten, die er für den höheren Unterricht in Budapest errichten liess, unstreitig die vornehmsten. Mag sein, dass, immer nur das unbedingt Notwendige vor Augen gehalten, manches auch mit geringern Kosten hätte ausgeführt werden können; — doch hier war für Trefort auch die Verschönerung der aufblühenden Hauptstadt ein wesentlicher Factor und zugleich wollte er hier, im Herzen Ungarns, die Würde von Kunst und Wissenschaft in diesen Monumentalbauten gleichsam auch äusserlich zur Geltung bringen. Nie aber hat er dies zum Nachteile der Zweckmässigkeit

getan und nach dem übereinstimmenden Urteile von Gelehrten und Fachmännern verdient die Umsicht und Sorgfalt der innern Einrichtung dieser Bauten noch viel grössere Anerkennung, als der Kunstsinn, der sich in ihrer äussern Architectonik ausspricht.

Doch nicht nur um das im engern Sinne genommene Unterrichtswesen, auch um das Aufblühen der Kunst hat sich Trefort grosse Verdienste gesammelt. Die Musikakademie, an welcher Franz Liszt bis zu seinem Tode als Director tätig war; die Musterzeichenschule und Zeichenlehrer-Präparandie, welche hervorragende Künstler unter ihre Lehrkräfte zählt; die Meisterschule für Maler, mit einer Abteilung für weibliche Kunstjünger, beide unter der Leitung Julius Benczur's stehend, sind alles Schöpfungen Treforts, von den ersten Anfängen an bis zu ihrer Vollendung. Doch indem er so viel für die lebende und heutige Kunst tat, wollte er auch der Denkmäler der Vergangenheit nicht vergessen und hat durch Erhaltung und Wiederherstellung auch hier getan, was nach jahrhundertelanger Vernachlässigung in wenigen Jahren hat getan werden können. Der Dom zu Kaschau, die Mathias-Kirche in Budapest, Visegrád und Vajdahunyad, sowie zahlreiche andere mehr oder weniger bedeutende Kunstdenkmäler, die er dem Verfalle und der Vergessenheit entrissen; die Nachgrabungen im Aquincum der Römer, bei Alt-Ofen, der imposante Bau der Budapest-Leopoldstädter Basilika: sind ebenso sprechende Zeugen seines Kunstsinnes und seiner alles fördernden Umsicht, als das Atelier für Glasmalerei, die grössere Bereicherung, die dem Museum geworden, und die geistige und materielle Unterstützung, die er so vielen jungen Talenten zu Teil werden liess.

Nicht unerwähnt dürfen wir hier an letzter Stelle die grossen Verdienste lassen, die sich Trefort um das Gesundheitswesen und namentlich um den Unterricht der Gesundheitslehre erworben hat. Er wird nicht müde, in Wort und Tat zu verkünden, dass der wahre Reichtum eines Landes nicht in seinen edlen Gesteinen und der Fruchtbarkeit seines Bodens, sondern im Menschen selbst bestehe, in der Grösse seiner Bevölkerung, in der Summe menschlicher Arbeitskraft und Intelligenz, welche zu erhalten, für deren Zunahme zu sorgen, das erste und edelste Interesse des Staates ist. Diese hohe Auffassung drückt sich auch in der sanitären Einrichtung sämmtlicher Lehranstalten aus, welche unter ihm entstanden sind oder reorganisirt wurden. Die Kliniken und die chemischen Institute sind in dieser Hinsicht geradezu mustergiltig. Andererseits hat Trefort auch für den Unterricht der Gesundheitslehre bei Medizinern, Juristen, Theologen und Lehrern, d. h. bei allen jenen Organen, welche in unmittelbarer Berührung mit dem Volke oder dem grossen Publikum stehen, Sorge getragen.

So gross sind die Verdienste des Unterrichtsministers Trefort, dass man beinahe des Cultusministers Trefort vergessen könnte, unter dem die, bei Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat aufgetauchten

schwierigen Fragen auf befriedigende Weise gelöst wurden. Die Angelegenheiten der katholischen Autonomie und der Civilehe sind zwar noch immer nicht zum Abschluss gebracht, dafür aber hat Trefort, mit dem ihm eigenen practischen Sinn sich lebhaft des niedern Clerus angenommen, die Frage der Congrua und der Lecticalgebühren auf die Tagesordnung gesetzt und auch den höhern Clerus dafür zu gewinnen gewusst. Die Reformirten behielten ihre constituirende Synode, ohne den homo regius, auch fernerhin bei, während die künstlich aufgebauschte Angelegenheit der «nationalen Kirche» der partikularistisch gesinnten griechisch-orientalischen Serben mit ihren staatswidrigen Agitationen in ein friedlicheres Bette geleitet wurde. Und endlich hob er auch die Rabbinerseminare, wenigstens bei den fortschrittlich gesinnten Neologen, aus dem mittelalterlichen Zustande, worin diese so lange verharrt waren. Zum grossen Teile Treforts Verdienst ist es endlich, dass wir vom Culturkampfe nie weiter entfernt waren, als heute, und dass die panslavistischen Velleitäten nach und nach immer mehr an Boden verlieren.

IV. Allgemeine Charakteristik. Schlussworte.

Wol selten findet sich ein von Weltbürgertum und von einseitigem Chauvinismus gleich weit entfernter Geist, ein für nationalen Fortschritt glühendes Herz so glücklich mit einem ausserordentlich regen Sinn für das Practische gepaart, wie in Trefort. Hiezu gesellt sich eine unermüdliche Arbeitsliebe, die auch nicht einen der vielen Fäden, die sich in seiner Hand kreuzen, fallen lässt.

Seine äussere Erscheinung, die Art sich zu geben, ist ein getreuer Ausdruck seiner geistigen Individualität. Er ist von einer Beweglichkeit und Rührigkeit, die an das Nervöse streift. Dies tritt besonders hervor, wenn er im Abgeordnetenhause der Beratung seiner Gesetzentwürfe oder seines Budgets beiwohnt. Ohne viel zu notiren, folgt er der Verhandlung mit gespannter Aufmerksamkeit, und commentirt sie gleichsam mit einem unwillkürlichen Geberdenspiel. Man hat sich langsam an diese anfangs viel bespöttelte Eigenheit Treforts gewöhnt, wie man sich mit der Zeit auch an das Sprunghafte, Rhapsodistische seiner Parlamentsreden gewöhnt hat, so dass er heute einer der angenehmsten und beliebtesten Redner des Hauses ist, trotzdem ihm nicht nur die rhetorische Gestaltung des Gedankens, sondern auch das hinreissende Feuer der Beredtsamkeit fehlt. Er ist kein Vielredner und ergreift das Wort nur selten in Angelegenheiten, die seinem Fache abseits liegen; doch seine alljährlichen Exposées gelegentlich der Besprechung seines Budgets, seine treffenden Repliken, geistreichen Riposten und witzigen Einfälle haben ihm nach und nach die Gunst seiner Zuhörer errungen. Die Reden an seine Wähler zeichnen sich besonders durch reichen

geistigen Gehalt aus. Drei derselben sind auch als Brochure erschienen, in einer vierten finden wir die Ideen bereits angedeutet, die er später in seinem Aufsatze über die Reform des Oberhauses ausführlich entwickelt hat und für deren practischen Wert schon der Umstand spricht, dass bei der kurz darauf verwirklichten Reorganisation des ungarischen Oberhauses ein grosser Teil von Treforts Ideen auch tatsächlich zur Geltung gelangte.

Wie seine Schriften, so sind auch seine Reden zumeist aus Aperçu's zusammengesetzt, welche er aus der schier unerschöpflichen Vorratskammer seiner Belesenheit und persönlichen Erfahrung nimmt. Gründliche Bildung, selbstständiges Denken und eine starke Ueberzeugung sprechen aus allen, doch bei dem Sprunghaften in seinen Reden wird die einheitliche und energische Durchbildung der leitenden Ideen nur zu oft vermisst.

Auch seine akademischen Reden entsprechen den Anforderungen der Rhetorik nicht immer. Sie sind zum Teile hervorragenden Schriftstellern gewidmet, wie die über Macaulay, Thiers, Fallmereyer, Guizot und Mignet, zum Teile dem Andenken bedeutender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, mit welchen ihn selbst auch Bande der Freundschaft verknüpften: hieher gehören die Denkreden auf Moritz Lukács, auf den Grafen Melchior Lónyay und in gewissem Sinne auch seine in der ung. Akademie verlesene Abhandlung über das grosse Werk von Br. Josef Eötvös (Die leitenden Ideen des XIX. Jahrhunderts). Wir erhalten hier die Eindrücke, die ein gebildeter Geist und ein warmes Gemüt bei dem Lesen grosser Geisteswerke oder bei persönlich Miterlebtem empfangen, eine Wiedergabe des Gelesenen, der Ereignisse, in welchen der Verfasser selbst eine Rolle gespielt, im Lichte seiner eigenen, treffenden und oft eigenartig überraschenden Reflexionen. Die weitaus vorzüglichsten dieser Essays — denn eigentlich sind es Essays und nicht Reden — sind diejenigen, welche die französische Revolution und die grossen Geschichtsschreiber der Juliverfassung Thiers, Mignet und Guizot behandeln und in welchen Trefort seine eigenen Ansichten über den revolutionären und conservativen Geist, über Civilisation und verfassungsmässige Entwicklung am ausführlichsten darlegt.

Die Rastlosigkeit seiner Natur ist weder dem Redner, und noch viel weniger dem Schriftsteller in ihm günstig. Indem sein Geist an einen Gedanken den andern knüpft und aus immerfort neu zuströmenden Eindrücken immerfort neues Material gewinnt, fehlt ihm die nötige Sammlung, seinen Gedanken den rechten Ausdruck zu geben, und so kommt es, dass Trefort als Schriftsteller eine viel mindere Stelle einnimmt, als mancher, der nicht den zehnten Teil seiner Erfahrungen und Kenntnisse besitzt.

Doch dieses bewegliche Naturell, welches dem Schriftsteller und Redner zum Schaden gereicht, ist dem *Menschen* Trefort zum Segen geworden und hat ihm geholfen, die schweren Schicksalsschläge zu tragen, die ihn heimgesucht. Sein holdes Weib, mit allen Vorzügen des Körpers wie

der Seele geschmückt, entriss ihm ein früher Tod: sein einziger Sohn, der Stolz und die Freude des Vaters, fiel auf Bosniens Feldern. Eine seiner Töchter verlor nach kurzer Ehe den Gatten, die zweite starb mit gebrochenem Herzen. Wahrlich! Treforts Leben war reich an Prüfungen und wäre ihm nicht diese Elasticität des Geistes gegeben, die ihn immer wieder aufgerichtet, er hätte zusammenbrechen müssen unter der allzu schweren Last. Zuweilen wachen trübe Erinnerungen in ihm auf und der alte Gram wird wieder lebendig: doch schon im nächsten Augenblick denkt er an die Ziele, die er sich gesteckt, an die Arbeit, die seiner noch harrt, und verscheucht die schmerzlichen Bilder, die sich herandrängen. Mit seinen geliebten Büchern vertreibt er die Qual schlafloser Nächte, durch angestrengte Arbeit die Sorgen des Tages. Und die Spannkraft seines Geistes scheint eher noch zuzunehmen unter den vielfachen Bürden, die er sich auferlegt.

Diesem regsamen, empfänglichen Geiste ist auch ein warmfühlendes, stets hilfsbereites Herz gepaart. Wie er in beinahe schwärmerischer Liebe an seiner Familie hängt, so ist er den Näherstehenden ein treuer und aufopferungsfähiger Freund und selbst Unbekannte, die sich an ihn wenden, finden bei ihm stets ein günstiges Entgegenkommen und wo es Not tut auch eine offene Hand. Seine allwöchentlichen Audienzen sind daher auch ebenso viele Aderlässe für seine Börse, denn er hat es all die Jahre lang noch immer nicht lernen können, den manchmal doch auch unberechtigten oder übertriebenen Klagen der Bittsteller gegenüber die nötige Festigkeit zu bewahren. So mag ihm zuweilen auch «das Herz mit dem Verstande durchgehen» und ihn zu Concessionen hinreissen, die mit seiner amtlichen Ueberzeugung nicht immer in vollem Einklange stehen. In dieser Beziehung ist es für Trefort z. B. charakteristisch, dass er in das Mittelschulgesetz eigens einen Passus einschalten liess, wonach von einem obligaten Gegenstande selbst der Minister nicht dispensiren kann, blos um sich, wie er sich selbst äusserte, vor den zahlreichen Bittgesuchen um Dispensation von der griechischen Sprache «hinter den Schild des Gesetzes zurückziehen zu können.»

Doch mag es auch strengere, markigere Charaktere geben, als Trefort, gewiss giebt es Wenige, die ihn an Vielseitigkeit des Wissens und an tiefer Empfänglichkeit des Geistes überragen. Daher die Universalität seiner Weltanschauung, die ihn auch auf dem Gebiete der Religion nie verlässt. In den Lehren der katholischen Kirche aufgewachsen ist er doch weit entfernt von confessioneller Exclusivität und Voreingenommenheit und giebt jeder Kirche ihr Recht. Seltsamerweise hat er es gerade dieser in zahlreichen Fällen bewiesenen Unparteilichkeit zu verdanken, dass er oft von katholischer Seite wegen Bevorzugung der Protestanten angegriffen wird, um bald darauf von Seiten der Protestanten ultramontaner Tendenzen, ja sogar der Liebedienerei gegen den katholischen Clerus geziehen zu werden. Auf der Höhe unserer modernen Bildung stehend und frei von jeder Einseitigkeit

weiss er sich eben in den Geist jeder einzelnen Religion zu versetzen und weiss jede in ihrer geschichtlichen Entwicklung und culturellen Bedeutsamkeit zu verstehen und zu würdigen.

Trefort bekleidet seit 1885, an Stelle des verstorbenen Gr. Melchior Lónyay, die Würde des Präsidenten der ung. Akademie der Wissenschaften, die zweifellos zugleich sich selbst ehrte, indem sie ihre oberste Leitung in die Hände jenes Mannes niedergelegt, der sein ganzes Leben hindurch ein Vorkämpfer der Cultur seines Vaterlandes gewesen und für das Aufblühen der nationalen geistigen Interessen so viel getan hat, wie kein Anderer.

ZUR ERINNERUNG AN AUGUST TREFORT.

Von

Dr. Max Falk.

Wenn ich als Knabe die Woche über recht brav gelernt hatte, nahm mich mein Vater am Sonntag-Nachmittag zum «Spaziergang» mit. Das Ziel dieses Spazierganges war in der Regel der so ziemlich am äussersten Ende der damaligen Stadt Pest gelegene «Waitzner Damm». Aeltere Leser werden sich wohl noch dieses von üppigem Grase überwucherten Dammes erinnern: er fiel links ziemlich steil gegen die nach Waitzen führende Fahrstrasse ab, während sich die rechte Längenseite in sanfter Böschung nach dem alten Friedhof niedersenkte, der beiläufig dort lag, wo sich heute die Prachtbauten der Oesterreichisch-Ungarischen Staatsbahn erheben. An dieser Böschung — es war dort so still und einsam — setzte sich mein Vater ins Gras, zog ein Buch aus der Tasche und las. Ich that anfänglich desgleichen, indem ich eine ganz ungeheure Wissbegierde affectirte, aber bald gewann mein unruhiges junges Blut die Oberhand; ich schob mein Buch wieder sachte in die Tasche zurück und schlich — während mein Vater in seine Lectüre vertieft war — ganz leise nach dem Friedhofe hinunter, wo ich dann mutterseelenallein zwischen den Gräbern herumtollte, als wäre dies ein Tummelplatz für die muthwillige Jugend und nicht der still-ernste Boden für die «Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen». Was kümmerte mich damals der Tod und die Todten; ich gehörte ja ganz und gar dem Leben und das Leben gehörte mir. Ich las die Grabschriften zum Zeitvertreib, um über einen oder den andern spassig klingenden Namen zu lachen; die Menschen, die unter diesen Steinen lagen, hatte ich nicht gekannt und dass ich jemals selber da hinunter müsste, um diesen Unbekannten Gesellschaft zu leisten, kam mir auch nicht einen Augenblick in den Sinn . . . . . Heute ist das freilich ganz anders und wenn ich noch ein paar Jahre lebe, wird die Zahl meiner Freunde und Bekannten, die *unter* der

Erde liegen, fast grösser sein, als die Zahl Jener, die noch *auf* ihr wandeln. Es wird unheimlich öde rings um uns, die wir zur älteren Generation gehören und, wie das ja in den Naturgesetzen liegt, die Lichtung unserer Reihen schreitet von Jahr zu Jahr in geometrischer Progression fort. Wie Viele habe ich im Laufe der letzten Jahre zu Grabe geleitet, mit denen mich die Uebereinstimmung der Gedanken und Gefühle verbunden, wie Viele, denen in ihren patriotischen Bemühungen für die Wiederherstellung unserer Verfassung, für die politische und culturelle Renaissance Ungarns einige, wenn auch noch so bescheidene Handlangerdienste zu leisten mir vergönnt gewesen, und so oft Einer von ihnen ging, war es mir immer, als nähme er zugleich jenes Stück meines eigenen Lebens mit sich ins Grab, in welches sein Name mit eingewoben erscheint. Und nun ist auch August Trefort gegangen! Er war einer meiner ältesten und liebsten Freunde und wenn noch etwas vonnöten gewesen wäre, um sein Andenken unauslöschlich in mein Herz einzugraban, so war es jene zarte Aufmerksamkeit, welche ihn veranlasste, gelegenheitlich seiner letzten Reise — nein, diese Reise nach Ischl war nur seine vorletzte, die letzte hat er am 24. August angetreten — in Gmunden Halt zu machen, um dort noch ein paar Stunden mit mir zu verplaudern. Sollte er geahnt haben, dass es die letzten seien, die wir mit einander zubringen?!

Ich lernte ihn in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre durch Eötvös kennen. Das Datum könnte ich nicht genau angeben, allein nach dem Gespräche, dessen Inhalt ich unter meinen Notizen skizzirt finde, kann es keinesfalls lange nach jener Petition gewesen sein, welche im Jahre 1857, von den hervorragendsten Persönlichkeiten aller Stände und Confessionen unterzeichnet, durch den Fürstprimas Scitovszky Sr. Majestät überreicht werden sollte und deren tragikomisches Schicksal ich in meinem Essay über Széchenyi erzählt habe. Eötvös war über den sonderbaren Ausgang dieser so geschickt angelegten Campagne sehr niedergeschlagen. «Was kann nun werden?» sagte er. «Wenn man die sehr bescheidenen Wünsche, welche die Petition enthält, auf friedlichem Wege nicht gewährt, dann wird die Nation auf anderem Wege ganz andere Forderungen zu verwirklichen versuchen, und eine zweite Revolution hält Ungarn nicht aus, — oder sie gewöhnt sich allmällig an den Absolutismus, zumal wenn es ihm gegönnt ist, noch ein paar Jahre lang das System der politischen Aushungerung unter sorgfältiger Pflege der materiellen Interessen fortzusetzen — und ich weiss wirklich nicht, welche der beiden Wendungen die schlimmere wäre. Man sagt zwar le ventre est le plus grand revolutionnaire, aber bei geschickter Behandlung kann der Magen unter Umständen auch sehr *reactionär* werden.» Ich deutete auf die europäische Lage hin, welche eine auswärtige Complication nicht eben als ausgeschlossen erscheinen lasse. «Mit solch einer Erschütterung von aussen», entgegnete Eötvös,

»ist es wie mit Felsensprengungen, bei denen sich niemals mit mathematischer Genauigkeit die Linie bestimmen lässt, bis zu welcher die Zerstörung reicht und kein Mensch vermöchte vorherzusagen, ob solch ein Stoss von aussen *nur* das absolutistische System und nicht auch die Monarchie selbst, Ungarn mitinbegriffen, in die Luft sprengen werde.« Eötvös sagte alles dies in seinem gewohnten ruhigen, fast elegischen Tone. Trefort rannte während des ganzen Gespräches im Zimmer auf und ab; er sprach kein Wort, begleitete aber unsere Reden mit heftigen Gesticulationen und lebhaftem Mienenspiel. Endlich blieb er stehen. »Lasst's gut sein,« sagte er in seiner kurzen, scharfen Weise, »deshalb werden wir alle Drei doch einmal noch Minister.« Eötvös konnte sich bei dieser sonderbaren Zwischenrede eines Lächelns nicht erwehren. »Mein Schwager Trefort,« sagte er, »ist ein unverbesserlicher Sanguiniker; weil wir noch nicht *eingesperrt* sind — *was übrigens auch noch werden kann* — sieht er uns schon als Minister.« Wir lachten nach Jahren noch oft darüber, wenn ich Trefort an dieses Gespräch erinnerte, und wie bezüglich der beiden Schwäger die Prophezeiung Trefort's, bezüglich meiner aber jene Eötvös' in Erfüllung ging; jene Beiden wurden *Minister* und ich wurde — *eingesperrt.*

Es war für mich hochinteressant, die Individualität eines Jeden dieser beiden schon damals sehr bedeutenden Männer zu studiren und Vergleiche zwischen ihnen anzustellen. Es gereicht mir zur Befriedigung, dass das Urteil, welches ich mir über Jeden derselben schon bei Gelegenheit dieses ersten Zusammentreffens mit Trefort gebildet hatte, sich im Laufe der Jahre immer mehr als ein richtiges herausstellte. Beide waren Männer von ausserordentlich scharfem Verstande, von umfangreichem Wissen, welches sie durch vielfache Reisen im Auslande ergänzt hatten, und von einer geradezu stupenden Belesenheit in allen Fächern der Literatur. Beide waren brave, seelengute Menschen und im Umgange von einer Liebenswürdigkeit, die kaum mehr überboten werden könnte; aber über das ganze Wesen Eötvös' war ein feiner poetischer Duft gelagert; was er sprach und schrieb, war nicht nur geistvoll und wahr, sondern immer auch schön und poetisch; die Form beherrschte er mit einer unerreichten Meisterschaft, und selbst seine Privatbriefe — glücklicherweise besitze ich deren sehr viele — sind kleine stylistische Meisterwerke, wie sie wohl keiner von uns zu Stande zu bringen vermöchte. Seine Grundstimmung war — vielleicht hatte dies auch in seiner schwächlichen Gesundheit seinen Grund — stets eine elegische; um seine Lippen spielte, selbst wenn er lächelte, ein gewisser melancholischer Zug, und ich habe noch keinen Schriftsteller gekannt, dessen Persönlichkeit mit seinen Schriften so sehr in voller Harmonie stand, wie dies bei Eötvös der Fall war. Trefort hingegen war eine durchaus heiter und realistisch angelegte Natur; durch besondere Tiefe der Gedanken und Empfindungen hat er sich niemals ausgezeichnet: sein lebendiger Geist huschte mehr an der

Oberfläche der Dinge hinweg und konnte mit einer oft verblüffenden Elastizität von Einem zum Anderen überspringen. Für die Schönheit der Form hatte er wenig Sinn; ihm war hauptsächlich daran gelegen, über einen Gegenstand immer vorerst mit sich selbst ins Reine zu kommen, und dann seine klaren, wenn auch nicht eben neuen Gedanken in schlichter, mitunter höchst prosaischer, jedoch für alle Welt verständlicher Form unter die Leute zu bringen. Diesen Eindruck machte er auf mich vor nahezu dreissig Jahren, und wenn unsere Leser sich der Thätigkeit Trefort's aus der jüngsten Zeit erinnern, namentlich seiner vielen Schreibebriefe, welche brühwarm in die Oeffentlichkeit gelangten, werden sie wohl bekennen, dass sich sein Wesen im Laufe von drei Jahrzehnten kaum geändert hat.

Nichts vermöchte den Unterschied zwischen dem poetisch-schwärmerischen Eötvös und dem prosaisch-nüchternen Trefort besser zu charakterisiren, als eine kleine Geschichte aus jener Zeit, da Eötvös Cultus- und Unterrichtsminister war. Ich besuchte ihn einmal und fand ihn höchst aufgeregt. «Schade,» rief er mir schon beim Eintritt entgegen, «dass Sie nicht um eine Viertelstunde früher gekommen sind; Sie hätten da etwas Merkwürdiges gesehen. Es war eine Deputation von Marmaroser orthodoxen Juden bei mir; ich hätte es nie für möglich gehalten, dass heutzutage noch solche mittelalterliche Gestalten, wie ich sie bisher nur aus den Spindler'schen Romanen kannte, auf Erden wandeln.» Und nun begann er mit der ihm eigenen wundervollen Beredtsamkeit, mit einem poetischen Schwunge, der den Hörer geradezu gefangen nahm, diese romantischen Figuren aus der Marmaros zu schildern. Da trat plötzlich Trefort ein und setzte sich auf den Divan. «Was hat denn den Pepi schon wieder so in Ekstase versetzt?» fragte er, als er die geröteten Wangen, die leuchtenden Augen seines Schwagers bemerkte. Eötvös fuhr in seiner begeisterten Schilderung fort und ich glaubte, Trefort werde davon ebenso hingerissen sein, wie ich es war; dieser aber sprang schon nach ein paar Augenblicken in die Höhe und sagte mit komischem Schrecken: «Du hast doch Deine romantischen Juden nicht etwa auf dieses Kanapé setzen lassen?!» — — —

In den ersten Jahren unserer Bekanntschaft kamen wir nur selten zusammen. Ich lebte damals in Wien, Trefort auf seiner Besitzung in Csaba-Csüd, und es bot sich ihm selten Gelegenheit, die österreichische Haupt- und Residenzstadt zu besuchen. Erst vom Notstandsjahre 1863 ab kam er häufiger dahin und dann pflegte er seine Abende regelmässig in meinem Hause zuzubringen. Er bemühte sich, die zu jener Zeit massgebenden Wiener Kreise davon zu überzeugen, dass dem Notstande, welcher damals in Ungarn herrschte, durch momentane Mittel nicht gründlich abgeholfen werden könne, sondern dass es einer grossen Action bedürfe, um das Land vor Verarmung zu bewahren. Als eine solche betrachtete er schon damals den Bau der Alföld-Bahn, für welche er mit der an ihm bekannten Rührig-

keit in allen Kreisen lebhafte Propaganda machte. In Wien, wo man sich allerdings brüstete, den materiellen Wohlstand Ungarns mächtig gefördert zu haben, aber dessenungeachtet mit Concessionen an unser Vaterland nichts weniger als freigebig war, vermochte Trefort nur schrittweise Terrain zu gewinnen.

Im December 1863 schrieb er mir darüber Folgendes:*

«*Pest*, 25. Dec. 1863. Euer Wohlgeboren! Unsere Eisenbahn-Angelegenheit — ich meine die Alfölder — will abermals grössere Dimensionen annehmen, das heisst: so wie aus der Békéser Bahn eine Alfölder Bahn geworden ist, so soll nun aus der Alfölder eine Alföld-Fiumaner werden. Wie immer man aber auch für *Taten* schwärmt, so müssen doch den Taten *Worte* vorausgehen, und dies führt zu meiner unbescheidenen Bitte, dass Sie die Güte haben mögen, in den «Wanderer» irgend einen kurzen Artikel über die Alföld-Fiumaner Bahn zu schreiben, welchen dann auch «Napló» unter den «Bécsi dolgok» geben könnte. Auch im heutigen «Pester Lloyd» ist ein Békéser Brief, der als Leitfaden dienen kann. An der Alfölder Bahn werden trotz Reichsrat und Skene die Erdarbeiten bereits gemacht. Empfangen Sie die Versicherung der aufrichtigsten Achtung, von Ihrem ergebensten *Trefort.*»

Wie man sieht, verursachte der Widerstand, der von «Reichsrat und Skene» ausging, unserem Trefort nicht viel Kummer; minder gleichgiltig liessen ihn mancherlei Kränkungen, die er in der Heimat erfahren sollte. In Pest — ich berühre diesen Punkt nicht gern, allein ich glaube dem Leser volle Offenheit schuldig zu sein — in Pest wurde Trefort's Agitation für die Alföld-Bahn geradezu als Waffe gegen ihn benützt. In der Umgebung des «alten Herrn» gab es damals einige Leute von ziemlich beschränktem Horizont und mittelmässiger Befähigung, denen sowohl Eötvös wie Trefort in Folge ihrer geistigen Ueberlegenheit längst ein Dorn im Auge waren. Man wagte allerdings nicht offen gegen sie aufzutreten, schon deshalb nicht, weil man durch eine Spaltung in der liberalen Partei den Sieg der ungarischen Sache nicht gefährden wollte, allein man suchte Deák bei jeder Gelegenheit gegen die beiden Genannten einzunehmen. Von Eötvös sagte man, er sei ein

* Seit dem freundlichen Besuche, welchen mir die Wiener Polizei am frühen Morgen des 3. März 1860 abstattete und als dessen Ergebniss sie einen grossen Sack voll Briefen fortschleppte, die ich niemals wieder bekommen — hat sich bei mir wieder eine Unmasse von Briefen angehäuft, darunter auch sehr interessante von Persönlichkeiten, die damals und seither im öffentlichen Leben eine bedeutende Rolle gespielt. Leider war es mir bisher unmöglich, diese Papiere auch nur halbwegs zu ordnen. Ich kann also auch aus den Briefen Trefort's nur jene herausgreifen, die mir eben zur Hand sind, so weit sie mir heute schon zur Veröffentlichung geeignet erscheinen. Sie sind zum Teile in deutscher, zum Teile in ungarischer Sprache geschrieben. Die deutschen teile ich selbstverständlich im Originaltexte, die ungarischen in wortgetreuer Uebersetzung mit und ich bemerke nur noch, dass die in diesen Briefen mit gesperrter Schrift gedruckten Stellen auch im Original von Trefort selbst unterstrichen wurden. *F.*

Poet, aber kein praktischer Staatsmann, am allerwenigsten ein ungarischer. Von Trefort dagegen hiess es, er poussire das Bahnproject aus eigennützigen Gründen, um auf Kosten des Staates den Wert seiner eigenen Besitzung zu heben. Die Sache ging so weit, dass Kemény einmal verzweifelt zu mir kam und mich fragte, was er tun solle; er werde von den angesehensten Grundbesitzern des Alföld fortwährend bestürmt, für das Project der Alföldbahn so energisch als möglich im «Pesti Napló» zu agitiren und namentlich möglichst viele Artikel Trefort's über diese Angelegenheit zu veröffentlichen, da dieser mit der publicistischen Agitation betraut worden sei, der alte Herr aber fahre ihn — Kemény — so oft ein Trefort'scher Artikel im «Napló» erscheint, mit der unmutigen Frage an: «Schon wieder Csaba-Csüd?» Glücklicher Weise nahmen sich weder Eötvös noch Trefort diese Hetzereien, so sehr sie auch darüber indignirt waren, doch nicht allzusehr zu Herzen. Eötvös sagte mir damals: «Mir ist doch ein ganz eigenes Loos beschieden; so oft ich mit irgend einem politischen Gedanken hervortrete, wird derselbe als unpractisch verschrieen und mir der Rat erteilt, Verse zu machen, Romane oder philosophische Werke zu schreiben, aber mich nicht in die Politik zu mischen; nach Jahren geniesse ich dann in der Regel die traurige Satisfaktion, dass meine Gedanken allgemein acceptirt werden, jedoch zu einer Zeit, wo sie, durch die Ereignisse überholt, in der Tat nicht mehr practisch sind und ich selbst schon wieder um einige Stationen weiter vorgerückt bin.» Trefort aber liess sich in seinen Bemühungen um das Zustandekommen der Alföldbahn nicht irre machen und er hat, wenn auch erst nach Jahren, schliesslich sein Ziel erreicht.

Die eben angedeuteten Verhältnisse in der Umgebung Deák's kamen zwischen Eötvös, Trefort und mir wiederholt zur Sprache. Eötvös erklärte auf das entschiedenste, es falle ihm nicht ein, sich als Rivalen des alten Herrn zu betrachten, oder auf eigene Faust eine Partei gründen zu wollen; er unterordne sich vielmehr in allen wesentlichen Fragen der Führung Deák's, könnte sich aber nicht entschliessen, auch bezüglich der Details in Allem und Jedem seine selbständige Meinung zu opfern. Er fühle dringend das Bedürfniss, ein Organ zu besitzen, in welchem er unter aufrichtiger und energischer Unterstützung der Politik Deák's, doch auch bezüglich der einen oder der anderen Frage seiner individuellen Meinung Ausdruck geben könne. Das «Pesti Napló», als das spezielle Organ Deák's, sei hiezu nicht geeignet (auch die Briefe Trefort's enthalten hierüber manches bittere Wort), es empfehle sich aber trotzdem nicht, ein anderes *Tageblatt* zu gründen, welches trotz der loyalsten Contestationen denn doch als eine Art Rivale oder gar Gegner des «Pesti Napló» betrachtet werden dürfte. Wir beschlossen daher ein ungarisches *Wochenblatt* herauszugeben, für welches Eötvös allwöchentlich den Leitartikel über interne ungarische Fragen, ich aber ebenso allwöchentlich einen politischen Artikel aus Wien über die österreichischen Ver-

hältnisse und deren Zusammenhang mit Ungarn schreiben sollten. Da unter den damaligen Pressverhältnissen die Stellung des verantwortlichen Redacteurs und Herausgebers einer periodischen Schrift mit einer Menge Plackereien verbunden war, denen sich Eötvös persönlich unterziehen weder konnte, noch wollte, beschlossen wir, dass Karl Keleti (heute Ministerialrat im Handelsministerium) als verantwortlicher Redacteur fungiren, Trefort aber um die Concession zur Herausgabe der erwähnten Wochenschrift bei der Regierung einschreiten solle. Das geschah denn auch, und binnen allerkürzester Zeit wurde Trefort — einfach abgewiesen.

Er selbst schrieb mir darüber Folgendes:

Csaba-Csüd, 26. Mai 1864. Ew. Wohlgeboren! Indem ich die Anfrage wage, ob es Ihnen Ernst sei mit der kleinen Broschüre im Interesse der Alföld-Fiumaner Bahn, die, wie natürlich, gleich einer anderen literarischen Arbeit von den Betreffenden honorirt werden würde, habe ich die Ehre Ihnen nun das nachfolgende Factum mitzuteilen, welches insofern von einem gewissen Interesse ist, indem es auf Zustände und Personen ein eigentümliches Streiflicht wirft. Ich bin nämlich am 25. April in Wien angekommen; am 26. war ich bei Priviczer und Pápay und einige Tage später bei Moriz Esterházy. Ich sprach mit Allen in Betreff des projectirten Journals, eigentlich Wochenschrift. Man meinte, man müsse nun warten, bis sich die internen Zustände der ungarischen Hofkanzlei klären. Am 13. Mai in Pest angekommen, erhielt ich den folgenden Bescheid: »Laut Intimation des h. kön. ung. Statthalterei-Präsidiums de dato 6. Mai, Zahl 3564 hat der Herr kön. ung. Hofkanzler mit Präsidialschreiben vom 3. d. M., Zahl 262 die von Ihnen erbetene Concession zur Herausgabe einer unter Redaction des Karl Keleti in Pest zu erscheinenden *politischen und volkswirtschaftlichen Zeitschrift* nicht zu erteilen befunden.«

Ich möchte wissen, welcher Hofkanzler am 3. Mai functionirt hat. So viel ist gewiss, dass Pálffy damals in Wien war. In unserem Notstandsgebiete wird die vorjährige Steuer, obwohl unser Boden keine Rente abgeworfen, unerbittlich eingetrieben. Auf baldiges Wiedersehen. Mit ausgezeichneter Achtung verharrt Ihr ergebenster *Trefort.*»

Es geschahen nun von seiner und von Eötvös' Seite alle möglichen Schritte, um einen günstigeren Bescheid zu erzielen; man machte den Herren an entscheidender Stelle auch einige Hoffnungen. Trefort schritt nochmals ein und wurde abermals abgewiesen.

Er teilte mir dies in dem nachfolgenden Schreiben mit:

«*Csaba-Csüd,* 16. August 1864. Verehrter Freund! Gestern heimgekehrt, erhielt ich nachfolgende Mitteilung, welche ich Ihnen von Wort zu Wort copire.

««Pr.-Z. 2545. *Herrn August Trefort.* Die von Ihnen neuerdings bittlich angesuchte Concession zur Herausgabe eines volkswirtschaftlichen und politischen Organs, hat Seine Excellenz der k. ung. Hofkanzler mit Präs.-Schreiben vom 5. d. Mts. Z. 3958 abermals zu verweigern befunden. Wovon Sie in Folge Intimats des kön. ung. Statthalterei-Präsidiums ddto. 6. August d. J. Z. 5460 unter Rückschluss der drei Gesuchsbeilagen hiemit verständigt werden. Pest, 8. August 1864. Der kais. Regierunsrat *Worafka.*»»

Und das geschieht zu einer Zeit, wo das «Pesti Napló» als Organ der persönlichen Politik Deák's in gar nichts darein spricht, wo man in Wien fortwährend sagt: wenn Deák absolutes Schwegen beobachtet, warum schweigen dann auch die anderen Mitglieder der Partei? Welchen Sinn hat es dann, wenn man sagt, man könne sich nur mit der Deák'schen Partei verständigen? Das Ganze bedarf keines Commentars. Darum leben Sie recht wohl. Ihr Verehrer *Trefort.*»

Wütend rannte er, als er wieder nach Pest kam, mit dem abweislichen Bescheide in der Hand zu Eötvös; dieser las das kurze Schriftstück durch und sagte dann in aller Ruhe lächelnd zu Trefort: «Nun Gusti, mit Deiner Ministerschaft scheint es nicht sehr brillant zu stehen!» Da wir das Wochenblatt um jeden Preis herausgeben wollten, schritt nun Karl Keleti um die Concession ein, und diesem, der offenbar harmloser aussah als der Jakobiner Trefort, wurde endlich die Bewilligung erteilt und so erschien das «Hetilap», dessen sich heute sicherlich nur Wenige mehr erinnern, welches aber dennoch für Denjenigen, der einst die Geschichte jener Zeit zu schreiben beabsichtigen wird, eine geradezu unentbehrliche Quelle bildet. Manches nicht Uninteressante aus jenen Tagen, das im «Hetilap» nicht steht, ist in den Briefen Eötvös' an mich enthalten, an deren vollständiger Veröffentlichung mich leider auch heute noch mancherlei Rücksichten hindern. Dieses Wochenblatt bildete einen neuen Berührungspunkt zwischen Trefort und mir, und er kam nun auch häufiger nach Wien, da die sogenannte ungarische Frage endlich einmal ernstlich in Fluss geriet.

Bekanntlich wurde dieselbe auch im Reichsrate und zwar durch die steirischen Autonomisten, an deren Spitze Kaiserfeld und Rechbauer standen, in einem für Ungarn durchaus freundlichen Sinne aufs Tapet gebracht. Unmittelbar nach dem Tode Kaiserfeld's habe ich im «Pester Lloyd» einige Briefe veröffentlicht, welche derselbe zu jener Zeit an mich gerichtet hat. Auch mit Eötvös und Trefort stand derselbe in lebhafter Correspondenz. Ich besitze ein hierauf bezügliches Schreiben Trefort's, welches, wie ich glaube, auch heute noch von actuellem Interesse ist, und zwar umso mehr, als ich versichern kann, dass Trefort an den darin ausgesprochenen Ansichten bis an sein Lebensende und auch dem *gegenwärtigen* österreichischen Regime gegenüber unverbrüchlich festhielt. Das Schreiben lautet:

Csaba-Csüd, 14. September 1864. Verehrter Freund! Gestern erhielt ich von Kaiserfeld einen merkwürdigen Brief, worin er unter Anderem sagt, dass wenn der Föderalismus jenseits der Leitha siegen sollte, *die Deutsch-Oesterreicher die Separatisten Oesterreichs werden müssten*, denn der Föderalismus würde die Deutschen, ausser in Ober- und Unterösterreich, überall erdrücken. *Ich bin hierin ganz mit ihm einverstanden* und glaube, dass der Föderalismus Ungarn ebenfalls den lieben Walachen, Serben und Slovaken überliefern würde. Unter dem Eindrucke dieses Briefes und der *positiven Nachricht*, dass Belcredi in Kroatien gegen Ungarn agitirt, schrieb ich den Artikel an den «Wanderer». Ich glaube die Sache *reducirt sich auf die*

Frage, ob ein monarchisch-constitutioneller Staat föderalistisch organisirt werden könne? *Man will uns gewaltig über den Löffel barbieren;* aber ich hoffe, wir werden klug und weise sein. Adieu, Ihr ergebenster *Trefort.*

Um den Leser nicht allzu sehr zu ermüden, will ich aus der Zeit vor der Krönung nur noch zwei, wie ich glaube nicht uninteressante Briefe reproduciren. Dieselben lauten:

Pest, 14. März 1867. Lieber Freund! Sie werden vielleicht glauben. ich berichte Ihnen über irgend ein grosses Ereigniss. Nein, durchaus nicht, So viel kann ich aber doch sagen, dass man den Kaiser sehr gut empfangen hat und mit vollem Rechte. Auch habe ich Ihnen nicht zu berichten, dass ich irgend ein grosses Amt erhalten habe. Ich bleibe, wie ich es Ihnen mündlich gesagt, bei meiner Eisenbahn. *Auch gehöre ich nicht zur Deák'schen Kamarilla.* Endlich, da ich im Jahre 1848 schon Staatssecretär recte Unter-Staatssecretär gewesen, so könnte ich nun nur Minister oder gar nichts sein. Also diesmal ist's mir lieber, *gar nichts zu sein.* Nun folgt aber eine Bitte. Im gestrigen «Napló» ist von mir ein Brief an meine Wähler erschienen. Er enthält nichts Besonderes, aber bei unserer politischen Feigheit und unserer bornirten Auffassung ist er ein acte de courage. Ich möchte, dass ihn der «Wanderer» entweder ganz oder im Auszuge gebe; wirklich nicht wegen mir, *mais pour la cause.* Wenn es nötig, zahle ich Papier, Druckerschwärze und Mühe. Also die «Leitha» (ein damals in Wien neu gegründetes, die ungarischen Interessen vertretendes Blatt, zu dessen Mitarbeitern auch ich zählte) ist vertrocknet. Ich habe nicht daran gezweifelt, der Lugenschippel (hier ist der Herausgeber jenes Blattes gemeint) behauptet, 100,000 Gulden zur Verfügung zu haben und hat seine Wirtshausrechnung nicht zahlen können. Es gibt unbegreiflich rätselhafte Menschen. Adieu, Ihr ganz und herzlich ergebener *Trefort.*

Pest, 8. April 1867. Lieber Freund! Heute und morgen wird bei uns die kroatische Frage behandelt — das Alles werden Sie aus den Blättern ersehen. — Wir machen après tout — eine politische Frage daraus — so kann's zum Ziele führen. — Nun habe ich aber eine Bitte. Ich setze mich nun auf die Hinterfüsse besonders in den volkswirtschaftlichen Fragen — denn da herrscht eine Unwissenheit sondergleichen — *und unter uns gesagt* — kindische Illusionen dort, wo sie am wenigsten am Platze sind — man glaubt (was lächerlich ist), dass *wir* mehr Credit und billigeren haben werden, als *Wien* und — *(wieder unter uns gesagt)* — Niemand will ohne *Reichs*garantie was machen. Nun habe ich ohne Parteiunterschied eine Conferenz in Eisenbahnsachen gehalten und ein Promemoria dem Herrn Minister der Communicationen im Auftrage der Conferenz übergeben— *(es bleibt unter uns)* der Mann versteht von seinem Ressort gar nichts. Ich würde Ihnen dieses Promemoria gleich schicken — es wird aber jetzt gedruckt und gleich den Pester Journalen übergeben. Es ist nicht viel daran — aber positiv ist es und *ohne Utopien,* ohne *Illusionen* . . . . (Hier folgen einige Bemerkungen über das damalige «Pesti Napló» und meine Tätigkeit bei diesem Blatte, — Bemerkungen, deren Veröffentlichung durch *mein* Hinzutun mir nicht passend erscheint.)

Mit Ende des Jahres 1867 übersiedelte ich nach Pest und von da ab gewannen meine Beziehungen zu Trefort jene Intimität, welche sie zu mei-

ner inniger Freude bis an das Lebensende meines armen Freundes bewahrt haben. Es ist nicht meine Absicht, in den vorliegenden Zeilen eine Biographie Trefort's oder ein Bild seiner vielseitigen Tätigkeit zu bieten; der «Pester Lloyd» hat solch ein Bild bereits unmittelbar nach dem Tode des Ministers in möglichster Vollständigkeit entworfen und ich vermag nur mehr einzelne Arabesken zu dessen Verzierung zu liefern. Ich brauche mich dabei wohl nicht an die chronologische Ordnung zu halten und so möchte ich vor Allem ein nur aus wenigen Zeilen bestehendes Schreiben Trefort's reproduciren, welches die liberale Gesinnung dieses Mannes treffender kennzeichnet, als dies durch lange Auseinandersetzungen möglich wäre. In seinem bereits oben reproduzirten Schreiben vom 14. März 1867 sagt Trefort, er könne künftighin nur Minister sein oder gar nichts. Im Jahre 1872 war er bekanntlich Minister, dann im Laufe der Jahre Grosskreuz des Ordens der Eisernen Krone und Geheimer Rat geworden. Einige Tage, ehe diese letztere Auszeichnung im Amtsblatte publizirt wurde, erhielt ich von ihm das folgende Schreiben:

«*Pest*, 19. April 1881. Lieber Freund! Ich habe Dich gestern besucht zu einer frühen Stunde, denn ich dachte Dich damals am sichersten zu finden. Du hast indess noch commodisirt und hast vollkommen Recht gehabt. Als alter Freund, — denn wir haben ja schon Vieles miteinander durchgemacht, *ohne uns je missverstanden zu haben*, — wollte ich Dir auch mitteilen, *ohne missverstanden zu werden*, dass Se. Majestät mich am Samstag vor Ostern zum Geheimen Rat ernannt habe. Meine Ansicht über derlei Dinge ist, dass man sie in einem monarchisen Staate mit Dank annehmen müsse. Suchen darf man sie nicht, und wenn sie Einem nicht spontan geboten werden, darf man nicht murren und grollen. Adieu, Dein alter Freund *Trefort.*»

Ich antwortete ihm sofort mit einem herzlichen Glückwunsche und fügte bei, dass ich sein Verhalten nicht nur nicht missverstehe, sondern noch einen Schritt weiter gehe als er, indem ich glaube, dass man in gewissen amtlichen Stellungen jedes äusserliche Zeichen der Anerkennung von Seiten der Krone nicht nur dankbar anzunehmen verpflichtet, sondern solche auch — natürlich auf eine honnete und würdige, dem eigenen Selbstbewusstsein nichts vergebende Weise — *anzustreben* berechtigt sei, namentlich die Stellung eines parlamentarischen Ministers ruhe auf zwei Pfeilern: auf dem Vertrauen der Krone und auf jenem des Parlamentes; und diese Stellung ist nur dann auch nach aussenhin eine wahrhaft gefestigte, wenn die Vertrauenskundgebungen des Parlamentes durch jene der Krone ergänzt werden.

Im Jahre 1872 hatte Trefort, wie gesagt, das Portefeuille des Cultus und Unterrichts übernommen; er wurde jedoch auch in vielen anderen Fragen, namentlich in finanziellen, zu Rate gezogen, und als Koloman *Ghyczy* Finanzminister wurde, tat er keinen Schritt, ohne denselben früher mit Tre-

fort besprochen zu haben. In dieser Beziehung erzählte mir der Letztere eine überaus komische Geschichte, welche für die übrigens allgemein bekannte Zweifelsucht Ghyczy's und für den Mangel an Selbstvertrauen bei diesem sonst so ausgezeichneten Staatsmanne höchst charakteristisch ist. Als die Verhandlungen über die bekannte grosse Finanzoperation mit der Credit-anstalt-Gruppe bereits so weit gediehen waren, dass an den definitiven Abschluss des Geschäftes gegangen werden konnte, begab sich Ghyczy mit dem damaligen Director der Ungarischen Creditbank Vincenz Weninger nach Wien und bat auch Trefort, ihn dahin zu begleiten. Trefort und Ghyczy wohnten in der ungarischen Hofkanzlei und in den Appartements des Ersteren wurden die Schlussberatungen abgehalten. Es war ungefähr 11 Uhr Nachts, als man damit zu Ende kam, und alle Teilnehmer, darunter auch Ghyczy, machten sich zum Aufbruche bereit, nur Weninger sagte, er wolle noch ein Viertelstündchen mit Trefort verplaudern. Ghyczy entfernte sich, nicht ohne auf die beiden Herren noch einen misstrauischen Blick geworfen zu haben.

Am nächsten Morgen — Trefort lag noch in den Federn — kam Ghyczy zu ihm. «Lieber Gusti» — begann Ghyczy mit erzwungener Gleichgiltigkeit — «Weninger ist gestern Abends noch lange bei Dir geblieben; was habt Ihr denn miteinander gesprochen?» «Allerlei gleichgiltiges Zeug» — erwiderte Trefort — «nichts, was Dich interessiren könnte.» «Gusti,» — sagte nun Ghyczy in feierlichem Tone — «wir sind alte Freunde, Du wirst sicherlich nicht wollen, dass ich mich blamire; ich bin der Pfiffigkeit dieser Geldleute nicht gewachsen, glaubst Du nicht, dass sie mich hinters Licht führen? Hat Weninger nichts Derartiges verraten?» Trefort konnte sich des Lachens nicht enthalten. «Aber lieber Kálmán,» sagte er, «diese Herren sind allerdings *Geschäftsleute*, welche uns nicht um unserer schönen Augen willen Geld geben, aber sie sind *anständige* Geschäftsleute, die sich mit einem soliden bürgerlichen Gewinne begnügen, und ich glaube, die Bedingungen, über welche wir gestern übereingekommen, sind von der Art, dass unter den gegebenen Verhältnissen auch das Land damit zufrieden sein darf, und dass wir die Verantwortung für das Abkommen getrost übernehmen können.» Es wurde noch viel hin- und hergeredet und Trefort glaubte endlich, Ghyczy beschwichtigt zu haben. Nachdem Trefort als Cultusminister bei der förmlichen Unterzeichnung des Vertrags in Wien nichts mehr zu tun hatte, beschloss er, mit dem Nachmittags-Eilzuge nachhause zu reisen. Der Fiaker, welcher ihn zum Bahnhofe führen sollte, stand bereits in der Toreinfahrt des Hofkanzlei-Gebäudes, und nach 2 Uhr kam Trefort eilends die Treppe herab, um in den Wagen zu steigen; da tauchte plötzlich, wie aus dem Boden emporgewachsen, neben dem Wagen abermals Koloman Ghyczy auf. Er nahm Trefort unter den Arm und führte ihn nach rückwärts in den Hof. «Gusti,» — sagte er in weinerlichem Tone — «ich beschwöre Dich bei unserer alten

Freundschaft, sage mir, was hat Weninger gestern Abends mit Dir gesprochen?» Nun riss Trefort — der bekanntlich auch sonst kein fischblütiger Herr war — die Geduld, und nachdem er seinem Unmute in recht heftiger Weise Luft gemacht, rannte er zum Fiaker und liess Ghyczy einfach stehen. Einige Minuten später hatte er allerdings selbst seine Heftigkeit bereut, und als Ghyczy nach Pest heimkehrte, stattete ihm Trefort sofort einen Besuch ab, um ihn um Entschuldigung zu bitten. «Ich bin ja gar nicht böse,» sagte Ghyczy, «aber nicht wahr: Weninger hat nichts mehr mit Dir von unserem Geschäfte gesprochen?» ...... Diesmal siegte der gute Humor Tefort's, er antwortete keine Silbe, nahm seinen Hut und verduftete.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich — pardon, das Alter macht geschwätzig — noch eine Geschichte erzählen, die ich aus unbedingt glaubwürdiger Quelle habe und die allerdings mit Trefort durchaus nicht zusammenhängt, aber für die Aengstlichkeit Ghyczy's überaus bezeichnend ist. Als im Jahre 1867 Franz Deák den Entwurf des Inaugural-Diploms vollendet hatte, teilte er denselben — trotzdem Ghyczy zur Beschlusspartei gehort hatte — diesem Letzteren mit, da der Führer der Linken in Fragen des ungarischen Staatsrechtes eine von Freund und Feind respectirte Autorität ersten Ranges war. Ghyczy wurde zugleich ersucht, seine etwaigen Bemerkungen bezüglich der einen oder der anderen Stelle schriftlich an Deák gelangen zu lassen. Das geschah denn auch. Deák machte sich sogleich an die Revision des Entwurfes und nahm alle von Ghyczy gewünschten Correcturen an demselben vor, da er fand, dass die Einwendungen des Letzteren zwar durchgehends ganz untergeordneter Natur, aber immerhin berechtigt waren. Es wurde nun beschlossen, dass Graf Andrássy am Nachmittage des nächsten Tages mit diesem Entwurfe nach Wien gehen solle, um denselben Seiner Majestät vorzulegen. Um dieselbe Zeit war Ghyczy verständigt worden, dass alle seine Bemänglungen gebührende Berücksichtigung gefunden haben. Kurz darauf erschien derselbe ziemlich niedergeschlagen bei Deák. «Lieber Feri» — begann er kleinlaut — «glaubst Du nicht, dass ich gestern eine Dummheit begangen habe?» «Wie so?» frug Deák verwundert. «Nun mit jenen Abänderungen, welche ich bezüglich des Inaugural-Diploms vorgeschlagen habe.» «Im Gegenteile,» antwortete Deák, «ich habe sie alle sehr gut gefunden und auch ausnahmlos berücksichtigt.» «*Das ist es ja eben*» — erwiderte Ghyczy — «wir sind nun einmal, leider, politische Gegner und da befürchte ich denn, dass Dasjenige, was Du von *Deinem* Standpunkte aus annehmbar findest, von *meinem* Standpunkte aus eine Dummheit ist.» Der alte Herr zog die buschigen Augenbrauen zusammen: «Höre einmal,» — sagte er — «eine solche Grobheit hat mir noch Niemand gesagt. Dass Etwas deshalb eine Dummheit sein soll, weil *ich* es angenommen habe, das ist denn doch zu stark.» Es kostete viele Mühe, die Skrupel Ghyczy's zu beschwichtigen, und erst als ihm Deák sagte, es sei ohnehin Alles zu spät, denn Graf Andrássy befinde sich bereits

mit dem Entwurfe auf dem Wege nach Wien, ergab sich der vortreffliche Mann in sein Schicksal.

Doch kehren wir wieder zu Trefort zurück.

Seine Sommerferien benützte er immer zu Reisen ins Ausland und er unterzog sich dabei Strapazen, die selbst ein viel jüngerer Mann nur schwer bestehen könnte. Er beschränkte sich keineswegs auf die Hauptstädte, sondern besuchte alle möglichen kleinen Orte, wo es irgend Etwas zu sehen gab, das vom Standpunkte der Kunst oder der Wissenschaft interessant war Am liebsten weilte er in Frankreich. Als er im vorigen Jahre zum letzten Male dort war, schrieb er mir am 6. September:

«Liebster Freund! Ich sehe es dem «Lloyd» an, dass Du bereits in Pest bist. Ich hoffe und wünsche, dass Dir die Reise so gut getan habe, *wie mir.* Ich bin seit 2. d. (Mittags von Brüssel angekommen) in Paris. Es liesse sich viel darüber schreiben, doch das Alles mündlich; nur so viel, dass hier Ruhe und Ordnung ist, *mehr als in Pest;* nur die Journale machen Spectakel. Es ist dieses Paris doch eine schöne und angenehme Stadt, wenn auch nicht das Herz und der Geist der Menschheit, wie Heine und Börne gemeint haben. Am 8. reise ich fort, und zwar in einem Zuge bis Stuttgart, dann heimwärts, wo ich circa 15. eintreffen werde. Paris ist eine fortwährende Ausstellung, ein grosses Kunstgewerbe-Museum. Adieu. Dein ergebenster *Trefort.*»

Ich habe vorhin des intimen Freundschaftsverhältnisse erwähnt, welches zwischen mir und dem verstorbenen Minister herrschte. Dasselbe ist auch niemals auch nur für einen Augenblick ernstlich getrübt worden. In einem einzigen Falle, in welchem ihm eine solche Trübung drohte, und zwar, wie ich offen gestehe, durch *mein* Verschulden drohte, wurde die Differenz durch Trefort's unendliche Herzensgüte rasch und gründlich ausgeglichen. Ein Provinz-Advokat, der in einem Wahlbezirke wohnt, welchen ich vor Jahren einmal im Abgeordnetenhause vertreten habe, bat mich zu einer Zeit, da ich längst aufgehört hatte, Abgeordneter jenes Bezirkes zu sein, ich möge mich in einer gewissen Angelegenheit zu Gunsten seines Sohnes beim Minister Trefort verwenden. Ich tat dies und Trefort sagte mir mit aller Bestimmtheit die Gewährung der Bitte zu, was ich natürlich jenem Advokaten sofort mitteilte. Nach einigen Wochen erhalte ich von diesem Letzteren ein impertinentes Schreiben, worin derselbe mitteilt, Trefort habe uns Beide einfach zum Narren gehalten, es sei im Interesse seines Sohnes gar nichts geschehen, und nun folgte eine Flut von Grobheiten, die allerdings weniger gegen mich, als gegen Trefort gerichtet waren. In sehr gereizter Stimmung packte ich den Brief zusammen, legte eine Karte von mir bei, schrieb auf dieselbe nichts Anderes, als: «Köszönöm» (Ich danke) und schickte das Ganze an Trefort. Zwei Tage später — ich war mittlerweile nach Wien gereist erhielt ich von demselben das nachfolgende Schreiben:

«*Ofen*, 28. Jänner 1882. Verehrter Freund! Vorgestern als ich eben meine Suppe gegessen, erhielt ich bei Tische Deine Karte mit dem «Közös-

nöm,» und den impertinenten Brief B.'s. Ich schicke Dir hiemit das beiliegende Decret vom 26. October. (Dieses Decret enthielt die Erfüllung der von mir befürworteten Bitte, zwar nicht in der von dem Provinz-Advokaten vorgeschlagenen, sondern in einer für dessen Sohn noch viel vorteilhafteren Form.) Also was kann der Mensch noch mehr fordern? Ich bitte Dich sehr um Verzeihung, aber ich muss wiederholen, dass V. ein impertinenter Flegel ist! Aber V. hin, V. her, darum keine Feindschaft!

Ich bin an Körper und Gemüt krank.

Sterben natürlichen Weges ist das einzige sichere Glück auf Erden. Ich bin der argen Widerwärtigkeiten, die mich im Kleinen und Grossen quälen, müde.

Adieu, Dein alter Freund *Trefort.*»

Auf die Schlusssätze dieses Briefes, welcher mir nachgeschickt wurde, werde ich noch zurückkommen. Das Erste, was ich nach Empfang dieses Schreibens tat, war, dass ich mich in die Seele hinein schämte; das Zweite, dass ich sofort an Trefort schrieb, um ihm offen einzugestehen, ich sei wieder einmal ein «nervöser E . . l» gewesen. Umgehend erhielt ich von Trefort folgende Zeilen:

«*Ofen*, 30. Jänner 1882. Liebster Freund! Obwohl Du bald heimkehren wirst, darf ich Deinen freundschaftlichen Brief doch nicht unbeantwortet lassen, denn ich gebe zwar zu, dass Du *nervös* bist, muss aber feierlichst protestiren, dass Du ein nervöser «E . . l» wärest. Uebrigens darf man von Jedermann und auch von sich selbst sagen: «Et magnus interdum dormitat Homerus».

Ich fühle mich sehr unbehaglich an Körper und Gemüt. *Kummer, Sorge, ewige Widerwärtigkeiten* und *Plackereien* haben mich complet verstimmt. Ich bin unempfindlich für jede Freude und jedes Vergnügen. Ich bin kampfesmüde. Adieu! auf Wiedersehen. In alter gewohnter Freundschaft, Dein *Trefort.*»

Damit war die Sache abgetan, und diesen Fall ausgenommen, hat es zwischen uns nie auch nur ein gereiztes Wort gegeben. So sehr mich indessen die noble Art und Weise freute, mit welcher Trefort über diese allerdings nicht bedeutende Differenz den Schleier des Vergessens breitete, so beunruhigten mich doch die Schlusssätze dieser beiden Briefe auf das ernsteste, und ich bin überzeugt, dass dieselben auch die Leser, welche den vortrefflichen Mann bis in die allerletzte Zeit nur von der heiteren Seite kannten, in hohem Grade überrascht haben werden; sie mochten wohl keine Ahnung davon gehabt haben, wie *traurig es schon vor Jahren in dem Gemüte dieses Mannes aussah.* Das Schicksal war allerdings hart mit ihm umgesprungen. Kurz nach meiner Uebersiedlung nach Pest, also vor etwa 20 Jahren, verlor er seine ausgezeichnete Frau, eine Dame — wie alle Rosty'schen Töchter — von ganz aussergewöhnlicher Bildung des Geistes und des Herzens und für Trefort eine treue Lebensgefährtin, welche zu missen er sich jahrelang nicht gewöhnen konnte. Er blieb mit sechs Kindern, von denen die meisten noch im zartesten Alter standen und worunter fünf Mädchen waren, allein, und

musste diesen nun zugleich Vater und Mutter sein. Er tat dies mit einer Selbstverleugnung, die über alles Lob erhaben ist: es gab kaum einen Abend, welchen er nicht im Kreise seiner Kinder verlebte; er las, während sie spielten oder arbeiteten; las dann wieder einmal ihnen vor oder liess sich von ihnen vorlesen; — es war ein rührendes Bild innigen Familienlebens. Der Tod seiner Frau hatte ihn überdies auch materiell schwer getroffen. Durch einige Missjahre war das Erträgniss seiner Besitzung im Békéser Comitabeinahe auf Null reducirt, und die zahlreiche Familie lebte von jener Leibrente, welche der alte Rosty, wie für jedes seiner Kinder, auch für die Gemalin Treforts in der englischen Bank gesichert hatte. Mit dem Tode der Frau war natürlich auch diese Ressource versiegt. Am 25. November 1876 erlebte er die grosse Freude, seine anmutige Tochter Edith mit einem vortrefflichen jungen Manne, dem Grafen Franz Batthyányi, vor den Traualtar treten zu sehen; im October des folgenden Jahres wiegte er bereits ein reizendes Enkelkind auf seinen Armen und wenige Wochen später — am 7. November 1877 — war Graf Batthyányi todt: er war kaum 32 Jahre alt geworden. Und wieder ein Jahr später wurde ihm auch sein einziger und hoffnungsvoller Sohn Erwin durch den Tod entrissen. Die Gesundheit des jungen Mannes war allerdings von Haus aus keine sehr feste. Ich erinnere mich, dass er in jenem Winter, welcher seinem Abmarsche nach Bosnien voranging, an einer kleinen Tanzunterhaltung in meinem Hause teilnahm; plötzlich verschwand er und kehrte erst nach einer geraumen Weile todtenbleich wieder; auf meine Erkundigung erfuhr ich, er habe einen Anfall von Bluthusten gehabt. Für eine so schonungsbedürftige Gesundheit waren allerdings die Strapazen des Militärdienstes in Bosnien nicht das geeignete Kräftigungsmittel. Der Morgen, an welchem ich den Tod Erwin Trefort's erfuhr, wird mir ewig unvergesslich bleiben. Ich war kaum ins Bureau gekommen, da pochte es an der rückwärtigen Tür, die ich für gewöhnlich verschlossen halte. Trefort kam in der Regel durch diese Türe, nachdem er sich durch ein sehr energisches Klopfen kenntlich gemacht hatte. Diesmal pochte es ganz leise und ich öffnete daher auch nicht; da rief es von aussen meinen Namen und ich erkannte die Stimme Treforts. Nun öffnete ich und war wie vom Donner gerührt, denn aussen am Türpfosten lehnte der arme Mann mit todtenbleichem, von Tränen überströmtem Gesichte. «Um Gottes Willen, was gibt es?» frug ich. «Erwin ist todt!» hauchte er kaum vernehmbar. Er folgte mir mit schwankenden Schritten ins Zimmer und erzählte mir nun unter lautem Weinen, was ihm über die letzten Lebenstage und über den Tod seines so innig geliebten Sohnes bekannt war. Das war eine tiefe Wunde für sein edles Vaterherz und ich glaube, sie ist gar niemals vollständig vernarbt. Wieder einige Jahre später befand sich seine Tochter Ilona bei seinem Schwager, dem Grafen Amadei, in Wien. Eines Tages erhielt er von dort die Nachricht, es hätten sich schon seit einiger Zeit Spuren von Geistesstörung an den armen Mädchen gezeigt

und diese Symptome hätten sich in letzterer Zeit in so bedenklicher Weise gehäuft, dass die Unglückliche in eine Irrenanstalt gebracht werden musste; dort verlebte das hübsche, liebenswürdige und gebildete Mädchen, wenn ich mich recht erinnere, noch ein oder zwei Jahre, ehe es durch den Tod von seinem traurigen Zustande erlöst wurde. Nun, dies Alles sind wohl Dinge, welche selbst das Gemüt des stärksten Mannes in seinen tiefsten Tiefen aufzuwühlen geeignet sind und der ergreifende Klageton, welchen Trefort in den eben citirten Briefen anschlägt, wird jedem fühlenden Menschen schon nach diesen Erlebnissen allein durchaus begreiflich erscheinen.

Zu diesem Familienjammer gesellte sich indessen eine ganze Reihe anderer Fatalitäten materieller und moralischer Natur. Ich habe bereits der Umstände erwähnt, in Folge deren die Vermögensverhältnisse Trefort's nichts weniger als günstige waren; und dass sich, sobald ein Mann in hervorragender Stellung in eine ähnliche Lage gerät, immer Menschenfreunde finden, welche diese Situation in der herzlosesten Weise ausbeuten, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. So nahm denn auch Trefort in seine Ministerschaft materielle Lasten mit hinüber, an denen er schwer zu tragen hatte. Nach wie vor lebte er in der allerbescheidensten Weise, bescheidener als dies bei dem schlichtesten Bürgersmanne der Fall zu sein pflegt. Nie sah er einen Gast in seinem Hause; seine erwachsenen Töchter kleideten sich mit einer Einfachheit, welche kaum mehr einer Steigerung fähig war; was ihm von seinem Ministergehalte nach Abzug seines geringen häuslichen Bedarfes und jener humanitären Brandschatzungen, denen bei uns Jedermann, ein Minister natürlich in erhöhtem Maasse, ausgesetzt ist, noch übrig blieb, verwendete er dazu, um successive jene alten Schulden zu tilgen. Er kämpfte mannhaft gegen diese Schwierigkeiten, ohne dass in dieser Beziehung je ein Laut der Klage über seine Lippen kam; ja noch mehr! Eine *sehr* mächtige Hand wollte ihm einmal Hilfe leisten, «damit ein, um sein Vaterland so hochverdienter Patriot wenigstens die letzten Jahre seines Lebens frei von materiellen Sorgen zubringen könne»; er lehnte dankend ab. Umso grösser war die Niedertracht Jener, welche sich an einen *solchen* Mann namentlich in den ersten Jahren seiner Ministerschaft mit der Verleumdung heranwagten, er benütze seine Stellung, um sich zu bereichern. Nun denn, wenn Jemand solch einer schändlichen Verdächtigung jemals Glauben schenkte, möge er sich heute an die Verlassenschaftsbehörde wenden und er wird dort mit einem Gefühle tiefster Beschämung (wenn er eines solchen überhaupt fähig ist) Einsicht gewinnen in die Grösse jener «Reichtümer,» welche sich Trefort gesammelt hat. Denjenigen allerdings, welche von vorneherein wussten, wie grundlos die von ihnen erhobenen Beschuldigungen seien und die nur den infamen Zweck verfolgten, diesen edlen Mann zu kränken, *diesen* können wir heute, da er im Grabe ruht, allerdings die Satisfaction gewähren (und auch die oben angeführten Briefe beweisen dies), dass sie

ihren Zweck erreicht, *dass sie ihm sehr wehe getan haben*. Unzählige Male, so oft eine solche Schändlichkeit den Weg in die Oeffentlichkeit fand, kam er in erregtester Stimmung zu mir und redete sich dann in eine Bitterkeit hinein, die ich kaum zu beschwichtigen vermochte; er fragte, ob es denn wirklich der Mühe wert sei, sein ganzes Leben in uneigennütziger Arbeit dem Gemeinwohle zu widmen, wenn man damit nicht einmal Dasjenige erreicht, worauf der letzte Bürger des Staates Anspruch hat, nämlich seine persönliche Ehre respectirt zu sehen? Ich sprach ihm dann Mut zu und er liess sich schliesslich immer wieder beruhigen, denn er hing geradezu mit Enthusiasmus an jener erhabenen Mission, deren Erfüllung er als seine Lebensaufgabe betrachtete. Ausserdem hatte er insofern doch auch ein glückliches Temperament, als er sehr leicht in die höchste Erregung geriet, aber diese momentanen Eindrücke auch wieder verhältnissmässig rasch zu überwinden wusste; wie hätte er auch sonst bei dem vielen Ungemach, das ihn betroffen, zweiundsiebzig Jahre alt werden und bis zu seinem Lebensende einer so anstrengenden Tätigkeit obliegen können?! Und dann hatte er noch ein Mittel des Trostes und der Beruhigung, welches bei ihm niemals die Wirkung versagte. Wenn ihm das Leben wieder einmal recht arg mitgespielt, wenn sein Gemüt abermals ein schwerer Schlag getroffen hatte, dann suchte er Trost und Erholung bei den grossen Geistern der Gegenwart wie der Vergangenheit; er versenkte sich in die Meisterwerke der Literatur und sein Geist wie sein Herz gingen gekräftigt und neu gestählt aus dieser kastalischen Quelle hervor. Mindestens einmal in jeder Woche besuchte er meine Frau «auf einen literarischen Plausch», wie er zu sagen pflegte. Meine Stellung macht es möglich, dass meine Familie stets alle literarischen Novitäten «frisch aus der Pfanne» erhält; allein was immer von solchen Novitäten meine Frau zur Sprache bringen mochte, Trefort hatte Alles bereits gelesen. «Wie bringen Sie es zu Stande, so viel zu lesen?» fragte sie einmal den Minister. «Das hat eine sehr einfache Erklärung», erwiderte er lächelnd; «*ich kann nicht schlafen* und bringe daher den grössten Teil der Nacht mit Lesen zu.» Diese Schlaflosigkeit abgerechnet, erfreute er sich einer sehr robusten Gesundheit. Erst vor etwa fünf oder sechs Jahren hatte er in den Wintermonaten mit einem Magenleiden zu kämpfen. Im nächsten Sommer ging er dann mit mir nach Karlsbad; allein es fiel ihm nicht ein, sich den strengen Vorschriften der dortigen Kur zu unterwerfen. Während ich, wenn die Labiczky'sche Capelle um sechs Uhr Morgens in der Sprudelhalle ihren ersten Choral anstimmte, bereits auf den Beinen war, dann die vorschriftsmässige Anzahl von Bechern hinabschüttete und darauf bis neun Uhr «Bewegung» machte, um nach all' diesen Torturen endlich zum langersehnten Fruhstück zu gelangen, kroch Trefort nie vor acht Uhr aus den Federn, kleidete sich dann in aller Gemütsruhe an, spazierte gegen neun Uhr zum Mühlbrunnen, trank — er hatte sich das selbst ordinirt, ohne einen Arzt zu

Rate zu ziehen — *einen* Becher von der dortigen Quelle, und eine Viertelstunde später sass er bereits beim Frühstück, sowie er sich auch zu Mittag zum allgemeinen Entsetzen der Kurgäste seinen — horribile dictu — Salat zum Braten recht wohl schmecken liess. Diese etwas sonderbare Kur schlug ihm indessen so gut an, dass er seither nicht wieder Karlsbad zu besuchen brauchte. Dass er jemals alt oder gebrechlich werden könnte, oder es gar schon sei, davon wollte er absolut nichts hören. Vor etwa drei Jahren fand die feierliche Eröffnung des neuen Handelsakademie-Gebäudes statt. Trefort sass neben mir. Als der Präsident der Akademie, der alte B. F. Weiss, in ungarischer Gala die Tribüne bestieg und seine Rede herzusagen begann, flüsterte ich Trefort in's Ohr: «Wo werden *wir* sein zu jener Zeit, da wir dreiundachzig Jahre alt sein sollten . . ?» Mit einem Ruck wandte er sich zu mir herüber: «Na, wo werden wir denn sein?» rief er unter lebhafter Gestikulation; «*da* werden wir sein, wo wir *jetzt* sind!» Man kann sich daher denken, mit welchem Entsetzen es mich erfüllte, als ich anfangs Feber d. J. (ich war damals eben zum Präsidenten der Kaschau-Oderberger Eisenbahngesellschaft gewählt worden, zu welcher Trefort, ehe er Minister wurde, als Mitglied des Verwaltungsrates in näherer Beziehung stand) nachfolgende Zeilen erhielt:

2. Feber 1888.

Lieber Freund! Ich gratulire Dir und der Gesellschaft zu Deiner Wahl. Geniesse sie in Gesundheit.

Mir geht es recht schlecht. Schlaflose Nächte, Sausen im Kopf und Atembeschwerden.

Ob die Geschichte nicht mit einem *Lungenschlag* enden wird?! Adieu. Dein alter Freund *Trefort.*

Der Arme hatte die Wahrheit gesagt: es ging ihm wirklich recht schlecht und wenige Tage darauf verfiel er in jene schwere Krankheit, während deren Verlauf er Wochen lang zwischen Leben und Tod schwebte. «Ich stand damals schon mit beiden Füssen im Grabe,» sagte er mir bei Gelegenheit unserer letzten Begegnung in Gmunden: «*mit einem* bin ich auch heute noch darin,» fügte er nach einer Pause traurig hinzu. Als ich damals — im März d. J. — die Doctoren Korányi und Markusovszky im Vertrauen befragte, was ihre Ansicht über den Zustand Trefort's sei, meinten Beide, es sei immerhin einige Hoffnung vorhanden, dass ez den akuter Anfall uberstehen werden; allein wenn auch diese Hoffnung sich erfüllen sollte, würden wir den alten Trefort nicht wieder haben, oder vielmehr, wir würden erst dann einen wirklich *alten* Trefort haben. . . . Und die Hoffnung ging in Erfüllung: Monate lang kämpfte die kräftige Constitution Trefort's gegen den Würgengel, der bereits seine grausame Hand nach ihm ausgestreckt hatte. Das ganze Land begleitete diesen Kampf mit ängstlicher Spannung, denn die Verdächtigungen und Anfeindungen hatten längst aufgehört, alle Parteien

würdigten die grossen patriotischen Verdienste des wackeren Mannes und er war während der letzten Jahre bei allen Parteien geradezu der populärste Minister geworden. Das gab sich in rührender Weise kund, als er nach seiner grossen Krankheit wieder einmal im Abgeordnetenhause erschien. Ich machte ihm bittere Vorwürfe darüber, dass er gekommen war, denn man kennt ja die liebliche Temperatur unseres Abgeordnetenhauses, welche gesunde Leute krank machen und für Kranke geradezu todbringend sein muss. Er liess es denn auch bei einem oder zwei kurzen Besuchen im Hause bewenden. Am 29. Juni kam er mit seiner Tochter Agnes zu uns ins Stadtwäldchen; es war Peter und Paul und er hatte gehofft, mich am Feiertage zuhause zu treffen; ich war jedoch in der Stadt und als ich nachhause kam, erzählte mir meine Familie, der Minister sehe zwar noch immer sehr leidend aus, sei aber in ziemlich heiterer Stimmung und habe seine alte Beweglichkeit wenn auch nicht voll, so doch mindestens zum Teil wieder elangt. Er teilte den Meinigen mit, dass er vorerst nach dem nördlichen Ungarn gehe, um verschiedene Freunde, darunter auch den Bischof Császka zu besuchen, und dass er dann anfangs August in Ischl einzutreffen gedenke. Als er hörte, dass wir nach Gmunden gehen und dort im Hotel Bellevue bereits Wohnung bestellt haben, versprach er, auf der Reise nach Ischl uns in Gmunden zu besuchen und wenigstens einen oder zwei Tage mit uns zuzubringen. Am folgenden Tage reiste ich ab und las etwas später mit grossem Vergnügen in den Blättern, dass Trefort in der Tat die Reise nach Oberungarn angetreten, dass er dort verschiedene Kirchen und öffentliche Institute besuchte und Alles dies berechtigte mich zu der Hoffnung, dass es ihm entschieden besser gehe. Ich war daher hoch erfreut, als mir der Hotelier der Bellevue in Gmunden meldete, Minister Trefort habe für sich, seine Tochter und seinen Secretär Wohnung — und zwar da er nicht Treppen steigen könne, drei Zimmer im Parterre — bestellen lassen und solle schon am nächsten Tage eintreffen. Am folgenden Mittag brachte mir — ich wohnte in der ersten Etage — der Portier die Karte Trefort's hinauf nebst der mündlichen Entschuldigung des Ministers, dass er nicht selber komme; aber der Weg über die Treppe sei ihm zu beschwerlich. Ich eilte sofort hinab und war geradezu entsetzt über den Zustand, in welchem ich meinen alten Freund antraf. Er sass in einem Lehnstuhle zusammengekauert, die Wangen bleich und eingefallen, das Auge glanzlos, und als er die Lippen öffnete, war es kein Sprechen, sondern nur ein Lallen, was ich vernahm. «Was sagen Sie, wie er aussieht!» flüsterte mir die arme Agnes ins Ohr. Ich drang in der Tat darauf, dass er sich sofort zu Bette begebe, denn ich hielt es doch für möglich, dass ihn vielleicht nur die Reise so sehr angegriffen, umsomehr, als mir Fräulein Agnes erzählte, in Wien habe Trefort, obwohl der Zug erst nach acht Uhr abging, darauf gedrungen, dass schon um sechs Uhr nach dem Bahnhofe gefahren werde. Er fügte sich nach einigem Sträuben

unseren Bitten und ich verliess ihn nun, um seine Ruhe nicht zu stören. Es war ein düsterer Tag; der Regen fiel in Strömen und dichter Nebel lag auf dem Traunsee. Nicht freundlicher sah es in meinem Gemüte aus und ich kann es gar nicht schildern, wie weh es mir tat, den Mann, an den mich dreissig Jahre lang die Bande innigster Freundschaft knüpften, *so* wieder zu finden. Trotz des strömenden Regens machte ich einen kleinen Spaziergang und als ich zurückkam, erblickte ich Fräulein Agnes am offenen Fenster ihres Zimmers, wie sie mit verweinten Augen in die düstere Landschaft hinausstarrte. «Wie geht es ihm?» fragte ich von der Strasse hinauf. «Er schläft,» antwortete sie. «Darf ich einen Augenblick zu Ihnen kommen?» «O kommen Sie, kommen Sie!» war ihre Antwort. Ich ging zu ihr und wir unterhielten uns ein paar Minuten lang leise, da die Tür des anstossenden Gemaches, in welchem Trefort lag, geöffnet war. Plötzlich rief es von dort her mit kaum vernehmbarer Stimme: «Wer ist da?» Fräulein Agnes eilte hinein und kam sofort zurück. Trefort lasse mich bitten, zu ihm zu kommen. Der Anblick, der sich mir beim Eintritt in sein Zimmer darbot, war ein geradezu unheimlicher. Es war nahezu stockfinster in dem grossen Gemach, nur auf dem Nachtkästchen brannte eine einzige Kerze und daneben lag Trefort im Bette — eine Leiche! Langsam wandte er seine Augen nach mir und lud mich mit einer Handbewegung ein, mich auf das Bett zu setzen. Er begann nun zu sprechen, leise, aber doch verständlicher, als unmittelbar nach seiner Ankunft; ja seine Augen schienen mir etwas belebter und die Stimme wurde immer fester, je länger er sprach. «Nicht wahr, Du wunderst Dich, mich so schlecht zu finden?» sagte er. «Es ist mir schon besser gegangen, allein verschiedene Gründe haben diese Verschlimmerung herbeigeführt: ich habe mich in Oberungarn neuerdings verkühlt; es war dort grimmig kalt und die Appartements, die ich bewohnte, konnten nicht recht geheizt werden. Dazu kommt noch Etwas . . .» Hier stockte er und fuhr dann nach einer Weile fort: «Ich sollte mich schämen, es zu sagen, denn in meinem Alter sollte man längst darüber hinaus sein, gewisse Dinge allzu empfindlich zu nehmen; allein diese ewigen Zwistigkeiten mit dem Primas gehen mir ans Leben.» Er besprach nun mit steigender Erregung die bekannten Vorfälle und es gelang mir lange nicht, ihn von diesem Thema abzubringen. Endlich rief ich meine Frau und Fräulein Agnes herein und damit hatte diese peinliche Erörterung glücklich ihr Ende gefunden. Wir sprachen dann über gleichgiltige Dinge. Trefort erzählte uns, seine Tochter werde am nächsten Tage nach Ischl fahren, um dort eine passende Wohnung zu suchen, und er äusserte den Wunsch, am nächsten Mittag mit uns zu speisen. Das Wetter war am folgenden Tage womöglich noch schlechter; das hielt aber Fräulein Agnes, dieses geradezu unerreichbare Muster einer aufopfernden Tochter nicht ab, im strömenden Regen, ganz allein die Fahrt nach Ischl anzutreten, um dort für ihren todkranken Vater ein möglichst

behagliches Heim zu finden. An diesem Vormittag besuchte ich Trefort wieder und fand ihn abermals mit einem Plaid bedeckt zusammengekauert im Fauteuil sitzen; er war jedoch ziemlich heiter und sprach über allerlei politische Angelegenheiten so klar und verständig, wie in seinen besten Tagen. Als ich ihn verliess, sagte er mir lächelnd, er werde sich nun sofort «schön machen», damit er mit uns zu Tische gehen könne. Gegen zwei Uhr holten wir ihn ab; ich fasste ihn unter dem einen Arm, sein Secretär Viktor Molnár unter dem andern und so führten wir ihn mühsam genug die vier Stufen zum Speisesaal hinunter. Er sass dort zwischen mir und meiner Frau und war recht guter Laune: schon lange, sagte er, habe ihm ein Mittagessen nicht so gut geschmeckt, wie dieses; in Wirklichkeit aber hatte er kaum einige Bissen zu sich genommen. Gegen Abend kam Fräulein Agnes aus Ischl zurück; sie hatte eine passende Wohnung gefunden und am nächsten Mittag sollte die Reise angetreten werden. «Ich würde eigentlich lieber hier bei Euch bleiben», sagte mir Trefort am nächsten Morgen; «allein die Aerzte schicken mich nach Ischl.» Zu Mittag speiste er mit seiner Tochter und seinem Secretär — alle Drei bereits in Reisetoilette — auf seinem Zimmer; für 1 Uhr hatte er sich einen Landauer bestellt, während sein Gepäck durch den Hotel-Omnibus zur Bahn befördert werden sollte. Als der Landauer vorgefahren war, begleiteten wir unsern armen Freund hinaus und es gelang ihm nur mühsam, den Wagen zu erklimmen. Nachdem er dort Platz genommen hatte, verweilten wir noch einige Minuten im Gespräche; ich musste ihm versprechen, ihn sobald als möglich in Ischl zu besuchen. Schon hatte der Kutscher die Peitsche ergriffen und die Pferde zogen an; da wandte er noch einmal das bleiche Antlitz mir zu. «Wenn etwas Interessantes vorgehen sollte, werde ich Dir aus Ischl schreiben. Adieu!» Noch ein Wink mit seiner abgemagerten Hand und — ich hatte ihn zum letzten Male gesehen! . . . .

Die scheinbare Besserung, welche in den jüngsten Stunden bemerkbar gewesen, vermochte mich indessen nicht zu täuschen. Ich schrieb sofort an die Redaction des «Pester Lloyd», dass ich den Zustand Trefort's für einen geradezu verzweifelten halte, und obwohl er von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Ischl und von allen möglichen Projecten für den Winter phantasire, mögen sich die Herren jeden Augenblick auf das Schlimmste gefasst halten; in das Blatt, welches er regelmässig mit grosser Aufmerksamkeit lese, seien nur günstige Nachrichten aufzunehmen; allein es sprächen alle Anzeichen dafür, dass dieses kostbare Leben nur mehr nach Tagen zähle. In der Tat erhielt ich schon drei oder vier Tage später aus Ischl ein Schreiben des Herrn v. Molnár, worin mir derselbe mitteilt, ich möge nicht nach Ischl kommen, da in Folge dringenden Wunsches des Ministers die Heimreise sofort angetreten werde. Ueber diese wenigen Tage des Ischler Aufenthaltes hat übrigens Herr v. Molnár selbst ausführliche Mitteilungen veröffentlicht und es bleibt mir in dieser Beziehung nur noch Eines zu sagen übrig, und

dieses Eine bezieht sich nicht auf Trefort, sondern auf Molnár. Was die Tochter Agnes ihrem Vater sein ganzes Leben hindurch und insbesondere während der schweren Zeiten seiner Krankheit gewesen, das zu schildern ist meine Feder zu ohnmächtig; im «Pester Lloyd» ist übrigens sofort nach dem Tode Trefort's von anderer Seite mit wenigen Strichen ein so getreues Bild des hingebenden Waltens dieser edlen Dame entworfen worden, dass es auch gar nicht nötig ist, mehr zu sagen. Agnes Trefort gehört zu jenen weiblichen Wesen, von denen Victor Hugo einmal sagte: sie verdienten es schon bei Lebzeiten *heilig* gesprochen zu werden. Allein die Tochter ist endlich die Tochter und der Vater ist ihr Vater. Was jedoch Victor Molnár, ein junger Mann, der durch keinerlei Bande des Blutes an den verewigten Minister geknüpft wurde, für denselben getan hat, das muss geradezu Bewunderung und Verehrung erregen. Ein Sohn hätte nicht zärtlicher mit dem kranken alten Manne umgehen können: Molnár sass ganze Nächte lang am Bette Treforts, lauschte jedem seiner Atemzüge und war stets bei der Hand, den Kranken zu beruhigen, wenn dieser aus seinen Fieberphantasien aufschrak. Das war nicht das Verhalten eines Beamten seinem Chef gegenüber, sondern die aufopfernde Hingebung eines jungen Mannes an einen Greis, den er aus der Tiefe seines Herzens liebte und verehrte. Und diese Hingebung konnte keine andere, als eine durchaus selbstlose sein, denn Molnár wusste recht gut, besser als wir Alle, dass die Tage Trefort's gezählt seien und dass dieser niemals mehr in die Lage kommen werde, seinem jungen Secretär die unschätzbaren Dienste, welche ihm dieser erwies, vergelten zu können. Ich kenne Herrn v. Molnár nicht näher und habe ihn zum ersten Mal gesehen, als er vor einigen Wochen in Begleitung Trefort's nach Gmunden kam; aber es ist mir ein Herzensbedürfniss, ihm auch an dieser Stelle innigst zu danken für alles Gute und Liebe, das er an meinem verewigten Freunde getan hat.

Meinem verewigten Freunde! Ist er denn wirklich todt? Die Wahrheit zu sagen, ich kann's noch immer nicht glauben. So oft ich an der rückwärtigen Türe meines Bureaus ein Geräusch vernehme, wende ich unwillkürlich den Kopf und lausche; ich erwarte jeden Augenblick, das mir so wohlbekannte liebe Gepolter an jener Türe zu vernehmen, welches stets bedeutete: Aufgemacht, August Trefort ist da! Ich lausche, lausche, — er kommt nicht mehr! Dann nehme ich seine Photographie zur Hand, die beste, die es von ihm gibt. Sie stammt aus jener Zeit, als diesem ausdrucksvollen Antlitz das schwere Leiden noch nicht seinen Stempel aufgeprägt . . . Wie traurig er mich anschaut! Unwillkührlich öffnen sich meine Lippen zu der Frage: «Wann kommst Du wieder?» Und dann ist's mir, als hörte ich aus dem Bilde heraus in leisem, leisem Flüstertone die Antwort: «Vergebens harrst Du meiner! Bisher bin ich stets zu Dir gekommen, wenn ich Dich sehen wollte; jetzt musst Du zu mir kommen, damit wir wieder beisammen sind!»

Auch das wird werden.

Bis dahin tröstet mich in meinem tiefen Schmerze der Gedanke, dass dieser Schmerz ja doch nur die Ueberlebenden trifft; er aber, den wir beweinen, er geniesst der ewigen ungestörten Ruhe, die er sich gewünscht. «*Sterben natürlichen Weges* ist das einzig sichere Glück auf Erden», so schrieb er mir vor sechs Jahren. Dieses Glück, nach dem er sich in trüben Stunden gesehnt, es ist ihm zu Teil geworden; ruhig, fast schmerzlos ging er hinüber in jenes unbekannte Land, von dem «kein Wanderer wiederkehrt». Ich aber, der ich nicht an seinem Sterbebette stehen konnte, ich walle jetzt in der wundervollen Herbsteszeit, die uns diesmal beschieden, nach vollbrachtem Tagewerk, wenn die ersten abendlichen Schatten sich auf die Erde senken, hinaus zu seinem Grabe und betrachte, in Schmerz versunken, den Hügel, unter welchem mein unvergesslicher Freund ruht;

Still ist es um mich her; die Lüfte schweigen,
Des Lebens muntre Töne sind verstummt,
Kein Laut schallt aus den unbewegten Blättern
Und einsam, wie ein spätverirrter Fremdling,
Geht meines Weinens Stimme durch die Nacht.

ZUR LÖSUNG DER UNGARISCHEN FRAGE.

Auch ein Programm.*

Wenn wir in Erwägung ziehen, dass seit dem Kriege in der Krim, in grösserem Maasse aber noch seit dem italienischen Feldzuge die Stellung der

* Diesen für die Beurteilung der Zeitverhältnisse und des Verfassers gleich interessanten *Beitrag zur Vorgeschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleiches von 1867* veröffentlichte der «Pester Lloyd» am 5. September und begleitete denselben mit folgenden Bemerkungen: Bekanntlich begann sich bereits nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges von 1859 in den Wiener massgebenden Kreisen die Ueberzeugung Bahn zu brechen, dass die bis dahin verfolgte Politik eine durchaus verfehlte und nicht nur nicht geeignet sei, die Monarchie zu kräftigen, sondern im Gegenteil dieselbe für jede auswärtige Action geradezu unfähig mache. Es kam das Experiment mit dem October-Diplom, kurz darauf mit dem Feber-Patent, — der Erfolg dieser beiden Versuche ist bekannt. Nachdem die ungarischen conservativen Dualisten und die österreichischen liberalen Centralisten in gleicher Weise Fiasco gemacht und auch der Reichstag von 1861 resultatlos verlaufen war, trat nunmehr an die ungarischen *Liberalen* die Verpflichtung heran, einen Ausgleich zwischen den beiden Staaten der Monarchie zu versuchen und die Bedingungen zu formuliren, unter denen sie einen solchen für durchführbar hielten. Unter den tonangebenden Politikern jener Zeit, welche sich mit dieser hochwichtigen Frage beschäftigten, war auch der kürzlich heimgegangene Cultusminister *August Trefort* und er fasste seine Ansichten mit der an ihm gewohnten Klarheit und Präcision in einer Denkschrift

Grossstaaten gegen einander sich gänzlich geändert hat und Oesterreich in Folge dessen ganz isolirt dasteht und dass diese Stellung der Grossstaaten die Keime des Krieges in sich trägt; wenn wir uns ferner darüber nicht täuschen wollen, dass die europäische Revolution nur schlummert, weder geschlossen, noch todtgemacht darniederliegt; wenn wir unsere Aufmerksamkeit den nationalen Bewegungen zuwenden, die in einem gewissen Maasse mit der Revolution verschwistert sind und auf den Territorialbestand der Staaten, insbesondere auf Oesterreich auflösend wirken: — so können wir

zusammen, welche wir hier veröffentlichen. Welcher Gebrauch von dieser Denkschrift seinerzeit gemacht wurde, ist uns nicht bekannt; das deutsche Original-Manuscript derselben, von der Hand Trefort's geschrieben, fand sich nach dem Tode des Freiherrn v. Eötvös unter dessen Papieren vor. Trefort nahm es damals an sich und verwahrte es viele Jahre lang. Er selbst mochte dieses Schriftstück bereits völlig vergessen haben, denn er erinnerte sich und erwähnte seiner erst fünfzehn Jahre später bei Gelegenheit eines Gesprächs mit dem Chefredacteur des «Pester Lloyd», welches sich auf die Geschichte des Ausgleichs bezog. Am folgenden Tage, es war gegen Ende Jänner 1885, überbrachte er dem Redacteur Dr. Max Falk das Original-Manuscript und stellte demselben frei, davon eine Abschrift zu nehmen, jedoch unter der Bedingung, dass eine Veröffentlichung erst nach seinem — Trefort's — Tode erfolgen solle, oder mindestens erst dann, wenn derselbe aufgehört habe, Minister zu sein. Leider ist es der Eintritt der ersteren dieser Bedingungen, welcher uns heute das Recht gibt, das interessante Actenstück der Oeffentlichkeit zu überliefern. Wir sind überzeugt, dass dieses Memorandum, obgleich bereits sechsundzwanzig Jahre alt, auch heute noch mit grossem Interesse gelesen werden wird. Es sind darin namentlich zwei Punkte, welche unsere Leser überraschen dürften; der eine ist der, dass *die Idee der Delegation von Trefort bereits fünf Jahre vor den eigentlichen Ausgleichsverhandlungen angeregt wurde*. Das andere, nicht minder interessante Moment liegt in dem Unterschiede zwischen diesem Programm und dem im Jahre 1867 zustande gekommenen Ausgleich. Trefort wollte kein gemeinsames Finanzministerium, wohl aber *ein gemeinsames Handelsministerium*, welches sich insbesondere mit den *Zollfragen* zu befassen hätte, während der Ausgleich von 1867 ein gemeinsames Finanzministerium zugesteht, dagegen zwei getrennte Handelsministerien etablirt, wobei allerdings die Zollangelegenheiten und auch noch andere Fragen materieller Natur als solche bezeichnet werden, die wenn auch nicht durch ein gemeinsames Ministerium, aber doch im Wege der Verständigung zwischen den beiden Teilen der Monarchie einheitlich zu lösen sind. Geradezu frappant sind jene Auseinandersetzungen, in denen Trefort *nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Opportunität eines besonderen ungarischen Kriegsministeriums und einer separaten ungarischen Armee* erörtert, Forderungen, welche durch die Einsetzung des ungarischen Landesvertheidigungs-Ministeriums und Errichtung der ungarischen Honvéd eine, allerdings nur teilweise Befriedigung gefunden haben. Dass sich übrigens Trefort nur auf Aufforderung — von wessen Seite, ist uns unbekannt — dazu entschlossen haben mag, seine Ansichten über die unerlässlichen Bedingungen des Ausgleichs in einem förmlichen Programm zu formuliren und dass er bezüglich der Erfüllung dieser Bedingungen kein allzu grosses Vertrauen hegte, beweist die kurze Randglosse, welche Trefort mit einer gewissen Selbstironie dem Schriftstück beisetzte; sie lautet: «Statt der Cholera herrscht jetzt die Manie, Programme zu machen.»

ohne Bangen an die Zukunft der Monarchie nicht denken. Es stehen uns Gefahren bevor, die nur durch Entwicklung grosser materieller Kräfte und nur durch Zusammenhalten aller moralischen Factoren überwunden werden können. Ist dies bei den unfertigen Zuständen der Monarchie zu gewärtigen!?

Machen wir uns keine Illusionen, Oesterreich wird nicht Herr der Revolution werden und hat für den Fall eines längeren Krieges den Aufstand mehrerer Provinzen zu befürchten.

Es ist aber noch an der Zeit, diesen Stürmen vorzubeugen durch eine definitive und so geartete Organisation der Monarchie, die alle Völker Oesterreichs neuerdings an den Bestand der Monarchie, mit neuen und festeren Banden als die alten gewesen — knüpfen würde.

Es wird seit zwölf Jahren fortwährend organisirt, eigentlich experimentirt, da aber alle diese Versuche ohne Erfolg geblieben, so ist dies ein hinlänglicher Beweis, dass man die Sache nicht am rechten Fleck zu fassen wusste. Man hat aus der Hauptfrage eine Nebenfrage gemacht, und darum mussten alle Versuche scheitern. — Die definitive Organisation der Monarchie hängt von der Lösung der ungarischen Frage ab.

Die ungarische Frage muss gelöst werden. Geschieht dies, und die Monarchie wird verjüngt auferstehen und einer Kraftentwicklung fähig werden, die bei der prekären Unterlage des Cäsarismus an der Seine den Kaiser von Oesterreich und König in Ungarn zum Herrn der Situation machen könnte.

Es handelt sich aber um die Art, wie die ungarische Frage gelöst werden kann.

Die Bedingnisse der Lösung sind meines Erachtens:

a) müsse die Grossmachtstellung der Monarchie dadurch unangetastet bleiben und jenes Maass der Einheit, das diese Stellung erfordert, aufrecht erhalten werden;

b) müssen durch die Lösung der Frage die Völker Ungarns derart befriedigt werden, dass sie jener Opferwilligkeit fähig werden, die der Bestand der Monarchie in schweren, vielleicht bald anrückenden Zeiten erfordern wird, und selbe freiwillig zu betätigen geneigt werden, für den Fall einer allgemeinen europäischen Revolution aber kein Interesse haben mögen, sich der Bewegung anzuschliessen;

c) dürfen die übrigen Länder der Monarchie durch die Lösung der ungarischen Frage weder in ihren Interessen noch in ihren Gerechtsamen gekränkt werden.

Nun nachdem die Anhänglichkeit Ungarns an seine rechtliche Existenz und seine geschichtlich entwickelte, im Bewusstsein des Volkes wurzelnde Sonderstellung nicht zu überwinden ist, und die Beteiligung Ungarns am Reichsrat in die Reihe der politischen Unmöglichkeiten gehört; — nach-

dem der Sinn für die modernen constitutionellen Einrichtungen und Garantien, die im Jahre 1848 in die ungarische Verfassung und Gesetzgebung eingedrungen sind, ebenfalls nicht zu bewältigen ist — wie dies die Schicksale des October-Diploms und das Verfahren des letzten Landtags bewiesen: so bleibt nichts Anderes übrig, als in den Grenzen der ungarischen Gesetze überhaupt, und insbesondere in den Grenzen der 48er Gesetze und der diese Gesetze erläuternden Adressen des vorigen Landtags die Lösung der ungarischen Frage zu suchen, in der Art jedoch, dass den oben aufgestellten Bedingnissen vollkommen Genüge geleistet werde.

Ungarn hat seit jeher eine von den übrigen Ländern der Monarchie getrennte Administration gehabt, und dies Recht wurde uns auch in dem October-Diplom bestätigt. Also bedarf es keiner langen Beweisführung, dass der Bestand der Monarchie nicht gefährdet ist, wenn Ungarn eigene Ministerien fürs Innere, Justiz und öffentlichen Unterricht erhält.

Nun aber, wo der Staat nach aussen eine Action auszuüben hat und eines einheitlichen Handelns und Auftretens bedarf, in seinen diplomatischen sowie in seinen Handelsbeziehungen — legen die ungarischen Gesetze dieser Einheit nichts in den Weg. Wir forderten in unseren Landtags-Adressen kein auswärtiges Ministerium; — und nachdem die Zollschranken zwischen Ungarn und den Erbländern gefallen sind, und die Wiederaufrichtung der Zolllinien zu den staatsökonomischen Unmöglichkeiten gehört, so werden wir zu den gemeinschaftlichen Angelegenheiten, ausser den auswärtigen Angelegenheiten, die noch höchst wichtigen Handelsangelegenheiten rechnen, die zwischen Ländern und Völkern die stärksten Bande knüpfen.

Somit sind wir angelangt bei jenen Angelegenheiten, die nach der Natur der Dinge gemeinschaftlich behandelt werden müssen. Das einfachste und natürlichste, zunächst liegende Organ zur Verhandlung dieser gemeinschaftlichen Angelegenheiten wäre ein Ausschuss, ausgesandt zu diesem Behufe vom Wiener engeren Reichsrate, der das Parlament der nichtungarischen Länder bilden soll, und dem Reichstage der Länder der ungarischen Krone.

Also hätten wir ausser der Person des gemeinschaftlichen Souveräns mehrere die Personal-Union befestigende, auf Verträge gegründete gemeinschaftliche Einrichtungen und Beziehungen: ein gemeinschaftliches Ministerium für das Auswärtige, ein gemeinschaftliches Ministerium für den Handel, das Zollwesen und was damit notwendigerweise zusammenhängt, und eine von Zeit zu Zeit, von Fall zu Fall tagende gemeinschaftliche Gesetzgebung in dem Ausschusse der beiden Reichstage. Wahrlich stärkere Bande als jene, die die mechanische administrative Einheit zu schaffen im Stande ist, Bande, hinlänglich stark, um die zwei verschiedenen Ländergruppen, aus denen die österreichische Monarchie besteht, zusammenzuhalten.

Die Finanzen und das Kriegswesen der beiden Ländergruppen müssen sowohl im Sinne der ungarischen Gesetze, als den herrschenden Anschauungen in Ungarn gemäss, getrennt werden. Will man und kann man auf diesen Wunsch und diese rechtmässige Forderung Ungarns nicht eingehen, so ist's verlorene Mühe, einen Ausgleich zu versuchen. — Man müsse daher die Frage, ob die österreichische Monarchie in ihrer Grossmachtstellung mit einem doppelten Finanz- und Kriegsministerium bestehen kann, ohne vorgefasste Meinung, ohne Vorurteil ganz ruhigen Gemüts einer reiflichen Prüfung unterziehen. Denn dies ist der Kern der ungarischen Frage: das ist der controverse Punkt der Frage. Alles Uebrige lässt sich leichter ins Reine bringen.

Meines Erachtens kann die Monarchie nicht nur bestehen und ihre Grossmachtstellung bei der Trennung des ungarischen Finanz- und Kriegswesens wahren, sondern diese Trennung wird die Interessen des Gesammtstaates und der Dynastie sogar fördern und die Monarchie kräftigen.

Betrachten wir zuerst die Finanzen mit einer kurzen Analyse des Budgets. Einen bedeutenden Posten des Budgets bilden die Auslagen für das Innere, die Justiz und den öffentlichen Unterricht. Wenn Ungarn Ministerien für diese Fächer erhält, versteht es sich von selbst, dass Ungarn auch die Auslagen dieser Ressorts aus eigenen Mitteln decken müsse.

Daraus folgt zunächst, dass die übrigen Länder des Kaiserstaates die Auslagen für diese Zweige des öffentlichen Lebens auch aus ihren Mitteln zu decken haben werden.

Wie könnte dadurch der Bestand der Monarchie und ihre Grossmachtstellung gefährdet werden?!

Ein wesentlicher Posten des Budgets ist das Kriegswesen. Nun, wenn Ungarn die sämmtlichen Kosten einer ungarischen Armee, oder im Verhältniss seiner Bevölkerung, seiner Territorialgrösse, seines Nationalvermögens, seiner Geldkräfte eine mittelst Uebereinkunft zu bestimmende Quote des Kriegsbudgets der ganzen Armee des Kaiserstaates aus eigenen Mitteln zahlt — warum sollte der Bestand der Monarchie und ihre Grossmachtstellung dadurch gefährdet werden?

Eine dritte starke Position im Budget ist die Staatsschuld sammt Zinsen. Nun, wenn die Staatsschuld nach den oben berührten Verhältnissen zwischen den Ländern der ungarischen Krone und anderen Gruppen österreichischer Länder geteilt wird und jeder Teil die auf ihn entfallende Quote der Zinsen pünktlich zahlt — wie sollte da der Bestand der Monarchie und ihre Grossmachtstellung damit gefährdet werden?! Dasselbe gilt von allen übrigen Posten des Budgets.

Der Bestand und die Grossmachtstellung der Monarchie erfordern, dass jene Auslagen, die diese Stellung mit sich bringt, in vollem Maasse gedeckt werden, dass die Monarchie geordnete Finanzen habe, damit andere

Mächte auf die Zerrüttung der österreichischen Finanzen nicht speculiren und nicht ihre Politik sogar darauf gründen können, damit die Monarchie in der Geltendmachung ihrer Ansprüche und ihres Ansehens dem Auslande gegenüber nicht genirt werde. — Ob die nötigen Geldkräfte aus zwei verschiedenen von einander abgesonderten Quellen fliessen, ob diese Quellen durch ein oder durch zwei Ministerien, wovon das eine in Pest, das andere in Wien arbeitet, verwaltet werden, ist für den Bestand und die Grossmachtstellung der Monarchie ganz gleichgiltig. Dass die österreichische Monarchie mit zwei Finanzministerien nicht bestehen könne, ist ein abgedroschener Gemeinplatz, stets wiederholt von Jenen, die die Concentrirung der Finanzen und des Creditwesens in Wien zu ihrem Privatvorteil auszubeuten wissen und ihre Interessen mit denen der Monarchie und des regierenden Hauses identificiren wollen, jenen falschen Freunden der Dynastie, die Oesterreich um seine glänzende Stellung in der europäischen Staatenfamilie brachten und die grenzenlose Zerfahrung der inneren Zustände herbeigeführt haben. Ungarn muss ein eigenes Finanzministerium gewährt werden, denn ohne dies ist ein Ausgleich der obschwebenden Differenzen, die Lösung der ungarischen Frage nicht möglich.

Das Recht, sämmtliche Steuern direct und indirect zu bewilligen, darüber zu verfügen und die Gebahrung zu überwachen — das wird sich kein ungarischer Landtag nehmen lassen. Wer daher einen Ausgleich höchsten Orts — ohne dass dies Recht dem Lande ungeschmälert gelassen werde — als möglich darstellt, kennt nicht die Stimmung des Landes und täuscht sich entweder selbst, oder es ist seine Absicht, Andere zu täuschen. Ich wiederhole es, dass das Wohl der Monarchie die Trennung des Finanzwesens erfordert. Die österreichischen Finanzen leiden an so veralteten Gebrechen, Missbräuchen und Uebelständen, die Regie nimmt einen so unverhältnissmässig grossen Teil der Einnahme in Anspruch, dass man die höchst notwendige Sparsamkeit und die völlige Umgestaltung des österreichischen Finanzwesens nur auf dem radikalen Wege einer Trennung der ungarischen Finanzen von jenen der anderen Länder der Monarchie wird erzielen können.

Die Kriegsfrage mag wohl sehr empfindlicher Natur sein, aber auch hier möge man Vorurteile, vorgefasste Meinungen bei Seite tun und einer ruhigen Ueberlegung Raum gönnen.

Ungarische Gesetze und die Anschauungen des ungarischen Volkes fordern ein ungarisches Kriegsministerium, eine ungarische Armee; dass dies ohne Gefahr für den Bestand des Kaiserstaates und seine Stellung gewährt werden kann — dafür sprechen folgende Rücksichten:

a) Wenn das ungarische Contingent an Mannschaft zu einer ungarischen Armee zusammengestellt und einem ungarischen Kriegsminister untergeordnet wäre, Se. Majestät der Kaiser würde in gehörigem Wege

ebenso den ungarischen als den Wiener Kriegsminister ernennen, und schon dadurch auf eine gleichartige Leitung des Heerwesens, trotz zweier Ministerien, Einfluss nehmen.

b) Der oberste Kriegsherr beider Armeen bliebe Se. Majestät der Kaiser und König von Ungarn. Folglich könnte die gleichförmige Organisation und die Gemeinschaftlichkeit und Einheit im Kriegswesen in der höchsten Spitze und durch die höchste Spitze erreicht werden.

c) Jene Beweggründe, die für die Beibehaltung der ungarischen Husaren und ungar. Infanterie-Regimenter in ihrer Abgesondertheit sprechen, dürften die Bildung einer ungarischen Armee noch in grösserem Maasse empfehlen; und man ist allgemein überzeugt, dass eine ungarische, von den andern k. Truppen abgesonderte Armee mit scharf ausgesprochenem nationalen Gepräge, alle tüchtigen, sogar glänzenden Eigenschaften des ungarischen Soldaten in einem viel höheren Grade an den Tag bringen würde, als die gegenwärtige Organisation des Heeres.

d) Es ist nicht zu vergessen, dass die deutschen Länder Oesterreichs zum deutschen Bunde gehören und Oesterreich schon dadurch einen Dualismus im Heereswesen hat, der im Falle, dass der Bund reformirt und ihm eine volkstümliche Gesetzgebung beigegeben wird, viel schroffer werden müsse; das österreichische Bundescontingent wird dann ohnedies aus deutschen Truppen bestehen müssen. Auch ist es hier am Platze, das Beispiel des Bundes anzuführen, der für eine Bundesarmee gesorgt und doch jedem Gliede seine Armee belassen hat.

e) In allen Feldzügen, an denen die Armee mehrerer befreundeter und alliirter Mächte teilgenommen, war behufs des zu erreichenden Zweckes höchstens eine gemeinsame Führung, oder eine übereinstimmende Mitwirkung zum selben Zwecke, nie eine Verschmelzung der Heere erforderlich; warum sollte daher eine ungarische und eine deutsch-slavische Armee, unter gemeinschaftlicher einheitlicher Führung stehend, im Kriege nicht vollkommen dem Zwecke entsprechen und die Grossmachtstellung der Monarchie gefährden? Die zweiteilige Organisation des Heeres würde — wenn man die Sache psychologisch betrachtet — die Aemulation und dadurch den Geist der beiden Truppenkörper heben und desto glänzendere Resultate erringen.

f) Es ist bei dieser Frage nicht zu vergessen, dass die ungarische Armee — Kroatien würde ja auch dazu gehören — aus eben so verschiedenartigen Elementen bestehen würde, als gegenwärtig die österreichische; dass dies in Bezug auf die Dislocation dieselben Verhältnisse bieten würde, als nun die vereinte Armee. Auch sind Situationen denkbar, wo die Trennung der Armee in zwei verschiedene Körper gerade den Zwecken des Kaiserhauses sehr entsprechen würde.

Indem die Lösung der ungarischen Frage nur bei einer dualistischen Organisation der Monarchie möglich ist, dürfte es nicht überflüssig sein,

daran zu erinnern, dass, so lange die Unifikation der Monarchie auf Grundlage des Feber-Patents aufrecht erhalten wird, alle Bestrebungen Oesterreichs, seine Position in Deutschland zu befestigen, durch Befürwortung der Bundesreform in einheitlicher deutscher Richtung keinen rechten Sinn und keinen Effect haben können. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, dass durch jene Art der Lösung der ungarischen Frage, die ich empfehle, die Interessen der übrigen Länder der Monarchie nicht gekränkt werden könnten, denn der Wiener Reichsrat — der engere — kann als Parlament der nicht ungarischen Länder unangetastet bleiben: auch würde Ungarn selbstverständlich an allen Lasten mit Einbegriff der Staatsschuld gleichen Theil nehmen.

Will man daher einen ernsten Versuch zur Lösung der ungarischen Frage machen, so müsse man nach den Erfahrungen, die man beim October-Diplom und letzten Landtag gemacht, ein ungarisches Ministerium ernennen, das ohne Verzug den Landtag zu berufen hätte, um demselben geeignete Vorschläge zu machen, selbe in seiner Mitte zu unterstützen und zu verteidigen und Gegenanträge zu bekämpfen — damit das Inaugural-Diplom in Bälde zu Stande kommen, die Krönung veranstaltet und der legale Zustand endlich einmal hergestellt werden könnte.

Sollte man aber statt diese Wege zu befolgen noch einmal nach dem Muster der October-Politik verfahren wollen, dürften die Resultate höchst zweifelhaft werden. Sollte man, was ich nicht glaube, die Lösung der ungarischen Frage nach einem anderen Programme ermöglichen, so wäre der Zweck der Lösung, der kein anderer sein kann, als Ungarn vor der Revolution sicherzustellen und für die Zeit der Gefahren, die der Monarchie bevorstehen, opferwillig für den Bestand und die Interessen der Monarchie zu stimmen, durchaus nicht erreicht worden. Man kann im Gegenteil versichert sein, dass bei der Zähigkeit des ungarischen Wesens, bei der Anhänglichkeit Ungarns an seine Gesetze und Traditionen, Ungarn die Zeit der Not benützen würde, und gerade in jenen Momenten, wo das grösste Einverständniss und die Concentration aller materiellen und moralischen Kräfte höchst erforderlich wäre, mit seinen Postulaten um vollkommene Sonderstellung mit eigenen Finanz- und Kriegsministerien auftreten würde: — es dürfte vielleicht selbst das Eingehen in diese Forderungen Ungarn dann nicht mehr genügen.

Also nur eine vollkommene Befriedigung des Landes, nur eine ganze Lösung der ungarischen Frage kann jene Früchte tragen, die man mit der Lösung der Frage erzielen will. Man gebe sich daher von oben aus keinen Illusionen hin und verliere vor Allem nicht die teuere Zeit. Denn Alles von der Zeit zu hoffen, was Andere durch die Kraft erwarten, diese Gewohnheit des österreichischen Hofes ist jetzt nicht am Platze.

Pest, 3. August 1862. *August Trefort.*

TREFORT'S REDEN UND BRIEFE.*

Unter diesem Titel ** veröffentlichte der unermüdlich tätige ungarische Cultus- und Unterrichts-Minister, Hr. *August Trefort*, die dritte Sammlung parlamentarischer und akademischer Reden, volkswirtschaftlicher, pädagogischer und allgemein cultureller Ansprachen und Briefe, welche derselbe vom Jahre 1875 bis 1888 in seiner Eigenschaft als oberster Leiter der Unterrichts-Verwaltung, dann als provisorischer Minister für Ackerbau, Gewerbe und Handel, endlich als Präsident der ungarischen Akademie der Wissenschaften bei verschiedenen Gelegenheiten und Anlässen gehalten, resp. geschrieben hat. Alle diese Kundgebungen fanden seinerzeit schon den Weg in die Oeffentlichkeit und erregten daselbst verdientes Aufsehen, erzielten auch vielfach die gehoffte Wirkung. Nichtsdestoweniger war es ein dankenswertes Unternehmen, diese an verschiedenen Orten publicirten «Reden und Briefe» zu sammeln und in einem handlichen Bande vereinigt dem Gedächtnisse der Mit- und Nachwelt zu übergeben.

Um in die Fülle und Mannigfaltigkeit der hier zur Sprache und Anregung gebrachten Objecte, Gedanken, Ideen, Vorschläge, Mahnungen, Wünsche etc. die erleichterte Uebersicht zu bringen, sind dieselben in unserer Vorlage in zwei Hauptgruppen zusammengefasst. Die erste Gruppe der «Reden und Briefe» bezieht sich auf den «Unterricht,» die zweite auf «Volkswirtschaft, Kunst und Industrie»; im «Anhange» teilt der g. Verfasser seine in mehrfacher Hinsicht hochbedeutsame Reichstagsrede vom 22. Mai 1861 mit. Das gleichfalls hochinteressante «Vorwort», welches Minister Trefort trotz seines damaligen schweren Siechtums niedergeschrieben, hat diese «Ungarische Revue» bereits (oben S. 375) im vollen Wortlaute den Lesern mitgeteilt.

Dieses «Vorwort» bekundet sofort die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Trefort'schen Geistes und seiner Denk- und Empfindungsweise. Der ungarische Cultus- und Unterrichtsminister ist ein Mann der Tat, der positiv schaffenden Arbeit. Rein abstracte Speculation, blos theoretische Untersuchungen finden bei ihm allerdings auch Wertschätzung und Anerkennung; als praktischer Politiker und Staatsmann ist er jedoch überall bemüht, die Ideen zu verwirklichen, die Theorie in die Praxis umzusetzen. Was aber dem Minister am meisten verhasst ist, das ist die Jagd nach

* Dieser Artikel ist drei Monate vor Treforts Tode geschrieben. D. Red.

** «*Trefort Ágoston*, Beszédek és levelek.» Budapest, Wilh. Mehner; 1883. 8°. VII und 376 S.

schönklingenden Redensarten, das Spiel mit Phrasen ohne Inhalt, wodurch die eigene Geistesleere oder die Thatenscheu verhüllt werden soll.

Hr. Trefort kann auf ein reiches Menschenleben zurückblicken und mit Stolz von sich bekennen, dass von seinem ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit bis zum heutigen Tage, durch ein halbes Jahrhundert hindurch, er ohne Unterlass bemüht war, die Aufmerksamkeit und das Interesse der Nation auf die verschiedensten Fragen und Angelegenheiten des Lebens in Wissenschaft und Kunst, in der Erziehung wie im Handel, in der Industrie wie in der Volkswirtschaft überhaupt zu wecken, zu pflegen und zu betätigen. Diese unermüdliche Ausdauer im Dienste des Gemeinwohles würde schon an sich die wärmste Anerkennung verdienen; diese Letztere gewinnt jedoch an Umfang und Stärke durch die tatsächlich erzielten Erfolge, welche Minister Trefort während seiner nunmehr ins sechzehnte Jahr gehenden obersten Unterrichtsverwaltung aufzuweisen vermag. Wenn es richtig ist, dass gewisse Wahrheiten nicht oft genug wiederholt werden können: so ist es in unserer raschlebigen Zeit sicherlich auch gerechtfertigt, wenn man die Mitwelt immer wieder an solche Verdienste erinnert, damit diese als Leuchte und Ansporn zur Nachahmung dienen.

Ein weiteres Charakteristikum dieser »Reden und Briefe« wie der Schriften und Handlungen Treforts überhaupt ist der Freimut, die ungescheute Darlegung der eigenen Meinung, unbekümmert darum, ob diese den jeweiligen Tagesströmungen oder Lieblingsanschauungen gefällt oder hier unangenehm und missliebig ist. In den Tagen der so häufig geübten Tartüfferie berührt das offene, kräftige Manneswort überhaupt wohltuend und erweckt Achtung und Sympathie selbst dort, wo man vielleicht den ausgesprochenen Ansichten nicht beistimmen kann, oder dieselben geradezu bekämpfen muss.

In seiner Rede zur Eröffnung der 48. feierlichen Jahressitzung der ung. Akademie der Wissenschaften am 6. Mai 1888 sagt der Minister über die *geistige Freiheit* das bezeichnende Wort: »Ich verstehe darunter einerseits die Berechtigung, seine individuelle Ansicht oder besser die Wahrheit unverhüllt auszusprechen, ohne dass wir irgend ein Disciplinar-Verfahren, eine Censur oder ein Anathema zu befürchten haben; andererseits die Fähigkeit, eine solche Wahrheit mit Gleichmut, ohne Echauffement anzuhören und in Erwägung zu ziehen«. . . Eine solche Freiheit gebe es aber in Ungarn nicht, denn es mangle hier der »*philosophische Geist*«, den der Minister darin erblickt, »wenn wir uns nicht mit jeder Wahrheit begnügen, welche man uns in den Mund legt, sondern wenn wir selber darnach forschen, ob dasjenige, was als wahr gepriesen wird, auch tatsächlich wahr sei. Der philosophische Geist ist also das Streben nach der Wahrheit und die freie Forschung in allen Regionen des Verstandes. Ohne diesen Geist gibt es keine Bildung, keine Wissenschaft, keine Freiheit.« . . .

Im Zusammenhange mit dieser nach Wahrheit strebenden Aufrichtigkeit steht die Nüchternheit und Unbefangenheit des Urteils. August Trefort gehörte schon vor mehr als vierzig Jahren zu der damals noch ziemlich kleinen Gruppe jener bedeutenden Männer, die, ausgerüstet mit der europäischen Bildung, in unserem Vaterlande die Fahne der Reform des Staates und der Gesellschaft im Geiste des modernen Fortschrittes hoch emporhielten. Die Ideen der vielbespöttelten und vielbekämpften «Centralisten,» eines Baron Josef Eötvös, Ladislaus Szalay, Anton Csengery, August Trefort u. A., errangen schliesslich doch den Sieg und wir geniessen heute die Früchte jener Bestrebungen. Der «Europäer» Trefort ist aber zugleich ein Vertreter jener erfreulichen Vielseitigkeit des Wissens und der Anschauungen, wodurch der geistige Horizont erweitert, der Blick geschärft und der logische wie organische Zusammenhang der Dinge und Verhältnisse erkannt und aufgefasst werden kann. Die richtige Beurteilung allgemeiner Fragen und die entsprechende Leitung öffentlicher Angelegenheiten bedingen eine derartig universelle Geistesbildung; denn nur diese allein schützt auch vor engherzigen Vorurteilen, vor Einseitigkeiten und Ungerechtigkeiten und führt in Allem zu wohlwollender Humanität und Urbanität, diesen gefälligen Kennzeichen einer wahrhaft vornehmen Natur.

Trefort ist weder starrer Principienreiter noch opportunistischer Gelegenheitsmacher; er steht in seinen Ansichten und Vorschlägen jederzeit auf dem Boden der Wirklichkeit, der gegebenen Zustände und Verhältnisse und nimmt als besonnener Realpolitiker die Welt wie sie ist, nicht wie sie sein soll. Dass hierbei ein Wandel in Auffassungen und Anschauungen sowie in der Beurteilung von Massregeln, Einrichtungen, Bestrebungen, Meinungen etc., nicht zu vermeiden ist, liegt in der Natur der Dinge. Nur derjenige, der stille steht und auf Fortschritt und Fortentwicklung Verzicht leistet, darf von sich behaupten, «er habe seine Ansichten niemals geändert.» Der denkende Kopf sowie der practische Mann werden nach einem solchen Lobe der Trägheit nicht begehren.

Dass aber der «Europäer» Trefort sich keineswegs in den vagen Kosmopolitismus verloren hat, sondern in dem festen Boden seines Vaterlandes wurzelt und von aufrichtiger Liebe und Hingebung für seine Nation erfüllt ist, das bezeugen auch diese «Reden und Briefe» fast auf jeder Seite, denn sie offenbaren überall «das tiefe Gefühl, die Begeisterung des Verfassers für den ungarischen Staat und die ungarische Cultur.»

In den Jahren von 1875 bis 1888 wurden auf dem Gebiete der Unterrichts-Gesetzgebung ausser den jährlichen Budget-Gesetzen für die Deckung der Unterrichts-Verwaltung nur zwei Gesetze von grösserer Bedeutung geschaffen, nämlich der Gesetzartikel über den obligatorischen Unterricht in der ungarischen Sprache und das Mittelschulgesetz. Ueber beide Gesetze hat Hr. Trefort als Ressort-Minister im Reichstage bedeutende Reden gehal-

ten, welche nicht blos das Wesen und den Zweck der betreffenden legislatorischen Vorlagen beleuchten, sondern zugleich gar manche Anschauung und Anregung von allgemeinem Werte enthalten.

Seinen Standpunkt und somit auch den der ungarischen Regierung überhaupt in der vielberegten Frage über den *obligatorischen Unterricht in der ungarischen Sprache* charakterisirte Hr. Trefort in seiner Reichstagsrede vom 1. Mai 1879 in nachstehender Weise: Die leidenschaftlichen Gegner des Gesetzentwurfes behaupteten, dass dieser Entwurf einen Kampf gegen die Nationalitäten, gegen die nichtungarischen Volksstiämme im Lande involvire; dass er ferner die Autonomie und Freiheit der Kirchen und Confessionen angreife; dass er auch vom pädagogischen Gesichtspunkte nicht zweckmässig sei und dass er endlich mit den Traditionen der ungarischen Politik breche.

«Dass jedoch in diesem Gesetzentwurfe,» führt der Minister aus, «keine Spur einer Antipathie oder gar eines Kampfes gegen die Nationalitäten zu finden ist, beweist am besten die Genesis dieses Gesetzentwurfes. Nicht nur zahlreiche Municipien haben beim Reichstage um die Einführung der ungarischen Sprache in den Schulen angesucht, sondern im Wege der Schulinspectoren und der kirchlichen Behörden ist zu meiner Kenntnis gelangt, dass in den verschiedenen Gegenden des Landes sehr zahlreiche Gemeinden den Wunsch haben, dass die Erlernung der ungarischen Sprache in die Elementarschulen eingeführt werde. Die Regierung hat also nur diesen Wünschen Rechnung getragen, wenn sie diesen Gesetzentwurf vorgelegt hat. Ich und die Regierung überhaupt betrachten diese Angelegenheit ausschliesslich vom Gesichtspunkte des Interesses; denn es liegt wirklich im Interesse der nichtungarischen Mitbürger, dass sie die ungarische Sprache erlernen, gleichwie es ebenfalls im Interesse des Staates liegt, dass ihnen zur Erlernung dieser Sprache die Mittel und Wege geboten werden. Dieser Gesetzentwurf hat demnach keine andere Tendenz. Es ist hier keine Rede von Assimilirung; denn man darf von uns denn doch so viel voraussetzen, dass auch wir es wissen, dass die Erreichung dieses Zieles auf diesem Wege heute bereits zu spät geworden ist.» . . .

«Das andere Argument, mit welchem dieser Gesetzentwurf bekämpft wird, dass er nämlich die confessionelle Autonomie zu Grunde richten werde, hat ebenso wenig Bestand. Es ist eigentümlich, dass einerseits behauptet wird, die Regierung greife diese Autonomie an, während man andererseits mich dessen beschuldigt, dass ich ungemein nachgiebig bin, ja irgend Jemand hat mich einen Ultramontanen genannt.

«Ich gestehe, dass ich zwischen der Erlernung der ungarischen Sprache in den Elementarschulen und der kirchlichen Autonomie keinen organischen Zusammenhang sehe.» . . . Wenn man dieses Argument aus dem Aufsichtsrechte der Regierung in Bezug auf die wirkliche Durchführung des Gesetzes

folgere, so komme man damit etwas zu spät; denn schon die Gesetze vom J. 1790. 1 und das Volksschulgesetz v. J. 1868 sichern der Regierung auch gewisse Controlsrechte über die einzelnen Kirchen und Confessionen. . . .

«Auch vom pädagogischen Gesichtspunkte wird dieser Gesetzentwurf bekämpft und gesagt, dass derselbe überhaupt nicht zum Ziele führen werde. Ja, wenn das der Fall sein sollte, weshalb greifen Sie ihn dann so heftig an? Uebrigens sind die pädagogischen Anschauungen in Betreff dieses Gegenstandes sehr verschieden.» . . . «Das Leben und die Praxis sind indessen der weiseste Pädagog und das Leben wie die Praxis haben diese Frage nicht nur im Westen sondern auch im Osten und auch bei uns, schon längst entschieden. Es gibt bei uns viele Schulen, in denen zwei Sprachen mit Erfolg gelehrt werden.» Der Minister beruft sich auf das Beispiel der frühern Militärgrenze, wo in den Elementarschulen die Kinder auch in der deutschen Sprache unterrichtet worden seien, ohne dass deshalb weder die orthodoxe Kirche noch die serbische oder rumänische Sprache und Nationalität zu Grunde gegangen seien, wohl aber hatte dieser Unterricht den Erfolg, dass die Söhne der Militärgränze in der österreichischen Monarchie einen Einfluss erlangt haben, wie derselbe mit ihrem numerischen Bestande in keinem Verhältnisse sich befindet. Der Minister gedenkt dabei auch seiner eigenen Wahrnehmungen, welche er in rumänischen Ortschaften des Szörényer Comitats gemacht hat und fährt alsdann fort: «Ob der Unterricht in der ungarischen Sprache einen tieferen culturellen Einfluss haben wird, hängt von dem Apparate ab, mit dem die Regierung wirken kann und von der höheren Entwickelung der ungarischen Cultur selbst, die nur ein Resultat des Zusammenwirkens der gesammten Societät sein kann. Bis zu einem gewissen Grade, das gebe ich zu, ist dieses Resultat auch von der Unterrichtspolitik bedingt und ich darf wohl annehmen, dass meine Begriffe richtiger sind als die Jener, welche in jeder unterrichtlichen Frage als meine Antagonisten gegen mich auftreten. Uebrigens hängt ja auch der richtige Erfolg einer richtigen Unterrichtspolitik nicht allein vom Unterrichts-Minister ab.» . . .

Der sächsische Abgeordnete Karl Gebbel hatte gegen den Gesetzentwurf das Bedenken erhoben, dass durch den Unterricht in der ungarischen Sprache der sonstige Unterricht in den nichtmagyarischen Elementarschulen Schaden erleiden und somit die Cultur des betreffenden Volksstammes bedroht werde, wodurch die ungarisch sprechende Jugend schon eo ipso gegenüber den Uebrigen sich im Vorteil befinde. «Unser Lehrplan», bemerkt hierauf der Minister, «müsse sehr schlecht sein, wenn durch denselben die deutsch sprechende Jugend dieser Gefahr ausgesetzt würde. Ich halte im Gegenteile dafür, dass gerade durch den Unterricht im Ungarischen den deutschen Knaben die Gelegenheit geboten wird, ihre ungarischen Altersgenossen zu übertreffen, denn die Kenntniss zweier Sprachen ist im practischen Leben sehr nützlich und überdies dient auch das Erlernen einer

Sprache an sich vom pädagogischen und geistigen Standpunkte zur wirksamen Förderung der Entwickelung des Verstandes. Hinsichtlich der Bemerkung, dass dieser Gesetzentwurf die Tradition der ungarischen Politik verleugne, beruft sich der Minister auf die Vorschriften der «Ratio Educationis» vom J. 1806, welche an vielen Stellen sich auf den Unterricht in der ungarischen Sprache bezieht und so sei der Gesetzentwurf keineswegs ein Bruch mit dieser Tradition, sondern vielmehr eine Fortsetzung derselben. . . . Dem Minister und der Regierung überhaupt komme es durchaus nicht in den Sinn, die Schulen mit nichtmagyarischer Unterrichtssprache zu sperren oder ihnen die ungarische Sprache als Lehrsprache aufzunötigen. Ebensowenig wolle man die Autonomie und Freiheit der Kirchen schädigen. . .

Die Schaffung eines *Gesetzes über die Mittelschulen* (Gymnasien und Realschulen) nahm einen langen Zeitraum in Anspruch. Von 1869 bis 1883 wurden in dieser Beziehung wiederholt Anläufe und Versuche gemacht, bis endlich im letztgenannten Jahre nach lebhaften Verhandlungen in der betreffenden Commission und in den beiden Häusern des Reichstages das Gesetz zustande gebracht werden konnte. In seiner grossangelegten Parlaments-Rede vom 5. März 1883 gibt der Minister eine instructive Uebersicht des Entwicklungsganges, welchen die verschiedenen Mittelschulgesetz-Entwürfe genommen hatten und beleuchtet dann im Einzelnen die Hauptprincipien, auf denen der neuvorgelegte, acceptirte und zum Gesetz erhobene Entwurf beruht. Er sagt:

«Ich war bestrebt, aus dem Gesetzentwurfe Alles das wegzulassen, was dessen Durchführung erschweren konnte, insbesondere aber blieben viele Details aus, welche den Entwurf bei den Schulerhaltern verhasst gemacht hatten. Darum will ich die Aufsicht des Staates hauptsächlich durch zwei Momente zum Ausdruck bringen; einerseits durch die Constatirung des unterrichtlichen Erfolges, anderseits durch die Ermöglichung dieses Erfolges, denn dieser Gesetzentwurf hat eine doppelte Aufgabe zu lösen: eine politische Aufgabe durch Präcisirung des Gesetzartikels XXVI: 1791, § 5 (über die Beaufsichtigung des öffentlichen Unterrichts durch die Staatsgewalt) und eine culturelle oder didaktische Aufgabe durch die Hebung des Unterrichts und die Steigerung der Resultate desselben. Deshalb habe ich auf die Maturitätsprüfungen und auf die Mittelschullehrer-Bildung das Hauptgewicht gelegt.» . . .

Damit die Maturitäts- oder Reife-Prüfung, welche die Vorbedingung alles weitern Studiums ist, von Wirksamkeit begleitet sei und kein todter Buchstabe bleibe, ist eine strengere Controle von Seite der Staatsgewalt vonnöten; ebenso kann der unterrichtliche Erfolg nur dann erhofft werden, wenn die Qualification des Lehrpersonals eine entsprechendere ist. Deshalb behält der Staat die amtliche Befähigungs-Erklärung der Professoren an den Mittelschulen in seiner Hand.

Der Minister wendet sich dann an die einzelnen Gegner des Entwur-

fes und kommt dabei auch auf die Frage von der *einheitlichen Mittelschule* zu sprechen und meint, dass hierüber noch immer «sub judice lis est»; seiner Ueberzeugung nach halte er jedoch diese «einheitliche Mittelschule» für unmöglich, weil sie mit dem heutigen culturellen und volkswirtschaftlichen Leben unvereinbarlich sei.

«In der Gesellschaft gibt es Berufsarten, zu deren Vorbereitung die Kenntniss der classischen Sprachen und Literaturen notwendig ist und in dieser Richtung äussern sich auch die berühmtesten Naturforscher und Aerzte; bei Andern sind die classischen Sprachen entbehrlich. Nun unterliegt es keinem Zweifel, dass man durch die modernen Sprachen und Literaturen einen sehr hohen Grad von Bildung erreichen kann. Allein eine Mischung der Realschule mit dem Gymnasium ist schon deshalb nicht ratsam, weil durch diese Vermengung weder das eine noch das andere Ziel erreicht werden kann; die mit Latein verbundene Realschule wurde auch schon verurteilt.»...

Nicht ohne Ironie stellt der Minister an die Freunde und Fürsprecher der «einheitlichen Mittelschule» das Ansinnen, dass es von ihnen sehr nützlich gewesen wäre, wenn sie dargetan hätten, was diese Mittelschule eigentlich sei, um so jenem bedauernswürdigen Minister, der die Lösung dieser Aufgabe übernehmen wird (er selber habe dazu keinen Mut), als Wegweiser zu dienen, damit er wisse, ob diese «einheitliche Mittelschule ein Gymnasium mit nur einer classischen Sprache oder eine Realschule mit lateinischer oder französicher Sprache sein solle. «Die einheitliche Mittelschule» ist eine abgetane Idee, welche kein neues Leben gewinnen wird, ausgenommen in solchen Staaten oder in einer solchen Gesellschaft, welche eine neue Organisation der Arbeit und ein neues Kastensystem einführen wolle. Ich möchte gerne wissen, ob diese Mittelschule einen staatlichen oder irgend einen andern Charakter besitzen solle: denn aus dem Separatvotum der Verteidiger dieser Mittelschule lässt sich auch folgern, dass diese Anstalt von Jedermann ad libitum erhalten werden könne, aber auch, dass sie nur vom Staate zu errichten sei.»

In seiner Rede vom 17. März 1883 fügt der Minister dem hier Gesagten noch hinzu: «Die Ansichten über die humanistische und realistische Lebensauffassung und Erziehung sind mir nicht unbekannt; aber kluge Leute stellen diese nicht zu einander in Gegensatz; denn beide Richtungen haben ihre Berechtigung. Zudem lässt ja das Gymnasium in seinem Lehrplane die Mathematik und die Naturwissenschaften ebensowenig weg, als die Realschule die allgemein bildenden Lehrfächer versäumt. Man darf aber die beiden Lehranstalten nicht mit einander verwirren, denn durch solchen Wirrwarr erreicht man weder in der einen noch in der andern Richtung das Ziel. Und darum betrachte ich das Real-Gymnasium als ein solches Amphibium, welches ich nicht befürworten kann.»

Auch die vielerörterte Frage der *Ueberbürdung der Schüler* bespricht der Minister, indem er die hierauf bezüglichen Vorwürfe gegen den Gesetzesvorschlag zurückweist und dann also fortfährt: «Wir kennen sehr gut die Ueberbürdungsfrage; es ist jedoch sonderbar, dass Diejenigen, welche hierüber klagen, so tun, als ob unter dem alten System die Kinder absolute nichts lernen mussten. Ich aber erwähne, dass Jener, der Ambition besass, auch damals ausserordentlich Vieles zu lernen hatte und dass viele Kinder durch das Memoriren geistig abgestumpft wurden und die Jünglinge aus der sechsten Classe, mit welcher das Gymnasium endigte, voll nervöser Aufregung in den philosophischen Lehrkurs übertraten, so sehr hatten sie Angst vor dem höheren Unterricht, namentlich vor der Mathematik. Sehen wir aber einmal, woher die Ueberbürdung kommen soll? Etwa von der grossen Menge der Lehrgegenstände? Gewiss nicht. Was soll also geschehen zur Beseitigung der Ueberbürdung? Man muss bei jedem Lehrgegenstand das richtige Ausmass bezeichnen, was nur durch die richtige Leitung und Beaufsichtigung der Lehranstalten geschehen kann. Es bedarf eines tüchtigen Directors, der die Professoren dressirt, damit sie im Einverständnisse wirken und im Stande sind, Disciplin zu halten. Dieses Ziel werden wir jedoch niemals erreichen, wenn man die Professoren gänzlich sich selbst überlässt und die Lehrfreiheit dahin interpretirt, dass der Professor seinen eigenen Lehrgegenstand unabhängig von den übrigen nach seiner besondern Einsicht handhaben dürfe. Denn eine solche Freiheit, bei der jeder Professor nur seinen Gegenstand als das Hauptfach der Lehranstalt betrachten und behandeln würde, müsste unstreitig die Ueberbürdung auf die Spitze treiben.» . . .

Wir bedauern aus Rücksicht auf den uns hier zur Verfügung stehenden Raum, nicht noch weitere Abschnitte aus diesen parlamentarischen Reden über Fragen des Mittelschul-Wesens mitteilen zu können, so z. B. aus der Rede vom 2. April 1883 die Verteidigung der Forterhaltung der Realschulen, über die Bifurcation, über den Unterricht im Griechischen (Rede vom 4. April 1883) u. A. Wir gedenken hier nur noch eines Briefes, den Minister Trefort im December 1885 an den österr. Reichsrats-Abgeordneten Freiherrn v. *Pirquet*, geschrieben hat und worin es unter Anderem heisst: «Der unbefangene Beobachter kann sich der Tatsache nicht verschliessen, dass der Gymnasialunterricht auch in Westeuropa nicht mehr die erwarteten Resultate aufweist und nicht jene Ziele erreicht, welche im Hinblicke auf die gestellten Ansprüche ihm vorgesetzt sind. Aus dieser sehr überzeugenden Sprache der Tatsachen folgt unzweifelhaft, was schon oft betont wurde, dass der Gymnasialunterricht einer umfassenden Reform bedürftig und von der Notwendigkeit dieser gründlichen Reform Jedermann überzeugt ist. Auch ich verschliesse mich dieser Folgerung nicht, nur habe ich die feste Ueberzeugung, dass die oftgewünschte und vielfach erörterte Reform nicht durchführbar ist nur von einem Lande und nur für dieses eine

Land. Nicht blos das Verkehrswesen, das Autoren- und Strafrecht und die völkerrechtlichen Fragen erheischen eine internationale Behandlung; sondern *auch die Grundprincipien des Unterrichtswesens und darunter in erster Linie die Fragen der Neugestaltung des für das gelehrte Studium vorbereitenden und berechtigenden Mittelschulunterrichts sollten, falls man überhaupt auf Erfolge rechnen will, auf internationalem Wege oder wenigstens durch Vereinbarung unter den einander beeinflussenden Nachbarstaaten studirt und auf Grund gemeinsam festgestellter Verbesserungen gelöst werden.* Der Umstand, dass die Hörer des Gymnasiums und der Universität aus den Lehranstalten eines Staates ungehindert in jene des andern übertreten können, macht es notwendig, dass die Mittelschulfrage zwischen Ungarn und Oesterreich gemeinsam, ferner zwischen unserer Monarchie und dem deutschen Reiche einverständlich gelöst werde, wenn man überhaupt eine gründliche Abwendung der wahrgenommenen Mängel erzielen will.» . . .

Dieser Gedanke Treforts enthält eine so wichtige Anregung, dass wir im Interesse der geistigen Culturentwickelung Ungarns und Oesterreichs nur lebhaftest wünschen können, es möge derselbe auf fruchtbringenden Boden gefallen sein und baldmöglichst zur segensreichen Tat heranreifen.

Eine besondere Aufmerksamkeit widmete der Unterrichts-Minister Trefort von Anbeginn seiner amtlichen Wirksamkeit der Hebung und Förderung des *Unterrichts der weiblichen Jugend.* Er legte auf diese Angelegenheit ein sehr grosses Gewicht und erblickte in der im J. 1875 errichteten höhern Staatsmädchenschule zu Budapest den Anfang einer sozialen Reform. «Unsere Gesellschaft», sagte er in einer Parlamentsrede am 12. März 1875, «ist im Allgemeinen sehr krank; ihre Hauptkrankheit besteht aber in der Frivolität und in der Verschwendungssucht. Diesem Uebel werden wir in keiner andern Weise abhelfen, hier nützen keine anderen gesetzlichen Vorkehrungen als eben nur der entsprechende Unterricht und die zweckmässige Erziehung der Mädchen. Zahllose Familien gehen in Ungarn zu Grunde durch den Luxus der Frauen, durch jenen abscheulichen «Fetzen-Luxus», der auf die Strasse zur Schau gestellt wird. Dieser vergiftet die ganze weibliche Schönheit. Gegen diesen Luxus gibt es kein anderes Gegenmittel als den ernsten Unterricht, die Schulbildung der Frauen. So ist es im ganzen gebildeten Europa der Brauch und ich hoffe, dass ein solcher Unterricht auch bei uns sehr segensreiche Folgen aufweisen wird.»

Mit derselben Wärme befürwortete der Minister jederzeit auch die *Errichtung der Industrieschulen,* die Beförderung des gewerblichen Unterrichts überhaupt, der gerade ihm in Ungarn die Entstehung und Organisirung zu danken hat. Noch im Jahre 1876 musste der Minister mit Bedauern constatiren, dass der gewerbliche Unterricht bei uns erst seine Kinderzeit verlebe, dass er noch nicht systemisirt sei. Hierbei gibt sich aber der Minister in Bezug auf die Erfolge eines solchen Industrieunterrichts keinerlei Illusio-

nen hin. Er sagte am 7. December 1876 unter Anderem: «Dass der gewerbliche Unterricht eine Bedingung zur Hebung der Industrie ist, unterliegt keinem Zweifel; aber ich habe erkannt (denn auch ich habe mich in der Welt ein wenig umgesehen), dass der Industrieunterricht und die Errichtung von Gewerbeschulen grösstenteils und überall nur ein Ausfluss der schon vorhandenen Industrie gewesen ist. Sowohl in Frankreich wie in England bestand bereits eine blühende Industrie, bevor man den systematischen Industrieunterricht in besondern Schulen organisirte. Man wolle mich nicht missverstehen; ich will damit keineswegs gegen den gewerblichen Unterricht sprechen, den ich im Gegenteil für notwendig halte. Allein bei uns werden die Industrieschulen für sich allein, mag man in dieser Beziehung auch das vollkommenste System ausarbeiten und mag man noch so viele Schulen dieser Art errichten, doch keine grossen Erfolge erzielen, insolange wir die übrigen Bedingungen einer blühenden Industrie nicht einzubürgern vermögen. Die erste Bedingung zur Einbürgerung der Industrie ist das Capital. Wo das nicht vorhanden ist, gibt es keine Industrie. Bei uns bildet sich aber kein Capital. Wir sind unter uns, deshalb können wir offen reden. Ich will über die ungarische Nation und über die Nationalitäten in unserem Vaterlande nichts Böses sagen: allein so viel ist gewiss, dass bei ihnen der schlechte Gebrauch herrscht, mehr auszugeben als sie einnehmen. Darum ist man genötigt, Schulden zu machen. In einem solchen Lande entstehen aber keine Capitalien. Und das ist ein grosses Uebel, ja vielleicht die Hauptquelle unserer Uebelstände. Die andere Ursache, weshalb bei uns die industriellen Unternehmungen sich nicht vermehren, ist der Mangel an Solidität. Ich will damit wieder nichts Böses gegen unsere gewerbliche Volksclasse gesagt haben, welche ich achte, da ich weiss, dass in derselben sehr viele ehrenwerte Handwerker und Industrielle sich befinden. Wenn wir aber auf die vergangenen Jahre, da die Industrie bei uns einigen Aufschwung zu nehmen begann, zurückblicken, so sehen wir, dass zahlreiche Unternehmungen, welche an sich gesund waren, dennoch zu Grunde gingen. Und warum? Eben aus Mangel an Solidität. Insolange unsere Industrie-Unternehmungen aber dieser entbehren; insolange wir unsere Gewohnheiten und Lebensweise nicht vereinfachen; insolange sich im Lande kein Capital entwickelt: insolange werden wir auch vergebens Industrieschulen errichten. Diese allein schaffen uns keine Industrie» . . .

Unter den Fragen von allgemeiner Bedeutung ist es namentlich die Frage der *Religions- oder Gewissensfreiheit*, welche Minister Trefort zu wiederholten Malen im ungarischen Abgeordnetenhause bei Gelegenheit der Budget-Debatte erörterte, da der Abgeordnete Daniel Irányi seit Jahren mit beharrlicher Consequenz immer wieder den Antrag auf die gesetzliche Verleihung vollständiger Religionsfreiheit im Reichstage vorbringt und motivirt. «Die Gewissens- und Religionsfreiheit», betont Minister Trefort in seiner

Rede vom 13. Februar 1882, «ist eine Sache von unschätzbarem Werte und die Regierung und jene Partei, der ich anzugehören die Ehre habe, sind ebensolche Freunde dieser Freiheit, wie der Herr Abgeordnete (Irányi) selbst. Ich erblicke in Ungarn nirgends eine Spur einer religiösen oder kirchlichen Verfolgung; ja ich wage zu behaupten, dass eine Bewegung, wie sie heute in Frankreich oder in Deutschland an der Tagesordnung ist, in Ungarn geradezu unmöglich wäre. Wenn wir auch in Vielem zurückgeblieben sind, aber in der Achtung vor der religiösen Ueberzeugung stehen wir in Europa unter den Ersten und treten vor Niemandem zurück. Der Herr Abgeordnete will jedoch etwas Anderes, er verlangt die Freiheit der Sectenbildung oder ungehinderter Gestaltung kirchlicher oder religiöser Corporationen. In diesem Punkte gehen unsere Ansichten auseinander. Die Gewissensfreiheit tastet in Ungarn Niemand an und ich habe nicht die Absicht, sie zu berühren; allein die Freiheit der religiösen Corporations-Bildung fassen wir anders auf. Der Herr Abgeordnete wünscht diese Freiheit durch ein allgemeines Gesetz zu gestatten, wir jedoch durch Specialgesetze. Wenn nämlich hier im Lande eine Secte, ein religiöses Consortium entsteht, dessen Dogmen mit den Staatszwecken nicht im Widerspruche stehen, so werden wir nicht dagegen sein. Sollte aber eine Secte sich constituiren wollen, unter deren Dogmen z. B. die Steuerverweigerung an den Staat aufgenommen wäre, oder die den Mormonismus betreiben wollte, oder andere ähnliche Dinge: so werden wir diese Secte in die Reihe der freien Religionsgenossenschaften nicht aufnehmen» ... «Nicht als Mensch, sondern als Politiker betrachte und behandle ich jedwede Frage vom Standpunkte des ungarischen Staates und der ungarischen Cultur; und ich glaube, dass ein solches Gesetz, wie der Herr Abgeordnete es verlangt, die bestehenden Kirchen- und Religionsgenossenschaften Ungarns in Dissolution bringen und dem ungarischen Staatswesen zu grossem Nachteile gereichen würde.» Der Minister weist namentlich darauf hin, dass seiner vollen Ueberzeugung nach bei Gestattung einer allgemeinen Sectenfreiheit in der evangelischen Kirche Ungarns sofort eine Spaltung entstehen und sich eine panslavistische Secte bilden würde, welche dem ungarischen Staate und der ungarischen Nation zu grossem Nachteile gereichen müsste. Aus diesen und anderen Gründen lehnt der Minister ein allgemeines Gesetz über Religionsfreiheit ab. Unter Anderem hebt er hervor, dass nach der heutigen Geistesströmung und der vorherrschenden Disposition der Gemüter ein solches allgemeines Gesetz unvermeidlich zur «Confessionslosigkeit» führen würde und das sei für die Gesellschaft das ärgste Gift. Denn die Confessionslosigkeit leitet zur Vernichtung aller positiven Religion; wo diese aber aufhört, da hat auch das positive Recht ein Ende. Die individuelle Ueberzeugung achtet und respectirt der Minister, aber das Recht könne man Niemandem einräumen, dass er seine Kinder ausserhalb des Rahmens der bestehenden Kirchen und Confessionen erziehen lasse. «Ohne positive Reli-

gion und Kirche kann man weder eine Gesellschaft zusammenhalten, noch mit blosser Politik einen Staat regieren.» Auf denselben Gegenstand und in gleichem Sinne kommt der Minister auch später wiederholt zu sprechen, so z. B. in seiner jüngsten parlamentarischen Rede vom 9. Februar 1888.

Eine Reihe anderer kirchenpolitischer Fragen, wie z. B. die Frage über die Katholiken-Autonomie, über die Civilehe, über die Gründung autonomer katholischer Kirchengemeinden, über die Congrua des Pfarrclerus u. s. w. findet man in diesen «Reden und Briefen» Trefort's gleichfalls in mehr oder weniger eingehender Weise berührt. Wir verweisen darauf hin, ohne jedoch darauf näher eingehen zu können; nur in Betreff des so vielberufenen *Antisemitismus*, der ja auch in Ungarn volle Aufmerksamkeit erheischt, wollen wir die Ansichten Trefort's ausführlicher mitteilen.

«Das Judentum», so heisst es in seiner am 22. Juni 1884 an seine Wähler zu Pressburg gerichteten Rede, «das Judentum ist eine der merkwürdigsten weltgeschichtlichen Erscheinungen. In der Welt zerstreut, war der Einfluss desselben auf die Civilisation der Völker ein verschiedener. Da den Juden der Grundbesitz verboten war und man sie auch von vielen anderen Berufsarten ausgeschlossen hatte: so waren sie gezwungen, sich ausschliesslich mit den Geldgeschäften zu befassen. Als sodann der moderne Staat auf der Basis der Gleichberechtigung organisirt wurde, verstand es sich von selbst, dass den Juden dieselben Rechte wie den Christen verliehen werden mussten. War diese sogenannte «Judenemancipation» dem Lande zum Vorteile? Ich zweifle nicht daran, dass es so war; aber die seit Jahrhunderten entwickelten Verhältnisse modificiren sich nicht plötzlich; der Mensch mit seinen Neigungen und Gewohnheiten verändert sich nur langsam, nur allmählich. Der Annäherungs- und Assimilirungs-Process hat indessen begonnen und er hätte einen rascheren Verlauf genommen, wenn nicht der Antisemitismus dazwischen getreten wäre.»

«Dieser Antisemitismus ist eine Geisteskrankheit, welche nur böse Folgen hat und haben kann; denn der Antisemitismus ist weder eine Racen- noch eine religiöse Bewegung; das ist blos Vorwand; sondern das eigentliche Ziel des Antisemitismus ist die Revolution und der Socialismus, oder vielmehr der Communismus. Das Land in fortwährender Aufregung erhalten und die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung untergraben, dazu ist nichts mehr geeignet als der Antisemitismus; ebenso zum Angriff gegen den Besitz und das Eigentum. Ein solcher Angriff beginnt allerdings beim armen Schnapswirte Herschko oder Itzig auf dem Dorfe, allein er geht von da bald weiter zum Fürsten Eszterházy oder zum Fürstprimas von Ungarn.»

«Was muss geschehen zur Beseitigung des Antisemitismus? Die Legislative kann auf diesem Gebiete wenig thun. Dagegen vermag die executive Gewalt Vieles, indem sie einerseits die Juden gegen die Ausschreitungen des Pöbels beschützt und die Wühlereien und Verhetzungen gegen Besitz und

Eigentum nicht duldet; anderseits unter den ungebildeten Juden jene Cultur verbreitet, welche das wirksamste Antidotum gegen den Antisemitismus ist.»

«Das Meiste gegen den Antisemitismus können jedoch die gebildeteren und vermöglicheren Classen der Juden selbst thun, wenn sie unter ihren Glaubensgenossen zur Beseitigung jener Gewohnheiten hinwirken, welche sie von der christlichen Gesellschaft ferne halten, und wenn sie dieselben zu Ackerbauern und Gewerbsleuten erziehen, damit es nicht scheine, als ob sie die mittleren Gesellschaftsschichten aus ihren naturgemässen Positionen verdrängen wollten. Ausserdem sind die gemeinschaftlichen Schulen und die Armee die besten Ableiter des Antisemitismus.» . . .

In seiner Ansprache an die Budapester Wähler des IV. Wahlbezirks vom Juni 1887 heisst es: «Der Antisemitismus ist eine Geisteskrankheit, welche in jedem Jahrhunderte mindestens zweimal vorkommt. . . . Aber es ist sehr bedauerlich, dass dieselbe von einigen katholischen Seelsorgern gepflegt wird und doch ist diese Bewegung unchristlich, also auch anti-katholisch. Der wahre Christ verfolgt keinerlei Race noch Confession, am wenigsten sollte er das Judentum verfolgen, da mit Hinzutreten der griechischen Philosophie das Christentum sich aus demselben entwickelt hat. Aber diese Bewegung ist auch antisocial oder vielmehr communistisch und gegen das Eigentum der Juden gerichtet. Endlich ist sie unzweckmässig, inopportun, unklug, denn insofern die Juden auf die Gesellschaft einen schlechten Einfluss ausüben, wird derselbe auf diesem Wege nicht beseitigt werden.» . . .

Von speciellen Fragen, welche in reichlicher Anzahl in diesen «Reden und Briefen» angeregt und behandelt sind, heben wir noch insbesondere die Frage der *Errichtung einer evangelischen theologischen Facultät mit deutscher Vortragssprache* hervor. In einem Schreiben an *Dr. G. D. Teutsch*, Bischof der evang. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, vom Juli 1885 erwähnt der Minister zunächst die Notwendigkeit einer doppelsprachigen Bildung, so dass für die Siebenbürger Sachsen nebst der dauernd eifrigen Pflege ihrer deutschen Muttersprache die Aneignung der ungarischen Sprache, als der Staatssprache ihres Vaterlandes, unvermeidlich notwendig geworden sei. Das bedeute keine «Verachtung» oder «Unterdrückung» der deutschen Sprache.

«Die Siebenbürger Sachsen mögen sich durch die Schlagworte der Agitatoren nicht auf Irrwege verleiten lassen, sondern den durch die Natur und durch das Interesse des modernen ungarischen Staates vorgezeichneten Pfad betreten. Die ungarische Staatsidee bietet ihnen alle Garantien ihres Wohlergehens. Nicht das Festklammern an ein Abschliessungssystem oder etwa gar das Hervorrufen unheilvoller Conflicte, sondern nur die Bereitwilligkeit zum Eintritte in einen lebhaften und intimen Verkehr mit der ungarischen Bevölkerung vermag das Interesse des gemeinsamen Vaterlandes und ihre eigenen Interessen am wirksamsten zu befördern. Es ist zu bedauern, dass in dieser Beziehung bis jetzt von Seite der Siebenbürger Sachsen

so überaus wenig geschehen ist. Ich kenne die Ursachen dieses keineswegs erfreulichen Zustandes. Wenn die Jugend daheim in jenem exclusiven Geiste erzogen wird, der sich um die naturgemässe Entwickelung unseres staatlichen Seins nicht bekümmert, dann wird auch eine erfreuliche Wendung hier nicht so bald eintreffen. Mit diesem gewichtigen Hindernisse steht übrigens noch ein anderer Umstand im engen Zusammenhange, nämlich jene herrschende Gepflogenheit, dass jene Jünglinge, die sich den gelehrten Studien widmen, nach Beendigung des Gymnasiums sofort ins Ausland gesendet werden und ihre akademischen Studien an ausländischen Universitäten beendigen. Diese Jünglinge eignen sich in dem empfänglichsten Alter sehr leicht solche Ansichten an, welche für die gegenwärtige Gestaltung des ungarischen Staates keinerlei Interessen und Sympathie bezeugen und dieselben auf diese Weise vom ungarischen Vaterlande, wenn auch nicht von ihrer engeren Heimat, vollständig entfremden. Die Theologen und Lehramts-Candidaten kehren mit solchen Tendenzen und Anschauungen gesättigt zurück, welche mit den Staatsinteressen im schroffsten Widerspruche stehen und stets neue Nahrung bieten jener Antipathie, welche in gewissen Kreisen gegen die Einrichtungen und die Entwickelung des modernen ungarischen Staatswesens sich äussern. Von diesen Empfindungen bis zum Conflict mit den Gesetzen, dessen Vergeltung nicht ausbleiben kann, ist dann nur mehr ein Schritt. Es ist deshalb kein Wunder, wenn in solchem Geiste erzogene Männer weder geneigt noch geeignet sind, der jungen Generation mit gutem Beispiele voranzugehen, sondern dass sie die ihrer Fürsorge anvertraute Jugend in demselben exclusiven und feindseligen Geiste erziehen werden!

»Niemand schätzt mehr als ich den tiefen Eindruck, welchen das Studium an jenen Hochschulen im Kreise der berühmtesten und hervorragendsten Professoren auf die studirenden Jünglinge macht. Ich selber entsende seit Jahren strebsame befähigte junge Leute zu ihrer höhern Fachbildung an ausländische Universitäten. Das soll aber nicht den Beginn, sondern den Abschluss der Studien bilden. Die talentirtesten jungen Kräfte sollten nur nach Erwerbung der grundlegenden Fachkenntnisse vorzügliche ausländische Hochschulen besuchen, um dort die höhere Fachbildung zu erlangen. Die bereits erworbene Befähigung und andererseits das reifere Alter bieten gewisse Garantien, dass ihre Studien verständiger und fruchtbarer sein und dass sie ihre Arbeitszeit intensiver ausnützen werden. Ausserdem ist anzunehmen, dass die Umstände im Ganzen genommen einen günstigen Einfluss auf die Gefühle und Ueberzeugungen ausüben und die Neigung für gewisse politische Velleitäten im Wesentlichen vermindern werden. Deshalb ist es in jeder Hinsicht wünschenswert, dass auch die siebenbürgisch-sächsischen Jünglinge, welche sich der wissenschaftlichen Laufbahn widmen, die Grundlage ihrer Fachbildung vorwiegend auf vaterländischem Boden sich erwerben und erst nach Erwerbung der grundlegenden Kenntnisse, im reiferen

Lebensalter an ausländische Hochschulen, zum Zwecke einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung, gesendet werden. Das ist mein Rat, welchen ich allen Jenen erteilen will, die derzeit auf die autonomen Kirchen- und Schulangelegenheiten bei der siebenbürgisch-sächsischen Bevölkerung einen Einfluss ausüben.»

«Errichten Sie eine philosophisch-theologische Akademie, an welcher die Theologen und Lehramtscandidaten die notwendigen Lehrcurse beendigen und die grundlegenden Kenntnisse ihrer Fachwissenschaften sich aneignen können. Die Aufgabe dieser Anstalt bestünde darin, ihre Hörer im Geiste der modernen Wissenschaft, aber auch im Geiste unserer Landesverfassung, im Geiste der ungarischen Staats-Idee und des Patriotismus für ihren künftigen Beruf heranzubilden.»

«Die zu solchem Unternehmen notwendigen materiellen Mittel sind natürlich nicht so leicht zu beschaffen. Allein Sie erhalten zur Zeit aus den Fonds der sächsischen Nations-Universität eine Realschule: diese Gelder wären für die auch vom confessionellen Gesichtspunkte weit wichtigere philosophisch-theologische Akademie zu verwenden. Falls diese Fonds hiefür nicht genügend wären, könnte deren Ergänzung leicht bewerkstelligt werden. Allein die Errichtung dieser Akademie würde selbst die Aufhebung der Realschule nicht notwendig zur Folge haben. In wieweit Sie die Erhaltung dieser Schule, mit Rücksicht auf die Localverhältnisse, für angezeigt halten, wäre ich geneigt, das Erforderniss unter Intervention des Staates, resp. durch die Umwandlung in eine Staatsrealschule, zu decken . . . .»

Der unbefangene weite Blick, welchen der Minister durch Studium, Nachdenken, Beobachtung und Erfahrung daheim und auf wiederholten Reisen sich erworben hat, befähigt denselben auch zur Würdigung aller jener Factoren, deren Zusammenwirken erst das Leben eines Volkes fruchtbar gedeihlich machen und die blühende Zukunft desselben sicher stellen. In seiner Rede an die Pressburger Wähler vom 22. Juni 1884 fasst der Minister seine «ganze Politik» in die *drei Worte* zusammen: *Wissenschaft, Wohlstand* und *Gesundheit* und spricht die Ueberzeugung aus, dass jede Nation, wo diese drei Factoren vorhanden sind, Alles erreichen werde, was sie vermöge ihrer natürlichen Anlagen und Fähigkeiten erreichen kann. «Unwissende und arme Völker taugen zu nichts und kommen auf keinen grünen Zweig.» Dieser Gedanke kehrt in den «Reden und Briefen» Treforts immer wieder und als Vorbilder stellt er England, Frankreich und Deutschland auf. Das seien heute die drei massgebenden Länder, resp. Nationen, so verschieden von einander und doch mit einem gewissen internationalen oder kosmopolitischen Charakter, in welchem sie übereinstimmen und einander ähnlich sind. Alle drei besitzen dieselben Formen und Grundlagen der Cultur, und der Minister setzt in seiner Pressburger Rede vom October 1884 auseinander, was Ungarn von jedem dieser Länder lernen kann. In England bewundert

der Minister die Resultate einer fortgeschrittenen Volks- und Staatswirtschaft, den Wohlstand und dessen Wurzel und Stütze, nämlich die Industrie. »Ohne Industrie kann heutzutage kein Land prosperiren; denn in der Production der Rohproducte besitzen die aussereuropäischen Gebiete: Amerika, Australien und Indien solche Vorteile vor dem alten Europa, dass Letzteres mit Jenen nicht zu concurriren vermag. Ausserdem ist es eine bekannte Sache, dass selbst die Landwirtschaft sich nur dort auf eine vollkommenere und höhere Stufe erheben kann, wo eine blühende Industrie besteht!« Deshalb, meint der Minister, müssen auch wir in Ungarn um jeden Preis eine Industrie schaffen, wenn wir nicht wirtschaftlich und staatlich zu Grunde gehen wollen.

Frankreich machte im Jahre 1884 auf den Minister einen günstigern Eindruck, als man dies nach den Tagesblättern annehmen konnte. Trotz seiner politischen und wirtschaftlichen Krisen sei das Land auch in den letzten Jahren in nationalökonomischer Beziehung fortgeschritten. Allein Frankreich besitze eine Eigentümlichsit, wodurch es hervorrage und das sei das Gefühl für Formenschönheit. Das zeige sich nicht blos in den Industrieartikeln, sondern auch in der Kunst, im Schauspiel und in der Literatur, ungeachtet der vielen schlechten literarischen Erzeugnisse. Ueberall, wo Formenschönheit und Eleganz den Ausschlag geben, müsse man nach Frankreich in die Schule gehen.

In Deutschland besuchte der Minister im Jahre 1884 nur Süddeutschland und wiederholt in Bezug auf dieses Reich seine früher geäusserte Ansicht, dass die deutsche Nation kein isolirtes Leben führt, sondern in Allem vorwärts schreitet, worin die Engländer und Franzosen sich auszeichnen. In ihren Gewohnheiten und materiellen Mitteln stehen die Deutschen uns (in Ungarn) am nächsten. Was sie thun, können im kleineren Massstabe wir nachahmen; aber Deutschland besitzt ebenfalls eine Specialität, welche man nur dort lernen muss und kann und das ist die Wissenschaft, die Schule und damit im Zusammenhang das Militärwesen.

»Die ganze Tragweite der Wissenschaft, die Pflege und Entwickelung ihrer Methoden und Arten sowie ihre Verbreitung durch die Schule kennt und übt keine Nation in solchem Ausmasse wie die Deutschen; und gleichwie die Engländer und Franzosen jetzt in dieser Beziehung von den Deutschen lernen: ebenso müssen und können auch wir hauptsächlich bei ihnen in die Lehre gehen« . . . . . »Ich bin kein Schwärmer, das würde schon meinem Alter unangemessen sein, ich kenne keine Panacéen, aber darin irre ich nicht, wenn ich behaupte, dass die Wissenschaft der sicherste Leiter der modernen Gesellschaft und des Staates, sowie auch auf dem Gebiete des praktischen Lebens ist« . . . . »Bei uns will oder kann man diese Wahrheit nicht begreifen und doch wäre nur auf diesem Wege ein Emporringen aus der untergeordneten Stellung, in welcher wir uns befinden, möglich,

denn ohne Wissenschaft werden wir unsere nationalökonomischen Zustände, wodurch wir uns Bedeutung verschaffen könnten, nicht verbessern, werden wir nicht jene Stufe des Wohlstandes erreichen, der allein die Zukunft des ungarischen Staates und der ungarischen Nation zu sichern im Stande ist.» . . . .

Diese Bemerkungen des Ministers gelten insbesondere für die Städte und deren Bürger. «Von den Städten stralt die Cultur aus und die Städte müssen deshalb bemüht sein, eine Industrie dort zu schaffen, wo keine vorhanden ist, oder dieselbe zu entwickeln, wo eine solche schon besteht. In den Städten soll die Intelligenz gesteigert werden; denn wenn sie wohlhabend und intelligent sind, dann hat auch das Land Wohlstand und Intelligenz. Diese Rolle kommt nach der Hauptstadt (Ungarns) in erster Reihe der Stadt Pressburg zu» . . . .

Der Minister wird nicht müde, solche Mahnungen und Aufmunterungen stets wieder zu erheben; nach einer Erklärung in der Rede an die Pressburger Wähler vom 17. Juni 1885 hat er eine «*zweifache Politik:* eine höhere und eine alltägliche» . . . . «Die Letztere concentrirt sich in der Beförderung der Intelligenz, des Wohlstandes und der Gesundheit; die Erstere aber in der Bekämpfung des Cultus der Revolution, in der Befestigung des Constitutionalismus und in der Beachtung der Religion und Kirche im Staatsleben» . . . . «Fünfzig Jahre sind verstrichen, seitdem Graf Stefan Széchenyi zu Beginn seiner Wirksamkeit predigte, dass das Land der Kraft, der geistigen und materiellen Kraft bedarf; heute ist die Zukunft nicht sicherer als damals; deshalb müssen wir fortwährend verkünden, dass wir Kräfte schaffen und wo dieselben vorhanden sind, entwickeln müssen; denn nur starke Staaten haben eine Zukunft, denn die Kraft ist Leben, die Schwäche der Tod.» . . . .

Eine Reise, welche der Minister im Sommer des Jahres 1885 durch Norddeutschland, Holland, Belgien, Frankreich und Süddeutschland gemacht, brachte insbesondere drei Dinge ihm wieder deutlich vor die Seele: «nämlich, dass die Industrie überall, vorab in Deutschland, einen ausserordentlichen Aufschwung nimmt; dass man überall auf Wissenschaft und Unterricht das grösste Gewicht legt und dass die Städte zu ihrer Verschönerung auf Anpflanzungen und zur Verbesserung ihrer Sanitätsverhältnisse durch Anlage breiter Strassen die grössten Geldopfer bringen. Zeuge dessen ist Paris, Amsterdam, Antwerpen und jede kleinere deutsche Stadt, obgleich auch dort die Hausplätze theuer sind, ja theurer als in Budapest, wo man alle Plätze bebaut nach jener alten spiessbürgerlichen Tradition, dass «die Bäume ins Dorf gehören.»

Und nun entwickelt der Minister in diesem Briefe vom 9. Nov. 1885 ein umfassendes *Culturprogramm,* aus welchem wir nur die wichtigsten Stellen hier anführen. «Der Volksunterricht, wie er bei uns und auch anderwärts betrie-

ben wird, befriedigt nicht, und wenn wir von demselben segensreiche Erfolge erwarten wollen, so muss er auf ganz andere Bahnen gelenkt werden» .... Der Volksunterricht, resp. die Volkserziehung ist in der Weise zu leiten, dass Derjenige, welcher die Schule besucht hat, überhaupt bessere Sitten und Gewohnheiten besitze als jener, welcher der Schule ferne geblieben ist. Auch ist vonnöten, dass der Volksunterricht einen volkswirtschaftlichen Charakter erhalte, dass der geschulte Bauer besser ackere und säe, dass er den Obst- und Gemüsebau zweckmässig zu pflegen wisse. Der geschulte Handwerker aber soll seine Erzeugnisse geschickter zu machen verstehen, als Jene, welche nicht zur Schule gegangen sind. Endlich hat der Volksunterricht auch hygienisch zu sein, damit das Volk schon als Kind in der Schule wisse und lerne, dass zur Erhaltung der Gesundheit vor Allem gute Luft notwendig ist; dass die Menschen anders wohnen müssen, als der grösste Teil unseres Volkes, der in vielen Gegenden im ewigen Rauche vegetirt, ohne Spur von Reinlichkeit und Waschung; dass die Excremente nicht um das Haus herum aufgehäuft werden dürfen und dass die Mistjauche, wenn sie in den Brunnen rinnt, das Wasser nicht besser macht. Es ist natürlich, dass, wenn wir das Volk in dieser Richtung erziehen wollen, vor Allem die Volksschullehrer eine derartige Erziehung erhalten müssen» .... «Lehrer kann man jedoch ohne Lehrerseminarien mit Internat nicht heranbilden» ....

«Unsere Gymnasien haben im Auslande den schlechtesten Ruf und doch sind einzelne unserer Schulen und deren Professoren befriedigend; aber die schlechten Schulen ruiniren deren guten Ruf und da lässt sich schwer helfen; denn bei der geringsten Strenge, welche die Regierung gegen die Gymnasien anwendet, beklagt sich die ganze Welt und die Kirchen fühlen sich verletzt, als ob es das Interesse der Religion erheischen würde, dass unsere Gymnasien schlecht seien. Unter anderen modernen Krankheiten herrscht bei uns auch die «febris gymnasialis nervosa stupida». Jeder Marktflecken verlangt ein Gymnasium und Jedermann schickt seine Kinder ins Gymnasium, ob dieselben Talente haben oder nicht; denn nach der üblichen Auffassung ist der anständige Handwerker kein Herr; ein Herr ist nur der hungernde Beamte, der bettelnde Literat oder der ohne Processe und Arbeit lebende, sensarirende Advocat. Bei solcher Auffassung kann das Land in volkswirtschaftlicher Hinsicht nicht gedeihen.»

«Was soll ich über unsere Hochschulen und deren Unterricht sagen? Ein grosser Teil unserer Jünglinge studirt im Ausland; denn daheim finden sie keinen Platz und sie kehren in die Heimat zurück, erfüllt mit Antipathie gegen Alles, was ungarisch ist. Wir haben nur zwei Universitäten; die eine liegt sehr abseits und ist auch nicht gehörig ausgestattet mit den erforderlichen wissenschaftlichen Apparaten. Die andere leidet an Ueberfüllung. Wir bedürfen darum einer dritten Universität».

Ueberhaupt zeigen sich allerwärts dringliche Erfordernisse; aber die dar-

niederliegenden Staatsfinanzen gestatten keine Befriedigung derselben; «unser Land ist arm wie jedes agrikolare Land und arm, weil es nicht wohlhabend sein will.» Es fehlt unserem Volke die notwendige Empfindung für die Factoren des materiellen und geistigen Gedeihens der Nationen, für die Wissenschaft und die Industrie» . . . .

Der überaus pessimistisch angehauchte Brief des Ministers schliesst mit folgender Stelle: «Es ist traurig aber wahr, dass unser Land arm ist, dass wir keine hinreichende Intelligenz haben und dass unsere Bevölkerung nicht zunimmt, sondern auch körperlich verkümmert; aber all das kann die Zeit oder vielmehr die Menschen in der Zeit wieder gut machen; es lässt sich nicht Alles improvisiren, anbefehlen, decretiren. Und im Vertrauen auf die Entwickelung der menschlichen Dinge könnte man auch diese Zustände noch ertragen, wenn uns nicht andere Uebelstände begegnen, wenn sich die Anzeichen der Dissolution des ungarischen Staates nicht zeigen würden. Uebrigens, was auch geschehen mag, man muss den Ereignissen kühn in die Augen blicken und den Mut nicht verlieren. Dann ist der Sieg unser.»

Die nach mehrfacher Hinsicht interessanten Budgetreden des Ministers aus den Jahren 1887 und 1888 können wir nicht näher besprechen, da uns der Raum mangelt; dieselben behandeln grösstenteils Fragen, wie Religionsfreiheit, Unterricht im Griechischen, Professorenbildung, Ueberbürdung der Schüler u. s. w., welche schon in anderen Reden und Briefen des Ministers erörtert und auch von uns andeutungsweise mitgeteilt wurden. Mit wie aufmerksamen Blicken Minister Trefort den Zuständen und Entwicklungen des öffentlichen Lebens in Ungarn folgt, das ergibt sich aus dem vorliegenden Buche bis zur Evidenz. Da fordert er den Erzbischof von Erlau auf, das Andenken eines seiner vielverdienten Vorgänger, des Bischofs Graf Karl Eszterházy, durch ein würdiges literarisches Denkmal zu feiern; da macht er im August 1882 den Professor der Hygiene, Dr. Josef Fodor, aufmerksam auf unsere bedauerlichen Populations- und Sanitätsverhältnisse und verlangt Auskunft über die Ursache der grossen Sterblichkeit in Budapest; ähnlich ist die Frage, welche der Minister in einem Schreiben an den Präses des landwirtschaftlichen Vereines im Békéser Comitate im November 1883 gerichtet, worin er denselben auf die überraschend hohe Mortalitätsziffer in der Stadt Bekés-Csaba hinweist und zur Erforschung der Ursachen dieser bedauernswerten Erscheinung und zur Beratung über die Mittel und Wege zur Abhilfe des Uebels aufmuntert; in dem Briefe an die Directrice des Budapester Lehrerinen-Seminars, Johanna Zirzen, vom 19. Sept. 1882, weist der Minister darauf hin, dass das Land solcher Frauen bedürfe, die durchdrungen vom Gemeingeiste sich mit der Existenz und der Blüte des Landes identificiren, dass sie nichts Anderes wollen, als gute ungarische Frauen zu sein. Dazu bedarf es aber tüchtiger ungarischer Erzieherinen und Gouvernanten, welche namentlich in den Sprachen (ungarisch, deutsch und französisch),

dann in der Musik und im Zeichnen den ausländischen Erzieherinen gleich kommen oder dieselben übertreffen und ausserdem durch gute Manieren und ein gebildetes Benehmen das Publicum und ihre Zöglinge befriedigen und gewinnen. Mit der Frage des weiblichen Unterrichts befasst sich auch das Schreiben des Ministers vom 15. Januar 1884 an den Director der höheren Staats-Mädchenschule in Budapest, Anton Berecz, in welchem er anempfiehlt, man möge dafür Sorge tragen, dass den Mädchen Verständniss und Sinn für die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes beigebracht und sie mindestens in den Elementen der Volkswirtschaftslehre unterrichtet werden; der Brief vom 31. März 1887 an den Redacteur der «Budapesti Szemle», Paul Gyulai, beschäftigt sich mit der Frage, warum die ungarischen Bücher so wenige Abnehmer finden. Der Minister gibt hiefür folgende Ursachen an: erstlich, weil die ungarischen Schriftsteller grösstenteils die Kunst des Buchmachens («l'art de faire un livre») nicht verstehen und in vielen Fällen dem Leser nur den rohen ungeniessbaren Stoff bieten; zweitens, weil die ungarischen Bücher nicht genügend angekündigt, kritisirt und bekannt gemacht werden; drittens, weil der verderbten Phantasie das vaterländische Product nicht zusagt; viertens, weil unsere Armut den Ankauf der Bücher verwehrt und endlich, weil man bei uns im Allgemeinen das Lesen der Bücher nicht liebt. «Wir schätzen weit höher das Kartenspiel und es ist ein wahrhaft trauriger Anblick, wenn junge Leute schon in den Mittagsstunden am Kartentische sitzen. Verbessern wir also unsere Gewohnheiten und wir werden Wohlstand und der ungarische Büchermarkt Käufer finden» . . . .

Das «Europäertum» Treforts, das sich auch in diesen letztangeführten Ansichten äussert, gibt sich im vorliegenden Buche allenthalben kund. Am entschiedensten betonte der Minister diesen seinen Standpunkt unter Anderem in der Eröffnungsrede der feierlichen Jahressitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften am 15. Mai 1887, worin es am Schlusse heisst: «Die Neuzeit beginnt (für Ungarn) eigentlich im Jahre 1830 und dauert als Vorbereitungsepoche bis 1848, als Ungarn seine mittelalterliche Feudal-Periode abschloss und in die Reihe der modernen europäischen Staaten eintrat. Aus dieser skizzenhaften Andeutung der hervorragenden Punkte in der Vergangenheit ergibt sich ungezwungen die Lehre, dass, nachdem die Vorsehung oder das Fatum es mit sich gebracht, dass wir in der westeuropäischen Strömung leben, wir in dieser Strömung uns entwickeln und darin fortschreiten müssen, denn das ist für uns eine Art Naturgesetz. So lange Ungarn dieses Gesetz befolgte, nahm es stets eine angesehene Position ein und erfreute sich eines blühenden Gedeihens, wie dies das Zeitalter der Anjous und des Königs Mathias (Corvinus) beweist. Wir müssen also mit aller Kraft und unermüdlich bestrebt sein, uns auf das Niveau von West-Europa zu erheben» . . . .

Wir müssen zu unserem Bedauern eine weitere Betrachtung der ersten

Abteilung des Buches aufgeben, um noch einigen Raum zu gewinnen für die Andeutung über den Inhalt der zweiten «Abteilung» und des «Anhanges». Die zweite Abteilung enthält «Reden und Briefe» über «Kunst und Industrie.»

Im Jahre 1878 bekleidete Minister Trefort auch für einige Zeit den Posten eines Ministers für Ackerbau, Gewerbe und Handel und vertrat in dieser Eigenschaft auch das Budget dieses Ministeriums im Reichstage. Am 11. Februar des genannten Jahres hielt er nun im Abgeordnetenhause eine Rede, welche die *handelspolitischen Ansichten Treforts* in klarer Weise darlegt. Wir geben daraus folgende Stellen: «Es sind ungefähr vierzig Jahre, seitdem ich die Erscheinungen des öffentlichen Lebens beobachte und insbesondere die zoll- und handelspolitischen Fragen in ihren verschiedenen Phasen verfolge. Ich habe gesehen, dass die Menschen gegenüber diesen Fragen eine verschiedenartige Stellung eingenommen haben. Allein gerade deshalb betrachte ich mit einiger Verwunderung jene Angriffe, welche gegen das Zoll- und Handelsbündniss und den eingereichten Zolltarif und im Zusammenhange damit indirect gegen das Verfahren der Regierung in dieser Angelegenheit gerichtet werden; denn jene Angriffe stellen die Sache so dar, als ob die jetzige Regierung motu proprio einen Staatsstreich gegen die volkswirtschaftlichen Interessen des Landes vorbereiten würde; als ob wir eine blühende Fabriksindustrie besässen, in ausgezeichneter Finanzlage uns befänden und die Regierung durch ihre Vorlagen dieselbe leichtfertig compromittiren wollte.»

«Allein die jetzige Regierung hat auf dem Gebiete der volkswirtschaftlichen Interessen keine neue Situation geschaffen, sondern die vorhandene acceptirt, ja selbst für ihr Vorgehen hat sie auch die Taktik bereits vorgezeichnet gefunden. Die Regierung acceptirte also das Zollbündniss und wir verlangen jetzt nur dessen Verlängerung, ohne im Uebrigen das Recht des Landes auf die Errichtung eines selbstständigen Zollgebietes in Zweifel zu ziehen. Wir wollen nur fortsetzen diejenige volkswirtschaftliche Politik, welche vor uns inaugurirt worden ist und die im Uebrigen auch manche alte Traditionen besitzt. Zum Beweise dessen will ich in aller Kürze nur einige historische Reminiscenzen vorführen.»

«Vor dem Jahre 1848 wurde die Beseitigung der zwischen Oesterreich und Ungarn bestehenden Zollschranken und die Herstellung des gemeinsamen Zollgebietes trotz der damaligen schutzzöllnerischen Agitationen für derart notwendig und als eine so wesentliche Bedingung der Entwickelung der productiven Kräfte des Landes betrachtet, dass beim Inslebentreten des ersten verantwortlichen ungarischen Ministeriums der damalige Handelsminister, *Gabriel Klauzál,* einen Gesetzentwurf vorbereitete, in welchem er die Vollmacht verlangte, mit Oesterreich die Verhandlungen zur Beseitigung der Zollschranken und zum Abschlusse eines auf Grundlage des gemein-

samen Zollgebietes beruhenden Zollbündnisses eröffnen zu können. Inmitten des Waffenlärms traten die Zollangelegenheiten in den Hintergrund; allein es ist Thatsache, dass, als im Jahre 1850 die Gemeinsamkeit des Zollgebietes ins Leben trat, dieselbe mit Freuden begrüsst wurde, obgleich sie ein Geschenk des Absolutismus war und der Reichstag von 1867 hat diese Zollgemeinsamkeit zum Gesetz erhoben, wiewohl er das Recht gehabt hätte, das abgesonderte Zollgebiet zu verlangen. Erst als in Folge des Schwindels der volkswirtschaftliche Verfall und Niedergang eintrat, erhoben sich zu Gunsten des selbstständigen Zollgebietes Stimmen, und zwar teils aus politischen Motiven, teils aus nationalökonomischen Illusionen, von denen man sagen kann: »opinionum commenta delet dies.» Es liegt übrigens in der menschlichen Schwäche, dass man bei akuten Uebeln die Ursache in der Regel nicht dort sucht, wo man sie finden kann, sondern an ganz anderen Orten.»

Nachdem der Minister die Einkünfte des österreichisch-ungarischen Zollgebietes mit jenen anderer Staaten verglichen, zieht er daraus als lehrreiche Folgerungen nachstehende Sätze: «Vor Allem ersehen wir, dass unsere Consumtionsfähigkeit eine geringe ist, dass jene Artikel, welche anderwärts grosse Zollerträgnisse abwerfen, wie z. B. Tabak, Spiritus, Zucker u. s. w., die bei uns Gegenstände des Staatsmonopols sind, zumeist reichlich im Lande selbst erzeugt werden und daher zur Erhöhung der Zolleinkünfte nicht dienen können; sodann ergibt sich, dass der jetzt bestehende Tarif auf falscher Basis beruht und dass wir es nicht verstanden haben, unsere zollpolitische Gesetzgebung zur Sanirung unserer Finanzangelegenheiten auszunützen.» Der Minister beleuchtet hierauf in kritischer Weise die Argumente der Gegner des gemeinsamen Zollgebietes und verteidigt den vorgelegten neuen Zolltarif mit zutreffenden und ausreichenden Gründen.

Als genauer Kenner der Geschichte sowohl seines Vaterlandes wie der Menschheit überhaupt, erkennt Minister Trefort die Ursachen zahlreicher Uebel in unserer materiellen Entwickelung in älteren Zuständen und Verhältnissen und weist deshalb die so gerne und leicht aufgebrachten Vorwürfe und Beschuldigungen gegen das heutige Regierungs- und Verwaltungssystem in begründeter Weise zurück.

«Die Quelle zahlreicher unserer Uebel», heisst es in seinem Rechenschaftsberichte vom 20. Juli 1878 an die Oedenburger Wähler, «sind alte Sünden. Ganz Europa hat in den letzten neunzig Jahren auf dem Gebiete der Politik und der Civilisation grosse Fortschritte gemacht. Wir gefielen uns in einer langdauernden Lethargie; unsere Entwickelung datirt eigentlich erst seit 1848, nicht einmal seit 1825. Es ist nun sehr natürlich, dass innerhalb von fünfundzwanzig Jahren wir nicht Alles das schaffen konnten, wozu andere Völker hundert Jahre benötigten.» Und doch seien auch wir beträchtlich vorwärts gekommen. Man vergleiche nur unsere heutigen öffentlichen Zustände mit jenen vor 30—40 Jahren. Welch' kolossaler Unterschied!

Dennoch müssen wir noch lernen und arbeiten, aber auch in unseren Wünschen weniger stürmisch und heissblütig sein.

Doch wir brechen unsere Blumenlese aus dem neuesten Buche des Herrn Ministers Trefort ab und verweisen nur noch auf die weiteren Zeugen von der erfolgreichen Wirksamkeit desselben zu Gunsten der Beförderung der bildenden Künste, zur Schaffung einer vaterländischen Kunstindustrie, zur Herstellung der erforderlichen Lehrmittel durch einheimische Kräfte, zur Gründung und Vermehrung von Gewerbe- und Kunstindustrieschulen, zur Errichtung eines Museums, einer Gesellschaft und eines Fachblattes für Kunst-Industrie, zur Beförderung der nationalökonomischen Studien im Schosse der ungarischen Akademie der Wissenschaften u. s. w. Man ersieht daraus die Vielseitigkeit des Geistes, den stets wachen Blick und die nimmer rastende Aufmerksamkeit, sowie den immer bereiten Thätigkeitstrieb, womit Minister Trefort das öffentliche, wirtschaftliche und geistige Leben Ungarns begleitet und zu fördern sucht.

Zum Schlusse unserer Besprechung verweilen wir noch einen Augenblick bei dem «Anhang», welcher die Reichstagsrede Trefort's vom 22. Mai 1861 wieder zum Abdruck bringt. Der Minister sagt mit Bezug auf diese Rede im «Vorworte» Folgendes:

«. . . Was ich sagte, waren nicht individuelle Ansichten, — es waren die Ansichten der gesammten (Deákistischen) Adresspartei. Man darf mich nun mit Recht fragen, ob ich die damals ausgesprochenen Ansichten auch heute noch hege. Auf diese Frage kann ich ohne Zögern antworten: im Grossen und Ganzen denke und fühle ich auch heute noch so und halte dieselben Ansichten, die ich im Jahre 1861 ausgesprochen, auch heute noch für die meinigen, — mit Ausnahme des über die Personal-Union Gesagten.» . . .

Auf diese Bemerkung hin gestützt, geben wir aus der obigen Reichstagsrede eine Stelle, welche auch gegenwärtig volles actuelles Interesse besitzt. «Die Integrität Ungarns», heisst es daselbst, «ist eine so wichtige Angelegenheit, dass wir mit unserem eigenen Interesse zugleich auch ein dynastisches und europäisches Interesse verteidigen; denn . . . die Integrität Ungarns ist für die Dynastie eine Lebensfrage. Was für ein Loos immer auch die Monarchie trifft, so kann in Ungarn der Dynastie noch immer ein ansehnliches Reich bleiben . . . ., worauf sie sich stützen kann. . . . Aber die Integrität Ungarns ist auch eine europäische Frage; denn für den Fall gewisser Eventualitäten wird in den südöstlichen Teilen Europas keine Lücke im europäischen Staatssystem entstehen, so lange die Integrität Ungarns selbst unversehrt bleibt und wird der Uebergang bei Gelegenheit der Bildung eines Reiches und der Auflösung eines alten Reiches ohne Verwirrung geschehen können; denn der ungarische Staat wird bereit stehen, die Stelle des aufgelösten alten Staates einzunehmen.» . . .

«Indem ich von der Integrität Ungarns sprechen will, kann ich nicht umhin, die Nationalitätenfrage zu berühren. Die kroatische Nation besitzt ein eigenes Territorium und historische Rechte: ich achte ihre, sowie Jedermanns Rechte: aber dieser Reichstag muss sich Kroatien gegenüber an die Gesetze von 1848 halten, solange diese Gesetze auf dem constitutionellen Wege nicht abgeändert werden.» ... «Ich wünsche aufrichtig die Entwickelung der Sprache und Literatur der kroatischen Nationalität, denn die geistige Entwickelung der slavischen Völker liegt im Interesse der Freiheit und weil der Absolutismus auch in diesem seinem letzten Asyl in Europa zusammenbrechen wird.» ... «Was die übrigen, auf dem Territorium Ungarns lebenden Volksstämme betrifft, so will ich ihre Entwickelung in nationaler Richtung nicht hindern, da die Unterdrückung der Nationalitäten, so wenig sie sich mit der Freiheit verträgt, eine schlechte und zwecklose Politik wäre. Die Serben, Rumänen, Deutschen, Slovaken und Ruthenen mögen ihre Municipal-Angelegenheiten in ihrer Sprache führen, mögen in den Schulen die Sprache, die sie wollen, gebrauchen. Ich wünsche die innere Entwickelung der Völker so in Ehren gehalten, wie die Religion, in die sich der Staat zu mischen kein Recht hat. Aber diese den verschiedenen Nationalitäten zu machenden Concessionen kann man nur auf Grund der Gleichberechtigung machen; und sowie es unter den Religionen keine privilegirte geben kann, so kann es im Gebiete Ungarns keine privilegirte Nationalität geben.» ... «Auf solchen Territorien, wo die Bevölkerung gemischt ist, dort werden sich niemals Staaten nach rein nationalen Gesichtspunkten bilden ... Ich hoffe deshalb, dass auch in Ungarn die historischen Antecedentien, die geographische Lage und andere in den verschiedenen Nationalitäten enthaltene practische Momente die Oberhand gewinnen werden: dass jene krankhafte Neigung, der zu Folge jeder besondere Volksstamm ein abgesondertes Territorium beansprucht und gleichsam einen besondern Staat bilden will, gleich vielen vorübergehenden geistigen Krankheiten verschwinden und dass Ungarn, das Reich «Hungaria», bleiben wird: denn da es gegen die verschiedenen Nationalitäten gerecht zu sein versteht, so wird es nicht auf die Nationalitäten basirt sein, sondern als Entwicklungsproduct der Geschichte der politischen Notwendigkeit entsprechen.» ...

Auch diese Rede kennzeichnet den unbefangenen staatsmännischen Standpunkt ihres Verfassers und jener politischen Partei, der er im Jahre 1861 und später angehört hat.

Wenn ich zum Schlusse noch einen Wunsch aussprechen soll, so bezieht sich derselbe darauf, dass es erwünscht gewesen wäre, wenn bei den so oft polemischen Reichstags-Reden mindestens in kurzen Anmerkungen die bekämpften Ansichten der Vorredner angedeutet worden wären. Dadurch würde das Verständniss der hier gebotenen «Reden» wesentlich gewonnen haben. Dies gilt namentlich auch mit Rücksicht auf die Nachwelt, welcher

die hier in Rede stehenden Personen und Verhältnisse nicht mehr in voller Frische und Lebendigkeit im Gedächtnisse sein werden.

Professor Dr. JOH. H. SCHWICKER.

ZUR GESCHICHTE DES UNGARISCHEN FREIHEITSKAMPFES IM JAHRE 1849.

Dritter Artikel.*

Wir sahen aus dem vorhergehenden Artikel dieser Studie, wie Kossuth am 26. Juni 1849 in voller Ministerratssitzung Idee, Antrag und Kriegsplan Arthur Görgey's (Concentrirung aller habhaften ungarischen Streitkräfte nächst der Festung Komorn und des dortigen verschanzten Lagers und von hier aus «Schlag auf Schlag gegen die österreichische Armee allein») erfasst, acceptirt und zum Regierungsbeschluss erhoben hatte. Wir sahen, wie Görgey auf diesen Regierungsbeschluss vertrauend, von Pest zurück zur Komorner Armee geeilt war. Und wir sahen, wie Kossuth alsbald nachdem Görgey fort war, hinterrücks plötzlich von dem gemeinsamen Beschlusse abgesprungen ist, indem er — statt jener bei Komorn — die Concentrirung am Zusammenfluss der Maros und unteren Theiss bei Szegedin decretirte, «damit im Falle unglücklichen Ausganges der bei Szegedin zu schlagenden Entscheidungsschlacht, der Weg offen sei zum Uebertritt auf türkisches Gebiet» — wie Kornel v. Ábrányi der Aeltere, zu jener Zeit Secretär des Herrn v. Bónis, des mit unbeschränkter Vollmacht nach Komorn zur Ueberwachung Arthur Görgey's entsendeten Alter-ego Kossuth's, später aus der Schule geschwatzt.**

Wir sahen, wie Kossuth auf dem Höhepunkt der Krise zum Höchstcommandirenden über alle ungarischen Streitkräfte einen Strohmann, General Mészáros, ernannte und so die unter Arthur Görgey bei Komorn im Kampf mit Haynau begriffene tapfere Armee den unfähigen, ja vom Standpunkte der ungarischen Sache unredlichen Händen des gleichfalls neu ernannten Generalstabs-Chefs Dembinsky überlieferte.

* Schlussartikel. Über den dritten Band des Stephan Görgey'schen Werkes: *1848-ból és 1849-ből. Élmények és benyomások. Okiratok és ezek magyarázata. Tanulmányok és történelmi kritika.»* (Aus den Jahren 1848 und 1849. Erlebnisse und Eindrücke. Urkunden und deren Erläuterung. Studien und historische Kritik. Von Stefan Görgey sen. Budapest. Franklin-Gesellschaft 1885—1888.) Drei Bände. Den zweiten Artikel s. oben S. 307—328.

** Budapesti Hirlap vom 2. 4. 8. und 9. Januar 1885.

Die Ernennung der Generale Mészáros und Dembinsky war aber keine Lösung des «Knotens». Sie konnte diesen nur noch mehr verwirren. Und der Feind that hiezu ebenfalls das Seine. Er griff am 2. Juli 1849 die Armee Arthur Görgey's vor dem verschanzten Lager bei Komorn an und verhinderte hiedurch Görgey, sein der Regierung durch den Minister Ladislaus Csányi und die Generale Ernst Kiss und Aulich verpfändetes Wort einzulösen, die Hauptarmee *sofort* von Komorn herab und Kossuth zuzuführen.

Die genannten drei Herren, von Kossuth in Pest nach Komorn entsendet, kamen hier am 30. Juni an, überraschten und bestürmten Görgey, um der lieben Eintracht willen sich dem neuen Regierungsbeschluss (Concentrirung bei Szegedin) gegen seine Ueberzeugung zu fügen. Die Deputation konnte nicht besser gewählt sein, um auf das Gemüt Görgey's einzuwirken; Csányi war ihm ein väterlicher Freund; er wie Aulich standen hoch in seiner Achtung und Liebe, und auch Ernst Kis besass seine Wertschätzung als reiner Charakter und tapferer Soldat. Sie überrumpelten ihn, «und Csányi, wirksam unterstützt von Aulich (so schreibt Arthur Görgey selbst 1852) gelang es, mich derart umzustimmen, dass ich den bereits gefassten Entschluss, trotz des Abfalls der Regierung von ihrem eigenen diesbezüglichen Beschlusse, bei Komorn die letzte Entscheidung herbeizuführen, wieder aufgab. Csányi und Aulich besassen nämlich, dank ihrer vielseitig erprobten ungewöhnlich edlen Denk- und Handlungsweise mein Vertrauen in so hohem Maasse, dass mich ihre entschiedene Parteinahme für die Regierung wie ein Vorwurf traf, und dass es mir nun plötzlich schien, ich hätte Kossuth dennoch Unrecht gethan, als ich, gestützt auf seine Brandverordnung * und sein verdächtiges Zögern, sich der Hauptarmee (in Komorn) anzuschliessen — voraussetzte, er habe nunmehr nächst der Rettung seiner eigenen Person nur noch die gänzliche Verwüstung Ungarns — gleichviel in welcher Absicht — vor Augen....»** Arthur Görgey gab den Abgeordneten das aufrichtig gemeinte Versprechen, dem *neuesten* Beschlusse des Ministerrates mit möglichster Beschleunigung Folge zu leisten; — eine Inconsequenz! vom Standpunkte der gesunden Strategie ein Fehler; von jenem tiefer und standhafter Ueberzeugung betrachtet, eine Anwandlung von Schwäche und jedenfalls ein Opfer, eine Selbstverleugnung, welche mindestens seinem Herzen gewiss keine Unehre macht. Görgey machte jedoch den Abgeordneten der Regierung gleichzeitig begreiflich, wie sein Abmarsch nach Pest *nicht vor dem 3. Juli möglich sei,* indem zwei ganze Armeecorps (Leiningen und Nagy-Sándor), ferner die am Schlachttage von Raab durch den Feind von Görgey abgeschnittene Armeedivision Kmethy

* Alle Ortschaften, die die ung. Armee dem Feinde überlassen muss, in Schutt und Aschenhaufen umzuwandeln — à la Moskau.

** A. Görgey, *Mein Leben und Wirken.* 1852. II., 203—204. Leipzig.

und zwei bedeutende noch entferntere Detachements (Oberst Horváth und Armin Görgey) nicht früher einrücken oder unterwegs aufgenommen werden könnten. Mit dieser Meldung kehrten Minister Csányi und seine Gefährten noch am 30. Juni von Komorn nach Pest zurück.

Am 2. Juli aber früh Morgens — bevor noch das Armeecorps Nagy-Sándor, die Division Kmethy und die Detachements Horváth und Armin Görgey einrücken konnten — griffen Haynau und Paniutin das verschanzte Lager der Ungarn an . . . und am späten Abend brachte man Arthur Görgey mit bis zum Gehirn durchbrochenem Schädelknochen vom Schlachtfeld ins Hauptquartier zurück. Ein feindlicher Granatsplitter hatte ihm in offener Feldschlacht an der Spitze der Attaque dreier Husaren-Regimenter die Hirnschale aufgeschlitzt.

Kampf- und dienstunfähig wie er war, und selbst nachdem seine ungewöhnlich kräftige physische Natur im Verein mit ausserordentlicher Willenskraft das Wundfieber zeitweilig überwunden hatte, noch immer unfähig, die Armee auch tactisch im Felde, wie bisher, zu führen und consequent selbst zu commandiren: war Arthur Görgey vom 2. Juli Abends an nicht verantwortlich für die Geschehnisse der nächsten Tage. Bis zum 5. Juli Abends wusste er gar nicht, was ausserhalb des Krankenzimmers, was im Umkreis der Armee, was in Budapest am Sitze der Regierung vorging, — da die Aerzte seine Kopfwunde für lebensgefährlich, sein Aufkommen für zweifelhaft erklärten und daher seiner Umgebung jegliche dienstliche Meldung, jede Mitteilung der eingelaufenen Depeschen — ihm selbst aber jede Kopfarbeit und Aufregung untersagt hatten. Görgey konnte somit während dieser Tage auch für keine *Unterlassung* verantwortlich gemacht werden.

Dennoch machte Kossuth in Budapest ihn persönlich schon am 1. Juli dafür verantwortlich, dass die Komorner Armee noch nicht auf dem Marsch nach den Hauptstädten begriffen sei!

Aus der gründlichen Darstellung Stefan Görgey's von der Schlacht vom 2. Juli geht unzweifelhaft hervor, dass Arthur Görgey diese Schlacht bei Komorn noch unter der ungeteilten Herrschaft des Gedankens und mit dem Vorsatz, die Armee am *rechten* Donauufer auf der Ó-Szöny-Ofner Strasse Kossuth zuzuführen, geleitet hat. Im erbitterten Kampfe um den Besitz von Ó-Szöny hatte er sich selbst an die Spitze dreier Reiter-Regimenter gestellt, hatte er seine Kopfwunde empfangen. In der Wiedereroberung der Ausgangspforte «Ó-Szöny» durch Zurückwerfung des Angreifers — hatte er den Siegespreis des Tages gesucht und zu seiner Befriedigung auch erreicht. Das Uebrige musste er nun notgedrungen seinem Nachfolger und Ersatzmann im Obercommando, General Klapka, überlassen. Dieser hatte also noch immer beide Wege offen nach den Hauptstädten: am rechten Donauufer über Ó-Szöny nach Ofen, wie dies die Herren Kossuth, Mészáros, Dembinsky gemeint und anbefohlen hatten, und am linken Ufer, wie dies die

augenblickliche Dislocation der am linken Ufer noch im Anmarsch begriffenen Heeresteile Nagy-Sándor, Horváth und Armin Görgey erheischte, damit man selbe unterwegs aufnehmen könne.

Vom 3. Juli ab die Armee hinabführen *konnte nur Klapka,* — nachdem der an Görgey's Statt noch vor dessen Verwundung zum Obercommandanten ernannte General Mészáros nicht nach Komorn kam, die Armee zu übernehmen. Wenn Klapka am 3., am 4., am 5. Juli die Armee von Komorn entführt: Arthur Görgey konnte ihn daran nicht hindern.

Klapka führte die Armee nicht hinab. Und das hatte teils sachliche, teils persönliche Gründe. Klapka hatte längst sein Geschick an jenes der Festung Komorn geknüpft und es ist höchst wahrscheinlich, dass er vermeiden wollte, falls er die Armee von Komorn weg und Kossuth zuführt, am Sitz der Regierung angelangt eine andere Verwendung zu erhalten, durch den Feind aber von Komorn abgeschnitten zu werden. Die sachlichen Gründe, weshalb Klapka die Armee bei Zeiten hinabzuführen unterliess, werden wir in der Folge sehen.

Wir sahen, wie Görgey, als er am 30. Juni dem Minister Csányi und Gefährten seine übereilte Zusage machte, ihnen zugleich erklärt hatte, weshalb der Abmarsch besten Falls nicht vor dem 3. Juli angetreten werden könne. Kossuth aber hatte den 3. Juli nicht abgewartet. Schon am 1., noch vor Görgey's Verwundung, erklärte er diesen für wortbrüchig, decretirte er dessen Entsetzung vom Obercommando, schickte er dem gleichzeitig zum General ernannten Oberst Kmethy Befehl (statt nach Komorn zu Görgey wieder einzurücken, wohin Kmethy bisher gehörte), sich mit seiner Armee-Division auf den südlichen Kriegsschauplatz zu verfügen.

Diese Entschlüsse hatte Leidenschaft dictirt und Berechnung. Arthur Görgey hatte nämlich von Ács aus den 29. Juni an Kossuth geschrieben: nicht das Interesse der Regierung, sondern des Volkes, des Landes Interesse zu fördern, sei auch bisher das Ziel seiner Kämpfe gewesen. — Ihm das! «Es ist schrecklich, was er mir schreibt!» klagt Kossuth in seinem Brief an Klapka.

Zu jener Grobheit aber hatte Görgey die «Brandverordnung» der Regierung aufgestachelt. Ausserdem hatte Görgey noch dem Gouverneur geschrieben, er sei bei der augenblicklichen Unzulänglichkeit seiner bisher bei Komorn vereinten Streitkräfte ausser Stande, nebst der Ács-Ofener Poststrasse auch noch alle übrigen südlicher gelegenen, von Raab nach den Hauptstädten führenden, im Besitz des Feindes befindlichen Strassen und Wege zu decken, weshalb er ihn bei Zeiten avisire, dass er (Görgey) die Regierung in den Hauptstädten gegen einen möglichen Handstreich des Feindes nicht mehr schützen könne; daher möge die Regierung bei Zeiten — *wofern ihr Komorn nicht behagt* — ihren Sitz nach *Grosswardein* verlegen: er selbst werde im schlimmsten Falle auch mit jenen Truppen allein, welche

bisher unter seinem Commando standen, seine Aufgabe bei Komorn zu lösen versuchen.

Dieses schrieb Görgey, wie gesagt, am 29. Juni; *hierauf*, am 30. gab er sein abänderndes Versprechen: Kossuth aber nahm am 1. Juli den Brief vom 29. Juni für den Bruch des *späteren* Versprechens und zieh — er, der Jenem das Wort gebrochen — Görgey des Wortbruches und zog sofort daraus seine vorbedachten Consequenzen. Den Rat «nach Grosswardein» aber nahm Kossuth für malitiösen Hohn. Und doch war Grosswardein jener Ort, von wo Kossuth, wenn daraus durch Paskiewitsch verdrängt, sich ungehindert in den Schutz-Bereich Bem's und seiner Armee nach Siebenbürgen zurückziehen konnte, — weit sicherer, als von Szegedin. Einen besseren Rat also konnte ihm Görgey aufrichtiger Weise schlechterdings nicht ertheilen, sobald Kossuth die Festung Komorn verschmähte. Nebenbei gesteht jedoch Arthur Görgey, dass er durch die Alternative «Komorn oder Grosswardein» zugleich auf das Scham- und Ehrgefühl Kossuths habe einwirken wollen.

Kossuth aber fühlte, dass Görgey in seiner Seele lese: *er werde nicht nach Komorn kommen*, er werde das Weite suchen. Er fühlte den gerechten, sowohl den offenen (wegen der Brandverordnung) als auch den versteckten Vorwurf, dass sein persönliches Interesse und jenes des Volkes und Landes weit auseinandergehen. Er musste sich deshalb beeilen, der Gefahr zuvorkommen, dass Görgey's Vorwürfe öffentlich bekannt und in der allgemeinen Meinung, als gerechte, Wiederklang fänden. Er musste schnell Görgey des Obercommandos entsetzen und diese Massregel *laut* mit dessen «Widersetzlichkeit, Pflicht- und *Wortbruch*» motiviren. *Bereits am 1. Juli 1849* schreibt er an Klapka Folgendes: «Lieber Herr General! Görgey hat sein Wort, das er mir durch einen Minister und zwei Generäle verpfändet, gebrochen. Er soll Kriegsminister bleiben: aber das Obercommando kann er keinen Augenblick länger führen. FML. Mészáros ist zum Obercommandanten ernannt. Görgey wird vielleicht nicht gehorchen. Es wäre schändlich, es wäre Verrat, so wie sein Wortbruch und die blinde Unterordnung unter den Einfluss Bayer's an Verrat grenzen. . . . Pesth am 1. Juli 1849. — Kossuth, Reichsgouverneur.» *

Wie das Versprechen Görgey's eigentlich gelautet und dass am 1. Juli von keinem Wortbruch die Rede sein kann: verschweigt hier Kossuth — ganz so wie seinerzeit den Wortlaut und die Motive der Waitzner Proclamation vom 5. Jänner.

Während Görgey in der Krankenstube in voller Unkenntniss der Dinge elend darniederlag, seine Kopfwunde erst vernäht, dann wieder aufgeschnitten wurde, das Obercommando im Lager vor Komorn aber vom 2. Juli

* Memoiren v. Georg Klapka. Leipzig. Otto Wiegand 1850. S. 123.

Abends, nach militärischem Gesetz, mitsammt der Verantwortlichkeit für alle Unterlassungen, sowohl formell wie factisch, an den Nächstältesten der Generäle, Klapka, übergegangen war: war der neuernannte Obercommandant General Mészáros von Budapest per Dampfer *zweimal* bis in die Nähe von Komorn herangefahren, um die Armee nach Budapest herabzuführen; er kehrte beidesmal um und unverrichteter Sache nach der Hauptstadt zurück, — wiewohl er wissen musste, dass Komorn am linken Donauufer vollkommen frei und zugänglich war. General Klapka aber war entschlossen, in Komorn zu bleiben: ihm konnte es nicht passen, die Feld-Armee hinab zu führen. General Nagy-Sándor endlich, dem Mészáros an seiner statt die drei Corps nach Budapest zu führen brieflich auftrug, war noch im Anmarsch begriffen. Die Generäle Pöltenberg und Leiningen und die Armee hielten fest am ursprünglichen richtigen strategischen Gedanken Görgey's und an der Hoffnung, dieser werde demnächst wieder commandiren können. Die Anhänglichkeit der Armee an ihn war durch seine letzte grossartige Leistung am 2. Juli und seine Verwundung noch gesteigert. In ihrer Entrüstung über die kundgewordene Ernennung der unfähigen Generale Mészáros und Dembinsky an Stelle Arthur Gorgey's entsendete die Armee ohne Mitwissen Görgey's, aus einem zahlreichen Kriegsrat, welchen Klapka in seiner Not berief, *diesen* und (den eben seinem Corps voraus herbei geeilten) Nagy Sándor am 4. Juli an den Gouverneur nach Budapest, mit der Bitte um Belassung Arthur Görgey's im Obercommando. Die Frage des sofortigen Abmarsches nach den Hauptstädten liessen Klapka und Nagy-Sándor in diesem Kriegsrat gänzlich fallen.

In Budapest entledigten sie sich ihrer Mission in höchst zweideutiger Weise; den sehr energisch formulirten Protest der Komorner Armee gegen ein Obercommando Mészáros-Dembinsky vertraten sie gar nicht! Das Ergebniss war die halbe Massregel: Görgey bleibe Obercommandant der *durch ihn* sofort nach Budapest herabzuführenden *drei* Armeecorps I, III, VII; er müsse sich jedoch allen Befehlen des Höchstcommandirenden Mészáros unbedingt fügen; Oberst Bayer aber müsse unverweilt von Komorn nach Budapest einrücken, wo er in die Operationskanzlei des Gouverneurs zur Dienstleistung commandirt wird. *

Am 5. Juli spät Abends kamen Klapka und Nagy-Sándor von Pest zurück in Komorn an. Während ihrer Abwesenheit hatte Görgey, welcher sich am 5. verhältnissmässig wohler fühlte, trotz aller Vorsicht der ihn vor Aufregung schützenden Aerzte, seine Entsetzung vom Obercommando durch

* Bayer galt in Civil- und Regierungskreisen für den Träger der Idee der Militär-Dictatur und für den grimmigen Feind des Gouverneurs; von Klapka und Nagy-Sándor wurde er bitter gehasst; Vielen galt er für den bösen Geist Görgey's; Andere wieder sahen in ihm Görgey's ganze Weisheit.

Zufall erfahren, — wie auch, dass hierauf die Armee energisch für ihn Partei genommen. Hievon tief ergriffen, auf die Wiederkehr seiner eigenen Dienstfähigkeit vertrauend, entschlossen, der Liebe und dem Vertrauen der Armee zu entsprechen und falls die Regierung, dem Votum der Armee nachgebend, ihn an der Spitze derselben belässt, *den Kampf gegen Haynau und Paniutin bei Komorn wieder aufzunehmen* und seine letzte Kraft, sein Leben an die Demütigung des «eroberungssüchtigen» Oesterreich zu setzen, versammelte er am 6. Juli Vormittags die von Budapest zurückgekehrten Generäle Klapka und Nagy-Sándor, wie überhapt alle Corpscommandanten und die Oberste Asserman und Bayer bei sich zum Kriegsrat. *Dieser* Kriegsrat beschloss nach längerer Debatte den neuerlichen Angriff von Komorn aus auf die Stellung Haynau's, den *Durchbruch* durch die feindliche Armee und die Fortsetzung des Kampfes am *rechten* Donauufer mit Benützung der Positionen und noch unerschöpften Hilfsquellen der *südwestlichen* Landesteile, der Umgegend von Bakony und Plattensee — im Sinne Görgey's. Und zwar einstimmig; indem selbst Klapka und Nagy Sándor sich diesem Beschlusse anschlossen, nachdem Görgey die Zumutung, als wollte er die Armee von der Regierung und den übrigen ungarischen Streitkräften trennen, widerlegt hatte. Görgey erklärte die Verbindung mit Jenen über Paks an der Donau aufrechthalten, die Vereinigung jedoch erst nach erfochtenem Sieg über Haynau bewerkstelligen zu wollen. Angriff und Durchbruch ward auf den 9. Juli anberaumt — da die noch im Anmarsch begriffenen Detachements Horváth und Armin Görgey erst am 7., 8. Juli einrücken konnten. — Doch hatte der Beschluss noch einen Nachsatz: *falls der Sieg und Durchbruch nicht gelingen sollte, dann solle Görgey die Armee zur unteren Vereinigung hinabführen.* Hiedurch ward Görgey's unbedingte Absicht, dass die Offensive gegen Haynau von Komorn aus so oft wiederholt werde, bis sie gelingt — paralysirt. Dennoch gab sich Görgey damit zufrieden, wenigstens so viel erreicht zu haben, dass die günstige Gelegenheit zum Schlagen nicht ganz unbenützt bleiben sollte.

Die Motive des Görgey'schen Antrages und des entsprechenden Beschlusses sind einleuchtend. Der auf Szegedin basirte Kossuth-Dembinsky'sche Kriegsplan konnte der ungarischen Kriegführung keine wirklichen Vorteile, weder strategische noch tactische bieten, — keine Chancen eines Sieges. Keine strategischen: denn indem der Rückzug aller Streitkräfte auf Szegedin den dermalen noch durch viele Tagmärsche und die Donau getrennten Armeen Paskiewitsch' und Haynau's vier Fünfteile des Landes zur bequemen Vereinigung und zu concentrischem combinirtem Operiren preisgiebt, wird die am Zusammenfluss der Maros und Theiss concentrirte Gesammtmacht sich dort sehr bald der ebenfalls *vereinigten* Uebermacht der Russen und Oesterreicher gegenüber sehen, während ihr der mächtige Vorteil der sicheren Rückendeckung durch die gewaltige Festung Komorn dort entging,

welches Reduit durch die von allen Seiten der Umgehung ausgesetzte offene Stadt Szegedin, trotz aller angeblich fertigen Schanzarbeiten, nie ersetzt werden kann. Bei Komorn hingegen — selbst nachdem Kossuth das Einrücken der Division Kmethy (5000 Mann) nach Komorn über Totis am 1. Juli und desgleichen den Anmarsch und Anschluss des Wysocki-Dessewffy'schen Armeecorps (bei 12,000 Mann), sowie des Reservecorps (10,000) vereitelt hatte, — wird Görgey nach Einrücken seiner letzten ausständigen Detachements noch immer bei 42,000 Mann den vereinigten Haynau und Paniutin entgegen führen können. Und einem *offensiven* Siege über Haynau (am 2. Juli hatte er blos in *defensiver* Schlacht einen Sieg über ihn davongetragen) legte Görgey ein eminentes politisches Gewicht bei. . . .

Der Beschluss war gefasst; die Mitglieder des Kriegsrates (vom 6. Juli *Vormittag*) entfernten sich; Görgey sank erschöpft und fiebernd auf sein Lager. Am selben 6. Juli *Abends* hält General Klapka bei sich, hinter dem Rücken Görgey's und der Corpscommandanten Pöltenberg, Graf Leiningen und Kászonyi und des Festungscommandanten Oberst Asserman *einen zweiten Kriegsrat* ab, zu welchem er ausser dem gleichgesinnten General Nagy-Sándor blos ihm ganz vertraute Stabsoffiziere lud. Hier wurde dann das Gegenteil von dem, was Vormittags, beschlossen; nämlich der allsogleiche nächtliche Abzug der drei Armeecorps am *linken* Donauufer über Waitzen nach der Hauptstadt, — das Corps Nagy-Sándor an der tète; dann Leiningen und Pöltenberg; die noch ausständigen Detachements Horváth und Armin Görgey sollten von ihrem Marsche auf Komorn abgelenkt und unterwegs aufgenommen werden. . . .

Leiningen und Pöltenberg erhalten den Marschbefehl vor Mitternacht. Derselbe trägt die Unterschrift des Oberst Bayer! . . . Grosses Staunen! Indessen — Aufklärung kann nur der Morgen bringen.

Bevor jedoch der Morgen graut, marschirt Nagy-Sándor mit dem I. Armeecorps aus dem Lager am rechten Donauufer durch die Festung und den Waag-Brückenkopf gen Waitzen ab. Der Marsch führt knapp vor Görgey's Fenstern, einem Erdgeschoss, vorüber; einen andern Weg gibt es nicht. — Der Fieber-Kranke schläft nicht; er horcht auf. Was soll das bedeuten?! Er lässt Bayer kommen und erfährt nun, was man ihm verschwiegen.

Nun gab es für die Sache nur zweierlei Erklärung. Entweder *alle* Teilnehmer am Kriegsrate vom *Vormittag* des 6. Juli waren schon damals mit dem Abmarsch nach Budapest am *linken* Ufer, dem Verlassen Komorns und dem Aufgeben der Offensive gegen Haynau einverstanden und hatten am Morgen in Görgey's Wohnung blos zum Schein für seinen Antrag gestimmt, etwa aus Schonung seines Zustandes, der sie erbarmte. Oder im Gegenfall ist hier eine Intrigue der Generäle Klapka und Nagy-Sándor im Werke. Im ersteren Fall hält Görgey sein Verbleiben an der Spitze der

Armee für ferner überflüssig; im anderen Fall musste die Intrigue entlarvt werden. Für beide Fälle war Görgey entschlossen abzudanken und er dankte ab.

Der Morgen des 7. Juli fand die im verschanzten Lager vor Komorn zurückgebliebenen übrigen Armeecorps in heftigster Aufregung über den erfolgten Abmarsch des Armeecorps Nagy-Sándor, über den selbst erhaltenen Marschbefehl und über die Abdankung Arthur Görgey's vom Obercommando. General Klapka wusste sich wieder keinen Rat und berief abermals (gleichwie am 4. Juli auch) die Generäle und Offiziere der diversen Armeecorps zur Besprechung der Sachlage in die Sternschanze. Das Ergebniss war die einstimmig beschlossene Aufforderung an Arthur Görgey, das Obercommando wieder zu übernehmen. Eine Monstre-Deputation, aus den Vertretern aller Truppenkörper sämmtlicher Armeecorps gewählt und von General Klapka geführt, überbrachte Görgey das Vertrauensvotum der Armee.

Nun geschah Etwas, was heute, ruhig und kalt erwogen, jedem bieder und redlich Denkenden als ganz natürlich und correct erscheinen muss, zu jener Zeit aber von Görgey's Widersachern sofort, — und nach erfolgter Katastrophe erst recht und allgemein, als Landesverrat qualifizirt und gebrandmarkt wurde. Arthur Görgey sagte den Vertretern der Armee, und er hielt es für seine Pflicht es ihnen offen zu sagen, wie er augenblicklich zur Regierung stehe; *was* die obwaltenden Differenzen seien und woraus sie entstanden; dass die neueste Contre-Ordre, die vom Gouverneur anbefohlene Concentrirung *bei Szegedin* (anstatt hier bei Komorn) angesichts der enormen Ueberzahl der Alliirten und der augenblicklichen Dislocations- und Distanz-Verhältnisse der beiderseitigen Armeen, vom Standpunkte der Gesetze der Strategie geradezu ein Unding und offenbar blos ein beschönigender Vorwand zum allgemeinen Rückzug gegen Süden sei, *dieser aber blos die Einleitung zur Flucht aus dem Lande bedeute*; wogegen die hier versammelte Hauptarmee, um ihrer Pflicht gegen das Land ehrenhaft zu genügen, jenen Feind, der eben vor ihr steht, entschlossen angreifen, nicht aber ihm ausweichen soll, um etwa an jener Flucht ja noch bei Zeiten teilnehmen zu können.

Indem er an dieser Meinung festhalte, befinde er sich augenblicklich in offener Auflehnung gegen Kossuth's Befehl zum Rückzug und er gebe den Offizieren zu bedenken, wie ihre Aufforderung an ihn, das Commando der anwesenden Armee neuerdings zu übernehmen, einer Billigung seiner offenen Widersetzlichkeit gegen den formellen Befehl der Regierung gleichgedeutet werden würde: wie sie (die Abgeordneten der Armee) hiedurch allerdings kaum gegen ihr moralisches, wohl aber gegen ihr materielles Interesse handelten; denn er habe bereits mit dem Leben abgeschlossen, und wer fortan seiner Führung vertraut, müsse sich bequemen ein Gleiches zu thun; wie endlich

von ihm, Angesichts der Hinfälligkeit seines physischen Zustandes, durchaus nicht mehr dieselben persönlichen Leistungen zu erwarten stünden, deren er sonst fähig gewesen. Wenn aber die Hauptarmee ungeachtet alles dessen zu ihrem Commandanten *ihn* verlangt, und auch die Gegenbedingung, welche er für diesen Fall an sie stellt, erfüllt: Komorn nämlich erst dann verlässt, nachdem sie zuvor einen herzhaften Versuch, die Hauptmacht der Oesterreicher zu schlagen, unternommen haben wird; und wenn er bis dahin wieder dienstfähig sein sollte: so werde er es für seine Ehrenpflicht halten, die Führung der Armee neuerdings zu übernehmen.

Die Abgeordneten der Armee waren mit dieser Erklärung Görgey's zufrieden. Nagy-Sándor mit seinem abmarschirten Armeecorps wurde sofort zurückbeordert. General Klapka hatte dem Beschlusse, gleichwie am Morgen des 6., so auch jetzt am Abend des 7. Juli, beigestimmt und sicherte sich hiedurch die tactische Führung in der Schlacht, da Görgey hiezu körperlich unfähig war.

Wieder entfernten sich die Generäle und Offiziere langsam aus dem Krankenzimmer und wieder sank Görgey in Folge der Aufregung und Anstrengung vom Schüttelfrost gepackt auf sein Krankenlager nieder. Er sandte den Gehenden einen langen wehmütig stummen Blick nach. Diese tapfere Armee war vom Geschick dem Untergang geweiht! Nicht im ehrlichen Ringen gegen die Uebermacht auf dem Schlachtfeld unterliegen, nicht *das* ist der Untergang. Ein Heer, eine Sache kann auch *ruhmvoll* unterliegen. Das Zerbröckeln der Disciplin, der Eintracht, des Geistes einer Armee in Folge widerstreitender Einwirkungen und Agitationen, in Folge des Abhandenkommens des edlen Zieles, der begeisternden Idee — *das* ist der Untergang! Den Civil-Machthabern das Geleite geben zur Flucht aus dem Lande, ist nicht das Ziel, um dessentwillen diese Armee die Waffen ergriffen und ihr Leben und Lebensglück eingesetzt hat; der Rückzug auf türkisches Gebiet, die Emigration ist keine Idee, die zu Kampf und Sieg begeistert. Und die Spuren der zersetzenden Agitation von oben und reactiv natürlich auch von unten, sind in den wiederholten Offiziers-Zusammentretungen und Beratungen der letzten Tage deutlich erkennbar gewesen. *Das* hält keine Armee lange aus. Schon stellt die eine Partei Bedingnisse, die andere geht darauf ein . . .

Der Beschluss vom 6. Juli schon, und wiederholt vom 7. — war *ein Compromiss* zuerst zwischen der Partei Klapka-Nagy-Sándor und der überwiegenden Majorität der Armee; dann aber zwischen der Armee und Görgey; falls der Sieg hier über Haynau, der Durchbruch am rechten Donauufer nicht gelingt — Abmarsch zur Vereinigung mit Mészáros-Dembinsky.

Und den Durchbruch wird Klapka commandiren. Wird er mit Leib und Seele dafür, dabei sein? Görgey setzte seine Hoffnung auf Ein Moment: ausser der persönlichen Bravour Klapka's auf dessen Ambition. Was

Klapka sichtlich angestrebt hatte, das Obercommando: das fiel ihm durch die Gunst des Augenblicks jetzt in den Schoss. Mit der grösstes Truppenzahl, die im Laufe des ungarischen Freiheitskrieges bisher jemals an einem Schlachttage in Einer Hand ungarischerseits vereint war, die österreichische Hauptarmee Haynaus zu durchbrechen und hiedurch eine ganz neue Situation zu schaffen, *im eigenen Namen, zu eigenem Ruhme* — das war wohl eine Aufgabe, der ganzen Hingebung eines ganzen Mannes wert.

Am 9. Juli unterblieb der für diesen Tag bestimmte Angriff — aus einem nicht ganz aufgeklärten Grunde. (Verspätung des Aufbruchs u. dgl.) Am 11. Juli endlich führte Klapka 4½ Armeecorps und die Brigade Armin Görgey zum Angriff. Arthur Görgey beobachtete von der Zinne der Sternschanze den Gang der Schlacht, — bereit, sich zu Wagen dem Durchbruch im Augenblick des Gelingens anzuschliessen. Trotz der Bravour und Ausdauer der ungarischen Truppen und ihrer Commandanten, — mit Ausnahme der Generäle Nagy-Sándor und Pigety — gelang der Durchbruch nicht! Gegen Abend liess Klapka auf allen Punkten den Rückzug antreten. «Dass Klapka nicht mit ganzer Seele bei der Sache sein konnte, wird Jedermann einsehen», — schreibt Rüstow.* —

So lief das Schifflein am Webstuhl des Verhängnisses in Komorn und zwischen dieser Festung und dem Sitze der Regierung geschäftig hin und her . . .

Der Durchbruchsversuch war misslungen: und zwei Tage später, am 13. Juli führte Arthur Görgey die drei Armeekorps Nagy-Sándor, Leiningen und Pöltenberg, mit der Avantgarde-Brigade Armin Görgey voran, bei 27,000 Mann, am linken Donauufer gegen Waitzen zur Vereinigung auf der nächstmöglichen Linie mit den unteren Streitkräften des Landes. Klapka blieb in Komorn zurück, mit zwei Armeecorps, dem II. und VIII-ten.

Nördlich von Waitzen, am 15. Juli, stiess Armin Görgey auf die ersten Russen, das muselmännische Reiterregiment des Generals Fürst Bebutoff. Er warf dasselbe. Bald darauf, südlich von Waitzen, gegen Abend, traf Arthur Görgey (selbst wieder im Sattel) auf das Armeecorps des G. d. C. Grafen Rüdiger — und schlug dieses gegen Pest zurück.

Am 16. musste er den vom dreitägigen forcirten Marsch ermüdeten Truppen auf der Wahlstatt des Vorabends einen Rasttag gönnen.

Gegen Abend desselben 16. Juli wollte er eben wieder angreifen, um über Gödöllö in südöstlicher Richtung durchzubrechen: da erhält er glaubwürdige Kundschaft, dass von Aszód her im Galgatale FM. Fürst Paskiewitsch mit dem russischen Gros im Anmarsch und die Tête bereits zur Stelle sei. Görgey hält sofort im Eisenbahn-Wächterhaus Kriegsrat, erklärt den Durchbruch an dieser Stelle für undurchführbar, beschliesst den nächt-

* *Gesch. d. ung. Insurr. Krieges.* Zürich, Friedr. Schulthesz, 1861. II., 168. S.

lichen Rückzug in nordöstlicher Richtung über Waitzen, Retság, Balassa-Gyarmat, Losoncz, Rimaszombat, Miskolcz an den Sajófluss, um im Gebiet der Ober-Theiss die Vereinigung mit den unteren Streitkräften zu suchen; und lässt durch das Los bestimmen, wen von den drei Corpscommandanten und Corps die gefahrvolle Deckung des Rückzuges treffen soll. Das Los fällt auf das III. Armeecorps, den Grafen Leiningen. Mit einbrechender Dunkelheit soll das VII. Corps unter Pöltenberg den Rückzug beginnen; ihm folge das I. unter Nagy-Sándor; diesem nach Mitternacht Armin Gorgey mit seiner Brigade; zuletzt Leiningen. — Alles auf einer einzigen Strasse, über eine am Naszálberg situirte Brücke. *Nagy-Sándor* und Armin Görgey *dürfen beim Abmarsch ihre Vorposten nicht einziehen, sondern müssen selbe stehen lassen.* Diese sammelt dann Leiningen erst im letzten Augenblick.

Massregel und Motive waren im Beisein Nagy-Sándor's besprochen. Sie waren einleuchtend; der Befehl gegeben. Nagy Sándor aber, in seiner sträflichen Sorglosigkeit, vergisst beim Abrücken die Hauptsache, das Stehenbleiben der Vorposten einzuschärfen und zu überwachen. Dieselben rücken gewohnheitsmässig ein: und an der leer gebliebenen Stelle dringen russische Schleichpatrouillen in pechfinsterer Nacht hart am Donauufer in die Stadt Waitzen ein und Kosaken-Abteilungen stehen plötzlich im Rücken Armin Görgey's.

Hiedurch und noch durch einen anderen unvorhergesehenen Umstand gingen alle Vorteile eines nächtlichen, bis zum lichten Morgen vom Feinde unbemerkt bleibenden Rückzuges verloren und geriet die ungarische Armee in die denkbar kritischeste Lage. Die Verfolgung seitens der Russen begann nun schon nach Mitternacht. Blos das VII. Armeecorps konnte, noch bevor am südlichen Ende der Stadt der erste Kanonenschuss fiel, die besagte, hinter Waitzen an der Berglehne befindliche Brücke im Finstern passiren. Sobald jedoch in der Stadt der Kampf entbrannte, wurden auf einmal alle Häuser lebendig, alle Tore weit aufgerissen und in der nächsten Viertelstunde waren alle Gassen und Plätze und vom Nordende der Stadt bis zur erwähnten Brücke der ganze Plan von rasend dahinstürmenden Gespannen und Fuhrwerken überflutet, die alle auf einmal die Brücke passiren wollten, und das Armeecorps Nagy-Sándor in seinem Marsche fortwährend behinderten. Die Brigade Armin Görgey und das III. Corps, Graf Leiningen, aber hatten einen Kampf zu bestehen, der von Nach-Mitternacht bis Abend dauerte, und wenn man das ausserordentliche Missverhältniss der Kämpfer erwägt, zu den grössten Leistungen der tapfersten Truppen gezählt werden muss, welche jemals vorgekommen. Die Russen entwickelten nach und nach so viel, als ihrer das Tal und die Berglehne zwischen Donau und Naszál nur fassen konnten. Die Stadt Waitzen wurde mehrmal, hin und her, genommen, die Russen südlich über Waitzen und das neuliche Schlachtfeld hinaus zurückgeworfen und dann der Rückzug auf der mittler-

weile hinten frei gemachten Strasse in Staffeln bis zur Brücke und über diese hinweg, in voller Ordnung bewerkstelligt. Die Strasse und Brücke aber im Rücken der so Kämpfenden frei zu machen und frei zu erhalten, war keine leichte Sache! Es war dies die erste Aufgabe Arthur Görgey's in dieser Schreckensnacht. Nachdem diese mittels persönlichen Eingreifens und drakonischer Strenge gelöst und gesichert war, eilte er im Morgengrauen zurück und durch die Stadt auf den südlichen Kampfplatz an die Seite Leiningen's, an die Spitze seiner Helden und schlug die Russen so weit zurück, um für den Rückzug Luft zu machen. Er war an diesem Tage, dem fünfzehnten seit seiner Verwundung, mehr denn 24 Stunden lang im Sattel und hatte die Entfernung einer Meile zwischen der ofterwähnten Brücke rückwärts der Stadt und dem Kampfplatz vor derselben, mehrere Male in schneller Gangart durchmessen. Und es muss hervorgehoben werden, dass seine Kopfwunde erst Tags zuvor, in der Zwischenzeit vom ersten Zusammenstosse mit den Russen zum zweiten, durch den Arzt ihrer Länge nach neu geöffnet worden war, damit selbe nicht äusserlich vernarbe, bevor die Heilung und Callusbildung von Innen heraus vollendet ist.

Am 17. Abends, bevor noch die sinkende Nacht der russischen Verfolgung eine Schranke setzte, trat eine fürchterliche Reaction im Befinden des Kranken ein und von da an wurde er zu Wagen in vollständig teilnahmslosem, oft bewusstlosem Zustande über Rétság, Vadkert, Balassa-Gyarmat, Ráros, Losoncz, nach Rima-Szombat (bei 14 Meilen) gefahren, in welch letzterem Orte er am 20. Juli ankam.

Während dieser drei Tage und vier Nächte hatte Arthur Görgey keine Meldungen entgegengenommen, keine Befehle erteilt. In Losoncz am Abend des 19. Juli erklärte der eine der ihn behandelnden Wundärzte den Kranken für nicht weiter transportabel, weil widrigenfalls der Tod unterwegs eintreten würde; es sei auch bereits für ein bequemes sicheres Versteck in den nahen Bergen abseits der Heerstrasse gesorgt. Der andere Arzt, befragt, antwortete lakonisch blos, man möge den Morgen abwarten . . . Die beiden Brüder des Kranken erklärten nun, sie willigten auf keinen Fall darein, dass der Sterbende zurückgelassen werde; selbst sein Tod, falls eingetreten, müsste sorglich vor der Armee verheimlicht und der Leichnam mitgeführt werden, bis die Armee aus den Bergen und der Umklammerung der verschiedenen russischen Corps heraus und auf die Theissebene debouchirt sein werde, denn in der jetzigen Situation sei nur der Name Arthur Görgey's noch im Stande, die von mehreren Seiten bedrängte und bedrohte Armee zusammen zu halten. Die Lage war nämlich die folgende:

Der Nächstälteste im Range der drei Corpscommandanten war General Nagy-Sándor; er war bereits in Komorn von Kossuth und Mészáros zum Führer und Obercommandanten der ganzen Expedition ernannt gewesen: Görgey's Entschluss hat dann dieser seiner längst gehegten Aspiration wieder

den Weg verlegt. Nach militärischem Gesetz durfte, ja sollte Nagy-Sándor in dem Augenblick, wo am 17. Juli Abends in Folge der riesigen körperlichen Anstrengungen Arthur Görgey's, die Oberleitung factisch dessen Hand entglitt, — ohneweiters die oberste Führung übernehmen. Zum Glück für die Armee forderte er dieses sein Recht nicht. Sein letztes Verhalten in der Nacht vor Waitzen (um von allem Früheren zu schweigen) hatte ihn als absolut unfähig und unwürdig dieses Postens erwiesen, und es schwebte die Armee in den Tagen der höchsten äusserlichen Bedrängniss in der zweifachen Gefahr, dass entweder Nagy-Sándor in der nächsten Stunde sein Recht beansprucht und das Ober-Commando übernehme und in seiner Art führe, oder dass die Generäle Pöltenberg und Leiningen ihm alsdann offen den Gehorsam versagen.

In dieser Lage wäre es die Aufgabe des vielbewährten Strategen und Generalstabschefs Oberst Bayer gewesen, kräftigst unterstützt von zwei Corps-Commandanten (Pöltenberg und Graf Leiningen) die Armee mit besonnener Hand aus der Berggasse heraus zu lootsen; — statt dessen *versagte* Oberst Bayer gerade in diesem Augenblick! Er war leider kein Held; sein Schachbrett, das er leidenschaftlich liebte, war die Landkarte und die Operationskanzlei: das Schlachtfeld mied er consequent. Und von dem Augenblick an, wo Arthur Görgey mit den drei Corps Komorn den Rücken kehrte: hatte Bayer auch alle Hoffnung auf Rettung vor dem schmachvollen Tode durch kriegsrechtliches Urteil — verloren und suchte Trost im Weinglase. Am Abend des 19. Juli betrat er in unzurechnungsfähigem Zustande und Strassenkot an den Kleidern (er war während des Marsches vom Pferde in den Laufgraben gefallen und hatte sich eine Schramme am Haupte gerissen) das Hauptquartier und legte sich — die Worte stammelnd: «der General im Sterben, ich verwundet!» zu Bette, ohne sich um die brennenden Dispositionen für den Morgen zu kümmern. In dieser Lage ergriff Oberstlieutenant Armin Görgey die Leitung der Operationskanzlei und erteilte die nächsten Dispositionen. Dies konnte Bayer diesem, — und hinwieder Arthur Görgey die Pflichtvergessenheit dem Oberst Bayer — nie vergessen.

Zum Glück hatte das russische Corps des General Grabbe, welches von den nordungarishcen Bergstädten auf Losoncz herabziehend, hier der Görgey'schen Armee den Weg verlegen oder ihr in die Flanke fallen gesollt, sich verspätet, gleichzeitig aber das russische Corps des Grafen Rüdiger von Waitzen her seine anfangs sehr energische Verfolgung schon am 18. Juni mit einer höchst lässigen, blos scheinbaren vertauscht, — dies aus dem Grunde, damit eben General Grabbe Zeit gewinne, den Ungarn vorne den Weg zu verlegen.

Nachdem die Ungarn ungefährdet Losoncz passirt und inzwischen auch Arthur Görgey's Zustand sich in Folge der relativen Schonung dreier Tage,

schon in Rima-Szombat wieder so weit gebessert hatte, dass er sofort die Zügel wieder selbst ergriff: führte er in ununterbrochenen forcirten Märschen seine drei Corps (die bei Waitzen stark gelichtete Brigade Armin Görgey wurde während des Marsches zur Ergänzung der durch Kampf und Desertion gleich gelichteten Armeecorps verwendet) aus den Bergen heraus und erreichte ungebrochen das Kriegsoperationsziel, das er im Bahnwächterhäuschen vor Waitzen seinem excentrischen Rückzuge vorgesteckt hatte (nachdem bei Waitzen der Durchbruch unmöglich geworden war): nämlich die strategische Vereinigung mit den nominell durch General Mészáros, tatsächlich durch Dembinsky, Perczel und Kossuth commandirten Streitkräften an der Theiss. Bei Miskolcz schon, im Sajó-Tale, sollte ihm wieder das russische Corps Tscheodajeff den Durchbruch wehren; es gelang Görgey jedoch, auch diesem Feinde noch rechtzeitig zuvorzukommen und hiedurch nun gleichzeitig die Verbindungen und Magazine des Fürsten Paskiewitsch, seine Operationsbasis Kaschau-Dukla zu bedrohen!

Das Gros des Fürsten von Warschau stand nämlich in diesem Augenblick (am 23. Juli) südlich von Miskolcz, zwischen diesem Ort, dem Mátragebirge, der Donau und der Theiss im Herzen des Landes; zwischen dem Fürsten und Kaschau aber stand Görgey, im Besitze der Sajó-Linie, mit dem freien Rücken an die Theiss und die Tokajer Brücke gelehnt und die Pest-Miskolcz-Kaschauer Strasse beherrschend. Strategisch hatte er in diesem Augenblicke vollkommen freie Hand auf Kaschau zu marschiren und nachdem er dort Schrecken und Verwirrung in das Depot- und Spitalswesen der Russen gebracht haben würde, sich über die Mármaros nach Siebenbürgen zu werfen. Und in seinem Hauptquartier hatten Naturen, welche von einer verlockenden Chance leicht entflammt, sofort bereit sind, einer glänzenden Unternehmung feststehende ernste Zwecke zu opfern, sich für diesen abenteuerlichen Flankenmarsch stark erwärmt. Arthur Görgey gehörte jedoch nicht zu diesen. Er hatte im bekannten Compromiss zu Komorn der Armee versprochen und seither auch der Regierung zu wissen getan, dass er die Donau-Armee der unteren Vereinigung zuführe; und er hielt auch jetzt an diesem Ziele fest, um so mehr, als ihm die Besiegung der Oesterreicher, nicht der Russen, zumeist am Herzen lag und er die Möglichkeit nicht absolut negiren wollte, dass die nunmehr ihm gegenüber zur Hauptarmee massirten unteren Streitkräfte des Landes noch Vorteile, zuerst über Jellacsics, dann über Haynau erringen dürften — über letzteren zumal dann, wenn einerseits Klapka in Komorn sich energisch rührt und durch fortwährende Ausfälle und Unternehmungen einen Grossteil der österreichischen Hauptarmee an Komorn bindend, Haynau's Macht geteilt hat, und wenn andererseits es ihm, Görgey, gelingt, durch zähes Verteidigen der Linien des Sajó, dann der Hernád, endlich der Ober-Theiss mit andauernder Bedrohung Kaschaus, die russische Hauptmacht von Szegedin und der Maroslinie, wie

von der Vereinigung mit Haynau dauernd ab- und in Schach zu halten. Ein eiliges Verlassen der oberen Theissgegend, um sich je eher mit der ungarischen Hauptarmee an der Maros-Theiss auch tactisch zu vereinigen, hielt er weder für die ungarische Sache im Allgemeinen, noch für die Chancen der unteren Armee insbesondere für nützlich; da voraussichtlich ihm Paskiewitsch auf dem Fusse folgen, sich mit Haynau vereinigen und sodann beide feindliche Heere concentrisch operirend, Mészáros und Görgey auf einen engen Raum zusammendrängen und dort mit vereinter Uebermacht wahrscheinlich erdrücken würden. Nur so lange Paskiewitsch von Haynau durch viele Tagemärsche und durch Görgey's Heer getrennt bleibt, nur in der Teilung der beiderseitigen Kräfte und des Kriegstheaters sah Görgey noch die Möglichkeit günstiger Chancen und Erfolge.

Sein Calcül fusste jedoch auf folgenden Voraussetzungen und Bedingungen: 1. dass die ungarische Regierung gut berichtet war, als sie ihm anzeigte, ihm stehe Paskiewitsch nördlich der Ober-Theiss mit nicht mehr als Sechzig Tausend Mann gegenüber; 2. der Theissübergangspunkt *Tisza-Fured* in Görgey's linker Flanke sei durch General Knézics und Oberst Korponay mit hinreichender Truppenzahl und Artillerie verteidigt, wie ihm Kossuth versicherte. In dieser Voraussetzung glaubte Görgey den russischen Feldmarschall durch harte Kämpfe am Sajó und Hernád für längere Zeit festhalten zu können, um seine Magazine und Rückzugslinie besorgt zu machen. Deshalb liess er ihn am 23. Juli von Miskolcz aus durch Pöltenberg auf der Gyönyöser Strasse im Rücken angreifen, und als Pöltenberg den Uebermächtigen durch seinen rechtzeitigen Rückzug an den Sajófluss herangezogen hatte, verteidigte Görgey hartnäckig und defensive siegreich die Sajólinie durch drei Tage. Von hier durch eine drohende russische Links-Umgehung verdrängt, war er entschlossen, die Hernádlinie zu halten — und hier war es, wo Leiningen am 28. Juli den Russen ein glänzendes Treffen lieferte und die Angreifenden mit blutigen Köpfen zurückschlug.

Doch, wie die Folge lehrte, verfügte Paskiewitsch hier über weit mehr, als ungarische Meldungen, officielle und nichtofficielle, ihm zugemutet hatten. Er hatte reichlich genug, um einerseits seine Operationsbasis zu dekken, andererseits Görgey am Sajó, dann am Hernádfluss Tag für Tag anzugreifen und gleichzeitig von Mezőkeresztes auf Poroszló marschirend, den Uebergang über die Mittel-Theiss bei *Tiszafüred* bereits am 26. Juli zu forciren, während Görgey noch am 28. Juli siegreich an der Hernád stand — mit dem Feind in Front *und Rücken*.

Ein fast ununterbrochener Marsch von 26 Stunden machte es möglich, alle drei Corps Görgey's bei Tokaj auf das südliche Ufer der Theiss hinüber zu retten, bevor noch die bei Tiszfaüred übersetzten Russen stromaufwärts eilend, den Rückzug Görgey's bei Tokaj vereitelten.

Somit der Theisslinie verlustig, musste Görgey die südlich zunächst

gelegene Berettyólinie als neuen Haltpunkt ins Auge fassen. Und er musste trachten, den Berettyófluss von Tokaj aus früher zu erreichen, als die Russen dies über Debreczin von Tiszafüred aus täten. Es gelang ihm dies, indem er auf zwei Weglinien, auf jener über Debreczin mit dem Corps Nagy-Sándor nach Berettyó-Ujfalu, und auf jener über Vámos-Péres und Nagy-Léta mit dem Gros auf Kis-Marja marschirte. Doch ging die ausersehene neue Verteidigungslinie durch die Schuld Nagy-Sándors verloren, bevor sie noch in Besitz genommen war. Nagy-Sándor, mit dem ersten Corps auf der Debrecziner Strasse dirigirt, sollte bei Debreczin den Russen, die von Tiszafüred nahten, zuvorkommen; und er kam ihnen um mehrere Stunden zuvor. Er sollte in diesem Falle mit dem Rücken an Debreczin gelehnt, den Russen hier in einem Avant Garde-Gefecht die Zähne weisen, um sie zur Entwickelung ihrer Kräfte zu bewegen, damit er verlässlichen Bericht erstatten könne, ob ihrer Viele, ob Wenige im Anmarsch seien. Dann aber im gegebenen Augenblicke sollte Nagy-Sándor den geordneten Rückzug auf Berettyó-Ujfalu kämpfend antreten und durchführen. In einen ernsten Kampf mit einer etwaigen Uebermacht durfte er sich eben so wenig einlassen, als ohne demonstrativen Angriff und ohne entschlossene Arrieregarde-Gefechte davongehen. Bei Berettyó-Ujfalu musste er Stand halten und den sumpfigen Fluss tapfer verteidigen. Dies seine Aufgabe. Nagy-Sándor schlug die Avantgarde der Russen bei Debreczin mit Bravour zurück; dann aber seiner stricten Aufgabe vergessend und von der unzeitigen Ambition beseelt, jetzt auf eigene Rechnung einen glänzenden Sieg zu erfechten und hiedurch sowohl Pöltenberg und Leiningen, als auch Görgey selbst in den Schatten zu stellen, — wies er die dringenden Ratschläge seiner Untercommandanten von der Hand, versäumte den richtigen Augenblick zum Abbrechen des Gefechtes, verfolgte vielmehr mit Gier und Unbedacht einen momentan errungenen Vorteil und wurde so, während er in der Front vordrang, von der Uebermacht Paskiewitsch's in Flanke und Rücken gefasst und zersprengt. Die Trümmer des ersten Armeecorps aber sammelten sich erst in Grosswardein, fünf Meilen jenseits Berettyó-Ujfalu, welchen Punkt er hätte besetzen und verteidigen sollen. Natürlich durfte jetzt auch Görgey mit dem Gros nicht am Berettyó stehen bleiben: er vereinigte sich mit Nagy-Sándor am 4. und 5. August in Grosswardein.

Nun aber gab es bis zur Maros keine weitere natürliche Verteidigungslinie mehr. Die Frist war um, welche Görgey den Generälen Mészáros, Dembinsky, Perczel, Vetter usw. zur Durchführung ihrer versprochenen Grosstaten Jellacsics und Haynau gegenüber dadurch gesichert hatte, dass er die russische Hauptmacht von Jenen fern hielt. Es war vielmehr von nun an Görgey's Aufgabe, mit dem zusammengeschmolzenen Rest seiner Armee in normalen Märschen die Maroslinie zu erreichen und sich mit der untern Hauptarmee zu vereinigen, an jenem Punkte, den die Regierung nach Umständen

biezu bestimmen wird. Die Regierung ihrerseits bestimmte Arad zum Vereinigungspunkt, allwo Görgey am 10. und 11. August sich mit Dembinsky vereinigen sollte; denn Dembinsky hatte am 1. August Szegedin, das verschanzte Lager und die Stadt ohne Schwertstreich und ohne Schuss Haynau überlassen, die Theisslinie aber seither ebenfalls schon aufgegeben und retirirte jetzt auf Arad. *So lauteten die Depeschen und Nachrichten,* welche Arthur Görgey in den ersten Tagen des August von der Regierung schriftlich und von den Ministern Szemere und Kasimir Batthyányi mündlich empfing.

«Dembinsky» aber, das hiess in diesem Augenblicke so viel, wie die Summe der ungarischen Streitkräfte, welche (ausser jenen Bem's in Siebenbürgen und Görgey's hier, dann den Besatzungen in den Festungen Komorn, Peterwardein, Arad und Munkács) noch vorhanden waren und *jetzt die Hauptarmee Ungarns bildeten.*

An der Spitze dieser Armee hatte das collegiale Ober-Commando Mészáros-Dembinsky-Kossuth den ganzen Juli thatenlos vergeudet. Der Sieg der Generäle Vetter, Kmethy und Guyon am 14. Juli bei Hegyes und Kula am Franzenskanal über den Kroaten-Bán Baron Jellacsics — eine letzte glänzende, doch folgenlose Waffenthat — und ein Avant-Garde-Gefecht zwischen Perczel und einem russischen Corps am 20. Juli bei Tura nächst der Aszód-Hatvaner Strasse sind die einzigen nennenswerten Leistungen am südlichen Kriegstheater. Das Uebrige ist — der helle Rückzug einer kopflosen, in und mit sich selbst zerfallenen Oberleitung und einer bedauernswürdigen, schnöde missbrauchten, dem Verderben gelieferten Armee. Kossuth durchkreuzt durch unmittelbares Eingreifen Dembinsky's Dispositionen; Perczel kündet Beiden den Gehorsam; Dembinsky und der Obercommandant Mészáros kehren schmollend der Armee den Rücken; gut, dass der Rückzugspunkt Szegedin *gegeben* und allbekannt ist, sonst hätte sich die Armee schon zwischen Tura und Szegedin aufgelöst. Kossuth ernennt General Wysocki zum Obercommandanten, doch Wysocki mag unter Dembinsky nicht weiter mitthun; er lehnt ab und geht. Perczel, der Kossuth mit Vorwürfen überhäuft, wird abgesetzt. So vereinigen die von Tura herabziehenden Corps und die von Hegyes unter Vetter herauf retirirenden, bei Titel am 23. Juli geschlagenen ungarischen Corps Guyon und Kmethy sich in den letzten Tagen des Juli endlich bei Szegedin in einer Stärke von 40,000 Mann und bei 100 Geschützen unter dem neuestens ernannten *directen* Obercommandanten Dembinsky, der nun das Szegediner «verschanzte Lager» zu verteidigen und dem nahenden Haynau eine Entscheidungsschlacht anzubieten sich anschickt, nachdem er das ihm angebotene Obercommando unter der Bedingung wieder annimmt, dass Kossuth sich fürder jeder Einmischung in die Dispositionen enthalten werde. Zum Generalstabschef Dembinsky's wird Mészáros ernannt! Vetter geht. Perczel bleibt feriwilliger Zuschauer. Ein abermaliger Versuch des Gouverneurs, sich selbst zum General und

Obercommandanten ernennen zu lassen, ist vom Ministerium im Einklang mit den Volksvertretern abgelehnt und vereitelt worden.

Da die letzten Ergebnisse der im Mai ausgeschriebenen, im Juni betriebenen jüngsten Rekrutenaushebung sich erst jetzt in Szegedin sammeln: macht der Gouverneur einen vergeblichen Versuch, hier ein neues Reserve-Corps zu organisiren und zu armiren, welches er selbst commandiren will. Er hält in Szegedin eine grosse Militär-Revue und zugleich eine fulminante Rede gegen — Görgey. Dann schreibt er an denselben Arthur Görgey von Szegedin den 28. Juli einen schmeichelhaften Brief, worin er für dessen briefliche Meldungen vom 21. Juli (Rimaszombat) und 25. Juli (Sajó-Linie) dankt, ferner eingesteht, dass Görgey bezüglich Mészáros' und Dembinsky's vollkommen recht gehabt habe; und erklärt schliesslich, er selbst wolle von nun an die Kriegsoperationen ganz nach den Ratschlägen Görgeys und im Einverständniss mit diesem, leiten... Auch hatte sich Kossuth einige Tage früher factisch in Gesellschaft des neu ernannten Kriegsministers General Aulich, auf den Weg gemacht, um mit Görgey persönlich zusammen zu treffen. Görgey seinerseits war von Szerencs aus dem Gouverneur entgegengereist. Doch der Uebergang des Fürsten Paskiewitsch bei Tiszafüred über die Theiss vereitelte das Rendezvous. Görgey musste zurück eilen, um seine Armee über Tokaj auf das linke Theissufer zu retten und den Russen bei Debreczin zuvorzukommen. Kossuth kehrte unverrichteter Sache nach Szegedin zurück.

Hier war während seiner Abwesenheit ein heilloser Sturm gegen den Gouverneur losgebrochen — im Publicum (Szegedin war zum Zufluchtsort und Sammelplatz aller politisch compromittirten Civil-Elemente des Landes geworden), in der Presse, im Parlament. In geheimer Sitzung wollten die Volksvertreter Arthur Görgey unmittelbar zum Obercommandanten aller Armeen des Landes proclamiren. Ministerpräsident Szemere, vom Justizminister Vukovics unterstützt, vereitelte dies, indem er in längerer Rede auseinandersetzte, wie Arthur Görgey noch schuldiger sei, als Kossuth. Um den ganzen Rummel zu verstehen, muss man sich vor Augen halten, dass die öffentliche Meinung in diesen Tagen eine höchst beklemmende dunkle *Ahnung* hatte von der Situation — keine richtige Auffassung, keine Kenntniss. Kossuth, eifersüchtig auf Görgey's unleugbare persönliche Potenz, fürchtete für seine eigene Machtstellung und hatte die ganze Zeit her Görgey wiederholt des selbstsüchtigen Strebens nach der Militärdictatur, nach der ersten Stellung im Staate angeklagt, — und man hatte ihm geglaubt. Die laute Kunde von der selbstaufopfernden Tätigkeit Görgey's in den Kämpfen vom 2. Juli bei Komorn, vom 17. bei Waitzen, — von seinem in der Tat grossen strategischen Erfolg den Russen gegenüber durch den gelungenen Durchbruch an die Ober-Theiss, — von seinen heissen Kämpfen an den Flüssen Sajó und Hernád, hatte Görgey die öffentlichen Sympathien wie-

der zugewendet. Die Streitfrage, ob bei Komorn hätte concentrirt werden sollen, ob bei Szegedin? wurde jetzt zu Gunsten Görgey's entschieden; die Unrichtigkeit des Kossuth-Dembinsky'schen Kriegsplanes, die Unfähigkeit Dembinsky's, die Zerfahrenheit im Obercommando waren klar zu Tage getreten, ins öffentliche Bewusstsein übergegangen. Dembinsky seinerseits schrieb die militärischen Misserfolge der letzten Wochen laut genug der fortwährenden Ingerenz Kossuth's in die Heeresleitung zu. Man klagte den Gouverneur der masslosen Ambition, Alles verstehen zu wollen, der Selbstsucht, der Feigheit an. Oeffentliche Stimmen forderten die *Dictatur Görgey's*. Was bisher als Schreckbild den Geistern vorgeschwebt: es wurde jetzt zum letzten Hoffnungsanker. Märchenhafte Gerüchte von einem möglichen Sprengen der Allianz der zwei Kaiser durch eine heimliche Separat-Verständigung zwischen Ungarn und Russland, *welche Görgey anbahne*, von warmen Sympathien der Russen für die Ungarn — erhitzten ihrerseits die Phantasie. Die Wellen dieser Bewegung sah Arthur Görgey auf seinem Heerzuge von der Theiss zur Maros an sich heranspülen, wiewohl er die Erscheinung anfangs nicht verstand, da er die fernen Ursachen, den Ausgangspunkt nicht kannte. Eine solche Welle war schon die Reise Kossuth's gewesen, um in Kardszag oder Kisujszállás sich mit Görgey mündlich zu verständigen, und, nachdem die Bewegungen der Russen die geplante Zusammenkunft vereitelt hatten, Kossuth's versöhnender Brief von Szegedin den 28. Juli an Görgey. Eine solche Welle war ein Schreiben Szemere's an Görgey, worin jener nunmehr die Dictatur für notwendig erklärend — während er für eine Doppel-Dictatur Kossuth-Görgey plaidirte, zugleich verblümt ein Duumvirat Szemere-Görgey dem Letzteren in Vorschlag brachte (gleichzeitig aber auch den Volksvertretern auseinandersetzte, wie Kossuth grosse Schuld trage, Görgey jedoch noch grössere an dem öffentlichen Unglück.) Eine solche ferne Springwelle des Szegediner Sturmes war weiters ein Vertrauensvotum, welches Arthur Görgey auf seinem Durchzug durch Nagy-Kálló seitens der Intelligenz des Szabolcser Comitates unter Vortritt des Alter-ego Kossuth's, des Regierungs-Obercommissärs Samuel Bónis dargebracht wurde und welche Ovation Görgey in seiner Unkenntniss der Triebfedern, als spontanen Ausbruch des Kriegsüberdrusses der Bevölkerung, — des allgemeinen Friedensbedürfnisses auffasste. Ein solcher entfernter Wellenschlag war zwei Tage später das plötzliche Erscheinen der Minister Szemere und Kasimir Batthyányi in Görgey's Hauptquartier zu Vámos-Pércs. Szemere war voll Hasses so gegen Kossuth, wie gegen Görgey: doch diesen hielt er für unentbehrlich, jenen für ersetzbar durch sich selbst — mit Hilfe Görgey's .... Solche Wellen waren endlich: das sich von da ab häufig wiederholende Eintreffen einzelner Parlamentsmitglieder zu vertraulichen Besprechungen mit Görgey.

Die angehoffte Hilfe Görgey's gegen Kossuth ward Szemere nicht zuteil — und ebensowenig gelang es ihm, sich in den Besitz eines nach Um-

ständen verwendbaren Beweises zu setzen, dass Görgey gegen Kossuth conspirire. Und er ging zu einer anderen Action über.

Er und Batthyányi waren, mit beschränkter Vollmacht des Gouverneurs und Ministeriums ausgerüstet, als Träger einer Mission ins Görgey'sche Hauptquartier entsendet worden. Den Zweck dieser Mission hielten die Regierung und ihre Vollmachtträger vor dem Publicum (die Masse der Volksvertreter mitbegriffen) eben so geheim, wie die von Rimaszombat aus und später unverweilt zugesandt erhaltenen getreulichen und erschöpfenden Meldungen Görgey's über die durch ihn gepflogenen sogenannten «Friedensunterhandlungen» mit den Russen.

Es ist quellenmässig constatirt, dass Paskiewitsch, welcher Görgey's Vereinigung mit den südlichen ungarischen Streitkräften unfraglich zu vereiteln, ihn schon bei Waitzen zu erdrücken gehofft hatte, in Folge der Richtung, welche Görgey seinem Rückzuge gab, einen Moment ratlos dastand und deshalb auch einen unangenehmen Briefwechsel mit Haynau gehabt hat. Als die Russen ahnten, dass Görgey ihnen hier in den Bergen entschlüpfen werde (worin sie sich denn auch nicht getäuscht haben), suchten sie seinen Marsch anstatt durch fortgesetzte Verfolgung noch mehr zu beschleunigen, im Gegenteil lieber durch Parlamentiren und trügerische Friedensanerbietungen aufzuhalten, zu verspäten. Um einen zweitägigen Waffenstillstand, um nichts weiter, war ihnen zu tun, während dessen Dauer weder Görgey, noch der mit ihm ohne schriftliche höhere Creditive parlamentirende Oberst Chruloff im Rücken Görgey's, ihre respectiven Dislocationen ändern, hingegen vorne das russische Corps Tscheodajeff bei Miskolcz die Mausfalle rasch schliessen sollte. Görgey hielt es für das Klügste, die in nächtlicher Stunde zu Rimaszombat eingeführten russischen «Unterhändler ohne Vollmacht» nicht zu brüskiren, vielmehr sie gut zu empfangen und bei einem Glase Wein seinerseits sie auszuholen, um aus ihrer Conversation vielleicht Anhaltspunkte über die momentanen örtlichen und Zahlen-Verhältnisse des Feindes zu erhaschen, indem er sie glauben macht, er durchschaue ihre plumpe Kriegslist nicht. Mittlerweile kürzt er die beabsichtigte Rast seiner ermüdeten Truppen und lässt sofort noch in der Nacht marschiren. Gegen Morgen erst lässt er die beiden Russen mit verbundenen Augen zu ihren Vorposten zurück geleiten, nachdem er sie vorher «die überbrachten Friedensbedingnisse des Fürsten Paskiewitsch» zu Papier bringen liess und seinerseits einen Brief an Paskiewitsch ihnen zur Bestellung mitgab, worin er auf den Schwindel der beiden Parlamentäre de bonne mine eingehend, auseinandersetzte, wie er über die ihm gemachten Friedensanerbietungen vorerst die Aeusserung seiner Generäle und Offiziere einholen müsse; definitiv werde er später antworten. Der Zweck dieser Comödie war: für den Augenblick die Rückkehr der Parlamentäre um eine weitere halbe Stunde zu verzögern, während seine Truppen schon marschir-

ten; dann aber: den russischerseits eröffneten Weg der Unterhandlungen zum Gebrauch der ungarischen Regierung offen zu halten, ganz im Sinne des Pester Ministerratsbeschlusses vom 26. Juni. Wer weiss, wozu es gut sein kann. Vielleicht gelingt es, Verstimmung und Misshelligkeiten zwischen den alliirten Heerführern zu säen, und mittlerweile *militärische* Vorteile daraus zu ziehen. . .

Dieses nächtliche Vorkommniss aber durfte Görgey nicht verheimlichen; er war zu sehr von Verdächtigung und Verleumdung und Spionage umstellt. Er machte sofort dienstliche Mitteilung vom ganzen Sachverhalt einerseits seinen drei Armeecorps, andererseits im Wege des mit dem Hauptquartier reisenden Regierungsbevollmächtigten Bónis an den Gouverneur. Die Schriftstücke teilte er in wörtlichen Abschriften mit.

Dasselbe tat Görgey einige Tage später mit einem Sendschreiben des russischen Corpscommandanten Grafen Rüdiger an Görgey, und mit seiner eigenen Antwort.

Diesen durch Görgey in die Hand der Regierung gelegten Faden der Unterhandlungen mit den Russen nun weiter zu spinnen — war die Mission Szemere's und Graf K. Batthyányi's. Diese nahmen nämlich die Comödie von Rimaszombat für baare Münze, indem sowohl sie, als Kossuth allen Ernstes es für möglich hielten, den Kaiser Nicolaus, den Champion der Legitimität und des Absolutismus! treulos und seinem hohen Alliirten abwendig zu machen, wenn man ihm die Krone Ungarns zur Gründung einer Secundogenitur seiner Dynastie anbietet. Görgey hielt diesen Wahn für hellen Wahnwitz und das Anbieten der ungarischen Krone für eine letzte, tiefste Demütigung seines unglücklichen Vaterlandes. *So* hatte *er* die Verhandlungen mit den Russen nicht gemeint! In seinem Sinn sollten die Unterhandlungen blos dem ephemeren Zwecke dienen, in gegebenen strategisch-kritischen Momenten die Aufmerksamkeit der feindlichen Heerführer zu teilen, um einer imminenten *militärischen* Gefahr leichter zu entgehen und allenfalls um die russischen Generäle vor den Oesterreichern zu compromittiren. Nachdem es Görgey gelungen war, die Russen bei Rimaszombat-Miskolcz zu überlisten: hatte der Faden der Verhandlungen *für ihn* jeden practischen Wert verloren. Und seitdem die Russen bei Debreczin das Corps Nagy-Sándor so unzweideutig angegriffen und geschlagen hatten, sollten (so meinte Görgey) doch auch die Minister ihre Illusionen aufgegeben haben. Allein Szemere und Batthyányi bestanden auf ihrer Mission und sie sandten in rascher Folge zwei Staatsschriften an Paskiewitsch ab, in deren erster von Grosswardein den 5. August sie verblümt, — in deren letzterer von Nagy-Szalonta den 6. August sie unzweideutig und unverblümt dem russischen Czar die Krone des Königreiches Ungarn behufs beliebiger Verleihung an einen beliebigen Herrscher aus der Romanow'schen Sippschaft — auf Basis der Unabhängigkeit von Oesterreich und seiner Dynastie, und gegen Gestat-

tung *der ungarischen 1848-er Verfassung!* — zur Verfügung stellen. Letzteres taten sie zufolge und im Sinne einer neu empfangenen Depesche Kossuths ddo 4. August 1849 aus Arad, deren Wortlaut und Datum constatirt ist.*

Wann und wo hat aber Kossuth das Mandat zu solchem Anbot von der Nation, vom Lande erhalten?!

Görgey mochte in der Tat wo nicht schon früher, so in diesen Tagen des täglichen Verkehrs mit dem Ministerpräsidenten Szemere und Angesichts solcher Gesinnungslosigkeit, sein Missgeschick bitter empfunden haben, in solche Gemeinschaft geraten zu sein — er, der Mann des gewissenhaften Ueberlegens, der tiefsten Ueberzeugungen und des standhaften Festhaltens an dem einmal festgestellten Principe, — bereit für dasselbe Alles, worüber er verfügte, seine ganze Kraft, sein Leben einzusetzen.

Seit der Abwesenheit Szemere's und Batthyányi's von Szegedin war der Sitz der Regierung von dieser Stadt nach Arad verlegt worden; dorthin reisten jetzt die beiden Minister eilig ab. Das war zu Nagy-Szalonta am 7. August, dass sie das Hauptquartier Arthur Görgey's verliessen. Von diesem Zeitpunkte an gibt unser Autor auf 270 Seiten seines III. Bandes die Geschichte von nur mehr 7 Tagen — des Schlussactes in dieser Tragödie. Und sie ist nicht langweilig, diese Geschichte, in ihren Einzelheiten, — sehr traurig und tief ergreifend allerdings.

Es ist, als sähen wir vor unseren Augen in einem Glasgehäuse ein Riesen-Uhrwerk, dem die Kette riss, dröhnend ablaufen — einzeln neben, mit und nacheinander jedes Rad und Rädchen — bis Alles stille steht, und nur noch die letzten Schwingungen der abgespannten Spirale eine kurze Zeit lang fortvibriren, — immer schwächer — die letzten Herzschläge eines grossen Todten. — Wir sehen Korn für Korn verrinnen in einer Riesen-Sanduhr, die keine Hand mehr wendet...

Was dann noch folgt, ist blos das Räumen der geschlossenen Szene, — eben so fesselnd erzählt auf 115 Seiten, — den letzten des III. Bandes, wie des ganzen Werkes.

Wir müssen uns leider kurz fassen.

Am 28. Juli flog zu Neu-Szegedin das grösste, *letzte* Pulvermagazin der Ungarn in die Luft. Die Menge Kriegsbedarf, die da vernichtet wurde, ist daran zu ermessen, dass der Explosion bei 800 Menschenleben zum Opfer fielen.

Am 31. Juli schon hatte General Bem bei Segesvár seine letzte Entscheidungsschlacht, und mit dieser ganz Siebenbürgen verloren — das letztmögliche Reduit der ungarischen Streitkräfte! — Bem's Armee, durch die

* Pesti Napló. 1867. Nr. 221. — Szeremlei, Magyarország krónikája az 1848/9. forradalom idejéről. Pest. Emich G. 1867. II. B. S. 275.

russische Uebermacht des G. L. Lüders zersprengt, konnte sich nie wieder sammeln.

Im Westen des bereits eng begrenzten Kriegstheaters hatte schon am 1. August General Dembinsky mit mehr als 40,000 Mann vor 22,000 Mann des F.-Z.-M. Baron Haynau, die Schanzen vor Szegedin, diese Stadt selbst, das *rechte* Theissufer, ohne Verteidigung aufgegeben. Zur Verhinderung des feindlichen Theissüberganges auf das *linke* Ufer verwendete er alsdann nicht mehr als einige Compagnien Fussvolk und 4, sage vier Geschütze! Natürlich war der Uebergang sehr bald vollführt, während Dembinsky seine dem Feinde an Zahl überlegene Armee eine Meile weit vom Stromufer aufgestellt hatte und den Angriff des debouchirenden Feindes beim Dorfe Szöreg abwartete. *Dembinsky hatte eben nur mehr Ein Ziel fest im Auge:* den ununterbrochenen Rückzug aus dem verloren gegebenen Lande auf türkisches Gebiet — selbstverständlich *uneingestanden,* und mit fortwährenden Nachhut-Gefechten, um der Welt noch zuletzt Pulverdampf in die Augen zu blasen. Es ist seit der Teilung Polens Tradition und Grundsatz seiner kriegerischen Söhne, jedes Land, auf dessen Schlachtfeldern sie für die Freiheit — stets mit der Absicht auf ihr eigenes Vaterland — Kriegsdienste leisten, sobald die Sache eine verlorene, bei Zeiten zu verlassen. Ihr Arm, ihr Leben gehört der Sache Polens. Better luck next time.

Am 5. August Mittags, als Haynau sich anschickte, Dembinsky in dessen Aufstellung vor Szöreg anzugreifen, hatte Dembinsky bereits aus freien Stücken seine Munitions-Reserve in südlicher Richtung nach Beba auf der *Temesvárer Strasse,* vorausgeschickt: sein Vorsatz also, in dieser Richtung, anstatt auf die ungarische Festung Arad, wo Kossuth residirte, östlich hin — zu retiriren, musste schon *vorher* gefasst gewesen sein. Haynau griff dann Szöreg an; Dembinsky's tapfere ungarische Artillerie verschoss ihre letzte Patrone in bravourösem Kampfe, — dann ward die ungarische Aufstellung an mehreren Punkten durchbrochen und Dembinsky retirirte seiner vorausgesendeten Munitionsreserve nach, *auf die feindliche Festung Temesvár!* Dies tat er gegen alle strategische Raison, gegen alle bisherigen Verkündigungen und Anstalten, gegen alles öffentliche Wissen und Gewissen, gegen die bekannten wiederholten Anordnungen und Befehle des Kriegsministers und Kossuths selbst, welcher von Szegedin mit Regierung, Parlament, Civilflüchtlingen, *Banknotenpresse* und den noch vorhandenen Vorräten nach Arad, als dem bestimmten und natürlichen nächsten Vereinigungspunkte der Görgey'schen und Dembinsky'schen Armeen abgegangen war.

Nun denn — der widersinnige Rückzug Dembinsky's auf Temesvár anstatt auf Arad, hatte einen tiefen Sinn, der dem öffentlichen Bewusstsein in Ungarn lange Zeit verborgen geblieben, bis ihn jetzt unser Verfasser unwiderlegbar nachgewiesen hat.

Dembinsky retirirte auf Temesvár, weil diese feindliche Festung (nicht

Arad) auf der Orsovaer Route liegt und er bereits auf seinem Heimweg nach Paris begriffen war. Allein er schlug diese Richtung nicht blos aus eigenem Entschlusse ein, sondern Dembinsky nahm diese falsche Richtung zugleich mit Vorwissen und Einverständniss des Landesgouverneurs und gemäss dessen *geheimer* Gegenordre. Diese Gegenordre Kossuth's hatte mehrfache Motive, wovon ein Teil (die beabsichtigte Flucht aus dem Lande) Dembinsky genehm und bekannt, *ein anderer Teil hingegen auch vor ihm geheim gehalten war.* — Kossuth hatte die Banknotenpresse, welche er in Szegedin zufolge Dembinsky's Erklärung, diese Stadt nicht halten zu können, zerlegen lassen musste, in Arad kaum wieder zusammengestellt, als er sie bereits am 4. August abermals zerlegen und *von Arad nach Lugos* weiterführen liess, um in dieser Stadt etablirt und in Tätigkeit gesetzt zu werden; Lugos aber liegt auf derselben südlichen Route zwischen *Temesvár* und *Orsova*, am Fusse des siebenbürgischen Grenzgebirges, an der Ausmündung der Strasse von *Segesvár* nach *Lugos*. Dass Kossuth auf dieser Strasse, in diesen Tagen die Ankunft des General *Bem* erwartete, damit dieser das Obercommando über Dembinsky's Armee der Hand des letzteren entwinde: *das* war's, was Kossuth auch vor Dembinsky verheimlichte! Und weil eben Kossuth den General Bem aus Siebenbürgen via Lugos erwartete: *darum* dirigirte er hinter dem Rücken aller übrigen Gewalten und Beteiligten Dembinsky gegen Temesvár-Lugos, wohin dieser selbst aus freien Stücken gerne ging. *Oeffentlich* hiess es: *bei Arad* sollte sich (sobald Dembinsky von der Theisslinie bei Szegedin zurückzuweichen genötigt wird) dessen Armee mit der von Grosswardein herabziehenden Görgey's vereinigen. Im Sinne dieser öffentlichen Weisung beschleunigte letzterer, seit wir ihn in Nagy-Szalonta verliessen, seinen Marsch auf Arad mit Aufbietung aller Kraft seiner Truppen, (gegenüber der ursprünglichen Disposition des Kriegsministers) um einen ganzen Tag. Görgey persönlich und sein I. Corps, Nagy-Sándor, traf bereits am 9. August Abends, Leiningen und Pöltenberg aber am 10. in Arad ein.

Am 9. aber früh Morgens stand Dembinsky bereits bei Temesvár (anstatt vor Arad) hart zwischen den Wällen der feindlichen Festung und dem ihn verfolgenden Haynau, — mit der prämeditirten Absicht, den Festungsrayon umgehend, nachdem er das hier nunmehr überflüssig gewordene ungarische Belagerungs-Corps des General Graf Vécsey würde seiner Armee einverleibt haben, auf der Remete-Békaser Heerstrasse weiter nach Lugos abzuziehen; nicht ohne früher die seit Szöreg täglich wiederholte Komödie des ernst scheinenden Stellungnehmens auch hier zu wiederholen.

Am 9. August Früh Morgens ward Dembinsky vor Temesvár von Haynau wieder angegriffen. Er wandte sich abermals zur Retirade, mit Preisgebung seiner Arrieregarde. Da — um 9 Uhr Früh erscheint, in einer Kalesche angefahren, *ohne Truppen*, General *Bem*. Er zieht seine schriftliche Ernennung

zum Oberbefehlshaber aller ungarischen Armeen aus der Tasche, entreisst Dembinsky das Commando, stellt den begonnenen Rückzug ein und erklärt dem Feinde hier eine Schlacht liefern zu wollen. «Man könne nicht immer retiriren!» — Da Dembinsky sich vor Temesvár einerseits mit dem Armeecorps Kmethy, anderseits mit dem Armeecorps Graf Vécsey vereinigt hatte: befehligte Bem an diesem Morgen bei 60,000 Mann.

Dembinsky's Verpflegungswesen war die ganze Zeit her das nichtsnutzigste, gewissenloseste gewesen, das man sich nur denken kann in einem reichen Lande, inmitten einer wohlwollenden Bevölkerung. Seine Truppen, ununterbrochen auf dem Rückzug, zum Teil von der nordungarisch-galizischen Grenze angefangen bis hieher, stets mit dem verfolgenden Feinde an den Fersen, — waren ausgehungert und körperlich herabgekommen, geistig demoralisirt. Am 9. August waren sie schon früh Morgens abgehetzt und müde. Sie hatten noch nicht gegessen. Trotzdem waren sie noch eines letzten Aufflackerns von Enthusiasmus fähig, als die Kunde durch die Reihen lief: General Bem, der durch die Fama getragene Held und Sieger sei zur Stelle, übernehme das Commando und ergreife die Offensive. Endlich! Als Bem die Fronten abreitet, wird er mit Begeisterung acclamirt. Noch einmal flammt er wieder auf, der alte Geist. Haynau und Paniutin werden von den vorrückenden Ungarn auf der ganzen Linie angegriffen.

Die Schlacht dauert vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht; sie wogt lange unentschieden hin und her. Da — nach Mittag schon — beginnt der ungarischen Artillerie die Munition auszugehen, *und ein Ersatz ist nirgendsher zu erhalten!* Es ist wieder das alte Spiel: Dembinsky hatte auch an diesem Morgen wieder (wie am 5. August bei Szöreg) die Munitions-Reserve vorsorglich vorausgeschickt, diesmal nach Lugos; — *er wollte ja hin retiriren!* Bem hatte ihm die Retirade durchkreuzt, das Commando abgenommen: *um die Haltestelle der Munitions-Reserve zu fragen hatte er vergessen!* Nach Mittag also bekömmt die österreichische und die russische Artillerie entschieden Oberhand. Auch war eine zusammenhängende Oberleitung bei den Ungarn überhaupt nicht bemerkbar. Bem beschäftigte sich vollständig mit der Artillerie des Centrums (er hatte überhaupt über 40—50—60,000 Mann gar niemals eine Uebersicht gehabt!): an den Flügeln disponirten die Brigade-Commandanten jeder nach eigenem Gutdünken. Volontäre ohne autorisirtes Commando, wie die Generäle Perczel und Mészáros, auch Dembinsky, tauchen an einem beliebigen Punkte auf und reden drein, machen Confusionen oder erhöhen sie. . . Da, nach 4 Uhr Nachmittags erdröhnen von der *Arader* Seite her in der rechten Flanke und im Rücken der ungarischen Aufstellung Kanonensalven... Cavalleriemassen (das österreichische Armeecorps des Fürsten Franz Liechtenstein) haben die Ungarn umgangen, ihnen den Weg nach Arad verlegt — und diese Umgehung, im Verein mit totalem Mangel an Artillerie-Munition

auf ungarischer Seite — hat die Schlacht entschieden! Das Uebrige ist regelloser Rückzug, Panik und vollkommene Auflösung.

Am selben Abend — des 9. August — wo Arthur Görgey persönlich mit der Tête seiner Armee in Arad einrückte, überzeugt, die Armee Dembinsky's hier zu finden: an demselben Abend war diese bereits bei Temesvár (6 Meilen weit südlich von Arad) durch Haynau und Paniutin geschlagen, zersprengt, von Arad abgeschnitten und auf der Flucht gegen Lugos begriffen. Sie war durch Görgey nicht mehr einzuholen und hat sich auch nie mehr raillirt.

Das ist die Katastrophe! — Világos, die Waffenstreckung der Armee Görgey's, und was dazwischen liegt, war nur mehr das Nachspiel, die unmittelbare Folge.

Und (so frägt unser Autor) was bei Temesvár erfolgte, *das* hatte doch Kossuth durch seine geheime Connivenz mit Dembinsky nimmer können bezwecken wollen?! Gewiss nicht. Was er bezwecken wollte, war ein Sieg, den er mit der Dembinsky'schen Armee allein *auch ohne jene Görgey's* für gewiss hielt, sobald nur Bem über die Dembinsky'sche Armee das Commando übernimmt, sie zum Angriff, zum Siege führt! Ein Sieg jenseits der Maros *vor* der Vereinigung mit Görgey erfochten, ein Sieg *Bem's* über Haynau und Paniutin — nicht ein Sieg Görgey's — das wars was Kossuth gewollt, worauf er felsenfest gerechnet. «An Görgey den Oberbefehl über sämmtliche ungarische Streitkräfte übertragen — niemals!» hatte er anfangs März in Debreczin ausgerufen. — «Was Görgey an Truppen in Händen hat: das ist für uns verloren! Nur was wir ihm noch entziehen können: das ist unser!» rief er anfangs Juli in Budapest. Das sind autentisch nachgewiesene Daten. Und er ist sich auch in Arad in diesem einen Punkte treu geblieben. Er hatte darauf gerechnet, dass Dembinsky auf der mit ihm heimlich vereinbarten Route weniger schnell von der Theisslinie enteilen, Bem früher, als geschehen, Dembinsky im Obercommando ablösen und schon auf halbem Wege zwischen Szegedin und Temesvár den Feind schlagen werde. Trifft dies zu: dann erst möge die Vereinigung mit Görgey erfolgen. Von einem Obercommando Görgey's, wie es das jüngst unbotmässig zu werden beginnende Parlament in Szegedin fordern zu wollen Miene machte — kann dann einem hier siegreichen Bem gegenüber nicht mehr die Rede sein. Görgey und seine Armee sind alsdann nur eine Hilfstruppe, ein Zuwachs der grossen mit Sieg gekrönten Armee Bems. Hatte doch Görgey seit dem Frühjahr Kossuth wiederholt erklärt, er sei bereit auch unter Bem zu dienen. — Bem drängt alsdann an der Spitze von 80—90,000 Mann die Oesterreicher und das russische Hilfscorps zurück über die Theiss, über die Donau, legt beide Ströme zwischen sich und Paskiewitsch, zieht siegreich in Komorn ein und so weiter . . .

Allein die Berechnung, so fein sie ausgeklügelt war: sie wollte nicht

stimmen. Dembinsky beeilte sich zu sehr mit seinem Rückzug und Bem hingegen hatte sich verspätet. Der Weg von Segesvár war eben zu weit und die Entfernung schlecht berechnet. Kossuth kalkulirte eben nie mit realen Faktoren, immer mit der Phantasie. Bei Temesvár hatte er sich in seiner eigenen Schlinge gefangen. Er hatte Alles auf Eine Karte — und auf eine falsche Karte gesetzt und den Einsatz verloren.

Görgey, wie gesagt, am 9. Aug. gegen Abend mit einem Armee-Corps den übrigen voraus in Arad eingerückt, beabsichtigte die Verbindung mit Dembinsky, über dessen Verbleib er wider Erwarten von der Regierung keine sichere Mitteilung erhalten konnte, Tags darauf jenseits der Maros zu suchen. Er musste annehmen, dass Dembinsky von Szegedin auf der zunächst dem linken Marosufer parallel hinziehenden Strasse gegen Arad unterwegs sei. Er liess somit schon am 10. August Morgens das Corps Nagy-Sándor die Maros übersetzen und auf die Suche nach Dembinsky südlich vormarschiren. Nagy-Sándor stiess jedoch bereits zwei Meilen südlich von Neu-Arad anstatt auf Dembinsky's Vorhut, auf den Feind, brachte ihn zur Entwicklung seiner Kräfte, fand diese übermächtig und retirirte am Nachmittag bis unter die Wälle der Arader Festung.

Für Görgey war dies der untrügliche Beweis, dass die Vereinigung durch den Feind bereits vereitelt, — Dembinsky südlich abgedrängt, von Arad abgeschnitten sei. Kossuth hingegen, nun auf einmal mitteilsam geworden, behauptete dreist, sichere Kunde empfangen zu haben, dass General Bem Tags zuvor bei Temesvár einen Sieg über Haynau erfochten hat (den Glücksboten lieferte er nicht zur Stelle, die Quelle der Botschaft teilte er nicht mit). Görgey, welcher dieser Ministerratssitzung beigezogen worden war, bemerkte zur eben vernommenen Siegesbotschaft vorerst blos: dass in diesem Falle jenes feindliche Corps, von welchem Nagy-Sándor soeben verfolgt wird, binnen 24 Stunden zersprengt sein werde, da Görgey schon in der bevorstehenden Nacht die Armeecorps Leiningen und Pöltenberg über die Maros setzen zu lassen und mit Tagesanbruch er selbst offensiv in der Richtung gegen Temesvár vorzugehen beabsichtige. Nun aber bat er um Aufklärung, wie das zu verstehen sei, dass General-Lieutenant Bem welchen er in Siebenbürgen wähnte, am 9. August bei Temesvár Dembinsky's Armee commandire? wie derselbe seinen Posten in Siebenbürgen, seine eigene Armee verlassen konnte? Wer commandirt nun in Siebenbürgen? Und welche Stellung nimmt jetzt G.-L. Dembinsky bei der Banater Armee ein? — Aus der gewundenen, unaufrichtigen Erkläurng Kossuth's ging soviel klar hervor, dass er, der Gouverneur, Bem aus Siebenbürgen nach dem Banat berufen hatte — und dass beim Act der jüngsten Ernennung Bem's das Ministerium im Ganzen, wie die meisten seiner Mitglieder insbesondere, hintergangen worden sind. In letzterem Punkte war Görgey stummer Zeuge erregter Auseinandersetzungen. Die Frage der Obercommandantenwahl ward

dann — ohne dass Kossuth widersprochen hätte — für eine *noch offene* erklärt. — Da diese aller Wahrscheinlichkeit nach sofort vorgenommen werden sollte: hielt Arthur Görgey seine fernere Anwesenheit im Ministerrate für ganz überflüssig und wollte sich discret entfernen. Auch musste er die Zeit nützen, um die Dispositionen für die morgige Offensive an die Armeecorps Leiningen und Pöltenberg rechtzeitig zu erlassen; diese beiden Corps waren soeben bei Arad eingerückt. Somit verliess Görgey die Festung und kehrte in sein Hauptquartier nach Alt-Arad zurück. Es war Abend geworden. Der Abend des 10. August. . . .

Vor Mitternacht noch wurde Arthur Görgey abermals in die Festung zum Gouverneur berufen. . . In dieser Stunde standen sich die beiden Männer zum letzten Mal Aug in Auge gegenüber — wahrscheinlich zum letzten Mal im Leben.

Da Kossuth auch diesmal an der Fiktion vom Temesvárer Siege Bems noch immer festhielt: wollte auch Görgey die Frage, ob Sieg, ob Niederlage, jetzt dahingestellt sein lassen; das Ergebniss der früh Morgens beginnenden Offensive musste ja Gewissheit bringen. Bald jedoch zeigte es sich klar, dass Kossuth in seinem Inneren an seiner eigenen Behauptung zweifle. Denn er stellte (nachdem er vorerst viel und schön und — schönfärberisch über die Vergangenheit und seine eigenen erstaunlichen Leistungen und Erfolge, zu Görgey gesprochen) an diesen in rascher Folge nachstehende drei Fragen:

Wie würde es Görgey aufnehmen, wenn die Regierung dem F.-M.-L. Bem den Oberbefehl übertrüge? — Hierauf versicherte ihm Görgey, dass er die Ernennung eines Nicht-Ungarn zum Oberbefehlshaber in diesem Augenblick, seiner eigenen Entsetzung vom Commando der unter seinen Befehlen stehenden drei Armeecorps gleichachten und unverweilt von seinem Posten zurücktreten würde; weil er, um noch weiterhin am Kriege Teil zu nehmen, der Garantie bedürfe, dass der Krieg nicht etwa auch dann noch, wenn selbst ein *moralischer* Erfolg für Land und Nation nicht mehr in Aussicht stünde, um rein persönlicher, nicht mehr *nationaler* Interessen willen fortgeführt werde.

Hierauf begehrte Kossuth zu vernehmen, was Görgey unternehmen wolle, falls die Nachrichten vom Siege Bem's und der Dembinsky'schen Armee bei Temesvár sich als wahr bestätigten, die Vereinigung der beiden ungarischen Armeen gelänge und der Oberbefehl über beide Armeen ihm — Görgey — übertragen würde? — Dann, so erwiderte Görgey, gelte sein Angriff mit Aufbietung aller Kräfte den Oesterreichern allein.

Falls aber bei Temesvár Haynau gesiegt? frug Kossuth weiter. — Dann strecke er die Waffen, antwortete Görgey.

«Und ich erschiesse mich!» entgegnete Kossuth.

Görgey nahm dies ernst und begann dem Gouverneur den verzweifelten Gedanken auszureden — mit vollständigem Erfolg, wie die Zukunft lehrte.

Diese letzte Unterredung der beiden Männer in Kossuth's Gemach, Nachts in der Festung Arad, verlief unter vier Augen: und so konnte der einseitige Bericht Arthur Görgey's hierüber angezweifelt werden. Und er wurde angezweifelt. Es ist das Verdienst seines Bruders, die Wahrheit des durch Arthur Görgey Erzählten constatirt zu haben. Stefan Görgey hat durch schlagende Zusammenstellung späterer in Kossuth's Briefen an Bem und in seinem Widdiner Originalbericht verstreuter unbedachter Aeusserungen den Beweis erbracht, dass Kossuth *vor Uebertragung der obersten Gewalt an Görgey* von der *Absicht* des Letzteren *gewusst*, im gegebenen Fall die Waffen zu strecken, um so dem unglücklichen, dem nunmehr ziel- und hoffnungslosen Krieg ein rasches Ende zu bereiten.

Die spätere Waffenstreckung geschah sonach mit Kossuth's vorläufigem Einverständniss und Gutheissung.

Dass Kossuth mit der eventuellen Waffenstreckung einverstanden war: dafür bestehen zwei untrügliche Beweise. Der Eine: dass nach obiger Erklärung Görgey's Kossuth diesen zur Mitternachtszeit frei aus der Festung Arad in sein Hauptquartier ziehen liess, anstatt ihn sofort arretiren zu lassen. In jenem Augenblick, wo Görgey dem Gouverneur erklärte, dass er entschlossen sei die Waffen zu strecken, sobald die *ihm* (Görgey) zugekommenen Meldungen von der *Niederlage* der Dembinsky'schen Armee sich unzweifelhaft bestätigen sollten, war der Gouverneur im vollsten Sinne des Wortes Herr über Görgey's Leben. Es war und ist kein Grund anzunehmen, dass der Festungscommandant und die Besatzung dem Arretirungsbefehl des Gouverneurs gegenüber meuterisch Partei für Görgey's Person genommen hätte; die Besatzung bestand aus Truppen, die niemals unter Görgey gedient hatten, ja ihn gar nicht kannten: der Festungscommandant General Damjanics aber war ganz der Mann, um selbst seinen eigenen Vater oder Bruder unter der Anklage des Vaterlandsverrates zu arretiren. Die Begleitung, in welcher Görgey auf Kossuth's Befehl in die Festung geeilt war, bestand aus Einem Adjutanten (dem jetzt noch in London lebenden Theodor v. Duka, dermalen englisch-indischem Ober-Stabsarzt in Pension.)

Die Waffenstreckung war also bedingungsweise schon damals beschlossene Sache. Die Geltung, die Ausführung hing blos noch vom Eintritt der Bedingung, nämlich der Gewissheit ab, dass am 9. bei Temesvár die Dembinsky'sche Armee eine Niederlage erlitten. Das wusste Kossuth. Und ebenso wusste er, dass im entgegengesetzten Falle eines Temesvárer ungarischen Sieges Görgey mit Tagesanbruch des 11. August die österreichische Herresabteilung vor Neu-Arad anzugreifen entschlossen sei; diesen Entschluss hatte dieser bereits im nachmittägigen Ministerrath klar und bestimmt ausgesprochen, in der nächtlichen Unterredung mit Kossuth aber diesem ausführlichen Bericht erstattet über die zum Angriff schon erlassenen Dispositionen. Es stand die Sache so, dass wenn bis zum Morgen Görgey über die Dem-

binsky'sche Armee entweder eine authentische günstige *oder überhaupt gar keine authentische* Nachricht zukommt: er mit Tagesanbruch des 11. August von Neu-Arad aus die Oesterreicher angreift. Da übersendet ihm Kossuth noch vor Tagesanbruch den *authentischen Bericht* des General Guyon *über den unglücklichen Ausgang* der am 9. August bei Temesvár von Bem mit der Dembinsky'schen Armee den Oesterreichern gelieferten Schlacht — und darin den Nachweis, dass die Bedingung der beschlossenen Waffenstreckung eingetreten sei. — Dies der andere Beweis, dass *Kossuth einverstanden war mit Görgey's beabsichtigter Waffenstreckung.*

Laut Guyon's eigenhändig geschriebenem Bericht, welchen ihm Kossuth in eröffnetem Zustand und ohne ein Wort der Abmahnung von Görgey's ausgesprochener Absicht, übersendet hatte, — existirte die Dembinsky'sche Armee nicht mehr.

Durch dieses Endresultat der Rückzugsoperation Dembinsky's von Szegedin-Szöreg auf die feindliche Festung Temesvár (anstatt auf Arad) war die letzte Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Offensive gegen Haynau vernichtet.

Die weitere Fortdauer des activen Widerstandes Ungarns gegen die einander ganz nahe gerückten Heere der Alliirten konnte nun höchstens noch persönliche Interessen — keine nationalen mehr fördern.

Görgey fasste daher gleich nach Empfang des Guyon'schen Berichtes *definitiv* den Entschluss, mit den unter seinen Befehlen vereinigten drei Armeecorps I., III. und VII., mit denen er vor einem Monate Komorn behufs Vereinigung mit Dembinsky verlassen hatte, — und mit einer in Arad an sich gezogenen schwachen Reserve-Division Recruten, die Waffen zu strecken, damit dem fernerhin hoffnungslosen Kampfe ein möglichst unblutiges und rasches Ende gemacht, — damit das Land, welches er nicht mehr retten konnte, wenigstens von der entsetzlichen Kriegsnot entlastet würde.

Vorher jedoch — dies hielt Görgey für unerlässlich — sollte der Gouverneur mitsammt seinem Ministerium förmlich abdiciren. Daher forderte Görgey am Morgen des 11. August den Gouverneur in einem motivirten Schreiben auf, abzudanken. Vier Minister: Csányi, General Aulich, Vukovics und Horváth unterstützten Görgey's Verlangen; der fünfte: Finanzminister Duschek war abwesend; Kossuth hatte ihn schon mehrere Tage früher — wie bereits bekannt — mit der Banknotenpresse nach Lugos vorausgeschickt. — Zwei Minister: Szemere und Graf Kasimir Batthyányi, wiewohl in Arad anwesend und von der Sache rechtzeitig unterrichtet, hatten nichts getan, um die Abdankung des Gouvernements zu verhindern; dennoch verweigerte Szemere seine Unterschrift als «überflüssig»; Batthyányi vermied mit kleinlicher Beflissenheit, über Einladung Csányi's zur Beratung zu erscheinen. Beide entzogen sich der Pflicht, männlich und entschieden sich dafür oder dagegen auszusprechen. Nachträglich brüsteten sich Beide damit,

dass sie die Dictatorschaft Görgey's weder befürwortet noch contrasignirt hätten.

Und Kossuth abdicirte im eigenen wie in seines Ministeriums Namen. Er abdicirte förmlich und tatsächlich. Förmlich tat er dies in zwei parallelen eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen, durch drei Minister contrasignirten Urkunden ddo Arad den 11. Aug. 1849, worin er die oberste Civil- und Militärgewalt an den General Arthur Görgey übertrug. Man nannte dies dann «Görgey's Dictatur.»

Diesem jedoch war nichts an dieser *Uebertragung der höchsten Staatsgewalt* gelegen: er hatte *blos das Aufhören des provisorischen Gouvernements* durch förmliches Abdanken gewünscht. — Er brauchte eben freie Hand für das, was ihm in solcher Sachlage seine Ueberzeugung und sein Pflichtgefühl dictiren würde. Auch sollte Niemand sagen dürfen, Görgey handle in meuterischer Auflehnung gegen die höchste bestehende Autorität des Landes.

Nun frug sich Görgey weiter: vor *wem* er die Waffen strecken solle: vor Haynau oder Paskiewitsch? Und er entschied die Frage bei sich für Paskiewitsch und gegen Haynau.

Vor der *österreichischen* Armee die Waffen strecken (unbedingt, natürlich! da Haynau sicherlich nie auf irgend eine Bedingung eingegangen wäre) war nach Arthur Görgey's Auffassung eine moralische Unmöglichkeit. Nicht wegen des jungen Monarchen; noch viel weniger wegen der Dynastie: wars doch Görgey, welcher den Enttronungsact, sowie neuestens das unsinnige Anerbieten der ungarischen Krone an das Haus Romanow auf das entschiedenste verurteilt hatte. Sondern wegen Haynau und wegen des Principes, welches dieser vertrat. — Haynau und die unter ihm kämpfende österreichische Armee vertraten nicht blos die kraft der pragmatischen Sanction auch in Ungarn erbliche königliche Dynastie Habsburg-Lothringen, auch nicht blos den jungen Monarchen im Gegensatz zum gekrönten noch lebenden König Ferdinand V.; sondern es waren Haynau und die österreichische Armee in den Augen der Ungarn hauptsächlich die Repräsentanten eines Princips: sie bedeuteten ihnen das im centralistischen Neu-Oesterreich wieder einmal auflebende Princip der dreihundertjährigen traditionellen gewalttätigen Eroberungs- und Einverleibungs-Politik.

Diesem durfte sich Görgey schlechterdings nicht unterwerfen. Tut er dies auf Gnade und Ungnade (und eine andere Unterwerfung hätte Haynau niemals gelten lassen); dann konnte Haynau, Oesterreich, die ganze Welt mit Recht behaupten, Haynau als kaiserlicher Feldherr und Oesterreich als Grossmacht habe nun endlich Ungarn besiegt, erobert und der Träger der revolutionären Staatsgewalt, «der Dictator» habe dies im Namen der ungarischen Nation selbst anerkannt; Oesterreich einverleibe sich jetzt das Land Ungarn kraft des Rechtes der Eroberung *und der freiwilligen Unterwerfung*; das

dreihundertjährige Problem sei nun gelöst, der Einverleibungsprocess endgiltig abgeschlossen.

Deshalb durfte Görgey sich und seine Armee nicht an Haynau ergeben.

Im Gegenteil, er glaubte noch im Augenblick der Beendung des Kampfes einen letzten eclatanten, nicht überhörbaren Protest gegen obige Auffassung erheben zu können, indem er sich den Russen ergab.

Als Görgey Gewissheit erlangte, dass Kossuth und die Minister (Zwei ausgenommen) der türkischen Grenze zueilten und dass Szemere die Krone mitsammt den übrigen Reichs-Kleinodien mit sich entführt hat: atmete er erleichtert auf. Die Krone, falls ihm anvertraut, hätte seine Lage verhängnissvoll complicirt. *Die Krone* durfte *er* den Russen nicht ausliefern! Er wäre bemüssigt gewesen, sie Haynau zuzusenden. Das aber hätte wieder jenen »Protest« abgeschwächt.

Kossuth hatte die Rückkehr des Generals Pöltenberg mit der russischen Antwort auf das Regierungs-Anbieten der Krone — nicht abgewartet. Görgey wartete sie ab. Am Abend des 11. August kehrte Pöltenberg mit seiner Begleitung wohlbehalten zurück. Er brachte ein Schreiben des Generals Grafen Rüdiger an Görgey mit, laut dessen Fürst Paskiewitsch erklärte, »la destination de son armée est uniquement de combattre,« also keineswegs zu unterhandeln... Die Russen lassen sich somit auf Bedingungen nicht ein: *soviel* war Görgey nun klar. Er entschloss sich demnach zur *unbedingten* Waffenstreckung vor den Russen. Mit dieser aber musste er sich eilen; heute konnte diese noch eine *freiwillige* sein: morgen vielleicht nimmer. Die *freiwillige unbedingte* würden die Russen acceptiren — aus Rivalität gegen Haynau und die Oesterreicher — so rechnete Görgey.

Doch *befahl* er sie nicht an — die freiwillige unbedingte Waffenstreckung vor den Russen. Er handelte nicht als Dictator. Er berief vielmehr einen grossen Kriegsrat. Alle in Arad anwesenden Generäle, 12 an der Zahl und 69 Stabsoffiziere nahmen daran Teil. Arthur Görgey stellte den Antrag, mit der Aufforderung, diesen anzunehmen oder abzulehnen; im letzteren Falle einen anderen positiven Beschluss zu fassen; er verpflichtete sich, den zu fassenden Beschluss auszuführen. Dann verliess er den Kriegsrat, um keinerlei Pression auf dessen Beratungen auszuüben.

Der Kriegsrat nahm den Antrag Görgey's an — mit allen gegen zwei Stimmen.

Görgey notificirte diesen Beschluss brieflich noch am selben Abend an Rüdiger. Oberst Graf Gregor Bethlen, die Rittmeister Graf Stefan Eszterházy und Graf Koloman Schmidegg gingen damit ab. Alea jacta.

Eine einzige Bedingung stellte Görgey in seinem letzten Schreiben an Rüdiger: die, dass dem Act der Waffenstreckung kein einziger Oesterreicher anwohnen dürfe — widrigens Görgey entschlossen sei, lieber die Vernichtung seines ganzen Heeres an eine letzte Entscheidungsschlacht zu wagen.

Und Görgey hatte sich in dem Einen nicht verrechnet. Die Russen acceptirten diese kategorisch gestellte Eine Bedingung und beeilten sich die von Arad nordöstlich nach Világos gegen das Tal der Weissen Körös zu marschirende ungarische Armee von den Oesterreichern abzuschliessen.

Am 12. August lagerte die ungarische Armee (17,000 Mann der drei aus Komorn ausmarschirten Armeecorps Görgey's, und die Arader Division, 5000 Rekruten) vor Világos ... Der russische General Froloff kam, um mit Görgey Ort, Zeit und Modalität der Waffenstreckung genau zu vereinbaren. Nichts weiter. *Eine schriftliche Capitulation wurde nicht unterschrieben* ...

Der ungarische Finanzminister Duschek, von Lugos noch durch Kossuth nach Arad zurückbeordert, stellte den Staatsschatz (Gold- und Silberbarren, dann Gold- und Silbermünze und Papiergeld) Görgey zur Verfügung. Dieser wies den gesammten Geldvorrat zur teilweisen Auszahlung der rückständigen Mannschafts-Löhnungen und Offiziersgagen an. «Zur vollen Befriedigung derselben reichte der Vorrat leider nicht mehr. Die vorrätigen Barren edlen Metalls liess Görgey unter der Obhut des Finanzministers und gestattete diesem, selbe den Oesterreichern zu übergeben. Was dieser auch getreulich erfüllte.» ...

Görgey war den ganzen 12. August mit Erledigungen und Dispositionen mehr als überhäuft. Da empfängt er gegen Abend die Meldung, im Lager drohe Meuterei auszubrechen. Er steigt zu Pferde und verfügt sich, von den Generälen und Stabsoffizieren begleitet, zu den Truppen. Schon zu Mittag hatte er Befehl erteilt alle Gewehre, Carabiner und Pistolen zu entladen und rein zu putzen — in Folge dessen ertönt die ganze Lagerlinie vom ununterbrochenen Entladen der scharfgeladenen Gewehre. Inmitten dieses dichten Geplänkels, ähnlich jenem einer heissen Schlacht, hält Görgey bei jedem der drei Armeecorps nacheinander an und verkündet ihnen den Beschluss des gestrigen Arader Kriegsrates — die morgen vor sich gehende Waffenstreckung. Er erklärt ihnen: «Dieser Schritt sei ein patriotischer, kein schimpflicher. — ein lebensgefährlicher allerdings»... Beim letzten Armeecorps (Pöltenberg) — jenem Armeecorps, welches er am 2. November 1848 als Nachfolger des k. k. Generals Móga, unter dem Namen «Armee von der oberen Donau» übernommen, epurirt, der ungarischen Sache erhalten, dann reorganisirt und wie sein Eigenstes geliebt hatte — hier brach ihm die Stimme und er konnte kaum in wenigen Worten Abschied von ihm nehmen...

Wie leicht und unergründbar inmitten des allgemeinen Entladens der Gewehre konnte Einer von 22,000 Patrioten Görgey vom Pferde schiessen — falls auch nur Einer von ihnen *überzeugt* war, dass hier Verrat im Spiele sei.

Dass Görgey keine Zwangsmassregeln, keine Decimirungen anzuwenden gebraucht, — dass ihn keiner vom Pferde schoss, — dass am andern

Morgen das Lager so complett war, wie Görgey es am Abend inspicirt hatte; — dass die Waffenstreckung vor den Russen am 13. August am Stoppelfeld von Móroda und Szöllős mit strengstem militärischem Anstand vor sich gegangen ist — beweist vollständig Zweierlei. Es beweist, dass die letzte ungarische *Armee* von der Notwendigkeit, patriotischen Correctheit und Ehrenhaftigkeit des beschlossenen Schrittes überzeugt und damit einverstanden war; und: dass diese nationale tapfere Armee eine hochdisciplinirte gewesen!

Drei Tage später, am 17. August 1849, befolgte General Damjanics, der Held so vieler Schlachten, jetzt Commandant der Festung Arad, Görgey's Beispiel in ecclatanter, noch mehr verschärfter Weise. Von den Russen noch nicht bedrängt, von den Oesterreichern cernirt, wies er die Aufforderung des österreichischen Generals Grafen Schlick auf Uebergabe der Festung kalt zurück und erklärte sich bereit, die Festung unbedingt an eine Sotnie Kosaken zu übergeben. Und er übergab die Festung factisch an den russischen General Buturlin gegen die einzige von Damjanics gestellte, von den Russen garantirte Bedingung, dass die Oesterreicher sich für die Zeit des Actes aus dem Gesichtsbereich zurückziehen werden. Und sie zogen sich zähneknirschend zurück. Wie dies alles practisch durchführbar geworden, erzählt unser Verfasser mit Anführung der kleinsten, höchst fesselnden Details.

Die in jenen Tagen bis zum Reissen gespannte Rivalität und Animosität zwischen Paskiewitsch und Haynau, Russen und Oesterreichern, — die höchste Leidenschaftlichkeit der Letzteren, die Grausamkeit und Perfidie Haynau's gegen die gefangenen und wehrlosen Ungarn, und im Gegensatz die consequent humane Behandlung derselben seitens der russischen Generäle, — die Räumung der traurigen Scene nach beendeter Tragödie — füllen die vorletzten höchst belehrenden Capitel von Stefan Görgey's Buch. — Die Anstrengungen Arthur Görgey's bei Paskiewitsch während der 16 Tage seiner russischen Gefangenschaft, um seine gewesenen Untergebenen vor der Auslieferung an Oesterreich (nicht sein eigenes Leben, das für ihn nie weniger Wert hatte als in diesem Augenblicke) zu retten; — die Anstrengungen Paskiewitsch's beim Wiener Hofe, um eine Amnestie für die Unglücklichen, die sich ihm ergeben hatten, zu erbitten; — dann die Auslieferung Aller auf Befehl des Czars, mit einziger ungebetener Ausnahme Arthur Görgey's, und die, bisher so ernst und erschöpfend wie bei unserem Verfasser noch nie erörterte Frage: welche Motive den Kaiser Nicolaus logischer, somit auch wahrscheinlicherweise bewogen haben mochten, bei Görgey eine Ausnahme zu machen, diesen erst selbst zu amnestiren und ihn dann erst im Wege Compromisses an Oesterreich (nicht an Haynau) auszuliefern, nachdem er vorher auch die Gnade des Kaisers von Oesterreich für Arthur Görgey erwirkt hatte — beantwortet und erzählt unser Verfasser mit einer überzeugenden Ausführlichkeit, gegen deren zusammenhängende Kette von urkund-

lichen Beweisen und logischen Schlüssen die Legende nimmer aufkommen wird.

Aus den Schlusscapiteln des Werkes erhellt urkundlich, dass Arthur Görgey, vom sechsten Jahr seiner bald mehr bald minder strengen polizeilichen Internirung in Kärnthen an, von einer Subvention der Wiener Regierung lebte, nachdem er während der ersten fünf Jahre seines unfreiwilligen Exils von seinem und seiner Gemalin höchst bescheidenem, kaum nennenswertem Vermögen kümmerlich existirt und dasselbe auch aufgezehrt hatte. Wiewohl die frische Luft in einer reizenden Landschaft geniessend, war Görgey dennoch ein Unfreier, seiner bürgerlichen Rechte und Erwerbsfähigkeit beraubt, und in der Verwertung seiner Fähigkeiten, Kenntnisse und Tatkraft durch die Massnahmen der kaiserlichen Regierung behindert. So entschloss er sich endlich nach bitterem innerem Kampf in den sauren Apfel zu beissen und *für sich* Etwas von jenem Regime zu erbitten, gegen das er sein Vaterland mit dem Säbel verteidigt hatte. Er bat alternativ: um Aufhebung des über ihn verhängten polizeilichen Zwanges und um Freizügigkeit, — *wo nicht:* um Mittel zum Leben, zum Fristen seiner Familie, zum Erziehen seiner Kinder. Man verweigerte ihm Ersteres und bewilligte ihm das Letztere: eine Sustentation von monatlichen hundert Gulden, welche im Laufe der dreizehn Jahre stufenweise bis auf viertausend Gulden jährlich erhöht wurden .... Mit der ungarischen Königskrönung und der 1867 erlassenen allgemeinen Amnestie hörte dann diese Existenzquelle für Arthur Görgey auf zu fliessen: doch gewann er seine persönliche Freiheit zurück und kehrte nach achtzehn kummervollen Jahren in sein Vaterland zurück, mittellos, wie er es verlassen hatte. Doch sah er hier die alte ungarische Tricolore wieder lustig gen Himmel flattern — jetzt ein Zeichen des Friedens zwischen Nation und König. Und er sah jene 1848-er Constitution seines Vaterlandes wieder aufgerichtet, die er als junger Mann mit seinem Herzblut verteidigt hatte; er sah jene Idee des gerechten Ausgleiches und weisen Sich-Vertragens zwischen Ungarn und Oesterreich, welche er 1849 an der Spitze einer Armee in den Tagen des Sieges gedacht und ausgesprochen hatte, inmitten der Ungunst der Verhältnisse jedoch nicht verwirklichen gekonnt — er sah sie durch die glücklichere Hand Franz Deák's und die Güte und Weisheit des Monarchen zur Wirklichkeit, zur Wahrheit geworden. Er sah die Worte in Erfüllung gegangen, mit denen er am 11. August 1849 zu Arad von seinen Mitbürgern Abschied genommen hatte: «Die gerechte Sache könne nicht für immer verloren sein!»

Mit dem Schlagwort «Világos» ohne klaren feststehenden Begriff aber wird man — nach dem Erscheinen des Stefan Görgey'schen Buches — weniger Unfug treiben können — hüben und drüben — als bisher. ***

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der ersten Plenarsitzung am 1. Oct. gedachte der Vice-Präsident Josef Sztoczek zunächst des schweren Verlustes, den die Akademie durch das am 22. August erfolgte Ableben ihres ausgezeichneten Präsidenten August Trefort erlitten, worauf der Generalsecretär Wilhelm Fraknói weiterer dreier Mitglieder Erwähnung that, die in den Ferien aus der Reihe der Lebenden geschieden; es sind dies das ordentliche Mitglied Koloman Balogh, das correspondirende Mitglied Dr. Géza Halász und das auswärtige Mitglied Dr. Rudolf Clausius, deren Andenken die III. Classe, der dieselben insgesammt angehört, durch Denkreden feiern wird. Sodann legte derselbe die Ergebnisse der am 30. September abgelaufenen zehn Preisconcurrenzen vor. Es concurriren: 1. um den Teleki-Dramenpreis (100 Ducaten) 18 Tragödien; 2. um den Kóczán-Dramenpreis (100 Ducaten) 14 Dramen aus der hunnisch-ungarischen Heldensage; 3. um den Farkas-Raskó-Preis (100 fl.) 42 patriotische Gedichte; 4. um den Bulyovszky-Preis (400 fl.) 20 patriotische Oden; 5. um den Fáy-Preis (3000 fl.) für ein Handbuch der Landwirtschaftslehre: eine Arbeit; 6. um den Lévay-Preis (500 fl.) für eine Arbeit über Deutschlands Valuta-Politik: drei Arbeiten; 7. um den Ullmann-Preis (300 Goldgulden) für eine Arbeit über Ungarns Sanitätswesen: drei Arbeiten; 8. um den Péczely-Preis (1000 fl.) für eine ungarische Kunstgeschichte; 9. um den Christina Lukács-Preis (1000 fl.) für eine kritische Geschichte der psychologischen Theorien, und 10. um den Preis der Ersten ungarischen Versicherungs-Gesellschaft (500 fl.) für eine Arbeit über Siebenbürgens landwirtschaftliche Production concurrirte keine Arbeit. — Die den Namen der Concurrenten bergenden Devisenbriefe wurden vom Präsidenten für jeden Preis in ein besonderes Convert versiegelt.

Hierauf las Zoltán Beöthy den Bericht über die 1888er Concurrenz um den Péczely-Dramenpreis (1000 Goldgulden). Die Preisrichter-Commission bildeten, ausser dem Referenten, Gustav Heinrich und Josef Szigeti. Es concurrirten im Ganzen drei Stücke: 1. Frauenlist (Női furfang) von Alex. Szabó: 2. Pater Laurentius von einem Anonymus; 3. Anna Thurán von Ludwig Bartók. Die Preisrichter fanden die beiden ersten Stücke gar keiner Beachtung würdig, das dritte aber trotz wesentlicher Mängel auf literarischem Niveau stehend und auch Bühnenwirkung versprechend, und empfahlen es deshalb einstimmig zur Preiskrönung. Das Plenum acceptirte den Antrag der Preiscommission und der Präsident sprach den Preis dem Bartók'schen Stücke zu.

Damit war die Plenarsitzung zu Ende und es folgte die Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe, welcher in Abwesenheit des Classenpräsidenten das Ehrenmitglied Anton Zichy präsidirte. Den einzigen Gegenstand derselben bildete der «Bericht über die sprachwissenschaftlichen Forschungen des Dr. Bernhard Munkácsi im Lande der Vogulen» vom ordentlichen Mitglied Josef Budenz. Der Bericht schildert, nach einer kurzen Darstellung der im März angetretenen und mit Hilfe eines in Petersburg bereitwilligst ausgefolgten «Offenen Briefes» glücklich zurückgelegten Reise in das Innere des von der übrigen Welt meilenweit durch Moore geschiedenen Vogulenlandes, die von reichem sprachwissenschaftlichen Erfolge gekrönten mehrmonatlichen fleissigen Studien des Dr. Bernhard Munkácsi,

welcher mit Hilfe geeigneter Vertreter des oberen und mittleren Loszva-Dialects eine umfangreiche Sammlung hochwichtigen grammatischen, lexikalischen, volkspoetischen, ethnologischen und ethnographischen Materials zusammenbrachte und nun südwärts gereist ist, um auch den südvogulischen Dialect zu studiren.

In der Sitzung derselben Classe am 22. October hielt das correspondirende Mitglied Sigmund Simonyi einen Vortrag unter dem Titel: Combinirte Wortschöpfung. Vortragender zeigt, von den Wirkungen der Analogie ausgehend, dass gewisse Wortpaare in Folge der Ideenassociation eine so grosse Wirkung auf einander haben, dass eines aus dem anderen gewisse Laute, ja ganze Sylben aufnimmt. Die bedeutungsweise Zusammengehörigkeit (Gegensatz oder verwandte Bedeutung) genügt zu einer solchen Vermischung zweier Wörter. Viele solche Mischwörter sind in einzelnen ungarischen Volksmundarten, ja selbst in der gewöhnlichen Sprache verbreitet. Man hielt dieselben bisher für exceptionelle Erscheinungen. Vortragender hat versucht, das häufige Vorkommen dieser Wortcombination nachzuweisen. Er erklärt in seiner Abhandlung mehr als zweihundert ungarische Wörter auf Grund der combinatorischen Wortschöpfung. Wir führen hier einige Beispiele an: alant = alatt + lent; czölöp = czövek + czolop; csupasz = kopasz + csupa; himbál = hintál + lóbál; buta = buga + suta; pocsolya = pocséta + mocsolya; türtözteti magát = türteti magát + tartóztatja magát. Zum Schlusse versucht er auch mehrere Wörter fremder Sprachen auf dieser Grundlage zu erklären.

Hierauf legte das ordentliche Mitglied Emil Ponori-Thewrewk eine Abhandlung von Dr. Géza Némethy unter dem Titel «Euhemeri reliquiae» vor. Dr. Géza Némethy hat unter diesem Titel die Fragmente des «Heilige Geschichte» betitelten verloren gegangenen Werkes des griechischen Schriftstellers Euhemeros (340—260 v. Chr.) gesammelt und mit einer Einleitung und kritischen Anmerkungen versehen. Euhemeros spielte in der Geschichte der griechischen Aufklärung eine grosse Rolle, indem er die nach seinem Namen «Euhemerismus» benannte Richtung der Mythenerklärung begründete, welche erst in neuester Zeit ein überwundener Standpunkt wurde, als uns die vergleichende Mythologie den Schlüssel zu einer richtigeren Erklärung der religiösen Ueberlieferungen in die Hand gab. Das wichtige Werk des Euhemeros ging verloren, aber die griechischen und römischen Autoren bewahrten viele Bruchstücke aus demselben. Bisher hatte noch Niemand diese Bruchstücke methodisch gesammelt und auf diesem Wege die Reconstruction des Inhalts des Werkes versucht. Diese Lücke auszufüllen ist das vorgelegte Werk berufen, welches der Vortragende ein streng methodisch gearbeitetes tüchtiges Buch nennt.

In der Plenarsitzung am 29. October bildete den ersten Gegenstand der Tagesordnung die vom c. M. Ignaz Goldziher gehaltene Gedächtnissrede auf das auswärtige Mitglied Geheimrat Heinrich Leberecht Fleischer. Vortragender, ein ehemaliger Schüler Fleischer's, würdigt zunächst den Einfluss, den Fleischer durch seine humane Individualität und durch seinen ehrfurchtgebietenden Charakter auf seine Fachgenossen ausübte. Sodann geht er am Faden der Biographie des Verewigten (geb. 1801 in Schandau, Sachsen, 1824—1828 Schüler Silvestre de Sacy's in Paris, 1831 Professor an der Kreuzschule in Dresden, 1835 Professor an der Universität Leipzig bis zu seinem Tode 10. Feber 1887) auf die Charakterisirung

seiner Bedeutung für die orientalischen Studien über. Anknüpfend an die epochemachende Bedeutung de Sacy's für die Entwicklung der orientalischen Wissenschaft, weist Vortragender nach, dass Fleischer der Erbe jener methodischen Gedanken und wissenschaftlichen Taten war, welche dem grossen französischen Gelehrten einen unsterblichen Platz in der Geschichte der Wissenschaft sichern. Fleischer hat aber die wissenschaftlichen Anregungen de Sacy's vornehmlich nach einer Richtung entwickelt und zur Reife gebracht, durch die Begründung einer wissenschaftlichen arabischen Philologie, welche auf alle orientalischen Studien, deren Mittelpunkt die arabische Literatur bildet, bestimmenden Einfluss übte. Seine bedeutenden grammatischen, textkritischen und lexikalischen Arbeiten haben dieses Gebiet der Philologie in neue Bahnen gelenkt. Vortragender liefert eine eingehende Charakterisirung und Würdigung dieser Arbeiten. Fleischer war es auch, der in den vierziger Jahren in der deutschen morgenländischen Gesellschaft und ihrer Zeitschrift die Schöpfung eines langentbehrten Organs für das zielbewusste Zusammenwirken derjenigen Kräfte, welche berufen waren, die orientalischen Studien in Deutschland zu fördern, anregte und durch seinen leitenden Einfluss immer wirkungsvoller gestaltete.

Hierauf meldete der Generalsecretär Wilhelm Fraknói das Ableben des correspondirenden Mitgliedes Johann Kriesch (21. October) und des Ehrenmitgliedes Baron Gabriel Kemény (23. October), auf dessen Sarg die Delegirten der Akademie, Karl Szász und Michael Zsilinszky, einen Kranz niederlegten, und würdigte die wissenschaftlichen Verdienste Beider in warmem Nachrufe. — Für das Glückwunschschreiben, welches die Akademie an Franz Pulszky anlässlich der fünfzigsten Jahreswende seiner Wahl in die Akademie (7. September) richtete, dankt der Jubilar in einem Schreiben, welches in geistreicher Weise die Fortschritte der Akademie in den letzten fünfzig Jahren kennzeichnet. — Der Generalsecretär erwähnt hierauf mehrerer namhafter Legate, welche in der letzten Sitzung des Directionsrates angezeigt wurden. Frau Stefan v. Bezerédj testirt 2000 Stück kaiserl. Ducaten; Frau Ludwig v. Siskovics vermacht der Akademie für den Fall, dass ihr Neffe kinderlos stürbe, ihre liegenden Güter; Constantin Rökk hinterliess der Akademie 10 Stück Obligationen des Bodencredit-Instituts zu 1000 fl.; Dr. Géza Halász testirt 500 fl.; Michael Kovasóczy 200 fl.

In der Sitzung der zweiten Classe am 5. November las Franz Pulszky eine Abhandlung: *Studien über die Denkmäler aus der Zeit der Gothen und Attila's.* Die germanische Völkerwanderung hat zwei grosse Strömungen. Die Westgothen, Ostgothen und Gepiden kommen von Osten, wo sie mit der hellenischen Cultur der Griechenstädte an den Küsten des Schwarzen Meeres in Berührung kamen. Sie überschwemmen das herrenlose Siebenbürgen und Ungarn. Erst jenseits der Donau finden sie auf ihrem Wege römische Städte und römische Civilisation. Sie sind Söldner der Römer, erkennen die Oberhoheit der römischen Kaiser an, sobald sie sich aber den Hunnen Attila's anschliessen, durchschwärmen sie die Balkan-Halbinsel, verheeren das südliche Deutschland und einen Teil Galliens. Nach dem Tode Attila's und der Niederwerfung der Hunnen, vor dem Ende des fünften Jahrhunderts verlassen sie Ungarn und ziehen nach Italien, ohne den nördlichen Teil Deutschlands und Galliens zu berühren. Ebendeswegen finden wir ihre Grabdenkmäler vornehmlich in Ungarn und Oberitalien, wo sie sich länger aufhielten. Diese

Denkmäler charakterisirt Vortragender. Dieselben gehen dem Zerfall des weströmischen Reiches voran. Die Analogien dieser Grabdenkmäler können wir weder in Deutschland, noch in Frankreich finden. Bei uns ist diese Zeit vornehmlich in den Funden aus der Keszthelyer Gegend vertreten, durch eigentümlich geformte Ohrgehänge, Nadeln und Riemenenden mit kauernden Greifen und Ranken-Ornamenten. Mit dem Aufhören des weströmischen Kaisertums gründen die Franken in Gallien, die Angelsachsen in England, die Westgothen in Spanien, die Avaren in Ungarn neue Staaten. Rom befindet sich damals bereits in Barbarenhänden. Sein Kunstgeschmack übt keinen Einfluss mehr auf das Kunstgewerbe der germanischen Völker. Dieses entwickelt sich demnach selbstständig. Das Charakteristicum desselben ist die Zellengoldschmiedekunst mit in Gold gefassten Granaten, das Vermeiden der Pflanzen-Motive, ferner die Riemengeflecht-Ornamentik. Die barbarischen Grabdenkmäler dieser Zeit wurden bis jetzt von den deutschen, französischen und englischen Archäologen studirt. Unsere Grabfunde aus der Avarenzeit stimmen mit diesen Denkmälern überein. Diese zweite Periode der Völkerwanderung dauert vom Sturze des römischen Kaisertums bis zu Karl dem Grossen. Vortragender behandelt vornehmlich die erste Periode und charakterisirt diese den Gelehrten des Auslandes unbekannten Denkmäler, welche von der Zeit der Gothen, der Prachtliebe Attila's und der Civilisation dieser Barbaren, auf welche die Römer nur wenig Einfluss hatten, einen Begriff geben.

Hierauf hielt Josef Hampel einen freien Vortrag über *das Volk der Aravisker und dessen Denkmäler*. Die Aravisker im südlichen und östlichen Teile Pannoniens erwähnen schon Plinius und Tacitus. Doch geben von ihrer Existenz daselbst auch araviskische Münzen aus jener Zeit Zeugniss, welche nach römischem Muster angefertigt sind, ohne dass die Aravisker noch unter römischer Oberhoheit standen. Tacitus zählt die Aravisker mit zu den Germanen, doch spricht für die keltische Nationalität derselben schon ihr Name, ferner die keltischen Orts- und Personennamen, die sich auf den Denkmälern jener Gegend aus jener Zeit erhielten, endlich die keltische Tracht, die sie auf ihren bildlichen Denkmälern tragen. Die Römer schonten auch nach der Unterwerfung Pannoniens die Individualität der im Südosten desselben wohnenden Aravisker und schritten mit der Romanisation derselben, wie die Denkmäler beweisen, langsam vor. Das Hauptheiligtum der Aravisker lag im Albenser Comitat, was auch die Römer bewog, das religiöse Centrum dorthin zu versetzen. Die grösste Wichtigkeit unter den Donaustädten der Aravisker gewann unter den Römern Aquincum. Eine dazu gehörige Aravisker-Wohnstätte lag an der Südlehne des Blocksberges, wie eine Steininschrift aus dem III. Jahrhundert und die am Südfusse des Berges liegenden Begräbnisstätten beweisen. Ueber die Denkmäler der Aravisker wird Vortragender in einer späteren Vorlesung handeln.

— **Ungarische Geographische Gesellschaft.** In der October-Sitzung dieser Gesellschaft beschrieb zunächst das Mitglied Dr. Béla Erődi einen achttägigen Ausflug in das Una-Velebit-Gebiet, den er diesen Sommer in Gesellschaft des Grafen Stefan Wickenburg unternahm. Die Reisenden besuchten, von Ogulin ausgehend, zuerst die dreizehn Plitvica-Seen, welche, am Fusse der kleinen Kapola terrassenförmig übereinandergelagert, ihr Gewässer in schönen Fällen ineinander

ergiessen und eine romantische Umgebung haben. Dann reisten sie nach Bihacs in Bosnien, nach Dolni-Lapác, nach Vakuf-Kulen an der Una und nach Ermain an der Unamündung, ferner über den Kuk auf die Hochebene Krbava und von hier in das Gebiet des Velebit, dessen Gipfel Sv. Brd (1753 Meter hoch) sie bestiegen, dann nach dem Comitatssitze Gospics auf der Hochebene Lika mit den Burgen der Zrinyi und Frangepan, dann auf die fruchtbare Hochebene Jacska mit Ottocsac und dem verschwindenden Karstflusse Jacska, weiter über Brlog auf der Josefsstrasse nach Brinye mit einer Frangepanburg, dann über den Kapela-Pass nach Modrus und von hier zurück nach ihrem Ausgangspunkte Ogulin. Vortragender durchwob seine Darstellung mit geographischen und ethnographischen, besonders aber historischen Daten über mehr als fünfundzwanzig Burgen und Burgruinen aus der reichen und merkwürdigen Geschichte dieser Gegend. Der Vortrag war in anziehendster Weise durch eine lange Serie interessanter Aquarellen und Zeichnungen von der Hand seines Reisegefährten Graf Stefan Wickenburg illustrirt.

Hierauf hielt das Mitglied Joh. Jankó jun. einen Vortrag über seine «Reise an den Nordküsten Egyptens.» Vortragender gibt eine kurze Skizze der geopraphischen Ergebnisse seiner im Frühling dieses Jahres an den Nordküsten Egyptens unternommenen Reise. Seine Hauptaufgabe war die Erforschung der sieben Nilmündungen aus hydrographischen Gesichtspunkten. Es gelang ihm den Gang und die Gesetze der Entwicklung der sieben Mündungen festzustellen. In Alexandria machte er Beobachtungen bezüglich des Sinkens der Küsten. Von da reiste er mittelst Eisenbahn nach Rosette, von wo er mit einer kleinen Karawane nacheinander die Mündungen von Rosette, Burluor, Abukir, Damiette, Dibeh und Gemileh besuchte. Er beobachtete die Strömungsverhältnisse, die Bildung der Barren, die Tiefenverhältnisse. Ausserdem dehnte er seine Aufmerksamkeit auf die geologischen Gestaltungen aus und gewann aus denselben das Endergebniss, dass die Gestaltung der Nordküste Egyptens den Erfordernissen des Delta entspricht und dass die wirkliche Nordgrenze des Delta nicht an der Meeresküste, sondern an den südlichen Ufern der Küstenseen Abukir, Edku, Burluss und Menzaleh gesucht werden muss.

VERMISCHTES.

— **Baron Gabriel Kemény**, der erst kürzlich zurückgetretene ungarische Communicationsminister und verdienstvolle Historiker, ist am 23. October d. J. im kräftigsten Mannesalter auf seiner Besitzung Ajnácskő gestorben.

Baron Gabriel Kemény wurde im Jahre 1830 in Csombord geboren, woselbst er bis zu seinem 14. Jahre erzogen wurde, worauf er aus den Gymnasialgegenständen die Prüfung bestand und Universitätshörer der Philosophie wurde. 1848 beendigte er seine Studien und 1849 wurde er in Debreczin im Ministerium Csányi als Honorär-Concipist angestellt. 1850 ging er nach Schemnitz, woselbst er ein Jahr an der Bergakademie verbrachte. Darauf bereiste er Deutschland und die Schweiz. Als Schriftsteller trat Baron Kemény im Jahre 1856 auf, mit einer «Die Entwicklung der Nationen» (A nemzetek fejlődéséről) betitelten Studie, in welcher er gegen Eötvös polemisirte, welche Polemik im Jahre 1860 in der Bro-

schüre «Néhány szó» (Einige Worte) ihre Fortsetzung fand. Eine zweite Broshüre «Helyzetünk és jövőnk» (Unsere Lage und unsere Zukunft) kennzeichnete die Verhältnisse des Landes. Ausserdem schrieb er in der «Budapesti Szemle» vorzügliche Studien über Machiavelli und Montesquieu (1862), worauf er von der rechtswissenschaftlichen und historichen Classe der Akademie zum Mitgliede gewählt wurde. Im Jahre 1863 erschien sein historisches Werk «Nagy-Enyed és vidékének veszedelme 1849» (Nagy-Enyed im Jahre 1849). Ebenfalls 1863 wurde Baron Gabriel Kemény in Karlsburg zum Deputirten in den Hermannstädter Landtag gewählt. 1867 war er Mitglied der grossen Commission für die gemeinsamen Angelegenheiten und er beteiligte sich auch an jeder Delegation und an den wichtigsten Ausschüssen des Hauses. Ausser zahlreichen Artikeln schrieb Baron Kemény im Jahre 1868 eine Broschüre «A baloldal politikája» (Die Politik der Linken). Im Jahre 1872 wurde er zum Obercurator der siebenbürgischen reformirten Kirche gewählt, in welcher Eigenschaft er grossen Anteil an der Constituirung und Organisirung des neuen Kirchenregimes nahm. Im selben Jahre war er Leiter des Organs der Deák-Partei, des Tagblatts «Korunk» (Unsere Zeit). Gelegentlich der grossen Fusion nahm Baron Gabriel Kemény die Stelle des Staatssecretärs an der Seite Koloman Tisza's im Ministerium des Innern an. 1878 wurde er Handelsminister, welches Portefeuille er bis zum Jahre 1882 behielt, worauf er Communications-Minister wurde. Er erhielt 1881 von Sr. Majestät den Orden der Eisernen Krone erster Classe und 1882 die Würde eines wirklichen Geheimen Rates. Er war wiederholt Präsident der Historischen Gesellschaft und wurde von der Stadt S.-Szt.-György zum Ehrenbürger gewählt. Zwei Cyclusse hindurch vertrat Baron Gabriel Kemény den hauptstädtischen IX. Bezirk im Reichstage. Das Portefeuille für Communication und öffentliche Arbeiten legte Baron Kemény im Jahre 1886 nieder, er blieb jedoch Mitglied des Parlaments und vertrat während der letzten Session die Stadt Kézdi-Vásárhely. Baron Gabriel Kemény war von kräftiger Constitution. Er erkrankte im Frühjahr und ging nach Karlsbad, wo er jedoch eine nur vorübergehende Linderung seiner Krankheit fand.

Der Ministerschaft Baron Gabriel Kemény's verdankt eine ganze Reihe von Instituten ihre Entstehung und zwar: das Institut der Cultur-Ingenieure, der Central-Musterkeller, die Anstalt für Seidenzucht, die önologischen und apistischen Ausstellungen, die Institute für Hanfröste und Flachsproduction, die erfolgreiche Regelung des Forstwesens, die Entwicklung der Textil-Industrie, die Baumwolle- und Jutefabrik, die Teppichfabriken etc. etc.

Ueber dreissig Jahre lang, ein volles Menschenalter hindurch, hat die rastlose, energische Natur des Verstorbenen die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen und bald auch deren ehrende Anerkennung auf sich zu lenken verstanden; zwei volle Lustren hindurch hat er, nachdem er als Staatssecretär im Ministerium des Innern seinen lebhaften Sinn für eine ordentliche und geregelte Verwaltung bekundet, an der Spitze unserer zwei wichtigsten volkswirtschaftlichen Ministerien eine Tatkraft entwickelt, die auf vielen Gebieten befruchtend, fördernd und anspornend wirkte. Und daneben fand der für seine Person einer puritanischen Anspruchslosigkeit ergebene Minister noch immer vollauf Zeit, seiner Jugendpassion zu fröhnen, die aus nichts Anderem als aus der Fortsetzung und Vertiefung seiner früh begonnenen geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Studien bestand.

Baron Kemény verdankte seine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben nur zum allergeringsten Teile dem Prestige der Abstammung von einem altberühmten Geschlechte, das dem Fürstentum Siebenbürgen eine Dynastie geschenkt; die allgemeine Wertschätzung und nicht gewöhnliche Popularität des trefflichen Mannes wurzelte vor allem darin, dass er Zeit seines Lebens mit Fug als die Verkörperung des Pflichtgefühls gelten konnte. Diese Eigenschaft war es, die ihn eine im parlamentarischen Leben so geraume Zeit hindurch befähigte, eine ehrliche Stütze des Cabinets Tisza zu sein, sie war es, welche ihm die Schaffung und Ausgestaltung von Einrichtungen eingab, welche seine Ministerschaft überdauerten und auch ihn selbst noch lange überdauern werden, und sie war es schliesslich, welche ihn mit der eisernen Arbeitskraft ausstattete, die ihm mit Recht nachgerühmt wurde.

Diese eiserne Arbeitskraft in Verbindung mit einer bemerkenswerten Versatilität war es, welche den Staatssecretär Coloman Tisza's im Ministerium des Innern sich so rasch in das dreifache Ressort des Ministers für Ackerbau, Handel und Gewerbe hineinleben, hineinarbeiten liess. Und sein Wirken auf diesen, eigentlich weit von einander abliegenden Gebieten hat nicht nur die ihm gesellschaftlich verwandte Classe der Grundbesitzer und Landwirte befriedigt, denen er neue Culturen und die rationelle Art der Bodenverbesserung und lucrative Verwertung ihrer Erzeugnisse lehrte, sondern es haben auch die Interessen des Handels und des Gewerbes in ihm einen warmen Förderer besessen. Sein unermüdlicher Fleiss, die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er sich jeder seiner Aufgaben unterzog, das Streben, sich überall durch eigenen Augenschein von der Sachlage zu überzeugen und von den berechtigten Wünschen der interessirten Kreise Kenntniss zu erhalten, sie konnten nicht verfehlen, auch jene Classen für ihn einzunehmen, denen er vor seiner Ministerschaft gänzlich fern gestanden, und sie boten die Gewähr, dass er auch als Communications-Minister nicht minder Erspriessliches leisten werde.

Und tatsächlich hat Baron Gabriel Kemény auch diese Erwartungen in ihrem vollen Umfange gerechtfertigt. Mit jenem Ernst und jenem Pflichtgefühl, die diesen Mann in jeder Phase seiner öffentlichen Tätigkeit charakterisirten, führte er die — wir möchten sagen — Rehabilitirung eines Ressorts durch, dessen interne Verhältnisse Jahre hindurch nicht eben erbaulicher Natur gewesen, stellte er Zucht und Ordnung und einen geregelten Geschäftsgang wieder her und machte er Frictionen ein Ende, unter denen manche hochbegabte Persönlichkeit dieses Ministeriums, in allen Fällen aber das Land zu leiden gehabt hätte. Dabei war er es, unter welchem die Eisenbahn-Verstaatlichungsaction einen energischen Aufschwung nahm und unter dem das Netz der ungarischen Staatsbahnen jene Vervollständigung erhielt, welche den Staat befähigte, auf die Tarifpolitik endlich bestimmend einzuwirken. Wenn er gleichwohl scheiterte und schon nach drei Jahren dieser seiner Tätigkeit den unabänderlichen Entschluss fasste, seinem Posten Valet zu sagen, so war die zwingende Ursache hievon einzig und allein die damalige Organisation der Staatsbahnen, welche ihn Creditüberschreitungen gegenüber wehrlos machte, die er im Parlamente nicht mehr verantworten konnte. Gleichwohl — und dies war seine schönste Mannestat — suchte er die Verantwortung nicht auf Persönlichkeiten abzulenken, die dem Parlamente gegenüber nicht verantwortlich

sind, sondern er ertrug willig alle Consequenzen von Dingen, die unter ihm, wenn auch ohne sein Wissen und Hinzutun geschahen. Ein volles Jahr, nachdem er den Minister-Präsidenten von seinem Demissionsentschluss verständigt, blieb er noch im Amte, um jene Organisation umzugestalten, an der auch sein Nachfolger hätte Schiffbruch leiden müssen, und ein volles Jahr widmete er sich noch dem Organisationswerke der ungarischen Staatsbahnen mit verdoppelter Energie und wahrhaft gestähltem Fleisse, und erst nachdem der neue Organismus ins Leben getreten, schied er in aller Form, freiwillig, von dem Könige mit ausgesucht schmeichelhaften Worten der Anerkennung entlassen, aber doch ungern, weil er mit dem Ministerium zugleich ein Feld erspriesslicher und angestrengter Tatigkeit verliess. Als der Beamtenkörper des Communications-Ministeriums sich damals von dem zurücktretenden Chef verabschiedete, da erklärte dieser, auch fernerhin seine ganze Kraft dem öffentlichen Leben widmen zu wollen. Es sollte ihm dies nicht lange vergönnt sein, denn nur drei Jahre lang war es ihm fürder beschieden, als einfacher Taglöhner an dem nationalen Werke der Gesammtheit mitzuarbeiten. Nach kurzem Siechtum sank der bis dahin kerngesunde starke Mann fast plötzlich ins Grab. Nun er todt ist, ist ihm ein ehrendes Angedenken allenthalben gewiss.

— **Johann Kriesch,** Professor der Zoologie am königlichen Josefs-Polytechnikum in Budapest, ist am 21. October nach langem Leiden gestorben. Kriesch, welcher erst ein Alter von 54 Jahren erreicht hatte, war einer der tüchtigsten, pädagogisch wie schriftstellerisch hervorragendsten Mitglieder des Professorenkörpers unserer technischen Hochschule; er war nicht nur ein eifriger Naturforscher, der die Ergebnisse seiner Forschungen in zahlreichen Hand- und Schulbüchern, sowie in Monographien niedergelegt hat; er war auch ein überaus tätiges Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Körperschaften. Er war unter Anderem: correspondirendes Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied des Landes-Unterrichtsrats und der Mittelschul-Professoren-Prüfungscommission, vieljähriger Präsident der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, Präsident des Landes-Bienenzuchtvereins, dessen beide Organe er redigirte, ordentliches und Ehrenmitglied vieler in- und ausländischer naturwissenschaftlicher Vereine. Seine Schulbücher werden an den Mittelschulen Ungarns seit fast dreissig Jahren gebraucht und gehören noch heute zu den verbreitetsten. Im 1886/7-er Schuljahre war er Rector, im darauffolgenden Schuljahre Prorector des Polytechnicums. Im Jahre 1867 wurde eine seiner Monographien (Unsere Fische und unsere Fischzucht) durch die Akademie der Wissenschaften mit dem Vitéz-Preis ausgezeichnet. Er war öffentlicher ordentlicher Professor der Zoologie. Von seinen Werken seien die folgenden erwähnt: «Anatomische und physiologische Studien über die Blutegel», «Grundriss der Naturgeschichte» (drei Teile), «Grundriss der rationellen Bienenzucht», «Zoologische Reiseberichte», «Eine neue Fischgattung» (akademischer Antrittsvortrag 1856), «Von unseren nützlichen und schädlichen Tieren» etc.

Kriesch war am 29. März 1834 in Reinthal in Niederösterreich geboren, er kam jedoch schon in zartem Kindesalter nach Ungarn. Sein Vater war Tierarzt und übersiedelte damals nach Ungvár. Die Liebe zu den Naturwissenschaften hat Kriesch von seinem Vater ererbt. Seine Studien absolvirte er unter Entbehrungen

— denn sein Vater vermochte ihn nicht sonderlich zu unterstützen — in Wien und Giessen, an welcher letzteren Universität er im Jahre 1859 das Professoren-Diplom errang. Nun eilte er nach Ungarn zurück, woselbst er sogleich am Obergymnasium angestellt wurde. Fünf Jahre wirkte er dort als Professor der Naturwissenschaften, während welcher Zeit er eine Reihe als vorzüglich anerkannter Schulbücher schrieb. Im Jahre 1864 wurde er zum Professor der Zoologie und Botanik am Budapester Josef-Polytechnikum ernannt. Professor Kriesch war ein ungemein bescheidener Mensch. Er führte eine eigene Strafcasse, in welche Jeder, der ihn «nagyságos úr» (Ew. Hochwohlgeboren) titulirte, ein Pönale von zehn Kreuzern erlegen musste. War dann das Geld — er legte gewöhnlich im Geheimen grössere Beträge dazu — genügend angewachsen, so führte er seine Schüler, die er seine Söhne nannte, auf Studienreisen, nach Fiume, Triest etc. Als seinerzeit sein 25jähriges Professoren-Jubiläum in grossartiger Weise gefeiert werden sollte, wehrte sich Johann Kriesch energisch dagegen und bestand darauf, dass das Fest auf einen kleinen Kreis von Teilnehmern beschränkt werde. Jetst sind 24 Jahre verflossen, dass Kriesch dem Polytechnikum als Professor angehörte. Seine Schüler haben in ihm den besten Lehrer und die ungarische Wissenschaft einen ihrer tüchtigsten Arbeiter verloren.

— **Die ungarische Volksschule im Jahre 1885/6.** Der gegenwärtige Stand und der erfreuliche Fortschritt des ungarischen Volksschulwesens ist aus folgenden amtlichen Daten ersichtlich.

Das Areal Ungarns, mit Inbegriff Fiume's, — 280,399 □ Kilometer — bewohnten bei der letzten Volkszählung 13,749,603 Seelen, so dass auf je einen □ Km. 49·03 Seelen entfielen.

Die Zahl der schulpflichtigen Kinder betrug — ein Jahr nach Schöpfung des Volksschulgesetzes, im Vorjahre und im Jahre 1885/6

	1869	1885	1886
6—12-jährige	1.615,181 = 11·91%	1.662,703 = 12·09%	1.697.497 = 12·36%
13—15 »	669,560 = 4·94 »	629,349 = 4·58 »	627.238 = 4·57 »
Zusammen	2.284,741 = 16·85%	2.292.052 = 16·67%	2.324,735 = 16·93%

Demnach wuchs für das Schuljahr 1885/6 die Zahl der Schulpflichtigen um 32,683 = 1·42%. Im Jahre 1886 entfielen in Ungarn auf einen □ Kilometer unter 49·03 Bewohnern 8·29 und auf je 1000 Bewohner 169·2 Schulpflichtige; 1869 aber 168·5 und 1885 166·7. — Von diesen Schulpflichtigen besuchten die Schule:

	1869	1885	1886
6—12-jährige	1·106,904 = 68·53%	1.428,039 = 85·88%	1.456,744 = 85·82%
13—15 »	45,211 = 6·75 »	408,420 = 64·69 »	413,339 = 65·89 »
Zusammen	1.152,115 = 50·42%	1.836,459 = 80·12%	1.870,083 = 80·44%

Demnach besuchten im Schuljahr 1885/6, gegen das vorige Schuljahr, um 0·32, richtiger 1·83%, nämlich um 33,624 mehr Schulpflichtige thatsächlich die Schule. Im J. 1886 kamen auf je 1 □ Kilometer Areal unter 49·03 Bewohnern 8·29 Schulpflichtige und 6·67 Schulbesucher; ferner auf je 1000 Bewohner unter 123·5 Alltagsschulpflichtigen 105·9 Schulbesucher und unter 45·6 Wiederholungsschulpflichtigen 30·0 Schulbesucher.

Seit der Schaffung des Volksschulgesetzes *wuchs* überhaupt erstens die Zahl der 6—15-jährigen Schulpflichtigen um 1·75%, nämlich um 39,994; — zweitens die Zahl der die Alltagsschule besuchenden 6—12-jährigen Schüler um 31·60%, nämlich 349,840, und die Zahl der Wiederholungsschüler dieses Alters um 814·24%, nämlich 368,128 (stieg also von 45.211 auf 413.339). — Das Verhältniss der Gemeinden und Schulen betreffend, gab es

	1869	1885	1886
Gemeinden	12,757;	12,692;	12.702
Schulen	13,798;	16,305;	16,417

Während also im letzten Jahre 10 neue Gemeinden entstanden, nahm die Zahl der Schulen um 0·68%, nämlich 112 zu. Demnach entfielen im Jahre 1886 in Ungarn auf je 22·08 □ Kilometer Areal je eine Gemeinde, und auf je 17·08 □ Kilometer je eine Schule. — Von diesen Schulen waren a) *dem Charakter nach:*

1869

Staatsschulen		0 = 0·00%
Communalschulen		179 = 3·47 „
röm.-kath. confessionelle Schulen	5217	13.319 = 96·53 „
gr.-kath. „ „	2058	
gr.-orient. „ „	1604	
reform. „ „	2450	
evang. „ „	1397	
unitar. „ „	103	
mosaisch „ „	490	
Privatschulen		0 = 00 „
Vereinsschulen		0 = 00 „
Zusammen		13,798 Schulen.

1885

Staatsschulen		611 = 3·75%
Communalschulen ...		1,856 = 11·38 „
röm.-kath. (conf. Schulen)	5347	13,639 = 83·65 „
gr.-kath.	2177	
gr.-orient.	1788	
reform.	2336	
evang.	1434	
unitar.	45	
mosaisch	512	
Privatschulen		168 = 1·03 „
Vereinsschulen ...		31 = 0·19 „
Zusammen ...		16,305 Schulen

1886

Staatsschulen		739 = 4·50%
Communalschulen ...		1,883 = 11·47 „
röm.kath. (conf. Schulen)	5335	13,593 = 82·79 „
gr.-kath.	2155	
gr.-orient.	1771	
reform.	2334	
evang.	1428	
unitar.	44	
mosaisch	526	
Privatschulen		170 = 1·05 „
Vereinsschulen ...		32 = 0·19 „
Zusammen ...		16,417 Schulen.

b) *der Stufe nach:*

	1869	1885	1886
Elementarschulen	13,798 = 100 %	16,082 = 98·63%	16,185 = 98·59%
höhere Volksschulen	0 = 0·0 „	79 = 0·49 „	85 = 0·51 „
Bürgerschulen	0 = 0·0 „	144 = 0·88 „	147 = 0·89 „
Zusammen ...	13,789 Schulen	16,305 Schulen	16,417 Schulen.

c) *dem Geschlecht nach:*

	1869	1885	1886
Knabenschulen ...	677= 4·91%	1,037= 6·35%	1,085= 6·61%
Mädchenschulen ...	499= 3·61 «	1.221= 7·48 «	1,259= 7·67 «
Gemischte Schulen ..	12,622 =91·48 «	14,047 = 86·17 «	14,073=85·72 «
Zusammen ...	13,789 Schulen	16.305 Schulen	16,417 Schulen.

Demnach *stieg* im letzten Jahre die Zahl der:

Staatsschulen ...	um	20·94%	nämlich	128
Gemeindeschulen ...	«	1·45 «	«	27
mosaischen Schulen ...	«	2·73 «	«	14
Privatschulen ...	«	1·19 «	«	2
Vereinsschulen ...	«	3·22 «	«	1

Dagegen *sank* in derselben Zeit die Zahl der:

röm.-kath. Schulen ...	um	0·22%	nämlich	12
gr.-kath. « ...	«	1·01 «	«	22
gr. orient. « ...	«	1·00 «	«	18
reform. « ...	«	0·08 «	«	2
evang. « ...	«	0·41 «	«	6
unitar. « ...	«	2·22 «	«	1

In derselben Zeit stieg ferner die Zahl der Elementarschulen um 0·64%, nämlich 103; die der höheren Volksschulen um 7·59%, nämlich 6, und die der Bürgerschulen um 2·08%, nämlich 3.

Endlich stieg in derselben Zeit die Zahl der Knabenschulen um 4·62%, nämlich 48; die der Mädchenschulen um 3·11%, nämlich 38, und die der gemischten Schulen um 0·18%, nämlich 26.

In diesen Schulen gab es

	1869	1885	1886
Lehrzimmer ...	16,899	23,443	23,838
Lehrer ...	17,792	23,457	23,980

Demnach stieg erstens seit 1885 die Zahl der Lehrzimmer um 1·68%, nämlich 395 und die der Lehrer um 2·23%, nämlich 523; ferner wuchs zweitens seit 1869 die Zahl der Lehrzimmer um 41·06%; nämlich 6939 und die der Lehrer um 34·78%, nämlich 6188.

Durchschnittlich aber kamen im Jahre 1886 in Ungarn auf je 22·08 □Kilometer je eine Gemeinde, und auf je 17·08 □Kilometer je eine Schule; ferner: auf je 97—98 Schulpflichtige je ein Lehrzimmer, auf je 96—97 je ein Lehrer, und endlich auf je ein Lehrzimmer 78—79 und auf je einen Lehrer 77—78 factische Schulbesucher. Nimmt man aber blos die Schulbesucherzahl unter den Alltagspflichtigen, so kamen auf je ein Lehrzimmer 61—62, und auf je einen Lehrer 60—61 Kinder.

Die Erhaltungskosten der Volksschulen betrugen:

1869	1885	1886
3.760,122 Gulden	13.419.968 Gulden	14.285,440 Gulden

Die Erhaltungskosten der Volksschulen stiegen also im letzten Jahre um 6·44%, nämlich 865,472 Gulden; ferner seit 1869 um 290·5%, nämlich 10.525,317 Gulden. Durchschnittlich aber entfielen in Ungarn im Jahre 1886 auf je einen □ Kilometer 50·94 Gulden, und auf je einen Bewohner 1·03 Gulden; auf je einen der 6—15-jährigen Schulbesucher 7 Gulden 63 Kreuzer; auf je einen der 6—12-jährigen Volksschulbesucher 9 Gulden 80 Kreuzer; auf je eine Lehranstalt 595 Gulden 72 Kreuzer Volksschulkosten.

Die Zahl der Lehrer-Seminarien betrug 70, gegen 46 im Jahre 1869 und die der Kinderbewahranstalten 483, gegen 130 im Jahre 1869.*

Auf eines Kindes Tod.

MICH. VÖRÖSMARTY.

Du hast nun ausgespielt die kleinen Spiele,
Mein schönes Kind! so schnell schon ausgespielt;
Dein Antlitz hat zum letztenmal gelächelt,
Der Tod hat seine Rosen abgepflückt.
Doch gingst Du nicht allein dahin: Du nahmst
Der Eltern frohe Heiterkeit, Du nahmst
Der schönsten Hoffnung reiche Knospe mit.

Wer sagt Dir nun, es sei der Morgen da?
Wer soll Dich fürderhin erwecken? Ach!
Die Mutter weint und klagt: «Wach' auf mein Sohn!
Wach' auf mein Lieb, Du schönes kleines Kind!»
Vergebens Alles, ach Du hörst sie nicht:
Du schlummerst, und Dein Schlaf ist träumelos
Du schlummerst, und Dein harrt kein Morgen mehr.

Doch Kummer störe Dir die Asche nicht:
Du gingst ja hin so leicht, so rein, so klar,
Als wie ein Strahl gen Himmel wiederschwebt.
Zur Erde hält uns Freud' und Leid gekettet,
Wir fürchten und ersehnen auch den Tod:
Heil Dir, Dein Pfad ist aller Zweifel bar.

Oh, wenn in stiller, ungetrübter Nacht
Am Himmel hell die hehren Sterne ziehn
Erscheinst Du dann wohl segnend Deinen Lieben?

* *Das ungarische Unterrichtswesen in den Studienjahren 1885/6 und 1886/7.* Budapest, 1888, Lex. 8°, 300 S.

Erscheinst Du mitternächtlich ihren Träumen,
Auf dass auch sie des Himmels Ruh geniessen?
Oh komm, oh komm, oh küsse Deine Lieben;
Dein Geist umarme Deine Brüderlein;
Und gib die Tage, welche Dir genommen,
Den Eltern wieder. Mögen sie vereint
Dein abgebrochen Leben weiterführen,
Und während sie auf's Grab Dir Blumen streu'n:
Schweb' Du, ein schützend Englein über ihnen.

J. LICHTNER.

Die Tänze.

DANIEL BERZSENYI.

Siehe der Tänze Geschlecht, wie treu es mit spielendem Griffel
Zeichnet der Völker Natur, malt der Nationen Geschmack.
Mit dreifaltigem Schritt hinwalzend dreht sich der Deutsche,
Hält sein Mädchen umfasst, führt es in schwebendem Takt.
Einfach ist er in allem und schlicht, und er freut sich in Ruhe,
Oeffnet nur Einer den Arm, Eine nur liebt er getreu.
Flüchtigen Schwungs hüpft keck der Franzos, liebäugelt und tändelt,
Wechselt die Damen und reicht dieser und jener die Hand.
Feurig ja ist er und rasch, in der Lust ein gaukelndes Kind schier,
Unstät, wie im Genuss, auch in der Liebe Bereich.
Pindarn gleicht der Magyar; fort reisst beim Tanze der Sturm ihn,
Sieh, in begeistertem Flug zeigt er des Inneren Drang.
Jetzo ein schwebendes Lüftchen, zerschmilzt er in schmachtender Liebe,
Webet verlangende Glut kühn in den zierlichen Takt.
Jetzt auflodernd beginnt er allein den Reigen der Helden,
Sein frohlockender Stolz duldet die Tänzerin nicht.
Horch, wie der Boden erdröhnt! So stürmt mit seinem Gefolge
Wild durch Blut und Gebein Kinizsi's Grauengestalt.
Solches Gebildes Gesetz zwängt nimmer in Regeln die Kunst ein:
Norm ist sich selbst der Magyar, Schranke sein Feuer ihm nur.
Glücklich der Mann, den zu ungrischem Tanz des Leibes Gestalt schuf;
Ihm schwellt männliche Kraft, Glut ihm die trunkene Brust.

GUSTAV LEGERLOTZ.*

* Aus des Verfassers Buch: *Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen.* Salzwedel, 1886, 389 S., das eine grosse Anzahl eigener und aus den verschiedensten antiken und modernen Sprachen übersetzter Gedichte enthalt, die durchwegs durch künstlerische Beherrschung der Form ausgezeichnet sind. Ausser dem oben mitgeteilten Gedicht hat Legerlotz noch ein Sonett von Nik. Szemere *(Das Echo)*, ebenfalls formvollendet, übersetzt.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Acsády Ignácz, Magyarország pénzügyei I. Ferdinand alatt. (Ungarns finanzielle Verhältnisse unter Ferdinand I. 1526—1564, von Dr. Ignaz Acsády.) Budapest, 1888. Athenæum, 280 S. — Eine eingehende Darstellung des Finanzgebahrens in Ungarn während der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, auf Grund meist bisher unbenützten oder doch nicht aus diesem Gesichtspunkte verwerteten Materials, das der Verfasser im Landes-Archiv, in den Manuscripten des National-Museums, des gemeinsamen Finanzministeriums und in anderen Archiven ausgebeutet hat. Dies wertvolle Rohmaterial ist mit Geschmack bearbeitet, so dass das Buch nicht blos wissenschaftlich wertvoll ist, sondern auch eine anziehende Lectüre bildet.

Erdélyi országgyülési emlékek. (Siebenbürgische Reichstags-Acten mit historischen Einleitungen herausgegeben von *Alexander Szilágyi*). Budapest, 1888, Akademie. XIII. Band, 1661—1664, 587 S. — Die in diesem Bande vereinigten Quellenschriften, welche in ungarischer, lateinischer oder deutscher Sprache abgefasst sind, enthalten überaus wertvolles Material zur Geschichte jener drei Jahre, in welche sie fallen, besonders zum besseren Verständnisse der Kämpfe Johann Keménys und Apafys. Die Einleitung des Herausgebers (68 S.) gibt eine zusammenfassende Darstellung der Jahre 1661 bis 1664.

Pulszky Ferencz, Publiczisztikai dolgozatok. (Publizistische Arbeiten von Franz Pulszky). Raab, 1888, Gross. — Inhalt: Staat und Kirche. Stadt und Comitat. Orden und Standeserhöhungen. Die Gentry. Unsere mittleren Grundbesitzer. Das Fideicommiss. Gentry und Bürgertum. Unsere Magnaten. Das Oberhaus in der Zukunft. Die arbeiten. Industrie und Grundbesitz. Bei Gelegenheit des Budgets pro 1885. Ein Brief Treforts. Unsere Landwirtschaft und die Industrie. Das Duell.

Palágyi Menyhért, Petőfi. (Petőfi, Vortrag, gehalten in der Petőfi-Gesellschaft von Melchior Palágyi.) Budapest, 1888, Singer und Wolfner, 25 S.

Magyar történelmi életrajzok. (Ungarische historische Biographien, herausgegeben von Alexander Szilágyi.) Budapest, 1888, Mehner. — Das soeben erschienene 4. Heft des IV. Bandes enthält den Schluss des ersten Bandes der umfassenden Biographie des Emerich Thököly von Angyal, eine der gediegensten Arbeiten der Sammlung, und den Anfang der Biographie des Mathias Csák von Anton Pór. Auch dieses Heft ist reich illustrirt.

Székely György, Bürger költészete és hatása Csokonaira. (Bürgers Dichtung und deren Einfluss auf Csokonai, von Georg Székely.) Budapest, 1888, 50 S. — Nach einer eingehenden Biographie und Charakteristik Bürgers, welche auf den besten Hilfsmitteln und eigenen Studien basirt, behandelt der Verfasser den Einfluss, den der im vorigen Jahrhundert und noch in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts auch in Ungarn sehr populäre deutsche Dichter auf ungarische Poeten, speziell auf den volkstümlich-nationalen Lyriker und Epiker Michael Csokonai ausgeübt. So gross und unbestreitbar dieser Einfluss war, so interessant ist es doch zu sehen, wie Csokonai die charakteristischen Elemente der Bürger'schen Dichtung mit seinem eigenen Wesen dergestalt verschmelzt hat, dass seine Eigentümlichkeit und Originalität gewahrt blieb.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

AUSGRABUNGEN IN AQUINCUM 1887.

Die erste Entdeckung einer grösseren baulichen Anlage Aquincums geschah bekanntlich noch im Jahre 1778. Es ist das von Schönwisner blossgelegte und beschriebene Hypocaustum[1] am Florianplatze in der Mitte Altofens, auf welches man während der Grabung einer Kalkgrube stiess. Obgleich die monumentalen Ueberreste Aquincums seit dieser Zeit stets das Interesse einiger eifrigen Forscher in Anspruch nahmen, ereignete sich nichts Bedeutenderes bis zur Mitte unseres Jahrhunderts, wo in den Jahren 1854—56 die Trümmer eines Bades auf dem Nordende der heutigen Werftinsel aufgefunden und unter der Leitung der k. k. Centralcommission freigelegt wurden.[2] Sie gehören allem Anscheine nach zum Prätorium, das in jenem Standlager gelegen sein mag, dessen zwei Umfassungsmauern man in dem Donauarme entdeckt haben will.[3]

Das Verdienst um die neuesten, für die Topographie und Geschichte Aquincums wahrhaftig epochalen Ausgrabungen gebührt ohne Zweifel dem Herrn Alexander Havas, gew. Staatssecretär, auf dessen Antrag nicht nur gegen die Zerstörung des längs der Landstrasse laufenden Aquäducts die nötigen Massregeln getroffen wurden, sondern zugleich die Blosslegung einiger das höchste Interesse verheissenden Punkte seitens der Commission zur Erhaltung der ung. Baudenkmale beschlossen wurde.

Mit der Leitung der Ausgrabungen wurde Prof. Karl Torma betraut, dem es bereits im ersten Jahre der Arbeiten (1880) gelang, am sogenannten Schneckenhügel nächst der Krempelmühle den nördlichen Teil des Amphitheaters und das an dessen westliche Seite angebaute fanum Nemesis ans Tageslicht zu bringen.[4] Im nächsten Jahre wurde auch die Südseite desselben

[1] De ruderibus Laconici caldariique Romani in solo Budensi repertis Auctore Stephano Schönwisner. Budæ 1778.

[2] Die römischen Bäder in Alt-Ofen, von Dr. Ed. Sacken in den Mitteilungen der k. k. Central-Commission II. p. 281—287.

[3] Salamon Ferencz, Buda-Pest története I. p. 328. [4] Az aquincumi Amphitheatrum északi fele Torma Károlytól. Budapest 1881.

blossgelegt und es wurden zugleich einige Probegrabungen angestellt zur Erforschung des Standlagers, dessen beide westliche Ecken man auch wirklich nicht weit vom Amphitheater in südwestlicher Richtung entdeckte.

Das Amphitheater war ohne Zweifel das imposanteste Gebäude von Aquincum. Durch seine grossartigen Dimensionen übertrifft es selbst die meisten Monumente ähnlicher Art in Italien und dem Süden. Es wurde allem Anscheine nach von den Colonisten erbaut und ist sowohl hinsichtlich seiner Anlage als auch seines Aufbaues das Werk einer nachlässigen Bauweise. Bemerkenswert ist die Uebereinstimmung seines Grundrisses mit den Vorschriften, welche Vitruvius (I. 5.) für die Herstellung der stärksten Befestigungen (agger) giebt. Die Mauern von Pompeji und der Zuschauerraum (cavea) unseres Amphitheaters zeigen wesentlich dieselbe Bauart. Die Sitze ruhten nämlich nicht auf gewölbartigen Substructionen, wie sonst, sondern man führte in der Form einer Ellipse zwei parallel laufende Steinmauern auf, von denen die äussere, da sie eine beträchtliche Höhe erreichen musste, von beiden Seiten mit Strebepfeilern verstärkt wurde. In den dazwischen liegenden Raum wurde alsdann Erde gestampft, welche als Grundlage der Steinbänke diente. Als charakteristisch für unser Amphitheater mag endlich erwähnt werden, dass der Zuschauerraum durch ein auf Holzpfeilern ruhendes Dach gedeckt war.

Seit 1881 wurden die Ausgrabungen in Folge der Opferwilligkeit des hauptstädtischen Municipiums unter der Aufsicht einer hauptstädtischen archæologischen Commission, deren Präses Herr Alexander Havas ist, fortgesetzt. Noch in dem soeben erwähnten Jahre entdeckte Prof. Josef Hampel die Hauptteile der grossen Thermen* auf der Ostseite der Landstrasse; die angrenzenden Baulichkeiten, wie überhaupt die seit 1882 hier blossgelegten Ueberreste wurden unter der Leitung des Prof. Karl Torma aufgedeckt.

Obgleich man bezüglich der östlichen Seite des Standlagers selbst bis heute sich nur auf Vermutungen beschränken muss, kann doch die Frage, welcher Beschaffenheit diese, am sogenannten Pfaffenfelde befindlichen Ueberreste sind, mit grösster Wahrscheinlichkeit beantwortet werden. Sie gehören den sogenannten canabæ an, das ist jenem Stadtteile, der sich in der unmittelbaren Nähe des Castrums bildete und der Wohnsitz der im Gefolge der Legion erschienenen Kaufleute, Veteranen und sonstigen römischen Bürger war. Wir wissen, dass diese «veterani et cives Romani consistentes ad legionem II adiutricem» nach dem Zeugnisse einer Inschrift (C. J. L. III, 3505) sich mit der Zeit zu einer Art Gemeinde ver-

* Jelentés az ó-budai papföldi ásatásról 1881. — Dr. H. «Die neuesten Ausgrabungen in Altofen», Neue Wiener Illustrirte Zeitung, Aug. 21. 1888. — «Aquincum» von Dr. J. Hampel, Hist. Landschaften aus Oesterreich-Ungarn, Heft V. Wien 1882. — Prof. Dr. Abel's Bericht, Philologische Wochenschrift, Nr. 5. 1882.

einigt haben, aus welcher, wie ein Beispiel aus Dacien lehrt, selbst Municipien entstehen konnten. Es darf uns daher nicht wundern, wenn auch ihre Wohnsitze und sonstigen Bauten demgemäss nicht nur den Stempel der Stabilität aufweisen, sondern einige derselben von monumentalem Charakter gewesen sind.

Denn betritt man vom Norden her das Ausgrabungsfeld, so befindet man sich auf einer breiten Fahrstrasse, an deren Ostseite ein tiefer Kanal läuft. Die westliche Front bildete eine Reihe von kleineren Räumen, welche vermittelst unterirdischer Kanäle vondem an der Nordecke angelegten Feuerplatze aus geheizt wurden. Sie waren offenbar gegen die Strasse geschlossen und standen allein mit dem nach Westen befindlichen, grossen viereckigen Hofe in Verbindung, in dem man mit Recht die Palæstra erkannt hat. Dieselbe hat ein Pflaster von viereckigen Steinplatten und war vielleicht durch den mit achteckigem Ziegelmosaik bedeckten Raum, welcher sich südlich an die soeben erwähnten Räumlichkeiten anschliesst, von der Strasse aus zugänglich. Die Räume an der Südseite konnten etwa als Apodyterium, Destrictarium etc. gedient haben.

An der gegenüber liegenden Seite der Strasse erblickt man abermals einen grossen Raum, an dessen Ost- und Südseite sich noch die Trümmer der Säulenporticus vorfinden. Gegen Süden werden alle diese Gebäude durch eine zweite, querlaufende breite Strasse begrenzt, jenseits welcher man auf die Ueberreste der bereits erwähnten grossen Thermen stiess. Das Apodyterium derselben hatte einen Mosaikboden von biscuiteförmigen Ziegeln. An der Westseite des angrenzenden Frigidariums befindet sich eine halbkreisrunde Nische für das kalte Bad. Auch das anstossende Tepidarium besass ein Bassin von apsidialer Form. Der Fussboden sowohl dieses Raumes, als auch des benachbarten Caldariums war suspendirt und die Hitze wurde von den beiden an der Südseite der letztgenannten Abteilung angelegten Oefen zugeführt. Der Eintritt in das Apodyterium geschah von der Strasse, welche sich an der Westseite des Bades hinzieht und einst an der Ostseite mit einer Säulenporticus umsäumt war. Es lief wahrscheinlich auch auf ihrer Westseite eine gleiche Porticus, mit der parallel eine Reihe von Tabernen angelegt wurde.

Besonders beachtenswert sind die Trümmer an dem Südende der Badeanstalt. Es sind die Ueberreste einer Badeanlage, welche von der nördlichen gänzlich abgesondert war. Sie bestand aus drei Räumen, welche sämmtlich einen unterhöhlten Boden hatten. In der mittleren Räumlichkeit sind die Spuren zweier Bassins noch deutlich erkennbar, während die östliche Abteilung mit einer Einrichtung versehen war, die augenscheinlich auf den Gebrauch der Douche schliessen lässt. Prof. Torma mag wohl das Richtige getroffen haben, wenn er in dieser Anlage das Laconicum vermutet.

Weiter südlich befand sich das Forum. Oestlich und nördlich war es zum

Teil mit Tabernen umgeben. In der Mitte steht ein rundes Gebäude, in dem man viele Gewichte fand, so dass die Annahme, dasselbe sei das Zollhaus, gewiss gerechtfertigt erscheinen muss.

Während der Ausgrabungen im Jahre 1883 entdeckte man etwa 300 Schritte weiter nordöstlich von diesen Trümmern eine zweite, kleinere Badeanlage. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient darin das grosse Schwimmbassin (natatio), unter dessen Fussboden sich wärmeleitende Canäle durchkreuzen, ferner das Frigidarium mit zwei viereckigen Bassinen. deren Wände mit durch Eisennägel befestigten Thonplatten belegt waren.

Sollte sich die Inschrift »Balneum a solo territorii legionis II. adi. p. f. (Rómer, Arch. Közl. X. 39) wirklich auf diese Badeanstalt beziehen, so erhielte man dadurch einen ferneren Beweis, in welch naher Beziehung alle diese Gebäude zu dem Standlager standen, ohne jedoch eigentliche Militärbauten gewesen zu sein.

Ich glaube, dass auch die folgende Beschreibung der im vorigen Jahre (1887) blossgelegten Ruinen, welche etwa 150 Schritte südöstlich von unserem Forum liegen, kein einziges Moment werden darbieten können, das diese Annahme nur im geringsten zu entkräften im Stande wäre.

Wie aus dem beigefügten Plane ersichtlich ist, stellen diese Trümmer zwei Gebäude dar, von denen das südwärts gelegene, so weit man nach seiner Grundform und der Disposition der einzelnen Räume schliessen darf, nur als ein Wohnhaus betrachtet werden kann, das nördlich befindliche aber ein gewöhnliches Bad ist.

Das Wohnhaus. Was nun das erste Denkmal betrifft, so richten sich die Achsen desselben zwar wesentlich nach den vier Himmelsgegenden; in Folge der späteren Zubauten vermisst man jedoch da eine besondere Genauigkeit in der Orientirung, wie man sie sonst gewöhnlich in allen römischen Bauten trifft.

Westlich war dasselbe durch eine ungefähr 3·8 M. breite Gasse (*A*) abgegrenzt, deren aus grossen polygonen Steinplatten bestehendes Pflaster noch hie und da sichtbar ist. Der Wagenverkehr war wegen der Enge der Gasse wahrscheinlich verboten; man entdeckt nirgends die Spuren von Wagenrädern, wie man sie auf dem Pflaster der zu den grossen Thermen führenden Strasse beobachten kann. Von dem an deren westlicher Seite liegenden Gebäude kennen wir bis jetzt nur fünf Räumlichkeiten und selbst diese nur teilweise (I—V). An der Gassenmauer der gegen Norden befindlichen drei respective vier Räume erkennt man nirgends Spuren eines Einganges. Es leidet also keinen Zweifel, dass diese Räume keine Tabernen waren, sondern mit dem jetzt noch verdeckten Gebäude in naher Beziehung standen.

Allein die Abteilung *V* war — so breit sie ist — von der Gasse zugänglich. Die 3·6 M. lange und aus zwei grossen Kalksteinen bestehende

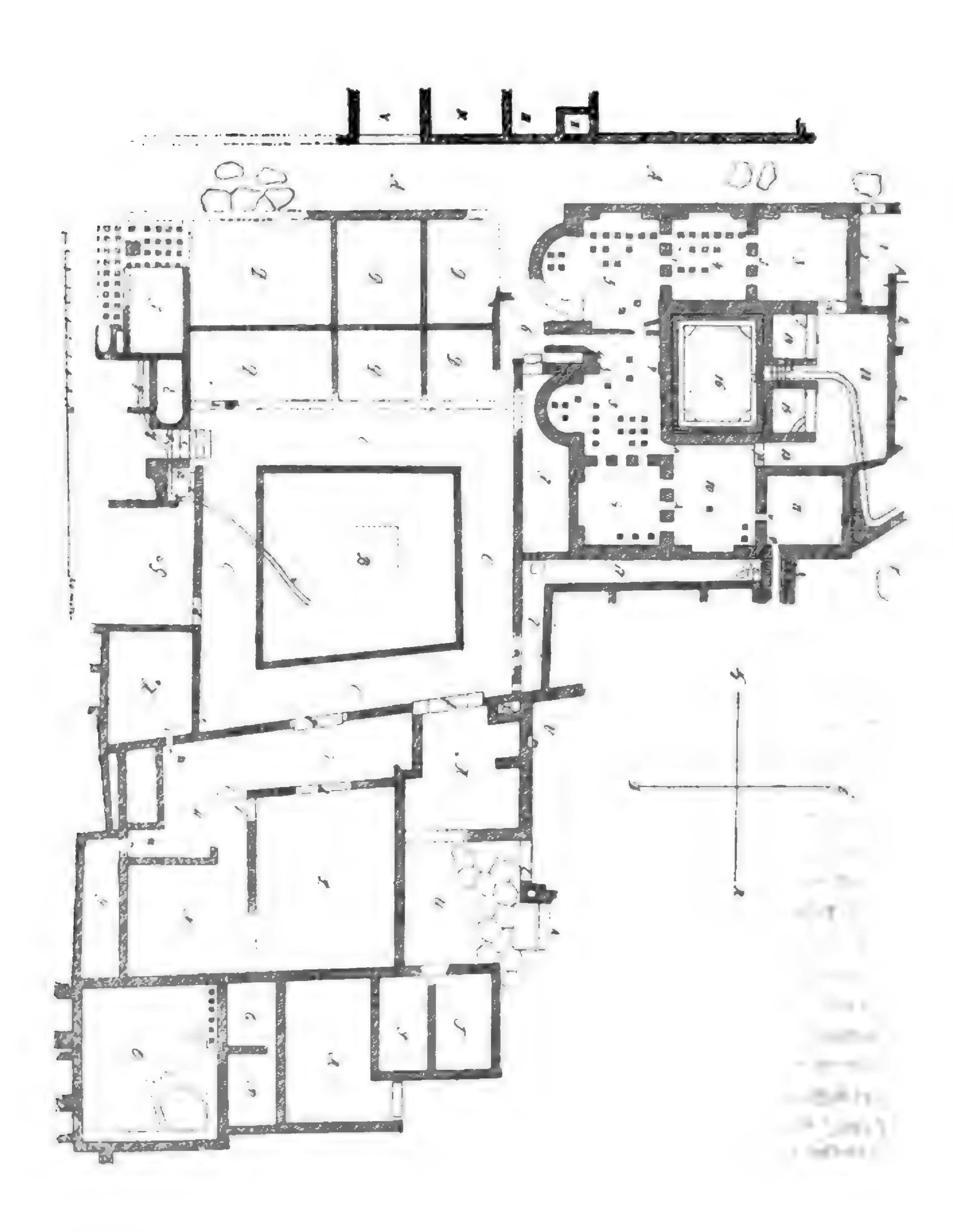
Schwelle sieht man noch an Ort und Stelle. Sie diente eigentlich als Basis zweier Türen. Die eine — 2·37 M. breite — hatte zwei Flügel, während die andere viel schmälere — ihre Breite beträgt 1 M. — nur mit einem Flügel versehen war. Die Flügel waren mit Zapfen in die kreisrunden Löcher der Schwelle eingelassen, und ihr Verschluss geschah durch den in die Vertiefung der Schwelle sich versenkenden Riegel. Die Pfosten fehlen, jedoch die zu ihrer Aufnahme dienenden viereckigen Löcher sind deutlich erkennbar.

Wegen der beträchtlichen Breite und eigentümlichen Construction dieses Einganges bin ich geneigt, ihn für eine Art Einfuhr anzusehen, in welcher sich eine schmälere, und dem alltäglichen Verkehre bestimmte Tür öffnete, während die Haupttür besonderen Gelegenheiten vorbehalten blieb.

Was die östliche Grenze unseres Hauses betrifft, so deuten sein Vorsprung, besonders aber der an einem Punkte der Mauer angewendete Wandpfeiler mit aller Wahrscheinlichkeit darauf, dass es von dieser Seite nicht durch eine Gasse begrenzt wurde, sondern vielmehr einem offenen Platze zugewendet war.

Der Grundriss des Hauses selbst beweist eine überraschende Unregelmässigkeit in der Disposition der einzelnen Localitäten. Die einzige Abteilung, welche man unter den charakteristischen Bestandteilen eines römischen Wohnhauses in unseren Trümmern mit Gewissheit anzugeben vermag, ist der mit *B* bezeichnete grosse Hof, in dem man wegen seiner Grösse und eigentümlichen Anlage leicht das Peristylium erkennt. Die quadratische Mauer darin, deren ursprüngliche Höhe von 15 Cm. die an ihrer südöstlichen und südwestlichen Ecke befindlichen sorgsam behauenen Ecksteine andeuten, kann mit Recht als eine Art Brüstung betrachtet werden, welche den ungefähr 12 × 11 M. grossen Garten (viridarium) umschloss.

Es ist höchst wahrscheinlich, dass die in der Mitte desselben sichtbaren Mauerspuren einer Cisterne (piscina) angehören, wie sie mit ihrem Springbrunnen in einem Peristylium selten fehlt. Als Analogie kann das eine Peristylium des in Pompeji als das Haus des Popidius Secundus bekannten Gebäudes angeführt werden. Das Viridarium war von einem etwa 3 M. breiten Gange umschlossen. Die massenweise aufgefundenen Capitellfragmente beweisen, dass das gegen den Garten abschüssige Dach an allen vier Seiten auf Säulen ruhte, welche wahrscheinlich längs der Brüstung aufgestellt waren. Von diesem Gange gelangte man in die benachbarten Nebenlocalitäten. Von der westlichen Mauer desselben blieb zwar nur eine geringe Spur, ihre Richtung zeigt jedoch zur Genüge die noch an Ort und Stelle befindliche Schwelle *b*, welche als Eingang zu den westlich gelegenen Abteilungen diente. Man würde geneigt sein, diese quadratischen Localitäten als Wirtschaftsräume anzusehen; ihre kaum 25 Cm. breiten und an allen Punkten gleich niedrigen Mauern nämlich scheinen zu beweisen, dass sie



eigentlich nur als Unterbau für die darüber *aufgeführten* Riegelwände dienten.

Die eigentümliche Form und Einrichtung des an der südwestlichen Ecke befindlichen Raumes *E* setzt ausser Zweifel, dass sich hier das Privatbad des Eigentümers befand. Den Eingang zu demselben deutet die mit *c* bezeichnete und um vier Stufen höher, als das Niveau des Corridors liegende Schwelle an. Man musste also erst um den soeben erwähnten Raum herumgehen, um in das 4·9 M. lange und 3·2 M. breite Apodyterium *(F)* zu gelangen. Der Fussboden desselben war mit Mosaik bedeckt und der noch jetzt unversehrt gebliebene, zwei Drittel betragende Teil desselben scheint auf weissem Grunde mit schwarzem Maeander umrahmt eine athletische Scene mit drei Figuren darzustellen. Zu drei Seiten dieser Räumlichkeit lagen die einzelnen Teile des Bades. Oestlich finden wir das durch eine niedrige Brüstungsmauer abgesonderte Frigidarium *(E)*. Der Fussboden desselben liegt etwas tiefer als der des Apodyterium, ist mit quadratischen Ziegeln bedeckt und neigt sich gegen Osten, um das Wasser durch die in der Mauer des halbrunden Abschlusses durchbrochene Oeffnung desto leichter in den mit derselben in Verbindung stehenden Kanal *(x)* abzuleiten.

Westlich und südlich sieht man die noch auffallend gut erhaltenen, etwa 60 Cm. hohen Trachytpfeiler des Hypocaustum. Sowohl das Tepidarium als auch das Caldarium sind folglich hier zu suchen. Das erstere befand sich ohne Zweifel westlich und bildete längs der Gasse ein Viereck von 2·65 M. Breite. Die zahlreichen biscuitförmigen Mosaikziegel, die man hier fand, bildeten wahrscheinlich einst den Fussboden desselben. Südlich vom Apodyterium lag das 3·3 M. lange Caldarium, an dessen östlichem Ende man den Heizofen (Praefurnium) erblickt. Derselbe besteht aus grossen, trogförmig zusammengestellten Steinplatten und war oben mit einem tonnenartigen Gewölbe bedeckt. Die hier erhitzte Luft gelangte unmittelbar unter den hohlen Fussboden des Caldarium, das von dem benachbarten Tepidarium wahrscheinlich durch eine leichte, in den gemeinsamen Fussboden gesenkte Ziegelmauer getrennt war, während die heisse Luft unter dem Fussboden ohne jedes Hinderniss aus dem Caldarium in das Tepidarium strömen konnte. Wo einst die Bassins standen, können wir jetzt, da die Ausgrabungen an dieser Stelle noch nicht zu Ende geführt wurden, nicht andeuten; wir kennen aber den Kanal *(y)*, der ohne Zweifel zur Ableitung des Wassers derselben diente und mit dem aus dem Frigidarium kommenden Canal in Verbindung stand. Ehe jedoch dieser die Südmauer des Corridors erreichte, um dann in die Hauptcisterne zu münden, nahm er die etwas höher liegende und aus Dachziegeln construirte Traufrinne *z* auf, die das von dem Dache der Badeabteilung herabfliessende Regenwasser abführte.

An der Südmauer des Ganges erblickt man bei *d* die 1·7 M. breite Schwelle, welche das noch zum Teil unter der Erde verborgene Zimmer *G*

mit dem Peristylium verband. Den Eingang zu dem davon östlich gelegenen und mit einer Hohlheizung versehenen Raume *H* lässt höchstens der bei *e* bemerkbare Abbruch vermuten.

Je complicirter uns die Anlage der vom Peristylium östlich gelegenen Abteilungen erscheint, als desto interessanter muss sie bezeichnet werden.

Als eine in vieler Beziehung nahe stehende Analogie möge die in Pompeji bekannte villa suburbana des Diomedes angeführt werden. Der römische Architect musste nämlich an beiden Orten mit der natürlichen Abschüssigkeit des Terrains rechnen. Das Problem wurde hier wie dort ungefähr auf gleiche Weise gelöst.

Die bei *f, g, h, i* und *j* noch an Ort und Stelle sichtbaren Schwellensteine beweisen, dass die Räume *J, K, L, M* und *N*, deren Eingang sie bildeten, einst auf gleichem Niveau lagen, das genau dem der vom Peristylium südlich befindlichen Teile entsprach. Auch der Raum *O*, dessen mit Terrazzo bedeckter Fussboden grössten Teils noch unversehrt ist, lag in derselben Höhe. Der Unebenheit des Terrains wurde also bei allen diesen erwähnten Localitäten, wie leicht zu ersehen ist, durch einfache Aufschüttung und Nivellirung des Bodens abgeholfen. Der Fussboden der nordöstlichen Räume liegt jedoch beträchtlich tiefer, so der des in zwei Teile geteilten Zimmers *Q—P*, ferner der der mit *R* und *V* bezeichneten Räumlichkeiten etwa um 2 M. Die Localitäten *S* und *T*, ferner *U* waren zwar etwas höher situirt, es unterliegt jedoch keinem Zweifel, dass sie alle mit Ausnahme des Hofes *U*, eine Art von unterem Geschosse bildeten, welches einzelnen, jetzt natürlich gänzlich verschwundenen Abteilungen zur Grundlage diente, die ihrerseits mit dem Peristylium und den sonstigen Gemächern in gleichem Niveau lagen. Unser Haus bildete folglich gegen Westen wahrscheinlich eine ebenerdige Front, während es gegen Osten jedenfalls ein Obergeschoss hatte.

Was die nähere Charakteristik der soeben erwähnten Localitäten betrifft, fehlen uns leider zu einer solchen die genügenden Stützpunkte. Der Einfluss der territorialen und klimatischen Verhältnisse war hier jedenfalls viel zu stark, als dass es möglich gewesen wäre in der Anlage den Normen eines dem Süden angehörigen römischen Wohnhauses entsprechend zu verfahren. Wir werden uns daher in der Bestimmung der einzelnen Räume wohl mit Hypothesen begnügen müssen.

Die gegen Norden befindliche, 2·6 M. breite Tür, deren Schwelle noch an Ort und Stelle ist, kann mit Recht als der Haupteingang (ianua) betrachtet werden. Man tritt durch sie unmittelbar in den, etwa 30 Cm. tiefer liegenden Raum *U*, dessen mit grossen Kalksteinplatten bedeckter Boden wohl einen Wirtschaftshof erkennen lässt. Rechts vom Eingange sehen wir einen turmförmigen Bau. Rauchfang konnte er kaum sein, denn wir entdecken darin keine Spur von Russ. Vielmehr kann er als eine Art Wasser-

cisterne gedient haben; er steht nämlich unten mit dem unter der Schwelle befindlichen Canale in Verbindung. Westlich davon befindet sich eine zweite Tür *(l)*; den grössten Teil der 2·15 M. breiten Schwelle bedecken noch die Trümmer des einst oben die Tür abschliessenden Bogens. Die Abteilung *V*, zu der man vom Hofe *U* durch diese Türe gelangte, war etwa um 20 Cm. tiefer gelegen als der Hof selbst und konnte das Licht teilweise durch die kleine, an der südlichen Mauer in einer Höhe von 2 M. angebrachte Oeffnung *(m)* erhalten.

Unser Hof war wahrscheinlich allein gegen Westen mit dem etwa 60 Cm. höher liegenden Raume *(K)* verbunden. Die an dessen nördlicher Wand hervorspringende Mauer diente vielleicht zur Einschliessung des Herdes. Thonscherben fanden sich zwar nicht vor; wollen wir trotzdem in demselben die Küche erkennen, so können wir mit Recht die Mauerreste *X* in der nordwestlichen Ecke als die Spuren des Abortes (latrina) betrachten, welcher bei den Alten wie zahlreiche Pompejanische Beispiele lehren, oft knapp an dem Herde angelegt war. Vom Peristylium aus war die Küche durch eine 2·3 M. breite Tür zugänglich: die noch an Ort und Stelle befindliche Schwelle zeigt aber weder die zur Aufnahme der Türzapfen noch die zu der des Riegels dienenden Vertiefungen; sie konnte folglich höchstens durch ein Velum abgeschlossen werden.

Den Raum *L*, welcher an Grösse (sein Umfang beträgt 10·3×8·3 M.) mit Ausnahme des Peristyliums der bedeutendste und an dekorativer Ausstattung einst einer der schönsten war, würde ich geneigt sein für das Atrium anzusehen, so dass bei unserem Hause das normale Tablinum durch den gegen das Peristylium gelegenen und nicht minder elegant ausgestatteten Corridor *J* ersetzt gewesen sein mag. Derselbe war mit dem Peristylium durch eine 2·94 M. breite Tür verbunden. Die gegen das Atrium sich öffnende Tür desselben war noch breiter; ihre 3·38 M. lange Schwelle ist mit zwei parallel laufenden Rillen versehen; der Verschluss dieser Tür geschah also ähnlich wie der der Läden. Die überraschende Breite dieser soeben erwähnten Türen darf uns nicht auffallen, wenn wir bedenken, dass der Römer, trotzdem er das Fensterglas kannte und es auch anwendete, das Licht in seine Wohnräume in erster Reihe durch die Türen erhielt. Wollte also der Besitzer unseres Hauses, dass auch seine östlich liegenden Gemächer, welche, um vor den Einwirkungen des rauhen pannonischen Klimas geschützt zu sein, ohne Zweifel durch ein sogenanntes tectum testudinatum gedeckt waren, genügendes Licht erhielten, so musste er die gegen das offene Peristylium sich öffnenden Türen so breit, wie möglich anfertigen lassen. Zu demselben Zwecke dienten wohl auch die zahlreichen in den meisten Räumen aufgefundenen durchbrochenen Steinplatten, welche oberhalb der Tür, in halbkreisrunder Form angebracht waren.

Der Fussboden der nach Süden liegenden Räume, denen sich das oben

erwähnte Cubiculum *H* anschliesst, war entweder ganz oder teilweise suspendirt. Man kann sie also mit Recht als Schlafzimmer (dormitoria) ansehen. Ihre Heizung geschah aus dem Heizzimmer (praefurnium) *Y*; der aus muldenförmig zusammengestellten Steinplatten bestehende Ofen war an dessen nördlicher Mauer bei *n* angebracht. Die erwärmte Luft gelangte zuerst unter den suspendirten Fussboden des Ganges *M*, dessen Grenzwände jedoch nur bis zur Höhe des Fussbodens reichten, so dass uns deren Anordnung über die Einteilung der darüber angelegten Räume keinen Aufschluss zu gewähren vermag. Das Zimmer *H* wurde durch die viereckige Oeffnung *r* geheizt. Dagegen ist es bis jetzt unaufgeklärt, woher und wo die warme Luft in den Raum *O* hereinströmen konnte, wo sie in etwa 50 Cm. breiten Canälen, die teils längs den Wänden, teils aber strahlenförmig gegen den Mittelpunkt angelegt waren, circuliren konnte.

Was endlich die Bestimmung der Räume *Q—P* und *R* betrifft, so glaubt man sie nicht ohne Grund nach einer im Zimmer *Q* aufgefundenen Inschrift (dipinti) obscönen Inhaltes als zu einem Lupanar gehörig zu betrachten. Ihre so zu sagen unterirdische Lage, ebenso ihre Abgeschlossenheit scheinen diese Annahme zu bestätigen. Sie waren also offenbar zu diesem Zwecke vom Hauseigentümer vermietet.

Das Bad. Wir finden es an die nördliche Seite unseres Hauses angelehnt. Es war eine öffentliche Badeanstalt; konnte aber, wie die Lücke an der Mauer bei *a* zu beweisen scheint, auch durch die daselbst einst gewesene Tür vom Wohnhause aus betreten werden. Dieses Weges konnten jedoch selbstverständlich nur die Angehörigen des Hauses sich bedienen. Das grosse Publicum gelangte in dieselbe entweder von der Gasse *A* durch die Tür *a*, oder auf der entgegengesetzten Seite durch den Corridor oberhalb des Canales *β*.

Wir haben es hier eigentlich mit zwei Badeabteilungen zu tun. Die einzelnen Räume sind um das in der Mitte angelegte Schwimmbassin (16) gruppirt, und zerfallen in eine westliche und eine östliche Abteiluug. Die eine war ohne Zweifel für die Männer, die andere für die Frauen bestimmt; es bietet jedoch eine jede derselben sämmtliche charakteristische Bestandteile des römischen Bades. Dass beide Abteilungen zugleich erbaut wurden, beweist nicht allein die symmetrische Anordnung der einzelnen Räume, sondern auch die gleichmässige Bauweise, welche durch ihre Solidität für diese Bauanlage besonders charakteristisch ist. Diesem Umstande wird man es wohl auch verdanken können, dass, während von dem Wohnhause zum grösseren Teile nur die Fundamente vorhanden sind, sich die Mauern des Bades dagegen in einer Höhe von $1^{1}/_{2}$ bis 2 M. erhalten haben.

Beginnen wir mit der Betrachtung der westlich befindlichen Abteilung. Durch die bereits erwähnte Tür *a*, deren linker Türpfosten aus Stein noch

in der Schwelle eingezapft feststeht, gelangt man in den allem Anscheine nach einfachen Vorraum 1, über dessen Verbindung gegen Norden jedoch jetzt noch nichts Bestimmtes angegeben werden kann. Die Tür, durch welche man von demselben aus die eigentliche Badeabteilung betreten konnte, lag an dessen Südwand und ihre Spur lässt noch die bei γ bemerkbare Lücke erkennen. Ein besonderes Frigidarium scheint in dieser Abteilung nicht vorhanden gewesen zu sein, sondern die Wanne stand, wenn eine solche überhaupt existirt hat, in dem 2·5 M. langen und 40 Cm. tiefen nischenartigen Einsprunge des Apodyteriums 3, dessen Umfang 4·75×5·25 M. beträgt. Der Fussboden desselben war suspendirt und lag auf etwa 75 Cm. hohen Trachytpfeilern. Die Wärme gelangte hieher aus dem angrenzenden Raum unter dem Tepidarium durch 3 in der Scheidewand unten angebrachte Verbindungsgänge. An dem Ostende dieser Räumlichkeit sieht man die, durch ihre an beiden Seiten quer laufenden Rillen besonders interessante Schwelle (σ), durch welche der Vorhof 12 des Schwimmbassins zugänglich war. Oberhalb des mittleren Bogenganges war die Tür in das zunächst folgende Tepidarium (4) angebracht. Auch dessen Fussboden lag natürlich auf Pfeilern und wurde der Raum unter diesem auf die selbe Weise, nämlich durch drei Bogengänge von dem benachbarten Caldarium aus geheizt. An den Wänden erkennt man noch die Spuren der Hohlziegel (tubi), mittelst welcher die warme Luft auch an den Seiten der Wände emporgeführt werden konnte. Ob in der 2·5 M. langen und 40 Cm. tiefen Nische einst ein Bassin stand, können wir nicht entscheiden; es scheint dies jedoch nicht wahrscheinlich zu sein, da das Tepidarium, wie wir wissen, in erster Linie zur trockenen Transpiration des Körpers diente. Eine Bank dürfte dagegen jedenfalls dort angebracht gewesen sein. Das angrenzende Caldarium (5), in welches man vom Tepidarium aus ebenfalls durch die oberhalb der mittleren Bogenöffnung angebrachte Tür gelangen konnte, beträgt an Umfang fast das Doppelte des Tepidariums. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, dass dieser Raum bis an die beiden Wandpfeiler η und ζ ein ungeteiltes Ganzes bildete. Dem Eingange gegenüber zeigt die Mauer einen halbkreisrunden Abschluss, und wir entdecken an dessen Peripherie dieselben Mosaikreste, welche in den Ecken nächst den soeben erwähnten Pfeilern vorhanden sind. Das Labrum mit dem kalten Wasser mag wohl in der Nische gestanden haben: wo dagegen der Platz des Alveus gewesen ist, dafür fehlt uns jedes Anzeichen. Der viereckige Einsprung in der Westmauer diente offenbar auch hier zur Aufnahme einer Bank; der Alveus konnte folglich nur an dem östlichen Ende angebracht sein, wo er jedenfalls seine geeignetste Stelle hatte, da die erhitzte Luft aus dem unmittelbar darunter angelegten Ofen an dieser Stelle unter den hohlen Fussboden hereinströmte. — Was nun den eigentlichen Heizapparat betrifft, so besteht derselbe aus der Heizkammer 6, die allem Anschein nach allein durch den an der Südseite der

Badeanlage befindlichen schmalen Gang (7) zugänglich war, und dem an dessen Nordseite sich anschliessenden Ofen. Dieser ist aus zwei grossen Steinplatten gebildet, welche an den beiden Langseiten einer etwas ausgehöhlten Unterplatte aufgestellt sind. Oben war er, wie man noch an dem Bogenanlaufe bei 8 deutlich erkennt, überwölbt. Seine Anordnung entspricht genau den Vorschriften des Vitruvius. Zwischen den beiden Caldarien angelegt, diente er zur Heizung beider Abteilungen. Die darin erwärmte Luft konnte nämlich sowohl unter den hohlen Raum des westlichen, wie des benachbarten östlichen Caldariums gelangen, da das Hypocaustum nach beiden Seiten offen war. Damit jedoch die Hitze in Folge der unmittelbaren Nähe des Ofens nicht zum grösseren Teile unter das westliche Caldarium ströme, suchte man an dieser Seite durch die Aufstellung einiger Steinplatten unter der Suspensura etwas zu mässigen.

Unser Caldarium war gegen Osten von dem benachbarten Raume natürlich abgeschlossen. Zu diesem Zwecke senkte man in den von Trachytpfeilern getragenen suspendirten Fussboden zwei, noch an Ort und Stelle aufgefundene vierseitige Steinblöcke und errichtete, allem Anschein nach aus Ziegeln, eine Mauer, welche in der an der oberen Fläche des Blockes eingehauenen 29 Cm. breiten Rille eingelassen war; den auf diese Weise zu beiden Seiten derselben übriggebliebenen Rand des Blockes konnte man wohl als Bank benützen.

Die östliche Badeabteilung ist wesentlich nur eine Wiederholung der westlichen. Die einzelnen Räume folgen in derselben Reihe aufeinander, und nur in der Gruppirung derselben um die natatio bemerkt man die Abweichung, dass in Folge der geringeren Grösse des Caldarium (8) das Tepidarium (9) mit demselben in einer Reihe angelegt wurde.

Was nun die einzelnen Räume dieser Badeabteilung betrifft, so werden wir bei deren Betrachtung mit dem Caldarium beginnen, also umgekehrt, wie in der Beschreibung der westlichen Abteilung, und uns auf die Hervorhebung des Neuen und Wesentlichen beschränken.

Obwohl von der Scheidewand der beiden Abteilungen, abgesehen von den bereits erwähnten Steinblöcken, keine Spur vorhanden gewesen, so ist doch augenscheinlich, dass die beiden Caldarien durch keine Tür in Verbindung stehen konnten. Uebrigens hat auch hier das Caldarium gegen Süden einen apsidialen Ausbau, an dessen Peripherie die Construction des unterhöhlten Fussbodens besonders deutlich ersichtlich ist. Derselbe besteht nämlich aus mehreren Lagen: auf den von den durchschnittlich 85 Cm. hohen Säulchen des Hypocaustums getragenen Trachytplatten findet man zuerst eine etwa 15 Cm. dicke mit Ziegelbrocken vermischte Mörtellage, dann eine 10 Cm. dicke feinere aus Kalk mit gestossenen Ziegeln, in welche die viereckigen Ziegel eingesetzt sind.

Der Verputz der das Bassin bildenden Nische besteht wesentlich aus

denselben Schichten; nur sind dieselben feiner, indem der Kalk mit viel besser gestossenen Ziegelteilen gemengt wurde. Auf der Sohle des Bassins stösst an die Wand ein Viertelstab, wohl deshalb angebracht, um den Schmutz an diesen weniger zugänglichen Punkten desto leichter wegschaffen zu können. Ich bemerke endlich, dass man selbst in diesem Raume, der zu den am besten erhaltenen gehört, keine Spur weder der Zufluss- noch der Abflussröhren entdecken konnte.

Die Luftheizung des angrenzenden Tepidariums geschah auf selbe Weise, wie die der bereits besprochenen Räume. Die Wärme gelangte unter den hohlen Fussboden desselben durch drei unterirdische Verbindungsgänge aus dem Caldarium. Ueber dem mittleren sehen wir die Schwelle der diese beiden Räumlichkeiten verbindenden Tür noch an Ort und Stelle. In dem Schutte des Tepidariums wurde sogar die Oberschwelle aufgefunden. Ihre beiden schmalen Langseiten haben eine gesimsartige Profilirung und die an der einen Seite eingebohrten Löcher dienten offenbar zur Befestigung des die beiden Abteilungen von einander abschliessenden Velums. Uebrigens bietet das Tepidarium dieser Abteilung nichts Bemerkenswertes, nicht nur an Grösse stimmt es vollkommen mit dem der westlichen Abteilung überein, sondern es hat an der Südmauer ebenso, wie jenes, einen viereckigen Einsprung von gleicher Ausdehnung.

Der Raum 10 entspricht zwar in Betreff seiner Disposition genau dem Tepidarium der gegenüber befindlichen Abteilung, seine Bestimmung war jedoch offenbar eine verschiedene. Als das Tepidarium bezeichneten wir soeben den Raum 9: es bleibt uns daher nichts anderes übrig, als dasselbe für das Apodyterium zu halten, wo in dem viereckigen Einsprunge der Ostwand das mit kaltem Wasser gefüllte Bassin ebenso mag gestanden haben, wie wir es in dem entsprechenden Raume der westlichen Abteilung angenommen haben. Man erblickt auch hier in der Schwelle der in den Gang 13 führenden Türe jene querlaufenden Rillen, die ohne Zweifel zur Einfassung einer Wasserleitungsröhre dienten, vermittelst welcher das Bassin gespeist wurde. Da dieser Raum in Folge seiner Entfernung von dem Heizapparat 6 ohnedem nur mässig erwärmt werden konnte, begnügte man sich nicht mit der Anlegung der bereits bekannten, und mit dem Tepidarium in Verbindung stehenden drei Verbindungsgänge, sondern suchte die warme Luft unmittelbar aus dem Caldarium durch eine an dessen nordöstlicher Ecke freigelassene Oeffnung *x* zuzuführen.

Ehe wir uns zur Betrachtung der in der Mitte unserer Badeanlage angelegten natatio und deren Nebenräume wenden, wollen wir der Räumlichkeit 11 so kurz wie möglich gedenken. Auch diese besass einen unterhöhlten Fussboden und erhielt die Wärme teils durch die mit dem Apodyterium in Verbindung stehende Oeffnung *v*, deren Bogen aus keilförmig zusammengesetzten Kalkplatten besteht, während alle übrigen Verbindungs-

gänge oben mit einer einzigen, unten halbkreisförmig ausgehöhlten Platte bedeckt waren. Auf diesem Wege konnte aber dieser Raum, wie leicht ersichtlich, nur spärlich erwärmt werden. Man legte daher an dessen Ostseite bei ρ einen 40 Cm. breiten unterirdischen Kanal an, durch welchen die erhitzte Luft aus einem uns bis jetzt unbekannten Feuerungsplatz zugeführt werden konnte.

Was nun den Zugang in diesen Raum betrifft, so geschah dieser durch den, oberhalb des soeben erwähnten Kanals angelegten, etwa 2 M. breiten Gang, zu welchem man teils durch die noch an Ort und Stelle sichtbare, 1·1 M. breite Schwelle aus dem, wie bereits vermutet wurde, mit dem Wohnhause in Verbindung stehenden Corridor 17 und 7 gelangen konnte, teils aber durch eine ihrer Stelle nach bis jetzt unbekannte Tür von dem nördlich angelegten und einst mit polygonen Steinplatten belegten freien Platz. Die Bestimmung dieses Raumes mag daher wohl die eines Vorzimmers gewesen sein, wo vielleicht die Sklaven und sonstigen Begleiter der Badenden verweilen konnten. An der Südwand, welche eine beträchtliche Höhe erreicht, findet man noch Reste von Malereien. Sie ist aber von keiner Tür durchbrochen; um daher aus diesem Raume in die östliche Badeabteilung zu gelangen, musste man erst durch die, ohne Zweifel einst in der Westmauer befindliche Türe den Hof 12 betreten, von welchem aus das Apodyterium der östlichen Abteilung durch den 1·45 breiten, und mit Steinplatten belegten Gang (13) zugänglich war.

Den Hof 12 konnte man jedoch auf diese Weise nicht nur an seiner östlichen Seite erreichen, sondern er stand, wie bereits bemerkt wurde, auch an der entgegengesetzten Seite durch die Tür σ mit dem Apodyterium der westlichen Badeabteilung in Verbindung, obwohl die Badenden dieser Abteilung nicht genötigt waren, ihn zu berühren, um das erwünschte Bad in den westlichen Räumen zu erhalten. Wir können folglich die Natatio mit ihren Nebenräumen als eine gemeinschaftliche betrachten, die von den Besuchern beider Abteilungen benützt werden konnte. Die Reste des aus grossen Kalksteinplatten bestehenden Pflasters im Hofe 12 beweisen hinlänglich, dass sowohl er selbst, als auch die Natatio unbedeckt waren. Dagegen hatten die einzelnen Räume der beiden Badeabteilungen ohne Zweifel eine Decke, und zwar eine flache, da sich im Schutte keinerlei Bruchstücke eines Gewölbes vorfanden. Von diesem Hofe führen südlich drei schmale Stufen zur Eingangsschwelle der Natatio empor; denn nur auf diese Weise konnte man ihr eine Tiefe von 1·35 M. geben. Dieselbe hatte einen Umfang von 6·10×4·45 M. und ist offenbar deshalb von einer 75 Cm. dicken Umfassungsmauer umschlossen, damit die Hitze aus den benachbarten Räumen nicht durchdringen könne. Innerhalb der Umfassungsmauer läuft an allen vier Seiten eine etwa 35 Cm. dicke Mauer von einer überaus lockeren Construction und reicht bis zur Höhe der bereits erwähnten Eingangsschwelle.

Ihre obere Fläche ist mit einer Lage Terrazzo bedeckt und macht den Eindruck, als wäre der ursprüngliche Boden der Natatio nachträglich bis zu dieser Höhe erhöht worden. Bei genauerer Betrachtung stellt sich jedoch heraus, dass dieses lockere Mauerwerk mit der Umfassungsmauer zugleich erbaut wurde und die Bestimmung hatte, als Stufe oder Sitzbank benützt zu werden. Zu demselben Zwecke wurden auch an der Sohle des Bassins ringsherum vierkantige Steinplatten von einer Höhe von 30 Cm. angelegt und aus der an deren oberer Fläche sichtbaren 25 Cm. breiten Rille kann mit Recht geschlossen werden, dass in dieselbe eine Ziegelmauer eingelassen war, die als die zweite Stufe galt. Zur Bestimmung ihrer Höhe fehlt uns jetzt aber jeder Anhalt. Als dritter und unterster Stufe bediente man sich dagegen des Randes der soeben erwähnten Steinplatten. Um jedoch desto bequemer herabsteigen zu können, wurden noch an den vier Ecken je eine Steinplatte von der Form eines Viertelkreissegmentes angebracht, auf welche noch eine zweite oder auch dritte Platte von derselben Form gelegt wurde. Die Sohle des Bassins selbst ist mit quadratischen Ziegeln belegt und zeigt an der Berührungslinie mit der untersten Stufe einen Viertelstab aus Cement. An der Nordseite befindet sich der Abzugskanal, der teils von den zur Natatio emporführenden Stufen, teils durch das Pflaster des Vorhofes bedeckt anfangs eine nördliche Richtung befolgt, bald sich gegen Osten wendet und endlich nach einer starken Biegung sich gegen Norden in dem Schutte verliert. Es ist merkwürdig, dass das soeben besprochene lockere Mauerwerk oberhalb dieses Kanals eine aus wohlgefügten Quadern bestehende Oeffnung bildet, welcher Umstand hinlänglich beweist, dass dasselbe nicht nachträglich, als der Abzugskanal in Folge der Einschüttung der ursprünglichen Sohle des Bassins ohne Bedeutung bleiben musste, sondern mit demselben zu gleicher Zeit und zwar mit Rücksicht auf denselben angelegt wurde.

An die Nordwand der Natatio wurde zu beiden Seiten der Treppe je eine Einzelbadezelle 14 und 15 angelehnt. Solchen Badekammern, die man unter dem antiken Namen solia kennt, begegnen wir nicht allein unter den vielen Räumlichkeiten der grösseren Thermen in Pompeji, sondern auch das in Alsó-Ilosva in Siebenbürgen von Prof. Karl Torma blossgelegte, jetzt leider wieder verschüttete Militärbad * bietet zwei analoge Anlagen dicht neben dem Frigidarium. Die unsrigen haben eine viereckige Form, sind gleicher Grösse (2·55×1·95 M.) und wurden von dem Hofe durch eine niedrige Brüstungsmauer abgeschlossen, so dass ihre Tiefe etwa 50 Cm. betragen konnte. Noch sieht man an Ort und Stelle die 60 Cm. breiten Steinplatten, an deren oberer Fläche eine 25 Cm. breite, aber flache Rille

* Torma Károly. Az alsó-ilosvai álló tábor s műemlékei. Az erdélyi Muzeum-Egylet. Évkönyvei. 1864. p. 22.

eingehauen wurde, in welche diese Mauer — allem Anschein nach aus Ziegeln — eingesenkt war. An der inneren Seite bemerkt man noch deutlich die Spuren des Viertelstabes, welcher sich unter dieser Mauer entlang hinzog. In je eine Ecke wurde ausserdem noch eine Steinplatte von der Form eines Viertelkreissegmentes eingefügt, auf welcher eine zweite, aber kleinere angebracht war. Kurz, wir finden hier zur Erleichterung des Herabsteigens dieselben Vorrichtungen vor, welchen wir längs den Seitenwänden der Natatio und in den Ecken derselben begegneten. Der Boden beider Zellen ist mit viereckigen Ziegelplatten bedeckt und neigt sich etwas gegen den aus der Natatio kommenden Canal, um das Wasser durch die mit diesem Canal in Verbindung stehende, unten durch die Mauer durchgebrochene Oeffnung ableiten zu können.

Besonderes Interesse nimmt die Bekleidung der Wände in Anspruch; dieselbe ist zum grössten Teile noch erhalten und lässt die einzelnen Anwurfsschichten recht deutlich erkennen. Ihre Dicke beträgt etwa 35 Cm. und besteht aus vier Kalkschichten. Die unterste, welche unmittelbar auf die Wände aufgetragen wurde, ist mit Kies gemengt, die zweite und dritte enthält gestossene Ziegelteilchen, während die oberste Lage das sogenannte Maltha bildet, das durch seine Dünne und glasurartige Oberfläche mit Recht auch heute noch allgemeine Bewunderung erweckt. In den Ecken finden wir überall den Viertelstab.

Wir wissen, dass in einer römischen Badeanstalt ausser den eigentlichen Baderäumen wohl selten Räumlichkeiten gefehlt haben, wo das Publikum die Zeit in Musse und Unterhaltung zubringen konnte. Ob solche auch hier vorhanden waren, kann jetzt kaum mit Gewissheit entschieden werden. Es ist jedoch wahrscheinlicher, dass die gegen Norden befindlichen, bis jetzt noch nicht blossgelegten Räume einem Wohnhause angehört haben.

Dass diese Badeanstalt nicht dem Militär, sondern dem Civilstande zum Gebrauch diente, beweist nicht nur ihre Anlage mit zwei Badeabteilungen, sondern auch die zahlreichen im Schutte aufgefundenen Ziegel mit dem Stempel ATILIAE FIRMAE. Wir werden uns daher kaum irren, wenn wir unser Bad als Privateigentum ansehen, das nur gegen Zahlung einer bestimmten Taxe benützt werden konnte.

Viel schwieriger bleibt es jedoch zu entscheiden, welche Abteilung den Männern, und welche den Frauen bestimmt war, da beide, obwohl nur mittelbar, durch den Vorhof 12 mit einander in Verbindung stehen. Meinerseits glaube ich, dass die westliche Abteilung, da man in sie ohne den Vorhof zu betreten, unmittelbar von der Gasse aus gelangen konnte, und die daher am meisten abgeschlossen schien, als das Frauenbad galt.

Die Bauweise anlangend bemerken wir, dass die Mauern der beiden Bauten aus dem sogenannten opus incertum bestehen. Nur an den Ecken

der Badeanstalt trifft man öfters Quadersteine. Das Baumaterial wurde offenbar aus den in der nordwestlichen Umgebung von Aquincum befindlichen Steinbrüchen gewonnen.

* * *

Ueber die decorative Ausstattung unserer Räume können wir leider nur im Allgemeinen sprechen. Das wichtigste Material hiezu bieten uns meist einzelne in dem Schutte aufgefundene Trümmer.

Selbst von dem Fussboden findet man in den meisten Räumlichkeiten keine Spur. Es ist aber zweifellos, dass die gewöhnlichste Art desselben das sogenannte opus signinum war, wie man es noch zum Teil in den Räumen *H*, *S* und *O* trifft. Auch der Boden der Suspensura ist ausschliesslich aus solchem, mit gestossenen Ziegelkörnern gemischtem Kalkgusse hergestellt.

Seltener war der Mosaikboden. Mit Ziegelmosaik war vielleicht nur das eine Zimmer des Bades im Wohnhause ausgestattet; die daselbst aufgefundenen Stücke sind biscuitteförmig. Dagegen entdeckte man an mehreren Orten die Spuren von einem Steinmosaik; so konnte man die weissen Steinwürfel in dem Raume *J* korbweise sammeln; viele derselben fand man auch in dem aus dem Schwimmbassin führenden Canal. In den Ecken und an der Peripherie der Apsis im Caldarium 5 wurden einige noch an Ort und Stelle angetroffen. Auf Grund des bereits oben erwähnten Mosaikfussbodens im Apodyterium des Privatbades kann wohl mit Recht angenommen werden, dass derselbe auch in diesen Räumen nicht nur decorativen, sondern auch figuralen Schmuck besass.

Die Sitte, den Boden und zum Teil auch die Wände mit Marmorplatten zu bekleiden, welche zuerst Mamurra, der Zeitgenosse Cæsars, nach Rom verpflanzte, war bereits in Pompeji allgemein. Dass dieselbe auch bei der Ausstattung der Gebäude von Aquincum eine grosse Rolle spielte, beweist die grosse Menge der in fast allen unseren Räumen aufgefundenen Marmorüberreste. Der grösste Teil derselben stammt aus griechischen und ägyptischen Steinbrüchen. Bemerkenswert ist es jedoch, dass die zum Vorschein gekommenen Marmor-, Alabaster- und sonstigen Steinarten ausschliesslich in geringeren Bruchstücken vorkommen, welcher Umstand den bereits von Overbeck ausgesprochenen Gedanken gewiss nahe legt, dass es sich auch hier, wie in Pompeji, nur um den Abfall handelt, der etwa in der Hauptstadt bei der Herstellung von Prachtbauten übrig blieb und der in die Provinzen verkauft worden sein mag.*

Ob dieses wertvolle Material auch bei uns, wie sonst, zu Fussbodenplattungen verwendet wurde, lässt sich zwar mit Gewissheit nicht nachweisen. Dass es jedoch zur Herstellung der Sockeln gebraucht wurde,

* V. Overbeck Mau. p. 499.

obgleich auch nicht ein einziges Stückchen an Ort und Stelle gefunden wurde, stellt nicht allein das Beispiel der auf der Schiffswerfte entdeckten Bäder ausser Zweifel, wo man die Wände des grossen Bassins factisch mit demselben belegt fand, sondern auch die in unseren Trümmern getroffenen zahlreichen gesimsartig profilirten schmalen Marmorstäberln, welche ohne Zweifel zur Umsäumung der oberen Ränder des Sockels gedient haben.

Den Hauptschmuck des Inneren der Räume bildeten die Wandmalereien. Es leidet keinen Zweifel, dass dieselben alle *al fresco* hergestellt wurden. Wir wissen, dass sogar der Mauerbewurf der pompejanischen Wanddecorationen den Vorschriften des Vitruvius (VII, 3, 5) nicht genau entspricht. Unsere Bruchstücke stehen jedoch auch in Betreff ihrer technischen Seite denen von Pompeji weit nach. Die Dicke der Bewurfmasse unserer Wandmalereien beträgt etwa 4—5 Cm., während sie in Pompeji durchschnittlich 7 Cm. ist; aber auch so ist sie viel beträchtlicher, als wir sie in der modernen Freskotechnik finden. Man erkennt überhaupt drei Mörtellagen; die unterste ist 2—2½ Cm. stark und mit gröbern Sandkörnern gemengt; die zweite etwa 1½ Cm. dicke Schicht ist schon viel feiner, während die oberste, der eigentliche Malgrund, nur 4—5 Mm. dick ist, und gewöhnlich aus Marmorstuck besteht. Die Farben, welche lediglich aus mineralischen Stoffen erzeugt wurden, trug man, wie bekannt, auf diesen letzten Verputz auf, solange derselbe noch feucht war. Vermöge der beträchtlichen Dicke des Kalkbewurfes konnte der antike Maler nicht blos die Grundfarbe al fresco herstellen, sondern auch die Ornamente in gleicher Weise auf dieselbe auftragen. Man musste natürlich dabei Sorge tragen, dass der Bewurf nicht ganz trockne, da die Farben sonst bald abblättern mussten. Solchen abgeblätterten Partien von Ornamenten begegnen wir öfters auf unseren Bruchstücken. Hätte man sie mit Leimfarben (al tempera) oder auf enkaustische Weise hergestellt, so käme diese Erscheinung schwerlich vor.

Viel weniger können wir über die *stilistische Seite* unserer Wandmalereien sagen. Es fehlten zwar nicht einige grössere Partien, welche sich noch an Ort und Stelle vorfanden. Sie stellten aber kaum mehr als den einfarbigen Sockel dar und lieferten somit keine Aufschlüsse über die Decoration einer ganzen Wandfläche. Wir sind daher in unserer diesbezüglichen Forschung fast ausschliesslich auf die in dem Schutte aufgefundenen Bruchstücke verwiesen.

Unsere Wände waren ohne Zweifel mehr oder weniger gegliedert. Der Sockel fehlte nie, und war er nicht durch Marmorplatten gebildet, so hatte er gewöhnlich eine eintönige, meist rote oder dunkelgraue Färbung. Oberhalb desselben war die Wand meist dunkelrot bemalt. Die auf zahlreichen Fragmenten bemerkbaren Ornamentstreifen stellen ausser Zweifel, dass der Grund in Felder geteilt war. Besonders wichtig sind einige Bruchstücke

von Wandmalereien, welche noch an den wärmeleitenden Thonröhren (tubi) haften. Die an denselben quer laufenden Streifen beweisen zur Genüge, dass unsere Wände auch in der Breite durch Streifen von horizontaler Richtung gegliedert waren.

Die so hergestellten Felder behielten selten ihre eintönige Grundfarbe. Dass man als Schmuck kleinere oder grössere Gemälde malte, ist nicht wahrscheinlich; denn man fand bisher keine Spuren von solchen an den zahlreichen Fragmenten. Der grösste Teil derselben zeigt vielmehr eine Decoration, welche die Incrustation der Wände mit buntem Marmor nachahmt. Naturwahrheit in der Nachahmung darf man jedoch nicht suchen. Man findet zum Beispiel nicht selten die Adern einer grauen Marmorart durch blaue Linien, denen einige rote und gelbe Streifen beigemischt sind, nachgeahmt. Trotzdem kann nicht geleugnet werden, dass der Einklang zwischen dem Marmorsockel und den auf gleiche Art bemalten Wänden bis zu einem gewissen Grade erreicht wurde.

In der inneren Decoration unserer Räume spielte auch der plastische Stuccoschmuck eine bedeutende Rolle. Besonders in dem Schutte des Raumes *J* fand man eine Menge von Fragmenten, aus deren sorgsamer Zusammensetzung sich ergab, das sie die Teile eines oben an der Wand angebrachten Frieses bilden.

Derselbe war 21 Cm. breit und zeigt in seinem oberen Teile den Eierstab, welcher nach unten von der Reihe der stilisirten Akanthusblätter durch eine tiefe Hohlkehle getrennt ist. Den Abschluss bildet ein zwischen zwei Stäberln eingeschlossener Streifen, auf welchem sich eine, von beiden Seiten mit Epheu(?)blättern besetzte Staude wellenartig hinzieht.

In technischer Beziehung ist dieser Fries wesentlich ganz gleich dem Stuckbewurfe der Wandmalereien gebildet. Er besteht aus drei Mörtellagen, von denen die unterste eine $1^1/_2$—2 Cm. dicke, mit Sand gemischte Kalkschicht ist, in die eine etwa 1 Cm. dicke mittlere Lage fein gestossener Ziegelkörner gemischt ist, während die oberste eine verschiedene Stärke hat und Marmorteilchen enthält. Die Ornamente wurden in dieser obersten Lage hergestellt und zwar durch das Eindrücken eines 8 Cm. langen Holzmusters.

Zum Schlusse wollen wir noch kurz der wenigen Gegenstände gedenken, welche während der Ausgrabungen zum Vorschein kamen.

Von dem Mobiliare, welches übrigens auch in der antiken Welt zum grössten Teile aus Holz verfertigt wurde, konnte sich natürlich nur das aus einem härteren Material, wie Stein, Bronze, Knochen Erzeugte erhalten. Unsere Funde beschränken sich diesbezüglich hauptsächlich auf zwei sculptirte Steinplatten, welche offenbar als Füsse von Bisellien verwendet wurden; die eine stellt auf ihrer vorderen, schmalen Fläche einen Löwen dar.

Unter den Schmucksachen verdienen besonders zwei Fibeln Beach-

tung. Die eine ist ganz und hat die gewöhnliche Form der ┬ Fibeln. Der Bügel und der Fuss haben an ihrer oberen Seite eine Cannellierung, welche einst mit einer, durch Knöpfe aus Silber verzierten und vergoldet gewesenen Silberplatte belegt war. Von dem zweiten Exemplar ist nur die kreisrunde Scheibe von 27 Mm. Durchmesser erhalten. Dieselbe ist aus Bronze und hat an der oberen Fläche einen Emailschmuck.

Das Feld zwischen dem aus einem schwarzen Glasflusse hergestellten Rande und dem aus mehreren ähnlich erzeugten concentrischen Kreisen bestehenden Mittelpunkte ist durch eine schmale Linie in zwei Schmelzfelder geteilt. Die mosaikartig aus verschiedenen Farben zusammengesetzten Figuren sind Blumen — aus roten und grünen Stiften auf einem schwarzen Grunde gebildete Rosen — oder Schachbrett- und Rautenmuster. Diese Ornamente wurden offenbar so erzeugt, dass man die Figuren in Cylindern von Filigranglas formte und die Durchschnitte derselben in die Schmelzmasse drückte, bevor das Ganze in den Ofen kam.*

Den grössten Teil der Fundgegenstände bildeten sonst terra sigillata und Glasscherben. Zu den inschriftlichen Denkmälern gehören ausser den bereits erwähnten Ziegeln ein terra sigillata-Fragment mit dem Stempel der officina, drei dipinti-Stücke und zwei Ziegelteile mit cursiver Schrift. Die Zahl der aufgefundenen Münzen belief sich auf 25.

Dr. Valentin Kuzsinszky.

DIE VÖLKER DES URAL UND IHRE SPRACHEN.**

III. Wogulen, Ostjaken.

Wir wollen uns nun den östlichen Gehängen des Ural zuwenden. Die alten Nowgoroder bedienten sich dreier Wege, um das Gebirge zu passiren, indem sie jedesmal die Petschora zum Ausgangspunkt wählten. Die nördliche Route führte aus der Petschora in die Ussa, aus letzterem Flusse über eine Wasserscheide hinüber in den Sob, der mit der Sinja parallel laufend sich bei Obdor in den Ob ergiesst. Der südliche Weg führte aus der Petschora in die Ulischa (wog. Oljs), aus dieser, ebenfalls über eine Wasserscheide in die Jugra oder Wogulja, die sich dann durch Vermittelung der nördlichen Soswa bis Berezow hinzieht, wo der letztgenannte Fluss in den Ob einmündet. Der mittlere Weg verfolgt die Richtung Petschora-Stschugor, führt aus letzterem Flusse, abermals eine Wasserscheide übersetzend, in eine zweite Wogulja,

* Vgl. Bruno Bucher: Geschichte der technischen Künste I. p. 12.

** Schluss-Artikel. Den ersten Artikel s. oben S. 385—415.

von dieser in die Sigwa und schliesslich ebenfalls in die Soswa, beziehungsweise nach Berezow. (Berezow = Birkenstadt; wog. *kalj-uos* oder *kalj-vos*, kalj = Birke, uos oder vos = Stadt, ung. vár-os, ostj. *Sumit*-od, *Sungt*-vos; sumit oder sungit = Birke).

Wir aber folgen der russischen Armee, die im Jahre 1499, zur Eroberung des ugrischen Landes oder Juhariens ausgezogen war. Peter Feodorowitsch Uschatoj führte sein Heer mittelst Kähnen auf der Dewna bis zur Mündung der Pinega hinab; hier ruderten sie stromaufwärts weiter bis zu dem Punkte, wo sich der letztere Fluss dem Kuloj am meisten nähert. Nachdem die Uferbewohner der Dwina, Pinega und Waga sich den Russen angeschlossen hatten, setzte sich der ganze Heereszug am 20. Juli in Bewegung und fuhr auf den herbeigeschleppten Fahrzeugen den Kuloj hinunter. Nach einer angestrengten Fahrt, über zahlreiche Flüsse und Wasserscheiden gelangte Feodorowitsch Uschatoj endlich zur Petschora. Nachdem er sich für den mittleren der oben angeführten drei Wege entschieden hatte, zog er auf der Petschora stromaufwärts weiter.

Bei der Mündung der Stschugora wurde Halt gemacht und die Ankunft der Vojwoden Feodorowitsch Kurbskoj und Iwanowitsch Gawrilow Wasilij erwartet, die ihre Streiter aus Ustjug, und den Gegenden der Wytschegda (Eschwa), Wim (Jemwa) und Sissola mit sich brachten, wobei sie aus der Wytschegda in die Milwa, von hier aus über eine Wasserscheide in die andere Milwa kamen, und auf der Petschora bis zur Mündung der Stschugora weiterzogen, wo sie sich dem Feodorowitsch Uschatoj anschlossen. An der Stelle des verlassenen Lagers ist wahrscheinlich damals die Ortschaft Ustasch entstanden.

Nach kurzer Rast setzten sich die verbündeten Truppen am 21. November in Bewegung, und zogen wie die Skrith-Finnen, auf Schlittschuhsohlen, dem Uralgebirge entgegen. In letzterem stiessen sie auf Samojeden, und nachdem sie 50 Mann getödtet und 200 Stück Renntiere erbeutet hatten, eilten sie weiter zur Wogul-ja und Sigwa. Hier trennte sich Iwanowitsch Gawrilow vom Hauptheere, um dem Feinde in einer anderen Richtung beizukommen. Jenes eroberte und verheerte unterdessen drei an der Sigwa gelegene wogulische Städte, *Jujl*, *Munkesch* oder *Munkosch* und *Läpina*, wobei sich ihm die aus dem Obdorgebiete anlangenden jugorischen Fürsten anschlossen, die nunmehr den Eroberern als Führer dienten.

Immer weiter und weiter drang der verheerende Zug, die Anführer auf Schlitten, die von Renntieren, das gemeine Kriegsvolk aber auf solchen, die von Hunden gezogen wurden.

Aus dem Betragen der kleinen jugrischen Fürsten aus Obdorien erhellt hiebei zur Genüge, dass in Juharien keine einheitliche Macht bestanden hat. Das Hauptheer setzte sich in den Besitz von 32 befestigten Ortschaften, und machte 50 Häuptlinge oder Kleinfürsten, ferner bei 1000 Mann

Krieger zu Gefangenen. Auch durch Gawrilow Iwanowitsch wurden acht Ortschaften verwüstet. Zu Ostern des Jahres 1500 kehrte das siegreiche Heer nach Moskau zurück.

Etwa hundert Jahre später wurde eine Karte des eroberten Landes angefertigt, in welcher sich dem Ob entlang bis zur Mündung des Irtysch 18, an der Sigwa und Soswa 13, an der Tura und Tawda 7, ober der Mündung der Irtysch an dem Ob bis zum Narim weitere 10, insgesammt 46 jugrische, das heisst wogulische und ostjakische Ortschaften befinden, meist mit der Endung -grad (Stadt). Das damalige Juharien * umfasste ein Gebiet von beiläufig 16,000 Meilen unter 75—95° östlicher Länge und 56—71° nördlicher Breite, mit der südlichen Grenze den Breitegrad der Stadt Riga berührend.

Unter Grossfürst, bez. Czar Iwanowitsch Wasilij (1505—1533) wurde Juharia oder Jugria behufs leichterer Verwaltung in vier Districte geteilt, namentlich: *Obdoria*, an beiden Ufern des unteren Ob; *Kondia*, das rechts- und linksseitige Ufergebiet der Konda; *das eigentliche Jugrien*, die Ufergegenden der Sigwa und Soswa nebst dem Gebiete der Stadt Berezow; und *Sibirien*, das Obgebiet oberhalb der Mündung des Irtysch.

Im Jahre 1578 wurde Sibirien vom Kosaken Jermak erobert, der dem unabhängigen sibirischen Khanat ein Ende machte und sich gleichzeitig gegen Ostjaken und Wogulen wandte, trotzdem die Letzteren schon Untertanen der russischen Macht waren. Durch die hiebei vorgekommenen Greuelthaten wurde den Einwohnern hart mitgespielt; später brach auch noch die Pockenepidemie aus, die, nachdem sie im Jahre 1631 zum ersten Male unter den Ostjaken und Wogulen aufgetreten war, allmälig die Hälfte dieses Volkes hinwegraffte. **

Die spätere Geschichte der östlichen Uralgegenden übergehend, gehe ich an die Behandlung der Gegenwart, soweit uns das Land nach neueren Forschungsreisen, namentlich auf Grund des Nachlasses von Anton Reguly, bekannt ist. Ebenso wie der Boden und dessen physische Eigenschaften von grossem Einflusse auf die Zustände und Charakterzüge der Völker sind, so werden auch jene Spuren, die sich in den Benennungen der Naturgegenstände vorfinden, sozusagen zur menschlichen Geschichte der Erde, die sich in Folge dessen mit den Bewohnern zu einem unzertrennlichen Ganzen verbindet.

Der Ural ist, wie gesagt, das Rückgrat, aus dem sich die verschiedenen Flüsse, gleichsam wie Adern, nach Osten, Westen, Norden und Süden

* A. C. Lehrberg: Untersuchungen zur Erläuterung der ältern Geschichte Russlands. Ueber die geographische Lage und Geschichte des jugrischen Landes. St. Petersb. 1816.

** Fischer, Sibirische Geschichte. S. 439 f.

verzweigen. Das Gebirge zerfällt in drei Teile: in einen südlichen, mittleren und nördlichen Teil.

Der südliche Ural, unter dem 50—55-sten Breitegrade, ist das bewaldete Gebirg der Baschkiren, mit dem mächtigen, in die Kaspische See eilenden Ural (Jajk). Unter den westlichen Gewässern desselben ist zu nennen die Samara, die der Wolga zueilt, und die Bjelaga, die in Gemeinschaft mit der von Norden herbeigekommenen Ufa in die Kama einmündet.

Der mittlere Ural zieht sich zwischen dem 55-sten und 61-sten Br.° dahin, liegt inmitten der Quellen der Ufa und Petschora, und zerfällt gleichsam in zwei Teile, indem der Höhenzug des Gebirges bei den Quellen der Tschuschowaja, dort, wo sich die nach Jekaterinenburg führende Landstrasse hinzieht, bedeutend abfällt und enge wird.

Es ist dies nach Ahlquist's, des finnischen Reisenden Berichte die anmutigste Gegend des Ural. An den Quellen der Tura erweitert sich das Gebirg von Neuem, und heisst von da an der *Werhoturjische Ural,* der schon von jeher unter der jugrischen Bezeichnung mit inbegriffen war. Hier unter 59—60° befinden sich die höchsten Spitzen des Ural, wie der *Pawdinskoi Kamen* (Pawdinsker Stein), 6400 Pariser Fuss, aus dessen östlichen Abhängen die Lobwa und Ljala, beide der Soswa zueilend, entspringen. Oestlich vom Pawdinskoi Kamen erhebt sich der *Konsekowski Kamen*, der auch *Suchoj* (trockner) *Kamen* genannt wird; nördlich der *Kosrinskoi Kamen,* an dessen Fusse die in die Kama mündende Koswa entspringt. Schliesslich der *Vostroi Kamen*, östlich von Soliskamsk (Sovdor), an den Quellen der südlichen Soswa.

Die Flüsse des mittleren Ural ergiessen sich demnach entweder in die Kama, und sind ebendeshalb *Permische* Flüsse, oder in den Tobol und Irtysch, in welchem Falle dieselben zu den Gewässern Sibiriens gerechnet werden müssen. — Ein Permischer Fluss ist die Tschussowaja, wogulisch Schuscha, wie Müller* ganz richtig erkannt hat. (Nach Reguly ist šoas, šoš, šaš, = Bach, Fluss.) Die Tschussowaja vereinigt sich mit der Silwa und ergiesst sich in die Kama. Die Wischera, mehr nördlich, als der früher genannte Fluss, entspringt nahe an den Quellen der Petschora, vereinigt sich bei Tscherdyn mit der Kolwa und mündet oberhalb Solikamsk in die Kama.

Die sibirischen Flüsse des mittleren Ural sind von Süden ausgehend die folgenden: 1. Die *Tura*, die rechts vom Tagul oder Tagil, späterhin von der Nica gespeist wird, welch Letztere aus der Vereinigung der Nejwa mit dem Ketsch hervorgeht. 2. Die *Tawda,* die aus der südlichen Soswa und dem Pelim entsteht. Jene nimmt rechts die Lobwa und Ljala, links die Loswa auf. Auch die Tawda vereinigt sich mit dem Tobol. 3. Die *Konda,* die gleich den beiden angeführten, und mit letzteren parallel laufend von Norden gegen

* Müller, Der ugrische Volksstamm I, 81.

Süden eilt, nach einer Biegung neuerdings eine nördliche Richtung nimmt und in den Irtysch mündet.

Der im Süden gelegene Teil des nördlichen Ural um die Quellen der Petschora und der nördlichen Soswa herum, ist aus dem Grunde für uns von höchstem Interesse, weil Reguly daselbst die Wogulen in fast intactem Zustande fand, indem diese zu jener Zeit (1844) noch weder vom Christentum noch vom Russentum in irgend einer Weise berührt waren.

Hier war es auch, wo Reguly die schönsten wogulischen Sagen und Lieder gesammelt und aufgezeichnet hat, und zwar bei einem reichen Wogulen, Namens Tjóbing, der mit seinen Renntier-Heerden je nach der Jahreszeit bald die westlichen, bald die nördlichen Abhänge des Gebirges bezog. Auch Hofmann, der den Ural in den Jahren 1847, 1848 und 1850 im Auftrage der russischen geographischen Gesellschaft durchforschte,* unternahm seine Reise mit Hilfe von Tjóbing's Unterweisungen und auf des Letzteren Renntieren. Die oben mitgeteilten Höhenmaasse rühren von Hofmann her.

Im nördlichen Ural befinden sich folgende Flüsse: 1. Die *Petschora*, die unter dem 62-sten Breitegrad aus drei Flüssen entsteht, u. zw. aus der südlichen Motju-ja, welche die Un-ja aufnimmt; der östlichen oder kleinen Petschora (wogulisch Peser oder Peser-ja) und der nördlichen oder grossen Petschora, die in dem 2887 Fuss hohen Peser-ja-tolah-ur (= Petschora-Quellen-Berg) entspringt. Wog. ist *ja* so viel, als Fluss; *Peser-ja* ist mithin = Petscher-Fluss. Aus dieser wogulischen Benennung *Pešer-ja* wurde schliesslich der geographische Namen *Petschora* gebildet. *Toláh* heisst im Wogulischen Quelle; *ur* = Nase (ung. orr), Berg, Spitze; mithin ist pešer-ja-toláh-ur — der Berg der Petschora-Quelle. Mit der Petschora vereinigen sich die von Norden herbeikommende Usa, der Potscherem (wog. Manjsi-gum-ja = Wogulischer Volk-Fluss) und die Stschugora (wog. Sakur-ja). Das Tal der grossen Petschora führt den Namen *Jugrischer Weg* (Russisch: jugorskie perechod), da man durch dasselbe zu einem Bergrücken gelangt, der, wie schon erwähnt, die Gewässer der Petschora von denen der Jugra absondert. Der Bergrücken heisst Manj-pubi-njär = wogulischer Puppen-(Götzen)-Berg, und ist 2562 Fuss hoch. Die Jugra wird von den Syrjenen jögra, von den Wogulen *Man-ja* (d. h. Wogulen-Fluss) genannt, wird aber auch, nachdem dieselbe in den Oljs (russ. Ulitsch) und mit letzterem Flusse in die Petschora mündet, mit dem Namen *Oljs-man-ja* bezeichnet. Dies ist der eine *wogulisch* genannte Fluss. Aus demselben gelangt man mittelst Kähnen durch den *Kelji-sori* in eine zweite Manj-ja hinüber, die den Namen *Tajt-manj-ja* führt, weil dieselbe in den Tajt, d. h. in die nördliche Soswa fliesst. Dies ist der zweite Fluss mit wogulischem Prädikate.

* Der nördliche Ural und das Küstengebirg Pae-Choi, von Dr. Ernst Hofmann. St. Petersburg. 1856.

Von diesen zwei «Manja»-Flüssen, ferner von der Jugra stammen die bekannten Benennungen *Wogulisch* und *Ugrisch* her, da jene beiden erstgenannten Flüsse bei den Syrjenen «Wogul» heissen. Der Ursprung der Namen Ugor, Uger, Unger, und (fälschlich) Ungar weist demgemäss auf jene, so entfernt gelegenen nördlichen Gebiete hin, deren Ruf durch den Handel mit Eichhörnchen-, Zobel-, Marder- und anderen wertvollen Fellen schon von altersher nach dem Süden Europa's und nach Asien gedrungen war.

Der zweite grosse Fluss des nördlichen Ural ist die grosse Soswa, als deren Ursprung die erwähnte Tajt-man-ja zu betrachten ist, die sich in der Nähe des 3929 Fuss hohen Jelping-njar (= heiliger Berg) mit einem anderen Fluss vereinigt. Dort, wo die Soswa aus den Bergen heraustritt, wird dieselbe durch die vom Süden heranbrausende Tapsi-ja bereichert; nach einer nördlichen Biegung und nachdem sich eine Anzahl kleinerer Flüsse, unter anderen die östliche Soswa in dieselbe ergossen, mündet sie bei Berezow in den Ob.

In den Flussgebieten der Petschora und der Soswa finden wir ebenfalls einige hohe Spitzen des Ural, unter denen der *Lulj-uonmit čahl* die Höhe von 4361 Pariser Fuss erreicht. Besonders nennenswert ist der *Né-pubi-ur* (Weib-Puppe-Nase), den die Syrjenen mit dem Namen *Tol-pos* (Wind-Nest) bezeichnen, angeblich, weil es nicht erlaubt sei, den Gipfel des Berges zu besteigen; wer dies Wagniss dennoch unternimmt, der wird vom plötzlich einherstürmenden Winde in einen Abgrund geschleudert. Die Wogulen hingegen glauben, dass die Gottheit den Aufstieg aus dem Grunde untersagte, weil der Gipfel des Berges die Frau eines sehr frommen und gottesfürchtigen Mannes sei, die von Gott wegen ihres Ungehorsams gegen ihren Gemahl zu einer Bildsäule verwandelt wurde.

Dem Né-pubi-ur zunächst liegt der steinige Sablja. Die Höhe dieser beiden Berge wird vom Volke folgenderweise angedeutet: Wenn jemand zu Füssen des Né-pubi-ur steht und den Gipfel des Berges betrachten will, fällt ihm die Mütze vom Kopf; will er aber die Spitze des Sablja von unten aus erblicken, fällt er selbst rücklings zu Boden.

Für das Uralgebirge besitzen die rings umherwohnenden Völkerschaften keine allgemeine Bezeichnung; nur einzelne Bergspitzen und Gipfel werden mit eigenen Namen bezeichnet, wie aus Bisherigem ersichtlich war. Die Russen nannten den nördlichen Ural *Jugorskoi chrebet* (Jugrisches Gebirg); noch heute heisst die zwischen der Insel Vajgatsch und dem Küstenlande Pae choj liegende Meerenge Jugorskij Šar (Jugrische Meerenge). Das Wort *šar* bedeutet bei den ižmaischen, also nördlichst gelegenen Syrjenen (Ižma ist ein Nebenfluss der Petschora) eine Meerenge; *sariz* ist wogulisch = Meer. Beide geographischen Namen sind ein deutlicher Beweis, dass der jugrische oder ugrische Namen einst von Bedeutung war.

Die Bedeutung dieses Gebirges, welches mit Recht als das Rückgrat des ungeheuren im Norden Europa's und Asien's gelegenen Flachlandes gilt, kommt auch in der wogulischen Sage von der Erschaffung der Welt zum Ausdruck. Der höchste Gott der Wogulen ist Numi Tarom = der oberste Tarom. Dieser liess am Anfange der Zeiten an einem eisernen Seile eine silberne Wiege herab; in letzterer befanden sich Mann und Weib. Die Wiege wurde vom Südwind gegen das obere Meer, vom Nordwind gegen das untere Meer getrieben. Der Mann bittet Numi Tarom um ein kleines Stück Erde. Seine Bitte wird ihm erfüllet. Nun wird ihnen ein Sohn *Elmpi* (Sohn der Luft) geboren. Als dieser so weit herangewachsen war, dass er jagen und fischen hätte können (d. h. Mann geworden war), bemächtigte sich seiner ein Gefühl der Langweile und er richtete an seinen Vater die Frage, ob sie denn immer bis in alle Ewigkeit auf diese Weise fortleben müssten? Auf den Rat des Vaters stieg er hinauf zu Numi Tarom, der sein Haupt mit dem siebensträhnigen Haargeflechte herabneigend, an einem glänzenden silbernen Tische sass. Was ist dein Anliegen? fragt Numi Tarom den Elmpi, der sich siebenmal vor ihm niederwirft.— Mein Anliegen ist, antwortet dieser, dass ich nicht weiss, wo und wie der werdende Mensch leben wird? — Tauche in das Meer und bring' vom Grunde herauf ein Stück, etwa eine Handvoll und erschaffe daraus die Erde, die Berge, die Gewässer. So geschieht es auch. Doch auch die neuerschaffene Erde wird von den Winden hin und her getrieben, und kann nicht stillstehen. Wieder geht Elmpi zu Numi Tarom, um von diesem zu erfahren, auf welche Weise die Erde zum Feststehen gebracht werden könnte. — Nimm hier meinen Gürtel mit silbernen Knöpfen, erwidert Numi Tarom, zieh' ihn um die Erde herum, umgürte damit die Erde und diese wird allsogleich fest stehen. — Elmpi that, wie ihm geheissen worden und seither steht die Erde fest.

Nach dieser Sage ist also der Ural gleichsam ein Erdgürtel, der die Erde befestigt. Herberstein schreibt in seinem 1556 herausgegebenen Werke (Rerum Moscovitarum Commentarii, p. 83) über den Ural: «Diese Berge, wiewohl man dieselben überall anders benennt, heissen doch im Allgemeinen *der Gürtel der Welt* (cingulum mundi). Auch die Russen geben ihm den Namen: *kamenoi pojas* (Felsen-Gürtel) oder *zemnoi pojas* (Erdgürtel).» Es ist uns natürlich nicht bekannt, ob die Wogulen diese Benennung von den Russen übernommen haben, welch' Letztere dann den Ausdruck in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts Herberstein mitteilten, oder aber, ob ihn die Russen von den Wogulen überliefert erhielten? Angesichts dessen aber, dass die Wogulen für die ältesten Ureinwohner des nördlichen Ural angesehen werden, und ferner, dass meines Wissens eine Schöpfungssage dieser Art nur bei den Wogulen vorkommt, glaube ich annehmen zu dürfen, dass der Ausdruck Erdgürtel, Weltgürtel von den Wogulen herrühre.

Die grösste Merkwürdigkeit des östlichen Uralgebietes ist der riesenhafte Ob. Vor einer eingehenden Beschreibung desselben muss ich aber notwendig jenes Volkes gedenken, das den Ural und die Ufer des Ob bewohnt, weil dadurch die Beschreibung des Ob verständlicher wird.

Der Ural und die Obgebiete werden von den Wogulen und Ostjaken bewohnt.

Das erstgenannte Volk ist eigentlich im Ural ansässig, breitete sich aber auch entlang der Sigwa und der nördlichen Soswa bis Berezow, also bis zum Ob aus. Dies ist die Grenzlinie seines nördlichen Vordringens. Südlich berühren die Wogulen nirgends den Ob. Ihre Hauptsitze befinden sich, abgesehen von der Soswa, an den Ufern der Lozwa und der oberen Konda; ihre Sprache besitzt, so weit unser Wissen reicht, drei Mundarten. Es ist fraglich, ob wir über dies Volk ausser dem bisher in Erfahrung Gebrachten noch weitere Kunde erhalten, da die Zahl der Wogulen seit Reguly in steter Abnahme begriffen ist; mit der Annahme des Christentums geht auch ihre Russificirung Hand in Hand. Die drei Mundarten der wogulischen Sprache führen die Namen: *nördliche* Mundart, an der Sigwa und Soswa: die *Lozwaer* Mundart; und die *Kondaer* Mundart an den gleichnamigen Flüssen.

Zahlreicher und ausgebreiteter ist das Volk der Ostjaken. Gegen Norden und Osten grenzt dasselbe an die Wogulen, von denen die Ostjaken durch keine natürliche Grenze geschieden sind. Auch auf den Ufern der Konda, bis dahin, wo letztere in den Irtysch einmündet, wohnen Ostjaken. Im Allgemeinen erstreckt sich dies Volk vom nördlichen Ob und der Ortschaft Obdorsk angefangen, gegen Süden, den genannten Fluss entlang, bis ober der Mündung des Irtysch und noch weiter bis zur Mündung des Narim. Gegen Norden und Nordosten grenzen die Samojeden an das Gebiet der Ostjaken, gegen Süden Tartaren und Russen.

Soweit uns die Sprache der Ostjaken bekannt ist, hat dieselbe ebenfalls zwei Mundarten, die nördliche und südliche. Ueber die Unterschiede dieser Mundarten, wie auch über die Abweichungen der wogulischen Dialecte will ich später Einiges mitteilen.

Vor Reguly nannte man sowohl die Bewohner der nördlichen Soswa-Gegenden, als auch jene des Kondagebietes Ostjaken. Dies mag wohl daher rühren, dass diese Völker durch keine natürlichen Grenzen geschieden sind, und weil man Beide unter der Jugrischen, Ugrischen Bezeichnung zusammenfasste. — Auch benennen sich dieselben mit einem und demselben Worte; ihr gemeinsamer Name ist nämlich; manj-si oder manj-śi, manj-či.

Welche Bedeutung liegt nun diesen Namen manj-si oder manj-śi oder manj-či zu Grunde? Und welchen Ursprungs sind die Bezeichnungen: Wogulisch, Ostjakisch?

Unter den wogulischen Sagen findet sich auch eine Sint-Flut-Sage,

(Jelping vit majt, Heilige-Wasser Flut-Sage), deren Schauplatz um die Verzweigungen der nördlichen oder grossen Soswa zu suchen ist. Nachdem die Strömung des unteren Ob eine sehr langsame ist, wiederholen sich die Ueberschwemmungen im Lande der Wogulen häufig: die Wasser der Soswa werden im Falle eines plötzlichen Thauwetters durch die Fluten des Ob zurückgedrängt und die oberen Flüsse treten in Folge dessen aus ihrem Bette.

Einmal mag eine solche Ueberschwemmung besonders mächtig gewesen sein, wie aus folgender, jedenfalls übertriebenen Sage ersichtlich ist:

«Sieben Winter und sieben Sommer herrschte eine grosse Hitze und der Schnee fing an auf erschreckende Weise zu schmelzen. Die Menschen gehn zu Rate, was nun zu thun sei. — Aus Weidenruten, heisst es, soll man 500 Klafter lange Stricke flechten, deren eines Ende klaftertief in den Boden gesteckt, das andere Ende an einen Kahn gebunden werden muss. Die Leute sollen mit Kind und Kegel in die Kähne steigen, sich mit genügender Nahrung versehen und das Ende der Flut geduldig abwarten. Aber auch so gingen die Menschen zu Grunde. Die Bewohner des Sigwa-(Sähu, Saku) Gebietes flüchteten jedoch auf den Sorteng, der so hoch wie ein Schwanenhals aus dem Wasser herausragte. Nur die Völker der Sukurja und Manj-ja kamen auf diese Weise davon.»

Der Schauplatz dieses Ereignisses ist folgender: Von der Mündung der Sigwa (Sähu), wo sich diese in die nördliche Soswa ergiesst, ging Reguly weiter hinauf und kam zu Kórum-paul (Drei-Dorf) am rechten Ufer der Sigwa, von hier zu den Dörfern Kaslah und Kangle, wo sich der Sorteng am rechten Ufer in den Fluss hinabstürzt. Der genannte Gebirgsbach entspringt vom Berge Sorteng, auf dem die Menschen der Flut entgangen waren. Noch weiter hinauf gelangt man zur Sukur-ja mit dem Dorfe Šukur und hernach zur Manj-ja. Dies ist die Tajt-manj-ja oder Soswaer-Manj-ja, die, wie wir oben gesehen, durch eine kurze Wasserscheide von der Oljs-Manja getrennt ist; auch sahen wir, dass sich am rechten Ufer des letztgenannten Flusses der Manj-pubi-njär (Wogulischer Götzenberg) befindet, den die Syrjenen ebenfalls Bolvano Iz (ung. Bálványkő, Götzenfels) nennen. Der gemeinsame Name der Wogulen und Ostjaken, das manj-si, manj-si oder manj-či ist von jenen zwei, Manj genannten Flüssen hergeleitet; die Endsilben si, si oder či haben augenscheinlich die Bedeutung «Volk», wiewohl mir die Etymologie dieser Suffixe noch nicht klar geworden ist. Manj-si u. s. w. wäre also = Manj - Volk *(Ur, uor, vuor* ist = Wald (ung. erdő), *uro-či* = Waldvolk, nach der wogulischen Sage). Beiden Manj-Flüssen wird bei den Syrjenen der Name *Wogul* beigelegt, so dass demnach die Volksnamen Wogul, und Manj-si, Manj-si, Manj-či von einem und demselben Flussnamen genommen sein dürften. Nach der Sage wenigstens nahm die

Ausbreitung der jenseits des Ural wohnhaften Menschheit, daher der Wogulen und Ostjaken, von diesen Flüssen ihren Anfang.

Welches ist nun der Ursprung des Namens der Ostjaken? *As* bedeutet einen grossen Fluss, namentlich den Ob; *jah* ist = Volk, eigentlich Menschen; *as-jah* bedeutet so viel, als «Menschen des Ob». Aus diesem as-jah wurde der Name *Ostjake* gebildet. So ist *handi-jah* = Kondaer Ostjake. *Jah* ist ein Plurale tantum, da für Mensch *ho, cho* gesagt wird, während *jah* eine Mehrzahl (Menschen, Leute) ausdrückt. Darum heisst *ma handi ho*: ich (bin ein) Kondaer Mensch, aber *mung handi jah*: wir (sind ein) Kondaer Volk.

Auch der Ostjake besitzt keine allgemeingiltige Bezeichnung für den Ural: nur die einzelnen Bergspitzen werden *keu, kevi* (Ung. *kö*, der Stein) genannt, und nachdem ihm der Ural vom Standpunkte der Ostjaken aus gegen Westen liegt, heisst im Ostjakischen auch der Westen *keu* oder *kevi*. *Kevi vuat* oder *keu-vuat* ist der Westwind, eigentlich der Bergwind; *kevi pelak* = Berghälfte, Bergseite, d. h. westliche Gegend.

Die Grenznachbarn der Ostjaken sind gegen Nord-Westen, Norden und Osten die Samojeden, gegen Süden die Wogulen und Tobolsker Russen, gegen Westen ebenfalls die Wogulen. Von allen diesen Völkern ragen zunächst die Samojeden hervor, weshalb dieselben auch von den Ostjaken *or-jah* oder *jor-jah* genannt werden; im Ostjakischen bedeutet nämlich *or* oder *jor* die Kraft, *or-* oder *jor-jah* heisst ein starkes, stolzes Volk; *orjasta* = stolz sein, sich brüsten. — Nachdem nun der Samojede der nördlichste Bewohner des Urals ist, und jenseits der Wogulen, auf *Pae-choj* wohnt, der als eine Fortsetzung des Ural, sich bis zum Eismeere hinzieht, ist *keu-or-jah* = der Berg-Samojede, *nim-or-jah* = Flachland-Samojede. Anderseits bedeutet aber das Wort *ur, or, jor* im Ostjakischen auch den Herrn; davon: *joring, oring, uring* = zum Herrn gehörig, *joring, uring ho* = Herren-Mann (cf. Herren-Leute), *oring, uring né* = Herren-Weib (Dame). *Or-jah, jor-jah* kann also auch so viel bedeuten, wie Herrenvolk.

Neben dem Ural ist in jenen Ländern die grösste Merkwürdigkeit der Ob. Ein auf die Karte gezeichneter Fluss gleicht einem Baume, mit Zweigen, Schaft, Stamm und Wurzel. Die Zweige, d. h. die Quellen des Ob sind auf der Karte im altajischen Gebirge zu suchen; der Schaft zieht sich anfangs gegen Westen, später aber, namentlich im Lande der Ostjaken, geraden Weges gegen Norden hin; der Stamm fängt schon in der Nähe des Eismeeres, unter Obdorsk an; die Wurzeln endlich stellen die in das Meer führenden Mündungen vor, wie sich solche bei jedem grossen Flusse vorfinden. Der grösste Ast des mächtigen Stammes wird vom Irtysch gebildet, dessen Hauptast hinwiederum der Tobol ist. Aeste des Letzteren sind wieder die Tura und Konda. Ausser dem Tobol hat der Irtysch noch einen Hauptzweig, die Tawda. Endlich sind die nördliche oder grosse Soswa, und mehr

gegen Norden zu der Sob ebenfalls directe Verzweigungen des Ob. Ein Blick auf die Landkarte sagt uns, dass ich hier nur jene Aeste und Verzweigungen des Ob anführe, welche am linken Ufer einmünden.

In den Namen der woguIischen Flüsse findet sich häufig die Silbe *wa*, wie z. B. Lob-wa, Loz-wa, Nej-wa, Sig-wa, (nördliche, südliche und östliche) Soswa. Wenn wir uns nun dessen entsinnen, dass die Silbe *wa* auch bei den Benennungen der syrjenischen Flüsse und zwar in der Bedeutung von «Wasser» gebräuchlich ist, müssen wir hieraus folgern, dass die wogulischen Flussnamen mit der Endung *wa* unter Einwirkung der Syrjenen entstanden sind; mit andern Worten, dass Letztere es waren, die den wogulischen Flüssen ihre Namen gaben. Der syrjenische Einfluss ist unter anderem auch aus dem Ortsnamen *Obdorsk* ersichtlich, in dem wir eine russificirte Form von *Obdor* erkennen. Im Lande der Syrjenen existirt, wie wir gesehen, ein Ort *Sov-dor* = Solikamsk und Ustwitschegodesk: auch ist uns aus früher Gesagtem schon bekannt, dass *dor* im Syrjenischen «Rand, Ufer, Seite», bedeutet. (*Voj-la dor* = nördliche Seite, der Norden; *vom-dor*, Rand des Mundes, d. h. Lippe). *Ob-dor* ist mithin = Rand des Ob, Ob-Rand, wie *Sow-dor*, Salz-Rand, d. h. eine Ortschaft am Rande der Salzquellen.

Die Syrjenen waren das beweglichste, unternehmendste Handelsvolk im Ural; ihr Handelsplatz war Obdor. Auch der Name des Ob ist syrjenischen Ursprungs. Wogulisch und ostjakisch heisst er *As*, welches Wort wahrscheinlich identisch ist mit *az, azi* (*až*) = Vater. Unterstützt wird die Annahme, dass Ob Vater bedeutet, durch das Wort *abe*, das im Wogulischen ebenfalls den Vater bedeutet; *abe-rés* oder *abe-ris* ist der Urgrossvater, *jäni abe rés* der Urelternvater. Indess bedeutet das Wort *abe* auch den Bären; jener ist der mächtigste Fluss jener Gegend, dieser das gefürchtetste und geschätzteste Wild. Aus diesem *abe* (in der ersten Bedeutung) ist vermutlich der Name *Ob* hervorgegangen. Endlich bedeutet *ob* im Syrjenischen «die Tante» (siehe Wiedemann's syrjenisches Wörterbuch).

Ob, *As* hat also auf alle Fälle die Bedeutung von etwas Altem, Grossem. Der *Ob* wäre mithin «der Alte Fluss», «der Grosse Fluss». Letzteres erhellt noch aus Folgendem:

Der wogulische Name der Soswa ist *tajt, täut, taut*. Dieses wogulische Wort bedeutet den Aermel eines Kleides; z. B. *tajt-tit*, der obere Saum des Aermels, *tajt-sunt*, der Mund des Aermels, d. h. die untere Oeffnung desselben. Wogulisch *tajt-ja, taut-ja* wäre demnach ein Fluss, der einen Aermel (Arm) vorstellt, gleichsam den Aermel eines grösseren Flusses. In der That hat das Wort die eben angeführte Bedeutung. Im Syrjenischen ist *sos*, Kleidärmel (s. Wiedemann's Wörterbuch), folglich ist *Soswa* = Aermel-Wasser, das Wasser des Aermel-Flusses. Bekanntlich gibt es drei Flüsse dieses Namens: 1. die nördliche oder *Grosse Soswa*, deren obere Verzweigungen unter anderen sind die *Sigwa* und die *Tajt-manj-ja*, letztere mit der Bedeu-

tung «wogulischer Fluss der Soswa (Tajt).» 2. Die östliche Soswa, die sich in die grosse Soswa ergiesst. 3. Die bedeutendere, südliche Soswa. Diese entspringt ober Petropawlowsk im Ural, vereinigt sich mit der Lobwa und dem Pelim, und nimmt darauf den Namen *Tawda* an, in welchem wir die russische Form des Flussnamens Taut-ja (Tavt-ja) erkennen. Somit ist dies ein Fluss, der im Syrjenischen den Namen Soswa, im Wogulischen dagegen den Namen *Tavtja* führt. Wenn Herberstein behauptet, dass die südliche Soswa in den Irtysch mündet, während sie in Wirklichkeit dem Tobol zueilt und sich erst in Verbindung mit Letzterem in den Irtysch ergiesst, schöpft er ganz gewiss aus einer syrjenisch-russischen Quelle.

Und in allen diesen Flussnamen bekundet sich fürwahr eine richtige Anschauung. Der Ob ist der alte, der grosse Fluss; die Flüsse, die er aufnimmt, sind seine Arme, Aermel; und jedes der Letzteren hat wieder für sich seine Nebenflüsse, d. h. Aermel.

«Fluss» heisst im Wogulischen *ja*, im Syrjenischen *ju*; *ju rom*, der Mund, die Mündung des Flusses; im Ostjakischen *jogan*; im Finnischen, Esthischen *jog*. Dies Wort findet sich auch in einigen ungarischen Flussnamen, wie *Sajó* (alte Schreibweise *Sou-jou*), das sich bei näherer Betrachtung als das Compositum *sav-jó* erweist. Der Name bedeutet einen Salzfluss (*sav* = Salz), also etwa wie Salza, Salzach. Es gibt in Ungarn drei Flüsse dieses Namens: einen in den Komitaten Gömör und Borsod, einen in der Mármaros und einen in Siebenbürgen, im Komitate Bistritz-Naszód. Ausser diesem Flusse kommt im Heveser Komitate ein Fluss Namens *Héjő* vor, ebenfalls so viel als *hév-jó*, d. h. warmer Fluss. *Berettyó* = *berek-jó*, *Tápió* = *Táp-jó*, *Sijó*, sämmtlich mit der Endung *jó*.

Es fragt sich nun weiter, ob die in syrjenischen Flussnamen wiederkehrende Endung *-wa*, die sich auch in den syrjenischen Uebersetzungen der wogulischen Flüsse, wie z. B. der Soswa, Lozwa, Lobwa und anderer vorfindet, nicht auch in einigen ungarischen Flussnamen zu erkennen sei? Bei Miskolcz finden wir die *Szin-va* (das ungarische *-v* lautet wie deutsches *-w*), in den Komitaten Heves und Jász-Szolnok die *Zagy-va*, im Abaujer Komitate die *Mold-va*, im Neograder Komitate die *Zsit-va*, im Eisenburger Komitate die *Lendva* u. s. w. Wäre dies *-va* ein slavisches Element? Der deutsche Name der Lendva ist Limbach, woraus erhellt, dass die Endung *va* dem deutschen «Bach» entspricht, und wie das syrjenische *-wa* die Bedeutung des Wassers, Flusses hat; das *lend* aber das deutsche lim (lind) wiedergibt. Dass der Flussname *Zagyva* auch ein Compositum ist, wird durch den Eigennamen *Zagyi* bewiesen, der in der Ortschaft Détér (Gömörer Komitat) als Familienname vorkommt. Dies *Zagyi* kann aber nur ein Derivativum von dem Stamme *Zagy* repräsentiren. Folglich kann nicht bezweifelt werden, dass *Szinva*, *Zsitva* Wortformen zusammengesetzten Charakters seien, in denen die Endung *-va* ein Wasser, einen Fluss bedeutet. Der wogulische Flussname

Sin-ja ist beinahe identisch mit dem ungarischen Flussnamen *Szin-va*, wie auch der wogulische Flussname *Sob* an den ungarischen Ortsnamen *Szob* und das wogulische *Munkes* an die ungarische Stadt *Munkács* erinnert.

Der Irtysch heisst im südlichen Gebiete der Ostjaken *Tangat*, im nördlichen hingegen *Langal*. Im letzteren tritt an die Stelle des südlichen *t* ein *l*. Der Finger (ung. ujj, digitus) heisst in jenem *luj*, in diesem *tuj*; das Pron. Pers. 3. Pers. *lu*, bez. *teu*. Um diese lautliche Erscheinung auch an einem Verbum zu veranschaulichen, bediene ich mich des Wortes *men*, *man* (= gehen), das dem ungarischen Verbum *men-ni* entspricht, wobei ich aber bemerken muss, dass die Präsensformen der ungarischen Verba lenni (sein), hinni (glauben), tenni (thun), venni (nehmen), enni (essen), inni (trinken) ein *sz* aufweisen, also: leszek, hiszek, teszek u. s. w. Was im Ungarischen nur bei einer beschränkten Anzahl von Zeitwörtern zur Geltung kommt, tritt im Ostjakischen als allgemeine Regel auf, indem hier sämmtliche Verba im Präsens ein *d*, *t* oder *l* bekommen.

Südl. ostjakisch:	*Nördl. ostjakisch:*
men-*d*-am	man-*t*-em (ung. megyek, ich gehe)
men-*d*-an	man-*l*-en
men-*t*	man-*l*
men-*d*-eu	man-*l*-u
men-*d*-eda	man-*l*-eta
men-*d*-et	man-*l*-et.

Wie aus diesem Schema ersichtlich, entspricht dem *d* oder *l* der südlich-ostjakischen Wörter ein *l* im nördlichen Ostjakischen; die Form *Tangat* (= Irtysch) lautet demnach im nördlichen Gebiete der Ostjaken wie *Langal*. Jedenfalls müssen wir uns die urälteste Heimat der Magyaren in der Nähe der südlichen Ostjaken, also an den Ufern des Irtysch und nicht etwa in dem Ufergebiete des nördlichen Ob denken. — Hätte nun eine Erinnerung an den Flussnamen Tangat (= Irtysch) nicht auch in die ungarischen Chroniken Eingang gefunden? Ich denke, der Flussname *Togota* birgt eine solche Erinnerung in sich.

In den verwandten Sprachen begegnen wir öfters der Erscheinung, dass der Stamm des Wortes sich mit einem *n* oder *m* erweitert; so ist z. B. wog. *lunt* im Ungarischen *lúd* (die Gans), wog. *sunt*, ung. *szád* (Spund), wog. *amp* = ung. *eb* (der Hund); ostj. *jeng* = ung. *jég* (Eis); ostj. *sung* = ung. *szög*, *szögelet* (Ecke). Folglich liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, dass dem Worte *Togota*, das uns in den ungarischen Chroniken entgegentritt, ein südlich ostjakisches *Tangat* entspricht.

Wenn wir von Tomsk ausgehend den Ob hinaufschiffen, gelangen wir nach Narim, wo einstens die tartarische Stadt Alakzin, von den Russen »*bunte Horde*« (orda ist das Tatarische des deutschen Horde) genannt, gelegen war. Die Stadt wurde in Folge eines kaiserlichen Ukas im Jahre 1592

durch die Kosaken genommen. Dies berichtet uns Chan Abulgazi († 1663. Histoire généalogique des Tatars traduite du mspt. Tatare d'Abulgazi Bayardur Chan. par D. à Leyde 1726. p. 105—110), in dessen Beschreibung wir unter Anderem lesen, dass Alakzin (d. h. die Bunte) an dem Ikar oder Ikran liegt, der an den Grenzen der Kirgisen vorbei, zahlreiche Flüsse aufnehmend, nach langem Laufe in das Meer mündet. Der Ikar oder Ikran des Abulgazi ist also der Ob.[1] Der Name Ikar wurde schon zu Zeiten des Kaisers Mauricius (574—582) in Konstantinopel bekannt, als nämlich die Turkische Botschaft den Sieg der Turken verkündete. Ihre Heeresmacht versammelte sich auf der Flussebene des *Ikar*, der vom Goldenen Gebirge 400 Steine weit entfernt liegt.[2] Der Goldene Berg ist das altajische Gebirg, die Flussebene des Ikar ist das Obgebiet. Die Chronik der Ungaren besagt, dass in Skythien, in der Urheimat der Ungarn, zwei grosse Flüsse sich befinden, der Don, von den Ungarn Etul genannt, und die Togota, die unbewohnte Waldungen, Sümpfe und Schneegebirge durcheilend, wo die Sonne niemals ihre Strahlen hinsendet, endlich nach Irchanien gelangt und dort in das Eismeer mündet (intrat tandem in Irchaniam et ibi vergit in mare Aquilonis).[3] In dieser Chronik nun spiegelt sich eine dunkle Erinnerung an die ungarische Urheimat, in welcher der unbekannte Name Ikar, Ikran mit dem bekannteren «Hyrcania» verwechselt erscheint, deren Oertlichkeit aber durch das Eismeer bestimmt wird. Die Chronik weiss also davon, dass die Togota durch Irkanien in das Meer gelangt. Wir werden daher in der Togota des ungarischen Chronisten den Tangat der Ostjaken, d. h. den Irtysch wiedererkennen, und ebendeswegen dürfen wir auch die Vermutung aufstellen, dass das Irkanien der Chronik mit dem Ob zusammenfällt, dessen tartarischer Name *Ikar*, *Ikran* war. Wir müssen demnach schon aus dem eben angeführten Grunde die Urheimat der Ungarn südlich von den Ugrern und in die Nähe der Tartaren versetzen.

Versuchen wir nun auch eine gedrängte Charakteristik der wogulischen und ostjakischen Sprache, mit der wir uns nach den Forschungen Reguly's, Castren's und Ahlquist's ziemlich genau bekannt machen können.

Bei der Schilderung der syrjenischen Sprache hatten wir uns überzeugt, dass in den entsprechenden Wörtern der verwandten Sprachen Lautwandlungen zu Tage treten, die einer constanten Gesetzmässigkeit unterworfen sind. So wird das anlautende *P* der entsprechenden finnisch-esthischen und wogulisch-ostjakischen Wörter im Ungarischen mit einem *f* wiedergegeben. Ferner muss noch bemerkt werden, dass jene entsprechenden Wör-

[1] Lehrberg, Untersuchungen zur Erläuterung der ältesten Geschichte Russlands, St.-Petersburg 1816, 42, 43.

[2] Theophylactus Simocatta. Historiarum libri octo. Bonnae 1834. P. 285.

[3] Chronicon pictum Viennense, ed. Mátyás Flór. Vol. II. 106.

ter, die in den zuletzt angeführten Sprachen einen Hochlaut enthalten und mit einem *k* anfangen, auch im Ungarischen mit *k* anlauten, falls sie auch in Letzterem den Hochlaut (e, i, ö, ü) haben, während die tieflautenden Wörter im Ungarischen mit *h* anlauten, das jedoch auch im Wogulischen und Ostjakischen öfters als *ch* (kh) auftritt.

P—F.

Wogulisch:	*Ostjakisch:*	*Ungarisch, Hochlaut.*
päl, pel	pal	fül (Ohr)
pel, pil	pal	fél, félni (fürchten)
–	paling	felhő (Wolke)
pal	pel	fél (Seite)
pong	penk	fog (Zahn)
püv, pi	poh	fi, fiú (Sohn)
pom	pum	fű (Gras)
paul	pogul	falu (Dorf)
pul	pul	fal-at (Bissen)
pul	pul	fojt (ersticken)
pulep	pulip	fojtó (Stopfen)
pun	pun	fan (Haar)
posim	puzing	füst (Rauch)
pot	put	faz-ék (Topf)

	K.	K.
Wog.:	*Ostj.:*	*Hochl. ung.:*
—	kev, keü	kő (Stein)
kual	kil	kél (aufstehen)
kiet	kit	küld (schicken)
kit	kad	két (zwei)
kiti, kitag	kadn	kettő (zwei)
kesej	kesi, kesi	kés (Messer)
kigne	kena	könnyü (leicht)
kvan	kim	kün, kin (draussen)
ker	ker	kér-eg (Rinde)

Wog.:	*Ostj.:*	*Tieflaut. ung.:*
kat	kat, chat	hat (sechs)
kat-pen	chat-jang	hatvan (sechzig)
kal	chal	hal (=moritur)
kul	chul	hal (=piscis)
kól, kúl	chol	hall (hören)
kang	chonch	hág (steigen)
kump	chump	hab (Schaum)
koteng	choting	hattyú (Schwan)
korom	cholim	három (drei)
kormit	cholmit	harmad (Drittel)
kulp	chul-ta	háló (Netz)
kvol	chot	haz-a, ház (Haus)
kant	chant	had (Heer)
kantlant	—	hadakozik (Heer führen) etc.

Die wogulische und ostjakische Sprache besitzt einen Dual, den die ungarische Sprache nicht hat. Der Dual möge am Pron. Pers. veranschaulicht werden:

Nord- und Süd-Wogulisch:

äm, am (ich);	näng, nag (du):	nan (sie zwei)
men, min (wir zwei);	nen, nin (ihr zwei)	täu, tav (er)
man, (wir)	nan (ihr)	tan (sie)

Nord-Ostjakisch:

ma (ich)	néng (du)	lu (er)
men	nin	lin
mung	neng	li

Die besitzanzeigenden Affixe zeigen sich im Wogulischen in folgender Weise:

Wog.:	semem	szemen	semä;	semov	semam	semanel
Ung.:	szemem	szemed	szeme	szemünk	szemetek	szemök
	(mein Auge)	(dein Auge)	(sein Auge)	(unser Auge)	(euer Auge)	(ihr Auge.)
Wog.;	semamem	semanen	seman;	semanov	seman	semanel
Ung.:	szemeim	szemeid	szemei;	szemeink	szemeitek	szemeik.
	(Meine Augen) u. s. w.					

Im Ostjakischen:

semem.	semen.	semel:	semu	semen	semel
semlam	semlan	semlal:	semlau	semlan	semlal.

Im letzteren Beispiele ist besonders der Consonant *l* bemerkenswert. Bei der Besprechung der Namen *Tangat* und *Langal* (Irtysch) gedachte ich auch der Erscheinung, dass das *t* des südlichen Ostjakischen im nördlichen Ostjakischen als *l* vorkommt; z. B. *teu* (er), Nord-Ostj. *lu*. Als besitzanzeigendes Affix tritt uns dies *lu* in der Form *l* entgegen: seme-*l*, ung. szem-*e*, (statt: szem-*je*, sein Auge). Das Affix *l* entspricht demnach dem ungarischen *ja, je* (*a, e*), wie aus folgendem Schema ersichtlich:

Ostj.:	putem	puten	pute*l*:	putu	puten	pute*l*
Ung.:	fazékom	fazékod	fazék*ja*;	fazékunk	fazéktok	fazék*jok*
Ostj.:	put*l*am	put*l*an	put*l*a*l*:	put*l*au	put*l*an	put*l*a*l*
Ung.:	fazék*ja*im	-*ja*id	-*ja*i;	-*ja*ink	-*ja*itok	-*ja*ik.

Den Grund dieser Erscheinung will ich hier nicht weiter verfolgen.

Betrachten wir nun das Verbum. Im Infinitiv weicht das Wogulische und Ostjakische vom Ungarischen und Syrjenischen ab; hingegen begegnen sich die drei erstgenannten Sprachen im Perfectum, besonders aber in der sogenannten objectiven Conjugation, welch letztere Eigentümlichkeit dem Syrjenischen fremd ist.

Der Infinitiv wird im Nordwogulischen durch *g*, im südlichen durch

h bezeichnet: men-u-*g*, bez. men-u-*h* (ung. menni, gehen); indess tritt im erstgenannten Idiome vor das *g* ein *n*, das jedoch, ebenso wie der Consonant *h*, am Ende des Wortes ein *v* aufnimmt. So bekommen wir im Infinitiv Formen, wie: *minungv*, *menuhv*.

Im Ostjakischen, sowohl im nördlichen, als auch im südlichen wird der Infinitiv durch *-ta* ausgedrückt. Z. B. *man-ta*, *men-ta* (ung. menni, gehen).

Im Präsens treffen wir im Ostjakischen zwischen Stamm und Affix einen fremden Laut an, der, wie wir gesehen, im Norden als *l*, im Süden als *d*, *t* auftritt. Der Wogule bedient sich dieses eingeschobenen Lautes nicht einmal in jenen Verben, die dem Ungarischen enni (essen), inni (trinken), lenni (sein), venni (kaufen), vinni (tragen) entsprechen (s. oben S. 768.)

Die Conjugation möge an dem ungarischen *küld* (schicken), wog. *ket* und ostj. *kit* veranschaulicht werden (Infinitiv: *küldeni*, *ket-uhv*, *kit-ta*).

	Ungarisch		*Wogulisch*		*Ostjakisch*	
	Subjectiv	Objectiv	Subj.	Obj.	Subj.	Obj.
Praes.:	küldök, ich schicke	küldöm, ich schicke ihn, es, sie	ketem	ketilem	kidlem	kidlilem
	küldesz	küldöd	keten	ketilen	kildlen	kidlilen
	küld	küldi	keti	ketitä	kidl	kidlile
	küldünk	küldjük	ketov	ketilov	kidlu	kidlilu
	küldetök	külditek	ketine	ketilan	kidleta	kidlileta
	küldenek	küldik	ketat	ketanel	kidlet	kidlilet.
Perf.:	küldtem, ich habe geschickt	küldtem	ketsem	ketsilem	kitsem	kitsilem
	küldtél	küldted	ketsen	ketsilen	kitsen	kitsilen
	küldött	küldte	ketas	ketsilas	kitas	kitsile
	küldtünk	küldtük	ketsov	ketsilov	kitsu	kitsilu
	küldtetek	küldtétek	ketsine	ketsilan	kitseta	kitsileta
	küldtek	küldték	ketsat	ketsanel	kitset	kitsilet.

Aus dieser Zusammenstellung ersehen wir, dass im Ostjakischen das subjective Präsens ein *l* aufnimmt, welches im subjectiven Perfect wegfällt; dass sowohl das wogulische, als ostjakische Perfect durch ein *s* charakterisirt ist, welch letzteres dem betreffenden ungarischen *t* entspricht, und dass das Object im Wogulischen durch *l* und *t*, im Ostjakischen ebenfalls durch *l* ausgedrückt wird, weshalb auch das Präsens des Letzteren ein doppeltes *l* aufweist.

Von den Zahlwörtern mögen hier die Cardinalia und Ordinalia des südlich-wogulischen Idioms eine Stelle finden; während der Charakter des

Nord-Wogulischen und Nord-Ostjakischen in den Cardinalien zur Genüge ausgeprägt ist:

Südlich Wogulisch		Nördlich Wogulisch	Nördlich Ostjakisch
Cardinalia	Ordinalia		
1 äk	elol (Ung. elől-ső=első)	äk, äkve	it, i
2 kit, kitag	motet (Ung. másod)	kit, kiti	kat, kadn
3 kurum	kurmet (harmad)	korom	cholim
4 nil	nilet (negyed)	nyile	nel, njel
5 ät	ätet (ötöd)	ät	vet, vuet
6 kot	kotet (hatod)	kàt	chot
7 sat	satet (heted)	sat	labet
8 njol-lu	njol-lut (nyolczad)	njala-lu	nil, niil
9 ontol-lu	ontol-lut (kilenczed)	antel-lu	jers-jang
10 lu	lut (tized)	lau	jang
20 kus	kuset (huszad)	kus	kus, chus
100 šat	šatet (század)	sat	sot
1000 šoter	šotret (ezred)	sater	sjoris

Schliesslich noch die Vielfachen von zehn des Nord-Ostjakischen:

20 kus (Ung. húsz)	60 katpen (hatvan)
30 vât (harmincz)	70 sat-lau (hetven)
40 nelimen (negyven)	80 njol-sat (nyolczvan)
50 ätpen (ötven)	90 antel-sat (kilenczven)

Dass die ungarischen Zahlwörter *nyolcz* (acht) und *kilencz* (neun) auf die Formation nyol + tiz und kilen + tiz hinweisen, wird durch wog. *njol-lu* und *ontol-lu* bezeugt; *nyolcz* würde in diesem Falle bedeuten: um *nyol* weniger als *zehn*, *kilencz* um *kilen* weniger als *zehn*, wobei nyol = zwei, kilen = eins. Dieselbe Bedeutung muss auch dem wogulischen *njol* und *ontol* beigelegt werden, umsomehr, als auch die Bildung der finnischen Numeralia *kahd-eksan* = 8, *yhd-eksän* = 9 herbeigezogen werden kann (*kahd* = zwei, *yhd* = 1).

Das ungarische *két: kettő*, das wogulische *kit: kitag* und das ostjakische *kat: kadn* sind insoferne bemerkenswert, als die ersteren der beiden Formen nur als Attribute angewendet werden können, z. B. két kéz (zwei Hände, — nicht: kettő kéz), wog. kit kät (nicht kitag kät). Merkwürdig ist ferner, dass die Zahlwörter mit der Bedeutung *zehn* so grundverschieden sind, während jene mit der Bedeutung 30, 100, 1000 übereinstimmen. Die Zahlen 40, 50, 60 sind dieselben im Ungarischen und Wogulischen; hingegen ist das wogulische sat-lau, oder sat-lu = sieben zehn. Die wogulischen Zahlen 80, 90 sind wiederum durch Subtrahirung entstanden, ebenso wie 8, 9, wobei jedoch immer *zehn* hinzugedacht werden muss. Denn *njol-sát* bedeutet buchstäblich zwei weniger als Hundert, in Wirklichkeit heisst es aber zwei *zehn*

weniger als Hundert, ebenso ist antel-sat = um eins weniger als Hundert (eigentlich: um ein *zehn* weniger als Hundert).

Die ungarischen Zahlwörter beleuchten eine, in der Culturgeschichte der Menschheit überaus wichtige Thatsache. Das ungarische Wort *hét* bedeutet nämlich nicht nur die Zahl sieben, sondern auch einen Zeitraum von sieben Tagen, die Woche, wie das lateinische Septimana. Jenes Wort aber entlehnte die ungarische Sprache nicht dem Christentum, da ja auch das heidnisch-wogulische *sat* und das heidnisch-ostjakische *labet* sowohl die Zahl sieben, als auch den Begriff septimana ausdrücken, hingegen ist im Russischen und überhaupt im Slavischen die Woche = *nedjelja,* welches Wort sich jedenfalls in beiden erstgenannten Sprachen eingebürgert hätte, wären die Worte sat und labet mit der Bedeutung «Woche» daselbst nicht schon heimisch gewesen.

Im Wogulischen (um uns auf diese Sprache zu beschränken) lautet der Name des Jahres *jis,* gewöhnlicher aber ist *tel-tuj* oder *tal-tuj* = Winter-Sommer. Der Monat heisst *jonkep,* d. h. «Wendung». *Njile-sat* = vier Wochen, bedeutet einen Mond, *kit-sat* = zwei Wochen, einen halben Monat. Ein Monat hat 28 Tage, dreizehn solcher Monde machen ein Jahr mit 364 Tagen. Auch im alten esthischen Kalender besteht das Jahr aus 13 Monaten, weswegen man gezwungen war, einen Tag zu *überspringen,* nicht aber einzuschalten. Im Ungarischen heisst das Schaltjahr, *szökő év,* = springendes Jahr. Auf Grund dieser und ähnlicher Ausdrücke lässt sich die Vermutung aufstellen, dass auch das alte ungarische Kalenderjahr 13 Monate umfasste, wobei immer je ein Tag übersprungen, d. h. nicht gezählt wurde.

Auch das Jahr der Germanen bestand aus 13 Monaten, ja ich vermute sogar, dass man sich überall einer ähnlichen Jahresrechnung bedient hatte, bevor das babylonische Jahr über Egypten nach Rom, und von hier in die christliche Welt, besonders im IV. Jahrhundert in das Reich der Franken eingedrungen ist. Das alte Jahr war ein *Mondjahr,* das neue, babylonische ist ein *Sonnenjahr,* jenes besteht aus 13, dieses aus 12 Monaten.

Die Grundlage jener uralten Zeitrechnung bildete demnach die Mondeswende, und ganz richtig bezeichnet der Wogule den Mond mit dem Namen *jongep,* d. h. etwas, das sich dreht; auch im Ungarischen bedeutet *hó* gleichzeitig luna und mensis, ebenso wie das finnische *kuu.* Innerhalb einer Mondeswende finden 4 Wechsel statt: Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel. Im Wogulischen heisst der Vollmond *kit sat* = zwei Wochen.* Je ein Wechsel stellt sich nach Ablauf von

* Das Mondjahr bestand (bei den Germanen) aus 13 Monaten zu je 28 Tagen; innerhalb des Monats bildeten Neumond und Vollmond die Teilung zu je 14 Tagen. Ein solcher Zeitraum führte den Namen Woche, goth. *vikô,* altnord. *vika,* ahd. *wecha,* das Wort steht, wie lat. *vices* zu **Wechsel.** Altdeutsches Bürgerleben, von

7 Tagen ein und — genug charakteristisch! — in den behandelten Sprachen sind die Zahlen 1—7 sämmtlich einfache, 8 und 9 hingegen zusammengesetzte Wörter. In jenen sind die verwandten Sprachen fast identisch; in den Zahlen 8—9 zeigt sich ein bedeutender Unterschied. Folglich sind letztere erst nach der Trennung entstanden. Welch' grosses Ereigniss es war, wodurch die ugrisch-finnischen Völkerschaften bestimmt wurden, das Decimalsystem anzunehmen, ist uns nicht bekannt; so viel jedoch lässt sich aus dem eben Gesagten mit Gewissheit behaupten, dass demselben das Septimalsystem vorangegangen war, und die Zahl sieben wurde auch fernerhin heilig gehalten, gleichsam als Bezeichnung für je einen Abschnitt der Mondeswende.

Gegenwärtig besteht zwischen Wogulen und Ostjaken der Unterschied, dass die alte geschlechtliche Verfassung bei jenen schon gänzlich in Verfall geraten ist, während dieselbe bei den Ostjaken noch in ihren Ueberresten erkenntlich erscheint. Reguly ging im Jahre 1844 auch aus dem Grunde nach Tobolsk, um den Sohn des letzten wogulischen Kondafürsten, Namens Satigin aufzusuchen, der daselbst als Lehrer angestellt war. Er fand in ihm einen tüchtigen Mann, der den Reisenden mit seinen wogulischen Uebersetzungen beschenkte, der aber, schon lange Zeit hindurch von seiner Heimat getrennt, anfing seine Muttersprache allmählich zu vergessen. Ahlquist vernahm von den pelimer Wogulen die Klage, dass die russischen Beamten Bleikörner in das Schiesspulver mengten, wodurch die armen Leute beträchtlichen Schaden erlitten. Die russische Regierung überlässt nämlich — so war es wenigstens (zu Zeiten Reguly's und Ahlquist's, 1844—1858) — das Pulver den Wogulen, die ihre Steuer mit Häuten begleichen, zu billigeren Preisen. Aus dem mit Blei gemengten Schiesspulver lassen sich dann die Bleikörner fast niemals gänzlich ausscheiden, so dass die Wogulen an Qualität und Quantität zu kurz kommen. Eine zweite Klage war, dass ihr russischer Pope für Eheschliessungen, Taufen und Begräbnisse viel zu hohe Abgaben fordere. Die dritte Anklage richtete sich gegen die Trunksucht ihres Pfarrers: die Gemeinde wäre schon nicht mehr im Stande, weiteren Branntwein aufzutreiben und müsse denselben aus der Ferne (Tobolsk) herbeischaffen. Im vergangenen Jahre, zu Ostern, hiess es, an einem Feste, das an Heiligkeit keinem nachsteht, konnte ihr betrunkener Priester keine einzige Messe lesen.

Ahlquist fand die geschlechtliche Verfassung der Ostjaken, wie dieselbe von der Kaiserin Katharina II. bestätigt wurde, im Jahre 1858 noch in Kraft. Das Geschlecht heisst *jah*. Ein oder auch mehrere Geschlechter haben einen Fürsten, dessen Würde erblich ist. Der Fürst hält die Ordnung unter seinem Volke aufrecht, besitzt auch das Recht Strafen zu verhängen, mit Ausnahme

E. L. Rochholz, Berlin 1867. Seite 14. *Viko* bedeutet daher dasselbe, was das wogulische *kit*-sat.

der Todesstrafe, die durch die russischen Behörden ausgesprochen wird. Der Fürst ist beim Steuerzahlen, d. h. bei der Abgabe der Häute zugegen. Wenn die Geschlechter, besonders zum Behufe der Fischerei, ihre Wanderungen antreten, stellt sich der Fürst an die Spitze des Zuges. Ahlquist begegnete zweien ostjakischen Fürsten, einem am Sinja, dem anderen in Obdorsk. Letzterer hiess Tajžin, der durch Kaiser Nikolaus in seiner Würde bestätigt, im Jahre 1854 seinen Oberherrn besuchte, und sich bei den Russen eines grossen Ansehens erfreute. Als der Besitzer von 10,000 Renntieren, — was den dortigen Verhältnissen gemäss einer Summe von 40,000 Rubeln gleichkommt — galt Tajsin auch für einen reichen Mann.

Reguly brachte von den Wogulen Sagen und Lieder, von den Ostjaken nur Lieder zurück. Die Sage heisst wogulisch *majt; majtem* = ich sage, ich erzähle. Lied ist im Wogulischen = *eri*. Unter den zurückgebrachten Sagen sind es besonders zwei, die durch ihre Klarheit hervorragen, die «*Ma kuljitem majt*», die Sage von dem Auftauchen der Erde, gleichsam eine Schöpfungssage, und die «*Váta kum*», der «Kaufmann», nicht sowohl Sage, als Erzählung. Die Lieder verherrlichen zumeist den Bären. Dieselben unterscheiden sich besonders durch einen gewissen Gedankenparallelismus von den in prosaische Form gekleideten Sagen: z. B.

Im silbergebälkten Hause des Numi Tarom ist meine Jungfernhand gewachsen, ist mein Jungfernfuss gewachsen;
In Numi-Tarom's goldig strahlenden Tagen,
Im Strahle der goldigen Tage,
Auf buntgesticktem Trone sass ich,
Auf buntgenähtem Trone sass ich u. s. f.

Der zweifache Ausdruck der Gedanken fällt in die Augen; auch ist es einleuchtend, dass sich diese Form zum Gesange eignet.

In den ostjakischen Liedern tritt uns ebenfalls die doppelte Form des Gedankens entgegen. So beginnt z. B. das *Nating ar* (ostj. *ar* = wog. *eri*, das Lied), oder Nating-Lied, mit Bezug auf drei am Eismeere gelegene Städte —:

Kolim vuas ti mulmeu,
Kolim vas ti amesmeu,

d. h. drei Städte weit ist unser Bezirk, drei Städte weit unser Sitz.

Die ostjakischen Lieder sind dem Inhalte nach von den wogulischen verschieden, da in jenen, soweit wir sie verstehen, die Geschlechter besungen und verherrlicht werden. — Mit Hilfe des Parallelismus lässt sich so viel erkennen, dass unter *aut, avit* in den Städte- oder Ortsnamen ein Kreis oder Bezirk zu verstehen sei, z. B. *Puling aut* Obdorsk, d. h. das *aut* des Pul-Flusses; die Stadt Obdorsk heisst darum: *Puling aut vas* = Stadt des Pul-Bezirkes. (*Pul* ist ein kleiner Fluss, der in den Ob mündet.)

Der letztgenannte Fluss heisst in den ostjakischen Liedern *lanting As, koling As*, d. h. ernährender As, fischreicher As. Aehnlich wird aber auch die *Soswa* (ost. *Leu)* genannt: *lanting* Leu, *koling* Leu = ernährender Leu, fischreicher Leu. — Unter der Eisfläche des Ob gehen die Fische an vielen Orten zu Grunde, weshalb sich dieselben meistens in die Nebengewässer zurückziehen; nicht ohne Grund sagt daher der Wogule vom Wasser des Ob, dass es *kal-vit*, d. h. ein Wasser des Todes sei. Erwähnt sei noch, dass einer der dreizehn Monate von den Ostjaken *As-chalta tilis* = der Sterbemonat des Ob genannt wird; in diesem Monate gehen nämlich die Fische des Ob unter dem Eise zu Grunde.

Schliesslich noch Einiges aus den mythischen Anschauungen der Wogulen und Ostjaken.

Schon aus der wogulischen Schöpfungssage konnten wir ersehen, auf welche Weise die Erde durch Elmpi aus dem Meere geschöpft oder emporgehoben wurde, und wie dieselbe dann durch Numi Tarom mit einem silberknöpfigen Gürtel, d. h. mit dem Uralgebirge, dessen Schneespitzen wie silberne Knöpfe leuchten, befestigt wurde. — Hierauf wendet sich Elmpi neuerdings an Numi Tarom um Rat, wer wohl auf der erschaffenen Erde wohnen soll? Aus Schnee und Thon bilde den Menschen (elmkals), die wilden Tiere des Waldes und die befiederten Geschöpfe, war Numi Tarom's Weisung. — Auch das geschah. Nun geht Elmpi daran, das Weib und den Mann, gemäss dem Befehle Numi Tarom's, ehelich zu verbinden. Mädchen und Knaben werden geboren und die Menschheit vermehrt sich zusehends. Aber was werden die Menschen essen? Elmpi stieg hinauf zu Numi Tarom, der ihm je ein Paar von mehreren Fischarten übergibt mit der Weisung, dieselben in den As, in die kleineren Flüsse und in die Seen hinein zu werfen. Nach sieben Sommern und sieben Wintern geht Elmpi zu dem As, zu den kleineren Flüssen und zu den Seen, und siehe da, die Gewässer sind bis zur Oberfläche mit Fischen angefüllt. Doch Elmpi wird von neuen Zweifeln heimgesucht. Wie die wilden Tiere des Waldes zu erbeuten, und wie der Fische habhaft zu werden? Wieder geht er zu Numi Tarom, der ihn lehrt, den Pfeil und Bogen zu verfertigen und das Wild aufzuspüren, aus Nesseln Seile zu weben, die Wurzeln der Bäume zu spalten und allerlei Netze zu stricken. Elmpi steigt herab zur Erde, unterweist die Menschen im Verfertigen von Waffen und Netzen und seither leiden die Töchter und Söhne der Menschen keinen Mangel mehr. Bald vermehren sich aber die Menschen dergestalt, dass die Jäger keinen Platz mehr neben einander haben in den Wäldern und die Fischer einander verdrängen am Ufer der Flüsse und Seen. Zum letzten Male holte sich Elmpi Rat bei Numi Tarom, der ihm Folgendes zu wissen macht: Nimm hin den Kulj-ater, trag ihn hinab auf die Erde und lasse ihm seinen Lauf. Es ist seines Amtes, Krankheiten zu erwecken, und so viel Menschen geboren werden, eben so viele werden auch sterben. Elmpi befolgt

den Rat. Nach Verlauf von sieben Wintern und sieben Sommern zieht er aus, die Schicksale der Menschen zu erfahren: er sieht, dass Menschen geboren werden und auch sterben. Das ist also das Loos der Menschheit.

In dieser naiven Sage bedürfen hauptsächlich die Worte *Numi Tarom*, *Elmpi*, *elm-kals*, *kuljater* und *kuljitem* einiger Erklärung. *Tarom* ist der Himmel, die Zeit, die Grösse; *num*, ober, *numi*, der (die, das) obere; *Numi Tarom* = der obere Himmel, später die personificirte Gottheit. — *Joli Tarom* (ebenfalls eine Gottheit) ist die Erde selbst, als Gegensatz zum Himmel (*jol* = unter, *joli* = das untere).

Elmpi = Sohn des Elm. Finnisch *ilma*, süd-wog. *ilm* und nord-wog. *elm* ist = die Luft, der Himmel; im Syrjenischen ist *jen* und *in* = Himmel und Gott.

Elmpi ist demnach der Sohn des Himmels oder der Luft, der schaffende Demiurgos der Wogulen.

Elmkals (Mensch) bedeutet eigentlich den Sterblichen des Himmels und zeigt uns einen schöneren mythologischen Begriff, als das griechische ἄνθρωπος und das lat. homo. Auch im Germanischen ist *Mensch* = der denkende. *Elm* = Himmel; *kal* = er stirbt (ung. hal), *kals* = er ist gestorben (ung. halt). *Elm-kals* = der Sterbliche; im süd-wogulischen *ilm-kals*. Bemerkt muss werden, dass das Wort nur im Wogulischen vorkommt, hier aber gang und gäbe ist, und sich sogar in der Uebersetzung des Neuen Testamentes vorfindet, z. B. *elemkoles pür* = der Menschensohn. Schon lange vermute ich im ersten Teile des ungarischen Wortes *ember* (= der Mensch) das wogulische *elm*: die Bedeutung des zweiten Teiles *ber* jedoch ist mir noch unerklärlich.

Kulj-ater ist wörtlich: *Kulj-Fürst*, im wogulischen Mythos der Stifter des Todes, der Krankheit. Auch bei den Syrjenen ist er zu Hause; dort ist *kulj*, wie wir gesehen, ein Wassergott, der aber am Vorabende des Festes der Wassertaufe die Gewässer zu verlassen pflegt.

Wog. *kuljitem* ist identisch mit wotj. *küldem*, welch Letzteres die Erschaffung bedeutet: *küldioj*, der Erschaffer, Schöpfer. Demnach ist wog. *kuljitem* ebenfalls = Erschaffung, jedoch mit der Nebenbedeutung des Emporgetauchtwerdens. *Kulil*, er taucht empor; *kulit*, es lässt (jemanden) emportauchen.

Noch eine andere Sage von der Erschaffung der Welt existirt bei den Wogulen. In dieser wird nicht erzählt, wer die Erde erschaffen hat; aber die ersten Bewohner der Erde wären *Söhne der Götter* (tarom-pit) gewesen, denen die *Riesen* (jar-magom) gefolgt wären. Die beiden Geschlechter waren im ewigen Kampf begriffen; ihre Zeit war das Zeitalter des Krieges, *kantlim jis*. Die steinernen Götzenbilder, die sich hie und da vorfinden, sind versteinerte Riesen. Auf Letztere sind die gewöhnlichen Menschenkinder gefolgt.

Die Sagen der Ostjaken sind uns unbekannt. Das wogulische *tarom*

findet sich auch hier vor, nimmt aber je nach der Bedeutung verschiedene Formen an: *turum* heisst zumeist der Himmel, *torim* Gott und Himmel.

Mit *or-menk* und *menk-iki* (Wald-menk, menk-Alter) wird der Teufel bezeichnet. Auch im Wog. ist *meng* = wilder Mensch, Riese. Möglich, dass der erste Teil des ungarischen Wortes *óriás* (Riese) mit ostj. wog. *jar, or, ur* identisch ist, und dass *óriás* ursprünglich einen «wilden» oder «starken» Menschen bedeutete, wiewohl der zweite, mir unergründliche Teil des Wortes *(ás)* keinerlei Anhaltspunkte gewährt.

Kulj-ater (Kulj-Fürst) ist identisch mit dem syrjenischen Wassergotte *Kulj*. Auch im Wogulischen gibt es eine Wassergottheit, *Ujtj-jelping* = der Wasserheilige, der sieben Töchter mit seidenweichen Augenlidern hat, «*jarnih sempe sat aj*», und dessen Diener die *ujtj-či-ak* (Wasservolk; či = Volk) sind. *Ujtj* ist eine Nebenform von *vit:* beide haben die Bedeutung des Wassers, und finden sich in veränderter Form auch im Ungarischen vor: *Fekete-Ügy* (ein Fluss im Széklerlande, deutsch Schwarzwasser). *Eger ügy* oder *Egrügy, Egregy,* ebenfalls mit der Bedeutung «Schwarzwasser», vom Erlenbaum (Ung. *éger*-fa), der dem Wasser eine schwarze Farbe verleiht. Das ungarische *jó, va, ügy* kehrt demnach, wie wir sehen, auch in den nördlichen, verwandten Sprachen wieder; ja, die Bedeutung jener Worte lässt sich eben nur aus letzteren bestimmen.

Ich glaube, dieser kurze Vortrag — er könnte auch ausführlicher und eingehender sein — bestärkt unseren anfangs aufgestellten Satz, dass kein Flecken Land auf dem Erdenrunde das Interesse der ungarischen geographischen Gesellschaft in höherem Maasse beanspruchen könne, als der Ural und seine Gegenden.

PAUL HUNFALVY.

ALBERT DÜRER'S ABSTAMMUNG UND KUNSTTÄTIGKEIT.



Das Genie ist, wir können uns getrost des Vergleiches bedienen, wie die Sonne; es spendet seinen Glanz Allen gleichmässig und es gibt keinen, noch so abgelegenen Ort auf der Erdoberfläche, wohin einer seiner Strahlen nicht dringen würde. Eben darum wird es vielleicht Manchen eine müssige Arbeit dünken, die Herkunft, die Abstammung des Genius zu suchen, darnach zu forschen, darüber zu streiten; gleicht doch seine Bahn meistens der des Kometen: man weiss nicht, von wannen er kam, wohin er verschwindet.

Und doch, möge sich auch im Genie der universelle Geist der Menschheit offenbaren, kann es weder als Gelehrter, noch als Philosoph, noch als Künstler ganz von dem Boden, dem es entsprossen und von dem Zeitalter, in welchem es gelebt, losgelöst werden. Die alles überwindende Kraft der Logik eines denkenden Kopfes ist unbestreitbar und die schöpferische Macht

des Künstlers, die Erhabenheit seiner Phantasie ist fast unendlich. Und doch gab es wohl auch nur *Einen,* von Plato und Phidias angefangen durch Raffael, Michel Angelo, Shakespeare, Goethe, Arany und Munkácsy, oder auf dem Gebiete der Musik, der seine Begeisterung nicht aus seinem Jahrhundert geschöpft hätte? Die Gesetze der menschlichen Seele, des menschlichen Herzens sind seit Jahrtausenden dieselben und werden selbst nach Millionen von Jahren dieselben bleiben. Der innerste Kern des Menschen, der Mensch als solcher, der sich hinter der Maske des Künstlers, des Weisen, des Philosophen vorfindet und nach dem wir dort zu suchen haben, er stand immer unter denselben sich gleichbleibenden seelischen Gesetzen. Er empfand Furcht, Freude, Begeisterung und Liebe vor Jahrtausenden gerade so wie heute. Die Umgebung, das Leben, die Welt, das Denken, Leiden und



Freuden fanden ihren Spiegel in der Seele der grossen Männer aller Zeiten. In den Athletengestalten griechischer Künstler tritt uns dieses herrliche Volk selbst entgegen; auf der Leinwand des Malers gewinnt die stille Landschaft neues Leben, darein er sich als Jüngling vertieft. Pulsirt in der Kunst der Renaissance nicht das prickelnde Leben der Neugeburt, welches das gesellschaftliche Treiben, den Staat und die Religion belebt hatte, um dann die Reformation hervorzubringen? Und hätten in einer andern Epoche Raffael und Michel Angelo so göttlich malen, Dante und Petrarca so hinreissend zu singen vermocht?

Sicherlich nicht. Der Dichter, der Künstler, das liegt schon in seinem Wesen, empfindet immer mit dem Jahrhundert, mit dem Lande, dem er entsprossen. Man erzählt ja, dass selbst mitten im Schlachtgetümmel und Kriegsgeschrei vor dem Sterbenden noch das Bild der trauten Hei-

mat erscheint und dass er im letzten Lebensaugenblicke sein Wiegenlied summen hört.

Und darum muss auch das Genie, die Kunst eine Heimat haben. Hier gilt nicht mehr, dass «des Künstlers Heim die weite Welt» sei. Umsonst würde er es versuchen, sich jenes Gefühles zu entschlagen. Er trägt, er führt es mit sich in jedem Tropfen seines Blutes, in jedem Schlage seines Herzens; und das erste Lüftchen, das von seiner Heimat her weht, macht ihn weinen. Das Blut wird vom Blut, das Herz vom Herzen angezogen; der Boden fordert das aus ihm Entsprossene wieder, denn die Mutter liebt ihre Kinder; die Nation ist stolz auf den Glanz ihrer Söhne und verlangt sie zurück dem eigenen Ruhme. Darum stritten sich sieben Städte um Homer; darum forscht man heute noch an den Ufern des tosenden Meeres nach den Felsen, wo Ossian gesungen; darum sucht unsere Nation schon seit dreissig Jahren das Grab Petőfi's, und darum können wir heute, ohne der Anklage des Chauvinismus ausgesetzt zu werden, von der ungarischen Abkunft Dürer's sprechen. Albrecht Dürer, einer der grössten Künstler der Neuzeit, wurde am 21. Mai 1471 zu Nürnberg geboren. Von seiner Abstammung berichtet er selbst in seinem Tagebuche aus dem Jahre 1524: «Albrecht Dürer der Aeltere ist seinem Geschlechte nach geboren im Königreich Ungarn, nicht fern von einem Städtchen, genannt Gyula, acht Meilen weit unterhalb Grosswardein, aus einem Dörfchen zunächst dabei gelegen, mit Namen Eytas» u. s. w. Ebendaselbst erzählt er des weiteren, dass sein Grossvater, Anton Dürer, der Landwirtschaft, welche von der Familie von Alters her getrieben wurde, entsagend, schon als Kind nach Gyula zu einem Goldschmied in die Lehre ging. Nachdem er Meister geworden war, heiratete er; dieser Ehe entstammten eine Tochter und drei Söhne. Der älteste von ihnen war Albrecht, der Vater unseres Künstlers, der ebenfalls Goldschmied wurde. Er ging in seiner Jugend, wie es die Zunftgesetze verlangten, auf die Wanderschaft, wobei er, wie es scheint, die Rheingegend und auch die damals wegen ihrer Kunst hochberühmten Niederlande besuchte. Von dort aus kam er am 11. März 1455, am nämlichen Tage, wo der reiche Patrizier Philipp Pirkheimer seine Hochzeit feierte, nach Nürnberg. Hier trat er als Geselle in die Werkstätte des Goldarbeiters Holper, dessen Tochter Barbara er später heiratete und dadurch, nach dem Tode seines Schwiegervaters, in den Besitz der Werkstätte und des Geschäftes trat.

Albrecht Dürer, der Aeltere, hatte eine sehr zahlreiche Familie; Gott segnete ihn mit achtzehn Kindern. Doch müssen die meisten schon jung verstorben sein, denn in den Aufzeichnungen Dürers begegnen wir nur zweien: Andreas, der das Handwerk seines Vaters fortsetzte und Johann, den der grosse Künstler auferzog und der später Hofmaler des Königs von Polen wurde. Beide Brüder überlebten unseren Dürer. Ausser der ansehnlichen Anzahl eigener Kinder hielt der ältere Albrecht Dürer auch noch den

Sohn seines in Ungarn gebliebenen Bruders, Nikolaus, in seinem Hause. Letzterer liess sich später in Köln nieder, wo man ihn schlechtweg «Ungar» nannte und wo ihn unser Dürer auf seiner niederländischen Reise besuchte. Die Tochter Andreas Dürer's, Constantia, wurde an Giles Kilian Porger (wahrscheinlich aus Prag) vermählt, der gleichfalls Goldschmied war. Damit entfällt uns der Faden der Familie in Deutschland. Sie scheint dort ebenso ausgestorben zu sein wie in Ungarn die adelige Familie der Ajtósy.

Schon seit der Veröffentlichung des Dürer'schen Tagebuches ist also die ungarische Abstammung der Familie Dürer zweifellos. Das ganze Interesse der heimischen Forscher musste sich nunmehr den beiden Fragen zuwenden, wo jenes Dörfchen Eytas zu suchen sei und welches Geschlecht in Ungarn der Familie Dürer entspreche? Unser verdienstvoller Gelehrte Ludwig Hahn beantwortete beide. Er hatte nicht nur durch Urkunden nachgewiesen, dass der Name «Eytas» unserem «Ajtós» entspricht und dass eine so benannte Gemeinde in der Nähe Gyula's gelegen war, sondern er entdeckte auch die Ruinen dieses durch die Türken verwüsteten Dorfes. Ausserdem wies er ebenfalls urkundlich nach, dass eine adelige Familie mit Namen «Ajtósy» existirt hat. Des weiteren beweist er, dass die Dürer dieser adeligen Familie Ajtósy entstammten, ist ja doch ihr später angenommener Name eine einfache Uebersetzung aus dem Ungarischen (ajtó = die Türe.) Aus dem ursprünglichen «Thürer» entstand dann «Dürer.» Die Verwechslung der beiden Consonanten «T» und «D» war zu jener Zeit unter niederdeutschem Einflusse sehr geläufig. Die Richtigkeit dieser Behauptung leuchtet uns um so mehr ein, wenn wir bedenken, dass die Familie selbst sich abwechselnd bald der einen, bald der anderen Schreibart bediente. So zeichnet sich unser Künstler 1522 unter dem für Kaiser Maximilian gemalten Triumphwagen deutlich «Thürer» und nicht Dürer. Und selbst unter das Porträt seines Vaters aus dem Jahre 1497 schreibt er dessen Namen in der Form «Thürer».

Eine noch grössere Bestimmtheit erhält die Sache dadurch, dass sich der alte Dürer, gerade so wie unser Künstler, auf seinem Siegel und auf seinen Stichen, eines Familienwappens bediente, darin eine offene Türe (oder ein Tor) zu sehen ist. Dieses Wappen gehört zu den sogenannten «sprechenden», da es deutlich den Namen seines Besitzers «Thürer» angibt. Der dreifache Hügel jedoch, darauf jene Türe sich befindet, weist direct auf die Abkunft aus Ungarn hin. Wir könnten also die Etymologie des Namens für feststehend betrachten, obschon wir constatiren müssen, dass auch die Entgegnungen Thausing's, dieses gründlichsten der deutschen Kenner Dürers, nicht einer gewissen Grundlage entbehren und die unumstössliche Feststellung unserer Behauptung immerhin verzögern. Denn, obschon der dreifache Hügel und die Anwendung eines sprechenden Wappens auf Ungarn, als Abstammungsland hinweisen; obschon wir die Erwi-

derung, als hätte der ältere Dürer dieses Wappen in Deutschland erworben, nicht ernst nehmen können, da er dazu, als Goldschmied unter den damaligen Verhältnissen gar keine Gelegenheit haben konnte, und da gar unser Meister, zur Zeit der ersten Anwendung des Wappens als Jüngling von 19 Jahren und Malergehilfe, ein solches in Deutschland nicht erwerben konnte: so ist doch unleugbar, dass es nötig wäre zu wissen, welchen Wappens sich die ungarische adelige Familie Ajtósy de Ajtós, resp. ob sie sich des gleichen Wappens bedient hatte, welches von der Familie Dürer zweifellos angewendet wurde? Leider aber konnte diese Frage bis zum heutigen Tage nicht beantwortet werden. Die libri regii jener und der vorhergehenden Zeiten, darein die verliehenen Adelsbriefe eingetragen wurden, sind verloren gegangen; im Comitat Békés wurden durch die Türken alle Urkunden vertilgt, so dass das dortige Archiv erst Schriftstücke von 1715 an, wo nämlich das Comitat wieder hergestellt wurde, aufzuweisen hat. Auch verliess später die Familie Ajtósy dieses Comitat, um nach dem Dorfe Ondreh (Neutra) zu ziehen, das ein Mitglied der Familie vom Grosswardeiner Bischof Franz Forgách «pro fidelibus servitiis» erhalten hatte. Jenes Dorf überging dann in den Besitz der Károlyi. Wie aber mir Herr Ludwig Haan in einem seiner Briefe mitteilt, forschte er im Károlyischen Archiv umsonst nach irgend einer Urkunde oder einem Siegel, welche auf die Familie Ajtósy ein Licht werfen könnten.

Auch ist jene Bemerkung Thausing's in Betracht zu ziehen, dass, wenn (wie unser Künstler in seinem Tagebuche berichtet) ein Bruder seines Vaters, Johannes, in Grosswardein Pfarrer war, es unmöglich ist, dass von einem Manne, der die Pfarre einer so bedeutenden Stadt leitete und der gewiss viel zu schreiben hatte, nicht wenigstens eine Unterschrift auf uns gekommen wäre, daraus wir entnehmen könnten, ob er sich des Namens Ajtósy bedient hatte. Leider stehen uns meines Wissens auch in dieser Richtung keine Daten zur Verfügung.

Was den alten Dürer betrifft, so sagt auch Thausing, dass in seinen Zügen der ungarische Typus zu erkennen sei. In dieser Hinsicht ist es von ausserordentlichem Interesse, das Porträt des alten Dürer zu kennen, welches von seinem Sohne 1490, also in seinem neunzehnten Lebensjahre gemalt wurde, als er seine Lehrjahre bei Meister Wohlgemuth beendet hatte und seine Wanderjahre anzutreten sich anschickte. Das Originalgemälde, welches eine Höhe von 49 Cm. hat, wird im Palazzo degli Uffizi zu Florenz aufbewahrt. Es stellt einen bejahrten Mann mit glattrasirtem Gesicht, rundem Kopf, gebogener, etwas gesattelter Nase, mit grossen, verständigen Augen, starkem Kinn und scharf gewölbten Augenbrauen dar. Wenn wir über seine Lippen einen Schnurrbart denken, wie ihn z. B. sein Sohn besass, so steht der beste magyarische Typus aus dem Békéser Comitat vor uns. Seine Kleidung besteht, insoweit wir dieselbe auf dem Bilde verfolgen können,

aus einer schwarzen Mütze aus Lammfell, aus einer schwarzseidenen Weste und aus einem braunen Ueberkleid, dessen Kragen aus demselben Fell, wie die Mütze gemacht zu sein scheint. In der Hand hält er einen Rosenkranz aus rotem Carneol.



Im Hintergrunde, der Mütze gegenüber, sehen wir das Monogramm Dürer's (AD) und darüber die Jahreszahl 1490.

Von nicht minderer Wichtigkeit ist aber für uns auch die Rückseite des Gemäldes. Hier erblicken wir nämlich das älteste, bis jetzt bekannt

gewordene Wappen der Familie Dürer, in Begleitung eines andern Wappens. Es ist zu bemerken, dass diese beiden Wappen eigentlich nur ein einziges ausmachen, da der Helm, welcher über beiden steht und der Zierat, welcher



sie umfängt, die beiden Schilde vereint. Die genaue Kenntniss dieses Wappens, und zwar in dieser, sozusagen vollständigen Adjustirung, ist umso wichtiger für uns, da es für mich unbegreiflich ist, warum dieses Wappen in

seinem Verhältnisse zum andern Schild bis jetzt in keiner Publication genau nachgebildet erschienen war, sondern — mehr oder minder verstümmelt — immer nur das eigentliche Dürer'sche Wappen. Das Ganze nun in seiner Vollständigkeit hat folgendes Aussehen:

Von den beiden, oben gegeneinander geneigten Schilden ist im rechtsseitigen (heraldisch genommen) ein, mit den Flügeln nach aussen geöffnetes Tor, mit natürlicher Farbe auf roten Grund gemalt zu sehen, welches auf dem dreizinkigen Hügel ruht. Im linksseitigen erblicken wir auf grünem, mit Arabesken verziertem Grunde einen, sich nach rechts bäumenden, weissen Ziegenbock. In der Mitte, über den beiden Schilden, schwebt ein geschlossener Schnabelhelm; rechts davon fliesst roter, links goldener, schöner gotischer Zierrat nieder. Anstatt des Helmbusches sehen wir aus dem Helm bis zur Hüfte einen Mohren emporsteigen, der ohne Arme, aber in ein reiches rotes Gewand mit Gold verbrämt gekleidet ist; die kegelförmige Kopfbedeckung weist dieselben Farben auf. Zu seinen beiden Seiten schweben goldene Adlerflügel. Darunter steht in gotischen Ziffern die Jahreszahl: 1490.

Ausser seiner speziellen Bedeutung für unseren Gegenstand muss noch hervorgehoben werden, dass dieses Wappen auch in Bezug auf die Künstlerschaft in seiner Ausführung, im heraldischen Stile des XV. Jahrhunderts, unsere volle Anerkennung verdient. Wenn es in Ungarn verliehen wurde, so scheint der Mohrenrumpf darauf hinzuweisen, dass die betreffende Familie, eventuell die Ajtós, mit König Andreas II. nach dem heiligen Lande gezogen waren, oder dass sie sich in den, zu König Sigismunds Zeiten beginnenden Türkenkriegen hervorgetan. Jedenfalls scheint aber diese orientalische Figur der Annahme zu widersprechen, als wäre sie, ob durch den älteren oder den jüngern Dürer, in Deutschland in das Wappen erworben worden.

Das Tor-Wappen gehört, sammt dem Mohren im Helmzier, der Familie Dürer zu, denn es wird auch später des Oeftern vom Meister auf seinen Stichen angewendet; wem gehört aber das Wappen im andern Schilde an? Es ist wahrscheinlich, dass wir es mit dem Familienwappen der Gemahlin des alten Dürer zu thun haben, denn dem heraldischen Gebrauche gemäss pflegten die Wappen von Mann und Frau eben dergestalt verbunden zu werden; als Regel galt in solchen Fällen, dass der Giebelschmuck des Mannes die beiden vereine, während derjenige der Frau weggelassen wurde. Hier stehen wir offenbar einem solchen Falle gegenüber. Nur kann noch die Frage aufgeworfen werden, was auf dem einzelnen Bilde des alten Dürer das Wappen seiner Frau zu suchen habe? Ein anderer Maler hätte es gewiss nicht hingemalt: der eigene Sohn aber that es aus zärtlicher Aufmerksamkeit.

Das zweite Wappen gehört also der Mutter unseres Künstlers, Bar-

bara Holper an, wie dies auch von Thausing angenommen wird. Der Name Holper selbst aber ist noch immer nicht klargestellt. Im Tagebuche unseres Künstlers las man ihn «Haller», was aber auch dem Missdeuten eines Buchstaben der schwerfälligen Schrift beigemessen werden kann; umsomehr, da Thausing in den städtischen Büchern Nürnbergs überall «Holper» gefunden hat. Dem entgegen kann der Name ursprünglich doch Haller gelautet haben und (wie Herr Ludwig Haan in einem an mich gerichteten Briefe bemerkt,) der Name Holper als Spitzname zu fassen sein. Meister Hieronymus mochte etwas holpern oder humpeln, daher der Name.

Die Nürnberger Familie Haller hat ein anderes Wappen. Andererseits ist es richtig, dass dieselbe Familie mehrere Zweige und in Folge dessen auch mehrere Wappen hat. Ein definitiv festgestelltes Wappen der Familie Holper kennen wir nicht. Vielleicht ein Grund mehr, dasjenige neben dem des alten Dürer als solches anzuerkennen.

Am Schlusse sei noch einer heiklen Frage Erwähnung getan. Die allgemeine Ansicht ging dahin, dass die Gemahlin des jüngeren Albrecht Dürer, Agnes Frey, ein zänkisches und launenhaftes Frauenzimmer gewesen sei,) welches das Leben des grossen Künstlers verkürzte. Aus dem Uebereinstimmen verschiedener Daten muss auf die Richtigkeit dieser Ansicht geschlossen werden, insofern wenigstens, dass zwischen den Gatten keine glückliche Eintracht herrschte. Inwiefern zur Verschlimmerung des Verhältnisses die Kinderlosigkeit ihrer Ehe beitrug, vermag ich nicht zu bestimmen; das eine steht aber fest, dass ein Mann von so tiefer Empfindung, wie Dürer war, der seine Mutter so schwärmerisch geliebt hat, in seinen Aufzeichnungen gleich jener auch seiner Frau gedacht hätte, wenn diese sonst seine Liebe verdient hätte. Dies geschieht aber weder im Tagebuche, noch in seinen Briefen. Es ist wahr, wir finden auch *wider* sie kein Wort — damit hätte er sich selbst gerichtet — aber er lobt sie auch nie. Und das Schweigen ist in diesem Falle von beweisender Kraft. Jenen, welche das Gegenteil behaupten, rufe ich nur die niederländische Reise Dürer's ins Gedächtniss, wobei ihn auch seine Frau begleitete. In dem darüber geführten Tagebuche finden wir pünktlich verzeichnet, wann er zu Hause speiste und darunter finden sich nur spärlich Fälle, wo dies in der Gesellschaft seiner Frau geschah. Auch aus anderen Bemerkungen des Tagebuches ist deutlich zu ersehen, dass er das Daheim mied. Er erwähnt nur eines einzigen Falles, wo er zu einem Feste, das ihm zu Ehren gefeiert wurde, auch seine Frau mitnahm.

Nachdem wir im Vorhergehenden mit der Abstammung und Familie Dürer's bekannt geworden, wollen wir nun einen Blick auf seine Kunsttätigkeit werfen. Die Welt, in welcher Dürer geboren wurde und lebte, seine Erziehung und seine Studien waren deutsch; daher mag es auch kommen, dass die lange Reihe seiner Schöpfungen einen so prägnanten Ausdruck

deutscher Gesinnung zeigt, wie auch, dass seine ganze künstlerische Individualität zur höchsten und unnachahmlichsten Krönung der deutschen Malerei geworden. So die allgemeine Ansicht. Und doch kann der eigentümliche Charakter seiner Kunst nicht so ganz deutsch genannt werden; besitzt er doch etwas von jener orientalischen Urkraft, die ihre regenerirende und befruchtende Wirkung auf die abendländische Cultur nie ganz verloren hat. Und dieser orientalische Charakter, diese Urkraft in Dürer's Kunst — warum sollten sie ihre Begründung nicht im ungarischen Blute haben, das in seinen Adern, erst einmal vermengt, rollte?

Dürer gehört noch ganz der Renaissance an. Er steht wenigstens unter der Einwirkung der Ideen, welche die Wiedergeburt der Kunst hervorgerufen haben. Er nimmt Teil an allen geistigen und künstlerischen Bewegungen seines Zeitalters. Schon früh hat er sich auf das Studium der Antike verlegt. Als ein Beweis dessen können, ausser seinem Orpheus, auch die im Wiener Albertinum befindlichen Bacchanalien und der Kampf der Tritonen angeführt werden. Dann vollendet er in Italien die classische Bildung seines Talentes. Die Früchte der venetianischen Reise lassen sich sowohl in der Feinheit des Geschmackes als auch in der anatomischen Treue aller seiner späteren Compositionen erkennen. Zum glänzendsten Belege des hier Gesagten brauchen wir blos auf den berühmten Holzschnitt «der Triumphzug des Kaisers Maximilian» zu verweisen, der zu den vorzüglichsten Erzeugnissen deutscher Renaissance gehört. Nichtsdestoweniger ist Dürer vielleicht der erste und entschiedenste Naturalist. Neben dem Studium der Formen und Denkmäler der Antike, nimmt er zum Vorwurfe seiner Kunst das Leben selbst. Er zeichnet und malt den Menschen, den Baum, die Blume und die Wolken so, wie er sie vor sich leben und vorbeiziehen sieht und idealisirt sie nur insofern, als dies die in seiner Seele lebende künstlerische Harmonie verlangt.

Die künstlerische Art und Weise Albrecht Dürer's ist von epochemachender Bedeutung. Er übte sich schon in seiner Jugend nicht allein in der Malerei, sondern auch im Holz und Kupferschnitt, und sein Genie war hier ebenso bahnbrechend wie drüben. Er war der erste, der beim Kupferstechen neben dem Grabstichel auch die Radirnadel und das Aetzen anwandte und dadurch diesen Kunstzweig vervollkommnete. Er erfand die Copirscheibe wie auch das Verfahren, Holzschnitte in zweierlei Farben zu erzeugen. Auch einige, bei der Construirung der malerischen Perspective zur Anwendung kommende Vorrichtungen haben ihn zum Erfinder. Er war es, der den deutschen (sogenannten «gothischen») Lettern eine gefälligere Form verlieh und sie in Gebrauch brachte. Seine wenigen Oelgemälde gehören zu den Schätzen der betreffenden Bildergalerien. Die ganze Kraft und Schönheit seiner Kunst culminirt aber in den unübertrefflichen Stichen, die er hinterlassen. Unter seinen Kupferstichen müssen in erster Reihe genannt werden: Fortuna,

Melancholia, Adam und Eva im Paradiese, der Ritter, Tod und Teufel, die Enthaltsamkeit, Sct. Hubertus, Sct. Jeremias etc. Von seinen Holzschnitten sind die Visionen des h. Johannes, das Leben Mariae, Apokalypsis, die kleine und die grosse Passion (jene in 13, diese in 37 Blättern) die berühmtesten. Ausserdem war er auch literarisch tätig. Von seinen beiden Büchern erteilt das eine «Etlichen Underricht zur Befestigung der Stet, Schloss und Flecken», während das andere von den Verhältnissen des menschlichen Körpers handelt. («Hierinnen sind begriffen 4 Bücher von menschlichen Proportionen.»)

Wohlgemuth, diese hervorragende Gestalt der altdeutschen Schule, der Lehrer Dürers, gehört noch ganz der gotischen Kunst an und seine Schöpfungen werden durch seine Altarschnitzlerei oft eckig gemacht. Dürer ist der erste, der die runden Formen und den edlen Geschmack der Renaissance in die Kunst einführt. Wie in Italien Raffael, so malt er im Norden seine erhabenen Madonnenbilder mit immer neuer, nie ermüdender Phantasie. Nichtsdestoweniger bricht sich auch hier der Geist der deutschen Reformation Bahn, wie Thausing sagt: «Dürer's Madonna hat nicht die Selbständigkeit, nicht die Anmut und den sinnlichen Reiz, wie die der italienischen Meister. Auch den Heiligenschein hat sie bald abgelegt. Es ist die Nürnberger Mutter, wie sie leibt und lebt. In der Nürnberger Wochenstube, voll von dienstfertigen Gevaterinnen, erblickt sie das Licht der Welt; sie trägt sich als ehrbare deutsche Bürgersfrau bis auf die Hängetasche und den Schlüsselbund. So sitzt sie spinnend und weifend in der Werkstätte Josephs, des Zimmermanns, oder mit einem Buche in der Hand in der Landschaft, umgeben von einer sanften nordischen Tierwelt oder von geschäftigen Engelskindern. Und diese Engelein sind, so wie der kleine Jesusknabe, wirkliche spielende Kinder ohne Altklugheit und Sentimentalität. Dürer's Maria kennt nur ein Gefühl, das der Liebe zu ihrem Sohne. Sie säugt ihn in stiller Freude, sie bewundert ihn auf ihrem Schoosse; sie herzt und presst das Kind, unbekümmert darum, ob ihr das auch gut steht, ob sie dabei bewundert wird. Und diese Mutterliebe wächst mit dem Sohne gross, genährt an der Verehrung für ihn; doch auch an Kummer und Leid um ihn. Darum blüht ihr auch nicht wie in Italien die ewige Jugend der alten Götter. Sie wird alt und gebrechlich, da sich sein Geschick erfüllt. Als Matrone breitet sie die Arme über die Leiche des gemarterten Sohnes und ohnmächtig von übergrossem Schmerz liegt sie am Fusse des Kreuzesstammes. Wer da noch Schönheit und Grazie vermisst, der darf nur aus seinen Wünschen keine Anklagen gegen Dürer und die deutsche Kunst ableiten.» Aber dass sich Dürer nie gänzlich von den gebundenen, mitunter eckigen Formen und der ungelenken Darstellungsweise der altdeutschen Schule loslösen konnte, daran trägt die Einwirkung Wohlgemuths die Schuld, davon er, gerade so wie von den Erinnerungen seiner Kindheit nie frei zu werden vermochte. Und hierin fusst jener eigentümliche, sich von allen anderen unterscheidende Charakter-

zug in Dürer's künstlerischer Darstellungsweise. In seinen Adern fliessen noch Tropfen jener regenerirenden Urkraft, von der wir oben gesprochen; sein zweites Vaterland, seine Studien sind deutsch; und beide Elemente werden belebt, zur Vervollkommnung gereift durch das Studium der Antike und durch den unauslöschlichen Eindruck seiner venetianischen Reisen.

Wenn wir im Genie Dürer's etliche Beziehungen und Resultate seiner Abstammung anerkennen müssen, um wie viel interessanter wäre es, auch in seiner Kunst, wenn auch noch so unbedeutende, atomhafte Spuren ungarischer Herkunft zu entdecken? Viele werden dies ungereimt finden; war Dürer selbst ja nie in Ungarn! — Und doch versuchen wir es, den spärlichen, verwischten Fusstapfen zu folgen, welche vom grossen deutschen Meister zu uns führen; mit welchem Erfolge, mag der Beurteilung Anderer anheimgestellt werden. Vorher müssen wir aber noch jener Denkmäler seiner Kunst gedenken, welche hierzulande von ihm aufbewahrt werden. Abgesehen davon, dass sich mit seiner Person und seiner Kunsttähigkeit das wissenschaftliche Publicum von jeher mit der grössten Vorliebe befasst hat und dass über seine Abstammung bereits die »Wissenschaftliche Sammlung« (Tudományos Gyüjtemény) verschiedene Artikel bringt, rühmen sich auch unsere öffentlichen und Privatsammlungen einer bedeutenden Anzahl seiner Werke.

Wie bereits erwähnt, sind seine Gemälde äusserst selten, nichtsdestoweniger besitzt unsere Nationalgallerie ein solches von ihm, das das Porträt eines jungen Mannes darstellt. Daselbst wird auch eine, fast vollständige Sammlung seiner Kupfer- und Holzschnitte aufbewahrt. Noch viel schätzbarer als diese sind jedoch jene Originalhandzeichnungen und Skizzen Dürers, von welchen genannte Galerie ebenfalls eine bedeutende Anzahl besitzt. Zufolge der Bemessenheit des uns zur Verfügung stehenden Raumes können wir hier leider auf dieselben nicht näher eingehen; nur das Eine muss hervorgehoben werden, dass dort unter anderen auch eine prachtvolle Federskizze zum Ecce homo zu finden ist. Von Privaten besitzen die Pressburger Hullot'sche Sammlung, die Graner Domherren Josef v. Dankó und Franz v. Maszlaghy, Dr. Emerich Henszlmann, Leonhard v. Gollok und Franz v. Pulszky schätzbare Schnitte von Dürer.

Als ich nach vaterländischen Beziehungen in der Kunsttätigkeit Dürers forschte, fiel mir vor Allem der in der Schedel'schen Nürnberger Chronik sich vorfindende und die Stadt Ofen darstellende farbige Holzschnitt auf. Wie allgemein bekannt, wurden zu diesem in seiner Zeit alleinstehenden Werke sämmtliche Holzschnitte im Atelier Wohlgemuths, vom alten Michael Wohlgemuth und Wilhelm Pleydenwurff eigenhändig hergestellt. Da die Landschaftsmalerei dazumal noch sehr wenig ausgebildet war — insofern dieselbe ihren späteren grösseren Aufschwung eben erst unserem Dürer zu verdanken hat — wurde die grösste Anzahl der in dieser Chronik vorkommenden


BVDA

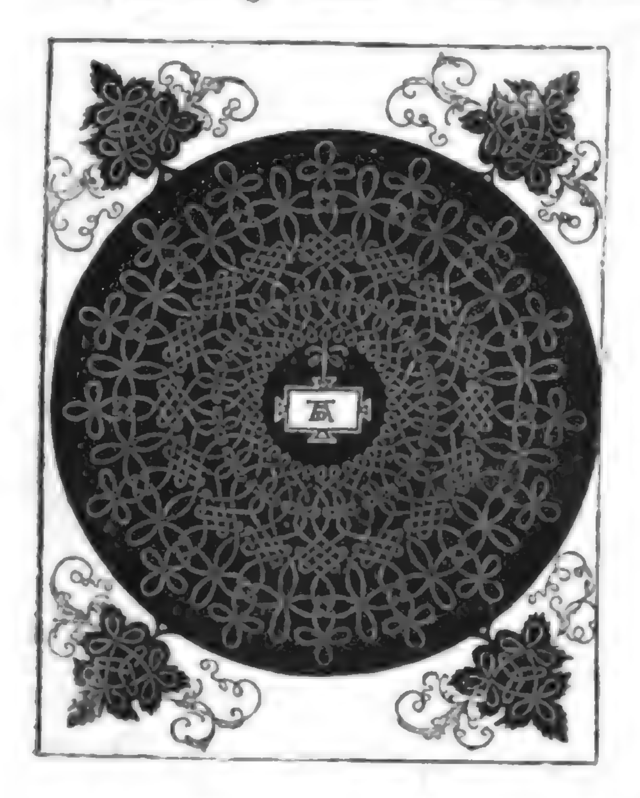
Städteansichten meist nach freier Phantasie gezeichnet und entbehrte so jedweder Aehnlichkeit und Glaubwürdigkeit.

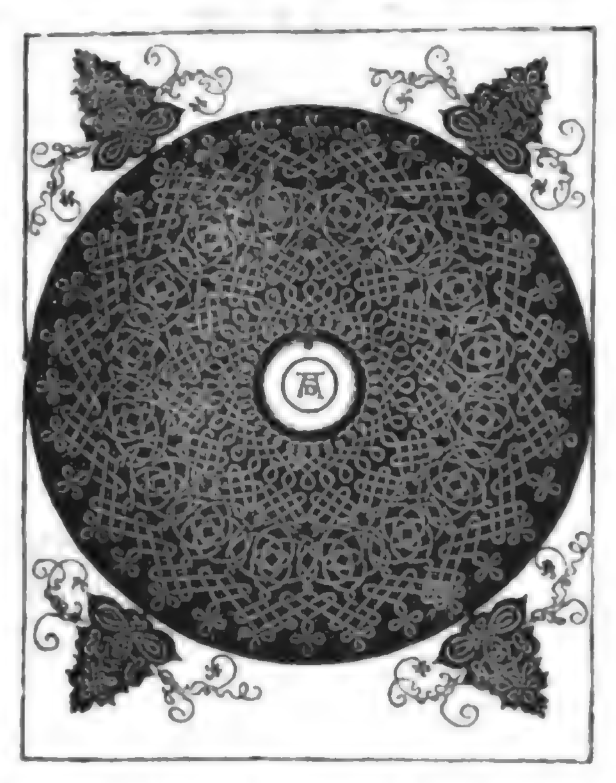
Umsomehr muss es uns auffallen, dass jenes Bild von Ofen, den damaligen Verhältnissen entsprechend, vollkommen befriedigend ist und besonders in topographischer und geographischer Hinsicht eine ganz gute Ansicht der Stadt giebt. Dass die Herausgeber der Weltchronik speziell wegen dieses Bildes einen Zeichner nach Ofen geschickt hätten, daran ist gar nicht zu denken; thaten sie doch dies auch bei weit wichtigeren Orten nicht. Es liegt also auf der Hand, dass dieses Bild auf irgend welche Weise aus Ungarn gekommen war. Auf welche Weise und durch wen, wird gleich festgestellt werden können, wenn wir das in Rede stehende Bild auf den Zeitpunkt seiner wahrscheinlichen Entstehung hin etwas näher betrachten.

Die Weltchronik wurde 1490 begonnen und erschien zu Beginn des Jahres 1494. Die Festung Ofen wird auf dem darin vorkommenden Bilde noch ohne Ringmauer dargestellt: nur das königliche Schloss erscheint von einer solchen umgeben. Wir wissen, dass die Ringmauer Ofens unter König Mathias begonnen wurde, der im J. 1490 starb. Da aber auf der besprochenen Ansicht der Schedelschen Chronik gar keine Ringmauer wahrzunehmen ist, so ist es offenbar, dass die Aufnahme der Veröffentlichung der Chronik bedeutend, vielleicht um ein ganzes Menschenalter, vorangegangen sein musste. Der Goldschmied Dürer der Aeltere liess sich 1455 in Nürnberg nieder. Als Geselle hatte er gewiss schon in Ungarn ein Muster- und Skizzenbuch besessen, darin er nicht nur Motive zeichnete, sondern auch sonst Bemerkenswertes skizzirte. Das Bild der bezeichneten Hauptstadt des Landes mochte ihm gewiss als solches erscheinen; er zeichnete sie, auf seiner Durchreise, vielleicht auch mit dem Gedanken, den Vorwurf später auf irgend einer Silberschüssel als getriebene Arbeit zu verwerten. Als der junge Dürer zu Wohlgemuth in die Lehre ging, was war da natürlicher, als dass er das Skizzenbuch seines Vaters ohne weiteres in Beschlag nahm; da er nun darin die Ansicht der Stadt Ofen fand, zeigte er sie seinem Meister gerade zu der Zeit, wo die Vorarbeiten zur Herausgabe der Weltchronik begannen. Auch ist es nicht ausgeschlossen, dass er das Bild künstlerischer gestaltete (er war ja damals (1490) schon im Begriffe seine Wanderjahre anzutreten) und es erst so Wohlgemuth übergab, der es später in Holz schnitt. Ich meinerseits bin überzeugt, dass die Ansicht von Ofen durch die Familie Dürer in die Nürnberger Chronik gelangt ist.

Eine noch interessantere und näher liegende Beziehung Dürers zu unserem Lande bietet der folgende Umstand. Es ist bekannt, dass wie überhaupt die Kunst der Renaissance, so auch Dürer selbst ein echtes Universalgenie war, das sich nicht nur mit der höheren Malerei, mit dem Holz- und Kupferschnitt befasste, sondern auch Pläne zu Festungen, öffentlichen und Privatgebäuden verfertigte; auch zeichnete er, wenn es darauf ankam,

Wappen und Muster zu Goldschmiedearbeiten, illustrirte Gebet- und Versbücher oder entwarf kleine Lesezeichen. In solchen Kleinigkeiten häufte er, gestützt auf seine wunderbar reiche Phantasie und technische Fertigkeit, eine grosse Menge der schönsten Ornamente zusammen. Oft zeichnete er mit besonderem Geschick und grosser Vorliebe die bei uns allgemein bekannten Schnörkel, deren Bedingniss in der Handfertigkeit liegt, denn nachzeichnen lassen sie sich nicht. Wir erinnern nur an die Urkunden des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, in welchen wir echte Bravourstücke des Gänsekiels bewundern können. Von solchen Schnörkeln Dürers stechen besonders vier Täfelchen hervor, in deren Mitte sich wie gewöhnlich sein Monogramm befindet; der übrige Raum ist dann mit solchen Schnörkeln in augenblendender





Weise über und über bedeckt. Das Ganze mochte für die Rückseite eines Buches oder eines Blattes bestimmt gewesen sein.

Die deutsche Fachliteratur findet keine Grenzen im Lobe der darin sich offenbarenden wunderbaren Phantasie; auch findet sie hier mystische orientalische Reminiszenzen. Andrerseits finden sich aber Gelehrte, die in diesen Motiven den Einfluss Lionardo da Vinci's nachweisen wollen. Mir, meinerseits, kamen diese Motive vom ersten Augenblicke an äusserst bekannt vor. Als ich dann diese Kreise einer näheren Untersuchung unterzog, fand ich, dass ein jeder derselben von 16 sogenannten «vitézkötés» (eine Art Schnurband) zusammengesetzt sei, wie wir dieselben als Verzierungen auf der ungarischen Nationaltracht noch immer sehen und wie sie auch schon zur Zeit Dürer's hierzuland angewandt wurden.

Der Vater Dürer's hatte seine Lehrjahre zu Békés-Gyula in Ungarn

beendet. Der geschickte Geselle bemerkte die technische Vollendung, die in diesen volkstümlichen Motiven vor ihm lag, und beeilte sich dieselben in sein Musterbuch einzutragen. Von hier hat sie der Sohn entnommen und in geniale Compositionen verarbeitet. Dies ist, meiner bescheidenen Ansicht nach, die Erklärung der Rolle dieser Motive in der Kunst Dürers.

Der grösseren Sicherheit halber aber wünschte ich noch ähnliche Motive aus dem Comitat Békés selbst zu sehen, wo sie auch der alte Dürer gezeichnet hatte, und darum ersuchte ich Herrn Franz Juhász, seines Zeichens ehrlichen Schneidermeister in Békés-Csaba, er möge mir einige Muster von *vitézkötés* und ähnlichen Schnörkeln zusenden. Als ich dann die durch ihn mit freundlicher Zuvorkommenheit gezeichneten und in dortiger Umgebung für alle Arten von Männerkleidern seit Jahrhunderten verwendeten Verzierungen mit den Dürer'schen Schnörkeln verglich, fand ich, dass die beiden sowohl in ihren Grundlinien als auch in ihren Verschlingungen und in der Technik der Ausführung vollständig übereinstimmen.



Nachdem wir nun zur ungarischen Abstammung des grossen Künstlers einige sozusagen aus dem National-Temperamente fliessende Gründe angeführt, beeilen wir uns, das schon in der Einleitung Gesagte zu wiederholen, dass unsere obigen Reflexionen durchaus nicht als Chauvinismus aufzufassen seien und dass wir willig der Ansicht beipflichten, dass Albrecht Dürer einer der grössten deutschen Künstler gewesen war und dass seine Grabschrift vollkommen Recht hat:

Qvicquid Alberti Dvreri Mortale
Fvit, svb hoc conditvr Tvmvlo.

Auf dem Kirchhofe zu Sct.-Johannes in Nürnberg ruhen nur die sterblichen Reste Dürers; was in ihm unsterblich gewesen, lebt noch heute unter uns. Die Blüten seiner Kunst werden von unverwelklicher Frische bleiben.

Dr. Johann Szendrei.

DER DRITTE BAND VON FRANZ DEÁKS REDEN.

Soeben ist von dem wertvollen Sammelwerke Emanuel Kónyi's, das die Reden Franz Deáks in bisher nicht geahnter Vollständigkeit enthält, der 616 Seiten starke dritte Band erschienen,* welcher die für die Geschichte Ungarns und der ganzen Monarchie entscheidenden Jahre 1861—1866 umfasst. Aber in noch grösserem Maasse, als bei den ersten beiden Bänden, bilden in diesem dritten Bande die Reden Deáks nur einen kleinen Teil des reichen und wertvollen Inhaltes dieser Sammlung. Dem beispiellos orientirten, von rastlosem Eifer beseelten Herausgeber schwebte ein höheres Ziel vor: er wollte Deáks Reden nicht blos sammeln und veröffentlichen, er wollte dieselben auch *erklären,* durch Aufnahme bisher unbekannter, aus handschriftlichen Memoiren zeitgenössischer Politiker entnommener Actenstücke und Aufzeichnungen, durch Mitteilung mündlicher Berichte einflussreicher Mitarbeiter Deáks illustriren, wirklich verständlich machen. Und dies ist Kónyi in einem Maasse gelungen, dass sein Buch ein Quellenwerk ersten Ranges genannt werden muss, dessen Wert noch wesentlich erhöht wird durch die erstaunliche Objectivität, mit welcher der Herausgeber hinter den Tatsachen der Geschichte und den Zeugenaussagen der Staatsmänner verschwindet. Wir hören Deák und Andrássy, Lónyay und Gorove, die ungarischen Conservativen und die österreichischen Centralisten, — aber nirgends hören wir Emanuel Kónyi, den bescheidenen Sammler, dessen Verdienst doch über die Bedeutung eines einfachen Herausgebers weit hinausgeht.

Der vorliegende Band überragt die ersten beiden nicht weniger lehrreichen und wichtigen Bände der ausgezeichneten Sammlung sehr wesentlich an Interesse und Bedeutsamkeit. *Die Geschichte des Ausgleiches,* welche den eigentlichen Stoff des Bandes bildet, ist eben ein so entscheidendes Capitel in der jüngsten Geschichte der Monarchie, dass demselben die grösste Teilnahme nicht nur des Historikers und Staatsmannes, sondern auch weitester Kreise entgegenkommt. Der Band beginnt mit der Rede, welche Franz Deák am 11. März 1861 vor seinen Wählern in der inneren Stadt Budapests gehalten hat, als dieselben ihn zum Abgeordneten des endlich einberufenen Reichstages gewählt hatten, und schliesst mit der hier zum ersten Male authentisch erzählten geheimen Begegnung Deáks mit dem Könige nach der Schlacht bei Königgrätz am 19. Juli

* *Deák Ferencz beszédei. Harmadik kötet, 1861—1866. Összegyüjtötte Kónyi Manó.* Budapest, 1889. Franklin-Verein.

1866. Welch eine Periode gewaltigster historischer Momente liegt zwischen diesen beiden Daten! Wie schroff stehen die Parteien einander anfangs gegenüber, wie schwankt das Zünglein der Wage nervös hin und her, wie scheint oft das Ziel erreicht, um immer wieder vereitelt zu werden, bis endlich die blutige Entscheidung auf den böhmischen Schlachtfeldern den Frieden zwischen Volk und König zur Thatsache macht! Die Entwickelung der Dinge seit jenen Tagen war eine rapide, an Ereignissen so überreiche, dass uns diese kaum mehr als zwei Dezennien hinter uns liegende Vergangenheit bereits wie ein «Märchen aus alten Zeiten» anmutet. Und trotzdem lesen wir die Aktenstücke dieses Bandes mit gespanntester Aufmerksamkeit und verfolgen den Schritt des Weltgeistes, der auch hier sein gewaltiges Wehen spüren lässt, mit einer an Andacht grenzenden Teilnahme. Welche Fülle von Lehren enthält dieses kleine Stück modernster Geschichte für Fürsten und Völker! Und wie erhebt sich neuerdings die imposante Gestalt des einzigen Mannes, Seite um Seite, höher und höher, der wie der stehende Pol in der Erscheinungen Flucht, das fest fixirte Ziel im Auge, unentwegt und sicher auf der eingeschlagenen Bahn fortschreitet und schliesslich die reife Frucht vom Baume bricht! In der That, ein glänzenderes Denkmal ist kaum denkbar, als Franz Deák in dieser objectiv ruhigen Darstellung seines epochalen, segensreichen Wirkens gefunden hat.

Ein Auszug aus diesem Bande ist kaum möglich; wäre man doch versucht, Alles mitzuteilen, denn Alles ist überaus interessant. Wir beschränken uns daher auf die Mittheilung einiger bisher unbekannter oder nicht genügend aufgeklärter Momente.

Am 11. März 1861 hielt Franz Deák seine Rede an die Innerstädter Wähler, und nun begann sofort der Kampf der Parteien und Interessen. Das neugewonnene constitutionelle Leben war noch unreif, noch schwankend in seinen Grundlagen. Gleich zu Anbeginn war Alles nahe daran zu scheitern. Der König bezeichnete Ofen als den Versammlungsort des Reichstags. Die Abgeordneten wollten dem G.-A. IV : 1848 Geltung verschaffen, dessen erster Paragraph klar und deutlich Pest als den Sitz des Reichstages bezeichnete. Schon diese erste Schwierigkeit schien unüberbrückbar. Die ungarischen Ratgeber der Krone konnten nur soviel erreichen, dass die Session in Ofen begonnen und dann in Folge einer besonderen, auf Opportunitätsgründe sich stützenden Petition des Reichstages an den König in Pest fortgesetzt werden dürfe. Damals spielte der Judex curiæ Graf Georg Apponyi die vermittelnde Rolle; er besprach mit Deák, dass eine Privatconferenz von Abgeordneten und Oberhausmitgliedern in dieser Angelegenheit eine Adresse an Se. Majestät richten werde. Dies geschah auch, aber ohne Erfolg. Graf Apponyi wurde zum königlichen Reichstags-Commissär ernannt und erhielt zwei Tage vor Eröffnung die strikte Weisung, die Verlegung von einer offiziellen Eingabe des Reichstags abhängig zu machen. Hierauf beschloss

Graf Georg Apponyi auf eigene Verantwortung zu handeln. Er that den Reichstagsmitgliedern kund, dass die Eröffnung in Ofen, die Sitzung aber in Pest stattfinden würde. Und so geschah es auch; nach der in Ofen am 6. April 1861 abgehaltenen Eröffnungsrede Apponyi's eilten die Reichstagsmitglieder nach Pest, wo für die Abgeordneten der Museumsaal, für das Oberhaus der grosse Lloydsaal als Sitzungssäle improvisirt wurden. Apponyi reiste noch denselben Abend nach Wien, um sich mit dem Hinweis auf den grossen Ernst der Lage zu entschuldigen. Wie erstaunte er, als er nicht nur keinen Verweis erhielt, sondern der Monarch ihm die grösste Befriedigung über den glänzenden Erfolg der Reichstagseröffnung ausdrückte. Von der Ignorirung des Hofbefehls war niemals mehr die Rede und so war man durch die glückliche Kühnheit des Judex curiæ über die heikle Frage hinweggekommen, obzwar nicht mehr als etwa achtzig Abgeordnete, darunter Deák in einfachem Comfortable, zur Eröffnung des Reichstages nach Ofen gingen. Den starren Achtundvierzigern war auch die geringste Concession zu viel.

Es kam nun der berühmte Kampf zwischen den Parteien, ob die königliche Tronrede durch eine Resolution oder eine Adresse beantwortet werden sollte? Es war ein mannigfach wechselnder, dramatisch interessanter Kampf, dem ein so edler Geist, wie Graf Ladislaus Teleki, zum tragischen Opfer fiel. Es war das erste Blut, das unsere junge Freiheit kitten musste.

Auf Einladung Paul Nyáry's — erzählt Kónyi — beriet eine grosse Anzahl von Abgeordneten vom 11. bis 16. April über die Form der Antwort auf die Thronrede. Man konnte sich nicht einigen. Die Adresspartei trennte sich unter Führung Gorove's von der Beschlusspartei. Letztere, die im Komitatshause tagte, zählte Ende April die Häupter ihrer Lieben und siehe es waren ihrer mehr als 150 von 308 verifizirten Abgeordneten. Die Adresspartei, welche ihr Quartier im Hôtel de l'Europe hatte, gebot über 136 Stimmen. Die Mehrheit schien demnach der Beschlusspartei gesichert. Letztere entsandte eine aus den Herren Graf Ladislaus Teleki, Koloman Tisza, Paul Nyáry, Baron Friedrich Podmaniczky und Josef Madarász bestehende Commission behufs Ausarbeitung eines Beschlussentwurfes, der ziemlich radikal ausfiel.

Die Sache nahm jedoch sofort eine andere Wendung, als Franz Deák's Adressentwurf unter der Hand bekannt wurde. Sofort einigte sich die Beschlusspartei auf Antrag des Grafen Eduard Károlyi, das Wesen, wenn auch nicht die Form des Deák'schen Entwurfes anzunehmen. So durchschlagend zeigte sich das Genie Deák's gleich von Anbeginn. In diesen Zeitpunkt fällt der sensationelle Selbstmord des Grafen Ladislaus Teleki, den die Quellen Kónyi's in verschiedener Weise erklären. Wir recapituliren kurz einige bekannte Tatsachen. Graf Ladislaus Teleki, ein Mitglied der ungarischen Emigration, wurde am 17. December 1860 von der sächsischen Polizei in Dresden in Haft genommen und der österreichischen Regierung

ausgeliefert. In Wien vor den Monarchen geführt, sagte dieser zu ihm: «Ich weiss Alles, was Sie seit 11 Jahren gegen mich und meine Dynastie gethan; ich kenne die feindselige Gesinnung, welche Sie gegen mich bekundet haben. Ich verzeihe Ihnen. Sie können sich im Lande frei bewegen. Nur enthalten Sie sich vorläufig jeder politischen Tätigkeit!» Als Graf Teleki frug, ob ihm auch auf gesetzlichem Boden die politische Tätigkeit untersagt sei, bejahte Se. Majestät dies. Kurze Zeit darauf hielt sich Graf Teleki seiner Pflicht ledig, nachdem ihm der König ein Einberufungsschreiben zum Oberhause gesandt hatte. Der Abonyer Bezirk wählte ihn zum Abgeordneten und der Reichstag erkannte ihn als Haupt der Beschlusspartei an. Am 8. Mai sollte Deák den Antrag auf eine Adresse, L. Teleki seinen Beschlussantrag dem Hause vorlegen. In der Nacht zwischen 7. und 8. Mai endete jedoch dieser sein Leben durch einen Pistolenschuss. Auf Franz Deák's Wunsch wurden die Sitzungen des Reichstages bis nach dem Begräbniss vertagt.

Ueber die Motive des Selbstmordes lässt Kónyi, wie gesagt, verschiedene, einander entgegengesetzte Stimmen sprechen. Nach einer Auffassung litt Teleki an dem Widerspruche zwischen seinem dem König gegebenen Worte und seiner Vergangenheit als Emigrant. Man warf ihm von aussen vor, seine Verhaftung in Dresden sei eine abgekartete Sache zwischen ihm und dem Wiener Hofe gewesen; das Casino dagegen quälte ihn mit dem Vorwurfe des Wortbruches gegen den König. Um die Anschuldigungen seiner auswärtigen Freunde zu entkräften, stellte er sich an die Spitze der Beschlusspartei, obzwar er im Innersten schon entschlossen war, nach der Niederlage der Beschlusspartei, die er wünschte, zu Franz Deák überzugehen. Es erging ihm aber, wie dem Lehrling im «Hexenmeister». Die Geister, die er rief, wurde er nicht los. Die Beschlusspartei wuchs zusehends und damit auch seine Aufregung über seine fausse position. Dazu kam, dass er von 7 Uhr Morgens bis in die sinkende Nacht von Provinzdeputationen gequält wurde und kaum um 2 Uhr nach Mitternacht zur Ruhe kommen konnte. Alles steigerte seinen nervösen Zustand im Monat April, bis die Katastrophe im Monat Mai eintrat.

Anders und glaubwürdiger wird die Sache von anderen Quellen Kónyi's dargestellt.

Danach war Teleki ein Revolutionär nach wie vor. Er hielt selbst die Resolution für nicht weitgehend genug, er wollte ein Manifest an die Nation und Europa gerichtet wissen. Seine Freunde mussten ihm sagen, dass dies nur dann möglich sei, wenn die Nation 24 Stunden nach dem Erlass des Manifestes zu den Waffen greifen würde. Uebereinstimmend hiemit erzählt Pulszky in einem Briefe an Kónyi, dass Teleki mit Kossuth und Klapka vor Ausbruch des 1859-er Krieges ein nationales Directorium gebildet habe und mit Cavour, sowie mit Napoleon III. in directer Verbindung war. Dieses Directorium versprach die Mitwirkung Ungarns beim

nächsten, für den Frühling des Jahres 1861 in Aussicht genommenen Krieg, Klapka schickte sich zu einer Reise nach Bukarest an, um von dort in Siebenbürgen einzufallen. Ludvigh war in Belgrad und wollte sich durch Türr ablösen lassen. Alles glaubte an den Ausbruch des Krieges im Frühjahr 1861. Dazwischen fiel nun die Verhaftung des Directoriumsmitgliedes Teleki. Freigelassen, musste er einen leidenschaftlichen Brief Kossuth's und die heftigsten Vorwürfe der Emigration über sich ergehen lassen. Die Conservativen bezichtigten ihn des Wortbruches gegen den König. Der Krieg blieb aus und er erschien nun den Einen als wortbrüchig, den Andern als Bethörer. Um diesem qualvollen Zustande ein Ende zu machen, drückte er die Pistole gegen sich ab. Soweit Pulszky .... Auch in dieser Erklärung klafft noch eine Lücke. Es lässt sich Alles viel einfacher erklären, wenn man sich Teleki insgeheim noch mit Umsturzplänen beschäftigt denkt. In einer Versammlung bei Paul Almásy — erzählt Kónyi — übernahm Teleki kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat die Führerschaft der mit der Emigration in Beziehung stehenden Partei, doch nur unter der Bedingung, dass er wisse, auf wen er zählen könne. Er sagte, er wisse aus sicherer Quelle, dass Napoleon uns beistehen wolle, wenn er dessen gewiss sein könne, dass Ungarn sich nie mit Oesterreich aussöhnen werde. Er frage also die Anwesenden, wie weit sie mit ihm gehen wollen?

«Hierauf entstand tiefe Stille. Endlich ergriff das Wort Graf Julius Andrássy. Er erklärte, seit seiner Rückkehr im Jahre 1858 nichts von dem Treiben der Emigranten gewusst zu haben. Was Napoleon betreffe, so glaube er nicht an seine Hilfe. Auch wäre seine Tendenz eine grundverschiedene. Er (Andrássy) wolle die aufrichtige Versöhnung Ungarns mit der Dynastie. Er werde daher Teleki auf seinen Weg keineswegs folgen. Sollte jedoch eine Revolution unvermeidlich sein, werde er auch unter den Uebrigen sein.»

Aus den letzteren, gewiss authentischen Mitteilungen scheint uns als das Wahrscheinlichste hervorzugehen, dass Teleki nach wie vor die Losreissung Ungarns von Oesterreich gewollt und versucht und nachdem er von dem Scheitern seiner Pläne sich überzeugt hatte, sich selbst gerichtet habe.

Bezüglich der Abstimmung, welche eine Majorität von drei Stimmen für die Adresse ergab, geht aus den Aufzeichnungen Kónyi's hervor, dass von einem abgekarteten Spiel zwischen Adress- und Beschlusspartei nicht die Rede sein konnte, dass vielmehr die winzige Majorität das Resultat einer sehr ehrlichen, ängstlichen, von Kónyi ausführlich geschilderten Agitationsarbeit war, an welcher die Führer der Beschlusspartei keinen Teil hatten. Niemand wusste, wie die Abstimmung ausfallen würde. Ein Gewährsmann Kónyi's schreibt: «Gegen das Ende der Abstimmung wandte sich Somssich zu mir und sagte: Wir sind verloren. Ich sagte darauf: Warte nur auf den Buchstaben Z; wir haben viele Zichy's und die sind alle Pecsovicse.» Es folgte nun, nach der Annahme der Adresse, das weit ernstere Drama, *der Kampf*

gegen das von Schmerling inspirirte Rescript, der mit einer Katastrophe endigen sollte.

Eine der interessantesten Episoden in Kónyi's Buch ist unstreitig die Darstellung des Kampfes, der sich in den Hofkreisen gelegentlich der königlichen Antwort auf die Adresse des ungarischen Reichstages entspann. An diesem Kampfe nahmen die ungarischen Conservativen in hervorragender und, wir müssen es gleich sagen, in einer für sie sehr ehrenvollen Weise teil. Es ist kein geringes Verdienst des Kónyi'schen Buches, diese völlig ins Dunkel gerückt gewesenen Scenen, welche der Auflösung des 1861-er Reichstages vorhergingen, erhellt und die Stellung eines Teiles unseres Hochadels zu unserer constitutionellen Fortentwicklung völlig klargelegt und präzisirt zu haben.

Die Adresse des 1861-er Reichstages rief oben unzweifelhaft einen verstimmenden Eindruck hervor. Graf Emil Dessewffy, Graf Georg Apponyi, Georg v. Mailáth und Baron Sennyey wollten der Krone eine Formel zur Beantwortung dieser Adresse vorlegen. Sie beriefen eine Conferenz zusammen, an welcher Baron Nikolaus Vay, Ladislaus Szögyényi sen., Graf Anton Szécsen, Graf Georg Andrássy, Graf Johann Barkóczy, Graf Franz Zichy und Eduard Zsedényi teilnahmen. Die Conferenz nahm an dem vom Grafen Dessewffy vorgelegten Entwurf manche Veränderungen vor, indem sie glaubte, denselben dadurch dem Hofstandpunkte anzunähern. Man hatte sich getäuscht. Graf Szécsen legte den verbesserten Entwurf dem König vor, der darauf bemerkte: *derselbe sei nicht entschieden genug.* Hierauf verfasste Szécsen einen zweiten Entwurf, der, wie es schien, die Zustimmung des Monarchen fand und darum in die Ministerconferenz gebracht wurde. Hier aber gab es starke Opposition, Schmerling erklärte denselben für unannehmbar und zog nun seinerseits einen Entwurf aus der Tasche, den aber Baron Vay und Graf Szécsen auf das entschiedenste verwarfen und sich hierauf aus der Conferenz entfernten. Die Conservativen blieben aber hier nicht stehen, sondern Kanzler Baron Vay, Judex curiæ Graf Apponyi, der zweite Hofkanzler Szögyényi, Tavernicus Mailáth und Minister Graf Anton Szécsen reichten am 17. Juli 1861 beim Monarchen das folgende ebenso loyale, als männlich freimütige Collectiv-Memorandnm ein, in welchem sie ihre Bitten *gegen den Erlass des von Schmerling verfassten Rescriptes* vereinigten:

Ew. Majestät! In dem Augenblicke, wo Ew. Majestät im Begriffe stehen, in Betreff der Beantwortung der Adresse des ungarischen Landtages entscheidende Beschlüsse zu fassen, halten wir es für ein unerlässliches Gebot unserer Treue und unserer Pflicht, Ew. Majestät in tiefster Untertänigkeit unsere Ansichten über diese ernste und hochwichtige Frage noch einmal vorzulegen.

Wir beschränken unsere Bemerkungen absichtlich auf die specielle Frage, die vorliegt, nämlich auf den Inhalt des an den Landtag in Beantwortung der

Adresse zu erlassenden Rescriptes, da der von den nichtungarischen Räten Ew. Majestät vorgelegte Entwurf auch keine weiteren Anträge über die Lösung der ungarischen Frage enthält und keine Mittel derselben angibt.

Es handelt sich unserer Ansicht nach hier um eine spezielle Massregel, welche in der Weise entschieden, wie sie in dem Ew. Majestät zuletzt vom Minister Grafen Szécsen vorgelegten Entwurfe formulirt ist, zwar auch keine definitive Lösung enthält, aber hierin mit dem von der Majorität der Minister-Conferenz angenommenen Entwurfe zusammenfällt, jedoch darin von demselben abweicht, dass dieser unserer Ueberzeugung nach jede anderweitige Lösung, als jene im Wege der Gewalt unmöglich macht und Ew. Majestät bei Ausübung dieser, vielleicht notwendigen Massregeln materieller Macht, die ungünstigste Stellung anweist. Wenn wir ursprünglich der Ansicht waren und noch sind, dass ein passendes Mittel der Lösung in einer Fassung zu finden gewesen wäre, welche den ungarischen Landtag von dem unfruchtbaren Felde schroffer Rechtstheorien auf jenes der praktischen Verhandlungen gedrängt hätte, so bescheiden wir uns gern, dass, wenn eine ähnliche Fassung als ein Aufgeben der, von der hohen Regierung bisher festgehaltenen Standpunkte gedeutet werden wollte, eine solche angenommen werde, welche hierüber keinem Zweifel Raum geben kann.

Aber jede Antwort, welche den schroffen Rechts-Deductionen der ungarischen Adresse nur gleich trockene Ausführungen entgegensetzt, welche die Worte des einfachen Machtgebotes ertönen lässt, bevor Worte aufklärenden, väterlichen Ernstes ausgesprochen worden sind, welche alle absichtlichen oder unabsichtlichen Missverständnisse der Adresse fortbestehen lässt, ohne auf jene zahlreichen Abstufungen hinzuweisen, in denen Mittel der Ausgleichung liegen, welche endlich im starren Festhalten an der unmittelbaren Verwirklichung einer gegebenen Form, der Vermutung Raum gibt, man opfere die Sache der Form, und welche die Gebote der politischen Notwendigkeit als jene der willkürlichen Vorliebe für eine oder die andere Form der Lösung erscheinen lässt — jede solche Antwort erscheint uns als eine Gefahr für den Frieden der Monarchie, zu der wir niemals die Hand bieten könnten.

Gestatten Ew. Majestät die aufrichtige Erklärung: die Ew. Majestät von uns zuletzt vorgelegte Fassung bietet — wir gestehen es offen — gar keine Garantien des Erfolges; sie lässt aber alle Möglichkeiten offen, ohne die Grundprincipien, an denen Ew. Majestät festhalten wollen und sollen, irgendwie in der Schwebe zu lassen; sie stellt die Regierung Ew. Majestät auf das günstigste Terrain bei Ergreifung aller weiteren Massnahmen und überträgt die Fragen von dem Felde theoretischer Rechtsdeductionen auf jenes der staatsmännischen Discussion; während die entgegengesetzte Fassung nichts ist, als eine Formulirung des Bruches, dessen Ausdruck dann jedenfalls ein anderer sein müsste, als jener, der beliebt worden ist.

Die Frage der Machtvollkommenheit Ew. Majestät in Fassung der allerhöchsten Beschlüsse gegenüber Ungarn darf, unserer Ansicht nach, nie in theoretischer Weise in den Vordergrund gestellt werden. Der Theorie der Eroberung steht in Fällen, wo dieselbe der Natur der Dinge nach nicht international geregelt werden kann, die Theorie der Erhebung bei günstiger Gelegenheit entgegen; und es

ist ein Gebot der Staatsklugheit, die Machtvollkommenheit in Thaten zu wahren und zu sichern, nicht aber sie in Worten zu proclamiren. Die Macht, deren gerechte Uebung man fühlt, heilt die Wunden, die sie zu schlagen gezwungen ist, weil sie die öffentlichen Zustände sichert, indem sie ihren Verlauf regelt; die Macht hingegen, auf die man mit Worten hinweist, erbittert und verletzt und ruft die Versuchung wach, zu erproben, in wie weit die Thatsachen mit den Worten in Einklang stehen.

Geruhen Ew. Majestät diese unsere alleruntertänigsten Bemerkungen durch den Ernst des Momentes zu entschuldigen und sie allergnädigst der allerhöchsten Würdigung zu unterziehen. Es ist möglich, ja vielleicht wahrscheinlich, dass alle unsere Bemühungen, zu einer friedlichen Lösung der ungarischen Frage zu gelangen, für jetzt scheitern; lassen Ew. Majestät sie nicht in einer Weise scheitern, welche alle Möglichkeiten der Zukunft ausschliesst.

So wenig erfreulich die Aufgabe war, nach langjährigen Missverständnissen den Umschwung der Stimmung in Ungarn anzubahnen und auf die Gefahr bedenklicher Erschütterungen hin das unterwühlte und fast willenlose Land lieber auf die Bahn stürmischer, öffentlicher Erregtheit zu drängen, als den heimlichen Umtrieben und Verschwörungen der europäischen Revolution zu überlassen; so wenig die bisherigen Erfolge den gerechten Erwartungen Ew. Majestät und unseren Wünschen entsprochen haben, würden wir doch mit tiefer Betrübniss eine Wendung der Dinge sehen, welche — wie der Bruch mit dem Landtage aus Anlass des beantragten Rescriptes — auf lange Zeit hinaus jede vermittelnde Thätigkeit der Art, wie wir sie angestrebt haben, vereiteln würde. Mit Freuden würden wir dieser Thätigkeit entsagen, wenn sie durch eine günstige Entwicklung der Verhältnisse entbehrlich geworden wäre; Ew. Majestät werden aber nur einen Beweis unserer aufrichtigen Treue und Ergebenheit darin sehen, wenn wir Ew. Majestät dringend zu bitten wagen — da eine solche günstige Wendung noch nicht eingetreten ist — die Möglichkeit und Wirksamkeit ähnlicher Strebungen nicht dadurch auf lange Zeit hinaus zu paralysiren, dass Entschlüsse gefasst werden, welche den vielleicht unvermeidlichen Bruch herbeiführen, bevor dessen Unvermeidlichkeit constatirt ist.

Die Antwort auf diese Eingabe war die sofortige Entlassung Vay's und Szécsens und die Ernennung des Grafen Forgách zum Hofkanzler, des Grafen Moritz Esterházy zum Minister.

Das Schmerling'sche Stylwerk gelangte am 22. Juli in die Hände des Reichstags-Präsidenten Koloman Ghyczy, der dasselbe noch an demselben Tage dem Hause vorlegte. Graf Apponyi machte noch einen vergeblichen Versuch, den Monarchen telegraphisch zur Zurücknahme des Rescripts zu bewegen. Es sollte Ungarn nicht leicht werden, seine historischen Rechte vollständig zu revindiciren und die richtige staatsrechtliche Basis, auf welcher es den ewigen Bund mit der anderen Hälfte der Monarchie schliessen konnte, zu finden.

Das Rescript vom 21. Juli schien alle Wege zu verlegen und die Haltung der Nation konnte einer solchen Formulirung gegenüber

nur eine Ablehnung sein. Nur langsam entrang sich das neue staatsrechtliche Gebilde dem Nebel, der es noch zu Anfang der sechziger Jahre umgab.

Die nächste Wirkung des Rescripts war, — wie Kónyi erzählt — dass die Adresspartei im «Hotel de l'Europe» eine Conferenz hielt und acht Mitglieder zu einer gemeinsamen Beratung mit acht von Seite der Beschlusspartei gewählten Abgeordneten entsendete. Die acht Mitglieder der Adresspartei waren: Franz Deák, Baron Josef Eötvös, Graf Julius Andrássy, Ladislaus Szalay, Melchior Lónyay, Gabriel Klauzál, Stefan Gorove, Gabriel Kazinczy. Am 23. Juli tagte die gemeinsame Commission, zu der von Seiten der Beschlusspartei entsendet wurden: Koloman Tisza, Paul Nyáry, Baron Friedrich Podmanitzky, Samuel Bónis, Edmund Kállay, Georg Komáromy, Gabriel Várady und Ludwig Terényi.

Zuerst sprach Franz Deák, der den Inhalt des Rescripts für nicht annehmbar erklärte, es jedoch für nötig hielt, dass die darin enthaltenen Unrichtigkeiten widerlegt und zum Schluss ausgesprochen werde, dass der Faden der Verhandlung abgeschnitten sei. Nun verlangten Mehrere, dass der Reichstag in Form einer Resolution sich äussere, was Deák nicht billigte, da man in Form einer Adresse mehr sagen könne und diese sowohl an den Monarchen, wie an die Welt gerichtet sei, während der Beschluss nur zu dem Lande spreche. Revolutionäre Schritte seien weder notwendig, noch zweckmässig. Der Fehler möge auf Seiten der Wiener bleiben, Ungarn auf dem gesetzlichen Standpunkte, innerhalb gesetzlicher Formen verharren. Die Commission beschloss endlich, sowohl Adresse, wie Resolution ausarbeiten zu lassen und nach 4—5 Tagen wieder zusammenzutreten.

Die Beschlusspartei betraute nach langen heftigen Debatten Koloman Tisza, Gabriel Várady und Ludwig Terényi mit der Ausarbeitung des Resolutions-Entwurfes. Die Drei traten zusammen, besprachen das königliche Rescript Punkt für Punkt und kamen darin überein, dass Jeder von ihnen einen Entwurf ausarbeiten und der beste angenommen werden würde. Als der beste erschien dann derjenige von Koloman Tisza, der übrigens auch einige Passus aus den Arbeiten der beiden Anderen mit herübernahm. Kónyi teilt nun den ganzen Wortlaut dieses sehr umfänglichen und gründlichen Schriftstückes mit, das einen wesentlichen Beitrag zur Charakteristik des damaligen Ungarn bildet.

Es ist höchst bezeichnend für die Unbefangenheit Koloman Tisza's, dass er, als nun Franz Deák seinen zweiten Adressentwurf in der wieder zusammengetretenen gemeinsamen Commission vorlas, erklärte, er für seine Person nehme um des einträchtigen Vorgehens willen sehr gern den Adressentwurf Franz Deák's an, da derselbe nicht nur ausspreche, dass nach dem königlichen Rescript der Faden der Unterhandlungen gerissen sei, sondern auch nach seinem sonstigen ganzen Inhalte den Ansichten Tisza's entspreche. Doch die Beschlusspartei wollte keine Einigung und so sollten so-

wohl der Adressentwurf, wie die Resolution zur Verhandlung im Plenum des Reichstages gelangen.

Es war ein denkwürdiger Tag, dieser 8. August des Jahres 1861, einer der herrlichsten Triumphe Franz Deák's und seiner rednerischen Meisterschaft, sowie des neuerwachten nationalen Selbstbewusstseins. Deák verlas diesen seinen zweiten Adressentwurf von dem ersten Sitz der dritten Bank zur Rechten des Präsidenten. Das Manuscript des Entwurfes war in den Händen Gabriel Klauzál's, der es bogenweise dem Vorleser hinreichte und von ihm wieder zurücknahm. Franz Deák, in der Mitte des Vorlesens physisch erschöpft, übergab die weiteren Bogen Ladislaus Szalay und liess hierauf den Präsidenten um eine kleine Pause ersuchen. Doch die Abgeordneten wollten von einer Unterbrechung dieser Vorlesung nichts wissen und riefen durcheinander: «Hören wir zu Ende!» «Hören wir weiter!» und selbst Baron Josef Eötvös, dem der Präsident mitteilen liess, dass Deák selbst diese Pause wünsche, lärmte mit den Uebrigen: «Weiterlesen!» Nachdem die Vorlesung unter allgemeinster, höchster Spannung beendigt war, brach ein beispielloser, minutenlang andauernder Jubel aus. Man hörte nur einen Ruf: Angenommen! Einstimmig angenommen! Wo blieb aber da die Geschäftsordnung? Wo blieb die Resolution der Beschlusspartei? Baron Josef Eötvös eilte zu Deák und fragte ihn: «Ist die Annahme jetzt möglich?», worauf dieser antwortete: «Wie denn nicht, wenn das Haus es will?» Sigmund Bernáth, früher der entschiedenste Gegner der Adresse, bat nun ums Wort für den Annahmeantrag. Präsident Koloman Ghyczy stieg in den Saal hinab, um die Stimmung zu erkunden. Paul Nyáry hielt einen solchen parlamentarischen Vorgang für unzulässig und gegen die Vereinbarung verstossend. «Wenn dies so gegen die Regel ist — rief ihm Melchior Lónyay zu — warum beantragtest Du im Jahre 1848 die ähnlich zu Stande gekommene Votirung von 200,000 Mann und 60 Millionen Gulden?!» «Wohl, wohl, erwiderte Nyáry, doch man wird in Wien Einwendungen machen.» «Nun, replicirte Lónyay, wurde denn zu Maria Theresia's Zeit das vitam et sanguinem nicht unter ähnlichen Umständen ausgesprochen?» So wogte der private Redekampf etwa zehn Minuten, bis wieder Stille eintrat und Sigmund Bernáth unter begeisterten Worten den Antrag auf Annahme des «mit einer Engelsfeder geschriebenen Adressentwurfes» stellte, welchem Antrag sich Koloman Tisza, der Verfasser der Resolution, anschloss. Der Adressentwurf wurde nun sowohl von den Abgeordneten, wie später von den Mitgliedern des Oberhauses einstimmig angenommen. Am 22. August wurde der 1861er Reichstag, so denkwürdig durch die tragische Katastrophe Ladislaus Teleki's und durch die glänzende Auferstehung des historisch-nationalen Gedankens in der glänzenden rhetorischen Form, die ihm Franz Deák verlieh, durch ein königliches Decret aufgelöst.

Und nun mögen noch einige Actenstücke *zur Vorgeschichte des Aus-*

gleiches vom Jahre 1867 folgen. Am 16. April 1865 erschien der Osterartikel Franz Deák's, in welchem er den Nachweis führte, dass es jederzeit die Herrscher waren, die mit tieferer Einsicht und strengerer Gewissenhaftigkeit als die österreichischen Staatsmänner, die gegen die ungarische Verfassung gerichteten Verordnungen zurückzogen, die verletzten Gesetze wieder in Kraft setzten und das Vertrauen und die Hoffnung der Nation wieder belebten. Se. Majestät antwortete auf den Artikel damit, dass er am 30. April ohne Leibwache und ohne militärisches Geleite nach Pressburg reiste und dort den Rennen beiwohnte, am 6. Juni aber anlässlich der landwirtschaftlichen Ausstellung nach Pest kam und daselbst bis zum 9. Juni verweilte. Um dieselbe Zeit berichtet Melchior Lónyay in seinem Tagebuche:

«Für Ende Mai 1865 war der Ausschuss des Landes-Agriculturvereines zu einer Sitzung einberufen. Vor der Sitzung fanden sich im Zimmer Ladislaus Korizmics' die angesehensten Mitglieder des Vereines zusammen, um über die Frage zu beraten, ob man Se. Majestät zu der Ausstellung einladen solle und in welcher Weise dies zu geschehen hätte. Wie mir Korizmics im Vertrauen mitteilte, hat Graf Emil Dessewffy die Sache eingeleitet, der sich, wie es scheint, wieder mit Politik befasst; er steht mit Moriz Eszterházy, dem Minister ohne Portefeuille, auf gutem Fuss; durch ihn dürfte er die Sache wahrscheinlich schon im Vorhinein zurechtgelegt haben; möglicherweise hatte er bereits auch an dem Zustandekommen des Ausfluges nach Pressburg Anteil. Genug an dem, Dessewffy schrieb an Korizmics, er glaube zuversichtlich, dass der Kaiser, wenn er vom Agriculturvereine eingeladen wird, kommen werde; er — Dessewffy — betrachte dies als einen sehr gebotenen Schritt zum Ausgleiche. Die Beratung wurde eröffnet und ist selbstverständlich, dass vor Allem die Frage aufgeworfen wurde: was der alte Herr zu der Idee sage? Man schickte Paul Somssich in einem Fiaker zu Franz Deák. Die Meinungsäusserung des alten Herrn lautete sehr einfach: Man kann den Kaiser so lange nicht einladen, als ihr nicht sicher wisset, dass er die Einladung freundlich aufnimmt und kommt; der Präsident des Vereines ist in Wien: die Conferenz möge ein Schreiben an ihn richten, worin sie ihn bittet, diesbezüglich bei Sr. Majestät anzufragen. So geschah es dann auch. Korizmics setzte noch am selben Tage den Brief auf, er und Gabriel Lónyay unterschrieben denselben und sandten ihn nach Wien an den Grafen Georg Festetich. An eben diesem Tage speiste ich mit dem alten Herrn. Nach Tisch gingen wir in sein Zimmer und er wiederholte hier, was er Somssich gesagt hatte. Die Ansprachen, — fährt Lónyay fort — welche Seine Majestät beim Empfange der Deputationen hielt, sind bedeutsam, einerseits weil er immer als König sprach; der Kaiser blieb überall weg, was ein Zeichen für die formelle Anerkennung des Dualismus ist; ferner ist von Bedeutung, dass er der Einheit der Monarchie mit keinem Worte erwähnte; er legte das Gewicht nur auf die Machtstellung, gerade so wie Deák in seinem Osterartikel und in dem in der «Debatte» erschienenen Programm. Der alte Herr ist doch eine unendliche Macht!

Die Antwort auf seinen Osterartikel war, dass der Kaiser kam, und dieser Artikel hatte die Parole für den guten Empfang gegeben, da er seine Hoffnung auf

den Ausgleich einzig und allein auf das Vertrauen zu der Person des Herrschers stützte. Se. Majestät hat ihn aber auch distinguirt.»

Die Artikel der «Debatte», auf welche sich Lónyay in seinem Tagebuche beruft, enthielten die Ansichten Deák's über die Lösung der ungarischen Frage. «Pesti Napló» erklärte zu wiederholten Malen: «Es war allbekannt und ist niemals von irgend Jemandem in Zweifel gezogen worden, dass die Mai-Artikel der «Debatte» die Anschauungen Deák's in Sachen der gemeinsamen Angelegenheiten mit entsprechender Treue zum Ausdruck brachten.»

Im Capitel «Das 1865-er Maiprogramm Franz Deák's» wird erzählt, wie der damalige Redacteur der zur Vertretung der ungarischen Frage gegründeten Wiener «Debatte», Moriz Ludassy, im Mai 1865 nach Pest kam, um in dreistündiger Conferenz mit Deák jene drei Artikel zu vereinbaren, welche die Ideen der liberalen Adresspartei enthielten. Den dritten dieser Artikel wagte kein Pester Blatt abzudrucken, weil derselbe die Ideen der gemeinsamen Angelegenheiten behandelte. In einem ausführlichen Briefe an Kónyi schildert Ludassy spannend, wie er von Deák empfangen wurde und wie die berühmten drei Artikel entstanden sind, deren letzter bezüglich der gemeinsamen Angelegenheiten das Princip der Parität verfocht und nur für den Fall, dass eine Verständigung der beiderseitigen Deputationen (Delegationen) nicht zu erzielen wäre, eine gemeinsame Abstimmung der vereinigten Deputation die Beschlüsse ergeben solle. Hiemit war Graf Julius Andrássy nicht einverstanden, und Kónyi gibt darüber folgende neue Aufschlüsse:

Zur Zeit, als die «Debatte»-Artikel erschienen, war Graf Julius Andrássy nicht in Pest, sondern weilte auf seinem Landgute in Terebes.

Nach seiner Auffassung, welche er Eötvös und Deák wiederholt mitteilte, war die Existenz der gemeinsamen Angelegenheiten durch die 1848-er Gesetze anerkannt. Auch das war in diesen Gesetzen ausgesprochen, dass diese Angelegenheiten von den Legislativen der beiden Staaten in constitutionellem Wege zu erledigen sein werden. Wie dies jedoch in der Praxis bewerkstelligt werden könnte, ohne dass man das Princip der staatlichen Selbstständigkeit Ungarns opfern müsste, die Lösung dieser Frage hat die Gesetzgebung von 1848 nicht einmal versucht.

Nach Andrássy's Ansicht konnte von einer friedlichen Wiederherstellung der 1848-er Gesetze insolange keine Rede sein, als es nicht gelungen wäre, eine solche Lösung zu finden. Wenn in dieser Lösung das Princip der staatlichen Selbstständigkeit und des Dualismus nicht bis auf die Person des gemeinsamen Monarchen — wo dasselbe selbstverständlich aufhört — durchgeführt wäre, würde seines Dafürhaltens Ungarn, welches an dem historischen Dualismus festhält, dieselbe nicht acceptiren. Wenn die Erledi-

gung in verfassungsmässigem Wege nicht durchgeführt wäre, würde die andere Hälfte der Monarchie die Lösung nicht annehmen. Wenn aber die letztere nicht genügende Bürgschaft für die Aufrechterhaltung der Grossmachtstellung der Monarchie nach aussen böte, würde Se. Majestät derselben nicht zustimmen. Und zwar würden dabei alle drei Factoren von verschiedenen, aber gleichmässig berechtigten Beweggründen bestimmt sein.

Andrássy war überzeugt, dass Niemand in solchem Maasse dazu berufen sei, die historische Berechtigung der staatlichen Selbstständigkeit des Landes nachzuweisen und dieses Recht zur Geltung zu bringen, als Franz Deák. Anderseits war er aber auch davon überzeugt, dass selbst der glänzendste Nachweis der historischen Rechte des Landes an sich insolange nicht genügend sei, den Ausgleich zu Stande zu bringen, als es nicht gelungen sein würde, einen Modus zur Verhandlung der gemeinsamen Angelegenheiten zu finden, bei welchem dem Dualismus und der Verfassungsmässigkeit Raum gegeben wäre.

Von allen Schwierigkeiten, welche einer dauernden friedlichen Lösung im Wege standen, hielt er diese für die grösste. Daher befasste er sich auch auf seinem Landsitze in Terebes hauptsächlich mit der Lösung dieser Frage.

Als er die gesuchte Lösung endlich gefunden zu haben glaubte, teilte er dieselbe in ganz allgemeinen Umrissen Josef Eötvös mit. Eötvös bezeichnete in seiner Antwort die Ideen Andrássy's als sehr glückliche. Hiedurch ermutigt, ging Andrássy daran, dieselben zu formuliren und teilte sie dann bereits in solcher Gestaltung einigen Zempliner Freunden mit, mit denen er in Pálócz beim Grafen Hadik zufällig zusammentraf. Diese Herren, die übrigens an der Politik keinen activen Anteil nahmen, hörten die Punktationen, welche ihnen Andrássy vorlas, aufmerksam an und erklärten dieselben für widersinnig und unausführbar. Andrássy tröstete sich damit, Franz Deák werde sein Elaborat günstiger beurteilen; allein auch diese Hoffnung wurde ihm alsbald zunichte.

Um eben diese Zeit erchienen nämlich Franz Deák's Artikel in der «Debatte». Andrássy las dieselben in Terebes. Noch von dort aus schrieb er an Eötvös: so sehr er auch die in den Artikeln niedergelegten Ideen im Allgemeinen billige, ebenso sehr sei er gleichwohl entschlossen, seinerseits auf keinen Fall die Lösung zu acceptiren, welche diese Artikel in Betreff des Behandlungsmodus der gemeinsamen Angelegenheiten in Aussicht nehmen.

Die auf die gemeinsamen Angelegenheiten bezüglichen Punkte der «Debatte»-Artikel lauteten wörtlich folgendermassen:

«Das Princip der Parität, d. h. den Grundsatz der Verhandlung zwischen zwei ebenbürtigen, gleichbedeutenden und gleichberechtigten Factoren festhaltend, denken wir uns die gemeinschaftliche Behandlung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten derart, dass jeder dieser Factoren eine mit den nötigen Vollmachten

versehene Deputation abordnet, und diese beiden Deputationen sich mit einander und mit der Krone über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten verständigen.

Kann diese Verständigung nicht erzielt werden und ist die Frage derart dringend, dass die Einholung neuer Vollmachten nicht möglich oder nicht tunlich erscheint, dann soll die vereinigte Deputation auch ohne neuere Instruction ihrer Comittenten durch Stimmenmehrheit massgebendeBeschlüsse fassen können.»

Andrássy besorgte, das Princip der Instructionen würde die endgiltige Entscheidung nicht nur sehr schwierig machen, sondern den Schwerpunkt der Beschlussfassung in die vier Häuser der gesetzgebenden Körper der zwei Staaten verlegen; ferner, dass dieses Princip das österreichische und das ungarische Parlament unmittelbar einander gegenüber stellen und hiedurch das Ansehen der Monarchie nach aussen hin beträchtlich schwächen würde. Ferner würden sich die zwei Deputationen, wenn es einmal als angenommen gilt, dass die gemeinsame Beratung in jedem dringenden Falle notwendig sei und dass sich zur Beschlussfassung die beiden Deputationen als eine einheitliche Körperschaft constituiren, nur dem Namen nach von dem, im Octoberdiplom contemplirten Reichsrat unterscheiden und entweder sich alsbald zu einem gemeinsamen Parlamente herauswachsen, oder die Parlamente würden ihre Abschaffung fordern.

Andrássy war der Ansicht, dass die gemeinsamen Interessen der beiden Staaten nur durch zwei, auf das Princip vollständiger Parität basirte, besondere delegationale Körperschaften vertreten werden können. Diesem Grundsatze gemäss solle der ungarische Reichstag aus seiner Mitte eine bestimmte Anzahl von Delegirten wählen. Diese sollen von ihren Entsendern bindende Instructionen nicht entgegennehmen können. Jede der beiden Delegationen solle für sich eine vollständig ausgestattete Körperschaft bilden und gesondert tagen und beraten. Jede solle in ihren Sitzungen mit einfacher Stimmenmehrheit Beschlüsse fassen, zu einer gemeinsamen Sitzung sollen beide niemals vereinigt werden können, sondern der Verkehr zwischen ihnen solle, wie dies zwischen zwei gesondert stehenden parlamentarischen Körperschaften üblich ist, erforderlichen Falles durch Nuntien vermittelt werden. Andrássy wollte dem gemäss auch das nicht, dass die beiden Delegationen auch nur zu gemeinsamer Abstimmung vereinigt werden. Seiner Ansicht nach ist eine Verfügung darüber, was zu geschehen habe, falls ein Einverständniss nicht erzielt würde, nicht nötig. Sie werden sich eben deshalb verständigen, weil sie einander nicht niederstimmen können. Diese Ideen hatte er in seinen Punktationen formulirt.

Als Andrássy nach Pest kam, suchte er unverweilt Franz Deák auf. Auf die Frage Deák's, was er von den, in der «Debatte» ausgeführten Ideen halte, legte Andrássy seine oben erwähnten Bedenken dar. Deák, der auch wegen des Briefes, welchen Koloman Ghyczy anlässlich der «Debatte»-Artikel an ihn gerichtet hatte und in welchem er ihn flehentlich bat, er

möge die Rechte des Vaterlandes nicht preisgeben, ohnehin schon sehr gereizt war, antwortete Andrássy nichts weiter, als: Du glaubst also auch, wie Ghyczy, dass ich das Land verraten habe? Auf die Einwendungen Andrássy's erwiderte er mit keinem Worte und sohin war es diesem unmöglich geworden, seine Ideen bei diesem Anlasse des Weiteren zu entwickeln.

Nach dieser Unterredung wich Deák eine Zeit lang Andrássy aus und schien ihm gram zu sein. Einige Tage später aber redete er ihn in gewohnter freundschaftlicher Weise an und sagte: Da Du meine Ideen bezüglich der Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten nicht acceptiren willst, nehme ich an, dass Du einen besseren Modus weisst; ich bitte Dich also, komm zu mir und teile mir Deine Gedanken mit.

Andrássy suchte Deák auf und zählte als Einleitung abermals seine Einwendungen gegen die in der «Debatte» entwickelten Ideen auf. Deák hörte diesmal seine Ausführungen aufmerksam und ruhig an, ohne jedoch, wie er bei wichtigeren Conferenzen zu thun pflegte, die Tür seines Zimmers vorher geschlossen zu haben. Als jedoch hierauf Andrássy die einzelnen Partien seiner Punktationen vorzulesen begann, stand Deák auf, sperrte die Tür ab und ersuchte Andrássy, von neuem anzufangen und bis zu Ende zu lesen. Während des Lesens wurde sein Angesicht immer heiterer. Nachdem er das Elaborat zu Ende gehört hatte, sprang er auf, klopfte Andrássy fröhlich auf die Schulter und sagte: Nun das ist gelungen; ich habe dasselbe gesucht, konnte es aber nicht finden — es ist das Ei des Columbus. Wir wollen es nochmal lesen und punktweise discutiren; ich erkläre schon im vorhinein, dass ich die Sache acceptire. Er machte dann auch schon bei dieser Gelegenheit die Ideen Andrássy's über die Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten zu den seinigen und wünschte nur einen Punkt in suspenso zu belassen, jenen nämlich, nach welchem die zwei Delegationen auch nicht einmal zu einer gemeinsamen Abstimmung sollten vereinigt werden können. Nachmals versuchte Andrássy wiederholt, Deák auch zur Annahme dieses Punktes zu bestimmen, aber erfolglos. Deák wies die Ansicht Andrássy's, dass eine gemeinsame Abstimmung absolut nicht statthaben dürfe, entschieden zurück und auch das Fünfzehner-Subcomité des vom 1866-er Abgeordnetenhause in Sachen der gemeinsamen Angelegenheiten entsendeten Siebenundsechziger-Ausschusses entschied in diesem Punkte gegen Andrássy im Sinne Franz Deák's.

Andrássy trat immer mehr in den Vordergrund. Ein zeitgenössischer Beobachter, Stefan Gorove, berichtet im Jahre 1866 in seinen Memoiren nach der berühmten Rede Franz Deák's am 22. Feber:

24. Februar. Seitdem das Abgeordnetenhaus Julius Andrássy zu seinem Vicepräsidenten gewählt hat, insbesondere aber seit der Hof hier weilt, hat Jener sich nach Franz Deák zur grössten Bedeutung unter den Abgeordneten erhoben. Andrássy ist bei den Abgeordneten beliebt seiner gewinnenden Manieren, seines

lebhaften, spielenden Gedankenganges, seiner genialen Einfälle, seiner treffenden Vergleiche wegen. Ich, der ich ihn von der siebenjährigen Schule der Emigration her kenne, finde überdies, dass er zur Lösung der schwierigsten Fragen der Erste im Stande ist, den Schlüssel zu finden. Er hat schöpferischen Verstand und stellt die Skizzen seiner Gestaltungen in der anmutendsten und annehmbarsten Form dar; allein dann zu analysiren, zu detailliren ist er nicht immer im Stande und mehr als einmal bleibt er in der Erörterung stecken, wenn sich zwischen einem oder dem anderen Detail und dem Ganzen der Conception ein Widerspruch herausstellt. Dagegen hat er viele neue Gedanken und besitzt eine vollkommen europäische Bildung, obschon seine Belesenheit nicht ausreichend ist. Seine Genialität ersetzt jedoch seine Mängel. Er wird denn auch allenthalben als eine Capacität anerkannt. Die Rede, die er im Februar hielt, war in vieler Hinsicht bemerkenswert; indessen kamen darin einige Sätze vor, so insbesondere: dass die österreichische Monarchie um den Frieden habe betteln müssen, während sie ihn hätte dictiren sollen und dass die Regierungsmänner der letzten Zeit das Reich zu einer Macht dritten Ranges herabgedrückt haben, — welche im Ofner Palais grossen Verdruss erweckten. Nach Ofner Berichten wäre Andrássy dort in eine schiefe Stellung geraten.

Unter dem Eindrucke dieser Gerüchte sagte ich heute Andrássy Folgendes: Dass Deák und unsere Partei beim Kaiser acceptirt sei, das ist zum grössten Teile im Wege Deiner Persönlichkeit zu erreichen, sonach kann es für uns nicht gleichgiltig sein, welches Deine Position bei Hofe ist; Deine Rede hat dort keinen guten Eindruck gemacht, das muss omendirt werden. In welcher Weise? das wird Deine Gewandtheit am besten zu treffen wissen.

Ich habe ihm das auch deshalb gesagt, weil ich wusste, dass Andrássy trotz der schlechten Wirkung seiner Rede zur morgigen Hofsoirée geladen wurde und da es wahrscheinlich ist, dass der Kaiser mit ihm sprechen, oder den Bruch dadurch kundgeben werde, dass er ihn übersieht.

Ich bemerke hier noch, was die Kaiserin vor Kurzem zu Andrássy gesagt hat: »Ich spreche mit Ihnen vertraulicher und sage Ihnen, was ich nicht Jedermann sagen würde: Sehen Sie, wenn die Angelegenheiten des Kaisers in Italien einen schlechten Fortgang nehmen, so schmerzt mich das sehr; wenn aber seine Angelegenheiten in Ungarn schlecht ausgehen, das tödtet mich.« Wie sehr muss eine Frau, in deren Seele solche Aeusserungen aufkeimen, diese Nation lieben!

26. Februar. Die Nachrichten, welche von der gestrigen Hofsoirée im Umlauf sind, bilden das Ereigniss des heutigen Tages. Allenthalben erzählt man, der Kaiser habe 20—25 Minuten lang mit Andrássy conversirt. »Es war eine Seelenwonne das anzusehen,« sagte mir einer der Geladenen. Es ist anzunehmen, dass der Eindruck, welchen das Gespräch mit Andrássy auf den Kaiser machte, für die Stellung Apponyi's kein günstiger war. Apponyi hat sich auch später beklagt, er habe seine Leute vergeblich aufgestellt, der Kaiser habe sie nicht einmal angesprochen. Als hierauf der Kaiser in einem Chassé croisé der Kaiserin begegnete, sagte er ihr Etwas, worauf sich dann die Kaiserin an Andrássy, der Kaiser aber an die Gräfin Andrássy wandte.

Hieraus ist ersichtlich, dass die vielen Gerüchte, welche man über den Ein-

druck der Rede Andrássy's im Abgeordnetenhause verbreitet hatte, kaum auf Wahrheit beruhten, oder wenn sie wahr waren, die Lage sich geändert hat und für die Sache nur desto günstiger ist.

Andrássy stellte mir die Hauptmomente der Unterredung folgendermassen dar:

Als mich der Kaiser erblickte, trat er freundlich auf mich zu und sprach mich folgendermassen an: «Ich habe gehört, dass Sie unpässlich waren und sehe mit Freuden, dass Sie nunmehr bereits ganz wohlauf sind.» Durch die Leutseligkeit Sr. Majestät ermutigt, nahm ich — gegen die Gepflogenheit bei Hofe — das Wort und fragte: «Haben Ew. Majestät die Rede Deák's gelesen?» — «Jawohl, ich habe sie gelesen; ich sage nicht, dass sie keine Annäherung enthalte, aber ich finde dennoch, dass er Vieles von den Anschauungen der Linken angenommen hat.» — «Verzeihen Ew. Majestät, aber wenn je eine Rede gehalten worden ist, die zum Frieden führen konnte, so ist es sicherlich diese Rede.» Hierauf erörterte er des Längeren die Rede und hob jene Details hervor, welche unzweifelhafte Beweise für die friedliche Disposition und die Möglichkeit des Zustandekommens des Ausgleichs sind. «Ich sage nicht das Gegenteil; ich anerkenne, dass Türchen darin sind, welche dahin führen, aber auch nur Türchen!» — «Tore, Ew. Majestät!» Und sodann erörterte er neuerdings die zur Versöhnung führenden Sätze. «In solcher Stimmung — fuhr Andrássy zum Kaiser sprechend fort — sind wir Alle, das wird der weitere Verlauf des Reichstags dartun. Die meritorische Verhandlung der Fragen wird dies am besten beweisen und Ew. Majestät werden sehen, dass wir nicht nach Rotteck- und Welcker'schen Theorien, sondern nach den Erfordernissen des Lebens vorgehen . . .» — «Nun, erwiderte der Kaiser, in den Debatten des Abgeordnetenhauses hat gleichwohl sehr oft der Geist Rotteck's und Welcker's gespukt.» Andrássy war der Meinung, diese Bemerkung Sr. Majestät spiele auf seine im Hause gehaltene Rede an und erwiderte: «Verzeihung, Majestät, ich verdiene vielleicht viele Vorwürfe, aber dagegen muss ich mich verwahren, denn dass ich mich durch Theorien leiten liesse, diese Anklage verdiene ich nicht.» . . . .

Bald mischten sich die Donner des Schlachtfeldes in diese Verhandlungen und Berichte. Die preussischen Truppen hatten am 3. Juli 1866 einen entscheidenden Sieg über die österreichischen Truppen errungen. Stefan Gorove berichtet weiter in seinem Tagebuche:

Seit dem 7. Juli — seitdem ich von meiner Temeser Besitzung zurückgekehrt bin, beobachtete ich die Dinge, welche auf unsere Angelegenheiten unmittelbaren Einfluss haben. Dieser Feldzug, welcher in sieben Tagen die stärkste Armee der österreichischen Monarchie vernichtete, welcher dem Feinde das Innerste und die Residenz des Landes eröffnet hat, dieser Feldzug, in Folge dessen Oesterreich in seiner Verzweiflung zu dem erniedrigendsten und zugleich zu dem komischesten Rettungsmittel griff, wie die Uebergabe Venedigs und Italiens nicht an die Italiener, sondern an die Franzosen; dieser Feldzug, in Folge dessen die gesammte österr. Regierung sich nach Ungarn zurückzieht, alle Equipirungs- und Vorbereitungsämter der Armee hier elozirt werden, die Kaiserin und der Kronprinz nach Ofen

flüchten, — welche Folgen wird dieser Feldzug für Ungarn haben? Ich beschreibe es erst in den Details, bevor ich die ganze Lage schildere . . . .

Es war der 10. Juli, als ich mit Deák aus dem Kaiserbad kam. Er sagte, er habe eine Menge von Aufforderungen erhalten. Einer kommt damit: Du hast einen grossen Einfluss und erfreust Dich grosser Popularität; stelle Dich an die Spitze der Sache, hilf der Regierung; die Nation wird Dir folgen und auf diese Weise erringst Du Dir in den höchsten Kreisen den entscheidenden Einfluss auf die ungarischen Angelegenheiten. Du kannst Dir denken, was ich ihnen geantwortet habe. Dann kommt ein Anderer, der sagt: Nur Du besitzest Popularität, auf Dich hört die Nation; stelle Dich an die Spitze der Angelegenheiten; fordere, dass man den Reichstag einberufe; der Reichstag möge noch einmal sagen, was er will, er möge die Bedingungen feststellen, und wenn man sie nicht erfüllt, wird die Nation schon wissen, was sie zu tun hat. Diesen erwiderte ich: Und wenn der Friede ohne uns geschlossen wird, und Oesterreich wieder die Möglichkeit gegeben wird, über 300,000 Menschen zu verfügen: wie wirst Du, oder wie werde ich oder wer immer erringen, was wir fordern würden?

Die Ereignisse nahmen einen derartigen unvorhergesehenen Lauf, dass jetzt ein einzelner Mensch keinen Rat erteilen, die Richtungen nicht beherrschen kann. Und doch, sagte ich, ist es unmöglich, dass der Kaiser, wenn er herunter kommt, sich nicht Deinen Rat erbitte; die Nation wenigstens würde es jetzt unvergleichlich übler nehmen, als im Winter, wenn der Kaiser nicht mir Dir spräche.

«Das ist möglich», erwiderte er, «aber ich würde solche Ratschläge erteilen, von welchen ich im vorhinein weiss, dass er sie nicht annehmen würde.» Ich bemerkte, er möge in der Hauptstadt bleiben, damit sein Wort, sein Rat, seine Persönlichkeit in diesen entscheidenden Augenblicken, wie es solche seit der Revolution nicht im Reiche gab, nicht verloren gehe. Allein er ist nicht zum Bleiben zu bewegen. Er geht morgen, am 15., nach Szent-László.

Sein Urteil über sich selbst ist folgendes: Die gegenwärtigen Ereignisse bringen die ungarische Sache mit den europäischen Verhältnissen in Verbindung; ich kenne diese nicht; ich kann im jetzigen Moment die Führung nicht übernehmen. Tatsache aber ist, dass die Zeiten trüb seien, er die Ruhe liebe und wenn es niemals in seinem Charakter gelegen sei, unter den alarmirten Gemütern Energie zu entwickeln, gestatte ihm dies jetzt schon sein Alter nicht.

Um auf den 9. Juli zurückzukommen, an diesem Tage liess Sennyey um ein Uhr Mittags Andrássy zu sich bitten. «Ich bitte Dich, lieber Freund, ich bin ermächtigt, Dich zu befragen, was unter den gegebenen Verhältnissen Dein Programm wäre?» «Hierauf kann ich entschieden antworten,» erwiderte Andrássy, «obgleich ich auf die Frage nicht vorbereitet war. Der erste Punkt meines Programms ist, dass Ihr Anderen Platz machen sollt, Solchen, zu denen die Nation Vertrauen hegt; da ist Deák, übertragt die Verantwortlichkeit ihm und die Sache wird gehen.» Als ob man ihn angeschossen hätte, so sprang Sennyey in die Höhe. «Wie! Du sagst, Ihr könnt gehen? Das ist Deine Antwort auf meine Frage? Und Ihr glaubt, der Kaiser soll Euch empfangen? So weit sind wir nicht, dass wir uns trollen sollen, damit Ihr im Triumph einziehen sollt!» Diese Worte sagte Sennyey in grosser Aufregung.

Wir sprachen viel mit Andrássy; er sprach aufgeregt gegen die gegenwärtigen Regierungsmänner und erklärte, er werde seine Angriffe im nächsten Reichstage aufs schärfste gegen diese richten und die Minister-Candidatur selbstredend nicht annehman.

In den letzten Tagen wurde für den Fall der Ernennung eines ungarischen Ministeriums Andrássy als Minister-Präsident zur Sprache gebracht. Manche behaupten, Deák möge mit Rücksicht darauf, dass das Loos des ersten Ministeriums ein ungewisses sei, nicht Minister sein, damit er sich nicht abnütze; Andere — und zu diesen gehöre auch ich — behaupten, er würde in dieser bewegten Zeit ein solches Mandat überhaupt nicht übernehmen. Da die Sachen so stehen, ist die Ministerschaft Deák's jetzt unmöglich. Und ohne Deák kann keinerlei Ministerium bestehen.

Vielleicht verspricht Deák den Männern seiner Partei seine Unterstützung; aber schon bei der ersten Differenz im Reichstage würde er sie so angreifen, sie so hart und derb behandeln, dass er ihre ganze Autorität zunichte machen würde.

Nach den Versuchen Sennyey's bei Andrássy, hielt er sowohl als ich es für wahrscheinlich, dass man auch bei Deák anklopfen werde. Andrássy sagte mir gestern (am 13. Mittags), er gehe zu Deák, um dies von ihm zu erfahren. Ich speiste mit Lónyay. Da kam die Bildung der nächsten Regierung zur Sprache. Dass Deák sie nicht übernimmt, ist gewiss, sagte er. Ich glaube aber, erwiederte ich, er werde sie unterstützen oder wenigstens nicht angreifen. Aus dieser Aeusserung geht als gewiss hervor, dass Lónyay mit Deák hierüber sprach und dass an dem Ministerium, welches nach den gegenwärtigen Combinationen nur ein Ministerium Mailáth-Sennyey-Bartal sein kann, auch Lónyay teilnehmen würde. Wir, die wir das Verhalten Lónyay's in letzterer Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgten, haben dies im Uebrigen alle vermutet. Die herrschende Ansicht in den gegenwärtigen Regierungskreisen ist aber die, dass man, insolange sich das gegenwärtige Drama nicht besser entwickelt und der Vorhang nicht fällt, keine Aenderung zu treffen habe; man müsse den Friedensschluss abwarten und dann unter ruhigeren Verhältnissen eine Aenderung herbeiführen.

Kurz, sie wollen diese Minuten nicht dazu benützen, um eine die Wünsche der Nation befriedigende Aenderung zu erringen. Sie wollen warten, bis die heutigen Verhältnisse vorüber sind, bis die Zeit die Wiener Verstocktheit wieder herstellt, und wollen sich dann der Nation als die nach oben einzig möglichen Männer präsentiren und vielleicht der Nation noch Dank dafür erpressen, dass sie Diejenigen sind, die ihr dies errungen haben und die von den Wiener centralistischen Bestrebungen geduldet werden. Die ewige Politik dieser conservativen Clique ist, sich in Amt und Macht zu perpetuiren.

Wir sprachen mit Andrássy noch viel über die gegenwärtige Aufgabe und Zukunft unserer Partei.

Ueber die Unterredung zwischen Andrássy und Sennyey schöpft der Herausgeber dieser Sammlung aus einer anderen Quelle das Folgende: Auf die Aeusserung Andrássy's: «Ihr müsst gehen!» erwiderte Baron Paul Sennyey: «Wir sind bereit zu gehen, aber wir wollen, dass vorher eine feste

Grundlage für den Ausgleich vorhanden sei. Wird diese gewonnen sein und werden wir damit dem Auftrage Sr. Majestät entsprochen haben, dann scheiden wir von unseren Stellungen. Bis dahin aber können wir uns dem Auftrage Sr. Majestät nicht entziehen.»

Wie der Herausgeber dieser Sammlung aus einer dritten Quelle erfährt, erwiderte Graf Julius Andrássy auf die Frage Sennyey's, was unter den obwaltenden Umständen sein Programm wäre, Folgendes: «Ich erinnere Dich an das Diner beim Grafen Georg Apponyi im Frühjahr 1861. Ihr habt dort an die anwesenden Mitglieder der liberalen Partei die Aufforderung gerichtet, dass sie Euch Wien gegenüber unterstützen mögen. Ich machte Euch aufmerksam, dass wir den Boden nicht betreten können, auf dem Ihr steht, und erläuterte auch, was man Sr. Majestät vorschlagen müsste, damit ein dauernder Friede in Ungarn zu Stande komme. Auf Eure Aufforderung, ich möge es versuchen, mit Sr. Majestät so zu reden, erwiderte ich, dass, nachdem Se. Majestät zu den 1848-er Gesetzen kein Vertrauen habe, er doch wenigstens den Personen vertrauen müsse, welche diese Gesetze vollziehen, und dass demnach Ihr berufen seid, die Räte der Krone zu sein. Eure seither befolgte Politik hat die Lage geändert und Eure Position ist nunmehr unhaltbar. Unter solchen Umständen kann mein Programm kein anderes sein, als: Ihr müsst gehen!»

Am 17. Juli 1866 — so erzählt Georg Szegedy dem Herausgeber dieser Sammlung — kurz vor 10 Uhr begab ich mich in mein Amt, in die ungarische Hofkanzlei und hörte hier schon vom Portier, dass der Hofkanzler meiner mit Ungeduld harre.

«Hier ein Brief an Franz Deák», sprach mein Oheim Georg Mailáth zu mir; «fahre unverzüglich zur Eisenbahn und bringe diesen Brief persönlich nach Puszta-Szt.-László». Ich hatte nicht einmal so viel Zeit mehr, um in meine Wohnung zu gehen und deshalb telegraphirte ich vom Bahnhof aus meinem Vater nach Acsád, dass er mir zur Eisenbahnstation Wäsche besorge. Von ihm erfuhr ich auch, was man mir in Wien nicht sagen konnte, dass ich am besten thue, wenn ich mit der Eisenbahn bis Zala-Egerszeg fahre und von da mittelst Wagens nach Szt.-László. Es war 9 Uhr Abend, als ich dort eintraf. Als Franz Deák den Brief las, verdüsterte sich sein Antlitz. Man verlange von ihm — sagte er seiner Umgebung, — dass er sich zu Sr. Majestät nach Wien begebe; «es wird am besten sein — fügte er hinzu, — wenn ich schon morgen fahre». Auf meine Frage, ob er wünsche, dass ich mit ihm fahre, erwiderte er: «Ich werde in Szt.-Mihály die Eisenbahn besteigen, Du aber kehre morgen Früh nach Zala-Egerszeg zurück und steige in das Coupé ein, wo ich mich befinden werde. Ist noch Jemand in dem Coupé, dann musst Du unserem Zusammentreffen den Schein der Zufälligkeit geben». Als ich am folgenden Morgen in das Eisenbahn-Coupé stieg, wo Franz Deák sass, gab es da noch eine von verschiedenen Sorgen

geplagte Frau, welche Deák zu trösten suchte. In Wiener-Neustadt nahm er sein Kofferchen und wollte aussteigen. Auf meine Bemerkung, dass man den Wagen, in dem wir sitzen, an den Eilzug koppeln werde, erwiderte er, er wolle mit dem Personenzuge weiter reisen und in Meidling übernachten; wo er Quartier nehmen werde, das werde er mir unter dem Namen Dr. Ferenczi telegraphisch mitteilen; ich selbst möge bei meinem Oheim dahin wirken, dass Se. Majestät ihn, Deák, möglichst früh am Morgen empfange, weil er so bald als möglich heimkehren möchte. Als mein Oheim mich erblickte, war seine erste Frage die, wo er Franz Deák sprechen könnte. Nachdem ich ihm das Geschehene erzählt hatte, forderte er mich auf, mich sogleich nach Meidling zu begeben, um Franz Deák die Nachricht zu bringen, dass Se. Majestät ihn am folgenden Morgen früh empfangen werde. Als ich in meine Wohnung kam, fand ich daselbst das folgende, bis auf den heutigen Tag aufbewahrte Telegramm:

»Meidling, 18. Juli, 6 Uhr 53 Minuten Nachmittags. Herrn Georg Szegedy, Wien, Augustinergasse 12, Tür 17. Ich wohne im Gasthof »zum Hasen«, I. Stock, 2. Dr. Ferenczi.«

Als ich den Hasenwirt in Meidling fragte, ob nicht mit dem Nachmittagszuge ein so und so aussehender Herr angekommen sei, erwiderte mir der biedere Wirt: »Ach, der arme alte Herr! er mag schwere Sorgen haben; er weiss nicht, ob sein beim Militär stehender Sohn noch am Leben sei. Auf der Suche nach ihm ist er hieher gekommen. Er war sehr müde und ist zur Ruhe gegangen. Darum will ich ihn auch nicht stören lassen.«

Ich übernahm die Verantwortlichkeit hiefür, klopfte an Deák's Tür und rief ihm in deutscher Sprache hinein: »Ihr Reisegefährte von heute wünscht mit Ihnen zu sprechen.« Hierauf stieg Franz Deák vom Bette und öffnete die Tür. Am folgenden Morgen stieg er in einen einspännigen Mietwagen, brachte seinen kleinen Reisekoffer auf dem Kutschbock unter und fuhr so in die Burg.

Die Unterredung zwischen Sr. Majestät und Franz Deák währte dreiviertel Stunden. Inmitten der schwierigen Verhältnisse der Monarchie that es Sr. Majestät wohl — der Herausgeber dieser Sammlung weiss es von Georg Mailáth —, dass Franz Deák in den Tagen der Gefahr sich ebenso äusserte, wie er sich in Friedenszeiten geäussert; insbesondere freute sich der Monarch über die Erklärung, dass die Nation *nach* Königgrätz nur so viel und um nichts mehr fordere, als sie *vor* Königgrätz gefordert. Eine Systemänderung erachtete Franz Deák vor Abschluss des Friedens mit Preussen nicht für opportun; doch erklärte er es für notwendig, dass eine solche nach dem Friedensschluss sofort in Angriff genommen werde. Auf die Aufforderung Sr. Majestät, ob er dann bereit wäre ein Ministerium zu bilden, erklärte Franz Deák mit Entschiedenheit, dass er sich unter keinen Umständen dieser Aufgabe unterziehen wolle, gleichwie er auch in kein

Ministerium eintreten würde. Dagegen wäre er bereit, ein Cabinet zu unterstützen, das sich die Verwirklichung seiner Ideen zur Aufgabe machen würde. Er bezeichnete den Grafen Julius Andrássy als den Mann, der zur Bildung eines Ministeriums geeignet wäre.

Von Sr. Majestät fuhr Franz Deák in seinem Mietwagen in die ungarische Hofkanzlei, wo er mit dem Hofkanzler Georg Mailáth und dem österreichischen Staatsminister Belcredi zusammentraf.

Noch am nämlichen Tage kehrte Franz Deák nach Puszta-Szent-László zurück.

Und an demselben Tage liess Se. Majestät im Wege des Tavernikus Baron Paul Sennyey den Grafen Julius Andrássy nach Wien berufen. Der Graf wusste nichts von der Wiener Reise Deák's. Se. Majestät constatirte Andrássy gegenüber, dass dieser und Deák bezüglich aller wesentlichen Punkte der in der ungarischen Sache zu befolgenden Politik sich übereinstimmend geäussert hätten. . . . . . .

Wir brechen ab. Die Fülle wertvollen Materials zum richtigeren Verständnisse der Zeitgeschichte ist in den obigen Auszügen aus Emanuel Kónyi's wichtiger Publication bei Weitem nicht erschöpft, kaum ihrer ganzen Bedeutung nach angedeutet. Das Kónyi'sche Werk gehört, — das dürften die mitgeteilten Actenstücke und Berichte denn doch erwiesen haben, — zu den bedeutendsten historischen Quellenwerken der modernen Geschichte Ungarns und der gesammten österreichisch-ungarischen Monarchie, welches aus anderweitigen Aufzeichnungen — höchstens etwa Anton Csengery's derzeit noch unzugängliche Memoiren ausgenommen — kaum eine, wesentlichere Modificationen resultirende Bereicherung erfahren dürfte.

ALEXANDER BALÁZS.

(Geb. 30. September 1830. — † 1. August 1887.)

Die Erinnerungen eines an Abwechslungen, Lehren und Erfolgen reichen Lebens knüpfen sich an diesen Namen. Als Mensch und als Schriftsteller ist Alexander Balázs eine gleich interessante und sympathische Erscheinung unserer neueren Literatur. In seinem Schicksal liegt ein tieftragischer Zug, unserer vollen Teilnahme wert. Die Natur hatte ihm alle Vorzüge verliehen, die einen Menschen glücklich, einen Schriftsteller gross zu machen geeignet sind. Er war an Geist und Herz kein Alltagsmensch, und dass er mit der Alltäglichkeit nicht zu paktiren verstand, — das war eben die Quelle seines Unglücks.

Balázs war eine reiche Dichternatur: edel, zart, gefühlvoll, aber — ohnmächtig den Anforderungen des Lebens gegenüber. Er gehörte zu jener liebenswürdigen,

aber nicht für die ernsten Aufgaben des Lebens geschaffenen Klasse, welche Henri Murger in seinen «Bohémiens» unsterblich gemacht hat. Wir sahen seine Gestalt unter uns wandeln; aber sein träumerischer Geist wob die Bilder einer schöneren, optimistischeren Welt auf dem holperigen Wege des praktischen Lebens, den er ohne Compass und ohne Zielbewusstsein dahin schwankte. Es lag in ihm auch Vieles von dem Wesen der «guten alten Kinder», welche seine Lieblings-Schriftsteller Dickens und Thackeray in ihren Werken «Vanity Fair», «David Copperfield», «Martin Chuzzlewit» mit so viel Liebe gezeichnet haben: lauter wackere, opferwillige, aber masslos unpraktische Leute. So war auch Alexander Balázs sein Leben lang. Um ihn her wogte und wechselte das Leben; den fieberischen, aufregungsvollen Tagen des Vormärz folgte die starre Ruhe des Absolutismus, dieser wieder die praktischeren Aufgaben gewidmete Epoche unseres heutigen Parlamentarismus; aber Alexander Balázs änderte sich nicht; er blieb was er war: ein einfaches, kindliches Gemüt, das empfänglich ist für jede schöne Seite des Lebens, aber die Pflichten desselben nicht ernst nimmt. Der scharfe Luftzug und der betäubende Lärm des «Marktes der Eitelkeit» berührten oft gar rauh seine empfindsame Seele, vermochten aber nicht, ihn aus den Trugbildern seiner Luftschlösser zu reissen. Je seltener in der heutigen Zeit des Industrialismus solche Menschen werden, desto lieber werden wir zu den Werken Alexander Balázs' greifen, weil uns aus denselben die ganze Liebenswürdigkeit, der ganze Adel seiner Individualität entgegenstrahlt.

Alexander Balázs gehörte zu jener Schriftsteller-Generation, welche in den fünfziger Jahren das Gebiet der Literatur betrat und sich damit in den Dienst des nationalen Geistes stellte. Denn in jener Epoche hatte die Literatur wieder zeitweilig jene Aufgabe übernommen, welche sie im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit so vielem Eifer erfüllt hat; sie ward die Hüterin, die letzte Zuflucht des von Unterdrückung bedrohten nationalen Sinnes. Infolge der desolaten politischen Zustände wandte das ungarische Publikum seine ganze Aufmerksamkeit und Hingebung der Literatur zu; von seinen Dichtern und Schriftstellern erwartete es den aufmunternden Appell, die Verteidigung seiner verfolgten Sprache, die Pflege seiner nationalen Empfindungen. Auch Alexander Balázs trat in die Reihe dieser Schriftsteller, die der nationalen Sache schon dadurch dienten, dass sie in ungarischer Sprache schrieben. Aber er strebte nicht, durch Werke patriotischer Tendenz zu wirken, wie die meisten jener Schriftsteller, sondern er folgte dem Beispiele seines vertrautesten Freundes, des mit unverwüstlichem Humor begabten Ladislaus Beöthy, und verschaffte der ob ihrer vernichteten Hoffnungen trauernden Nation manche heitere Stunde, sich selbst aber einen geachteten Schriftsteller-Namen.

Sehr jung begann er seine schriftstellerische Tätigkeit. Aus seiner Geburtsstadt Klausenburg, wo seine gutbemittelten Eltern ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen liessen, war er mit der Absicht nach der Hauptstadt gekommen, sich für die Laufbahn eines Ingenieurs auszubilden. Allein, systematisches Studiren vertrug sich nicht mit seinem unruhigen Blute, und er beschäftigte sich weit lieber mit der Literatur, als mit seinem Fachstudium. Im «Hölgyfutár», dem volkstümlichsten belletristischen Blatte der fünfziger Jahre, trat er zuerst im Jahr 1851 mit einigen Scherzgedichten auf, im Jahre 1852 aber mit seiner Erzählung «Első

szerelmem» (Meine erste Liebe). Mit einem Humor und einer Lebhaftigkeit, die bei einem Anfänger überraschen mussten, erzählte er darin die tragi-komischen Wendungen seiner ersten Studenten-Liebschaft. Und nun folgten seine Arbeiten dicht aufeinander. Seine Novelle «Somnambule» lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Es ist dies eine kleine Picanterie, in der ein alberner Ehemann sehr schlimm wegkommt. Im Jahre 1855 erschienen seine ersten zwei Bände unter dem Titel «Alexander Balázs' Novellen.» In diesen Novellen werden zumeist Liebes-Abenteuer, heitere Reise- und Badegeschichten erzählt, ganz in der Manier, welche dem Geschmack jener Zeit entsprach; in jener lebendigen, leichten, aber oberflächlichen Manier, die man die «Causerie» nennt und die unter der Einwirkung Dumas' des Aelteren und Paul de Kocks sich in der ungarischen Literatur eingebürgert hat. Einen tieferen Eindruck machen diese Geschichten weder durch ihren Gegenstand, noch durch den darin herrschenden Ton; aber das war auch nicht ihr Zweck. Der Autor beabsichtigt nichts mehr, als durch leichtes angenehmes Geplauder den Leser über einige Mussestunden hinwegzutäuschen, was in jenen trübseligen Tagen schon an sich ein Verdienst war.

Doch hie und da blinkt auf diesen Blättern schon ein Schimmer des späteren realistischen Humors unseres Autors auf. Vornehmlich zeigt sich dies in der Erzählung «Frack und Schuhe», in welcher er die aufkeimende Liebesneigung eines armen Schreibers und einer Nähterin schildert. Es ist eine einfache Fabel, aber voll lebenswahrer Züge, mit jenem gesunden Sinn für die kleinen Begebenheiten des Alltagslebens, welcher dem Humor am allgemeinsten eigen ist.

Diese Erzählung zeigt uns die schriftstellerische Individualität Alexander Balázs' schon an der Schwelle einer neuen Entwicklungs-Epoche. Seine Neigung für das humoristische Lebensbild fand reiche Nahrung in der Lectüre der englischen Humoristen, namentlich Dickens' und Thakeray's, die auf die Läuterung und Erstarkung seines Talentes den besten Einfluss übten. Er übersetzte auch viele kleinere Erzählungen und Skizzen des Autors von «Vanity fair», welche im Verlage der Kisfaludy-Gesellschaft erschienen sind. Der Einfluss der Engländer machte sich überhaupt in der ganzen Literatur jener Zeit geltend und liess alsbald gewisse Auswüchse, wie den krankhaften Sentimentalismus und das übertriebene Haschen nach Volkstümlichkeit, verschwinden. Das realistische Element kam in unserer erzählenden Literatur immer mehr zur Herrschaft. Sie begnugt sich nicht mehr damit, den Leser zu zerstreuen, sondern strebt nach tieferer Auffassung und treuerer Schilderung. Das Charakteristische ist das künstlerische Princip dieser Richtung und diesem zuliebe geht sie manchmal über die Grenzlinie des Schönen hinaus. Sie meidet die historische Erzählung und bewegt sich ausschliesslich unter den Lebensverhältnissen der Gegenwart. Sie verweilt gern bei den Bildern menschlichen Elends, menschlicher Schwächen und Absonderlichkeiten, welche sie durch das Prisma heiteren oder bitteren Humors beobachtet.

Diese humoristische Stimmung herrscht in den Erzählungen Alexander Balázs'. Er sieht das Theater des Lebens in einem tragikomischen Lichte und zeigt es uns in der Beleuchtung eines gefühlvollen Pathos und einer lächelnden Komik. Sein Humor ist anfänglich dunkler gefärbt; mit Vorliebe sucht er die Schattenseiten des menschlichen Charakters. Allmälig tritt jedoch in seinem Humor der

versöhnende Zug hervor. Eine freundlichere Zukunft winkt dem Autor; Achtung und Anerkennung umgeben ihn; er sonnt sich im Glücke eines zufriedenen Hausstandes. Er hat die beliebte Sängerin vom Nationaltheater, Fräulein Wilhelmine Bognár, zum Traualtar geführt. «Ich bin im Hafen eingelaufen», — sagte er damals einem seiner Freunde — «es kommt nun die Zeit der Pflichten.» Auch seine materiellen Verhältnisse lagen günstig. Seine literarischen Unternehmungen gelangen und brachten ihm reichen Ertrag. Im Jahre 1863 gründete er ein grosses illustrirtes Wochenblatt unter dem Titel «Ország Tükre» (der Landesspiegel), das mit seinem abwechslungsreichen Inhalte und seinem patriotischen Geiste die Abonnenten zu tausenden anzog. Allein, es lag nicht in Balázs' Natur, zu rechnen, zu wirtschaften. Er wollte seine Frau zur dramatischen Sängerin ausbilden lassen und er führte sie ins Ausland zu berühmten Gesangsmeistern. Allein, dieser Versuch hatte nicht den erwarteten Erfolg. Die Sängerin, die einst in der Darstellung der leichtgeschürzten Heldinen der melodiösen Operetten Offenbachs das hauptstädtische Publikum entzückt hatte, liess in den Rollen der dramatischen Oper das Auditorium kalt. Auch der Stern des von ihm geleiteten Blattes begann zu bleichen. Balázs hatte in demselben das Bild und die Biographie eines im Lande unbeliebten Magnaten veröffentlicht und dadurch die Sympathie des Publikums verscherzt. Bald darauf schied er denn auch von dem Blatte.

Doch wurde Balázs auch durch solche Misserfolge für einige Zeit aus seinen Illusionen aufgestört, so tröstete er sich bald mit seinen literarischen Erfolgen. Man knüpfte grosse Hoffnungen an sein Talent und begann ihn den ungarischen Thackeray zu nennen. Seine im Jahre 1865 erschienene Skizzensammlung «Tükördarabok» (Spiegelsplitter) fand ungeteilte Anerkennung. In der Tat sind diese Skizzen und Genrebilder die Schöpfungen eines kräftigen Talents, eines gereiften Humors, es gibt darunter einzelne, welche eine bleibende Bereicherung unserer erzählenden Literatur bilden und einen grossen Fortschritt auf der Schrifsteller-Laufbahn Balázs' bedeuten. Er zeigt sich da wieder als Jünger der englischen Humoristen, aber nur selten auf Kosten seiner Originalität. Seine Lebensauffassung ist hier geläuterter, sein Humor tiefer, die Darstellung künstlerischer, als in seinen früheren Werken. Die philanthropische Richtung der Engländer kommt auch bei ihm zur Herrschaft; Menschenliebe, Seeleneinfalt, Resignation sind seine Ideale. Das hauptstädtische Leben, die Bürgerclasse mit ihren kleinen Freuden und Leiden liefern ihm seine Sujets. Mit ironischem Lächeln zeichnet er die Schwächen und Eitelkeiten seiner Figuren; aber in seinem Lächeln zittert die Träne der Teilnahme. Den «Spiegelsplittern» reihten sich spätere Novellensammlungen — wie «Tarka képek» (Bunte Bilder) und «Víg beszélyek» (Heitere Novellen) würdig an. Balázs ist unerschöpflich in der Zeichnung der komischen und jämmerlichen Typen, der kleinlichen Strebungen, der guten und schlimmen Seiten der bürgerlichen Classe. Man könnte sagen, dass er in seinen Skizzen und Erzählungen die Naturgeschichte der Mittelclasse geschrieben habe. Sein Stoff ist fast immer von grösster Einfachheit und Anspruchslosigkeit; doch weiss er durch die künstlerische Einfachheit und die Gemütlichkeit der Darstellung den alltäglichsten Gegenstand anziehend und interessant zu machen. Die reelle Beobachtungskraft, die lebendige, geistvolle Darstellung und die aufrichtige, tiefe Empfindung machen seine Skizzen in unserer Literatur unvergleichlich; sie wirken auf

uns, wie die grossen Wahrheiten und elementaren Gesetze des Lebens und der Natur.

Auch auf dem Gebiete der Dramenliteratur hat sich Alexander Balázs mit Glück versucht. Sein Lustspiel «Az égben» (Im Himmel) hat einen akademischen Preis gewonnen und mit seinem gesunden Humor und seinen charakteristischen Figuren auch dem Publikum sehr gefallen. Auch seine Bühnenstücke: «Miért nem házasodik a sógor?» (Warum heiratet der Vetter nicht?), «A boldogult» (Der Gottselige), «A kis árva» (Die kleine Waise) u. s. w. zeugen für eine reiche komische Ader und einen an Einfällen unerschöpflichen Geist; da sie aber im Fluge, in der losen Form der ersten Conception aufs Papier geworfen waren, hat keines derselben bleibende Anerkennung gefunden. Umso grösser war der Erfolg des «Strike», den er gemeinsam mit Eduard Szigligeti geschrieben und dessen interessanteste, prächtigste Figur, der salbungsvolle, verluderte Maler «Lajtos» eine Schöpfung des Humors von Alexander Balázs ist. Diese Figur wird dem Stücke noch für lange Zeit Anziehungskraft verleihen.

In Allem, was Balázs geschrieben, gibt es reichlich Humor, Erfindungsgabe, Ursprünglichkeit, und wäre seine Feder von ebenso vieler Sorgfalt für die Form als wie von Geist geführt gewesen, dann hätten wir ihn zu unseren ersten Schriftstellern zählen dürfen.

Die immer mehr zunehmende Zerfahrenheit seiner Verhältnisse nötigte ihn, rasch und viel zu schreiben. Sein unbeständiges Naturell vermochte sich mit der systematischen Beschäftigung in einem Amtsbureau oder einer Redaction nicht zu befreunden. Und so war er denn ganz auf die dürftige Quelle der Schriftsteller-Honorare angewiesen. Der letzte Abschnitt seines Lebens war ein fortwährender Kampf mit den materiellen Sorgen des Tages. Der schwerste Schicksalsschlag war für ihn der Verlust, der sein häusliches Leben zerstörte und das Gleichgewicht seiner Seele erschütterte: der Tod hatte ihn seines einzigen Töchterchens, des heissgeliebten Röschens beraubt. Er fühlte fortan, dass die Sonne seines Glücks untergegangen; was noch folgte, war nichts als glanz- und trostloses Vegetiren. Er geriet in Zwiespalt mit seiner Gattin, mit sich selbst, mit der höher strebenden Hälfte seiner Seele, mit den schönen Erinnerungen der Vergangenheit. Er kämpfte und plante weiter, aber mit gebrochenen Schwingen, ohne die Lebensfreude und das Vertrauen von einst. Und als er für alle die brennenden Fragen, die in den letzten Jahren seines Lebens ihn marterten, keine andere Lösung fand, machte er mit einigen Tropfen Gift allen Kämpfen, allem Jammer ein rasches Ende. Eines Tages fand man ihn auf dem Grabhügel seines Töchterchens todt hingestreckt, das Giftfläschchen in der Faust . . .

Mit seinen zerflatterten Luftschlössern, mit den Enttäuschungen seiner empfindsamen Seele hatte er sich von hinnen geflüchtet. Doch die Erinnerung an sein edles Herz und sein grosses Talent bewahren seine Werke, deren bestes die Kisfaludy-Gesellschaft sich eben herauszugeben anschickt.

Béla Kelemen.

STEFAN SZÁNTÓ

ein ungarischer Jesuit des XVI. Jahrhunderts.

Bei der aussergewöhnlichen Empfänglichkeit der Ungarn für die Lehre des Christentums und für die gesammten Ideen der westlichen Cultur kann es nicht Wunder nehmen, dass sich jederzeit hervorragende Kräfte der Nation dem kirchlichen Dienste und dem Klosterleben gewidmet haben, und dass auch der Jesuitenorden unmittelbar nach seiner Einführung in Wien (1551) zahlreiche begeisterte Jünglinge anzog. In den Annalen des Wiener Collegiums heisst es schon im ersten Jahre: «Tres hoc anno adolescentes admissi sunt: duo germani, unus sclavus»; im Jahre 1552 wird «Stephanus Sclavus», 1554 «Petrus Sclavus» aufgenommen, 1563 stirbt «Martinus Sclavus» — alle offenbar aus Croatien oder aus dem slovakischen Norden Ungarns. Im Jahre 1569 stirbt «Blasius Budisics *Ungarus*».— Sie waren sich wohl bewusst, dass sie im Jesuitenorden unvergleichlich grössere Lasten zu tragen haben, als in allen anderen geistlichen Orden, da ja jener über seine Priester bedingungslos verfügen wollte und dieselben nicht im Sprengel eines Klosters verwendet hat, sondern ohne Rücksicht auf Neigung und Abstammung in alle Länder, ja auch übers Meer und auch unter Wilde verschickt hat, ohne aber freilich darum die Einzelnen ihrer Nationalität zu entkleiden oder ihnen die Vaterlandsliebe zu benehmen. — Dies zeigt uns der, auch in anderer Hinsicht höchst bemerkenswerte Lebenslauf *Stefan Szántó*'s, den Wilhelm Fraknói soeben in einer gründlichen und anziehenden Monographie dargestellt hat.*

Geboren im verhängnissvollen Jahre 1541, in welchem ein grosser Teil von Ungarn sammt der Hauptstadt unter türkische Knechtschaft geriet, stammt Szántó wahrscheinlich aus der Familie eines Landmannes, welchem Umstande er auch vielleicht seinen Namen verdankt, den er im Geschmacke der Zeit in lateinischer Uebersetzung (Arator) zu benützen pflegte. Seine Studien begann er wahrscheinlich in Raab oder Oedenburg, setzte sie in Wien fort und schloss sie, nachdem er in der Diöcese Neutra die geistliche Laufbahn betreten hatte, durch Vermittlung des Bischofs Paul Bornemisza in dem von Papst Paul IV. eben damals gegründeten deutschen Priesterseminar in Rom ab. In seinen gelehrten und frommen Lehrern, die insgesammt dem Jesuiten-Orden angehörten, fand er die Anregung, welche ihn veranlasste, in eben diesen Orden zu treten. Der Jesuitenorden verdankt den grössten Teil seiner Erfolge dem weisen Tacte, mit welchem die Oberen die einzelnen Mitglieder gerade auf den Posten stellten, der ihrer Individualität am besten entsprach; und weil dieser ausser dem Pflichtgefühl und der Disciplin eine gebührende Achtung auch der Begeisterung zollte, wurde Szántó für den Dienst in Ungarn bestimmt und dem österreichischen Provincial in Wien zur Verfügung gestellt. Dieser Aufenthalt in Wien (1561), wenn auch nicht von langer

* *Egy magyar jezsuita a XVI. században. Szántó István élete. Irta Fraknói Vilmos.* Budapest, 1887.

Dauer, war für ihn von grosser Bedeutung, weil er ihm das Vertrauen und die Freundschaft des hier anderthalb Jahre lang internirten Stephan Báthory verschaffte, die das Fürstentum und Königtum des Letzteren lange überdauerten. Er wurde dem, fünf Jahre vorher vom Primas Oláh gegründeten Jesuiten-Collegium in Tyrnau zugeteilt, wo er seine Lehrerlaufbahn begann, doch musste er, nachdem das Gebäude des Collegiums 1567 durch eine Feuersbrunst zerstört worden war, seine Stelle mit einer ähnlichen in Wien und Graz vertauschen. Ueberall hatte er auch zahlreiche Landsleute zu Schülern, doch war sein patriotisches Ziel noch viel bedeutender: die Heilige Schrift in seine Muttersprache zu übertragen, da er es für eine Beschämung der katholischen Kirche halten musste, dass die Protestanten ihr mit einer Uebersetzung der Bibel zuvorgekommen waren. Um die traurigen Zustände der katholischen Kirche zu saniren, besonders in Siebenbürgen das Ansehen der Kirche herzustellen, wünschte er mit einigen Ordensbrüdern nach seiner Heimat entlassen zu werden, doch war sein Wunsch wegen der geringen Zahl der ungarischen Priester nicht zu erfüllen.

Am Anfange des Jahres 1575 wurde Szántó als ungarischer Beichtiger nach Rom berufen, wo diese Stelle von jeher systemisirt war und jetzt, im Jubiläumsjahre Gregors XIII. besonders wichtig erschien, da ein starker Zudrang ungarischer Pilger zu erwarten war. Hier gelang es ihm, den Jesuiten-General für die Idee einer grossen Mission nach Siebenbürgen zu gewinnen, doch wurde die Ausführung derselben durch den Bürgerkrieg desselben Jahres vereitelt.

Später erlitt die Ausführung dieses Planes durch die unerwartete Berufung Báthory's auf den Tron von Polen eine Verzögerung, welche Szántó aber wenigstens Gelegenheit gab, seiner Anhänglichkeit und Verehrung für den hohen Gönner seines Ordens beredten Ausdruck zu verleihen; denn als Báthory bei seiner Erhebung zum Könige nicht nur von seinen Gegnern, sondern selbst in Rom ketzerischer Tendenzen beschuldigt wurde, besonders weil selbst sein Leibarzt und Gesandter in Polen Unitarier war, trat Szántó in einem offenen Sendschreiben zu seiner Verteidigung auf und wusste die Verdienste Báthory's und seines ganzen Geschlechtes, seine Vorzüge als Mensch und Herrscher, sowie sein Feldherrntalent so sehr ins rechte Licht zu setzen, dass alle Zweifel sofort schwanden. Erst nach zehn Monaten konnte Báthory für diesen Beweis rührender Anhänglichkeit danken und zugleich mitteilen, dass sein Gesandter an den Papst beauftragt sei, die Jesuiten-Mission nach Polen zu geleiten. Nachdem Szántó noch einige Mahnbriefe an Báthory gerichtet und seine Correspondenz mit diesem auch bezüglich seiner Lieblingsidee fortgesetzt hatte, erschien endlich im April 1579 der sehnlichst erwartete Gesandte Paul Uchanski, um Szántó und seine Genossen an den Hof von Warschau zu bringen. Báthory aber, der eben um diese Zeit aus Siebenbürgen die Meldung erhalten hatte, dass die Umstände der Einführung einer katholischen Mission gerade jetzt äusserst günstig wären, wollte die Ankunft Szántó's nicht abwarten und schickte den Provincial von Polen mit zwölf Mitgliedern des Warschauer Collegiums nach Siebenbürgen, da Szántó erst im December desselben Jahres die Reise antreten konnte.

Diese unfreiwillige Musse aber benützte Szántó dazu, seinem Vaterlande einen grossen Dienst zu leisten durch die endlich bewirkte Gründung eines ungarischen Pristerseminars in Rom. Die bedeutenden Fortschritte des Protestantis-

mus liessen um die Mitte des XVI. Jahrhunderts die Notwendigkeit irgend eines Gegenmittels deutlich erkennen, und die Päpste fanden das wirksamste in der Heranbildung der Priester. Darum gründete Papst Paul IV. im Jahre 1558 das deutsche Priesterseminar, während Pius V. eine besondere Aufmerksamkeit den ungarischen Verhältnissen widmete. Papst Simplicius hatte dem Märtyrer Stefan dem Heiligen auf dem Mons Coelius eine Kirche nebst Kloster erbaut, die von Nikolaus V. renovirt und reich dotirt dem ungarländischen Pauliner-Orden überlassen wurde. Noch jetzt zeigt der in gefälligem Renaissance-Stile gehaltene Brunnen das ungarische Wappen jener Zeit. Da nun nach der Schlacht bei Mohács die Verhältnisse in Ungarn immer trauriger sich gestalteten, schmolz auch die Zahl dieser Ordensbrüder sehr zusammen, so, dass Szántó nur mehr einen einzigen Landsmann fand, einen blinden Greis, der sich seitens der spanischen, flandrischen, dalmatinischen und italienischen Brüder keiner besonderen Sympathien erfreute.

Schon Pius V. wünschte dieses Kloster in ein ungarisches Seminar umzuwandeln und ersuchte auch den Erzbischof von Gran, ihm 12 Zöglinge zu senden, musste aber den Plan fallen lassen, da der Pauliner-Orden bedeutende Protection hatte und durch dieselbe in seinem Besitze geschützt wurde. Szántó's ganze Aufmerksamkeit war nun diesem Kloster gewidmet, als Gregor XIII. das deutsche Seminar gründete, und er betrieb emsig die Idee eines ungarischen Seminars, umsomehr, als er sich von der Zügellosigkeit der Mönche und von ihrer Gleichgiltigkeit, ja sogar Rücksichtslosigkeit gegen ungarische Pilger gründlich überzeugt hatte. Durch die Oberen seines Ordens konnte er nichts erreichen, weil diese fürchteten, sich den Pauliner-Orden zum Feinde zu machen; als er aber durch seine eloquente Verteidigung Báthory's die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und auch mit den massgebenden Cardinälen in Berührung kam, konnte er für seine Idee selbst wirken. Ermutigt durch die Cardinäle Sanctorio und Sirletto wusste er selbst den Papst für die gute Sache zu gewinnen und es gelang ihm sogar, den Widerstand des Cardinals Farnese zu beseitigen, und als der Papst das Gesuch zweier ungarischer Studenten, die sich eben damals vergeblich um Aufnahme ins deutsche Seminar bewarben und ohne Kenntniss von den bereits unternommenen Schritten den Papst um Gründung eines ungarischen Seminars gebeten hatten, damit beantwortete, dass er ihnen monatlich 10 Taler anwies zum Lebensunterhalt, «bis das ungarische Seminar zu Stande kommt», glaubte Szántó die günstige Stimmung benützen zu müssen, und überreichte dem Papste ein ausführliches Memorandum (Januar 1579). Nach einer schwungvollen Einleitung über die patriotischen Pflichten giebt Szántó eine phantasiereiche Schilderung Ungarns, die lebhaft an die Redensart «extra Hungariam non est vita» anklingt, weist nach, dass dieses von Gott in jeder Hinsicht bevorzugte Land berufen wäre, eine hervorragende Rolle zu spielen, und schreibt die Ursache des gegenwärtigen Verfalles der Türkenherrschaft und dem Protestantismus zu. Das wirksamste Mittel dagegen sei ein wohlgebildeter Priesterstand, und das Pauliner-Kloster auf dem Mons Coelius biete das Notwendigste zur Errichtung eines Seminars; schliesslich betont er die Opferwilligkeit des ungarischen Clerus, der einen Teil der Kosten gerne bestreiten würde. — Gregor XIII. übergab das Memorandum vier Cardinälen zur Begutachtung und

ordnete schon nach 12 Tagen die Errichtung des Seminars an, wozu der Cardinal Sanctorio mit Szántó's Beihilfe die Stiftungsurkunde verfasste. Szántó hatte bei der Errichtung des Collegiums ein doppeltes Ziel vor Augen, indem er die Aufnahme von Zöglingen nur auf geborene Ungarn («nationales hungari») beschränken und dieselben nach Absolvirung ihrer Studien nur als Missionare und Kanzelredner verwenden wollte; ferner sollten dieselben nicht ihren Diöcesan-Bischöfen, sondern dem Jesuiten-Provinzial in Wien untergeordnet sein, weil sie sonst von den Bischöfen in ihren eigenen Capiteln würden verwendet werden. Als er nun diese Principien mit den Cardinälen ins Reine brachte und in seiner Forderung bezüglich der Bischöfe schon zur Nachgiebigkeit hinneigte, betrieben die wenigen Ordensglieder des Klosters auf dem Mons Coelius unermüdlich ihre Interessen, und da der dalmatinische Provinzial des Pauliner-Ordens selbst nach Rom gekommen war, um das Kloster seinem Orden zu retten, auch den Erzbischof von Agram, Georg Draskovics, für den Orden gewonnen hatte und die Jesuiten der Habsucht beschuldigte, wofür ihnen die Errichtung eines Seminars nur als Vorwand diene, schob der Papst die Ausfertigung der Stiftungsurkunde wieder hinaus. Der Jesuiten-General selbst fürchtete schon, dass die Sache der Gesellschaft Jesu empfindlichen Schaden zufügen könnte, und erteilte darum dem unermüdlichen Szántó den Befehl, sich zurückzuziehen und die Cardinäle mit seinen Besuchen zu verschonen. Doch Szántó erlahmte nicht. Den ihm nun verbotenen persönlichen Verkehr ersetzte er durch einen schriftlichen, und wurde nicht müde, in Briefen und Memoranden seine Sache zu verfechten. Nachdem er auch Draskovics über die Lage aufgeklärt, agitirte er nicht mehr allein gegen das Kloster auf dem Coelius, sondern gegen den ganzen Pauliner-Orden, und was er da zusammentrug und niederschrieb, ist eine wahre chronique scandaleuse. — Dieser Unermüdlichkeit und Rücksichtslosigkeit gelang es endlich, die Schwierigkeiten zu überwinden und im April unterzeichnet Gregor XIII. die Urkunde. Aber auch danach dauerte es einige Wochen, bis die Sache förmlich in Fluss geriet, denn die Einwohner des Klosters wollten dasselbe nicht verlassen und wichen erst der bewaffneten Macht, mit welcher ein päpstlicher Commissär erschien und das Kloster übernahm.

Dazu kam noch, dass die Einnahmen des Klosters (etwa 1200 Taler) zur Erhaltung des Seminars nicht genügten, weil die Mönche des Pauliner-Ordens eine drückende Schuldenlast hinterliessen. Die Munificenz des Papstes beseitigte auch diese Verlegenheit, indem er aus seiner Privatcassa für die erste Einrichtung 500 Taler und für laufende Ausgaben monatlich fünfzig Taler anwies. Die Leitung der Anstalt wünschte Szántó natürlich dem Jesuiten-Orden anvertraut zu wissen, doch war in massgebenden Kreisen der Resens dagegen so gross, dass sich der Jesuiten-General selbst geweigert hat, die Anstalt zu übernehmen, bis Szántó durch Vermittelung des Cardinals Sanctorio vom Papste einen Befehl an den Jesuiten-General erwirkte, dem der Letztere dann nachgab. Die Stelle eines Directors wollten die interessirten Persönlichkeiten vor Allem Szántó übertragen, doch lehnte dieser ab, erstens, weil er sich durch sein, dem Báthory gegebenes Versprechen gebunden fühlte, zweitens, weil — nachdem sein sehnlichster Wunsch erfüllt war — das gefahrvolle Leben und Schaffen eines Missionärs mehr Reiz für ihn hatte. Doch begleitete er die Entwicklung des Semi-

nars nicht nur mit regem, sondern auch tätigem Interesse; er verfasste die Hausordnung, hintertrieb die von Bischöfen von Dalmatien erbetene Aufnahme dalmatinischer Zöglinge, und sorgte — wenn es ihm schon nicht gelang, dem Seminar ein gesunderes und dem Collegium Romanum näher gelegenes Domicil zu verschaffen — für einen gesunden Sommeraufenthalt der Zöglinge. All die Erfolge waren aber nicht von Dauer. Gehässige Neider wussten den Papst davon zu überzeugen, dass die gebrachten und geforderten Opfer für eine so verschwindend geringe Zahl von Zöglingen doch zu gross seien und der Papst liess die Zöglinge des ungarischen Seminars ohne Weiteres in das deutsche aufnehmen. Nun aber weigerten sich die ungarischen Jünglinge ihr liebgewordenes Heim zu verlassen und es entstand eine gefährliche Spannung, die ihr gewaltsames Ende erst dann erreichte, als der Papst dem Szántó unter Androhung des Bannfluches verbot, sich weiter um diese Angelegenheit zu kümmern. Es kam auch zur selben Zeit ein ungarischer Jüngling an, der in Unkenntniss der Sachlage der Einladung des deutschen Seminars bereitwilligst folgte und so den anderen Ungarn ein Beispiel gab. Das ungarische Collegium hatte aufgehört. Noch hoffte Szántó durch Nachgiebigkeit etwas zu retten und richtete an den Papst ein ergebungsvolles Schreiben, in welchem er um Verzeihung und Segen fleht, da er jetzt sein Leben unter Ketzern aufs Spiel zu setzen hat, wurde auch vor seiner Abreise vom Papst huldvoll empfangen und mit der Versicherung entlassen, dass das ungarische Collegium hergestellt werden würde, sobald sich Zöglinge in genügender Anzahl melden würden. Doch die beiden Collegien blieben definitiv vereinigt, nur waren den Ungarn zwölf Plätze, davon drei dem Pauliner-Orden gesichert. — Doch auch aus der Ferne wirkte Szántó für seine Idee; nachdem sich Báthory selbst in Rom für die Gründung eines ungarisch-polnischen Collegiums verwendet hatte, «da sich die Ungarn mit den Deutschen so wenig vertragen, wie Feuer und Wasser,» — jedoch ohne Erfolg, versuchte Szántó durch den ungarischen König und den hohen Clerus den Papst zu beeinflussen, — die Vereinigung der beiden Institute durch Gregor XIII. besteht bis auf den heutigen Tag.

Als Szántó nach Siebenbürgen kam, war die polnische Mission Báthory's bereits in emsiger Täligkeit, die durch die patriotische Begeisterung des ungarischen Predigers noch einen besonderen Aufschwung nahm. Auf Anregung des Fürsten Christof Báthory richtete er in Klausenburg ein Gymnasium ein, wo aber die ruhige und gleichförmige Lehrtätigkeit seinem Tatendrange nicht entsprechen konnte. So scheint er gelegentlich eines Landtages in Klausenburg die unitarischen und reformirten Prediger zu einer öffentlichen Disputation eingeladen, und, da sich die Gegner fernhielten, in Anwesenheit eines grossen Publicums eine solche Disputation zwischen Jesuiten veranstaltet zu haben. Erst während eines späteren Landtages fand er Gelegenheit, sich mit 40 Predigern von gegnerischer Seite zu messen. Auch über die Grenze Siebenbürgens hinaus erstreckte sich seine Aufmerksamkeit und hat er besonders in Gross-Wardein, der Stadt des h. Ladislaus, wo er sich von 1582 ab vorübergehend, von 1584 ab aber vier Jahre lang aufhielt, grosse Rührigkeit entwickelt, ja er konnte sogar, da er sich das Wohlwollen der türkischen Behörden erworben hatte, Missionäre in die unterworfenen Comitate entsenden, wo katholische Priester seit Jahren nicht mehr gesehen worden waren. Den meisten Erfolg hatte Szántó, wie der Jesuiten-Orden im

Allgemeinen, in der Bekehrung der Jugend, und schon wenige Jahre später wurden auf dem siebenbürgischen Landtage seitens der protestantischen Stände Klagen laut, dass man sie ihrer Kinder beraube. So hat Szántó offenbar den zwölfjährigen Knaben des Vicegespans Pázmány mit seiner einnehmenden Persönlichkeit nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch dem Jesuiten-Orden gewonnen, aus dem dann der berühmte Cardinal Peter Pázmány geworden ist. Auch provocirte Szántó in Gross-Wardein den literarischen Streit, der zwischen den Protestanten und Jesuiten Ungarns an zwei Jahrhunderte gedauert hat. Szántó's heftigster Gegner war der gelehrte Peter Beregszászi, Seelsorger der reformirten Kirche in Gross-Wardein, der die Protestanten gegen die Angriffe der Jesuiten verteidigte, zugleich aber die Letzteren heftig angriff; er verwarf auch die Neuerungen Gregors XIII. im Kalender und eröffnete einen allgemeinen Sturm auf die Institution des Papsttums. — Ein kleines Buch in Vers und Prosa erfolgte aus Klausenburg als Antwort, worauf Beregszászi in seiner heftigen Weise nur fortfuhr, die «den falschen Christus predigenden Jesuiten» und den «im Papste leibhaft verkörperten Antichrist» zu bekämpfen. Nun nahm den hingeworfenen Fehdehandschuh Szántó auf und zwar in einem mit grosser Raschheit verfassten offenen Sendschreiben an Beregszászi.

Die gegen die Jesuiten erhobenen Anklagen schleudert er in persönlichen Invectiven voll Derbheit und Schmähungen auf Beregszászi zurück; verteidigt die Verbesserungen am Kalender, weist die Anklage der Protestanten, dass die kath. Kirche eine wohlwollende Lüge gestatte, zurück; beleuchtet die Entstehungsgechichte des Jesuitenordens; verherrlicht Loyola, schmäht die Gründer der protestantischen Confessionen, und gegen die Behauptung Beregszászi's, dass die Einführung der Jesuiten für Ungarn und Siebenbürgen ein schwerer Schlag sei, motivirt er das segensreiche Wirken der Jesuiten damit, dass sie die falschen Lehren Calvin's, Luther's und anderer Ketzer ausrotten. Endlich nimmt er auch noch die katholischen Dogmen vom h. Abendmahle, vom Lesen der h. Schrift, vom Papsttum und der Heiligung der Feiertage gegen Beregszászi in Schutz. Diese Controversen wurden durch die im Jahre 1585 und im folgenden noch heftiger wütende Pest unterbrochen, worauf Szántó nach Errichtung einer Schule, sich dem Lieblingswunsche der Katholiken von Wardein, der Errichtung eines ständigen Jesuiten-Collegiums zuwandte. Doch ging dieser Wunsch, trotz der warmen Unterstützung von Seiten Báthory's und der Opferwilligkeit der Gemeinde nicht in Erfüllung, Szántó erwartete aber wenigstens, dass die Mission in Wardein stabilisirt und zum Range einer Residenz erhoben würde. Durch die Heftigkeit, mit welcher Szántó die Tendenzen der Kirche und seines Ordens verfocht, andererseits auch durch die Anstrengungen von protestantischer Seite wurde die Situation bis zur Unerträglichkeit zugespitzt, heilige Handlungen boten den Anlass zu öffentlichem Aergerniss und abgesehen von den sich stets wiederholenden scandalösen Auftritten war selbst Szántó's Leben nicht mehr sicher, so dass der Orden ihm einen anderen Wirkungskreis zuteilen musste und ihn nach Siebenbürgen (Karlstadt) zurückberief. Hier traf er in einem äusserst kritischen Zeitpunkte ein. Stefan Báthory, dessen Autorität allein die Jesuiten dem einflussreichen und mächtigen siebenbürgischen Adel gegenüber schützte, war gestorben und die Stände beschlossen, die Vertreibung der Jesuiten im Landtage durch ein Gesetz

durchzusetzen. Nachdem Szántó durch seine masslose Heftigkeit die Gährung nur noch gesteigert hatte, sprach der Landtag die Vertreibung der Jesuiten in der Tat aus, und der grösste Teil der Patres begab sich nach Oberungarn, wo der Orden von König Rudolf (II.) ehemalige Premonstratenser-Güter erhalten hatte. Hier errichteten sie zwei Residenzen und bestellten zum Rector der einen Szántó, der auch hier gegen den überhand nehmenden Protestantismus seinen proselytenmacherischen Eifer betätigen konnte. Auch sonst war diese Residenz durch ihre glückliche Lage in der Nähe grosser Städte, wie Pressburg, Tyrnau, Neutra, Raab, für den Orden höchst vorteilhaft und Szántó erwarb sich trotz seinem rauhen Wesen die Achtung und das Vertrauen des hohen Clerus. Nach mehrjähriger Tätigkeit berief ihn ein Befehl seiner Vorgesetzten nach Wien, wo er bis zum Jahre 1600 Moral lehrte. Schwer erkrankt, musste er Beschäftigung und Klima wechseln, weshalb er in die zweite der erwähnten oberungarischen Residenzen geschickt wurde. Wiewohl auch hier genügende und befriedigende Bekehrungsarbeiten seiner harrten, sehnte er sich doch immer in die von Protestanten oder Türken vollkommen eroberten Gegenden mit rein ungarischer Bevölkerung, und wünschte darum eine Niederlassung in Kaschau zu etabliren, wo nur ungarische Priester sollten Aufnahme finden. Doch waren die Zeiten solchen Unternehmungen nicht mehr günstig. Der Ausftand Bocskay's wälzte seine Fluten nach Oberungarn und die Jesuiten wurden (1605) mit Heeresmacht von ihren Besitzungen vertrieben, Szántó hatte sogar den Verlust seiner Manuscripte — die Früchte einer vierzigjährigen Tätigkeit — zu beklagen. Nur eine halbfertige Widerlegung des Koran konnte er retten. Die Flüchtigen wandten sich nach Mähren und fanden im Olmützer Collegium Aufnahme, doch war Szántó — weniger seines vorgeschrittenen Alters wegen, denn er war erst 65 Jahre alt, als vielmehr in Folge der überstandenen Kämpfe und Mühseligkeiten — nicht mehr im Stande, ein Amt zu bekleiden und genoss den Rest seines Lebens in Ruhe, mit Schriftstellerei und heiligen Handlungen beschäftigt, denn sein lebendiger Geist und die Liebe zu seinem Vaterlande liessen ihn nie ganz untätig. Nach dem Muster des römischen Catechismus, den der Jesuit Canisius mit meisterhafter Bündigkeit und Klarheit zusammengestellt hatte, verfasste er einen ungarischen Catechismus, mit besonderer Berücksichtigung der eben damals so strittigen Fragen und Dogmen, wodurch er den Katholiken ein bequemes Werkzeug für den Kampf gegen den Protestantismus in die Hand gab, während er mit seiner erwähnten Widerlegung des Koran auch gegen den immer mehr um sich greifenden Islam wirksam polemisirte. Sein Hauptwerk ist jedoch die Uebersetzung der Heiligen Schrift, mit Zugrundelegung des hebräischen und griechischen Urtextes, von der die Schriften des Alten Testaments 1611 bereits fertig waren. Er machte sich wohl sofort an die Uebersetzung des Neuen Testamentes, an deren Vollendung ihn jedoch sein im folgenden Jahre erfolgter Tod verhinderte. Diese Bibelübersetzung ist wohl nicht veröffentlicht worden, ja das Manuscript ist jetzt sogar spurlos verschwunden, doch hat sie ihre wohltätige Wirkung nicht verfehlt, da man annehmen muss, dass ein anderer, glücklicherer Ordensbruder Szántó's, Georg Káldy, der sich eben um diese Zeit zu einer Uebertragung der Bibel entschloss, das Werk bei seiner Arbeit benützt hat. Bemerkenswert ist in seiner ganzen literarischen Tätigkeit der Umstand, dass ein grosser Teil seiner Werke Manuscript geblieben oder vollständig verloren

gegangen ist, während sein einziges Werk, welches in vielen Auflagen verbreitet war und in zahlreichen Exemplaren erhalten ist, ohne seinen Namen erschien. Es ist dies sein reichhaltiger lexikalischer Beitrag zur Polyglotte des Calepinus.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der II. Classe am 8. October las das correspondirende Mitglied Ignatz Acsády über *die Volkszahl der ungarischen Hörigen nach der Schlacht von Mohács (1526).* Er betont vor Allem, dass es die Aufgabe der Geschichtsschreibung sei, nicht blos die grossen Staatsactionen und die herrschenden Classen, sondern alle Elemente der Nation und die gesammten Culturzustände darzustellen. Aus diesem Gesichtspunkte ist es besonders lehrreich, die Population in den einzelnen Epochen nachzuweisen, denn nur so erhalten wir eine bestimmte Grundlage für die internationale Rolle des Staates und für die richtige Würdigung jener civilisatorischen Aufgabe, welche die Nation auf ihrem eigenen Gebiete vollbracht hat. Es stehen uns zur Bestimmung der Einwohnerzahl des alten Ungarn vielfache Quellen und Mittel zur Verfügung. Die erhaltenen Daten wurden zwar nicht zum Zwecke einer Volkszählung aufgezeichnet und geben daher auch direct keine Antwort auf unsere Frage nach dem Stande der Population; methodische Combinationen und Berechnungen ermöglichen es uns jedoch, auf Grund derselben die Höhe der Bevölkerung wenigstens annähernd zu bestimmen. Nach diesen Gesichtspunkten versucht der Vortragende zunächst die Volkszahl des Bauernstandes nach der Katastrophe von Mohács zu eruiren. Die Basis seiner Darstellung bilden die ausserordentlich umfangreichen Conscriptionen, welche aus dem Jahre 1553 stammen und im Landes-Archiv vorhanden sind. Dieselben erstrecken sich auf 30 Comitate, umfassen demnach die grössere Hälfte des Landes. Nach seinen Berechnungen, welche auf einer durchaus selbständigen Gruppirung des massenhaften Materials beruhen, wohnten im Jahre 1553 auf etwa 66,000 bewohnten Grundstücken (Porten) im Ganzen ungefähr 155,000 Familien. Wenn wir zu dieser Summe jene etwa 32.000 Familien hinzunehmen, welche nicht nach Grundstücken conscribirt sind, erhalten wir für 30 ungarische Comitate, in denen heute etwa 5·1 Millionen Seelen wohnen, eine Bevölkerungszahl von 187,000 Hörigen- oder Bauern-Familien, das heisst ungefähr 935,000 Seelen. Die Bevölkerung von 1553 mag daher etwa ein Fünftel der heutigen Einwohnerzahl gewesen sein.

Hierauf hielt Alexander Szilágyi einen Vortrag über *Georg II. Rákóczy und die Siebenbürger Sachsen,* in welchem er besonders den Landtag des Jahres 1653, der die Rechte und Privilegien der Sachsen verhandelte, eingehend besprach. Den Vortrag werden wir vollständig mitteilen.

In der Sitzung der ersten Classe am 19. November las das c. M. Stefan Bartalus aus seinem Werke: «Ursprung und Entwicklung der ungarischen Palotás-Musik im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert» das letzte Capitel, welches den Titel führt: «Zusammenfassung des Vorhergesagten und die Entwicklung des

Palotás-Styls». Das Studium der Lautenvirtuosen ergibt, dass in den erwähnten Jahrhunderten die europäischen Nationen in der Tanzmusik einen gemeinsamen Styl hatten, aus welchem sich der französische und später der deutsche Styl ausschied. Der Ungar, der bis in unsere Tage zu grösserer musikalischer Entwicklung kaum Gelegenheit hatte, behielt jenen einheitlichen Styl mit seinen Eigentümlichkeiten in derselben Gestalt bei, die er im sechzehnten bis siebzehnten Jahrhundert gehabt. Zum Beweise dessen teilt Vortragender 65 Musikbeilagen mit. In dem vorgelesenen Capitel führt er zuerst aus, dass der Styl, welchen die Lautenvirtuosen im sechzehnten bis siebzehnten Jahrhundert pflegten, der italienische war, der in ganz Europa massgebend gewesen, was auch die Lauten-Tabulaturen Besard's und Fuhrmann's zeigen. Dann gibt er eine Charakteristik des französischen und deutschen Styls, schildert den Einfluss der italienischen und französischen Musik auf die polnische, welcher durch die deutsche Musik vermittelt wurde, weist den italienischen Ursprung des ungarischen Styls nach, ferner den französischen Einfluss auf die ungarische Musik einerseits unmittelbar durch die Kirchenmusik, anderseits durch polnische Vermittlung auf dem Gebiete der weltlichen Musik, speziell den Einfluss der polnischen Kolomyjken. Sodann schildert er die erste, von äusseren Einflüssen unabhängige Gestaltung des ungarischen Palotás am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts, den Einfluss der Volkslieder auf die Palotás-Musik, die Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts (Verseghy, Adam Horvát), die Dichtung der Rákóczy-Epoche und die definitive Gestaltung der Palotás-Musik, darauf die Rolle der ungarischen Musik im siebzehnten bis achtzehnten Jahrhundert im alltäglichen Leben des ungarischen Hochadels, den Einfluss der deutschen Herrschaft, die häusliche Ausbildung des Hochadels in der Musik, eine Harfenschule aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, die erste ungarische Klavierschule (1802), die zweite ungarische Klavierschule (1828) und die Veszprimer Gesellschaft der Musikfreunde.

Hierauf legte das o. M. Zoltán Beöthy das Manuscript einer umfangreichen literarhistorischen Studie Julius Haraszthi's über «Die Poesie A. Chenier's» vor, welche in eingehender Weise die Poesien dieses hochtalentirten französischen Schäferdichters charakterisirt, und las das zusammenfassende Schlusscapitel der Studie.

In der Plenarsitzung am 26. November las das Ehrenmitglied Cardinal-Erzbischof Ludwig Haynald eine Denkrede auf Peter Edmund Boissier. Derselbe gehörte zu den hervorragendsten Botanikern unserer Zeit. Als Spross einer vornehmen Genfer Patrizierfamilie, konnte er sein ganzes Leben von frühester Jugend bis zum Tode seiner erkorenen Wissenschaft widmen. Von 1833 angefangen, machte er zu diesem Zweck grosse Reisen. Er bereiste wiederholt Italien, Spanien, Griechenland, Klein-Asien, Syrien, Egypten, Tanger und Algier. Ferner entsandte er auf seine Kosten berufene Reisende behufs Sammelns seltener Pflanzen. Zugleich benützte er die sämmtlichen bedeutenden Pflanzensammlungen Europas, unter anderen auch die Sammlung des Denkredners. Namentlich bearbeitete er auch die dem erzbischöflichen Herbarium von Emerich Frivaldszky geschenkten türkischen Pflanzen und Pflanzen-Abbildungen, da dieselben in das Bereich des bedeutendsten Werkes Boissier's gehörten. Seine 1867 bis 1884 in fünf grossen Bänden erschienene «Flora orientalis» behandelt das ganze, von der Balkan-Halbinsel und den grie-

chischen Inseln bis an den Indus sich erstreckende Gebiet. Er nahm in das monumentale Werk die Entdeckungen fast sämmtlicher neueren botanischen Besucher Klein-Asiens auf und vereinigte so in einem systematischen Werke die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen. Die Hauptstelle aber nehmen, sowohl in diesem, als auch in seinen übrigen Werken, die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen ein. Nach dem Zeugnisse eines seiner Biographen fügte er allein 3602 neue Pflanzenspezies der botanischen Wissenschaft ein. Die Denkrede beschränkt sich nicht lediglich auf die Würdigung der wissenschaftlichen Tätigkeit Boissier's Sie charakterisirt Boissier auch als Menschen, mit seinen edlen Eigenschaften, unter denen sein musterhaftes Familienleben, seine uneigennützige Liebe zur Wissenschaft, sein warmes religiöses Gefühl und sein edler Wohltätigkeitssinn die ersten Stellen einnehmen. Sie führt aus einer der an seinem Grabe gehaltenen Reden die folgenden schönen Worte an: «Wenn wir in diesem Momente in die Hütten der Armen und die Wohnungen der Leidenden hingehen könnten, die keinen Begriff davon hatten, wie gross der Verklärte in der wissenschaftlichen Welt gewesen, würden wir die über seinen Tod weinenden Augen, die von Trauer gebeugten Herzen sehen, welche Zeugniss davon geben, dass er ausser jener Grösse, die ihm seine gewaltige Intelligenz verlieh, auch noch eine Grösse anderer Art besass.» — Die mit bekannter Virtuosität gearbeitete und mit dem Tone tiefer Empfindung vorgetragene Denkrede wurde von dem aussergewöhnlich zahlreich anwesenden Auditorium mit gespanntestem Interesse angehört und mit dankbarem Beifalle begleitet.

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildete der «Bericht über das Ergebniss der Kóczán-Dramenpreis-Concurenz», verfasst und vorgelesen von Árpád Berczik als Referenten des aus ihm, Gregor Csiky und Albert Pálffy gebildeten Preisrichter-Comités. Um den Kóczán-Dramenpreis von 100 Dukaten werben jährlich Dramen, deren Stoffe in chronologischer Reihenfolge aus verschiedenen Epochen der ungarischen Geschichte, inbegriffen die hunnischen und magyarischen Sagenkreise, entnommen sind. Der Stoff der diesmaligen ersten Concurrenz war aus dem Kreise der hunnischen Geschichte und Sage zu schöpfen. Es liefen im Ganzen 15 Concurrenzstücke ein. Die meisten derselben sind ausserordentlich schwach. Zu den beachtenswerteren gehört das «Hún utódok» (Hunnische Nachkommen) betitelte Stück, welches sich durch Sinn für die Bühne, schwungvolle dramatische Diction, einzelne bühnen-wirksame Scenen und Tableaux kennzeichnet, im Ganzen aber verfehlt, ein Wirrsal von Unwahrscheinlichkeiten, Naturwidrigkeiten, Geschichte und Phantastik ist. Am höchsten steht unter den schwachen Mitbewerbern die fünfaktige Tragödie «Attila halála» (Attila's Tod). Es ist ein im Grunde gut ausgedachtes, aber schlecht ausgeführtes Stück, aus welchem sich durch zweckmässige Umarbeitung ein gutes, auch auf der Bühne wirksames Stück herstellen liesse. Die Preisrichter empfehlen dasselbe, als das relativ beste, einstimmig zur Preiskrönung. Der Präsident zieht aus dem den Namen des Verfassers bergenden Devisenbrief den Namen Karl Szász hervor.

In der Sitzung der zweiten Classe am 3. Dezember bildete den ersten Gegenstand der Tagesordnung der Vortrag des ordentlichen Mitgliedes Jul. Schvarcz *Ueber die ungarische Gesellschaft.* Vortragender führt aus, dass die ständische Gliederung der ungarischen Gesellschaft vor 1848 durch die 1848er Gesetzgebung

vollständig beseitigt wurde, wie dies nicht so sehr aus den Paragraphen der 1848er Gesetze, als vielmehr aus der Vorrede derselben und namentlich aus jenem Passus der letzteren hervorgeht, welcher »die Rechts- und Interessengleichheit des gesammten ungarischen Volkes« betont. Die ungarische staatsbürgerliche Gesellschaft ist heute nicht mehr mit der ständisch gegliederten deutschen und österreichischen, sondern mit der englischen und der spanischen Gesellschaft vergleichbar, in welchen zwar an der Spitze der Gesellschaft ein Adel steht, aber keine ständischen Scheidewände, kein Bürgertum, kein Bauerntum, sondern blos Staatsbürger existiren. Vortragender weist auf jene kolossalen Umwandlungen hin, welche die ungarische Gesellschaft seit 1847 durchgemacht hat. Damals existirte im Lande noch keine Geistes-Aristokratie und keine besondere, von der Geburt unabhängige Besitz-Aristokratie; die Aristokratie des Staatsdienstes aber coincidirte vollständig mit der Geburts-Aristokratie. Zur Aristokratie des Staatsdienstes rechnet die moderne ungarische Auffassung auch die Mitglieder des Abgeordnetenhauses, schon dieser ihrer Stellung wegen. In diesem Punkte folgt die ungarische Auffassung nicht der deutschen und österreichischen, sondern der englischen, französischen, belgischen, italienischen Auffassung. In der Frage der Titulaturen herrscht ein grosser Wirrwarr. Die Gesetzgebung hat dieselbe nicht geregelt, noch hat dies die Regierung gethan. Indessen so kann die Sache nicht bleiben. Die Titulaturen müssen entweder abgeschafft werden, was bei uns schon wegen der grossen Titelsucht der Gesellschaft unmöglich ist, oder dieselben müssen im Sinne des heutigen Staatsrechtes zeitgemäss geregelt werden. Die Geistes-Aristokratie beginnt jetzt zum Selbstbewusstsein zu erwachen. Die Künstler, Publicisten, Dichter besitzen bereits grosses sociales Gewicht; die Gelehrten stehen blos bei der höheren Intelligenz in Ansehen. Die Besitz-Aristokratie ist eine Grossmacht. Es würde verdienstlich sein, auf authentischer Grundlage eine Statistik derselben anzufertigen, da die bisherigen Zusammenstellungen lückenhaft und fehlerhaft sind. Vortragender schliesst damit, dass, je genauer wir in die heutige ungarische Gesellschaft hineinblicken, unser Vertrauen in die Zukunft desto mehr wachsen kann.

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildete der Vortrag des correspondirenden Mitgliedes Josef Körösi, Director des hauptstädtischen statistischen Bureaus *Ueber den Einfluss des Alters der Eltern auf die Lebenskraft der Kinder.* Ueber die Erscheinungen der Vererbung, wie überhaupt darüber, welchen Einfluss die Eltern auf die Gesundheit und Lebensdauer der Progenitur haben, besitzen wir sehr wenig statistisches Material. Vortragender stellt vornehmlich mit Hilfe der Daten des hauptstädtischen statistischen Bureaus seit Jahren in sechs Richtungen Beobachtungen an und verfügt hinsichtlich einzelner Fragen bereits über 20—30,000 Daten. Er beabsichtigt dieses Material in den nächsten drei Jahren in der Akademie in folgenden sechs Vorlesungen bekannt zu machen: 1. Einfluss des Alters der Eltern auf die Lebenskraft der Kinder; 2. auf die Todtgeburten; 3. auf das Geschlecht der Kinder; 4. Untersuchung der Fruchtbarkeit der Ehen; 5. Einfluss der Beschäftigung der Eltern auf die Fruchtbarkeit; 6. über die Vererbung der Todesursachen. — Den Gegenstand des heutigen Vortrages betreffend, entwickelt Vortragender zuerst kurz seine Methode und legt hierauf die bisherigen Hauptergebnisse seiner mehrjährigen Beobachtungen in Folgendem vor: 1. Den Einfluss des Alters der Väter betreffend ergibt sich, dass die Kinder von Vätern

unter 25 Jahren schwächer constituirt, die Kinder 25—40jähriger Väter die gesundesten, die Kinder von Vätern über 40 Jahren wieder schwächer sind. — 2. Das Alter der Mutter betreffend sind die bis zum 35. Lebensjahre der Mütter geborenen Kinder die gesundesten, die im 35—40. Jahre geborenen um etwa 8 Percent, die nach dem 40. Jahre der Mutter geborenen um etwa 10 Percent schwächer. — 3. Das gegenseitige Altersverhältniss der beiden Eltern betreffend, sind jene Kinder die gesundesten, welche von einem älteren Vater und einer jüngeren Mutter stammen; die Kinder von Eltern gleichen Alters oder von jüngeren Vätern und älteren Müttern sind etwas schwächer. — Vortragender versucht hier auch die Beantwortung der Frage: wie alte Bräute sich die Bräutigame verschiedener Altersstufen mit Rücksicht auf eine möglichst gesunde Progenitur wählen sollen und umgekehrt. Die approximativen Ergebnisse seiner Untersuchung sind folgende: *a)* Wenn die Frau jünger als 30 Jahre ist, gebiert sie von einem etwas älteren Gatten die gesundesten Kinder. Wenn die Frau 35–40 Jahre alt ist, wählt sie besser einen 20- bis 30jährigen als einen 40- bis 50jährigen Gatten. *b)* Wenn der Mann 30—40 Jahre alt ist, wird er mit einer 20—30jährigen Gattin die gesundesten Kinder zeugen; wenn er eine um 5 Jahre ältere Gattin wählt, wird die Vitalität der Kinder schon geringer sein. Der 40—50jährige Mann kann umso sicherer auf gesunde Nachkommenschaft zählen, eine je jüngere Braut er wählt; je älter die von ihm gewähte Gattin ist, desto schwächer werden die Kinder ausfallen. Setzen wir die Sterblichkeit der Kinder von 40—50jährigen Vätern und 19—30jährigen Müttern gleich 100, so steigt die Kindersterblichkeit bei 30—35jährigen Gattinen derselben Väter auf 122, bei 35—40jährigen Gattinen bereits auf 132. — Vortragender spricht im Verlaufe seines Vortrages dem hauptstädtischen Magistrat, vornehmlich aber dem in der Sitzung anwesenden Bürgermeister Kammermayer den wärmsten Dank für die seinen Forschungen seitens desselben zuteil gewordene zuvorkommende und ausgiebige Förderung aus.

Kisfaludy-Gesellschaft. In der Sitzung vom 28. November las zunächst Albert Sturm eine Denkrede auf das c. Mitglied Michael Ring. Die Kisfaludy-Gesellschaft — so führte Denkredner aus —, die ihrer lebenden Mitglieder stets mit voller Sympathie, ihrer Todten mit Pietät gedenkt, glaubte diese ihre Gefühle auch dann zum Ausdrucke gelangen lassen zu sollen, als sie von dem Ableben eines Mitglieds erfuhr, das Zeit seines Lebens mit ihr einen nur spärlichen Verkehr unterhalten; das nach seiner Erwählung an ihrer literarischen Tätigkeit keinen wahrnehmbaren Anteil genommen und keine sichtbaren Zeichen dessen gegeben, welchen Wert es auf seine Aufnahme in diesen Kreis lege, und wie dasselbe es sich angelegen sein lassen wolle, den Erwartungen zu entsprechen, mit denen es hier aufgenommen wurde. Nur dieser Pietät kann ich den mir gewordenen, höchst ehrenvollen Auftrag zuschreiben, Ihnen die Erinnerung an ein Mitglied aufzufrischen, das Sie keine Gelegenheit hatten, kennen zu lernen und das nach dem literarischen Versuche, dem es seine Mitgliedschaft verdankte, das Feld brach liess, zu dessen Bearbeitung dasselbe für besonders geeignet gehalten wurde. Da ich meine Aufgabe in diesem Sinne auffasse, ist es auch nicht zu erwarten, dass ich eine Lobrede auf Michael Ring halten werde, der während seiner fünfzehnjährigen Mitgliedschaft in unseren Jahrbüchern nur in der Mitgliederliste erschien. Keine Lobrede, denn

durch nichts kann man so sehr die Pietät für die Todten, wie die Achtung vor den Lebenden verletzen, als durch unverdientes Lob und durch unbilligen Tadel. Allein wir werden sein Verhältniss zu unserer Gesellschaft nur dann gerecht beurteilen können, wenn wir uns vor Allem daran erinnern, wie der 24-jährige Michael Ring ihr Mitglied geworden.

Und da müssen wir denn damit beginnen, dass Michael Ring bis an sein Lebensende ein unglückseliger Mensch gewesen und dass seine unerwartete, fast zufällige Aufnahme in diese Gesellschaft einer der wenigen Lichtstrahlen war, die seinen öden Pfad erhellten. Wenn ich nicht irre, war sein Hauptunglück der verfehlte Lebensberuf. Von wildem, schwer zu bändigendem Naturell wie er war, wurde er katholischer Geistlicher, ohne sich je zur Selbstverleugnung und Entsagung emporringen zu können. Allein er sah noch frühzeitig genug ein, dass er seine Leidenschaft niederzukämpfen nicht im Stande sei und er legte eine Kleidung ab, der gegenüber er die Pflichten nicht erfüllen konnte, die sie ihm auferlegte. Was er von dieser Laufbahn gerettet, das war seine Vorliebe für klassische Sprachstudien und diesen verdankte er auch sein weiteres Fortkommen. Auf diesem Gebiete hatte er auch schöne Resultate aufzuweisen. Seine Arbeiten gereichen der ungarischen Wissenschaft zur Ehre und durch die Resultate seiner Forschungen hat er sich in Deutschland und Frankreich einen Namen erworben. Und diese Studien betrieb er mit unermüdlichem Eifer, bis sein überangestrengter Körper den Dienst versagte und bis sein erschöpfter Geist sich trübte. Ein Jahr vor seinem Tode liess geistige Nacht ihr düsteres Gefieder über seinem Haupte errauschen und in dem Asyl der geistig Blinden hauchte er, noch nicht vierzig Jahre alt, seine Seele aus.

Aus dieser dürftigen Skizze seines äusseren Lebenslaufes erhellt zur Genüge, dass diese Gesellschaft mit Ring keinen Unwürdigen in ihre Mitte aufgenommen, allein aus dieser Skizze ist nicht zu ersehen, wo dieser Lebenslauf sich mit den Zielen der Kisfaludy-Gesellschaft kreuzte. Um diesen Zusammenhang zu finden, müssen wir eine Episode aus dem Leben Ring's anführen. Nachdem er die geistliche Laufbahn verlassen, fand er eine provisorische Anstellung an einer hauptstädtischen Realschule. Da konnte er freilich seine klassische Philologie zu nichts gebrauchen und er trug daher die deutsche Sprache vor, welche er als Banater vollkommen beherrschte. Nun, die Frucht dieser kurzen deutschen Lehrmeisterschaft ist ein dünnes Bändchen, das 1872 bei Aigner unter dem Titel: «Dramatische Meisterwerke der Ungarn, I. Michael Vörösmarty's Ban Marót, metrisch übersetzt von Dr. M. Ring» u. s. w. erschien und «Herrn Franz Toldy, dem Begründer der ungarischen Literaturgeschichte in tiefster Ehrerbietung und Dankbarkeit zugeeignet war». Durch dieses Bändchen gelangte er auf die warme und erwärmende Empfehlung Toldy's in die Kisfaludy-Gesellschaft. Wer nun diesen Bahnbrecher unserer Literaturgeschichte kennt, der weiss, dass derselbe sich keineswegs durch diese Dedication, sondern dass der greise Pate unserer Nationalliteratur sich vornehmlich durch den römischen I bestechen liess, der auf die «dramatischen Meisterwerke» folgte, da er im Geiste schon eine ganze Bibliothek solcher ungarischen Meisterwerke ins Deutsche übertragen vor sich sah.

Auf I folgte kein II. «Ban Marót» war das erste und letzte Stück dieser Collection. Sicherlich hat es Ring nicht an dem besten Willen gefehlt; er wollte der

nationalen Sache nützen, allein das Büchelchen fand keinen Absatz und der Verleger liess es bei dem ersten Misserfolg bewenden. Kann aber diese Gesellschaft, welche die Blüte der Kenner der Nationalliteratur ihr eigen nennt, Ring einen Vorwurf daraus machen, dass er nicht auch unsere sonstigen dramatischen Meisterwerke ins Deutsche übertrug? Ich glaube nicht, dass heutzutage, da die unbefangene Kritik an Vörösmarty's Dramen ausser der künstlerischen Führung der Handlung und der geschickten Vorbereitung der Conflicte nichts zu würdigen findet, als den Zauber seiner Sprache; da wir die Schwächen des genialen Sängers unserer Renaissance ohne jedes Vorurteil gerade in seiner schwachen Charakterzeichnung, seinem mangelnden Individualisirungs-Vermögen und seiner psychologischen Unzulänglichkeit zu erkennen vermögen; — ich glaube nicht, dass heute Einer von uns in «Ban Marót» ein Meisterwerk und in der Verdeutschung desselben ein Verdienst erblicken könnte. Denn was wir an diesem Drama bewundern und lieben, das kann kein Sterblicher der Fremde mitteilen. Die meisterhafte Handhabung der unbeholfenen, halbfertigen, soeben ihren Krystallisirungsprozess durchmachenden ungarischen Sprache, diese himmlischen Töne mit vollkommener Kunst einem unvollkommenen Instrument entlockt, die Benützung noch nicht vereinbarter abstracter Begriffe mit wahrhaft schöpferischer Kraft, kurz, die Offenbarung des Genius der nationalen Sprache, die noch uns mit heiligem Schauer erfüllt: wer wollte Alldies Fremden erklären, wer wollte Alldies Fremde liebgewinnen lassen wollen?!

Selbst die vollkommenste Uebersetzung hätte dem Fremden doch nur die verkehrte Seite des in den prächtigsten Farben blühenden Teppichs gezeigt...

... Wozu hätte Ring diese Versuche also fortsetzen sollen? Katona's «Bánk bán» war bereits von Dux übersetzt und die übrigen Dramen Vörösmarty's? Mit «Salamon» und «Bujdosók» (Die Flüchtlinge) hätte er schwache Shakespeare-Nachahmungen übersetzt, den naiven Zauber von «Csongor und Tünde» hätte er in die fremde Sprache nicht retten können, in «Vérnász» (Die Bluthochzeit) und «Áldozat» (Das Opfer) hätte er dramatisches Leben hauchen müssen und mit «Czillei und die Hunyaden» hätte er nur den letzten müden Flügelschlag des ersterbenden Genius einem teilsnahmslosen Publikum gezeigt. Nicht also ansporнen, sondern geradezu abreden hätte ihm diese Gesellschaft müssen, wenn er ungarische dramatische Meisterwerke der deutschen Lesewelt hätte vorführen wollen. Denn «dramatische Meisterwerke» in der Mehrzahl existiren nicht in unserer Literatur...

Fürwahr dieser vornehme Kreis ist schon längst über das Vorurteil hinaus, als müssten sämmtliche Werke des Genies gleichwertig sein, als hätten sie alle auf gleiche Anerkennung Anspruch, und als müssten sämmtliche Offenbarungen des nationalen Genius auf einer und derselben Höhe stehen. Es gab eine Zeit, da wir reich waren an Staatsmännern und Rednern, und es gab eine Zeit, da unsere Dichter eine ganze Pleiade bildeten. Eine unserer Epochen schuf grosse Mimen, die Gegenwart ist den bildenden Künsten hold, allein auf allen Gebieten zu gleicher Zeit Grosses hervorzubringen, das war noch keiner Nation gegeben. Auch die poetische Literatur ist diesem ewigen Gesetze verfallen. Bald prangt ein, bald ein anderer Zweig voller Blüten und Früchte, allein sämmtliche Aeste des Baumes der Dichtung haben noch niemals gleichzeitig geblüht.

Unsere ganze nationale Entwicklung hatte von Beginn an eine Richtung eingeschlagen, dass Lyrik und Epos früher ihrer Blüte entgegen gehen mussten,

als das Drama, obgleich das letztere nicht weniger gehegt und gepflegt wurde. Alle bezüglichen Anläufe blieben unfruchtbar bis zum heutigen Tag. Dramen von grosser Wirkung lebte diese Nation, allein sie konnte keine solche schaffen. Wir haben keinen Grund uns darüber zu schämen, keinen Grund dies zu beschönigen. Unserer Lyrik und unserem Epos hat die Weltliteratur schon längst den Lorber gereicht und wir brauchen nicht die Hoffnung aufzugeben, dass auch unser Drama mit der Zeit sich auf die höchste Stufe menschlicher Schöpfungen emporkämpfen wird.

Allein Ring fand solche Meisterwerke noch nicht vor und durch das Einstellen dieser seiner Tätigkeit hat er sich keiner Unterlassung schuldig gemacht. Nicht unser Ruhm, nicht der Vörösmarty's hat dadurch verloren. Wohl ist es wahr dass Ring mit einer gewissen Vorliebe für den Dichter Anlass genug gehabt hätte, dessen Ruhm in fremden Landen zu verbreiten. Er hätte nur «Schön Ilonka» zu übersetzen gebraucht und sein Dichter wäre weltberühmt geworden. Es ist das das vollkommenste, reifste und schönste Gedicht Vörösmarty's; geschöpft ist es aus dem ewiglich klar fliessenden Quell der Poesie und den Leser jeder Zunge würde es ebenso seltsam ergreifen, wie des Dichters eigene Landsleute. Natur und Dichtung fliessen da in Eins zusammen. Mass und Harmonie, ungesuchte Anmut und psychologische Wahrheit gestalten dieses Gedicht zu einem Meisterwerke, welches in dem edlen Costüm echter und unverwelklicher Romantik dem poetischen Schrifttum jeder Nation zur Ehre gereichte. Allein Vörösmarty hat weder lebend noch todt die Gunst der Uebersetzer erfahren. So lange er der Einzige und Grösste auf dem ungarischen Helikon war, scheerten sich seine deutschen Landsleute noch wenig um die angebrochene nationale Epoche; als aber der Zauber des Genius die trägen Massen zu durchglühen begann und die Ungarn deutscher Zunge ihre Freude über die neuen Schätze ihres Vaterlandes hinauszurufen begannen in die Ferne, da erglänzte am Firmament schon ein neuer Stern und von Petőfi's Ruhm widerhallten Berg und Tal im fernen Westen. Da aber dieses Meteor in Pulverwolken versank, da erfüllte Arany's Glorie bereits unseren ganzen geistigen Sehkreis und in welchem Ungar deutscher Zunge patriotische Begeisterung mit dichterischem Empfinden sich paarten, der beeilte sich, der Welt das grosse Wunder zu verkünden, dass in unseren Tagen ein ungarischer Dichter von unvergleichlicher Grösse erstanden und dass in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die Ballade ihren Neuerschaffer gefunden. Vörösmarty aber blieb vernachlässigt und zurückgesetzt; entweder wurden seine schwächsten Werke übersetzt, wie es Ring getan, oder man machte sich an seine Perlen mit ungeübter, unsicherer Hand. So kam es, dass Vörösmarty keinen Lorbeer erntete, auf fremder Flur gereift, und auch die Verdeutschung, die Toldy von den Zeitgenossen Paziazzi, Tretter, Graf Mailáth u. A. anfertigen liess und mit welchen Toldy in Deutschland herumreiste, sie waren von einer Art, dass sie den feinfühligen Dichter an seinem Dichterberufe zweifeln machten. Wir können uns daher vorstellen, dass die Deutschen dank jenen Uebertragungen von der ungarischen Lyrik und Epik keinen besseren Eindruck erhalten haben mochten, als sie ihn ein halbes Jahrhundert später von dem ungarischen Drama durch die Ring'sche Uebersetzung gewannen. Allein wir sind davon überzeugt, dass die Nachwelt gut machen wird, was die unzulänglichen Uebersetzer der Vergangenheit an Vörösmarty gesündigt und dass früher oder spä-

ter seine ewig schönen Werke in fremden Sprachen berufene, beider Idiome mächtige Dichter übertragen werden, welche bei den Blumen nicht nur auf die Staubfäden achten, sondern sich an ihrem Duft undan ihrer Farbenpracht ergötzen.

Unser entschlafener Genosse Michael Ring aber ruhe in Frieden. Er war ein nützlicher und begeisterter Förderer seiner eigenen Wissenschaft, der er sein ganzes Leben weihte. Tief beklagen wir es, dass er ins Grab gestiegen, noch ehe er das Werk vollbrachte, das von seinen ausserordentlichen Fähigkeiten füglich erwartet werden konnte, und als die Freunde, wenn auch nicht als die berufenen Förderer fachwissenschaftlichen Strebens legen wir auf sein Grab den Immortellenkranz warmer Teilnahme und ehrender Anerkennung nieder.

Hierauf las Karl Szász unter dem Titel: «Aus meiner Reisemappe» einen Cyclus von Gedichten vor, welche den auf seiner diessommerlichen Reise durch Deutschland, Frankreich und Oberitalien empfangenen Eindrücken, dazwischen seiner Sehnsucht nach der Heimat, überraschend schönen poetischen Ausdruck geben. Er las aus der Sammlung folgende Gedichte: An der Grenze. — Die Donau bei Ulm. — Napoleon's Grab in Paris. — Die Venus von Milo im Louvre. — Im Park des Luxemburgpalastes. — Auf eine im Sande des Versailler Schlossgartens gefundene Nelke. — Der Friedhof Père la Chaise. — Im Friedhof von Milano. — Auf dem Genfer See.— Abschied vom Genfer See. — Das Bergkirchlein. — In Verona. — In Venedig. — Miramare. — Daheim. — Einzelne dieser Dichtungen stellen sich dem Besten, was Carl Szász auf dem Gebiete der ungarischen Lyrik bisher geleistet, nicht blos würdig an die Seite, sondern schwingen sich zum Teil weit über dieses Beste hinaus. Diction und Verstechnik, Gedanken und Empfindungen wetteifern darin miteinander an Schönheit. Die «Venus von Milo», ein hochpoetischer Hymnus auf die Schönheit, die Vergleichung des Père la Chaise mit dem Dorffriedhofe, der Abschied vom Genfer See, die Betrachtungen auf der Seufzerbrücke von Venedig, Miramare mit der Erinnerung an Kaiser Max machten einen mächtigen Eindruck.

Zum Schluss las Arnold Vértessi eine hübsche Novelle unter dem Titel: «Das hässliche Mädchen», welche ebenfalls lebhaften Beifall fand.

VERMISCHTES.

— **Professor Josef Lenhossék**, einer der hervorragendsten Vertreter der medizinischen Wissenschaft an der Universität Budapest, ist am 2. December 1888, 70 Jahre alt, gestorben. Josef Lenhossék, der Sohn des gelehrten Medicinæ-Professors der Pester Universität, Michael Lenhossék, ist im März 1818 in Ofen geboren. Er absolvirte seine Gymnasialstudien in Ofen und Waitzen, studirte sodann an der Pester Hochschule und erwarb daselbst im Jahre 1841 das Doctorat der Medizin und das Magisterium der Ophthalmie und Geburtshilfe. Er widmete sich hierauf eine Zeit lang an der Wiener Universität dem Studium der Anatomie, wurde von dort als supplirender Professor der Anatomie an die heimische Universität berufen und erwarb sich hier im Jahre 1843 das Doctorat der Chirurgie. Von

1844 bis 1850 wirkte Lenhossék als Professor der Anatomie am chirurgischen Institut in Innsbruck. Im letztgenannten Jahre habilitirte er sich an der Pester Universität als Privatdocent der topographischen Anatomie und wurde der erste Begründer dieses wissenschaftlichen Faches in Ungarn. Schon im Jahre 1852 trieb ihn sein Wissensdrang wieder nach Wien. Durch Professor Hyrtl an Brücke, den berühmten Lehrer der Physiologie empfohlen, arbeitete er auf dessen Abteilung und machte hier seine für alle Zeiten massgebend gewordenen Entdeckungen auf dem Gebiete des Central-Nervensystems. Seine aus diesem Anlasse hergestellten microscopischen Präparate erfreuten sich alsbald grossen Rufes in der ganzen wissenschaftlichen Welt und die Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlichte seine diesbezüglichen Arbeiten in ihren Jahrbüchern. Im Jahre 1855 wurde er als Professor der Anatomie an das chirurgische Institut nach Klausenburg berufen. Da mit dieser Lehrkanzel auch jene der forensischen Medizin verbunden war, bereitete sich Lenhossék auf diese seine Stellung speciell dadurch vor, dass er sich mit Bewilligung Rokitansky's einen ganzen Sommer hindurch in Wien mit gerichtsärztlichen Obductionen beschäftigte. In Klausenburg wirkte Lenhossék bis zum Jahre 1859. Auch diese Periode seiner Tätigkeit ist reich an schönen und ehrenvollen Erfolgen. So hielt er u. A. auf dem Congresse deutscher Aerzte und Naturforscher in Wien Vorträge aus seinem Specialfache, welche die allgemeine Aufmerksamkeit und Anerkennung der Gelehrtenwelt erregten. Im Jahre 1857 trat er mit Bewilligung der Regierung eine grosse wissenschaftliche Reise ins Ausland an. In der Versammlung der Aerzte und Naturforscher in Bonn fanden seine durch mikroskopische Präparate illustrirten Vorträge grossen Anklang. Aufsehen erregten eben solche Vorträge Lenhossék's in Paris; daselbst hatte ihn Eduard Milne, der Nachfolger Cuvier's, in die «Academie des sciences (L'Institut)» eingeführt; die illustre Gelehrtencorporation zeichnete seine Präparate und seine anatomischen Abhandlungen mit dem Monthion-Preise aus. Von hier ging er nach London; sein Ruf war ihm von Paris aus vorangeeilt, so dass ihn die berühmtesten englischen Fachmänner, wie Owen, Carpenter, Huxley, Browman, Brown, Clarke und Andere mit Sympathie und Auszeichnung empfingen. Seine Vorträge ernteten auch hier rückhaltslosen Beifall, seine meisterhaften microscopischen Präparate aber, welche geradezu eine Collection von Unicis bildeten, erwarb das berühmte Hunter'sche Museum für 160 Pfund Sterling. Im Jahre 1860 wurde Lenhossék als ordentlicher öffentlicher Professor der descriptiven Anatomie an die Budapester Universität berufen. In dieser Stellung lebte es seither ganz und ausschliesslich nur der Wissenschaft. Ein dauerndes Monument setzte sich Lenhossék durch die Begründung des anatomischen Museums an der hiesigen Universität, welches heute über 700 der wertvollsten Präparate besitzt. Diese Collection, sowie die einzig in ihrer Art dastehende Sammlung der berühmtesten Gehirndurchschnitte, welche seinen Privatbesitz bildet und die Frucht vieljährigen, unermüdlichen Forscher- und Sammler-Eifers ist, sind in der ganzen Gelehrtenwelt berühmt; wo immer von Fragen der Histologie des Gehirnes und von Thesen des Central-Nervensystems die Rede ist, gilt der ungarische Gelehrte als anerkannte Autorität und seine Präparatensammlung als Fundgrube. Die descriptive und die topographische Anatomie verdanken Lenhossék eine Reihe wertvoller und wichtiger, selbständiger Entdeckungen. Als im Jahre 1865 der «Congrès international d'Anthropologie» in Buda-

pest tagte, erregte ein in französischer Sprache gehaltener Vortrag Lenhossék's enormes Aufsehen bei den versammelten Fachmännern aus allen civilisirten Landen Europas.

Die Lehrtätigkeit Lenhossék's ist sprechend charakterisirt durch die ausnahmslose Liebe und Verehrung, mit welcher die ganze Generation der Männer seines Faches, welche sich mit Stolz seine Schüler nennen, an dem Altmeister hing; unvergleichlich namentlich war das Geschick und der Eifer, mit welchen Lenhossék die Liebe zur Wissenschaft, den Drang nach Vervollkommnung in seinen Schülern zu pflegen und zu spornen wusste.

Der segens- und erfolgreichen Tätigkeit des Mannes, der den Ruhm ungarischer Gelehrsamkeit weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreitet hat, dessen Namen die wissenschaftliche Welt mit Hochachtung nennt und an dessen Autorität die Celebritäten seines Faches appellirten, blieb auch die äusserliche Anerkennung nicht aus. Im Jahre 1871 verlieh ihm des Königs Gnade den königlichen Ratstitel; zu seinem 25jährigen Professoren-Jubiläum wurde er mit dem Eisernen Kronen-Orden III. Classe ausgezeichnet; desgleichen trug Lenhossék zahlreiche ausländische Ehrenzeichen, so das Grosskreuz des spanischen Ordens Carl III., das Ritterkreuz des portugiesischen Christus-Ordens, des schwedischen Wasa-Ordens, des italienischen Kronen-Ordens, des hessischen Philipp-Ordens, des Anhalt'schen Albrecht-Ordens u. A. Die Universität Budapest wählte ihn im Jahre 1879/80 zum Rector magnificus. Er war überdies Mitglied vieler und der hervorragendsten wissenschaftlichen Vereine und Akademien des In- und Auslandes. Nebst seiner Forscher- und Lehrtätigkeit entwickelte Lenhossék eine ausserordentliche Productivität auf dem Gebiete der Special-Literatur seiner Wissenschaft in ungarischen und deutschen Fachblättern. Seine Abhandlungen, wissenschaftlichen Essays und Mitteilungen waren immer wertvolle Gaben für die Wissenschaft und deren Vertreter. Die Zahl dieser seiner selbständigen literarischen Arbeiten beträgt weit über hundert.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Emlékek B. Vay Miklósné, Adelsheim Johanna bárónė leveleiből. Unter diesem Titel ist eine ungarische Ausgabe der Briefe der Baronin Nikolaus Vay mit Zustimmung des pietätvollen Sohnes der längst verewigten Schriftstellerin, des greisen Kronhüters und Präsidenten des Magnatenhauses Baron Nikolaus Vay, von Etelka Jókai übersetzt und commentirt, im Verlage des «Athenäum» erschienen. Das interessante Buch enthält eine von der hochherzigen Frau verfasste Selbstbiographie, die Lebensgeschichte ihres Gatten, sowie eine Menge Correspondenzen, in welchen sich der hohe Geist und die ganze erhabene Weiblichkeit der Baronin wiederspiegelt. Das Material entstammt einem von Franz Bene vor Jahren herausgegebenen Buche, welches die

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Aufzeichnungen und Briefe der Baronin im Original, nämlich in deutscher Sprache enthielt, die aber trotz dieses Umstandes in glänzender Art den Beweis führen, welch' begeisterte ungarische Patriotin Baronin Vay zu werden verstand. Die Baronin entstammte bekanntlich einem alten badensischen Freiherrngeschlecht. Das von Etelka Jókai herausgegebene Buch wird das ganze gebildete Publikum interessiren, weil es — mit richtiger geschichtlicher Auffassung gelesen — die Faktoren und Ursprünge vieler gemeinnützigen Tatsachen der Gegenwart offenbart und es wird auch Jenen genug Interessantes bieten, die sich aus blosser Neugierde diesen Wandelbildern aus vergangenen Zeiten zuwenden. Die deutsche Ausgabe dieser Briefe ist im Buchhandel längst nicht mehr vorhanden. Sie waren überhaupt nur in beschränkter Auflage behufs Verteilung an Familienmitglieder und gute Bekannte gedruckt worden. Die einzig zu beschaffen gewesene Vorlage wurde mit Bewilligung des Kronhüters aus der Bibliothek der Baronin Mathilde Vay ausgefolgt.

Beniczky-Bajza Lenke, A gyöngy-sor. (Die Perlenreihe, Roman von Helene Beniczky, geb. Bajza.) Budapest, 1888, Pallas, 196 S.

Jakab Elek, Kolozsvár története (Geschichte Klausenburgs von Alexius Jakab). Budapest, 1888, Selbstverlag. Drei Bände mit Aktenstücken und Illustrationen. — Der erste Band dieser umfangreichen Monographie (mit einem Bande Diplomatarium und einem Hefte Illustrationen) war bereits im Jahre 1870 erschienen. Der zweite Band (830 S.) umfasst die Geschichte Klausenburgs unter nationalen Fürsten, die Epoche von 1540 bis 1690, der dritte Band (1022 S.) behandelt die habsburgische Zeit, von 1690 bis 21. März 1848. Zu diesen Bänden tritt der zweite Band des Diplomatariums, mit 354 Aktenstücke auf 752 Seiten, das zweite Heft der Illustrationen mit 13 Tafeln verschiedener Karten und Grundrisse und anderthalb Bogen Zeichnungen von Altertümern und sonstigen Denkmälern. Eine eingehende Besprechung des wertvollen Werkes bringen wir demnächst.

Mayer Salamon, Die Entwickelung der Justizgesetzgebung in Ungarn während der Jahre 1875—1887. Mit besonderer Rücksicht auf das Gebiet des Strafrechts und Gefängnisswesens. Wien, 1888, Manz. 85 S. — Ein auf tüchtigem Studium der ungarischen Quellenwerke und eigener wiederholter Autopsie beruhender ausgezeichneter Beitrag zur Kenntniss der ungarischen Criminalistik und ihrer Geschichte.

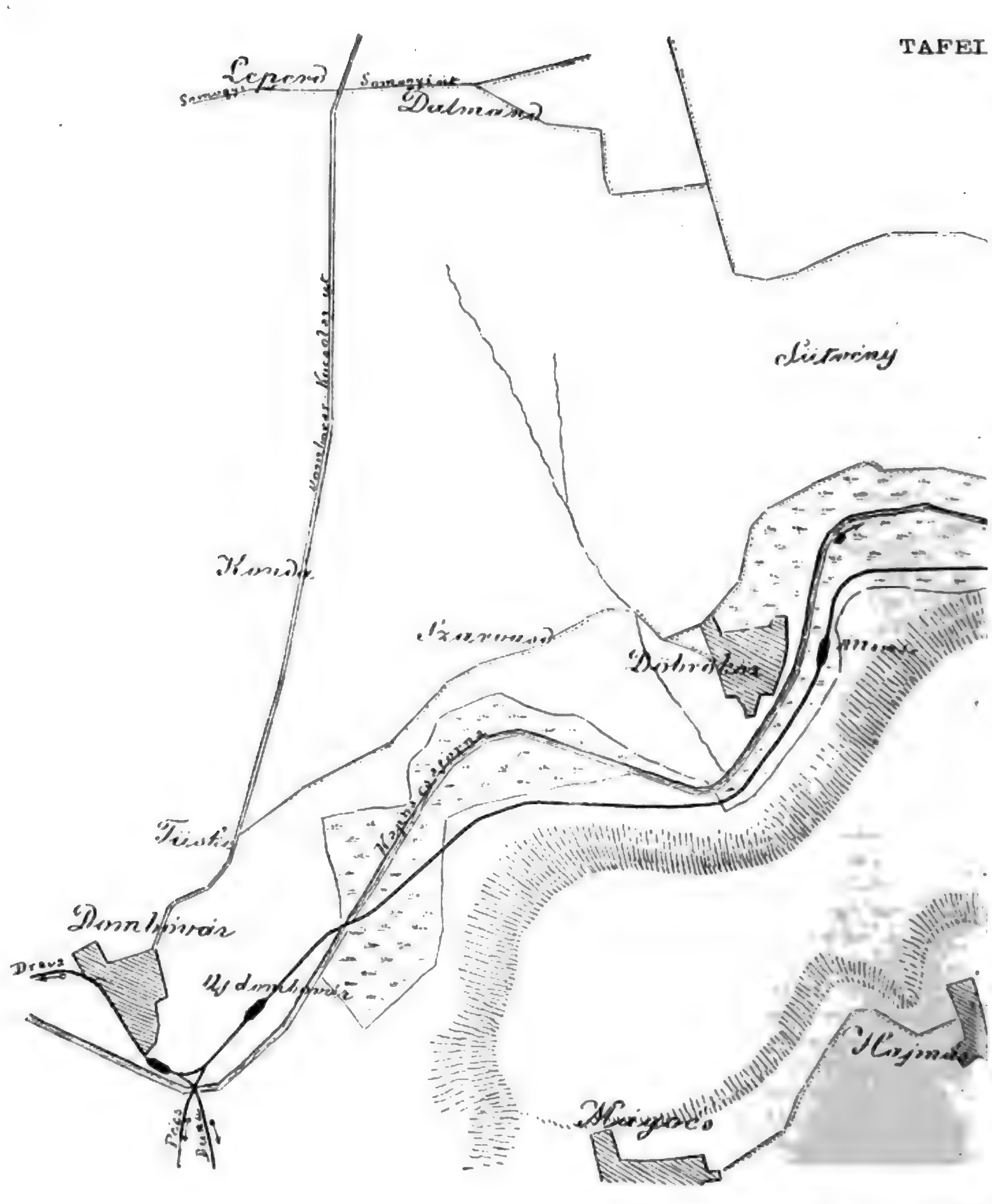
Prém József, Cseress Gábor. (Gabriel Cseress, Roman von Jos. Prém). Budapest, 1889, Robicsek, 2 Bände. — Der Held dieses anziehenden, teilweise humoristischen Romans hat ein Werk verfasst über den «Willen», in welchem er die einzige Macht desselben mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und begeisterter Teilnahme verherrlicht. Im Leben aber ist er ganz unfähig seinen Willen zur Geltung zu bringen, da er sich bewusst und unbewusst dem Willen seines Vaters unterordnet, dessen Glück und Zufriedenheit das einzige Ziel seines Lebens ist. Eine bunte und interessante, dem Leben der unmittelbaren Gegenwart entnommene Handlung machen den, auch an lebensvollen Charakteren reichen Roman zu einer anziehenden Lektüre.

II. Rákóczy György felelete az «Innocentia Transylvaniae»ra. (Georgs II. Rákoczy Antwort auf Johann Bethlens Schrift «Innocentia Transylvaniae», im Auftrage des Fürsten verfasst von Dr. Isak Basire. Aus dem Archive des Capitels zu Durham herausgegeben von Ludwig Kropf.) Budapest, 1888, Athenaeum, 99 S. — Die Handschrift, aus welcher dieses für die Kenntniss der Zeitgeschichte wichtige Document hier publicirt ist, befindet sich in Durham. Dieselbe ist eine Copie des Originals, mit zahlreichen eigenhändigen Verbesserungen des Verfassers, der Karlsburger Professor gewesen.

Vécsey Tamás, A római jog története és institutiói. (Geschichte und Institutionen des römischen Rechtes. Von Dr. Tomas Vécsey, Professor des römischen Rechtes an

der Budapester Universität, correspondirendes Mitglied der Ungarischen Akademie. Zweite, verbesserte Auflage. Franklin-Gesellschaft. 1888.) Bis vor Kurzem hat es kein originales Lehrbuch des römischen Rechtes gegeben. Was unter diesem Namen auftrat, war Uebersetzung oder Bearbeitung deutscher Vorbilder. Es ist ein Verdienst des gelehrten Verfassers, mit seinen vor kaum zwei Jahren erschienenen «Institutionen» auch auf diesem Gebiete die heimische Wissenschaft von beschämender Abhängigkeit erlöst und der freien und selbstständigen geistigen Arbeit die Bahn gebrochen zu haben. Aus diesem Grunde nehmen wir auch das Werk in unsere «Bibliographie» auf. Vécsey's «Institutionen» waren ein glücklicher Anfang. Was bei einem Lehrbuch, und zumal bei einem Lehrbuch für Anfänger, wie die «Institutionen» es sein sollen, Wert und Unwert ausmacht, liegt nicht sowohl im Inhalt, als in der Form beschlossen. Ein Lehrbuch soll und kann nichts inhaltlich Neues bringen. Für gelehrte Forschungen, für selbständige Untersuchungen bietet ein Institutionenbuch keinen Raum. Seine Aufgabe ist nicht forschender, sondern erziehender Natur; nur das Bewährte, wissenschaftlich endgiltig Festgestellte soll es bieten, dieses aber in einer Form, die den fremden Stoff anziehend, klar und bildend gestalten soll. Methodik, Systematik und Darstellungsform ist daher das Wesentliche; und in diesen Beziehungen hat der Verfasser seine Aufgabe erfasst und gelöst. Vécsey schreibt einen klaren, gefälligen, gut ungarischen Styl; er hat die Gabe, wo es sich um rein logische Operationen, einen Begriff handelt, ruhig und durchsichtig zu entwickeln, verfügt aber auch über eine wohltätige Wärme und Lebhaftigkeit, wo es gilt, namentlich im historischen Teile des Buches, auf Gemüt und Einbildungskraft des Lesers zu wirken. Im Sichten des Stoffes hat er die richtige Mitte eingehalten zwischen den allzu stoffreichen Institutionenbüchern von Puchta und Kuntze, und den etwas gar zu sparsamen von Hölder und Sohm. In der Systematik hat er im Grossen und Ganzen das Hergebrachte beibehalten und den neueren Umsturzversuchen, wie es in einem Lehrbuche geziemt, keine Concessionen gemacht. Ueberall aber schlägt als dominirender Gesichtspunkt das Bestreben durch, das der Verfasser im Vorwort als seine leitende Absicht bekennt: den Schüler von Anfang an in unmittelbaren Rapport mit den Werken der juristischen Klassiker zu setzen und sie in die unerschöpfliche Fundgrube juristischen Wissens, ins Corpus juris civilis Justinian's, einzuführen. Zu diesem Zwecke werden im historischen Teile die einzelnen juristischen Schriftsteller der klassischen Zeit mit einer Ausführlichkeit behandelt, wie man sie in anderen Institutionenbüchern ähnlichen Umfangs vergeblich sucht. Vécsey gibt eine ziemlich ins Detail gehende Literaturgeschichte der römischen Jurisprudenz, und zumal die Koryphäen werden in Leben und Schriften vorgeführt und eingehend gekennzeichnet. Bei jeder einzelnen Nation werden die Responsen der Juristen aus den Digesten angezogen und bei Meinungsverschiedenheiten der Kampf dieser Grossen mit ihren eigenen Worten vor des Lesers Augen ausgefochten. So war Vécsey's Buch eine lehrreiche, anziehende und fördernde Einführung in das schwierige Studium des römischen Rechtes, als es zum ersten Male erschien; und nun es zum zweiten Male in wesentlich veränderter Gestalt erscheint, verdient das Werk gesteigertes Lob. Der gewissenhafte Fleiss des Verfassers hat beinahe jede Seite des Buches umgemodelt; hier wurde gekürzt, dort gemehrt, überall gebessert. Trotzdem der Umfang des Buches so ziemlich der alte geblieben ist, ist an Form und Inhalt rastlos gefeilt, nicht wenige Abschnitte sind gänzlich umgeschrieben, das ganze Werk auf die heutige Höhe der Wissenschaft gehoben worden.

Zsilinszky Mihály, Az 1708-iki országgyűlés történetéhez. (Zur Geschichte des Pressburger Reichstages vom J. 1708 von Michael Zsilinszky.) Budapest, 1888, Akademie, 90 S. — Wichtiger Beitrag zur Geschichte des Protestantismus in Ungarn.



Ut — *Weg*; csatorna — *Kanal*; állomá

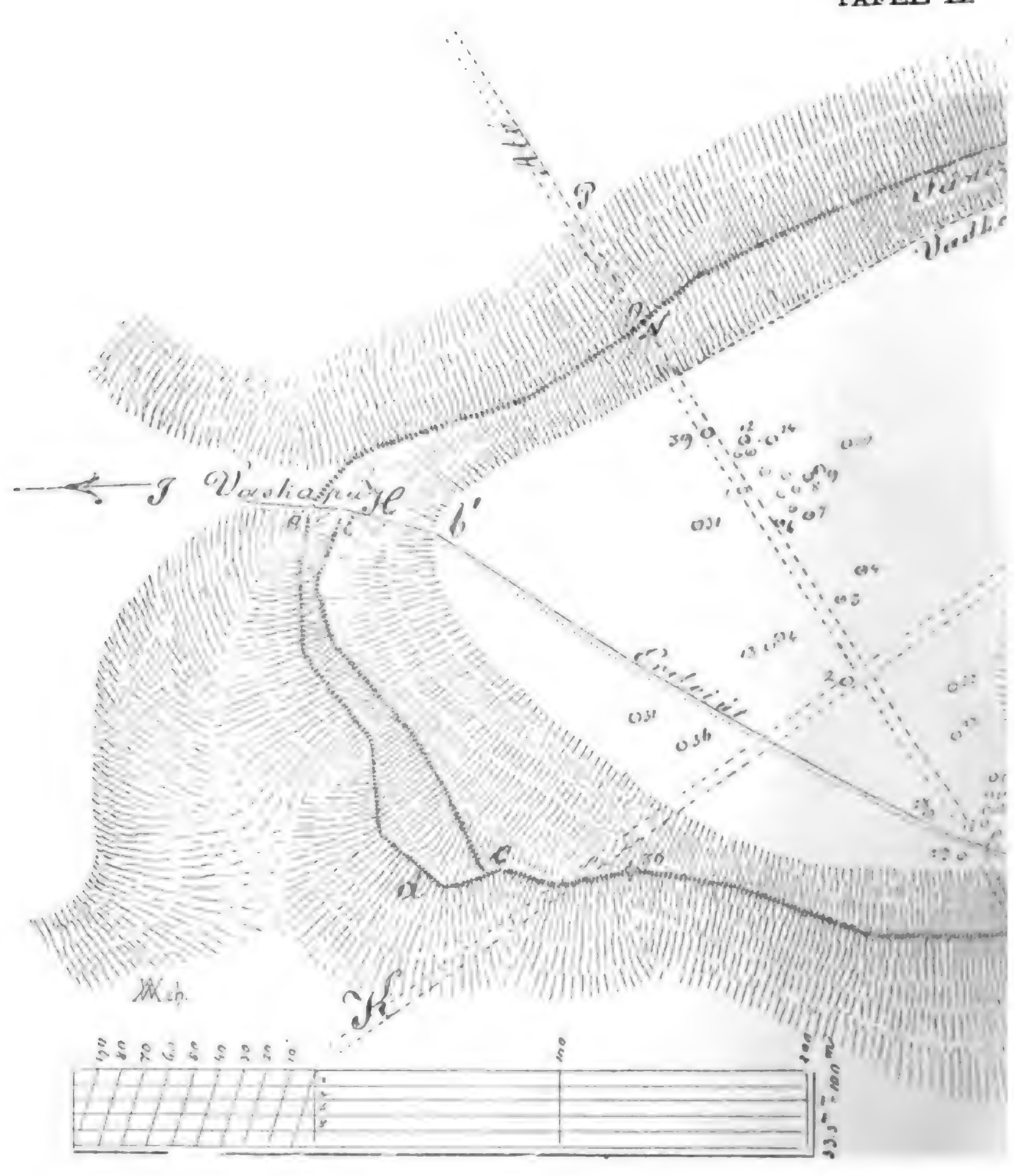
1.



HE KARTE.

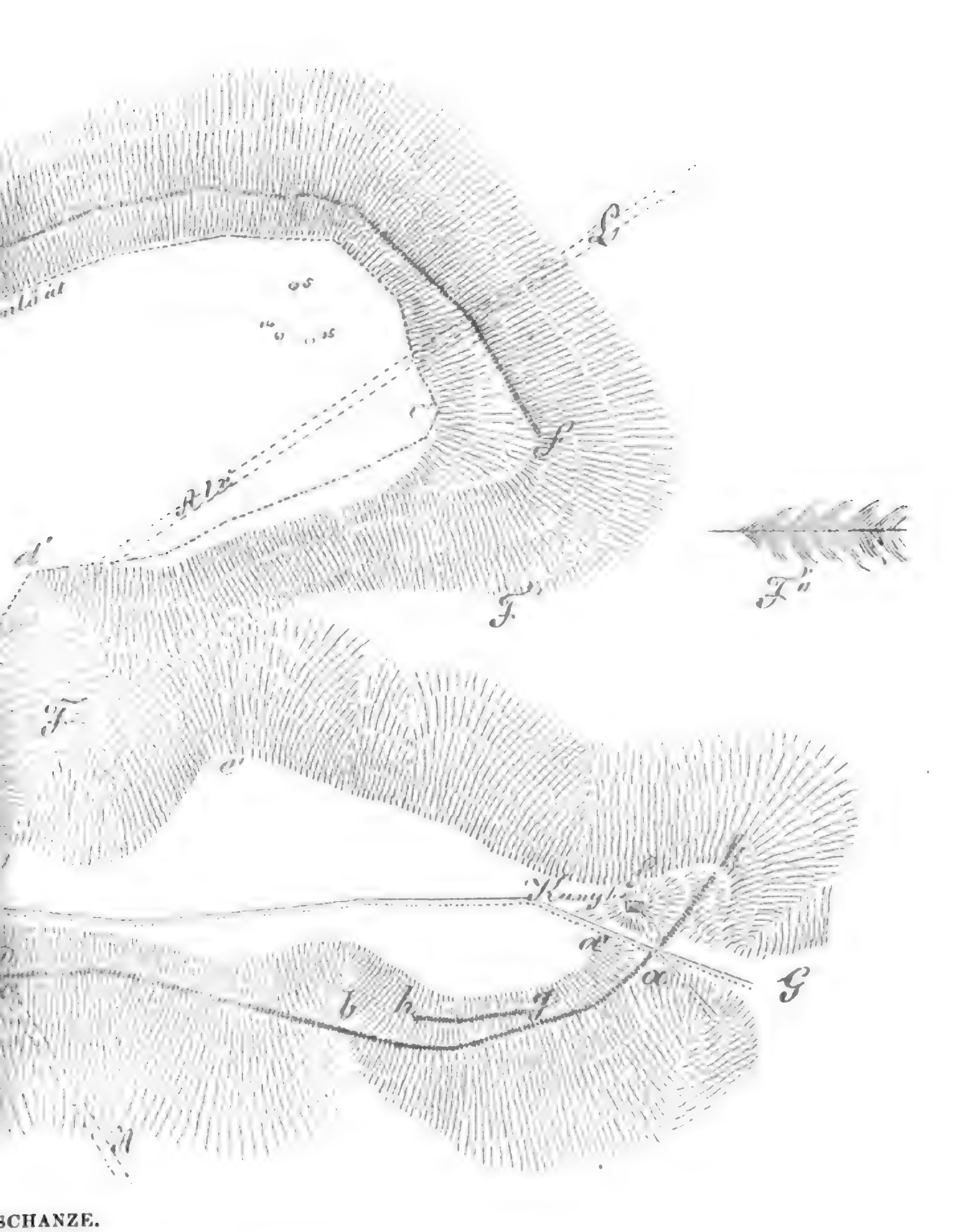
nás — *Station;* sincz — *Schanze.*

TAFEL II.



PLAN DER LENGYELEI

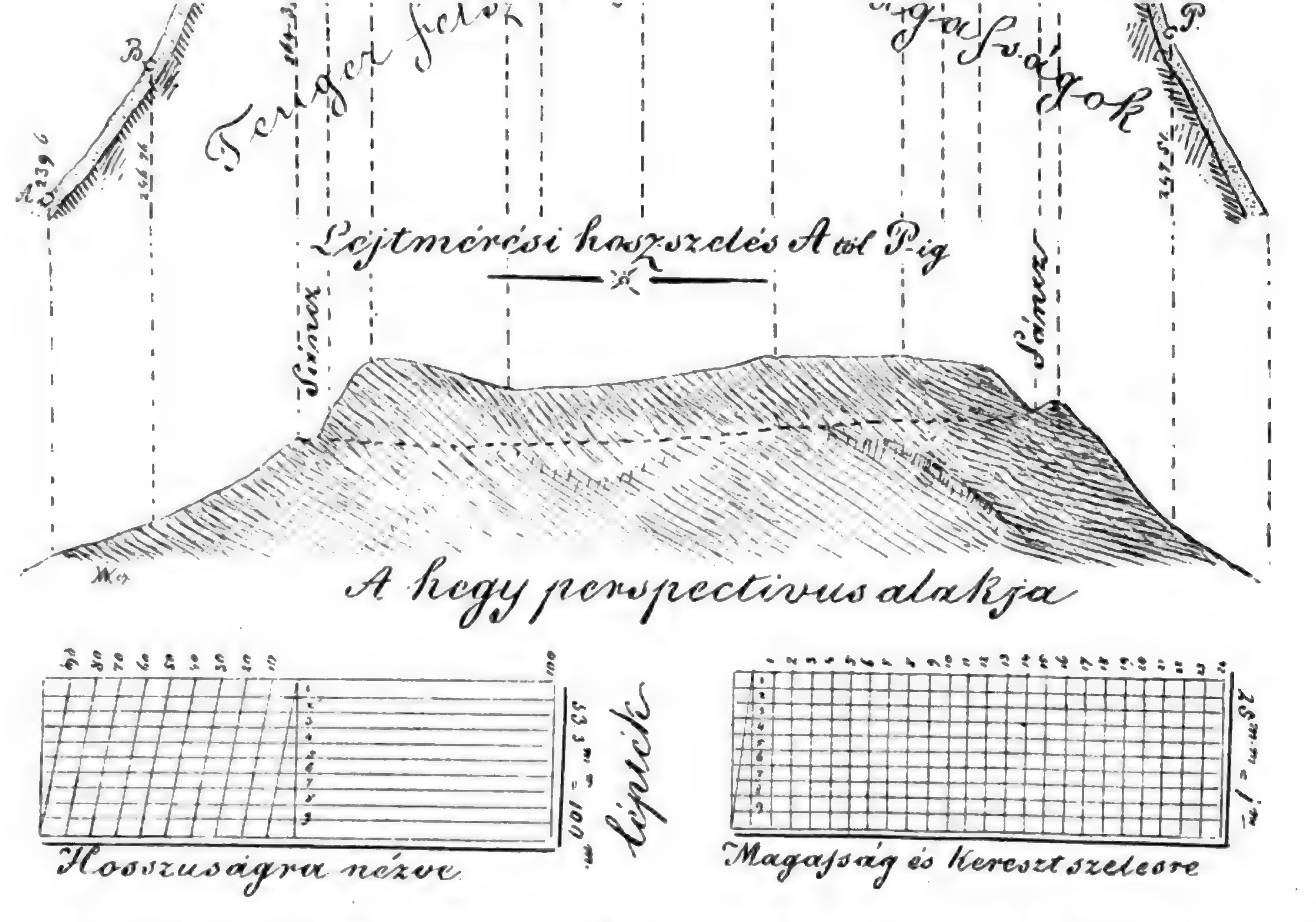
Kunyhó = *Hütte*; Vaskapu = *Eiserne Tor*. Erdei ut



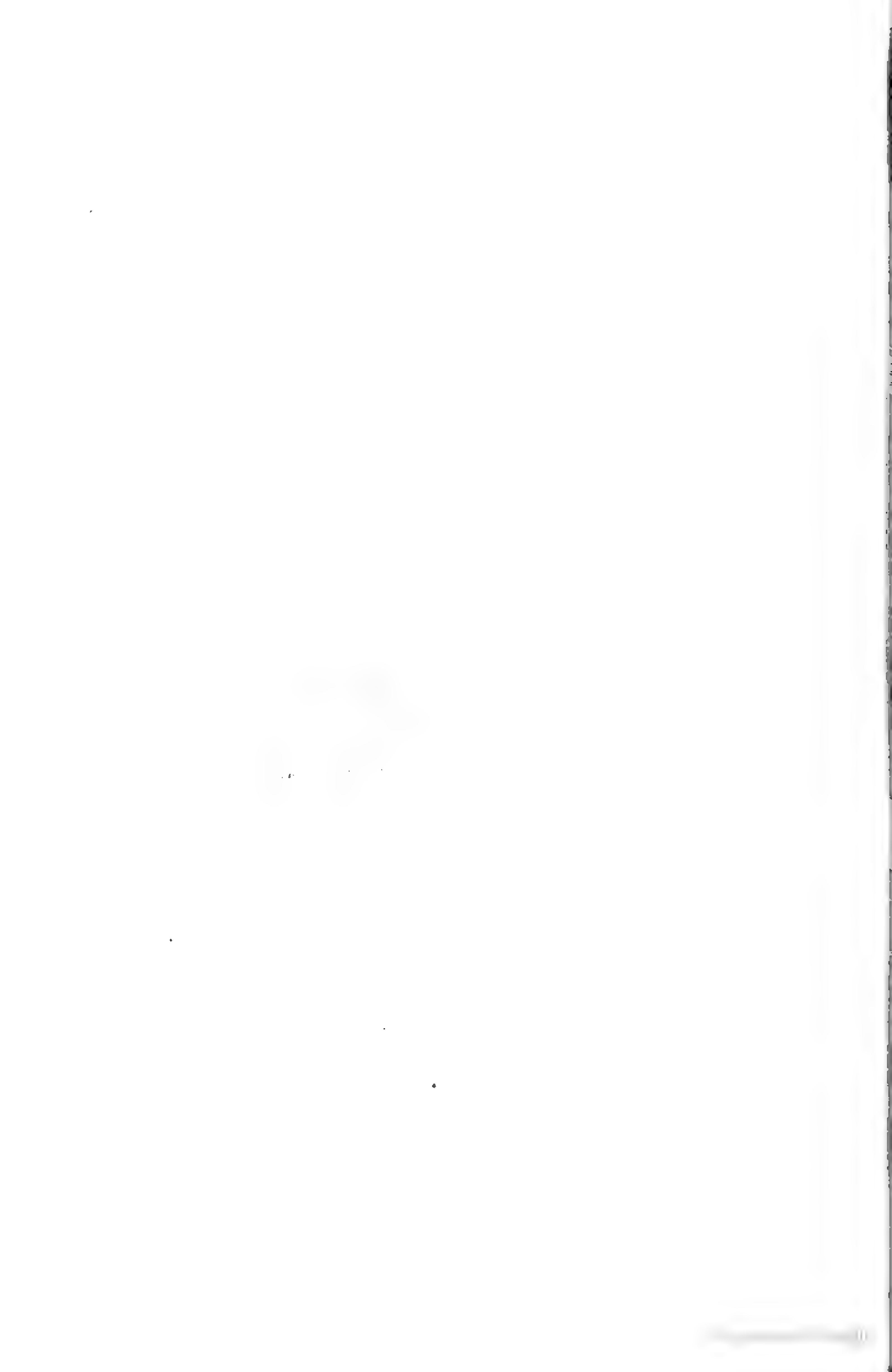
SCHANZE.

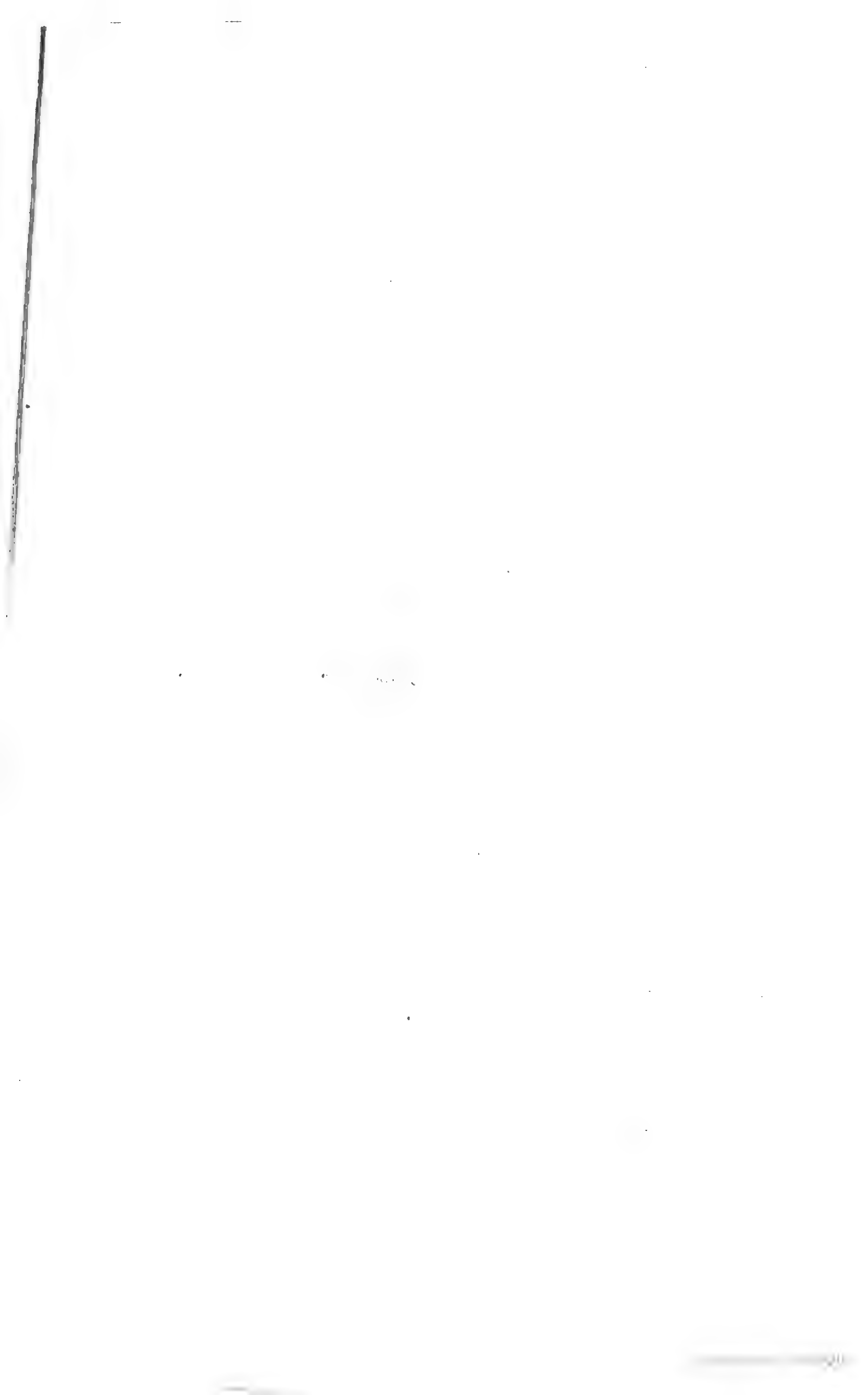
Valdweg; sáncz — *Schanze*; Vadkémlő ut — *Bürstweg*.

12.8
9.5
7.7
9.38
Földfelszín
A sánczárok keresztszelése 30 nál
E
D
C
F
G
H
K
L
M
O
278.62
272.79
273.58
276.72
279.24
280.0 Legmagasabb pont
279.66
279.66
269.92

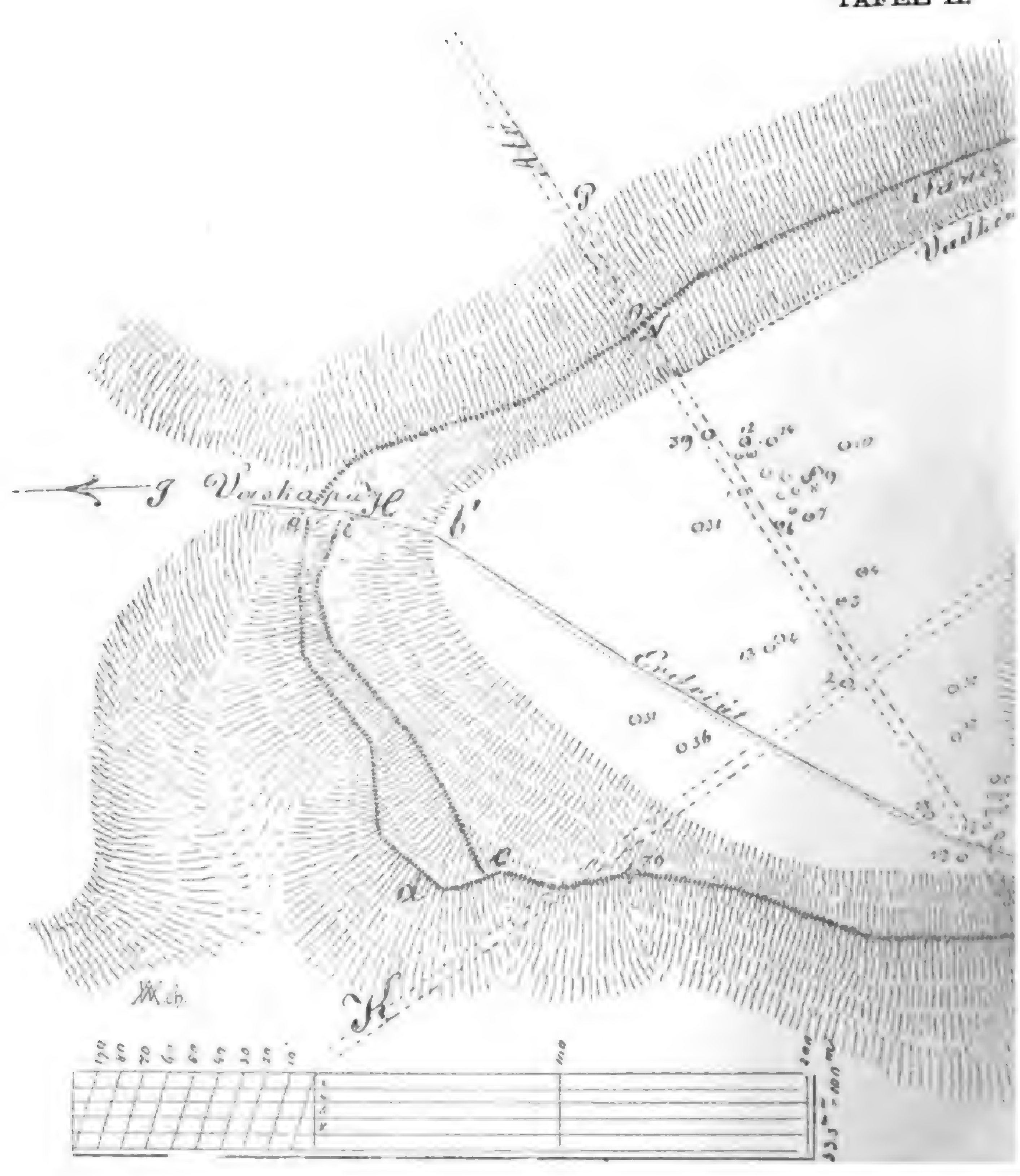


Föld felszine — *Oberfläche der Erde;* **Sánczárok keresztszelése 30nál** — *Querschnitt des Schanzgrabens bei Nr. 30;* **Legmagasabb pont** — *Der höchste Punkt;* **Tenger felszin feletti magasságok** — *Höhe ober der Meeresfläche;* **Lejtmérési hoszszelés A-tól P-ig** — *Längeprofil der Schanze von A bis P;* **A hegy perspectivus alakja** — *Die perspective Form des Berges;* **lépték** — *Masstab;* **hosszuságra nézve** — *für das Längenprofil;* **magasságra és keresztszelésre** — *für die Höhe und Querschnitte.*



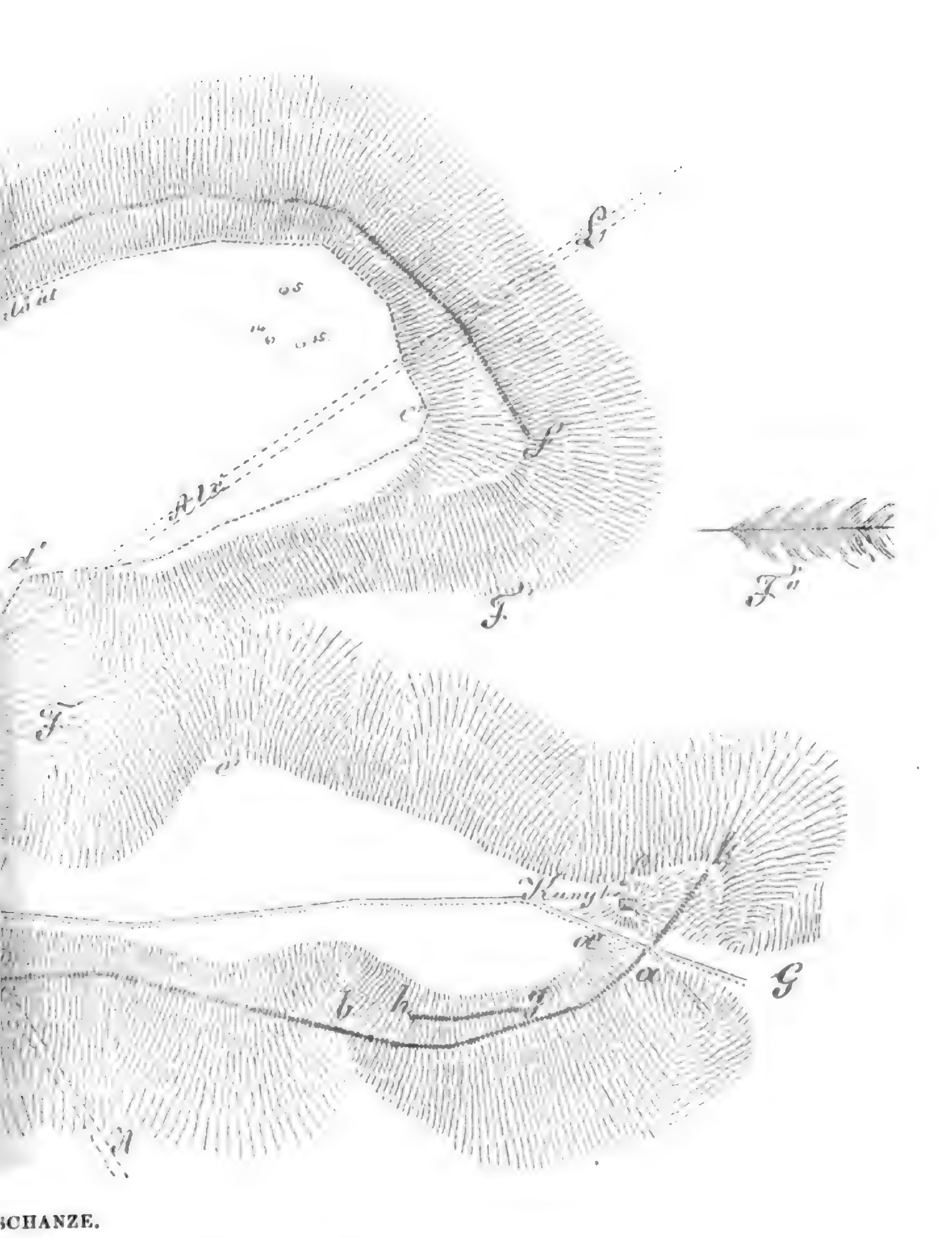


TAFEL II.



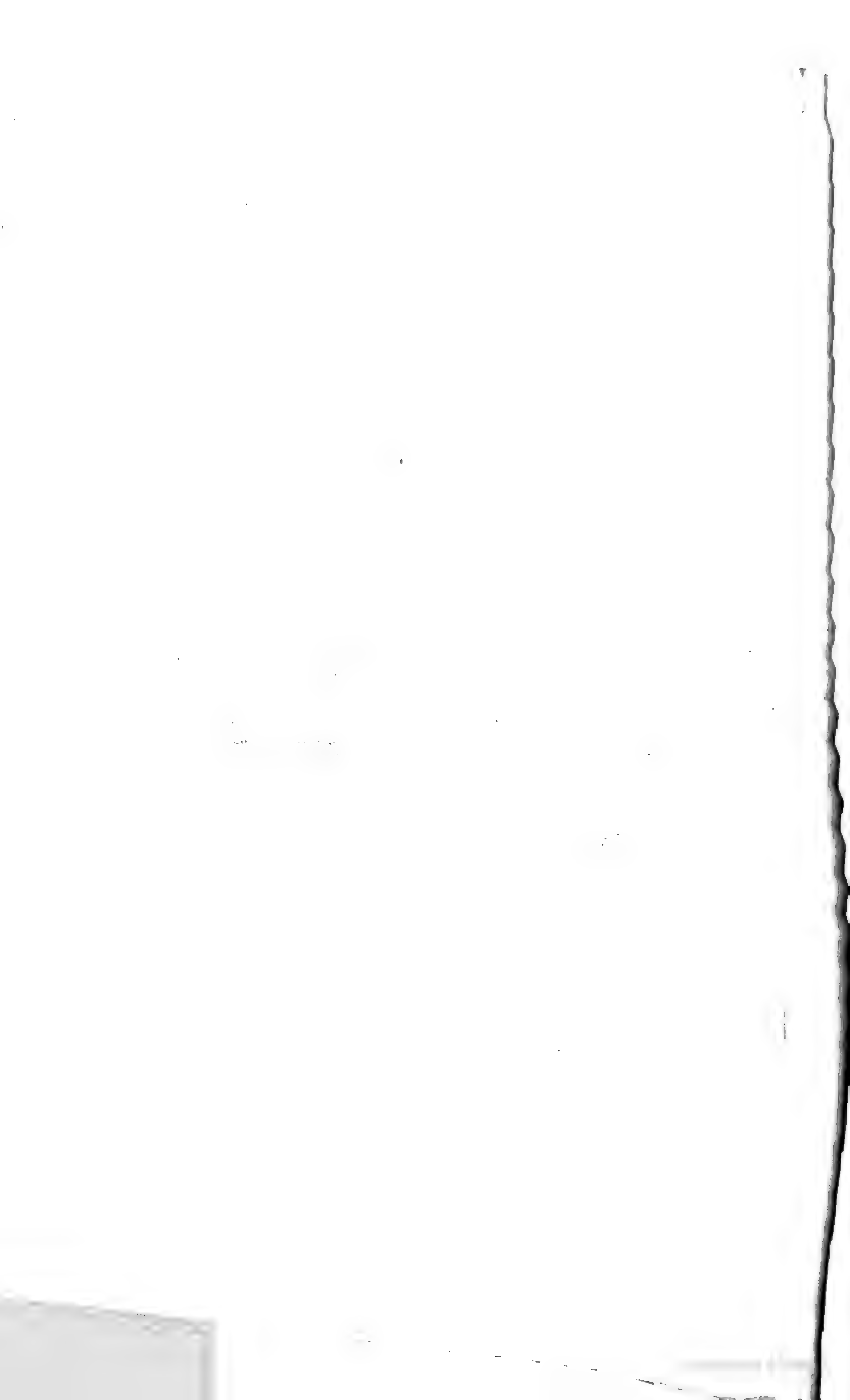
PLAN DER LENGYELE

Kunyhó = *Hütte*; Vaskapu = *Eiserne Tor*; Erdei ut



SCHANZE.

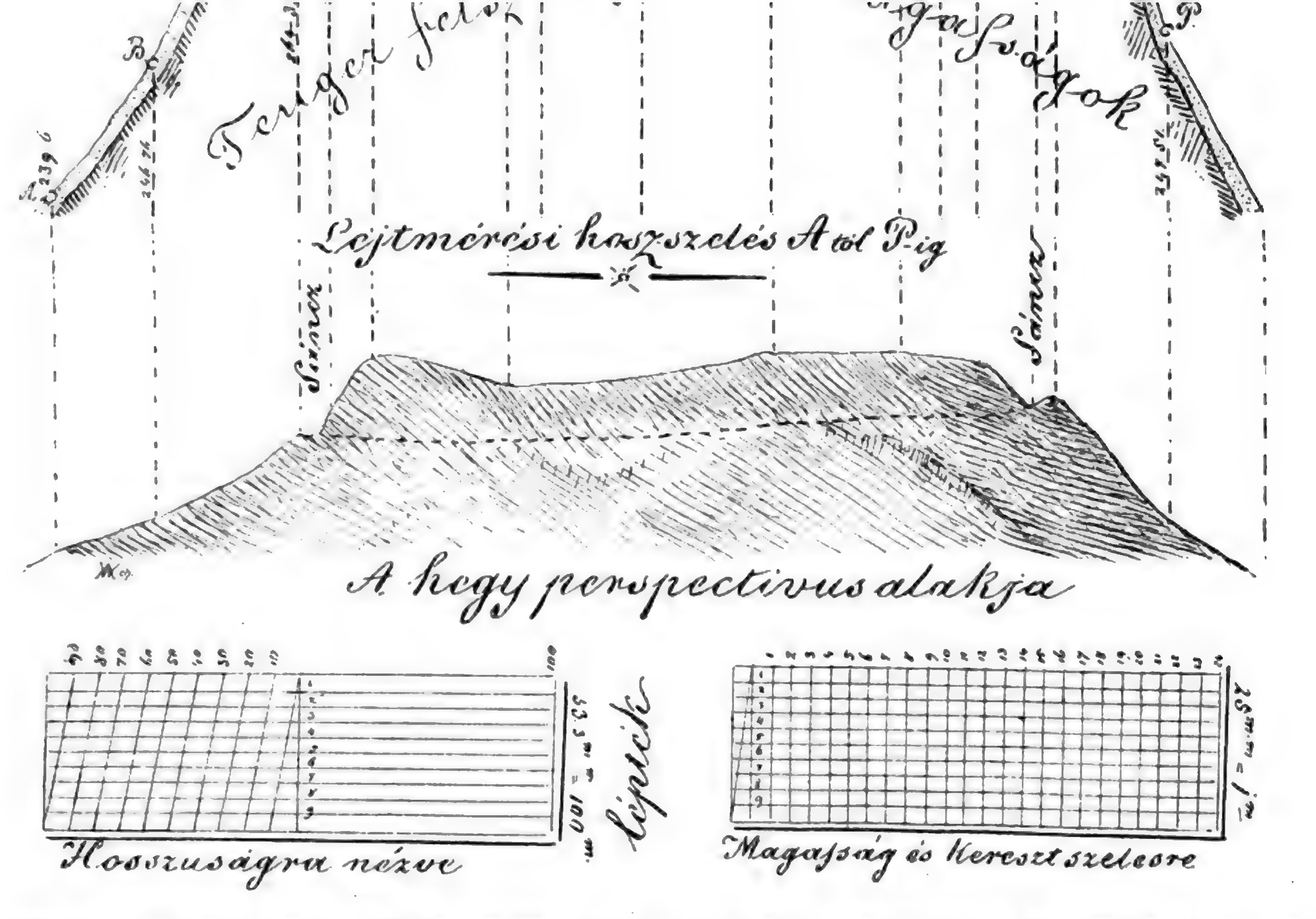
Valdweg; sáncz — *Schanze;* Vadkémlő ut — *Bürstweg.*



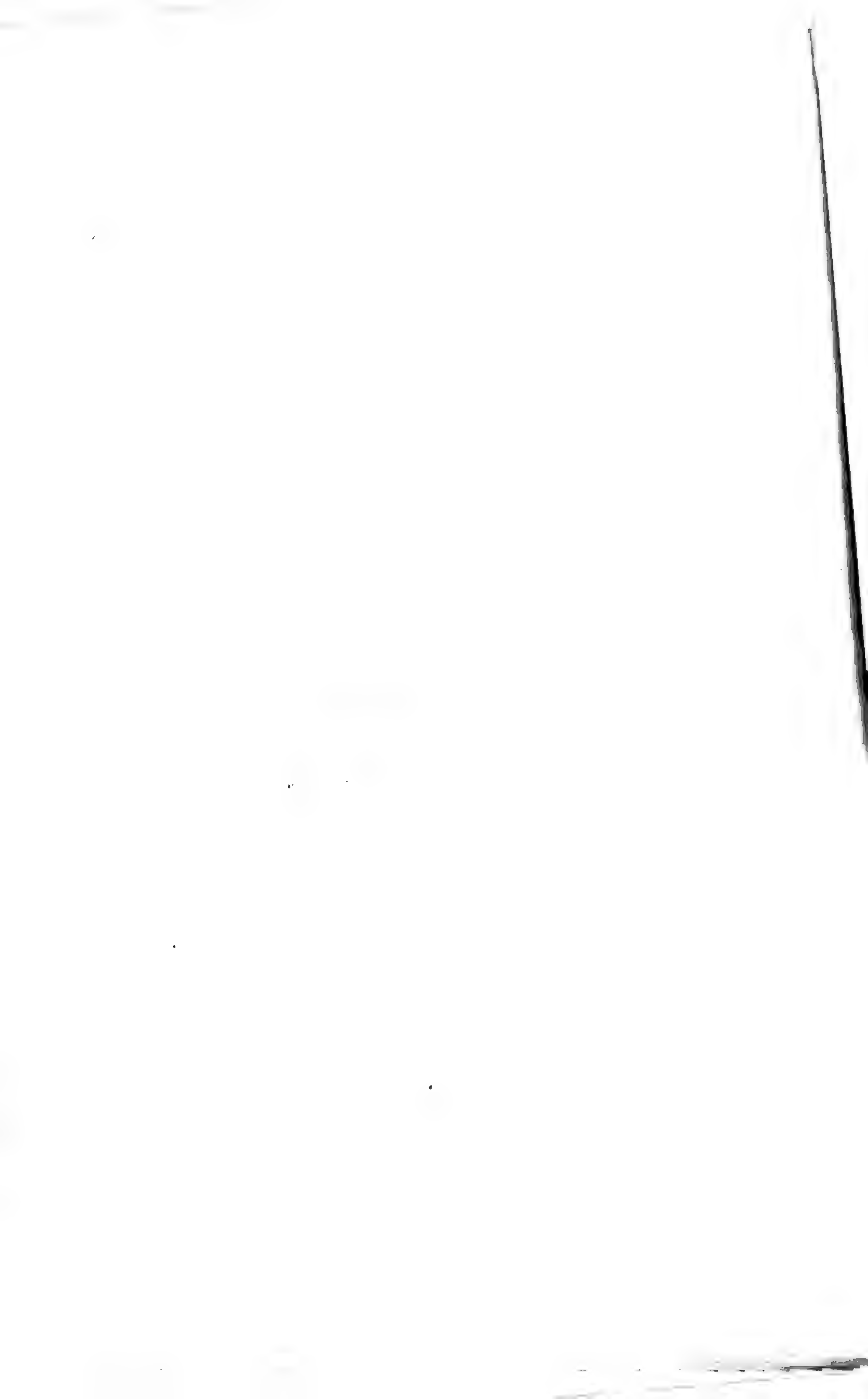


A sánczárok keresztszelése 30 nál

12.8 9.5 4.4 13.6
Földfelszin
a b c
E F G H I K L M N O
C D
Földfelszin
Egymagasl pont
278.63 272.79 273.58 276.72 279.24 280.0 279.66 279.66 269.92

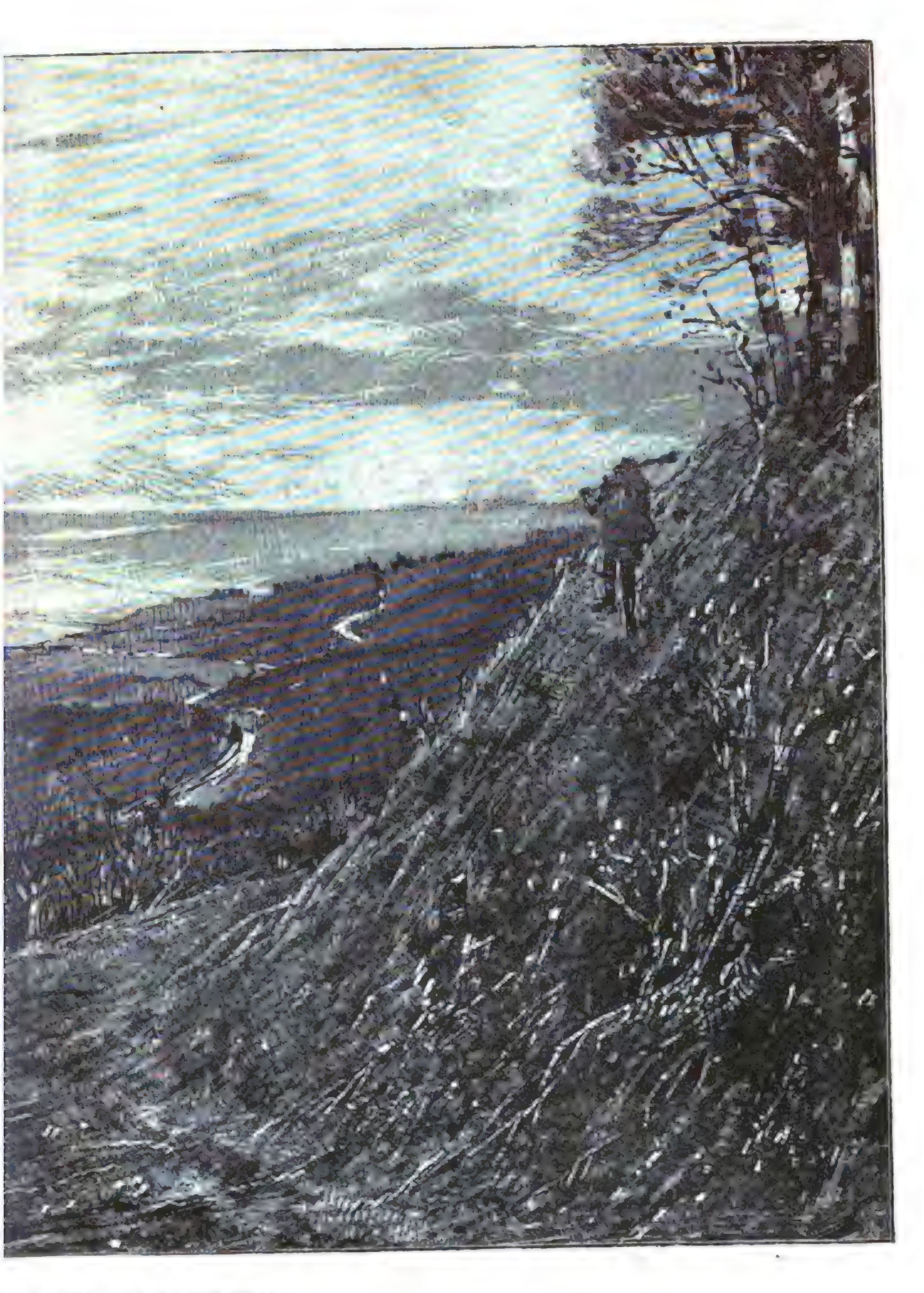


Föld felszine — *Oberfläche der Erde;* Sánczárok keresztszelése 30nál — *Querschnitt des Schanzgrabens bei Nr. 30;* Legmagasabb pont — *Der höchste Punkt;* Tenger felszin feletti magasságok — *Höhe ober der Meeresflache;* Lejtmérési hoszszelés A-tól P-ig — *Längeprofil der Schanze von A bis P;* A hegy perspectivus alakja — *Die perspective Form des Berges;* lépték — *Masstab;* hosszuságra nézve — *für das Längenprofil;* magasságra és keresztszelésre — *für die Höhe und Querschnitte.*

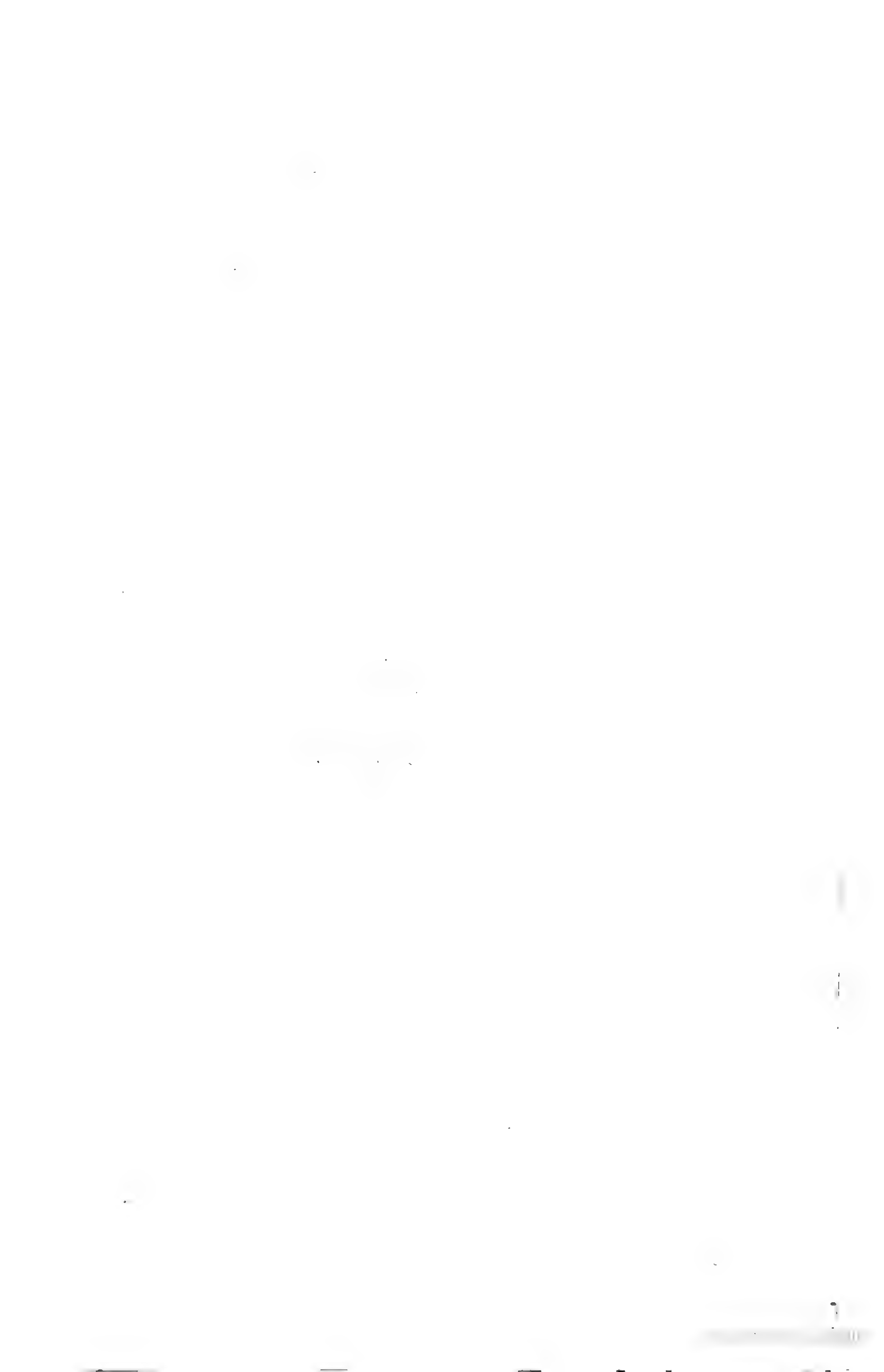


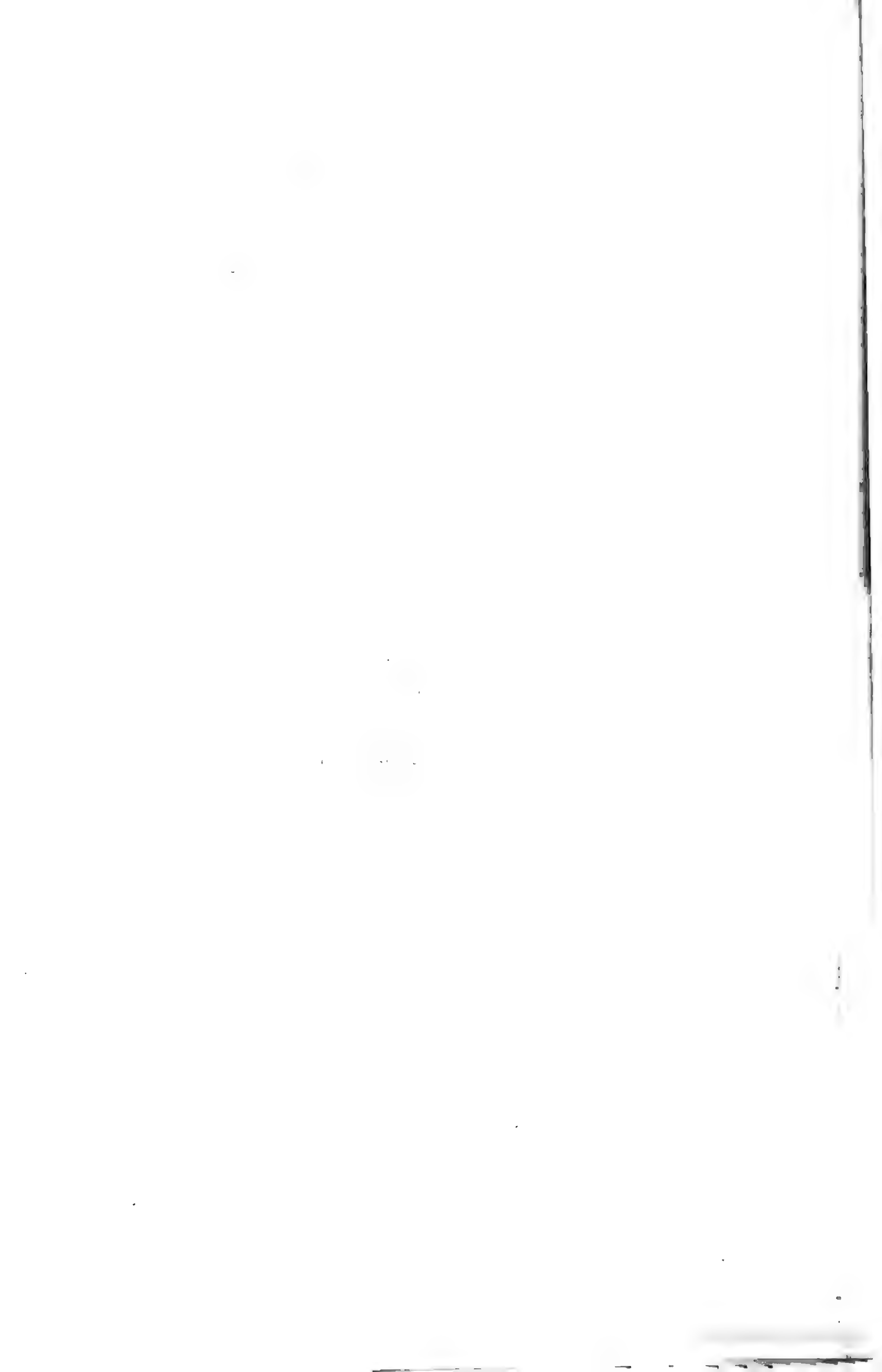


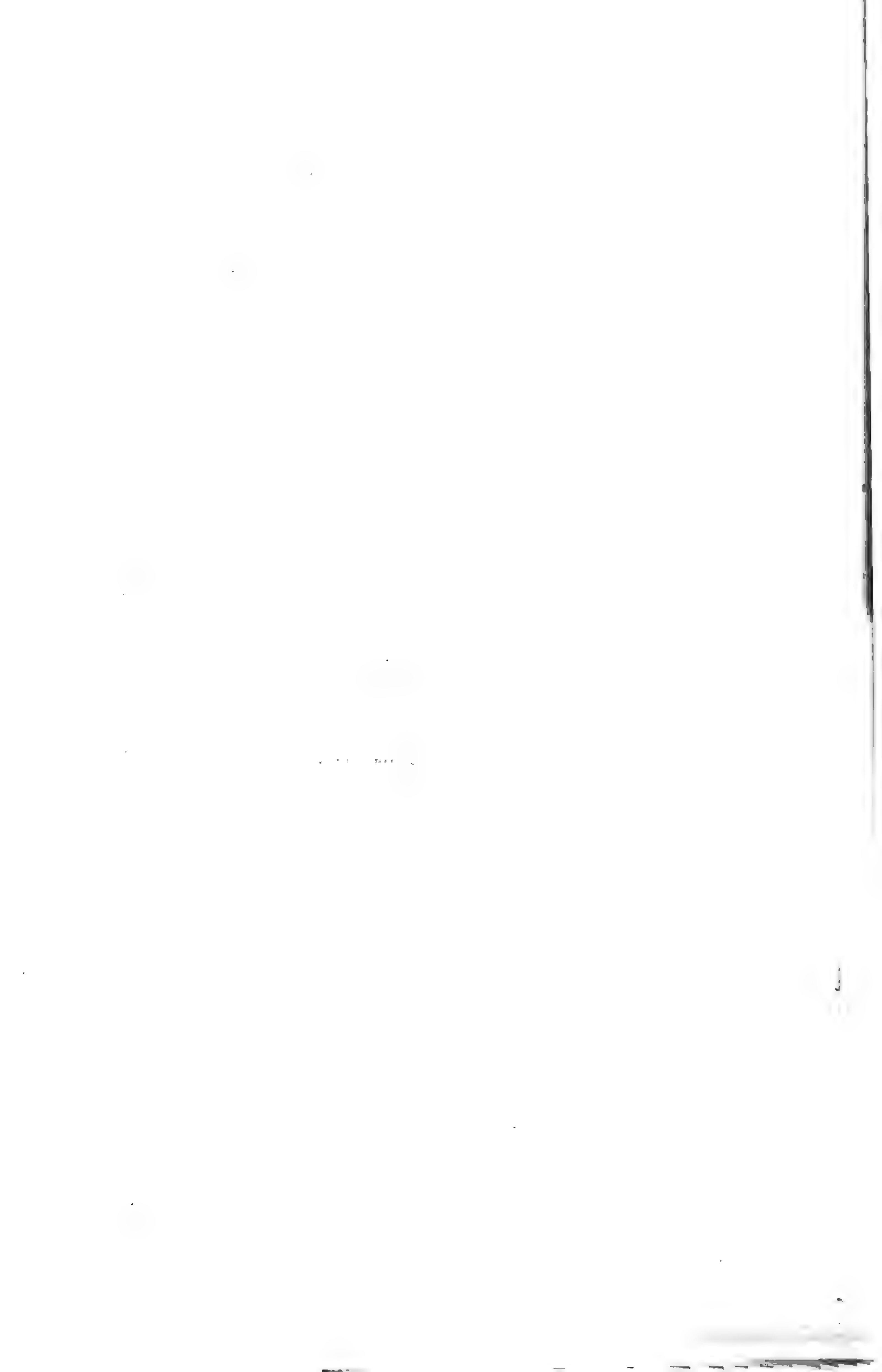
DAS LENGYELER SCHANZW

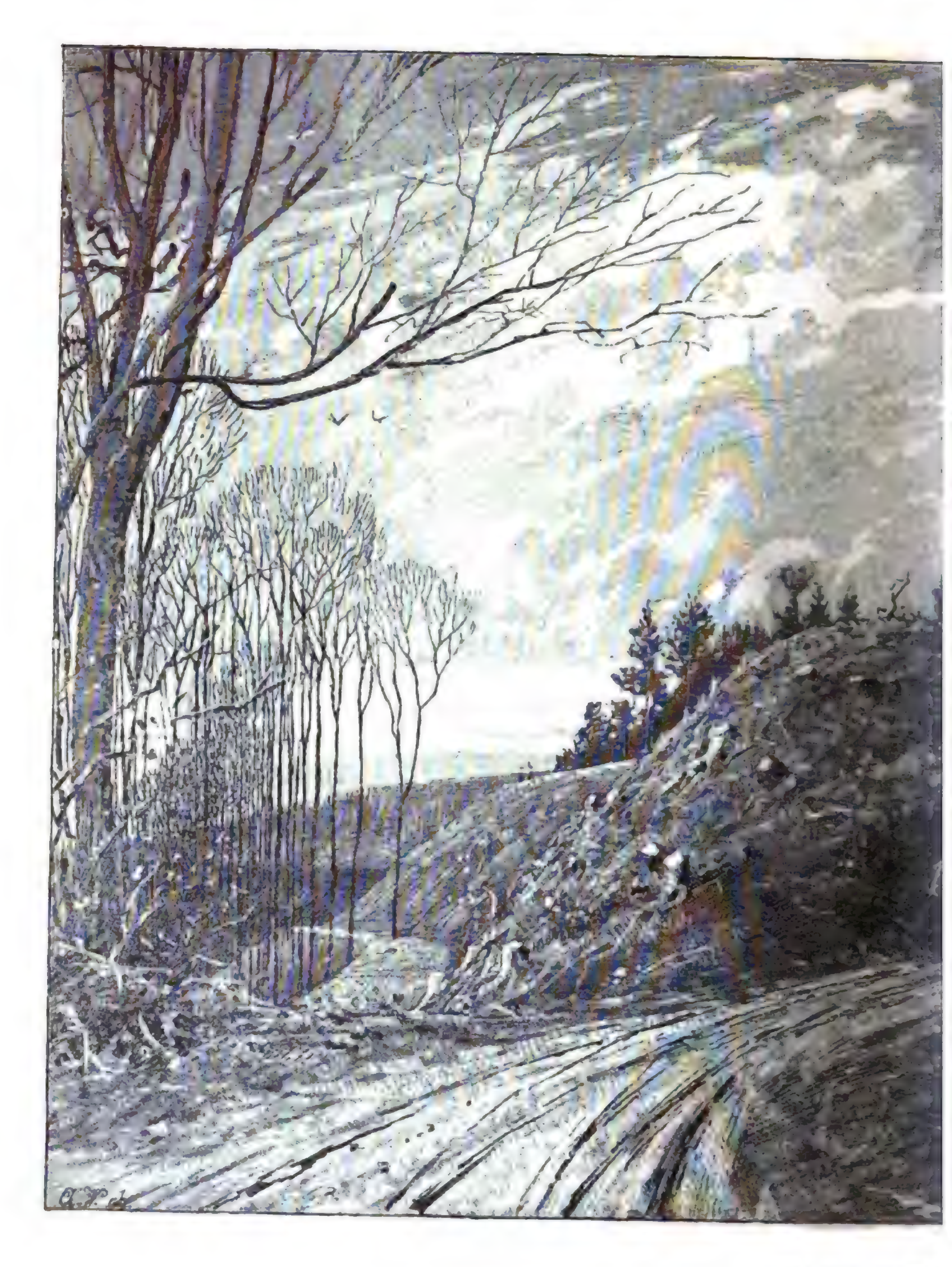


.RK UND DAS KAPOS-THAL.



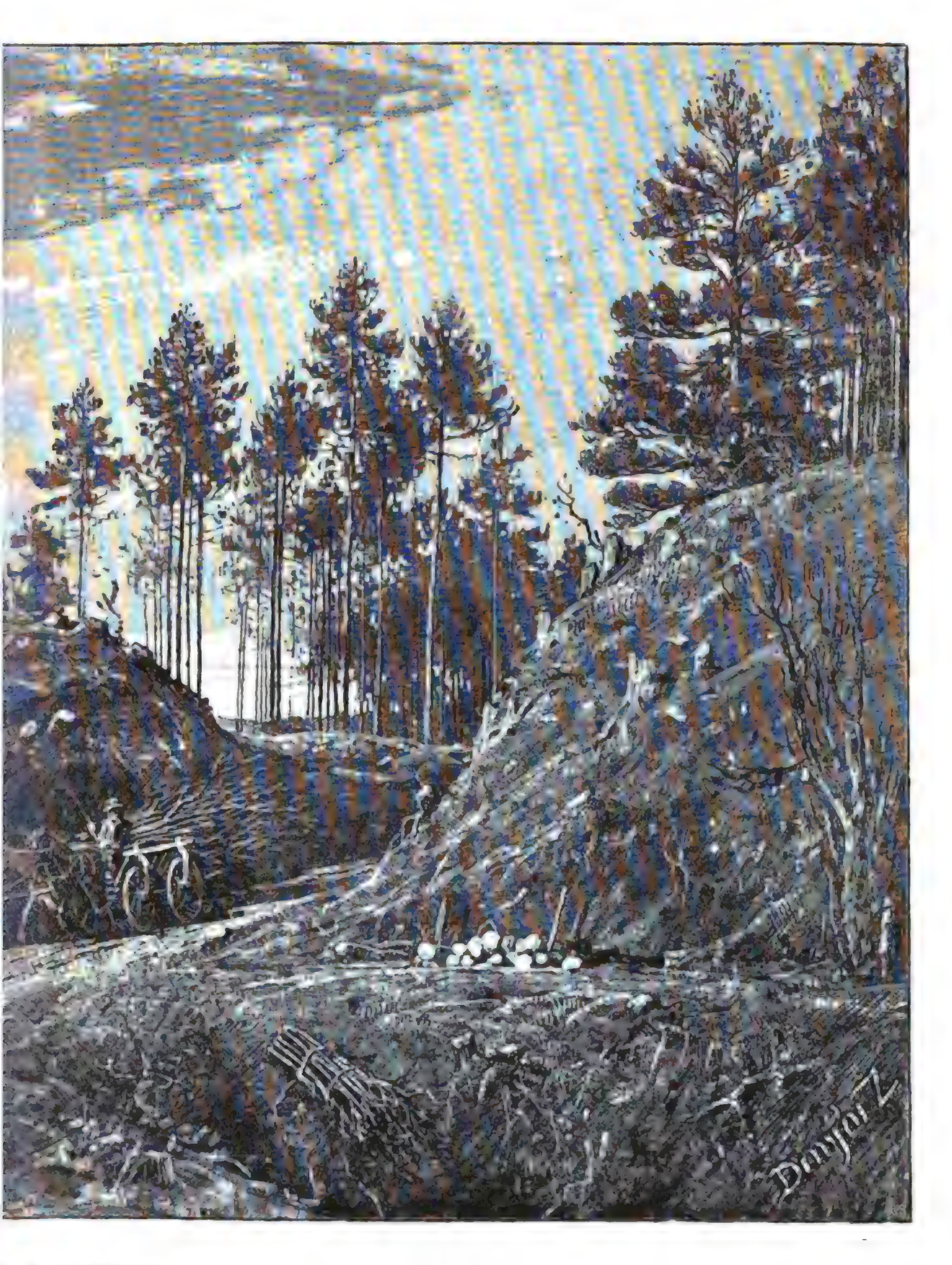






DAS LENGYELI

EL V.



R SCHANZTHOR.

